Gesang gewesen, was ihn gelockt hätte. Das Lied war nur auf ihren Lippen, und ihre stillen Augen wußten nichts von ihm. Ueberhaupt Karen. Wenn er nun an sie dachte, mußte er das fremde Mädchen fest an sich drücken, um wieder warm zu werden. Er mochte nicht fort aus der Stadt, wo Nanja nach ihm andere locken würde. Aber Gold kostete es da in der grauen Gasse, wo die Menschen nicht mochten, daß ihnen der Herrgott auf die Finger sah, denn sie hatten die Stockwerke der Häuser so aufeinander gesetzt, daß dem Himmel nur ein kümmerlicher Durchgang blieb. Als Hatje merkte, wie das Gold dort rann, dachte er, daß die Leute wohl wüßten, warum sie den Herrgott aussperren. Und er wollte raus aus dem schmutzigen Dunkel. Seine Hallig sah er, die am liebsten den Himmel aufgefangen hätte, und er saun sich heraus aus dem Hafenlärm und sah auch Karen, die blonde ruhige Karen, die ihrer Eltern Geld ihm anvertraut, weil er ihren Ring trug. Da schämte er sich und wollte am andern Tag fort.

Aber das kleine Mädchen wollte das nicht dulden, und sie wußte, wie Riesen sind, wenn sie etwas nur halb und aus Reue wollen. Darum weinte sie, und auf Hatjes gefaltete Hände fiel eine heiße Thräne. So etwas hatte er noch nie erlebt, und Karens Thränen würden nicht so heiß sein, wenn er nicht wiederkam, denn zu Karen paßte das wilde Weinen nicht. Aber sie war doch schön, so eine brennende Thräne, und die Hände, die er gefaltet hielt, um nicht in Lockung zu kommen, lösten sich, um Nanja die glühenden Tropfen aus den langen Wimpern zu wischen. Nanja erzählte ihm dabei von ihrer Mutter, der sie Geld heimbringen wollte, das Geld aus der Hafenschenke, wo alles schmutzig ist. Da, wo die Nacht eine Ewigkeit über Riffen und Oeden liegt, da oben hinter Tromsö, wo im kurzen Sommer der Mohn weiß blüht, hatte Nanja ihre Mutter wohnen. Wie hübsch sie von da oben erzählte, wo die Welt eine blutige Sonne hat und im kurzen Sommer schneeweiße Schlafblumen, weil nach ihm die ewige Nacht kommt. Es war wohl eine bunte Lüge, aber Hatje Kristen fand sie schön, und durch die Liebesnarrheiten der letzten Zeit war sein Hirn immer rege, und der starke Grog hielt das schöne Fieber fest. Weißer Mohn! Roten hatte er gesehen, und er hatte ihn leiden mögen, weil er so ängstlich flatternde Blätter hat und einen zitternden feinen Stengel, den der Wind dreht, wie er will. Aber weißer Mohn? Felder mit weißen ängstlichen Mohnblumen? Und aus diesen seltsamen Feldern war Nanja, die ihm nun wie eine Mensch gewordene weiße Blume vorkam. Und sie sehnte sich in ihre Felder zurück und weinte dazu. Da versprach er ihr, daß er sie mit seinem Schiffe wieder hinaufnehmen wolle zu ihrer Mutter im Fjordwinkel. Sie wollte es nicht glauben und zog ihm als Pfand den silbernen Ring vom Finger und schob ihn auf ihre Brust, weil das Herz da schlug, das ihn lieb hatte. So sagte sie. Karens Ring aber mußte Hatje wieder haben, und da kam es, daß er fühlte, wie heiß das kleine Mädchen aus Tromsö war.

So kam denn alles — und als er kein Gold mehr hatte, war das kleine Mädchen aus Tromsö kalt wie der Wind im Fjord. Gold sollte er holen für die Armut in der Tromsöer Nacht. Und er sollte das Boot verkaufen, denn er hatte geprahlt, daß er eigenes habe, als eines Abends die Augen des Mädchens zu einem flogen, der viel draufgehen ließ und sie anblinzelte, wenn er auf seine klingende Geldkatze schlug. Karens Boot verkaufen und mit Karens Geld dahin gehen, wo die Blume des Schlafes totenblaß blüht. Mit Karens Geld in die große Nacht gehen.

Als er das dachte, schlich Hatje aus der Schenke, wo alle johlten, als ob sie eine Stimme aus ihrer Seele totschreien müßten. Er war aber noch nicht an der Ecke, wo die Gasse zum Hafen niedersteigt, in dem sein und Karens kleines Schiff im unruhigen Wasser schwankte, da war das Mädchen bei ihm und drückte den niedlichen Kopf in seinen warmen Flausch, der ihm etwas Wohlhäbiges gab.

„Ich habe Deinen Ring — zu Hause, in meiner Kammer habe ich ihn," flüsterte sie, und ihr heißer Atem rann ihm über den Körper.

Karens Ring mußte er heimbringen — ihr Boot und ihren Ring.

So kam es, daß Hatje Kristen mit dem Mädchen ging, das aus der Nacht war. Er wollte den Ring retten und verlor das Boot und sich selbst obendrein. Und seine Leute gingen auf andere Schiffe. —

Die Frauen und Bräute auf der Hallig lebten dem Frühlingsmond entgegen, mit dem die meisten Männer heimkamen. Knerkens und Foitchens wurden gebacken und standen unter dem Ofen im Pesel, und aus Husum kamen Tulpen und Hyazinthen und Krokos für die geschnitzten Fensterstmse.

Heute kam ein Boot und morgen ein anderes, und Karen schickte immer wieder Ole Kristen zum Watt, um bei den andern nach seinem Sohn zu fragen. Aber der Alte mochte nicht fragen — Hatje war sein Einziger, und der einzige Kristen überhaupt — nein, der Alte konnte nicht fragen. Am Osterſonntag pilgerten alle über den Schlick, weil drüben auf der Pfarrhallig gedankt wurde für die Heimgekommenen. Und Karen schickte ihren Ohm Ole auch hinüber, als die zitternde Kirchenstimme von Hooge ihr Lallen anhub.

Karen aber blieb in dem totstillen Pesel, wo Hatjes Mutter ihr an den blauweißen Wandkacheln die Geschichte vom verlorenen Sohn und vom Sündenfall und von Magdalena, der Ehebrecherin, erzählt hatte, und wo die Wiege stand, auf der bunte Vögel auf grellen Blumengewinden sich wiegten, und an deren Kopfende die Geburtstagszahlen der Kristens eingekerbt waren.

Karen hatte auch Hyazinthen von Husum kommen lassen und die Vorhänge an den Wanddetten gewaschen und in frischen Falten aufgesteckt. Sie hatte auch dabei dies und das gedacht, was sie mit den jungen Frauen und Mädchen der Freundschaft geflüstert — gewiß geflüstert, weil's etwas Heimliches war. Und sie war eine gesunde Dirne an Leib und Seele, ruhig und treu und des Kommenden froh.

Nach der Blume mit den vielen hellblauen Glöckchen und nach den knuſperigen frischgebackenen Halligkuchen duftete es um Karen — nach Kuchen, mit denen man Kindern die Thränen trocknet. Da kam Karen das Lied vom schwarzen und vom weißen Schaf in den Sinn, und weil zur Kirchenstunde die Hände ruhen, zog sie die Wiege zum Fenster und ruckte sie und sang dazu, und ihre hellen Augen wußten wohl etwas von dem Lied auf ihren frischen vollen Lippen. Das war ihre Liebe zu Hatje — ein Kind, auf das er sich einmal freuen sollte, wenn er es zwischen Herbst und Frühling sauer hatte draußen.

Ueber das Watt kamen schon die Frommen, da sang das Mädchen noch — Lied um Lied, bis es draußen auf dem Ack laut wurde von denen, die auf der stillen Wari Gräber haben.

Dann kam auch Ohm Ole, und als Karen ihn sah, wußte sie, daß das schöne Boot nicht heimkam, und sie nannte drum nur den Namen ihres Verlobten.

„Mit 'ner norwegischen Dirne weg. Oha! der Hund!" Hundertmal sagte der Mann, der seines Einzigen Los nun kannte, „oha — der Hund!" Karen hatte kein gutes und kein böses Wort. Die Wiege aber rückte sie wieder an ihre Bettstatt.

Nie sah sie einer weinen, aber etwas Herbes trat in das Gesicht, weil Hatje Kristen sie nun: das Beste im Frauenleben gebracht; und eines Tages trug sie die Wiege hinaus, und Ole Kristen sagte fein: „Oha! der Hund."

Viel sprach der Alte nicht; er war ein Halligfriese, einer, der sich auf seinen Feierabend gefreut hatte und auf die, welche nach seinem Einzigen in dem feinen alten Hause leben würden. Manchmal kam ihm ein Grimm, daß er die weißblauen Wandkacheln hätte herausreißen mögen, an die nun kein Kind seiner Art mit den Fingerchen tippen würde. Wie das schön

Digitized by Google

gewesen war früher, als — „oha! der Hund!“ Und der Alte paffte aus seiner kurzen Pfeife, daß blauer Qualm die Wand zudeckte.

Nie ging jetzt Ole Kristen mit Karen zu den gemütlichen Upsatten in der Freundschaft, und die Freunde wußten, daß sie ihm etwas gutes thaten, wenn sie nicht zu ihm kamen. Nur Dierk Haas, der neue Lehrer, war oft beim alten Kristen. Der wußte etwas von Tromsö — da oben. Denn einmal war ein Brief gekommen, in dem etwas von Tromsö stand, und das Schreiben war von Hatje aus Bergen. Mit einer Expedition wolle er fort, die in die Eisnacht hinter Tromsö ging.

Der Lehrer mußte wissen, wie das gemeint war. Eines Sonntags, als Dierk Haas Kirche gehalten hatte für den kranken Pfarrer von der Hallig drüben, blieb Ohm Ole zurück, bis der Lehrer an ihm vorbeikam. Sie standen just unter dem Dänenschiff, das der gute König Christian geschenkt, unter dem alten Vollschiff, an dem die ersten Träume eines jeden Friesjungen hängen.

„Oha! mit allen Segeln! oha! Dat wär!“ Und Ole Kristen legte dem jungen Lehrer seine nächtige Rechte auf die Schulter, und die andere Hand wies nach oben, wo das Kirchenschiff im Zuge schwankte. Dierk Haas wußte um die Geschichte vom verlorenen Sohn seiner Hallig, denn die Geheimnisse haben einen kurzen Weg über die Insel, und er schüttelte dem Alten, der ingrimmige Thränen lachte, die brave Hand. Da fragte Hatjes Vater nach Tromsö. Der Lehrer wußte nur, daß es hoch hinauf war, aber er wollte nachlesen in seinen Büchern. —

Am Abend ging Dierk Haas zu Ole Kristen, und Karen mußte Theepunsch machen vom besten Rum.

Von Tromsö hörte da Karen und von der arktischen Nacht und von Fjeld und Fjord und von vielen, die dort erfroren sind, Bruderherz an Bruderherz. Und unten stöhnte das Meer, als ob es aller Menschen Lasten trüge, denn es war um die Tage der Stürme, wo der Gonger über die Watten in die Halligh äuser geht und die Zeiger der Uhren anhält, wenn das Ticktack eines Friesenherzens still geworden ist.

Dik kam im Winter drauf Dierk Haas — um von „da oben“ zu ergählen und Karen zu sehen und ihre Seele zu erkennen — die arme Seele, in der wiegende Madonnenlieder verklungen waren.

Wie gesund das Mädchen war, gesund wie er selbst. Er hatte in Büchern gelesen, daß Frauen verkümmern, wenn eine Hoffnung sie betrügt. Karen war nicht so eine, und sie hoffte auch nicht mehr, denn sie fragte nie, wer und wie viele von da oben aus der Nacht zurückgekommen wären. Es war so sicher, daß Hatje Kristen in der Nacht hinter Tromsö an einem Bruderherzen einschlief — auf einer grausigen Scholle. Sie wollte auch weniger von der blutigen Sonne hinter Tromsö hören, wie der Alte, der immer dachte, wo Sonne ist, ist auch Leben.

Drum kam es, daß Dierk Haas Karen fragte, ob sie seine Frau werden wolle.

Blaß wurde sie da. Sie standen auf dem Süll von Ohm Oles Haus, und es war zur Tagesneige, wo ein roter Sonnenstreifen Meer und Himmel schied, und die Flut ruckte das Wasser.

„Wenn das Bruderherz, an dem Hatje Kristen sich in seiner Todesstunde wärmen wollte, mir den andern Ring bringt, dann, Dierk, sollt Ihr ihn haben. Ihr werdet nicht dahingehen, wo das Fjord donnert, und wo keine Sonne und kein warmes Leben ist. Und ein fremdes Mädchen wird Euch auch nicht von Ehre und Treue fortlocken, Dierk?“

„Nie, Karen.“

„So wartet, Dierk. Eine Braut wie ich ist wie eine von den vielen Frauen hier, die nicht wieder freien, weil ihre Männer noch leben könnten. Ihr wißt — wie Mekke Johannsen und Trinke Olasson.“

In der Nacht schlich Karen sich nach drüben in den Raum hinter der Küche, wo ihres Ohms Teerjacken und alte Südwester lagen und alte Netze, und wo in dem alten ausgedienten Kram die Wiege stand, die keinen Zweck mehr hatte. Hatjes Ring wollte sie unter das geblümte Kopfkissen legen, so legte sie alles Frauenhoffen beiseite. —

Manchmal that Dierk Haas die gleiche Frage und bekam die gleiche Antwort von Karen. Dann kam ein neuer Frühling, der das Glück auf die Hallig bringt, und Ole Kristen bekam einen Brief aus dem Seemannskrankenhause in Hamburg, er möge seinen Sohn Hatje holen, denn es würde nicht anders werden mit den erfrorenen Beinen. Ueber die Hallig lief es, daß Hatje Kristen nicht mehr „da oben“ wäre, und Männer und Frauen gingen zu Ole und zu Karen, sich mit ihnen zu freuen. Es gab ein vergnügtes Upsatten im Kristenhause, bei dem der Alte hundertmal sagte:

„Oha! Dat mit den Beinen? oha! Dat is all unklaug.“ Halligtiefel und Halligstrümpfe würden besser helfen als Doktorkram. Karen aber war still und hatte wieder kein Wort zum Guten und keins zum Bösen. Als Dierk Haas in der lauten Freude der andern nach ihrer Hand greifen wollte, die so oft den Theepunsch verschüttete, daß alle über sie lachten, lief sie zur Thür hinaus, den Ad herunter zum Watt, und als sie die Möven sah, die ihre Brutstellen suchten, schrie sie wie eine Irre:

„Stadenmüssefe! Stadenmüssefe!“ wie die weißgrauen Vögel in ihrer Angst thun.

Ole Kristen holte den Sohn, und Geld schickte er zum Pfarrer auf der Hallig drüben, „das Meer zu bedanken“ für Hatjes Heimkehr. Dierk Haas aber war mitgefahren, Karens Verlobten heimzubringen. — —

Nun waren sie oben am kleinen Garten, wo wenig Raum ist für Blumen, die nur zur Freude blühen. Da legten sie Hatje nieder, und Ole Kristen gab jedem der Träger die Hand und sagte nichts, nicht einmal: oha! Karen stand weit hinten in der Diele, und ihre Augen glitten von Hatje, der ein Krüppel war, zu Dierk Haas, der ihn nun auf seine Arme nahm und über den Süll trug.

„Hatje!“ und Karen kam mit zitternden Knieen heran, und ihre Hände glitten an den schlaffen Beinen des Riesen auf und nieder.

„Das ist so mit den Beinen, Karen, oha, Deern!“ Ohm Ole sagte das und schritt zum Pesel.

Wo die meiste Sonne im Raume war, legte Dierk Haas den stillen Hatje Kristen nieder, und das war auf Karens Bett.

Dann ging er, und als er unter dem Fenster vorbeischritt, sah er hoch und sah Karen, die Braut, die nun wohl nie Frau und Mutter werden würde, und der er nun nie mehr von der Nacht am Pol zu erzählen brauchte, weil sie der kalten Nacht selbst genug hatte unter der Halligsonne.

Hatje lag noch lange mit geschlossenen Augen. Er hatte es sich so angewöhnt in den Monaten im Krankenhaus, und er scheute das Licht, das über seine Schande leuchtete. Karen brachte ihm Pottenfalat und Theepunsch, aber er wollte nichts.

Ole saß am Fenster und paffte. Er hatte den Kopf gestützt und hockte mit krummem Rücken, als ob seine Wirbel drächen unter der Last da auf dem Mädchenbett.

„Dat is so as 'n Wrack, Karen! Min Hatje is so as 'n Wrack.“

Weiter gingen des Alten Gedanken nicht. Er hatte auf seinen Fahrten um die runde Erde unzählige Wracks gesehen, aber was für ein Herzeleid solch Wrack ist, begriff er wohl nun erst an seinem Einzigen.

Das Eis und die Nacht hinter Tromsö waren schuld und schließlich auch die Dirne in Bergen, aber an Hatje war keine Schuld, als daß er den Kurs verloren. Und das kommt vor. Als über das Meer die mattfarbigen Abenddünste glitten und Schatten um Schatten auf die drei stillen Menschen fiel, schlich Ole

Digitized by Google

Kristen zu seinem Sohn, um nach dem Furchtbaren da oben hinter dem schrecklichen Breitengrad zu fragen, und seine bebenden Finger tasteten auf den erfrorenen Gliedern des Polsuchers umher. Der bewegte die Lippen und fand kein Wort. Er merkte, wie der Vater ihm wohl thun wollte, aber er fühlte nicht das zärtliche Streicheln, weil seine Beine tot waren, und er zog des Vaters Hände empor zu seinem verfallenen Gesicht.

Kein Wort sprach Hatje Kristen von der Nacht, aus der er kam, aber daß es nicht die hinter Tromsö war, merkte Karen, die eines Mannes verzweifeltes Schluchzen hörte, und sie tappte sich in den dunklen Raum, wo sie den Ring verborgen hielt und weinte auch.

Eine unendliche Stille war nun im Kristenhause auf der Totenwarf. An einem Sonnabend, als Ole Kristen noch nicht zurück von Husum war, wo er einen Fahrstuhl kaufen wollte, und Karen hin und her ging, um nicht Hatjes wandernden Blick zu sehen, sah Dierk Haas auf einen Augenblick ein.

„Du wirst nun wohl den Lehrer freien, Karen?“ fragte Hatje, als der Besuch wieder fort war.

„Er fragte mich drum, Hatje, aber — da sind zwei Ringe, die — aber ich habe den nicht gesehen, den ich Dir kaufte an einem frohen Tage in Husum. Hast Du ihn in Tromsö gelassen?“

„In Tromsö? oha, Karen! In Tromsö, wo der Mohn weiß blüht?“

„In Tromsö, Hatje, wo die Nacht so lang ist.“

„Die Nacht? Oha — ja in der Nacht von Tromsö ist Dein Ring. Verstehst Du das, Karen?“

Sie war doch ein Weib, sie mochte es ahnen.

„Sieh, Karen, da war ein Mädchen, wie es bei uns nicht leben kann, eine ganz schlechte Dirne, die nur warm am Golde wurde. Aber — oha, Deern, Du weißt nicht, wie das ist. Du hast auf mich gewartet, Du bist ein Hallgmädchen. Du weißt nicht, wie solch eine Dirne ist. Kennst Du weißen Mohn — den Mohn von Tromsö? Mohn macht müde. Oha — die Dirne war wie der weiße Mohn — das war die Nacht von Tromsö, obwohl ich Tromsö nie gesehen. Als die Nacht vorbei war, die nicht lang war wie die auf Tromsö doch sein soll, kam — — — oha, Deern.“

Und er schwieg und stöhnte.

„Laß doch,“ sagte Karen, „ich weiß, Du warst auf einem fremden Schiffe — weiß Gott wo. Und das Schiff lag im Eise, und dann kam das andere.“

„Ja.“ sprach Hatje Kristen, „es war so schön, ich ging durch weißen Mohn und wollte der Dirne nach, die Deinen Ring noch immer hat.“

„Laß doch den Ring.“

Er hörte nicht, er sprach ganz leise weiter:

„Und jede Nacht schlief ich in weißem Mohn, und wenn ich wach werde, lieg ich in Mutters Bett, wo einmal die bunte Wiege stand. Steht die nun in der Kammer, wo Du schläfst? Ich will sie Dir und Dierk Haas schenken an Eurem Hochzeitstage.“

Karen stand das Herz still. Er sprach so oft verworren. Der Arzt aus Husum hatte nicht viel gesagt, aber — Hatje Kristen starb ab, es waren auch nicht nur die Beine, die tot waren, an den Wirbeln kroch die Starre hoch. —

Nie wieder sprachen Karen und Hatje so zusammen. Der Alte ging kaum von seinem Sohn und fuhr ihn in dem teuren Stuhl auf dem Watt umher.

Wenn die Frauen Karen nach ihrem Liebsten fragten, wußte sie manchmal nicht, ob sie Hatje oder Dierk meinten, denn des Lehrers Freien war nicht geheim geblieben. Ole Kristen jedoch wachte eifersüchtig über Karen, und obwohl er nie vom Heiraten sprach, so blieb doch das Mädchen seines Sohnes Braut.

Dierk Haas aber wollte sein Recht vom Leben, und es war an einem Sonntag, wo er den Alten um Karen befragte. Sie standen im kleinen Garten, und das Fenster, an dem Hatje in seinem Stuhle fast den ganzen Tag vor sich hinsichtel, war auf.

Er war aber wach gewesen und hatte verstanden, daß das Gespräch um ihn und Karen ging und um das Geld, was er von Karen bekommen, um die Jacht zu kaufen, und daß sein Vater nicht wollte, daß sie um das Geld käme und also noch Hatjes Frau würde, wenn er den Stuhl nicht mehr brauchte. Denn man hatte schon allerlei erfahren, wie die Doktoren sich irren. Dierk Haas sagte, daß er dann fort wolle von der Insel, weil er es nicht ansehen möchte, daß Karen auf ein Wunder warte; und dann ging der Lehrer in die Kirche, weil das Postorboot schon in Sicht war und er das Vorsingen hatte.

Nachher waren Ole und Karen und Hatje zusammen im Pesel, da fragte der Alte das Mädchen, ob sie sich nicht für Hatjes Braut hielte, und Karen antwortete, daß sie es bliebe, solange Hatje es wolle, und ging in die Küche, um allein zu sein, denn sie wußte, wie Ole auf solche Reden kam. —

Es war dann nach der Kirche, da ging Ole Kristen zur Schule, und als er wiederkam, brachte er Dierk mit, der ihm mit einem Schwur versprach, für Hatje einen Bruderplatz im Hause zu haben, wenn —

„Oha, Deern!“ sagte er, als er an dem „Wenn“ bei seinem Bericht war, und ließ sich auf einen Binsenschemel in der Küche fallen, und dann schlich er zu seinem Einzigen, der nun wirklich an seinem Fensterplatz eingeschlafen war und in den Mohnfeldern da oben einer wilden Dirne nachlief.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr darauf im hohen Sommer stand auf der Schulwarf der gar Hochzeit beflaggte Maibaum, und in Oles Garten blühte weißer Mohn mit lila Schatten. Den hatte Dierk Haas aus einer Blumenstadt kommen lassen für Hatje, der ihm am Hochzeitstage die alte Wiege schenkte. Ohm Ole aber sah nicht mehr, daß die Kristenwiege ihr altes Haus verließ. Den hatte der Gram erstickt, wie die Leute meinten, es war aber der Schlag gewesen. —

Hatje hatte seinen Bruderplatz, und Karen that ihm viel Liebes, und im Sommer stand sein Stuhl immer in dem schönen Mohn. Dann schlief er viel und nannte Karen oft mit dem Namen der Tromsöer Dirne. Wenn er aber Karens Kind in der alten Wiege ruckte, wußte er wohl, daß die blonde Mutter mit den ruhigen Augen „Karen“ hieß. Und Karens Knabe wurde groß und ragte schon über Ohm Hatjes Mohn weg, da war der Polsucher Hatje Kristen in der Nacht, die länger ist als die von Tromsö.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Kürzlich wurde an dieser Stelle (Sp. 910) eine Auslassung Otto v. Leixners zitiert, die sich gegen den Zeitungsbrauch wandte, die 70. oder 80. Geburtstage lebender Autoren zum Anlaß litterarischer Feuilletons zu nehmen. Nun ist wieder solch ein 70. Geburtstag in der Nähe — der Wilhelm Raabes — und eine darauf bezügliche Feier hat schon Ende April in Berlin stattgefunden, wobei ein Festvortrag von Adolf Bartels zur Verlesung kam (abgedr. Deutsche Welt 31). In der Einleitung dazu meint der Verfasser, die Sitte solcher Feiern sei am Ende so übel nicht: „einmal in seinem Leben wenigstens erhält der Schaffende, wenn er nicht gar zu klein — oder gar zu groß ist, die Quittung darüber, was er in seiner Nation gilt, und ob auch der große Lärm der Zeitungsartikel, Festmähler, Festreden, Glückwunschtelegramme seiner äußerlichen Natur gemäß rasch und ziemlich spurlos vorüberrauscht, man pflegt den siebzigsten Geburtstag doch jetzt auch zu benutzen, um dauernde Ehrungen und die Früchte hingebendster Beschäftigung mit dem Gefeierten hervortreten zu lassen.

Digitized by Google

Die große und breite Masse des deutschen Volkes, auch der Gebildeten, hat freilich gewöhnlich Ursache, den Ehrentag der Dichter und Künstler nicht bloß als Festtag, sondern auch ein bißchen als Bußtag zu feiern, als Tag innerer Zerknirschung, daß man auch dieses Talent nicht rechtzeitig gewürdigt und hinreichend geschätzt, daß man die echten und die falschen Propheten wieder einmal nicht habe unterscheiden können und den Schein dem Sein nach thörichter Menschenweise vorgezogen habe. Hier und da tritt wohl sogar einmal der Fall ein, daß die alten Sünden nicht wieder gut zu machen sind, und daß der Mann, den man zu feiern gedenkt, die guten Leute, wenn sie mit Fahnen und Musik gezogen kommen, von seinem stillen Hause wegjagt. Der Gefeierte braucht meistens Humor dazu, den plötzlich erwachenden und ebenso plötzlich wieder verschwindenden Begeisterungsrausch zu vertragen, und Humor ist nicht jedermanns Sache. Franz Grillparzer z. B. besaß ihn nicht und machte eine bittere Glosse, als er erinhr, daß an seinem achtzigsten Geburtstage, während ihm ganz Wien als den größten Dichter Oesterreichs pries und in Begeisterung förmlich schwelgte, ein Exemplar von einem seiner Werke, sage und schreibe, ein Exemplar der unglückseligen „Ahnfrau“ abgesetzt worden sei; Wilhelm Raabe, der seinen siebzigsten Geburtstag am 8. September dieses Jahres begeht, wird den nötigen Humor jedenfalls haben und es sich wenig ansechten lassen, daß seine besten Werke mit einer Ausnahme erst jetzt, nach dreißig Jahren, in zweiter Auflage vorliegen, während die Modegrößen von heute in einem Jahre dreißig Auflagen erleben.“

— Schroffer über die Geburtstagssitte äußerte sich, als er selbst davon betroffen werden sollte, Ferdinand Gregorovius in einem Briefe an Ernst Kreowski, den dieser jetzt in der „Königsb. Hart. Ztg.“ (197) veröffentlicht, und in dem es (unterm 20. Dezember 1890) heißt: „Es ist jetzt in Deutschland fast zur Manie geworden, diese Altersgreuze im Leben von Schriftstellern und Künstlern zu feiern. Was meine Wenigkeit betrifft, so teile ich nicht die Empfindungen anderer, gewohnt, wie ich bin, von meinen Geburtstagen niemals Notiz zu nehmen. Am wenigsten halte ich meine Person für so wichtig, daß sie verdiene, Gegenstand einer biographischen Besprechung zu sein. Sollten meine Schriften mein Leben um 30 Jahre überdauern, so wird vielleicht solches in unserer vorwärts stürmenden Zeit seltene Glück irgend jemand veranlassen, von mir zu reden, und dieser Mann wird dann finden, daß die Geschichte meines Lebens nichts bemerkenswertes enthält, und daß daßelbe, wenn es irgend wertvoll war, Mühe und Arbeit gewesen ist.“ In jedem Falle haben Artikel dieser Gattung bisweilen den Nutzen, daß sie den Blick auf Persönlichkeiten lenken, die sonst vergessen oder nicht nach Verdienst beachtet blieben. Dies gilt z. B. von Karl Zettel in München, der einst von Hermann Lingg in die Litteratur eingeführt wurde und nachst diesem als der bedeutendste Vertreter der historischen Lyrik in Bayern gilt, auch als Schulmann und Litterarhistoriker verdienstliches gewirkt hat. Seinem 70. Geburtstag gilt ein Gedenkblatt von A. Dreyer in der „Augsb. Abd.-Ztg.“ (Sammler 48), und der 60. Geburtstag Ernst Ziels hat eine Studie „Ernst Ziel als Lyriker“ von Ernst Kreowski (Allg. Ztg., Beil. 102) veranlaßt, die besonders die ausgeprägt männliche Art in Ziels Lyrik im Gegensatze zu dem „Feminismus der modernsten Stammetypoeten“ rühmend hervorhebt.

* * *

Diesen Modernsten geht mit wahrem Berserkerzorn ein Feuilleton über „Die Modernitätsmode“ von Dr. Hugo Ganz (N. Fr. Pr. 13 165) zuleibe, der alles, was sich zur verschuchten „Moderne“ rechnet, für einen „Trupp von Clowns“, „unsaubere Trapezkünstler“, „Hysteriker und Gaukler“, „Verwüster deutscher Geisteskultur“, „Gecken und Gimpel“ erklärt, deren Maß nachgerade zum Ueberlaufen voll sei; wobei nur eine etwas nähere Angabe der Adresse verurisit wird, an die diese prasselnden Keulenschläge gerichtet sind. Allem nach scheint hauptsächlich das moderne „Jung-Wien“ in Kunst und Litteratur, mit Hermann Bahr an der Spitze, gemeint zu sein; wenigstens lautet in diesem Sinne ein Antwortartikel von Viktor Erschen („Der Anfang vom Ende“, Ostd. Rdsch. 120), der etwas ironisch an den eben genannten Artikel mit den Anfangsworten anknüpft: „Die Ratten verlassen das sinkende Schiff . . .!“ und im übrigen davor warnt, jener spezifisch wienerischen Kunstbewegung überhaupt kulturelle Bedeutung zuzugestehen und sie gar mit dem allerorts aufstrebenden Geist einer neuen, im guten Sinne modernen zu verkoppeln. Trotz aller gegenteiligen Versicherungen — Ganz hatte bestritten, daß unsere Zeit überhaupt einen anderen Inhalt habe, als die früheren Jahrzehnte — besitze unsere Zeit nun einmal eine neue Kunst nicht nur, sondern auch ein ureigenes Gepräge, das man immerhin, wenn man wolle, mit dem landläufigen Ausdruck „modern“ bezeichnen könne, und von diesem modernen Geiste dürfe man hoffnungsvoll noch Großes erwarten. — Hoffnungsvoll sieht auch Otto Harnack in die Zukunft, der am Schlusse einer größeren Studie „Zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert“ (Allg. Ztg., Beil. 91) auf den Litteraturzustand unserer Zeit näher zu sprechen kommt. Er findet den künstlerischen Defekt des gegenwärtigen Zeitalters in dem Mangel einer Weltanschauung. „Die wahre Anschauung unserer Zeit ist die Skepsis, die Resignation auf eine bestimmte Weltanschauung, und darin liegt eine nicht zu überwindende Schwierigkeit für die Schaffung großer Kunstwerke, die das Leben in eine Kunstform bringen wollen. Wo keine einheitliche Anschauung des Lebens vorhanden ist, da ist es auch nicht in einheitlicher Kunstform wiederzugeben: da wird nur ein Stück äußerer Lebenserscheinung, aber nicht das innere Gesetz des Lebens dargestellt.“ Immerhin sei der jetzt herrschende Trieb nach neuen Bildungen ein Zeichen gesunder Kraftentwickelung, und gewisse widerwärtige Erscheinungen der letzten Kampfperiode seien im Schwinden begriffen. „Der heroistratische Ansturm gegen die Heiligtümer ist erlahmt; die alten Götter ragen wieder in unbefleckter Reinheit und Hoheit empor. Der Herenssabbath gegenseitiger Anbetung und Vergötterung unter gespreizten Nullitäten beginnt, an seiner Lächerlichkeit hinzusterben. Aber der Kampf um neue Errungenschaften, das ernste Streben nach neu zu erwerbendem Besitz währt fort und erfüllt tüchtige, selbstständige Geister mit der zähen Leidenschaft, die hoffnungsfreudige Arbeit in dem Menschen entzündet. Soll aber deren Schaffen mit gesunder Kraft zu dauernden Erfolgen führen, so muß sich zwischen dem ganzen geistigen Leben unserer Tage und den engen, der poetischen Produktion zugewendeten Kreisen eine festere und regere Verbindung herausstellen, als es bis jetzt geschehen ist.“

* * *

Man hat so viel vom „neuen Weibe“ gehört und gelesen, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn nun auch der „neue Mann“ aufs Tapet gebracht wird. Ricarda Huch thut dies in einem sarkastisch funkelnden Feuilleton (N. Fr. Presse 13 170), das davon ausgeht, daß das sogenannte dritte Geschlecht bereits seine unvermeidliche Ergänzungserscheinung auf männlicher Seite gefunden habe, und nach einer längeren Charakteristik dieses „Zwitterkrauts“ zu den folgenden Bemerkungen kommt:

„Das Ueberhandnehmen des neuen Mannes zeigt sich besonders augenfällig auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst. Ehemals galt der Satz, daß die Frau wohl an Einfällen reich, aber unfähig sei, sie zu einem organischen Ganzen zusammenzufassen. Der Fran gehörten die allerliebsten Einzelheiten, während der Mann die große, lebendige Idee hatte, die das Ganze beherrschte, bildete, belebte. Blicken wir in die moderne männliche Litteratur, so umquillt uns eine Fülle von Nuancen, Arabesken, Fragmenten, Funken, Blitzen, Wetterleuchten — man glaubt sich eher in dem stimmungsvollen, ampelbeleuchteten, parfumdurchdufteten, mit Rippesdingen aus-

Digitized by Google

gezierten Boudoir einer Dame zu befinden, als in dem luftigen, gediegenen, edelschönen Arbeitszimmer des Vollmannes. Von Geist keine Spur, dagegen Seele und Ahnung. Gestalten aller Schattierungen, dämmernde, dunkle, dämonische, süße, grausige und namentlich perverse hauchen uns chaotisch an, als kämen sie geradezu aus dem schleiervollen Undinengemüt des sphinxischen Weibes. Wie der Mann immer, ringt er einmal mit dem Weib um die Palme, auch als Koch und Wäscher, größer ist als sie, obwohl sie sich hier auf ureigentümlichem Boden, in ihrem angeborenen Berufe bewegt, so hat er es auch in der Weibpoesie weitergebracht als sie. Nicht sie, sondern er hat die tönende, verschwimmende, irisierende, opalisierende Weibseele in der Kunst zum Ausdruck gebracht, der sie im Staube fand, tätowierte, putzte, dressierte, vorstellte und berühmt machte. Indem er sich mit ihr vermählte, bekam sie Anteil an seiner hohen Bildung und Stellung, an seinem Vermögen . . . Und wir sollten unserem Wohlthäter, dem schlanken, eleganten, wissenden Träger unserer dumpfen Seele nicht dankbar sein? Versuchen wir vielmehr gemäß unserer Fähigkeit, ihm das Gute wieder zu geben, das er uns gethan hat. Er wankte mit sinnender Geberde durch unsere Romane, krachte und knisterte mit seltsam gebogenem Kragen, bedeutend gefälteltet Seidenweste in unseren Versen, und so weit wir drittes Geschlecht sind, wagen wir uns der Eiche anzunähern, damit sie als Schlinggewächs in perverser Orgie an uns emporranke!" . . . Und die Verfasserin versteigt sich zuletzt zu der nachdenklichen Frage: „Sollte die Zeit kommen, wo der Mann sein hocherfreutes Weib mit Kindern beschenkt?" — — Ernsthafter wird „Der geistige Verkehr zwischen Mann und Frau" von der bekannten italienischen Schriftstellerin Neera (Der Tag, 157) betrachtet und die Frage gestellt: wie können Mann und Frau in ihrem Verkehr gebessernd auf einander einwirken? Die Antwort heißt: lernt euch besser kennen, seht euch gegenseitig als intelligente Wesen an, nicht als Wesen zweierlei Geschlechts, lernt erkennen, daß die Beziehungen zwischen Mann und Weib auch jenseits aller Sinnlichkeit die höchsten Freuden gewähren können! . . .

* * *

Gestalten aus der Epoche der Romantik und des jungen Deutschlands standen, wie vielfach in der letzten Zeit, auch diesmal im Mittelpunkte der litterarhistorischen Betrachtungen. Einen Gedenkartikel auf Novalis gab noch Sophie Hoechstetter (Der Bund, Sonnt.-Bl. 16), die besonders den „Osterdingen" mit hohem Lobe auszeichnet und meint, er verrate eine Kraft der Phantasie, hinter der selbst die gigantische Größe Byrons an Unüberlegtheit zurückstehe. — Einem Mitglieder der jüngeren Romantik, Clemens Brentano, den er den „Eulenspiegel der Romantik" nennt, und der nach seiner Meinung noch nicht die ihm gebührende Würdigung gefunden hat, widmet Otto Berdrow ein längeres Feuilleton in der „Neuen Fr. Presse" (13 159). — Die Brücke zwischen der Romantik und dem jungen Deutschland schlägt ein Essai von S. Lublinski, der das Verhältnis der Jungdeutschen zu Hegel, dem Vollender des romantischen Gedankens, klarzulegen sucht. („Das junge Deutschland und Hegel", Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 18.) Obwohl das junge Deutschland sich in bewußten Gegensatz zu Hegel brachte, hatte es doch noch „viel zu viel schweres Hegelblut im Leibe", um wirklich mit dem starren Schematismus des alten Philosophen gründlich aufräumen zu können. Vornehmlich gegen zwei Punkte des hegelschen Lehrgebäudes richteten die Jungdeutschen ihre Angriffe, gegen das die Persönlichkeit zu einem bloßen Faktor herabdrückende Weltgesetz und gegen Hegels Auffassung von der Ehe als einer „objektiven Institution"; aber in beiden Stücken blieben sie in hegelschen Anschauungen befangen: das Persönlichkeitsproblem konnten sie nicht zu Ende denken, weil sie sich in der Schule Hegels an große und allgemeine Perspektiven gewöhnt hatten, und ihre scheinbar so phantastische und schäumende Liebestheorie fiel schließlich ebensalls dem typischen Zeitgesetz zum Opfer, sodaß z. B. bei Heinrich Laube die polnische Revolution von 1830 viel packender geschildert ist, als etwa die verführerische Fürstin Constanze. Als Schüler Hegels hat sich auch Gutzkow in seinen Zeitromanen erwiesen: denn diese bemühten sich, gerade wie der Altmeister, um Offenbarung des Zeitgesetzes. — „Theaterbriefe von Heinrich Laube" giebt H. H. Houben in der „Neuen Fr. Presse" (13159/60) heraus: sie umfassen die Zeit von 1843 bis 1860 und sind mit einer einzigen Ausnahme an den General-Sekretär J. V. Teichmann in Berlin gerichtet. Und Prof. Ludwig Geiger teilt einen Brief der Rahel an die Romanschriftstellerin Therese Huber mit (Voss. Ztg. 189). — Ein — ebenfalls bisher ungedrucktes — Gedicht Friedrich Rückerts „Zum Preise der Trauben" giebt L. v. Disfurth aus dem litterarischen Nachlasse des Privatgelehrten F. W. Frhrn. v. Dusurth, mit dem Rückert persönlich bekannt war, heraus (Neue Fr. Pr. 13 166). — Aus dem Gebiet der älteren deutschen Litteraturgeschichte sind nur etliche Artikel zu erwähnen, die der 200jährige Geburtstag des Satirikers Chr. L. Lisko w, des Verfassers der „Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der teutschen Schriftarten", gezeitigt hat (Der Tag 173, Rhein.-Westf. Ztg. 337; Voss. Ztg. 195; Deutsche Ztg., Wien, 10 532; Berl. N. Nachr. 197 u. a.).

* * *

Eine ganze Reihe von Dramen und Romanen des Auslandes gaben den Stoff zu größeren Studien: D'Annunzios „Città morta" (A. v. Gleichen-Rußwurm, N. W. Tagbl. 113), Byrons „Sardanapal", der in der Uebersetzung von Josef Kainz eben in Berlin erstmals auf die Bühne gebracht wurde (Wilh. Dibelius, Nat.-Ztg. 260), Strindbergs „Ostern" („Ein mondänes Passionsspiel" von Anton Lindner, W. Freundesbl. 120), Ibsens „Wenn wir Toten erwachen" (Charlotte Borcher, Dänn.-Ztg. 84). — Zu diesem einen Akt Gegenstück, das den Titel führen könnte „Wenn wir Lebendigen erwachen", bildet Björnsons neues Schauspiel „Laboremus" nach der Ansicht Alfred Klaars, der darüber schon vor Erscheinen der Buchausgabe in der „Voss. Ztg." (198) ausführliches berichtet und zugleich an anderer Stelle („Bei Björnstjerne Björnson", Bohemia 115) einige persönliche Einbrücke aus Gesprächen mit dem Dichter mitteilt. — Ein anderes, mit Spannung erwartetes Werk des Auslands, das wenigstens dem Titel nach mit Björnsons Dichtung verwandt ist, Zolas „Travail", wurde erst vereinzelt besprochen (Felix Vogt, Frk. Ztg. 110; Hans Ossig, Neue Hamb. Ztg. 196). Andere Artikel galten Anatole Frances neuem Roman „Monsieur Bergeret" (N. Fr. Pr. 13159) und Multatulis „Max Havelaar", von dem Fritz Mauthner (Berl. Tgbl. 212) sagt: „Es zu lesen, ist ein Erlebnis. Man muß sich nachher von Lesen wieder erholen, wie von einem furchtbar schönen Naturereignis." — Eugen Heinrich Schmitts kürzlich erschienenes Buch über Tolstoi erklärt Julius Hart („Der unverstandene Tolstoi", Der Tag 163) für das „gründlichste, tiefste und ernsteste Buch", das über den russischen Weisen bisher geschrieben wurde. — Diesem fängt sein Landsmann Gorjki bereits an, den Vorrang in der Anerkennkeit des Auslands streitig zu machen: von ihm und Tolstoi gemeinsam handelt ein Feuilleton von A. v. Gleichen-Rußwurm (N. Fr. Pr. 13 173), von ihm allein Hans Oswalds Skizze „Die Landstreicher und ihr Dichter" (Rh.-Westf. Ztg. 337).

* * *

Es wurden neulich hier (Sp. 618) einige Aufsätze von Prof. Dr. W. Wetz (Gießen) erwähnt, der gegen die Shakspere-Uebersetzung von Schlegel-Tieck aufsand für eine Neubearbeitung und teilweise neue Uebertragung eingetreten war. Einen ähnlichen Antrag hatte Prof. Eidam (Nürnberg) der diesjährigen Shakspere-Versammlung vorgelegt. Der Vorstand der Gesellschaft hat sich daraufhin an eine Anzahl Autoritäten, anerkannte Meister der Uebersetzungskunst, mit der Bitte um

Digitized by Google

Gutachten gewandt und gedenkt die eingelaufenen Antworten im Shakspere-Jahrbuch für 1902 zu veröffentlichen. Einstweilen findet man das Wesentliche daraus in einem Artikel von Prof. Max Förster (Allg. Ztg., Beil. 100) zusammengefaßt. Paul Heyse wünschte zwar, daß eine neue Ausgabe die Ergebnisse der Textkritik berücksichtigte und offenbare Irrtümer richtigstellte, aber nicht die höhere dichterische Wirkung der philologischen Korrektheit opferte, denn „es giebt keinen ärgeren Verrat an einem großen Dichter, als sklavische Treue gegen sein Wort". In ähnlichem Sinne äußert sich Ludwig Fulda, der meint: „Weitgreifende Aenderungen, auch wenn sie Verbesserungen wären, würden dem deutschen Volke seinen Shakspere entfremden." Er sowohl wie Heyse meinen, daß zu einer Neubearbeitung nur ein Dichter berufen wäre, und gerade ein solcher würde sich nicht herbeilassen, an einem so lebendigen Organismus herumzuschneiden und herumzuflicken. Weniger hätte er gegen einen Ersatz der 6 von Dorothea Tieck übersetzten Dramen durch bessere Uebertragungen einzuwenden, während Heyse auch hiervor warnt, weil dadurch die Stileinheit zerstört würde. Aufgrund dieser Gutachten kam die Deutsche Shakspere-Gesellschaft zu ihrem bereits (auf Sp. 1083) mitgeteilten ablehnenden Beschluß. — „Shakspere in Stuttgart" betitelt sich ein kleiner theatergeschichtlicher Beitrag von Rudolf Krauß (N. Tagbl. 100), dem sich ein zweiter über „Schwäbische Bühnendichter im Zeitalter Schillers" anschließt (101). — Theatergeschichtliches Gebiet berührt auch Erich Meyers Abhandlung „Das Theatralische in der Revolution", der die mannigfachen Wechselbeziehungen zwischen dem Theater und der Revolution von 1789 verfolgt (Nat.-Ztg. 248). — Vom malaiischen und chinesischen Theater erzählt A. Rolter (Sumatra) in der „Nordd. Allg. Ztg." (99), und Robert Misch wiederholt („Eine Reform des deutschen Stadttheaters", Postz. Ztg. 191) frühere Vorschläge zur Gründung von Stadtebund-Theatern. ∞

„Zur neueren Dantelitteratur." Von Hans Benzmann (Berl. N. Nachr. 157).

„Leid? Lied?" Von W. Frhrn. v. Biedermann (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 49). Weist nach, daß in der dritten Strophe von Goethes „Zueignung" unbedingt zu lesen ist: Lied, nicht Leid, wie es in den ersten Ausgaben hieß.

„Formensprache der Dichtkunst. Von Wold. Frhrn. von Biedermann (Dresd. Anz., Mont.-Beil. 17). Behandelt die Bedeutung der „Wiederholung" (Parallelismus) in der Entwicklungsgeschichte der Dichtung.

„Arthur Schnitzler." Von Georg Brandes (N. Fr. Presse 13 166).

„Neues über Bauernfeld." [E. Horner.] Von Alexander Engel (Mont.-Frühblatt, Wien, 17).

„Friedrich Hebbel in seinen Briefen." Von Ludwig Geiger (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 16, 17).

„Ein Kunst- und Lebensbuch." [Leo Berg, Das sexuelle Problem.] Von Kurt Walter Goldschmidt (Hannov. Cour. 23 119).

„Traumland." (Schluß.) Von M. E. delle Grazie (N. Fr. Presse 13156). Vgl. Sp. 1048.

„Altdeutsche Stammbuchblätter." Von Franz Ilwof (Grazer Tagespost 111, 112).

„Gottsched der Deutsche." Von Hans Liebstoeckl (Reichswehr, Wien, 2593). Scharfe Ablehnung Reichels, von Sessen „Gitatenpark" aus Gottscheds Werken es heißt: „Auf 80 Seiten nicht ein Wort von Prägung und Divination, nicht ein großer Ausblick, nicht ein schöner kosmopolitischer Gedanke, unter einem Schock Verse nicht einer, hinter dem ein dichterisches Herz pocht . . . Um das Gedächtnis all dieser menschlichen Unmöglichkeiten lebendig zu machen, setzt Herr Reichel ein ganzes Leben ein! Ich verstehe diesen „Heroismus" nicht, den andere vielleicht „ideales Streben" nennen . . . Was will denn Herr Reichel noch mehr, als daß das ganze deutsche Volk von Gottsched weiß, daß er gelebt hat und nicht ohne Verdienste gelebt hat?" Ebenso ablehnend, wenn auch minder schroff in der Form, äußert sich:

„Rochmals Gottsched der Deutsche." Von Otto v. Leixner (Tgl. Rundsch., U.-Bl. 104, 105).

„Eine neue Biographie Bürgers." Von Franz Muncker (Allg. Ztg., Beil. 91). Wurzbachs „Bürger" ist in den rein biographischen Kapiteln wertvoll, in der Beurteilung der einzelnen Werke dagegen sehr angreifbar.

„Dr. Faust in Böhmen." Von Anton Ohorn (Chemnitz. Neueste Nachr. 94). Behandelt eine Faustsage, die im 18. Jahrhundert im nördlichen Böhmen entstand und sich um die Person des angeblich wunderthätigen Arztes Joh. Jos. Anton Kittel kristallisierte.

„Die Vagabundensprache im Liede." Von Hans Oswald (D. Zeitgeist, 17).

„Das jüngste Deutschland in der Beleuchtung eines deutschen Privatdozenten." [A. v. Hanstein.] Von Ernst Schur (Nb.-Westf. Ztg. 314).

„Graf Gobineau." Von Dr. Alfred Seeliger (Die Post, 187, 189).

„Der Neue Tannhäuser." [E. Griesbach.] Von S. Samosch (Nat.-Ztg. 274). Im Anschluß an die eben erschienene 20. Auflage.

„Wilhelm Bölsche." Von J. Wiegand (Brem. Nachr. 111).

„Volkssegnung in Schottland." Von Wilh. Wolff (Nat.-Ztg. 268).

„Türkische Dichterinnen." (Köln. Volksztg. 383.) Behandelt vier Dichterinnen des 16.—18. Jahrhunderts.

„Pariser Dialekt." (Wien. Abdpost 89). Im Anschluß an Aristide Bruants neuerschienenes Buch »L'argot au XX siecle«.

„Weltsprache." (N. Wien. Tagbl. 99.)

„Ein zwölftausendjähriger Roman." [Atlantis.] N. Fr. Pr. 13 173.)

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. III, 13, 14. Einer größeren Abhandlung von Prof. August Fournier (Wien) über „Napoleon I. und das Theater" ist zu entnehmen, daß der erste Kaiser der Franzosen in jeder Epoche seiner glänzenden Laufbahn ein großer Freund des Theaters war. Schon als Erster Konsul ließ er sich in St. Cloud eine Bühne bauen, auf der die Künstler des Théâtre Français ihm die Stücke seines Lieblings Corneille vorspielen mußten. Auch in der Comédie selber erschien er oft; sein Kommen wurde vom Publikum mit Applaus begrüßt, er allein saß in seiner Loge, hinter ihm standen die Herren seiner Begleitung. Auf seine Veranlassung wurde die Comédie française mit 100000 Francs jährlich subventioniert, doch mußte dafür zugestanden werden, daß an den Sonntagen der Preis für einen Platz höchstens einen Francs betragen durfte, damit auch die kleinen Leute ins Theater gehen konnten. Unter seiner Regierung erhielt das Haus Molières 1803 seine Neueinrichtung und dauernde Heimstätte in der Rue Richelieu und 1812 das Statut, das seither die Grundlage seiner Blüte geworden ist. Danach hatte das Konservatorium jährlich 18 Schüler für das Theater auszubilden: wer von diesen ein Probejahr erfolgreich abgelegt hatte, wurde Sozietär. Napoleons Vorliebe gehörte dem Trauerspiel, sein Leibstück war Corneilles „Cinna", von dem er keine Aufführung versäumte; Lustspiele, auch die Molières, fanden sehr selten seinen Beifall. Im Laufe der Zeit beherrschten politische Rücksichten immer mehr sein künstlerisches Urteil, und es ist bekannt, welche scharfe und gewaltthätige Zensur er gerade dem Theater gegenüber ausübte. Alles, was nur entfernt als Anspielung auf Napoleons Stellung oder Person hätte gedeutet werden können, wurde streng verfolgt und verboten. Schmeicheleien dafür um so lieber gelitten. Dem Schauspielerstand brachte der Kaiser große Achtung entgegen, besonders Talma besaß seine Gunst und hatte jederzeit zu ihm Zutritt.

Die Gegenwart. XXX, 14. Rudolf Kleins ästhetische Studie „Vom Schreiben und Lesen" läuft darauf hinaus: wir sollen „schöpferisch" lesen. „Weder sollen wir nur mit dem Verstande die Werke der Großen betrachten, d. i. kritisieren, zerlegen, an ihnen deuteln und nörgeln, eine Thätigkeit, die — nie hat eine Zeit ihr so geduldigt wie die unsrige — mit ihrem Mangel an Hochachtung vor allem Geschaffenen direkt ans Unmoralische streift, noch nur

Digitized by Google

mit dem Gefühl von allen Zeiten und Schulen den Schaum schöpfen. Das schöpferische Lesen setzt sich wie alle produktive Thätigkeit zu gleichen Teilen aus Gehirn- wie Gefühlsvorgängen zusammen . . . Das ist produktives Genießen. Ein Genießen wie der Künstler genoß, als ihn die Stunde der Inspiration zum Schaffen drängte. Natürlich können auch nur in solcher Stunde gezeugte Werke zum Nachschaffen' einladen. Wer so genießt, wird nicht alles in einer Zeit genießen können, er wird genießen seiner innern Entwickelung parallel, wie der Künstler aus dieser heraus schuf, so daß es kommen kann, daß er Jahre lang an Werken vorüberging, die ihm nichts zu sagen hatten, und sie nun zu ihm reden mit flammender Zunge." — Eugen Reichel hat (Heft 16) „Gottsched-Nachklänge im Faust" gefunden, die ihn zu der Behauptung führen, „daß Goethe (vielleicht ohne sich dessen ganz klar bewußt zu sein) dem ‚Rektor aller Deutschen' geradezu ein Denkmal gesetzt hat in seinem Hauptwerke, im Faust, dem nicht nur viele der eigentlichsten Anschauungen Gottscheds, oft sogar in nahezu wörtlicher Uebereinstimmung, zu besonderer Zierde des Gedichtes eingefügt sind, dessen Hauptgestalt sogar geradezu für ein Abbild Gottscheds gelten darf". Dies zeigt untrüglich schon der erste Satz in Fausts Monolog, weil hier die Philosophie zuerst und die Theologie zuletzt unter den Fakultäten angeführt wird; denn Gottsched war es, der für die Philosophie den ersten Platz unter den vier Fakultäten, den vordem die Theologie besaß, in Anspruch genommen hatte. Ferner war auch Gottsched — wie Faust — nicht bloß Gelehrter, sondern auch noch in hohem Alter „der zärtlichste Frauenfreund". In den Worten des Baccalaureus „Erfahrungswissen! Schaum und Dust! Und mit dem Geist nicht ebenbürtig!" findet Reichel den Streit der Schweizer wider Gottsched „ganz erschöpfend" gekennzeichnet. Fausts Wort: „Sei er kein schellenlauter Thor!" geht allem Anschein nach auf eine Bemerkung Gottscheds zurück: „Man sehe mehr auf die Gedanken, als auf den Schellenklang der Silben." Meint Faust: „es trägt Verstand und rechter Sinn mit mit wenig Kunst sich selber vor", so wiederholt er nur, was schon Gottsched gesagt hat: „Ein guter Redner muß dasjenige erst bei sich zu empfinden bemüht sein, was er vorzutragen willens ist." Mephistos Aeußerung, er sei „ein Teil von jener Kraft u. s. w." ist als ein Echo von Gottscheds Wort zu betrachten: „Die Feinde der Wahrheit beseligen dieselbe auch wider ihren Willen, sogar indem sie selbige zu stürzen bedacht sind!" Noch andere Uebereinstimmungen dieser Art weiß Reichel anzuführen. Er hat auch vorübergehend daran gedacht, daß Gottsched vielleicht selbst an Goethes „Faust" irgendwie beteiligt gewesen sei, weil der junge Goethe in Breitkopfs Hause (dem Wohnhause Gottscheds) aus- und einging und weil irgendwo erwähnt wird, daß Gottsched irgendwann an irgend einem unvollendeten poetischen Werke gearbeitet habe, das aber verschollen ist. Indessen muß er doch „bei ruhiger Betrachtung der Lage" einräumen, daß Goethe den „Faust" allein geschrieben hat und sich nicht „Bruchstücke einer Dichtung von Gottsched ohne weiteres angeeignet haben kann". Vielmehr lag der Fall so: Als Goethe daran ging, den Faust zu schreiben, drängte sich ihm „ganz von selbst die Gestalt des gestürzten Titanen" Gottsched auf, der die Gemüter seiner Zeit „mindestens ebenso stark beschäftigt" hatte, wie Bismarck die Gemüter der unsrigen. „Bei wem sonst hätte Goethe ein Modell für den Faust finden können", fragt Reichel, als bei diesem Gewaltigsten seiner Zeit? (Ueber den gewaltigen Eindruck, den Goethe persönlich von diesem neuentdeckten „Modell" zum Faust thatsächlich in Leipzig empfangen hat, hat er bekanntlich selbst im sechsten Buche von „Dichtung und Wahrheit" berichtet. D. Red.) — Eliza Ichenhäusers Beitrag „Die halben und die ganzen Jungfrauen" (Heft 17) handelt von Marcel Prévosts Doppelroman „Les vierges fortes", dem sie „totales Verkennen der Wünsche und Ziele der Frauenbewegung" vorwirft. In einem früheren Heft (15) beleuchtet W. Bode in einem Aufsatze „Tolstoi der Exkommunizierte" Tolstois Stellung zur modernen Kultur, zu Kirche und Staat.

Die Nation. XVIII, 29. Für die durchschnittliche Goetheerkenntnis sind „Goethes Lustspiele" — wie Wilhelm Bolin in einer Abhandlung über dies Thema ausführt — mit Ausnahmen der „Geschwister", die aber mehr der Zwischengattung des Schauspiels angehören, nicht vorhanden. Und doch war das Lustspiel das erste Gebiet, auf dem der junge Goethe sich — mit dem Rokoko-Schäferstück „Die Laune des Verliebten", dann mit den „Mitschuldigen" — versucht hat. Was er später in dieser Richtung schuf, waren zumeist nur allerhand dramatische Kleinigkeiten, deren Entstehung nach seinem eigenen Geständnis „von einem leidenschaftlichen Widerwillen gegen mißleitende beschränkte Theorien und gegen das Anpreisen falscher Muster bedingt war". So entstanden das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", „Satyros", „Hanswursts Hochzeit", „Pater Brey", „Dr. Bahrdt" u. a., Ansätze zur satirisch-polemischen Litteraturkomödie. „Polemisch und parodistisch in ihrer Haltung, gelangen sie, bei aller Gewandtheit in der Gesprächsführung, bei einem noch so flotten Ton und sicherer Zeichnung der Figuren, zu keinem echt künstlerischen Eindruck, wie ihn die Komödie, wenn rein in ihrem Wesen erfaßt, unfehlbar bereitet." Wenig bedeutend sind auch die verschiedenen Singspiele, wertvoll nur durch ihre lyrischen Einlagen, die manche berühmte Perle goethischer Lyrik enthalten. Wirklichen Lustspielhumor birgt dagegen die einaktige Bluette „Der Bürgergeneral", die zu Goethes Zeit ein beliebtes Stück war. Jedenfalls, meint Bolin, hätte Goethe das Zeug dazu gehabt, das deutsche Lustspiel zu einer ganz anderen Bedeutung zu bringen, als zu der es durch die Pflege untergeordneter Größen gelangt war. Wenn er es trotzdem unterließ und Schillers ausdrückliche Aufforderung dazu ablehnte, so geschah es vielleicht, weil er sich mit den Leuten dieses Schlages nicht in Wettbewerb einlassen wollte und weil das Vorurteil gegen die Komödie als niedrigerer Kunstgattung dabei mitwirkte. Ueberdies war er seit der Rückkehr aus Italien „der eigenen Gegenwart stark entfremdet", und insofern war auch der Hinweis auf das Fehlen eines gesellschaftlichen Lebens, mit dem er Schiller gegenüber seine Ablehnung begründete, subjektiv gerechtfertigt. — Im folgenden Heft (30) wird „Gustav Falke als Lyriker" von A. K. T. Tielo im Anschluß an die kleine Auswahl-Ausgabe von M. Spanier charakterisiert; Prof. Alfred Stern (Zürich) bespricht mit Anerkennung Ludwig Geigers jüngstes Buch über Therese Huber, und Hans Landsberg erwägt einige „Hauptprobleme der Schauspielkunst", vor allem die Frage, wie weit der Schauspieler in seiner Rolle aufgehen müsse bezw. dürfe, um die Herrschaft darüber zu behalten.

Die Neue Zeit. (Stuttgart.) XIX, 29. „Sozialistische Motive in der französischen Lyrik" verfolgt H. Thurow von ihrem ersten Auftreten in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Moreau, Barbier, Dupont, Victor Hugo luden ihre Verse mit dem Explosionsstoff sozialistischer Gedanken, selbst Musset, der „vergötterte Salonpoet der schöngeistigen Bourgeoisie", hatte sozialistische Anwandlungen. Mit der Herrschaft der „Parnassiens" trat diese Richtung in der Lyrik zunächst wieder vom Schauplatz ab, von den heutigen Vertretern der Parnassschule verdient nur Sully Prudhomme auch als sozialer Dichter Beachtung, der für die Schwachen und Gedrückten eintritt, ohne in die banalen Klagen und Tiraden eines François Coppée zu verfallen. Am stärksten tritt dieser sozialistische Zug in seiner Dichtung „La Justice" (1878) hervor, aber auch „in sehr vielen seiner späteren Sonette findet man Spuren des sozialistischen Gedankens, Anteilnahme am Geschick der Proletarier aufgrund des Gerechtigkeitsprinzips und nicht aus philanthropischen Anläufen des Gewissens". Von den Neuromantikern hat André Theuriet sozialistische Stoffe

Digitized by Google

(„Des Holzhauers Klage“ u. dgl.) mehr im resigniert-idyllischen Sinne behandelt, während Maurice Bouchor eine beträchtlich schärfere Tonart anschlägt und seine Verse bei demonstrativen Anlässen in Volksversammlungen gern selbst vorliest („Le Chant du Pain“ u. a.). Bettlerpoesie schlechthin, ohne sozialistische Richtung, kultivierte früher mit Vorliebe Jean Richepin, der selbst in der Vorrede zu seinen „Chansons des Gueux“ erklärt, daß er „nichts angreifen, nichts zerstören, nichts ändern, nichts beweisen“ wolle. Seither ist das Bettel- und Vagabundenvolk noch häufig in der französischen Poesie zu Wort gekommen, am eindrucksvollsten in den beiden 1894 erschienenen, von Steinlen illustrierten Bänden „Dans la Rue. Chansons et monologues“ von Aristide Bruant. Von den Jüngsten ist Marcel Réja zu nennen, der sich in seiner „Vie Héroïque“ (1897) als ein schroffer Feind des Militarismus erweist. Ausgesprochener sozialistisch sind die „Chansons“ des Volksdichters J. B. Clément, von vielen anderen zu geschweigen, die nur gelegentlich solche Töne angeschlagen haben.

Nord und Süd. (Breslau.) Heft 290. Den Entwicklungsgang Johannes Schlafs verfolgt Hans Benzmann Solange Schlaf mit Arno Holz zusammengearbeitet habe, sei er im Banne des Naturalismus gewesen. Zeugnisse dafür sind die Novellen „Neue Geleise“ und das Drama „Die Familie Selicke“. Allein schrieb Schlaf dann das Drama „Meister Oelze“ (1892). Dieses Werk fordere zu keinem Vergleiche mit anderen zeitgenössischen heraus, nicht mit ibsenschen Dramen, von denen es viele an Kraft und Klarheit übertreffe, nicht mit hauptmannschen, die es an tief angelegter Charakterentwickelung überrage. In einzelnen könne man allerdings noch deutlich die naturalistischen Fäden in dem Gewebe erkennen, aber auch die, die zu dem Impressionismus hinüberleiten, dem sich der Dichter später mehr und mehr ergab, und um den er Verdienste hat, der ihn aber leider vom Schaffen zum Konstruieren hinführte“. In den folgenden Dramen („Gertrud“, „Die Feindlichen“) sei der Naturalismus bereits zum dramatischen Impressionismus geworden, der das Wesen der Seele enthüllen will und zwar in einer Form, die der Wirklichkeit entspricht. Auch als Novellist und Lyriker gehe Schlaf vom Naturalismus aus, wenngleich die eigentlichen Quellen seines Schaffens von vornherein viel tiefer gelegen seien. „Des Dichters passive feminine Natur kam immer erst durch Fremdes (in diesem Falle durch den Amerikaner Walt Whitman) zur Offenbarung des Eigensten . . . Seine Weltanschauung basiert auf dem Materialismus. Letzteren erhob die Phantasie des Dichters zum Pantheismus, zum Glauben an die Beseeltheit alles Seienden.“ In diesem liebevollen Pantheismus gebe Schlaf sein relativ Bedeutendstes. Daneben stehen seine kleinen realistischen Stimmungsnovelletten, in denen ja auch jener Pantheismus in der Liebe für das Kleine und Kleinste unausgesprochen lebe und webe. Der Sammelband „Stille Welten“ erinnere durch seine intime Kleinmalerei geradezu an Fritz Reuter und Joh. Heinrich Voß. Alles in allem sei Schlaf eine kämpfende, vorbereitende, regulierende Individualität, ein deutscher Dichter voll Tiefe und Innigkeit, voll Mut und Aufopferungsfähigkeit, voll Glauben und Zweifel. — „Erinnerungen“ an den finnischen Dichter Karl A. Tavastjerna (bgl. Sp. 95) veröffentlicht Ola Hansson. Tavastjerna hatte Zeit seines Lebens mit Existenzsorgen zu kämpfen, lebte meist außerhalb seines Vaterlandes, war in den letzten Jahren seines Lebens stockblind und starb schon im Alter von 38 Jahren. Kämpfe und Sorgen spiegeln auch diese Erinnerungen wieder. — Im deutschen Heft beginnt Kurt Walter Goldschmidt eine längere ästhetisch-kritische Studie unter dem Titel „Psyche. Eine Bekenntnisschrift“, in der er sich mit den verschiedenen Kunstanschauungen auseinandersetzt. — Aus dem vorhergehenden Heft bedarf ein Essai von Theodor Lessing „Ueber den Lärm“ der Erwähnung. Er geht davon aus, daß sich in den Biographieen und Aufzeichnungen fast aller großen Schriftsteller, wie Goethes, Kants, Lichtenbergs, Jean Pauls, Carlyles u. a. Klagen finden über die Pein, die der Lärm in allen seinen Alltagsformen (Straßenlärm, Kindergeschrei u. dgl.) dem denkenden Menschen verursache, zuletzt Schopenhauers und anderer Auslassungen über diesen Gegenstand, führt eine Anzahl historischer Beispiele für die schädlichen Wirkungen des Lärms an und verbreitet sich über deren Ursachen und Folgen des näheren.

Ost und West. I 3. Fabius Schach skizziert die Entwicklung des „deutsch-jüdischen Jargons“ und seiner Litteratur. Er meint, dieser Jargon, den die Juden der östlichen Grenzländer (Polen, Galizien u. s. w.) sprechen, sei kein „Mauscheln“, keine durch willkürliche Verdrehung und Entstellung entstandene Mundart, sondern „eine in sich geschlossene Volkssprache, die ihre Geschichte und ihre Entwicklung hat“. Sie wird von ungefähr sieben Millionen Juden als einzige Verkehrssprache gesprochen. Daß man ihr in Deutschland bis heute so wenig Beachtung geschenkt hat, liegt daran, daß sie mit hebräischen Lettern geschrieben wird. Ihren Bestandteilen nach ist sie noch jetzt, trotzdem sie zumeist von russischen Unterthanen gesprochen wird, zu etwa vier Fünfteln deutsch, der Rest setzt sich aus hebräischen, russischen und polnischen Elementen zusammen. Eine eigene Litteratur besitzt der Jargon erst seit etwa vierzig Jahren, als Eisik Meier Dik seine ersten deutsch-jüdischen Volkserzählungen schrieb. Nach und nach entstanden lyrische und Prosawerke im Jargon; Versuche auf dramatischem Gebiete mißglückten. Heute ist der bedeutendste Vertreter dieser Litteratur J. L. Perez in Warschau, der ganz auf dem Boden der westeuropäischen Moderne steht. Er ist zugleich der litterarische Vertreter des „Chassidismus“, dem im selben Hefte eine Studie von Dr. S. Waldberg gilt: jener Richtung des Judentums, die im 18. Jahrhundert als Reaktion gegen das talmudistisch-orthodoxe Gelehrten- und Rabbinertum entstand und im Gegensatz zu diesem das religiöse Gefühlsleben ohne Zwang und Dogma pflegen will. — In Heft 4 giebt Th. Zlocisti ein Lebensbild des vergessenen Lyrikers und Publizisten Ludwig Wihl (1807 bis 1882), dessen 1847 erschienene Gedichtsammlung „Weltöstliche Schwalben“ ehedem viel Aufsehen machte und noch 1860 in einer französischen Ausgabe bei Hachette erschien. Er stammte aus der Gegend von Aachen und hatte Philosophie und Orientalia studiert, doch gelang es ihm als Juden trotz der Fürsprache des Erzbischofs von Köln, des Ministers Ed. v. Schenck, Schellings u. a. nicht, zur akademischen Laufbahn zugelassen zu werden. Er wurde deshalb erst Journalist und war zu Heines bei Gutzkows „Phönix“ thätig, kam dann nach London und nach Paris, wo er sich durch einen Artikel zu Gutzkows „Telegraph“ den Haß Heines zuzog, und wurde nach mancherlei Irrfahrten Lehrer des Deutschen in Grenoble. Von hier ward er nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges ausgewiesen und ging nach Brüssel, wo er 1882 starb. — Das gleiche Heft bringt die Charakteristik des „modernen jüdischen Volksdichters“ Leon Perez (von Dr. E. Eliaschoff), ebenfalls eines Vertreters der erwähnten chassidistischen Richtung von dessen gegen das Rabbinertum gerichteten Satiren einzelne in manchen Synagogen öffentlich für „ketzerisch“ erklärt worden sind. — Prof. Leon Kellner (Wien) berichtet über die erfolgreiche Gründung einer „jüdischen Toynbeehalle in Wien“, in der allabendlich 120—150 Männern und Frauen Belehrung und Unterhaltung geboten wird. Die Gründung erfolgte nach dem Muster der bekannten „Toynbee Hall“ in London, die heute schon zahlreiche „settlements“ besitzt und ein wertvolles Hilfsmittel zur Erziehung der ärmeren Volksklassen geworden ist. — In Heft 2 beschließt Prof. Dr. Ludwig Geiger seine früher erwähnte Studie über den Esther-Stoff in der neuen Litteratur (Goethe, Grillparzer).

„Tendenziöse Phantasiereien als Grundlagen moderner Kultur.“ Von Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J. (Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter, Freiburg i. Br.:

Digitized by Google

LX, 4.) Gemeint sind H. St. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“.

„Aus Marie Ebners Spätherbsttagen.“ Von Ernst Heilborn. (Die Frau, Berlin; VIII, 8.)

„Tausend und eine Nacht.“ Von Max Henning. (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; I, 3.) Giebt eine Charakteristik der bekannten arabischen Märchensammlung und stellt als deren Quelle ein altes persisches Werk („Tausend Abenteuer“) fest, das in der Zeit von 754 bis 775 ins Arabische übersetzt wurde.

„Die Vaticans und ihr Gründer.“ (Papst Nikolaus V.) Von Joseph Hilgers S. J. (Stimmen aus Maria-Laach. Freiburg i. Br.; LX, 4.)

„Ein schwäbischer Dichter.“ (Cäsar Flaischlen.) Von Dr. E. Jaeckh. (Süddeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.; I, 8.)

„Die neue ägyptische Litteratur.“ Von Ehan D. Jvray. (Der Orient, Berlin; III, 9.)

„Novalis, der romantische Denker.“ Von S. Lublinski. (Deutsch-französische Rundschau, Goslar; III, 52.)

„Nietzsche und die antike Sophistik.“ Von Prof. Dr. Adolf Mannheimer. (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; I, 3.) Versucht, den Nachweis zu führen, daß die Keime zu Nietzsches Kernsätzen in der antiken Philosophie und ganz besonders in der Sophistik zu suchen seien.

„Maler Müller.“ Von Max Oeser. (Süddeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.; I, 8.) Kurze Charakteristik des Geniedichters Friedrich Müller (gen. Maler Müller); seine besten Verse wurzelten in seinem heruigen, naturechten, allen Modebetriebungen abholden Pfälzertum.

„Richard Dehmel und die Musik.“ Von Willy Seibert. (Rheinische Musik-Zeitung, Köln; I, 8.) Verficht die Ansicht, daß Dehmels Gedichte sich besonders zur Komposition eigneten.

„Reform des Theaters. Ein Ausblick auf die darmstädter Künstlerkolonie.“ (Egl. Nr. 1055.) Von Willy Seibert. (Rheinische Musik-Zeitung, Köln; II, 14—16.)

„Iwan Franko.“ Von Roman Smarbtowycz. (X-Strahlen, Wien; I, 5.) Franko ist ein realistischer Schilderer seiner kleinrussischen Heimat und ihrer Gesellschaft, der außer mehreren Gedichtsammlungen ein Drama und dem Volksleben „Das gestohlene Glück“, einen historischen Roman, „Zacharias Berkut“ u. a. veröffentlicht hat.

„Ibsensche Frauengestalten.“ (Schluß.) Von Käthe Stellmacher. (Ernstes Wollen, Berlin; III, 39.)

„Tetley von Lillencron als Lyriker.“ Von Philipp Witkop. (Stimmen der Gegenwart, Eberswalde; Aprilheft.)

„Die Litteratur des Donauen.“ (Der Orient, Berlin; III, 11.)

„Richard Wagner contra Friedrich von Schiller.“ (Der Schwabenspiegel, Stuttgart; I, 32, 33.) Polemisiert gegen das Buch „Schiller-Wagner“ von Martin Berendl.

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Das Aprilheft der „Quarterly Review“ bietet einen bemerkenswerten Beitrag „Zur Geschichte der Kritik“, der sich auf Bernard Bosanquets „History of Aesthetic“, auf die hier früher schon erwähnte „History of Criticism“ von Prof. Saintsbury und auf das Buch „L'anarchie littéraire“ von Charles Recolin stützt. Der Verfasser beginnt mit der Frage: ist es möglich, daß das Publikum als Gesamtheit ein richtiges Urteil in Fragen der Kunst und des Geschmacks besitzt und ausübt? Vor fünfzig Jahren noch hätte die Antwort bejahend ausfallen dürfen. Damals hatte die Geschmacksrichtung noch ihre bestimmten Träger und Urheber: den Hof, die herrschenden Staatsmänner im Verein mit den Kaffeehauskritikern, die Salons der guten Gesellschaft, die gelesenen litterarischen Zeitschriften. Mit alledem ist es heute vorüber. Das Publikum von heute ist eine unzählbare Menge von Einzelwesen mit den entgegengesetztesten Neigungen und Instinkten, immer launisch und nur nach dem Neuesten gierig, das ihnen ebenso launisch von den Künstlern geboten wird. Es ist Thatsache, daß die fünfzig erfolgreichsten Bücher der letzten zehn Jahre sich in den Dienst der widersprechendsten Tendenzen stellten und eine ganze Skala der verschiedensten Stile und Formen umfaßten, und doch ist es unmöglich, zu unterscheiden, welche dieser Tendenzen oder Stilarten beim Publikum den meisten Anklang gefunden hat. „Das Publikum,“ meint Recolin, „nimmt alles, schluckt alles, billigt alles ohne Wahl.“ Es herrscht eine Anarchie des Geschmacks, die „den eigenen Wankelmut für die höchste ästhetische Verfeinerung hält und den eigenen Mangel an Unterscheidungsvermögen für den Gipfel geistiger Ueberlegenheit“. Ist nun, fragt der Verfasser der Studie weiter, das Uebel schon zu stark eingerissen, um noch heilbar zu sein, oder sollen wir fortfahren, uns dem breiten Strom des schlechten Geschmacks entgegenzuwerfen? Er meint, wir sollten das letztere thun. Denn es gebe schließlich keine absolute Aesthetik und kein litterarisches Gesetzbuch, nach dem ein Kritiker von einem Buche schlechthin sagen könne, es sei an sich gut oder schlecht. Bei der Beurteilung eines dichterischen Kunstwerks hat der moderne Kritiker sich die Frage vorzulegen, wie es sich der Art und Idee nach zu seiner eigenen Lebensauffassung verhält und zu den Anschauungen der Gesellschaft, der er angehört, und dann zuzusehen, wie weit es in seiner Ausführung den inneren Gesetzen der Kunst entspricht. Wenn er sein Amt immer in diesem Sinne unabhängig, ohne Furcht und ohne Gunst ausübt, so wird er von selbst das Seinige zur Bekämpfung der litterarischen Anarchie beitragen.

In der „Edinburgh Review“ vom April finden sich zwei Beiträge litterarischen Charakters. In einem wird auf allerhand berühmte Liebesbriefe, wie die von Abälard und Heloise, von Balzac und von Prosper Mérimée, ein Rückblick geworfen und im Anschluß daran das seit kurzem vielgelesene Buch „Liebesbriefe einer Engländerin“ (vgl. voriges Heft, Sp. 1046) scharf ablehnend kritisiert. Der andere Artikel handelt von „Maeterlinck als Moralphilosoph und Künstler“. — Leslie Stephens sschreibt in der „National Review“ (April) über „Shakspere als Mensch“ im Anschluß an die biographischen Werke von Sidney Lee und Georg Brandes und bemerkt u. a., daß man sehr viel zur Erkenntnis des Menschen Shakspere aus seinen Stücken lernen könne. Bis zu einem gewissen Grade müsse ja jeder Autor in seinen Werken derart zum Vorschein kommen, und so sehen wir denn, daß Shakspere ein Humorist war, dabei ungemein empfänglich für die Schönheiten der Natur, ein Verächter alles Kleinlichen und begabt mit einem wunderbar tief blickenden Verständnis für die menschliche Natur; ein abgesagter Feind von jeder Art Fanatismus, ein warm empfindender Freund des Volkes und doch völlig im klaren über die Thorheit der großen Masse. Seine ganze Weltanschauung wird dann vortrefflich zusammenfassend dargestellt; leider erlaubt es der Raum nicht, auf Einzelheiten des Artikels einzugehen. — Eine interessante Studie in „Nineteenth Century“ (Aprilheft) behandelt von „Robert Browning und die Musik“ und beleuchtet seine große Liebe zur Tonkunst durch Citate aus seinen Werken. Er darf in Wahrheit der Dichter der Musik genannt werden. W. H. Wilkins zeichnet im selben Hefte das Charakterbild von Sophie Charlotte, der ersten Königin von Preußen. — Die Mai-Nummer von „Cornhill's Magazine“ enthält einen Essai über „Shakspere und der Patriotismus“ von Sidney Lee. Danach hat Shakspere den Patriotismus in seinen Werken vielleicht umfassender und erschöpfender behandelt, als irgend ein anderer englischer Dichter. Seine Stücke illustrieren nicht nur die wohlthätigen und vorbildlichen Wirkungen des Patriotismus, sondern auch seine üblen und ungesunden Folgen da, wo er in übertriebener oder einseitiger Form auftritt, und zeigen den Weg, auf dem er seine heilsamste Entwickelung findet. Diese Sätze werden durch eine größere Zahl geeigneter Belegstellen im einzelnen erläutert.

Ein neues Werk über Robert Louis Stevenson darf der allgemeinen Aufmerksamkeit sicher sein. Mr. Baildons „kritisch-biographische Studie“ über den Dichter

Digitized by Google

zeigt mit Besonnenheit und Sympathie die starken und schwachen Seiten seines anziehenden Charakters und seiner faszinierenden Persönlichkeit auf. Der Verfasser besitzt ein gesundes, feinsinniges Urteil, und was er über seinen Gegenstand sagt, ist wohl geeignet, zum Verständnis von Stevensons Werken beizutragen. — Mr. Thorton Collins' Buch „Ephemera Critica, or plain truths about current literature", ein Pamphlet gegen unsere zeitgenössischen Autoren und ihre angebliche Unzüchtigkeit oder Thorheit, ist allzu einseitig und urteilslos, um besonderer Beachtung wert zu erscheinen. Die englische Litteratur von heute mag in mancher Hinsicht auf Irrwegen sein, so hoffnungslos schlecht, wie Mr. Collins uns glauben machen will, ist sie keinesfalls.

Von belletristischen Neuerscheinungen nenne ich „Babs the Impossible" von Sarah Grand, keines ihrer besten Bücher, aber unterhaltsam durch den Dialog und einige belustigende Charaktere, namentlich den der Titelfigur, eines menschenfreundlichen jungen Mädchens, die absolut nicht weiß, was sie will. — „The Coluna" (Die Säule) von Charles Marriott, einem Neuling, ist ein Roman, der höhere litterarische Ansprüche erhebt und noch besseres für die Zukunft verspricht: er zeigt Originalität in der Darstellung wie in der Erfindung und eine bedeutende Charaktersierungsgabe. Es ist die Geschichte eines jungen Mädchens Namens Daphne, der Tochter einer griechischen Mutter und eines englischen Vaters, der aber gleichwohl ein begeisterter Hellenist ist. Sie lebt mit ihren Eltern an der Küste von Cornwall, wo ihr Vater auf einer Klippe eine dorische Säule aus weißem Marmor hat errichten lassen. Diese Säule spielt in Daphnes äußerem und innerem Leben eine gewisse symbolische Rolle, daher der Titel. Sie selbst wird unglücklich durch die unrichtige Wahl eines Gatten; eines Tages geht sie zum Bad an den Strand, um nicht mehr zurückzukehren. — Von Uebersetzungen deutscher Bücher, die kürzlich erschienen sind, seien die von Th. Gomperz „Griechische Denker" und von Bismarcks Briefen an seine Gattin („Bismarck's Love Letters") erwähnt, die hier viele Leser finden.

In der Theaterwelt war die Aufführung des „Coriolan" am Lyceum mit Sir Henry Irving in der Titelrolle das meistbesprochene Ereignis. Die Dekoration hatte kein Geringer als L. Alma Tadema entworfen. Ellen Terry gab die Volumnia. — Großen Erfolg hatte im St. James-Theater eine neue Komödie „The Wilderness" von H. W. Esmond wegen ihrer großen Lebenswahrheit. Mabel Vaughan liebt einen vermögenslosen jungen Menschen, wird aber von ihrer Mutter aus diesem Liebestraum gerissen und vor die Wahl gestellt, einen von zwei reichen Bewerbern zu heiraten, einen Brauer oder einen Baron. Sie entscheidet sich für den Baron, lernt ihn schätzen und macht sich deshalb Skrupel, weil sie ihn nur des Geldes wegen genommen hat. Gewisse Umstände zwingen sie eines Tages, ihm dies offen zu beichten; aber das getrübte Glück ihres Gatten wird alsbald durch die Entdeckung wieder hergestellt, daß sie ihn allmählich wirklich lieben gelernt hat und ferner nicht ohne ihn leben mag. Diese kargen Umrisse geben natürlich keinerlei Vorstellung von der scharfen Beobachtung und guten Gestaltung, die dem Stück seinen Wert verleihen. Namentlich die Charakterentwicklung Mabels, ihr allmähliches seelisches Wachstum ist vorzüglich wiedergegeben. — „Sweet and Twenty" von Captain Basil Hood ist ein anziehendes Familienlustspiel, das die Liebe zweier Brüder zu einem Mädchen behandelt. — Das „Deutsche Theater" brachte uns Max Dreyers „Probekandidat", und die „Stage Society" gab in schlechter Uebersetzung, aber guter Aufführung Hauptmanns „Einsame Menschen".

Am 6. April starb im Alter von 77 Jahren Mr. George Smith von der Verlagsfirma Smith, Elder & Co., bekannt als der Verleger Thackerays, George Eliots, Charlotte Brontës u. v. a. und als Begründer des vielbändigen „Dictionary of National Biography", dessen Vollendung vor kurzem in dieser Zeitschrift Gegenstand eines besonderen Artikels war (Heft 3). Seine kostbaren „Erinnerungen", mit deren Veröffentlichung in „Cornhill Magazine" er vor einiger Zeit begonnen hatte, sind an dieser Stelle wiederholt erwähnt worden: sie sollten leider unvollendet bleiben. Chef der berühmten Firma wird nunmehr der Schwiegersohn des Verstorbenen, Mr. Reginald J. Smith.

London. *Elizabeth Lee.*

Schwedischer Brief.

Mit einer litterarischen Stipendien-Stiftung für aufstrebende Schriftsteller und Dichter sind die Erben des unlängst verstorbenen Verlagsbuchhändlers Albert Bonnier kürzlich hervorgetreten. Die angesichts der in Schweden obwaltenden Verhältnisse doppelt erfreuliche Schenkung hat manche Berührungspunkte mit dem Litteratur-Legat des nobelschen Testaments aufzuweisen. Während das letztere jedoch nur in größeren Zwischenräumen (bis zu 5 Jahren) zur Verteilung kommt und sich nicht bloß auf Publikationen der litterarischen Richtung im engeren Sinne beschränkt, soll das bonnierische Legat ausschließlich der Förderung des schöngeistigen Schrifttums in Schweden dienen und alljährlich vergeben werden. Die Höhe der Stiftungssumme beträgt 150000 Kronen. Zur Verwaltung wurde ein Autoren-Ausschuß von sechs Mitgliedern berufen, der sich auch über die jeweiligen Stipendiennempfänger schlüssig zu machen haben wird. Die Jahresstipendien, die im allgemeinen nicht mehr als drei Mal an ein und denselben Stipendiaten vergeben werden und die Höhe von 12000 Kronen im Einzelfalle nicht überschreiten dürfen, werden lediglich unter Berücksichtigung der rein künstlerischen Beschaffenheit der betreffenden schöngeistigen Veröffentlichungen zugesprochen, ohne Anlehnung an herrschende Tagesmeinungen, sei es in Bezug auf Darstellungsform oder Ideengehalt", wie es in der Stiftungsurkunde heißt. Erwartet wird dagegen, daß der Autoren-Rat bei Bemessung der Zuwendungen die größere oder geringere Unterstützungsbedürftigkeit der einzelnen Schriftsteller in Betracht ziehe. Bei der von einigen Tagen erfolgten Konstituierung des Autoren-Komitees wurden die Schriftsteller Wer. Hallström, Oscar Levertin, Tor Hedberg und die Dichterin Ellen Key gewählt; den Vorsitz wird Verner von Heidenstam führen, während der Kunsthistoriker Georg Nordenstam zum Sekretär ernannt wurde. In der Tagespresse begrüßt man die bonnierische Stiftung als eine wirksame Korrektur gegenüber der von der schwedischen Akademie einseitig und widerspruchsvoll gehandhabten Vergebung der staatlichen Zuwendungen an aufstrebende Autoren.

Auf dem Felde der Roman- und Novellen-Litteratur herrscht im Augenblick noch die herkömmliche Zwischenpause, die erst nach dem äußeren Abschluß der geselligen „Saison" durch die übliche Frühjahrshochflut von litterarischen Erzeugnissen aller Art abgelöst werden wird. Dagegen liegen auf essayistischem und dramatischem Gebiet einige erwähnenswerte Neuheiten vor. Prof. B. Nordström hat in der Schriftenserie der „Skola" eine Nietzsche-Studie veröffentlicht, die in gedrängtem Rahmen eine treffliche Würdigung des Denkers darbietet. — Unter den dramatischen Neuerscheinungen zog neben den zwei „Versdramen" von Tor Hedberg: „Giorgione" und „Antonios Versuchung", in denen gemeinsam das alte Motiv von der siegreichen Gewalt der Allherrscherin Liebe über Glück und Unglück im Menschenlose variiert wird, Strindbergs neuestes Schauspiel „Påsk" („Ostern") die Aufmerksamkeit aller litterarischen und „illiteraten" Zirkel auf sich. Das Stück wurde in Frankfurt a. M. schlankweg abgelehnt (vgl Sp. 931), — hier in Stockholm hatte es auf dem „Dramatiska teatern" einen glänzenden Erfolg zu verzeichnen. Die Ursachen dieser verschiedenartigen Aufnahme dürften nicht schwer zu ermitteln sein. Strindbergs Stücke im allgemeinen werden in künstlerischer Beziehung von dem schwedischen Publikum mit anderen Augen an-

Digitized by Google

gesehen, als von dem deutschen, das dem Dichter namentlich die allerdings etwas kaleidoskopartige Szenengliederung übel vermerkt zu haben scheint. Außerdem bedurfte es gerade bei „Pask" der eigenartigen Lokalfärbung, um das Stück zu unmittelbarer Wirkung gelangen zu lassen. Diese Lokalfärbung hat man in Frankfurt wohl nicht festzuhalten verstanden.

In der Zeitschrift „Ord och Bild" (2. Heft) bietet Ola Hansson unter der Ueberschrift „Erinnerungen an Ernst Ahlgren" interessante Beiträge zur Charakteristik der verstorbenen Dichterin (s. früher Sp. 50 f).

Stockholm. *Valfyr.*

Russischer Brief.

Zwei reich illustrierte Werke litterarhistorischen Charakters sind kürzlich auf dem Büchermarkt erschienen. Das eine betitelt sich „Gallerie russischer Schriftsteller" und bietet für einen relativ geringen Preis eine Sammlung von über 300 sehr gut ausgeführten Porträts russischer Dichter und Kritiker. Antioch Kantemir, der Satiriker (1708—1744), eröffnet den Reigen, der mit Maxim Gorjki schließt. Bedeutendere Persönlichkeiten, wie Tolstoi, Turgenjew, Herzen u. a., sind durch mehrere Bildnisse vertreten; manches bisher wenig oder gar nicht bekannte Dichterporträt ist durch diese Ausgabe erst an die Oeffentlichkeit gebracht worden. Absolute Vollständigkeit war von vornherein nicht angestrebt: viele Bildnisse waren überhaupt nicht aufzutreiben, und sämtlichen Schriftstellern der Neuzeit Aufnahme zu gewähren, ging schon aus Raumrücksichten nicht an. Es mußte eine Auswahl aus der „Fülle der Gesichte" getroffen werden, und selbstverständlich ist diese Auswahl nicht immer glücklich gewesen. Manche hervorragende litterarische Kraft fehlt, während allerlei dii minimorum gentium in der „Gallerie" zu finden sind. Auch der Begleittext zu den Bildnissen ist wenig befriedigend. Als Redakteur zeichnet ein bekannter moskauer Journalist, Herr J. Ignatow. Statt sich auf die allernotwendigsten biographischen Notizen zu beschränken, versuchten die Textschreiber auch noch so etwas wie „kritische Würdigung" der einzelnen Persönlichkeiten, blieben aber — zumteil wohl auch wegen Mangels an Raum — in argen Gemeinplätzen stecken. Auch die Disposition des reichen Stoffes ist durchaus verfehlt resp. gar nicht vorhanden. Die Schriftsteller sollten zugleich chronologisch und nach Richtungen geordnet werden, das Resultat war ein heilloses Durcheinander. Vorläufig beruht daher der ganze Wert und die ganze Bedeutung der „Gallerie russischer Schriftsteller" auf dem illustrativen Teil; eine so reiche Porträtsammlung haben wir bisher nicht besessen, das Buch ist thatsächlich eine „Litteraturgeschichte in Bildnissen" und als solche m. E. auch für das Ausland von hohem Interesse.

Viel anspruchsvoller tritt ein anderes Werk auf: die von Herrn Adolf Marks, dem Herausgeber der illustrierten Wochenschrift „Niwa", verlegte „Geschichte der russischen Litteratur" von Peter Polewoi. Der Verfasser versprach eine Art „Grundbuch des modernen Besitzes an Ideen und Kenntnissen" zu schaffen, der Verleger wollte das Werk „mit allen authentischen Bildnissen russischer Autoren von Iwan dem Grausamen bis zum 19. Jahrhundert" schmücken. Wer Herrn Polewois litterarische Physiognomie kennt, der wußte freilich schon von Anfang an, was von dergleichen Versprechungen zu halten wäre. Es giebt wohl kaum ein Gebiet der allgemeinen Litteraturgeschichte, über das Herr Polewoi nicht geschrieben hätte. Er braucht bloß zwei Bücher über diese oder jene Frage in die Hand zu nehmen, so macht er auch schon ein drittes daraus. Und auch die drei Riesenbände seiner „Geschichte der russischen Litteratur" sind nichts weiter, als eine oberflächliche, lückenhafte Kompilation, voll von veralteten, willkürlichen, schiefen und tendenziösen Urteilen. Als Wegweiser durch die russische Litteratur ist das Werk ganz unzuverlässig, und wenn ich es hier überhaupt erwähne, so geschieht es nur in Anbetracht dessen, daß es durch die lärmende Reklame des Verlegers nicht nur in Rußland eifrig gekauft wird, sondern auch im Auslande die Aufmerksamkeit dieser auf sich gezogen hat.

Das größte soi-disant „litterarische" Ereignis der letzten Zeit ist selbstverständlich die Exkommunikation Leo Tolstois. Aus allen Ecken und Enden des Zarenreiches gehen dem greisen Dichter Teilnahmebezeugungen zu; auf einer Gemäldeausstellung in Petersburg wurde sein von Repin gemaltes Bildnis mit Blumen überschüttet. Es war von der heiligen Synode im höchsten Grade unpolitisch und taktlos, mit dieser Verordnung gerade zu einer Zeit zu kommen, wo die Erregung der Gemüter in Rußland durch die Studentenunruhen, die Ernennung des Kultusministers u. s. w. den Höhepunkt erreicht hatte. In anderer Zeit wäre die Sache mit weit mehr Ruhe und Besonnenheit betrachtet worden. Vom Standpunkte der griechischen Kirche aus war die heilige Synode durchaus berechtigt, so zu handeln; ob wir diesen Standpunkt teilen können, ist eine Frage für sich.

Auf einer Anfang April in Moskau stattgehabten litterarischen Soirée wurde ein Bruchstück aus einer neuen Erzählung Tolstois „Wer hat recht?" vorgetragen. Ein junges Mädchen kommt besuchsweise aufs Land, lernt die Not und die Leiden des Volkes kennen und versteben, und beschließt, nicht mehr in die große Welt zurückzukehren, sondern sich ganz den „jüngeren Brüdern" zu widmen. Das Fragment, das alle Vorzüge der tolstoischen Schreibweise aufweist, machte auf die Zuhörer einen gewaltigen Eindruck.

Ein Todesfall darf hier nicht unerwähnt bleiben. Am 17. April starb in Moskau der Altmeister der russischen Theaterkritik, Sergei Wassiljewitsch Flerow (Wieluborynn S. Wassiljew). Ueber ein Vierteljahrhundert hat der Verstorbene jeden Montag mit den Lesern der „Moskowskija Wedomosti" — eines Blattes, dessen eng-reaktionärer Richtung er übrigens ganz ferne stand — über die Theatereregnisse der Woche geplaudert. Er nannte sich mit Stolz einen Schüler Sarceys, doch war ihm eine weit größere Beweglichkeit und geistige Frische eigen, als dem Meister. Seine großartige Belesenheit, seine umfassenden Sprachkenntnisse, vor allem aber sein tiefer kritischer Scharfblick und sein eigenartiger, durch und durch subjektiver Stil machten die Lektüre seiner Feuilletons zu einem Genuß. Die russischen Dramatiker und Bühnenkünstler haben ihm unendlich viel zu verdanken. Speziell für die deutsche Kunst hatte Flerow von jeher ein besonders lebhaftes Interesse. Ueber die Shylock-Darstellung Possarts, mit dem ihn jahrelange persönliche Freundschaft verband, hat er eine eigene Broschüre in deutscher Sprache veröffentlicht; er machte auch den ersten Versuch, Fritz Reuter dem russischen Publikum nahezubringen — von ihm stammt eine mustergiltige Uebersetzung der „Franzosentid".

Von Zeitschriften-Artikeln seien hervorgehoben: eine sehr günstig lautende Besprechung von Gabriele Reuters „Ellen von der Weiden" im Märzheft des „Westnik Jewropy" (von Sinaida Wengerowa); im Aprilheft desselben Blattes ein Artikel von J. Sacharjin über „Die Freundschaft zwischen Shukowski und Perowski"; ferner „Byron in der Schweiz" von Alexei Wesselowski, anknüpfend an eine Reihe schon früher in demselben Blatt veröffentlichten Byronstudien desselben Verfassers; im Märzheft des „Russki Westnik" eine Charakteristik des nugerechterweise halb vergessenen russischen Lyrikers und Dramatikers Leo Mey (1822—1862) von W. Sawodnik; im „Mir Boshij" (Heft 3 u. 4): „Die Philosophie Kants" von Prof. G. Tschelpanow; „Ibsen als Mensch und Dichter" nach den „Erinnerungen" von John Paulson u. a.

Moskau. *Arthur Luther.*

Polnischer Brief.

Das erste Heft der neuen, schon kürzlich erwähnten Monatsschrift „Chimera" bringt dem jüngst

Digitized by Google

verstorbenen tschechischen Dichter Julius Zeyer eine enthusiastische Huldigung, ferner einen Artikel von dem Herausgeber Przesmycki (Miriam) über „Das Schicksal der Genies", in dem der Verfasser nachzuweisen sucht, daß in der Geschichte der Kunst immer die Oberflächlichkeit und die seichte Effekthascherei größere Popularität gehabt habe, als die echte, tiefe Kunst: Byron sei bekannter und beliebter als Shelley, Grillparzer als Hamerling u. s. w. — Neben diesem Aufsatze rief die meisten Beifalls- und Protestkundgebungen St. Przybyszewskis neuer Roman hervor „Synowie ziemi" (Söhne der Erde), der „eine blutige Abrechnung mit dem krakauer Jungpolen" sein soll. — Außer der „Chimera" wurden in neuester Zeit noch zwei andere Zeitschriften gegründet, eine in Warschau „Kurver teatralny" (Theater-Kurier), die andere in Krakau „Klozy" (Die Arena), eine Art „Revue des Revues", von dem rührigen Litteraten K. Bartoszewicz herausgegeben.

Das Theater brachte erst jetzt bedeutende, teilweise sogar sensationelle poinische Neuheiten. Das letztere trifft besonders bei Stanislaw Wyspiański, dem bedeutendsten polnischen Dichter (und Maler) der modernen Kunst zu. Sein dramatisches Gedicht „Wesele" (Die Hochzeitsfeier) führt zwei merkwürdige Ehen vor, in denen die Frauen schlichte Bauernmädchen, die Männer dagegen bedeutende Künstler sind, und zeigt in einer Reihe von glänzenden, phantasiereichen Bildern die Rolle des Bauernstandes im polnischen nationalen Leben. Die Erstaufführung fand im Theater zu Krakau statt, das überhaupt gegenwärtig unter Kotarbiński an der Spitze der polnischen Bühnen schreitet und besonders das klassische Drama pflegt (es hat in neuester Zeit u. a. den ersten Teil des „Faust". Shaksperes „Komödie der Irrungen" und „Sturm", letzteren zum ersten Male in polnischer Sprache, und seltsamerweise auch Victor Hugos „Hernani" gegeben).

Am 27. März fand im lemberger hiesigen polnischen Theater die Erstaufführung eines Dramas von Stanislaw Przybyszewski, „Złote runo" (Das goldene Vließ), statt. Das Stück bringt mit peinlicher Schärfe des Dialogs und der Situationen eine lang und breit verzweigte Ehebruchsgeschichte: die Frau verträgt den Mann, der davon nichts weiß, seinerseits aber selbst die Ehe bricht, wobei es schließlich herauskommt, daß er ein Kind einer außerehelichen Liebe seiner Mutter ist, die den Vater in den Tod getrieben hat. Trotz der erdrückenden Atmosphäre hat das Drama eine echte, tiefe Tragik, und wie noch niemals bei Przybyszewski wird auch der Kausalnexus zwischen Schuld und Strafe betont. Das Drama enthält heftige Auseinandersetzungen mit den modernen Litteraten, die in jeder Sünde nur ein interessantes Problem erblicken und kaltherzig fremdes Glück zerstören. Sonderbarerweise gab es Kritiker, die sich über das Stück moralisch entrüsteten.

Aus der wissenschaftlichen Litteratur sei zunächst ein Buch von Peter Chmielowski erwähnt, die erste vollständige, wenn auch etwas trockene Monographie über H. Sienkiewicz. Ferner liegt ein Band „Litterarischer Studien" von Prof. Maryan Zdziechowski vor, der ein eifriger Anhänger Tolstois und der neureligiösen Richtung ist. Das Buch behandelt denn auch diese Strömung und charakterisiert die Vertreter des französischen Neo-Idealismus, wie G. de Tarrazin, E. M. de Vogüé, R. Secrétan und G. de Bremond d'Ars, ferner Ed. Schuré und den Esoterismus. Ein besonderes Kapitel beschäftigt sich mit der alten deutschen Romantik, wobei der Verfasser deren Aehnlichkeit mit der heutigen Neuromantik hervorhebt, dann mit Heinrich v. Kleist, der in Polen fast gar nicht bekannt ist, schließlich mit Zacharias Werner, von dem gesagt wird, er sei „ein Vorbote unserer neuesten Strömungen, ein Vorläufer Baudelaires, Verlaines, Huysmans und Przybyszewskis. Mit allen dier hat er den gemeinsamen Seelengrund gemeinsam: eine Mischung von Religiosität und sinnlicher Ausschweifung der Phantasie, die bis zu Blutdurst und wollüstiger Grausamkeit steigt."

Der vielgefeierte Henryk Sienkiewicz arbeitet gegenwärtig an einem neuen historischen Romane aus dem 17. Jahrhundert, in dessen Mittelpunkt die Gestalt des polnischen Königs Johann III. Sobieski, des Helden von Wien (1683), stehen wird. Die oben erwähnte Zeitschrift „Klosy" (Die Aehren, 1. April), veröffentlicht ein Gespräch mit Hermann Bahr, der zwar gesteht, nur „Quo vadis?" in deutscher Uebersetzung gelesen zu haben, doch dem Dichter begeistertes Lob spendet. Bahr verteidigt den Roman gegen den Vorwurf einer reaktionären Tendenz und hebt besonders „die Formvollendung, die Symmetrie einzelner Teile, die Harmonie selbst der kleinsten Details" hervor. (vgl. dagegen Sv. 1056 f. „Die Zeit".)

Interessantes über die dramatischen Dialoge, die Anfänge des Dramas in Polen, bringt ein Artikel von B. Gomulicki in dem Warschauer „Wendrowiec" (Der Exanderer; März und April). Der erste bekannte Dialog in Polen stammt aus dem Jahre 1194. Solche Dialoge, die ihre Stoffe meist der Bibel, oft aber auch der Zeit entnahmen, wurden bald durch Wandertheater verbreitet. Der älteste im Druck erhaltene Dialog datiert vom Jahre 1533, erinnert an das heutige oberammergauer Spiel und dauerte vier Tage der Fastenwoche. Korczewski ist der erste bekannte Verfasser der Dialoge, die unter seiner Hand eine polemische Schutz- und Trutzwaffe gegen den Protestantismus wurden. Bis in das 18. Jahrhundert herrschte das Latein vor, obwohl schon im 17. Jahrhundert stellenweise auch polnische Dialoge vorkommen. Die Jesuiten, später die Piaristen haben sie in ihren Schulen sorgfältig gepflegt.

Themen von allgemeinerer Bedeutung berührt Wł. Jabłonowski im Warschauer „Ateneum" (Januar). Er spricht nämlich über „die Mystiker und Bekehrten in der zeitgenössischen Litteratur", wobei er zwei Arten von Mystikern unterscheidet. Bei den einen ist der Mystizismus die Religion der müden Seelen, die nicht fähig sind, selbständig gegen die feindlichen Mächte des Daseins zu kämpfen (Huysmans, Strindberg), bei den anderen ist er das Glaubensbekenntnis der Menschen, die bei den Kämpfe sich mit den Waffen derselben, die den Sieg verbürgen. — Stanislaw Tarnowski, der bedeutendste Kritiker konservativer Richtung, beurteilt im „Przegląd polski" (Polnische Rundschau; April) nicht eben freundlich „die neuen Richtungen im Drama". Stefan Popowski schreibt in der „Biblioteka warszawska" (Warschauer Bibliothek; März) über Böcklin, J. Flach in der „Gazeta lwowska" (Lemberger Zeitung) über „den neuesten Frauenroman in Deutschland" (Clara Viebig, Gabriele Reuter).

Lemberg. *J. Flach.*

Bulgarischer Brief.

Ein wichtiger Gedenktag für die Entwicklung des geistigen Lebens in Bulgarien war das 25jährige Jubiläum der Entlassung der ersten Abiturienten des Gymnasiums in Gabrowo, das im Juli v. J. gefeiert wurde. Bereits im Jahre 1835 wurde in Gabrowo durch Vasil Aprilov die erste bulgarische Schule gegründet. In der bulgarische Lehrer, die in Odessa ihre Ausbildung genossen, zunächst an der Hand russischer Lehrbücher in bulgarischer Sprache unterrichteten. Diese Gründung war in der That ein Ereignis von weittragender Bedeutung. Während früher die gesamte Bildung in den Händen der Griechen und völlig hellenisierter Bulgaren lag, wurde hier ein Stamm von Patrioten herangebildet, die sich als Lehrer und Litteraten über das ganze Land verbreiteten und ihrerseits als Erwecker und Vorkämpfer des Freiheitsgedankens nicht minder thätig waren als die Scharen der Revolutionäre, in deren Reihen auch mancher von ihnen trat. Nach mannigfachen Wandlungen und Stürmen konnte die Schule im Jahre 1875, also noch kurz vor der Befreiung Bulgariens, ihre ersten

Digitized by Google

Abiturienten mit Gymnasialbildung entlassen. In der Festschrift, die im vorigen Jahre zur Feier dieses Gedenktages herausgegeben wurde (Jubileen Sbornik u. s. w., Philippopel 1900), bringen Raukow und Sinfjuvski interessante Mitteilungen über die Gründung und weitere Geschichte der Schule, Nacov und Markov Erinnerungen aus der Zeit des Aufstandes von 1876, unter den übrigen teils historischen, teils belletristischen Beiträgen Gjuzelev eine Studie über „Die Bedeutung des Balkan in der geschichtlichen Entwickelung Bulgariens", worin er darauf hinweist, daß das Gebirge mit seinen waldigen Höhen und wilden Schluchten selbst in der schwersten Zeit der Fremdherrschaft der Herd und Hort des nationalen Selbstbewußtseins und Freiheitsstrebens gewesen ist; auch für das geistige Leben ist der Balkan die Seele Bulgariens, denn die Sprache seiner Bewohner ist die Litteratursprache des ganzen Landes geworden, und in seinen reichen Schätzen an Rohmaterialien sieht Gjuzelev für die Zukunft die Gewähr auch der ökonomischen Selbständigkeit Bulgariens.

Von Iwan Wasoff (vgl. Sp. 811 ff.), der sich jetzt wieder ganz der litterarischen Thätigkeit zugewandt hat, liegen eine Komödie „Journalisten" („Vestnikar li?") und eine neue Gedichtsammlung „Unter unserm Himmel" („Pod našeto nebo", Stara Zagora 1900) vor. Wasoffs neue Gedichte sind für die Entwicklung des Dichters nicht von Bedeutung; wo sie sich in den Bahnen seiner älteren Werke bewegen, haben sie die Vorzüge jener, andere, zum Teil Gelegenheitsdichtungen, sind recht mäßig. Ueber dem Ganzen liegt eine gedrückte Stimmung der Schwermut und pessimistischer Resignation des Alters, doch hie und da heben sich kraftvoll einzelne Dichtungen hervor, die in heißen Worten die Jugend zu ernster, ehrlicher Arbeit aufrufen. In seiner Komödie, einem anspruchslosen kleinen Spiele, wendet sich Wasoff in leicht humoristischer Form gegen die Mißstände des heutigen bulgarischen Journalismus. — Ein ernstes Zeitbild aus dem bulgarischen Leben der Gegenwart mit seinen politischen Kämpfen und Intriguen sucht Dimitr T. Strašimirov in seinem Roman „Im Dunkel" („Sred mraka". Philippopel 1901) zu geben. Als modernes Kulturbild verdient dieser Roman wohl weiteres Interesse, während sein künstlerischer Wert nicht hoch zu veranschlagen ist.

Erinnerungen an seinen Freund Aleko Konstantinov (VL I, 682 ff.), den geistvollen volkstümlichen Humoristen, teilt Penčo Slavejkov im Märzheft der Zeitschrift „Misl" mit. — Ein Bild der Thätigkeit des bulgarischen Patrioten Najden Gerov (1823—1900) entwirft S. S. Bobčev in „Blgarska Sbirka" (November 1900). Gerov spielte eine nicht unbedeutende Rolle im öffentlichen Leben Bulgariens. Zunächst als Lehrer und Vize-Konsul in Philippopel thätig, wurde er während des Befreiungskrieges der erste bulgarische Gouverneur in Svištov (Sistova), wo auch Iwan Wasoff und Aleko Konstantinov in seiner Kanzlei arbeiteten. Unter seinen mannigfachen litterarischen Arbeiten ist von besonderem Werte ein fünfsprachiges Wörterbuch der bulgarischen Sprache, von dem bisher drei Bände erschienen sind. — Das wichtige Thema „Die russische Litteratur in Bulgarien" behandelt in Kürze D. T. Strašimirov („Misl", Mai 1900). Nachdem er darauf hingewiesen, daß sowohl die privaten wie die öffentlichen Bibliotheken in Bulgarien zum größten und wesentlichsten Teile russische Bibliotheken sind, daß alle diejenigen, die im Geistesleben Bulgariens eine hervorragende Rolle gespielt, an russischer Bildung groß geworden sind, kommt er zu dem Schlusse: wie seinerzeit Lessing sagte, nur der verwandte englische Genius könne den des deutschen Volkes erwecken, so könne Bulgarien jetzt seinen erweckenden verwandten Genius nur im russischen erblicken. — Aus der Zahl der neu erscheinenden Zeitschriften, von denen verschiedene nach kurzem Bestehen bereits wieder verschwunden sind, seien hervorgehoben die Halbmonatsschrift „Letopisi", die seit dem Januar vorigen Jahres unter der Redaktion des Dichters Konstantin Veličkov, des Schaffensgenossen Wasoffs, erscheint, und die Zeitschrift „Obsto Delo", die der sozialistische Deputierte Janko Sakazov seit September vorigen Jahres herausgiebt, und die sich sowohl mit politischen und wirtschaftlichen wie litterarischen Fragen beschäftigt.

Berlin. *Georg Adam.*

Echo der Bühnen.

Hamburg. Das Carl Heine-Ensemble brachte am 24. April des holländischen Schriftstellers Hermann Heyermans neuestes Schauspiel „Die Hoffnung auf Segen" im Carl Schultze-Theater zum erstenmal in Deutschland zur Aufführung. Seitdem er vor zwei Jahren mit seinem jüdischen Tendenzstück „Ghetto" mit größtem Erfolge hervorgetreten ist, gilt Heyermans als das bedeutendste dramatische Talent unter den jüngeren holländischen Schriftstellern. Und mit Recht. „Ghetto" war eine starke Talentprobe, des Autors folgendes Stück „Das fehlende Gebot" ebenfalls trotz des abstrafend heiklen Stoffes, und „Op hoop van Zegen" ist es in noch höherem Maße. Das Stück wird seit einigen Monaten in Holland und Belgien mit sensationellem Erfolge aufgeführt (vgl. unseren „Holländischen Brief" auf Sp. 706), und dieser Erfolg trat auch bei der hiesigen Aufführung zu Tage. Heyermans ist ein dramatischer Stimmungsmaler ersten Ranges; seine Figuren sind meisterhaft gezeichnet, jede einzelne eine prächtige Type, auf die Bühne gestellt mit einer realistischen Kraft, die höchste Bewunderung verdient. Wenn trotzdem er, der wie nur wenige das Zeug zu einem hervorragenden Dramatiker hat, auch diesmal noch kein einwandfreies Künstlerwerk, kein vollwichtiges Drama zu schaffen vermocht hat, so liegt das wohl in erster Linie daran, daß der Dichter seiner Individualität zu sehr nachgiebt, daß er sich mit einer fast souveränen Verachtung über alle dramatischen Kunstgesetze hinwegsetzt. Es spricht für die große Kunst von Heyermans, daß „Die Hoffnung auf Segen" trotzdem von tiefster dramatischer Wirkung ist. Das Stück spielt in einem kleinen friesischen Fischerort. „Die Hoffnung auf Segen" heißt ein alter Fischerkutter, der noch ein letztes Mal bemannt auf den Fischfang geschickt werden soll, trotzdem das Schiff von einzelnen Seeleuten als seeuntauglich bezeichnet wird. Aber die Versicherungsgesellschaften haben das Schiff als versicherungsfähig erklärt, und das genügt. „Die Hoffnung auf Segen" geht in See — um niemals wiederzukehren. Das Unglück, das durch den Untergang des Schiffes über das Fischerdorf hereinbricht, steht im Mittelpunkt der Handlung des Stückes, das in der Charakteristik der armen Fischerbevölkerung, die seit Generationen den Kampf mit den Gefahren der See aufgenommen hat und kein anderes Leben kennt, in der stimmungsvollen und wirklichkeitsgetreuen Zeichnung des Milieus von ganz hervorragender Kunst ist. Das Stück wird zweifellos seinen Weg über die deutschen Bühnen machen.

Paul Raché.

Nürnberg. Am 21. April ging im Intimen Theater mit unzweifelhaftem Erfolg „Die Kraft zum Glück", Drama aus dem Odenwald in drei Akten von Otto Rippert, in Szene. Der Verfasser ist als Schauspieler und Regisseur eine der Hauptstützen des vortrefflichen meßthalerschen Ensembles, und gute Bertrautheit mit den Anforderungen des Theaters verrät auch sein Drama, dem eine starke Bühnenwirkung nicht abzusprechen ist. Aber auch um seines tieferen dramatischen und litterarischen Wertes willen darf es sich unter der heutigen dramatischen Produktion wohl sehen lassen, wiewohl der behandelte Stoff, die nackte Handlung, wenn man so sagen darf, Neuestwegs neu ist, die Erfindung keinen allzu bedeutenden Faktor in dem Werke ausmacht. — Daß der junge

Digitized by Google

Volksschullehrer Heinrich Achselstätter, der hoch hinaus-strebt, aber durch die finanzielle Not immer wieder zu seinem ungeliebten Berufe zurückgeführt wird, in Auguste, der Tochter des alten Lehrers in jenem weltentrückten Dörfchen im Odenwalde, das künftig die Stätte seines Wirkens bilden soll, eine gleichgestimmte Seele findet und sich mit ihr verlobt, daß er über dem Glück und der inneren Befriedigung, die er in dieser Verbindung zu finden hofft, der Klagen und Vorstellungen des von ihm verführten und nun auf Heirat dringenden Bauernmädchens Käthe Schmidt, der Tochter eines Wald-arbeiters, nicht achtet, dann aber, als das Mädchen, das die Schande nicht überleben zu können meint, sich wirklich, wie es gedroht, ein Leides anthut, die Kraft zu einem Glück, das sich auf einem solchen Unglück aufbaut, doch nicht zu finden vermag und schließlich durch die herben Worte des betrunkenen Försters und den trost-losen Anblick des gänzlich zerrütteten und ver-nichteten alten Vaters des Mädchens gleichfalls zum Selbstmord getrieben wird — das alles ist gewiß nicht eben neu, noch auch sonderlich interessant. Allein durch die innere Berknüpfung der Vorgänge und die groß-zügige Zeichnung der Hauptcharaktere, die zugleich als Typen bestimmter Lebensanschauungen aufzufassen sind, hat der Verfasser sein Drama nicht ohne Geschick in eine höhere Sphäre zu heben, aus ihm eine Problemdichtung zu gestalten gesucht. Die treibende Kraft in dem Stücke ist die Verlobte des Helden, Auguste, die, als modernes Weib stark und rücksichtslos, in der kräftigen Ausprägung der eigenen Individualität und in der Erraffung des Glückes um jeden Preis das höchste, das einzige Ziel des Lebens erblickt. Die Verschuldung des Geliebten erscheint ihr so gering, wie der Fehltritt des Mädchens, das sie mit Vernunftsgründen zu freiwilligem Verzicht zu bewegen sucht. Käthe aber ist die Vertreterin der tief im Volke wurzelnden alten Anschauung. Sie will vor allem ihrem alten Vater nicht die Schande und den Schmerz bereiten und wählt den Tod, als sich ihr Auguste als die Verlobte Heinrich Achselstätters zu er-kennen giebt und sie dadurch die Unmöglichkeit einsieht, ihren Willen durchzusetzen. Zwischen beiden steht — auch seiner Lebensanschauung nach — der Held, der mit seinen weitschweifenden Zukunftsplänen wohl so stark und rücksichtslos sein möchte, wie seine Braut, aber es nicht vermag und darüber zu Grunde geht. Nehmen wir nun an, daß der junge Volksschullehrer, wie ihn der Dichter ohne Zweifel auch aufgefaßt wissen will, vermöge seiner geistigen Fähigkeiten zu großen Hoffnungen be-rechtigte, deren Verwirklichung aber durch eine Ehe mit jenem Mädchen, bei dem von eigentlicher Neigung kaum die Rede ist, und das man sich als durchaus ungebildet und beschränkt zu denken hat, nicht nur in Frage gestellt, sondern geradezu verhindert worden wäre, so stehen wir in der That vor einer Frage der Moral, deren Beant-wortung nicht leicht ist und je nach dem Standpunkt des Gefragten verschieden ausfallen wird. Welches die An-sicht des Dichters darüber ist, darf aus dem Ausgang des Stückes allein nicht ohne weiteres geschlossen werden. Er hat sich in anerkennenswerter Objektivität über seinen Stoff gestellt und das Problem in einem einzelnen, tragisch verlaufenden Falle behandelt. — Allerdings sind die oben angenommenen Voraussetzungen in dem Stück selbst nicht mit der genügenden Klarheit angedeutet und entwickelt worden, wie uns denn auch unklar bleibt, auf welchem Wege die Tochter des alten Schullehrers in ihrem Walddorfe zu dieser hypermodernen Weltanschauung gelangt ist. Auch sonst lassen sowohl die Charaktere, mit Ausnahme desjenigen des alten Waldarbeiters, der vor-trefflich durchgearbeitet ist, wie nicht minder die Diktion des Stückes, in der burleske Züge, Anklänge an das Volksstück im schlimmeren Sinne oder auch offenbare Geschmacklosigkeiten mehrfach störend wirken, eine feinere Ciselierung noch sehr vermissen. Aber wir wollen dar-über angesichts des tüchtigen Kerns, der in dem Stücke steckt, mit dem Verfasser zunächst nicht rechten.

Th. Hampe.

Posen. Das Stadttheater in Posen ist bisher nur selten als Probierstube für auswärtige geistige Erzeugnisse in Anspruch genommen worden. In den letzten zwanzig Jahren wurden hier überhaupt nur drei Werke zum aller-ersten Male aufgeführt: Mallachows „Herzogsmüller", der leider durchfiel, Mosers „Bibliothekar", der dann über alle Bühnen ging, und Abangabós, des griechischen Gesandten in Berlin, Tragödie „Die Herzogin von Athen", die dem anwesenden Verfasser einen rauschenden Erfolg eintrug, aber bis heute noch nicht auf eine berliner Bühne gelangt ist. Am 19. April d. J. schloß sich diesen Vorproben das soziale Drama „Es ist ein Unterschied" an, dessen Verfasser sich hinter dem Pseudonym Paul Döldberg verbirgt*). Sein Drama ist offenbar von Sudermanns „Ehre" beeinflußt worden. Auch hier giebt es zwei kontrastierende Gesellschafts-schichten, die aber nicht, wie bei Sudermann, eng mit einander verflochten, sondern nur ganz lose dadurch verbunden sind, daß die beiden Töchter des Hauses Jugendfreundinnen waren, was insofern etwas unwahr-scheinlich ist, als es sich hier um die Tochter eines Majors a. D. und die Tochter eines Droschkenkutschers handelt. Beide sind „gesallen", und es soll nun dar-gethan werden, wie das auf die verschiedenen Lebens-kreise wirkt. Das ist allerdings „ein Unterschied". In der Familie des Majors führt der Fall zu einem Duell, in dem der Verführer erschossen wird — ein blanker Zufall. Außerdem vergiftet sich die verführte Tochter, da der Verführer sich anderweitig verlobt, und der Vater Major stirbt an Herzeleid. In der Droschkenkutscher-familie herrscht dagegen eitel Freude. Die Tochter, die ein Kind von einem Grafen hat, ist von diesem mit 10- bis 12 000 Mark „abgefunden" worden und heiratet damit einen Droschkenkutscher, der an ihrer Vergangenheit nicht den geringsten Anstoß nimmt, sondern sich mit Hilfe der Mitgift selbständig macht. Beide „Handlungen" laufen neben einander her, und es ist natürlich, daß der Droschkenkutscherhandlung bald der Atem ausgeht. Das Stück hat überhaupt einen mehr epischen Charakter, der noch dadurch verstärkt wird, daß die beiden letzten Akte sich in je zwei Teile spalten. Was da verhandelt wird, läßt sich leicht in einen Akt zusammenziehen. Auch zeigte sich, daß der letzte Akt, ohne irgendwie Neues zu bringen, sich zu lange hinzog, und das machte das große und wohlwollend gesinnte Auditorium ungeduldig. Die posener Aufführung beweist übrigens nichts für die Zukunft des Dramas. Maßgebend kann nur eine Aufführung in der Hauptstadt sein, und um diese zu ermöglichen, wird der Verfasser die beiden letzten Akte umarbeiten und die bloße Schilderung der Verhältnisse in schlagkräftige Dramatik umwandeln müssen. Vor allem müßte eine derbere Verbindung zwischen Herren- und Kutscherhaus gefunden werden.

Oscar Elsner.

Prag. Am 29. April gab es im prager deutschen Landestheater eine Erstaufführung, der man eigentlich den familiären Charakter durch eine Besprechung in auswärtigen Organen nicht rauben sollte. Herr Julius Herzka, der Regisseur unserer Bühne, war nämlich zur Abwechslung der Autor des Stückes, das er in Szene setzte. Eine wiener Komödie „Eine reiche Frau" war das Produkt dieses Ehrgeizes, der in dem dünnen Applaus des halbleeren Hauses wohl kaum seine Be-friedigung gefunden haben dürfte. Eine Tochter einer überpraktischen Mutter läßt sich von dieser überreden, den geliebten, aber armen Doktor, der im Hause Zimmer-herr ist, nicht zu heiraten, einem alten, aber reichen wiener Spießer dagegen die Hand zu reichen. Die Ehe wird natürlich unglücklich. Das einzige Bindeglied zwischen den ungleichartigen Gatten ist ein Kind, das der Mutter wenigstens einen Pflichtteil bei dem Tode des Mannes sichert. Aber das Kind stirbt; der herbei-

*) Der Tagespresse war zu entnehmen, daß der bisher in der Provinz Posen thätige Landrat Paul v. Roell der Autor des Stückes ist (vgl. LE 1, 693). D. Red.

Digitized by Google

gerufene Arzt ist — der ehemalige Geliebte. Große Versöhnung im Sterbezimmer des Kindes in Abwesenheit des Mannes! Der Geliebte wird aber bald unbequem, zumal sich der Gatte mit geringfügigen Schmeicheleien in einen verliebten alten Esel verwandeln läßt. Dem Doktor wird der Laufpaß gegeben, trotzdem jene Nacht am Sterbebette des Kindes ... nicht ohne Folgen geblieben ist. — Das nennt sich eine wiener Komödie! Und das allerdings spärliche Publikum, das zum großen Teile aus Freunden des Autors bestand, hat nicht gezischt, sondern den Dichter sogar herausgerufen und mit einem Lorbeer bedacht! Trotz aller Unmöglichkeiten des zweiten und dritten Aktes soll nicht verschwiegen werden, daß der Autor namentlich im ersten Akt viel Geschick und Sinn für szenische Wirkung bewiesen hat. Leider ist das nicht genug.

Emil Faktor.

Kurze Anzeigen

Gegenwarts-Dramen.

Von **Leonhard Lier** (Dresden).

(Nachdruck verboten.)

Je mehr unaufgeführte Dramen man liest, desto mehr verbärtet sich in einem die Anschauung, daß unsere Bühnen in der Förderung der Talente weit mehr thun, als man gemeinhin voraussetzt. In dem kleinem Salon der bisher Zurückgewiesenen, den wir hiermit eröffnen, ist kaum einer mit einem Werke vertreten, das ein dauerndes oder auch nur vorübergehendes Leben auf unseren Bühnen verdient. Philipp Langmann hat in seinem dreiaktigen Drama „Korporal Stöhr“ (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.) den Vorwurf, den Sudermann in der „Ehre“ behandelt hat, aus dem Berlinischen ins Mährische übertragen, mit der Einschränkung, daß seinem Bilde der Gegensatz des Vorderhauses zum Hinterhause fehlt. Er hat sich dadurch nicht nur eines wirksamen Kontrastes beraubt, sondern auch bewiesen, daß er die Lebensfülle und die dramatische Spannkraft seines Stoffes bei weitem überschätzt. In dem Hause des Glasarbeiters Stöhr, in einem mährischen Walddorf, ist nach dem Tode des gestrengen Vaters schlimme Verwirrung eingezogen. Der junge Bursche Anton trinkt und spielt und trägt, was ihm noch übrig bleibt oder was er zu leihen bekommt, in das Haus der lockern Therese, bei der er die Stelle seines älteren Bruders Lukas übernommen hat. Schwester Anna nährt ein Kind, dem der Geliebte Franz kein Vater sein will, und die alte Stöhr hat sich an einem dummen, aber wohlhabenden Bauern gehängt. Von alledem ahnt Lukas nichts. Er ist im Zorne vom Vater geschieden, hat beim Militär gedient und kehrt nun plötzlich zurück. Er verjagt den Galan der Mutter, überredet Franz dazu, Schwester Anna ehrbar zu machen, und bringt schließlich auch Anton wieder auf den Pfad der Tugend. Er selbst aber schüttelt den Staub der Heimat von den Füßen, was ihm die Bereitwilligkeit seiner Pflegeschwester Luisi, mit ihm zu gehen, wesentlich erleichtert. Darum er nicht bleibt, ist nicht zu verstehen. Der Selbstmord der Therese, die sein Erscheinen zur reuigen Magdalena umwandelt, braucht ihn nicht zu vertreiben, und so bleibt nur der eine Grund zu vermuten, daß er in der Glashütte, der er durch eine Produktionsgenossenschaft Wettbewerb bereiten wollte, auf keinen Verdienst mehr rechnet. Philipp Langmann enttäuscht auch in diesem neuen Drama die Hoffnungen, die sein Bartel Turaser erweckt hat. Es fehlt seinem Korporal Stöhr nicht nur an dramatischem Leben, sondern auch an Vertiefung der Konflikte. Die Wandlungen in den Charakteren Theresens und Antons überraschen mehr augenehm, als daß sie überzeugen, und der Schluß entbehrt der inneren Notwendigkeit. Die plötzlichen Anwandlungen von Reue bei Anton versprechen keine Dauer; das Los Annas, die ihren Geliebten nicht durch sich selbst, sondern durch das ihr von den Brüdern gesperrte Geld an sich fesselt, läßt uns kalt, und auch des großen Weltverbesserers Lukas Geschick, der alles Licht auf seine unbedeutende Person auffaugt, gewinnt uns kein tieferes Interesse ab. Er verbessert die Welt mit Reden, nötigen Falles auch mit geballten Fäusten, und geht dann, unbekümmert darum, ob auch hält, was er geleimt hat, seiner Wege. Merkwürdiger Weise hat sich der Dichter das Motiv, die Neigung des Lukas zu Therese dramatisch auszunutzen, völlig entgehen lassen.

Das alte und das junge Geschlecht in seiner verschiedenen Auffassung der Arbeiterfrage stellt Johannes Gaulke in seinem dieraktigen Drama „Hagenow und Sohn“ (Berlin, Siegfr. Cronbach) in Gegensatz, ohne ihm jedoch fruchtbare dramatische Konflikte abgewinnen zu können. Der erste Akt ist weiter nichts, als eine breit ausgesponnene Milieuschilderung. Der alte Arbeiter Treder läßt sich von einem jüngeren Genossen zum Streik überreden; der junge Fabrikherrensohn liebt die Tochter Treders. Im zweiten Akt kommt es deswegen zum Bruch zwischen Hagenow und Sohn, im dritten sehen wir die streikenden Arbeiter in einer Wirtschaft; ihre Siegerhoffnung ist erhöht durch einen Artikel des jungen Hagenow, der ihre Forderungen gegen den Vater vertritt. Im vierten erscheint die übliche Deputation der Streikenden im Fabrikkomptoir und der Zusammenbruch des Hauses Hagenow tritt nicht infolge des Streiks ein, sondern infolge verfehlter Spekulationen. Der Alte erschießt sich, der Sohn rettet die Ehre der Firma mit seinem mütterlichen Vermögen und verspricht den Arbeitern ein besseres Los. So billig werden nach dem mißverstandenen Rezept der „Weber“ soziale Dramen gebaut. Bringt man es gar noch zu einem Zensurverbot, so ist der soziale Dramatiker fertig.

Dieses Ziel hat Karl Böttcher mit seinem Drama in vier Akten: „Ausgewiesen“ (2. Aufl. Zürich, Caesar Schmidt) bereits erreicht. Er verlegt die Handlung in die Achtzigerjahre, in die Zeit des Ausnahmegesetzes. In seiner grob sensationellen Mache, die uns weder die alte Technik der einseitigen Verteilung von Licht und Schatten, noch die platteste journalistische Auffassung zeitlicher Zustände erspart, bietet das Werk künstlerisch nichts Wertvolles. Sentimentalität verbindet sich mit Sensation und billigen Phrasen zu einem wenig geschmackvollen Gemisch. Das Schicksal, ausgewiesen zu werden, trifft, keinen Arbeiter, sondern einen Arbeiterfreund, der sich seiner unter dem Ausnahmegesetz leidenden Leute annimmt: er wird von einem Spitzel denunziert, der sich später reuig erhängt. Ein frisch aus dem Lande der Freiheit gekommener Deutschamerikaner, ein Staatsanwalt, der sich von der Schwester des Ausgewiesenen entlobt, ein Arbeiter, der den kränkelnden Brotherrn im Exil bis zu seinem Ende pflegt u. a. m., das sind so ungefähr die Ingredienzien, aus denen Karl Böttcher sein Werk zusammengemischt, jene „ernste litterarische Arbeit“, über die die Zensur „das Martyrium des großen Schweigens“ verhängt hat, „das unschuldige, gekneblte, zu Boden geschmetterte Opfer absolut ungerechtfertigter Polizeimaßregelung“.

Die „Barusschlacht“, Komödie in drei Akten von Erich Wulff en (Dresden, E. Pierson's Verlag), verlegt den Streit um die geographische Feststellung des Feldes der im Titel genannten Schlacht in eine auf eben diesem Boden ansässige Familie, die sich unsonehr sträubt, den Forschungen des bei ihr eingedrungenen Privatdozenten Glauben zu schenken, als ihr ältestes Glied in einer berühmten Fachschrift der veralteten Anschauung die Wege gebahnt hat. Der Sieg der Wahrheit läßt sich jedoch nicht aufhalten, und der junge Forscher sieht sich für seine Ausdauer schließlich noch durch die Hand einer Enkelin des Mannes belohnt, dessen Lebensarbeit er zerstört hat. Die Komik der Situation voll

Digitized by Google

zu entbinden, reicht das Talent des Verfassers nicht aus, der auch in Bezug auf Bühnentechnik noch fast alles zu lernen hat. Eine gewisse Wohlanständigkeit des Tones, einzelne gefällige Wendungen des Dialoges, einzelne Züge der Handlung verraten immerhin Talent, an dem man freilich im Angesicht einer komisch eingeführten, kriminalistisch verschwindenden Figur wie der des Reporters Armstrong wieder irre werden kann. Ein starkes satirisches Talent hätte vielleicht den Stoff zu einem lustigen Einakter verarbeiten können.

Die Phantasie einer Leserin von Kolportageromanen bethätigt sich mit einer fast rührenden Naivetät in dem Drama in vier Akten „Die Friedenseiche“ von Maria Brugger (Dresden, E. Pierson's Verlag), das von Wert für die Erkenntnis dessen ist, was heutzutage nicht nur geschrieben, sondern auch gedruckt wird. Die Pflanzung einer Friedenseiche, die „der Rote“ dann abschneidet, ein unterbrochener Polterabend, bei dem „der Rote“ mit teuflischer Ruhe zusieht, wie statt seiner ein Unschuldiger, der Bräutigam, als der Baumfrevler abgeführt wird, eine Szene im Keller — Anarchisten an der Höllenmaschine —, eine Szene im Krankenhause, reuige Umkehr des Roten — schon diese Stichwörter genügen, um das Werk den Bühnen in Znowrazlaw und Buxtehude zu empfehlen. Da die Verfasserin nach im Anhang mitgeteilten Urteilen von Franz Muncker und H. v. Lingg in Gedichten Talent bewiesen hat, steht man vor einem psychologischen Rätsel.

Eine lyrisch zart abgestimmte Szene aus einem modernen Gretchendrama ist Paul Remers kleines Schauspiel „Osterglocken“ (Berlin, Schuster & Loeffler). Die modernen Gretchen bereuen nicht, sie haben den schönen Mut des Muttergliickes, auch wenn es der Vater nicht teilen will. Der eifernde Pastor, der Hanna ihre Schuld in harten Worten vorhält, hört nicht, daß die Glocken seiner Kirche auch in das sonnige Dachstüchchen der verlassenen, hoffenden Mutter ihre feierlichen Klänge senden; der Kaufdiat Johannes aber, der selbstlose Tröster der Verlassenen, lernt von ihrem stillen Vertrauen echte und freie Religiosität und sucht sie außer der beengenden Kirche zu verbreiten. Die wenigen Szenen, in denen Bühnenanweisungen der Poet so thätig ist wie in dem Dialog, können leider — undramatisch wie sie sind — auf der Bühne nichts gewinnen.

Romane und Novellen.

Die Schüler von Polajewo. Novellen aus Heimat und Kleinstadt von Karl Busse. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdl. Nachf. 223 S. 3,50 Mk.

Röschen Rhode. Eine Sommergeschichte von Karl Busse. Stuttgart, J. Engelhorn. 142 S. 0,50 Mk.

Karl Busse verdankt seine ersten und besten Erfolge der Lyrik. Es ist thöricht, einen rüstig Schaffenden ein für allemal auf ein Gebiet verweisen zu wollen, weil ihm auf diesem Felde der erste kecke Wurf gelang. Aber ich kann diese beiden Novellenbände Karl Busses, die ich mit ehrlicher Anteilnahme des Herzens gelesen habe, nicht aus der Hand legen, ohne nur zu sagen: in diesem Poeten ist das Beste und Stärkste das lyrische Talent, die Gabe, einen eigenen Stimmungszauber heraufzubeschwören, und die Kraft, die an sich unbedeutenden Menschen und Geschehnisse mit einem Schimmer wehmütiger, mitleidsvoller Poesie zu umkleiden. Von den beiden Büchern ist „Röschen Rhode“ das schwächere. Eine „Sommergeschichte“ nennt es der Verfasser. Die „Geschichte“ ist unbedeutend; aber der „Sommer“ darin ist echt. Es ist nicht möglich, sich Sonnenlicht einzufangen mit Mausefallen und Nachtmützen, wie die guten Schildbürger glaubten; aber es giebt Bücher, in die ein Sträbichen Sommersonne, ein heißer Hauch von blühenden Rosenbeeten, ein stimmerndes Stück Jugend gebannt ist. Zu diesen Büchern rechne ich die kleine, in der Erfindung bescheidene, zum Schluß unrein ausklingende Geschichte vom armen „Röschen Rhode“, das an seiner ersten Liebe starb. — Nicht geringwertiger im Stimmungsreiz, aber weit bedeutender und sicherer in den knappen Linien der Charakteristik sind „Die Schüler von Polajewo“. Die erste dieser sechs Novellen, „Der Dieb“, halte ich direkt für eine der schlichtesten und in ihrer Schlichtheit ergreifendsten Geschichten aus dem Leben der Kinderseele. Daß der Verfasser in diesen Geschichten nicht nur fabuliert, sondern manches Selbsterlebte, Selbstgelittene aus seinen Jugendjahren im kleinen Städtchen des Ostens verwertet, verleiht diesen Erzählungen eine eigene Wärme des Tons und der Farbe. Es erweist sich auch hier wieder: das Beste, was ein Poet mitnimmt ins Leben, ist ein getreues Gedächtnis für Lust und Bitternis seiner Lehrjahre.

Berlin. *Rudolf Presber.*

Tarud, Bagdads berühmte Köchin. Ein arabischer Kulturroman von Paul Scheerbart. 2. Aufl. Minden i. W. 1900. J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3,50 (4,25).

Rakkóx, der Billionär. Ein Protzenroman. **Die wilde Jagd.** Ein Entwicklungsroman in 8 anderen Geschichten von Paul Scheerbart. Mit Buchschmuck von Josfot und einer Illustration von Felix Ballotton. Berlin, Schuster & Loeffler (Insel-Verlag). M. 5,—.

Herrn Paul Scheerbart, Dehmels „knterblumengelbem Kaspar“, gehört das Verdienst, einer der ersten neudeutschen Phantasien gewesen zu sein. Er hat seitdem mehrere groteske Romane veröffentlicht. Hier liegen zwei zur Besprechung vor. Der eine, vor drei Jahren gedruckt und jetzt wiederholt, ist arabisch ausstaffiert, wie Scheerbart auch im „Tod der Barmeciden“ gethan hat. Wenn man diesen Dichter charakterisieren will: er ist Parodist mit einem Ueberschuß verwüsteter Künstlerschaft, die in prunkendem Kolorit, einer immer fanatischeren Sucht nach knalligen Feuerwerkseffekten und sonderbaren Innendekorationen in einem sich selbst irren à rebours-Geschmack sich äußert. Scheerbart kann auch mystisch sein; das Totenopfer der Sisabieriefer, das er in der „Tarud“ zeichnet, rivalisiert mit den bekadentesten Franzosen. Manche duftige und süße Stimmung gelingt ihm. Der Rest, eine wirre Bohemefabel vom Dichter Safur, der nach den subtilsten Genüssen giert und nach der Liebe der dämonischen Dschinnen; die Köchin Tarud das Schwergewicht, das ihn an der Erde hält. Als Delirant stirbt er. Ein Roman, der in Komposition und Stil noch nicht vom Grotesken überwuchert ist wie die beiden letzten Opera.

„Rakkóx, der Billionär“, der wie eine Parodie der Weltpolitik beginnt, giebt die Tragik eines Zukunftskapitalisten, der von seinem aufsässigen Obergenie Schulze VII. gestürzt wird: verwegene Ideen in verwegenen Dimensionen, die doch das Allerabenteuerlichste nicht erreichen. „Die wilde Jagd“ parodiert die Idee der Entwicklung in einer taumelnden Clownskosmogonie: die Wurmgeister, die Sterne werden wollen, sausen durch mögliche und unmögliche Räume und Verwandlungen, bis sie zurückfallend die alte Schwere fühlen. Nun bleiben sie auf ihrem Stern, um auf ihm treibende Kraft zu sein. Einmal kämpfen Seestiere und Schlangen: „Und die Fetzen der Topasgewänder leuchteten dazu, daß auf dem wüsten Gedränge ein durchdringender Glanz lebte, der so angriff, wie der Glanz gestorbener Tränne, wenn er sich vermischt mit dem Glanz wahnsinniger Rauchgebilde, die so alt sind.“ Hier wird Huysmans Des Esseintes ein Schulknabe. Als Kontrast der Parademarsch der Flundermänner oder das Bekenntnis der Geister, daß ihnen dies oder das „saumäßig piepe“ sei. Herr Scheerbart ist nämlich Berliner. Man wird in diesem „absoluten Karikaturenvierteel“ gern eine Stunde bleiben; länger bleibt man beim Clown ja auch nicht.

Den Raffórband hat, wie verkündet wird, Herr A. W. Heymel von der „Insel“ engagiert; ihn ziert eine Ballottonzeichnung mit einem der Porträts, wie sie Bruno Paul bei uns macht, und mäßigen Leisten, sowie stilisierte Köpfe des genialen Josfot, der in seinen Farben den Einband komponierte.

Berlin. *Paul Wiegler.*

Digitized by Google

Rosmarin und Häckerling. Bäuerliche Liebesgeschichten aus Niedersachsen von Heinrich Sohnrey. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer, 1900. M. 2,— (3,—).

Erdgeruch und Quellfrische werden heute so vielen Erzeugnissen einer aufs Land flüchtenden Kunst nachgerühmt, daß man sich fast scheut, diese Worte zu gebrauchen. Und doch, wer davon einmal etwas spüren und empfinden will, der lese Heinrich Sohnreys köstliche Liebesgeschichten aus Niedersachsen, die er unter dem charakteristischen Titel „Rosmarin und Häckerling“ vereinigt hat. Was die immergrünen Blätter des Rosmarinbaumes und das leidige Häckerlingsstreuen in der Volkssitte und im Volksglauben bedeuten, das findet seine Erklärung in den zwei einleitenden Abschnitten; auch in den Geschichten selber spielen jene ihre bald heitere, bald ernste Rolle. Sohnrey kennt das Leben des bäuerlichen Volkes und seine Anschauungsweise wie nur einer: er schöpft aus dem Vollen. Aber trotz der Fülle seiner Eindrücke und Kenntnisse, trotz seiner warmen Liebe zu Heimat und Volkstum weiß er sich künstlerisch zu fassen und volles Leben in knapper, gedrängter, harmonischer Darstellung zu geben. Von der wehmütig heiteren Dorfidylik des „Lorm-Heinrich“ bis zum grotesken Humor der eines Gottfried Keller würdigen Geschichte „Der Hunnenkönig und die Spinnmädchen“ und der düsteren Tragik der „Sünde“ umfaßt Sohnreys schlichte, urwüchsige Kunst die mannigfaltigsten Stimmungen. Wer es noch nicht glaubt, was die Heimat einem echten Dichter wert sein kann, der lese nur diese sieben Dorfgeschichten: da ist Mark und Saft in der Sprache, unmittelbare Anschauung und blühende Natur in der Kunst. Da ist alles körperlich greifbar, streng individualisiert und doch zarteste Stimmung, tiefste Symbolik. Es ist eine Kunst, über der man alle Ismen und alle Theorieen vergessen kann, denn da quillt Leben, reiches, dichterisch erfaßtes und gestaltetes Leben. Aber freilich, man muß die Sinne dafür haben.

Worms. *Karl Berger.*

Geschichte eines Schwarzblättchens. Von Giovanni Berga. Uebersetzt von Lolo Ganghofer. Wien, Verlag „Die Zeit“. 1900. 190 S. M. 2,50.

Der Dichter hat einmal die stillen Leiden eines Schwarzblättchens in einem kleinen Käfig beobachtet. Es starb schließlich trotz aller Pflege, „weil es noch andere Schmerzen litt, als Durst und Hunger“. Von einem solchen Schwarzblättchen in Menschengestalt erzählt nun diese Geschichte. Oder richtiger: nicht die Geschichte oder der Dichter, sondern das arme Mädchen erzählt von sich selbst. Es ist eine italienische Klostergeschichte in Briefen. Ein junges Mädchen, im Kloster erzogen, kommt aufs Land in mehrmonatige Sommerferien. Hier erwacht ihr Herz zur Liebe, zum Bewußtsein des anderen Geschlechts. Die Stiefmutter kommt bald hinter diese stille Leidenschaft, sowie deren Gegenstand. Das Mädchen soll aber doch Christi Braut werden. Sie muß also zurück ins Kloster — und die Einkleidung als Nonne bedeutet fortan die Verleugnung der Welt und alles irdischen Lebens. Eine höchst einfache Geschichte, wie man sieht. Aber doch wie kompliziert in ihren inneren Zusammenhängen! Die kindliche Unbefangenheit des in klösterlicher Stille erzogenen Mädchens, ihre neu erwachende Freude an der Schönheit der Natur, das naive Sichhingeben an die unschuldigsten ländlichen Freuden der Geselligkeit, dann der Eintritt eines jungen Manues in den Kreis ihres unbewußten Gefühlslebens, das allmähliche Aufkeimen und Aufblühen der Liebe bis zur flammenden Leidenschaft, der Zwang der Entsagung, physische und physische Erkrankung bilden den Leidensgang bis zur klösterlichen Zelle. Zwischen deren Wänden spielt sich nun aber erst der Verzweiflungskampf der Seele ab, bis dem allen Wahnsinn und mitleidiger Tod ein frühes Ende bereiten. Ein erschütterndere Seelengemälde als diese Geschichte ist mir seit langem nicht vor Augen gekommen . . . Das wächst empor aus tiefsten Daseinstiefen, und über das alles breitet sich der unnachahmliche Zauber echt fraulicher Süße und Innigkeit.

Stuttgart. *Ernst Kreowski.*

Lyrisches.

Gesammelte Dichtungen von Justus Frey. Herausgegeben von seinem Sohne. Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck. Prag, J. G. Calve. 1899. M. 3,—.

Unter den noch dem Vormärz angehörigen Dichtern Oesterreichs, die sich in jenem Kreise bewegten, zu dem der damals noch schaffensfrohe Grillparzer zählte, nimmt der Poet Andreas Ludwig Feitteles, der sich selbst das Pseudonym Justus Frey gewählt hat, einen ehrenvollen Platz ein, und es war ein nicht nur pietätvoller, sondern auch für die Verbreitung formschöner, gehaltvoller

Justus Frey.

Dichtungen in weitere Kreise sehr glücklicher Gedanke des Sohnes dieses im Jahre 1878 hochbetagt verstorbenen Poeten, eine Ausgabe der besten poetischen Stücke zu veranstalten. In wohlbedachter guter Wahl und schön ausgestattet liegt diese hier vor, als dauerndes Zeugnis von dem poetischen Schaffen eines edlen, tiefen Dichtergemütes. A. L. Feitteles erweckte schon im Anfange der Zwanzigerjahre die Aufmerksamkeit des litterarischen Oesterreichs und darüber hinaus durch die in Zeitschriften und Taschenbüchern veröffentlichten Gedichte. Er zeigte, obwohl seinem Berufe nach Mediziner, eine dichterische Feinfühligkeit, Beherrschung der Gedanken und edle Sprache in seinen wohlgefügten Strophen, eine Innigkeit und Wärme, oft sogar glühende Begeisterung in seinen Versen, daß man heute noch das vorliegende Buch, in dem das Beste, was er geschaffen, vereinigt ist, mit Genuß lesen wird. Merkwürdigerweise erschien erst 1874 eine vom Dichter selbst veranstaltete Sammlung seiner Poesieen in 2 Bändchen, 1898 hat nach seinem Tode eine Auswahl auch von noch nicht Veröffentlichtem der Herausgeber der vorliegenden Ge-

Digitized by Google

sammtausgabe in einem Büchlein: „Justus Frey, ein verschollener österreichischer Dichter“ vor die Oeffentlichkeit gebracht. Die gegenwärtige, über 400 Seiten starke Sammlung enthält zunächst Stücke aus der ersten und zweiten Sammlung, sodann aber auch erzählende Dichtungen, Humoristisches und Satirisches, Gnomen und Epigramme aus dem Nachlaß, sogar einige dramatische Szenen finden sich beigefügt, unter denen die 1823 entstandene: „Goethes Genesung“ besonders hervorgehoben sei, die, wie aus der beigefügten Anmerkung ersichtlich ist, zugleich einen interessanten Beitrag zur Geschichte der damaligen österreichischen Censur liefert, da diese den Abdruck der Goethe feiernden Dichtung nicht gestattete!

Graz. *Anton Schlosser.*

Hymnen an Zarathustra und andere Gedichtkreise. Von Friedrich Kurt Benndorf. Leipzig, C. G. Naumann. 146 S.

Ein eigentümliches, um nicht zu sagen: höchst seltsames Buch liegt da, und zwar in sauberem Druck, vorzüglich ausgestattet, vor mir — ein Verbrechen, das ich hier nicht kritisieren und schon gar nicht „besprechen“ möchte, sondern am liebsten nur eben kurz anzeigen will, es jedem Einzelnen unter den etwaigen Interessenten überlassend, wie sich seine besondere Individualität damit zurecht finden mag. Der Verfasser ist seines Zeichens ein gediegener Musiklehrer in Dresden, von dessen „Persönlichkeit“ bisher noch nicht allzu viel in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Geschrieben aber hat es ein Dichter und ein Musiker zugleich, ja zuletzt selbst der „Musikschriftsteller“ in ihm. Denn im äußeren Anblick nimmt sich dieses poetische Selbstbekenntnis, in seinem bunten Wechsel von Vers-Hymnen und Prosa-Dichtung, Mottos und Widmungen mit den musikalischen Motiven zudem bei vielen Gedichten am Ende, die gleichsam die Quintessenz der poetischen Stimmung im musikalischen Ausklang noch geben sollen, — nimmt sich, sage ich, unter Büchlein mitunter fast schon wie ein modernes „Musikführer“ in analytischen Notenbeispielen aus, je mehr diese in Form und Größe des Satzes auch noch an den weiland freyschmarschen Konzertführer (bei Liebeskind) erinnern. — Doch, Scherz bei Seite! Die Sache ist ernst und als Litteratur-Neuheit interessant genug, jedenfalls nicht unsympathisch. Gar manche von diesen Motiven sind ohne alle Harmonisation, rein nur thematisch gegeben, und scheinen in ihrer eigenartigen Melodik sogar auch der Tonalität noch weiteren Spielraum zu gewähren. (In ihrem periodischen Bau könnten sie manchmal weniger „frei“ sein.) Es wird also viel davon abhängen, ob der tonkünstlerisch begabte Leser Sinn und Empfindung genug mitbringt, sie in freier Ausgestaltung und improvisatorischer Weiterführung stimmungserfüllt, phantasievoll am Klavier etwa sich fortzuspinnen. Dieser tonkünstlerisch begabte Leser muß aber auch noch über das Organ zugleich für modernen dichterischen Ausdruck verfügen, denn wir haben es hier mit einem Grenzgebiet von seinen Uebergängen zu thun, bei denen das vom Verfasser poetisch und musikalisch eingeschlagene, mehr andeutende und leicht anmutende Verfahren just eben das richtige war. Von „strässichem Subjektivismus“ und einer „Formlosigkeit bis zum Exzeß“ werden da zwar wieder viele reden. Allein ich sehe in der Publikation weit eher ein recht markantes Dokument des unaufhaltsam nun einmal vordringenden „rhapsodischen“ Geistes unserer Zeit. Das ists also nicht gerade, was mich daran geniert hat. Wohl aber eine gewisse Unvereinbarkeit zweier gegensätzlicher Weltanschauungen noch darinnen; die unverkennbare Verquickung von Nietzsches „Fürsprache des Lebens“ mit rückständiger, „noch am Leben leidender“ Todesromantik, von wagnerischem lebendigem Ausdrucksbedürfnis und brahmsschen melancholischen Sehnsuchtsschmerzen. Allerdings heißt es am Schlusse, in dem Gedichte „Im Engadin“: „Genug, das Zarathustrabuch wird uns lebendig.“ Ich wette aber, bei mir ganz im Stillen, es war im Grunde nur erst die Zarathustra-Dichtung mit ihrer hehren Sprache, nicht deren philosophische Lehre und der neue „moderne Geist“, was unseren Autor daran ergriff und packte — und ich sage das ungeachtet der eine schöne innere Begeisterung für den Propheten des „Antichrist“ verratenden, so feierlich-stolzen „Hymnen an Zarathustra“. Ein edler „Individualismus“ war hier die Brücke und das gemeinsame Bindeglied. Aber der „Sang von Menscheneinsamkeit“ ist zuletzt doch etwas anderes als „Tat twam asi:“ oder aber der „telepathische“ Ruf „Du, Du!“ Entweder — oder!

München. *Arthur Seidl.*

Dramatisches.

Des Platonikers Sohn. Erziehungstrapödie in fünf Vorgängen von Peter Hille. Berlin, C. F. Conrads Buchhandlung (O. Reuter). [Jetzt zu haben bei Junker, Berlin, Potsdamerstr. 14.]

Dieses seltsam reizvolle Werk ist vor fünf Jahren erschienen. Aber erst jetzt, seitdem die Neuromantik, durchzudringen beginnt, dürfte die Zeit gekommen sein, diese unvergängliche Dichtung nach Gebühr zu würdigen*). Der Platoniker ist Petrarca, der einst berühmte Dichter der Laura-Sonette. Ein seltsamer Mensch, dieser Messer Francesco. Er ist immer viel zu viel Kleriker gewesen, wollte viel zu früh, bevor seine Zeit gekommen war, in das Ueberirdische hinaus. Das ging nicht, und die Jugend erheischte ihr Recht, obwohl er doch wieder nie recht jung war. Nichts lebte sich in ihm aus, nicht das Irdische und nicht das Heilige, und er wurde ein schwächliches Mittelding von diesem allen, ein seingebildeter Weltmann und ein Poet von un-, aber keineswegs überirdischen Reimen und Sonetten. Unter seltsamen Verhältnissen wurde ihm sein Sohn geboren. Der sentimentale Schwärmer in ihm hatte zum erstenmal seine Laura gesehen, ein krankes Mädchen, wie viele, das sofort von seiner krankhaften Phantasie zur Göttin seines Lebens zurechtgemacht wurde. Gleichzeitig regte sich in dem schwächlichen Phantasten doch wieder die Jugend, und er umarmte die Bracci, die Mutter seines Sohnes. Der Laura-Schwärmer schämt sich bald genug seiner herzhaften That. Er trennt sich von der Mutter, und der Sohn soll werden, was dem Vater versagt war, ein Ueberirdischer und Heiliger. Und so wird die Kindheit und Jugend des Sohnes geopfert, aufgeopfert dem Wahn eines Schwärmers, der in seiner Schwäche zum fürchterlichen Tyrannen wird. Und doch lebt etwas in dem Jungen, nämlich der Dichter, der große Dichter, für den man fälschlicherweise den Vater hält. Aber es wird in ihm gebrochen vor der Zeit, und er ist schon auf den Tod verwundet, als er es endlich kennen lernt und sich ihm jauchzend in die Arme wirft — das Leben! Eine Schar fahrender Schüler, die, bulgär gesprochen, im ewigen Dalles verharren, und mitten unter ihnen eine süßwilde, anmutige Frauengestalt — das sind die Symbole für das große und schäumende Leben, nach dem Giovanni sich sehnt. Nicht wahr, das ist seltsam? Ach nein, es ist die herrlichste und begreiflichste Sache von der Welt. Denn diese fahrenden Schüler sind die Großen und Starken und Zukünftigen, die Ritter vom Geist, die als die Ersten die Stimmen neuer Zeiten und Welten vernehmen und das neue Blut zuerst in ihren eigenen Adern pochen und schäumen fühlen. Sie ziehen herum, heimatlos, und tragen doch überall Erdwärme mit sich, die Neuschöpfer, die Märtyrer. Mit einer wie von Blut durchfluteten Plastik ist diese herrliche Heiligkeit des Vagabundentums, die schäumende Naturkraft auch des Geistigen dichterisch herausgestaltet. In diesem Kreise nun bewegt sich die Frauengestalt, die der Dichter wohl nicht ohne Absicht nach der Geliebten Dantes benannte. Seine Beatrice fliegt freilich nicht in den Himmel, versäumt nicht die Genüsse und Leidenschaften des Lebens,

*) Mit Rücksicht auf die ihm hier zugeschriebene Bedeutung bringen wir ausnahmsweise ein schon älteres, aber noch so gut wie unbekanntes Buch zur Besprechung.

D. Red.

Digitized by Google

und bleibt dennoch eine Heilige, sie, die den armen Giovanni herrlich beglückt und erlöst. Ueberhaupt ist es wunderbar, wie in dieser Dichtung das erhaben Religiöse ganz natürlich aus dem schlicht Menschlichen wächst. Ich erinnere an die mild gewaltige Klosterszene zwischen Petrarca und dem Mönch, vielleicht der Höhepunkt der Dichtung. Oder auch an das Gebet Beatricens, nachdem der arme Giovanni gestorben ist. Er war nämlich nicht mehr stark genug, das Paradies, das sich ihm plötzlich eröffnete, zu ertragen. Aber wie ihm, im Gegensatz zum Vater, schließlich noch eine echte und brausende Jugend beschieden wurde, so wandelt er sich auf dem Sterbebett zu einem wahrhaft Ueberirdischen um, zu einem Heiligen und echten Platoniker. Er triumphiert im Sterben, und dem vernichteten Petrarca verfagen wir nicht den Zoll des Mitleides.

„Des Platonikers Sohn" ist die vielleicht größte Dichtung der deutschen Neu-Romantik.

Charlottenburg. *S. Lublinski.*

Litteraturwissenschaftliches.

Neun Essais. Von Karl Federn. Berlin. Gebrüder Paetel, 1900. 248 S. 3 M.

In angenehmer Form und mit jener liebevollen Vertiefung in die Sache, die bei selbstgewählten Gegenständen leicht erklärlich ist, bietet uns der Verfasser hier eine Reihe litterarischer Erörterungen, teils allgemeiner Natur, wie z. B. in dem interessanten Essai „Renaissance und Romantik", oder individuelle Schilderung von Dichtern und Schriftstellern, zu denen er durch vielseitige Litteraturforschung in Berührung gekommen. So über „Thomas Carlyle" und seine Frau „Jane Welsh Carlyle" — beides treffliche und erschöpfende Abhandlungen — über Robert Burns und über die italienischen Dichter Leopardi und über Gabriele d'Annunzio, den jüngsten und glänzenden Dichterstern am Litteraturhimmel der appeninischen Halbinsel. Ein näheres Eingehen in den reichen Inhalt ist hier nicht thunlich; aber geschmackvolle Erörterungen über litterarische Dinge liest jeder Gebildete gerne, und so darf das Buch bestens empfohlen sein.

Graz. *Ernst Gnad.*

Wilhelm Raabe. (Bilder aus der neueren Litteratur. 3. Heft.) Von August Otto. Minden i. Westfalen. Verlag von C. Marowsky. 94 S.

Niemand außer dem gewissenhaften Kritiker wird das Buch zu Ende lesen, und auch ein solcher hat es nicht nötig: er weiß nach wenigen Seiten Bescheid. Nicht als sei es ein oberflächliches Buch, ganz im Gegenteil: es giebt sicherlich keine Zeile von Raabe — und das will bei diesem Dichter viel sagen —, die Otto nicht wiederholt gelesen hat. Auch nicht, als habe Otto für seinen Helden kein Verständnis: Raabe hat keinen größeren Verehrer. Dennoch ist die Schrift ein Muster dafür, wie man es nicht machen soll. Sie wird dem Dichter keinen neuen Leser gewinnen und jeden seiner alten Freunde ärgern. Die Liebe zur Sache macht es eben nicht allein, und was einer klar in sich erfaßt hat, vermag er deshalb noch lange nicht anderen zu vermitteln. Dem Verfasser fehlt zum Schriftsteller nicht viel weniger als alles. Er ist nichts als ein pedantischer Schulmeister, der Aufsätze zu korrigieren gelernt hat. Die Schrift ist mit qualvoller Mühe nach der Chrie zusammengeleimt und läßt die nackten Rippen der Disposition an allen Stellen sehen. Ein Beispiel für viele: „Wir sagten oben, Raabe sei einer der tiefsten und bedeutendsten Dichter unserer Nation. Was berechtigt uns zu diesem Urteil? Erstens die Hoheit seiner Gesinnung, die in allen seinen Werken zu Tage tritt. Diese zeigt sich zunächst in seiner Stellung zu seinem Volke . . ." und so geht es fort mit Unterabteilungen, und alle paar Seiten wird in gesperrtem Druck triumphierend ein Facit gezogen. Eine Erzählung Raabes nach der andern wird in langatmiger Inhaltsangabe so lange breit getreten, bis sie eine „Idee" hergiebt und der Sucht des Verfassers, alles auf Formeln zu bringen, genügt. Zur Befriedigung seiner anderen Sucht, in Parallelstellen zu schwelgen, muß der Zettelkasten herhalten. Dazu kommt Ottos unglaubliche Einseitigkeit. Er scheint ein Griesgram, der die Welt nicht kennt und nicht versteht, aber mit um so aufdringlicherer Salbaderei über sie herzieht. Obendrein ist er ein unkritischer Kopf, der sich in den Maßen unerhört vergreift. Was wirft er dem vortrefflichen, aber doch sehr eng begrenzten Talent Wilhelm Raabes nicht vor: „Er verfügt über einen Gestaltenreichtum, der in der ganzen Weltlitteratur seines gleichen sucht!" — Armer Raabe, wer beschützt Dich vor Deinen Freunden!

Berlin. *Harry Mayne.*

Wielands Werke. Herausgegeben von Gotthold Klee. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900. Gbd. in Leinwd. M. 8,—; in Saffian M. 12,—.

In bekannter gediegener und preiswerter Ausstattung bietet die Verlagshandlung eine neue Auswahl aus Wielands Werken, die, mit Umsicht vom Herausgeber getroffen, bestimmt ist, die frühere von Kurz zu ersetzen. Klees erster Grundsatz war es, aus der großen Fülle der Schriften Wielands das dichterisch Wertvollste und geschichtlich Bedeutsamste hervorzuheben, und so bilden denn „Oberon", „Musarion", die meisten der „poetischen Erzählungen" aus der Zeit der Reife, von den Romanen „Agathon" und die „Abderiten" den Grundstock der Sammlung. Zugleich aber wollte er auch von der Vielseitigkeit des Dichters und von seiner schriftstellerischen Entwicklung ein durch Proben belebtes Bild geben, und diesem Zwecke dient in der Hauptsache der Kurz gegenüber fast völlig neue zweite Band. Da finden wir einige für die seraphische Kunst des Jünglings bezeichnende Stücke wie die Doris-Oden und den letzten der „Briefe von Verstorbenen", ferner das wegen der Textgeschichte wie für die Umwandlung des Dichters interessante „Urteil des Paris", von dem allerdings ein vollständiger Abdruck der ersten Fassung mit Angabe des später Gemilderten oder Ausgemerzten erwünscht gewesen wäre, endlich eine Probe aus der trefflichen Horazübersetzung und manches andere. Die Aufnahme der „Alceste" wird man nur billigen, und ebenso die Auswahl aus der Prosa, in der wir u. a. Wielands Rezension des „Götz" und seine Anzeige von Goethes Farce „Götter, Helden und Wieland" finden. Vorausgeschickt ist dem Ganzen eine 52 Seiten lange kenntnisreiche und äußerst geschickte Einleitung über Leben und Werke Wielands; gleich gut sind die besonderen Einleitungen zu den einzelnen Gruppen der Werke, die unter eingehender Benutzung des Briefwechsels und der einschlägigen Litteratur Genaueres über Entstehung, Quellen, Bedeutung und Wirkung der einzelnen Dichtungen beibringen. Die „Erläuterungen" bestehen in knappen Anmerkungen unter dem Text über sachliche und sprachliche Schwierigkeiten.

Allen, die nicht rein gelehrte Zwecke verfolgen, wohl aber den Dichter Wieland näher kennen lernen wollen — und die Beschäftigung mit ihm ist noch immer erfreulich und lohnend — sei diese neue, schöne Ausgabe bestens empfohlen.

Breslau. *H. Jantzen.*

Der muskalische Quack-Salber von Johann Kuhnau. Herausgegeben von Kurt Benndorf. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock), 1900. XXV. u. 271 S. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von August Sauer, Nr. 83 bis 88, Neue Folge Nr. 33 bis 38.)

Das vorliegende Büchlein, das vor 200 Jahren zuerst erschien, giebt uns einen Einblick in das Kleinleben und Treiben deutscher Städte, Dresden, Zittau, Leipzig. Sprache, Geschmack und Gewohnheiten jener Zeit sind uns fremd geworden, und doch ist das Werk dem Litterarhistoriker, Sprachforscher, Musiker und Musikschriftsteller eine wertvolle Fundgrube vergangener Sitten und Thorheiten, die in dieser „angenehmen

Digitized by Google

Historie" gezeitelt werden. Trefflich belehrt uns die Einleitung über den Verfasser des Buches und giebt uns schätzenswerte musik-, litteratur- und kulturgeschichtliche Bemerkungen. Dem Herausgeber schulden wir für seine laubere Neuherausgabe des Werkes Dank und empfehlen diese neu erschlossene, ergötzliche Lektüre dem Leser in der Hoffnung, es werde ihm das „Stündgen, darinnen er dem musikalischen Quack-Salber zuhört, nicht verdrießlich vorkommen".

Nörten. *Rudolf Eckart.*

Der „Insel-Verlag" (Schuster & Loeffler, Berlin) ist kürzlich mit zwei Liebhaber-Ausgaben neuer Art hervorgetreten: „Das Märchen und Die Novelle" von Goethe und Immermanns „Merlin". Nach dem Vorwort der Herausgeber beabsichtigen sie nicht eine Vermehrung der sogenannten Klassiker-Ausgaben, sondern „die Neu-Veröffentlichung einer Reihe von Werken, die, wenn sie auch nicht gerade Curiosa genannt werden können, doch eine gewisse Eigentümlichkeit des Inhalts und der Form an sich . . ., infolgedessen auch zu ihrer Zeit nur bedingte Kennerschaft und Anerkennung genossen haben und zum teil heutigen Tages fast nicht mehr gekannt sind." Es sind zwei Serien geplant, eine für Prosa- und eine für poetische Werke, die nach den beiden ersten Veröffentlichungen als „Novellen-Ausgabe" und „Merlin-Ausgabe" bezeichnet werden. Die Bücher sind auf Büttenpapier in schöner großer Fraktur gedruckt, Pappbände mit entsprechend stilisiertem Umschlag- und Vorsatzpapier. Jeder Band kostet 3,50 Mk.

Verschiedenes.

Georg von Bunsen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter Marie von Bunsen. Berlin 1900, Verlag von Wilhelm Hertz (Besserische Buchhandlung). Gr. 8°. 348 S. 6 Mk.

Dies Buch ist nach zwei Seiten hin eine wertvolle Ergänzung der neuerdings mächtig anschwellenden Memoirenlitteratur, die uns die Geschichte der Gründung des deutschen Reichs und seiner späteren politischen Ausgestaltung erläutert. Personen und Verhältnisse, Vorgänge und Katastrophen, die Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" vom hochragenden Standpunkt des Siegers aus dargestellt hat, finden hier Beleuchtung „aus dem Lager der Besiegten", worunter jene liberalen deutschen Volksvertreter verstanden sind, die der nationalen Politik Bismarcks, so lange sie liberal war, entschiedene Heerfolge leisteten, dann aber, durch dessen innere Politik genötigt, seine Gegner wurden. In dieser Beziehung schließt es sich den autobiographischen Aufzeichnungen L. Bambergers, der Biographie Forckenbecks von Philippson und ähnlichen Werken an. Georg v. Bunsen, der seit 1862 ein Vierteljahrhundert lang dem preußischen Abgeordnetenhaus, dann auch dem Deutschen Reichstag angehört und seit 1866 in Berlin ein unabhängiges, dem Gemeinwohl gewidmetes Leben geführt hat, gehörte zu den engeren Parteigenossen der eben genannten Politiker, und ihr Schicksal war auch das seine. „Vielleicht wird die Geschichte noch beweisen, daß jenes entsagungsvoll selbstlose Ausharren doch reiche ethische Früchte brachte," sagt die Verfasserin in ihrem Urteil über dies Schicksal.

Seine besondere Charakterfarbe und seine aktuelle Bedeutung erhält dies Buch aber dadurch, daß Georg von Bunsen der Sohn des langjährigen preußischen Gesandten in Rom und nachher in London, Christian Karl Bunsen war, der mit seiner optimistischen Begeisterung für England jenen bedeutsamen Einfluß auf Friedrich Wilhelm IV. ausgeübt hat, gegen dessen verhängnisvolle Folgen Bismarck so oft anzukämpfen gehabt hat. Georg von Bunsen war der treue Erbe der Anschauungen seines Vaters, die das Heil Deutschlands von einem engen Anschluß Preußens an England erwarteten. Beide Männer haben mit ehrlicher Begeisterung auf Grund dieser Anschauungen für die Einheit Deutschlands und dessen konstitutionelle Verfassung zu wirken gesucht und dabei in England das Muster eines konstitutionellen Staates erblickt. Beide standen aber als deutsche Patrioten in ihrem Gefühl dem fremden Staatswesen nicht völlig frei und unabhängig gegenüber. Ehe Christian Karl Bunsen als Gesandter nach England ging, hatte er in Rom eine feingebildete Engländerin von stark ausgeprägtem Charakter zur Frau genommen, und diese hat nie aufgehört, an der Seite des preußisch-deutschen Diplomaten sich mit Stolz als Engländerin zu fühlen und unwillkürlich ihr englisches Denken und Empfinden auf ihren Mann und ihre Kinder zu übertragen. Ein tragischer Schatten umflort das Charakterbild des Vaters wie des Sohnes: ein menschlich ergreifendes Schicksal ist es, das die liebevolle Hand der Tochter im Lebensbild des letzteren zu zeichnen unternahm. Zu der Enttäuschung, die Georg von Bunsen als deutscher Politiker im letzten Abschnitt seines Lebens beklagte — „Nirgends etwas Begeisterung Erweckendes, nirgends Wohlwollen und Mitgefühl, wohl aber Pomp und Pracht!", — brachte ihm das Alter die Verzweiflung über den egoistischen Geist des englischen Imperialismus. Daß nach dem Einfall Jamesons in Transvaal in England fast völlig jede Entrüstung über die moralische Seite dieses feindlichen Einfalls in das Gebiet eines verwandten gottesfürchtigen Volkes" ausblieb, erfüllte ihn mit Schrecken. Noch viel größere Enttäuschungen hatten die menschlich so begründeten Sympathieen für England dem Vater gebracht. Das Schicksal beider hochgesinnten, reichbegabten, tiefgebildeten Männer auf politischem Boden lehrt deutlich, daß niemand als Staatsmann oder sonstwie als praktischer Politiker zweien Nationen zugleich dienen kann, ohne in schmerzliche innere Konflikte zu geraten. Als Georg von Bunsen, der in Rom in dem preußischen Gesandtschaftshaus auf dem Kapitol zur Welt kam, unter der Pflege der zärtlich geliebten englischen Mutter in der Tiberstadt aufwuchs, mußte der kleine Knabe gleichgeschickt Deutsch, Englisch und Italienisch lernen. Zu diesem Punkte bemerkt die Tochter: „Es war das Schicksal der bunsenschen Kinder, immer in mehreren Sprachen zu verkehren. Außerstehende halten dieses fast regelmäßig für ein unbeschreibliches Glück, die Betroffenen erkennen erst später, wie nachteilig gleichberechtigte Sprachen wirken, wie nachteilig es ist, wenn nicht einer Sprache fraglos das Uebergewicht zukommt." Der Zwiespalt, auf den hier hingewiesen ist, läßt sich mehr, als es dem Auge der Tochter wohl klar wurde, durch das ganze Leben des Mannes verfolgen, dessen Schicksal es war, während sein Geist tapfer an der Erstarkung Deutschlands zum Nationalstaat mitwirkte, im innersten Wesen der deutschen und der englischen Nation gleichzeitig anzugehören. Als liebenswürdiger Vermittler zwischen den beiden hochentwickelten Kulturnationen hat aber Georg von Bunsen kraft dieser Eigenart gleich seinem Vater, dem die Wissenschaft Unvergeßliches dankt, höchst segensreich und ersprießlich gewirkt. So offenkundig wie die Verdienste des Vaters, der in Rom das deutsche archäologische Institut, in London das deutsche Hospital ins Leben rief, sind die seinen allerdings nicht. Aber in allem, was er als Politiker und Philanthrop in Berlin geleistet hat, offenbarte sich der gleiche menschlich-schöne Zug, der den Prophetieen Goethes vom völkerverbindenden Segen der „Weltlitteratur" entsprach, mit denen der große Dichter einst Carlyles Schillerbiographie begrüßt hat.

Stuttgart. *Johannes Proelss*

Nachrichten

Todesfälle. Max von Seydel († in München im Alter von 54 Jahren) war von Fach Staatsrechtslehrer, er veröffentlichte aber auch unter dem Pseudonym Max Schlierbach zwei Bändchen Gedichte (vgl. EE II.

Digitized by Google

Sp. 1135 und 1567) und unter seinem eigenen Namen eine Uebersetzung des Lukrez.

Peter Geibel († in Höchst, 60 jährig, als Tierarzt) gehörte wie Emanuel zur großen hessischen Familie der Geibel. Er stellte in Dialektdichtungen die Bauerntypen seiner hessischen Heimat dar, unter denen er aufgewachsen war.

Fritz Fliedner (geb. 1845 in Kaiserswerth, † als Gesandtschaftsprediger in Madrid) hat u. a. zwei Bändchen Gedichte („Blätter und Blüten" und „Blätter und Blüten. 2. Strauß"), „Erzählungen aus Spanien" und „Erinnerungen aus meinem Leben" verfaßt. Er war auch der Herausgeber der Zeitschriften „Revista Christiana" und „Blätter aus Spanien".

* * *

Angekündigte Bücher. Ein litterarisches Denkmal für Lavater soll aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr seines Todestages in Zürich geschaffen werden. Es soll — ähnlich wie bei Bodmer — Lavaters Bedeutung für seine Zeit, mit besonderer Berücksichtigung Zürichs und der Schweiz, in der Schilderung der vielseitigen Thätigkeit des merkwürdigen Mannes zur Anschauung gebracht werden. Mitarbeiter an dem Werk sind Dr. C. Brun, Pfarrer R. Finsler, Prof. Dr. Heinrich Funk, Prof. Dr. H. Maier, Prof. Dr. G. Meyer von Knonau und Prof. Dr. G. von Schulthess-Rechberg. — Unter dem Titel „Schattenbilder der Kultur" wird vom kommenden Herbst ab Leo Berg in Gemeinschaft mit Adolf Flachs eine Sammlung sozialer und historischer Studien im Verlage von Johannes Räde in Berlin erscheinen lassen. Unter Mitwirkung hervorragender Autoren, auch des Auslandes, sollen „die dunklen Begleiterscheinungen jeder, insbesondere der modernen Kultur in einzelnen umfangreicheren Schriften geschildert und kritisch beleuchtet werden". — Von Wilhelm von Polenz erscheint in Kürze: eine völlig umgearbeitete Ausgabe des Romans „Der Pfarrer von Breitendorf" und ein neuer Band Dorfgeschichten „Lugінsland".

* * *

Allerlei. Die „Phantasieen eines Realisten" von Lynkeus (Dresden, Carl Reißner) sind in Oesterreich durch Gerichtsbeschluß verboten worden. — Der bekannte Verlagsbuchhändler Ulrico Hoepli in Mailand, ein geborener Schweizer, wurde von der philosophischen Fakultät Zürichs zum Ehrendoktor ernannt. — Ein Portrait Heinrichs von Kleist hat Rudolf Lothar ausgefunden. Das Gemälde, das wahrscheinlich in Königsberg in der Zeit von 1805 bis 1807 entstanden ist, stammt aus der Hinterlassenschaft Wilhelminens von Zenge, der ehemaligen Braut des Dichters. — Sophie Reuter, die einzige überlebende Schwester Fritz Reuters, starb am 29. April in Stavenhagen im Alter von 87 Jahren. — Der Schwäbische Schillerverein, über dessen Thätigkeit an dieser Stelle vor kurzem umfassende Mitteilungen gemacht wurden (Heft 4), hielt am 20. April in Stuttgart seine fünfte Generalversammlung ab, in der Prof. O. Günther über „Schillers Stellung zum Publikum" sprach. Zugleich wurde mitgeteilt, daß das in Aussicht genommene Schiller-Museum bis zum Herbst 1902 fertig gestellt werden soll.

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Albert, A. Almdisteln. Hochlands-Erzählungen. Dresden, E. Pierson. 281 S. M. 4,— (5,—).

Andreas-Salomé, Lou. Ma. Ein Porträt. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 202 S. M. 2,50.

Arminius, Wilhelm. Jorks Offiziere. Historischer Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 397 S. M. 3,50.

Böhmer, G. Zukorrekt. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 230 S. M. 3,— (4,—).

Boy-Ed, Ida. Um Helena. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 364 S. M. 3,50.

Carlowna, L. Ohne Liebe. Roman. Leipzig, Johannes Gotta Nachf. 176 S. M. 2,—

Dittmann, Eb. Barbarengergangenheit. Historische Erzählungen. Illustr. Gotha, Gustav Schloßmann. gr. 8°. 236 S. M. 2,60 (3,60).

Dürow, J. v. Monsieur Lacoste. Pariser Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 234 S. M. 3,— (4,—).

Jacobs, W. H. Seemannshumor. Geschichten und Schwänke von der Wasserkante. 1. Sammlung. Stuttgart, Robert Lutz. 357 S. M. 2,50 (3,50).

Jost, C. Pfälzische Geschichten aus alter und neuer Zeit. Neustadt a. d. H., A. H. Gottschick-Witter. 174 S. M. 1,—.

Kahlenberg, Hans v. Der Alte. Roman. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus. 231 S. M. 3,—.

Krauß, Maximilian. Unter den Frauentürmen. Ein Roman aus dem münchener Leben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 366 S. M. 3,— (4,—).

Malaperl-Neuvville, M. Frtr. v. (C. Heisterbergk). Aus Nord und Süd. Neun Novellen. Dresden, E. Pierson. 247 S. M. 3,— (4,—).

Meebold, A. Lyzies Testament. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus. 229 S. M. 3,—.

Ompteda, Georg Frhr. v. Monte Carlo. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 373 S. M. 5,—.

Rosenberg, M. v. Likzeilewdel Starke. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 398 S. M. 5,— (6,50).

Schaflau, W. Ebbe und Flut. Zwei Schicksale. Dresden, E. Pierson. 211 S. M. 3,— (4,—).

Schaf, Johannes. Frühlingsblumen und anderes. (Novellen. III.) Berlin, F. Fontane & Co. 127 S. M. 2,— (3,—).

Schnitzler, Arthur. Frau Bertha Garlan. Roman. Berlin, S. Fischer. 256 S. M. 3,—.

Schubin, Ossip. Im gewohnten Geleis. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. M. 1,— (1,50).

Stenglin, F. v. Ein Dichterling. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 302 S. M. 3,— (4,—).

Stray, R. Das weiße Lamm. Humoristische Erzählung. Stuttgart, Union, Deutsche Verlags-Gesellschaft. 207 S. M. —,75 (1,—).

Tainach, W. v. Die brennende Frage. Humoristischer Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 338 S. M. 4,— (5,—).

Theden, D. Herzgold. Roman. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 311 S. M. 4,— (5,—).

Tiebig, C. Das Weiberdorf. Roman aus der Eifel. 7. Aufl. Berlin, F. Fontane & Co. 289 S. M. 3,50.

Wildbrandt, Adolf. Das lebende Bild und andere Geschichten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. G. m. b. H. 345 S. M. 3,—.

Wolfert, M. Der Teufel in Berlin. Ein berliner Roman. Berlin, Hermann Eichblatt. 278 S. M. 3,50 (4,50).

Wrede, F. Fürst. Durchlaucht Ich u. a. Nov. Berlin, Ernst Hofman & Comp. 208 S. M. 3,— (4,20).

Zahn, E. Herzgottsläden. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 327 S. M. 3,— (4,—).

D'Annunzio, Gabriele. Episcopo und Co. Novellen. Uebertr. von M. Gagliardi. Berlin, S. Fischer. 334 S.

Garborg, Arne. Der verlorene Vater. Deutsch von Marie Herzfeld. Berlin, S. Fischer. 99 S. M. 1,50.

Geirz, A. van. Geschichte einer Ehe. Aus dem Holl. von H. Katz und H. Voigt. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 2 Teile in einem Bande. 178 u. 166 S. M. 3,—.

b) Lyrisches und Episches.

Falk, F. Zu Memoriam. Nachklänge. Berlin, S. Philipp & Sohn. 81 S. M. 2,50.

Grimm, L. Blumen am Wege. Elsterberg, Theodor Krumm. 84 S. Geb. M. 1,50.

Gumppenberg, H. v. Das teutsche Dichterroß, in allen Gangarten vorgeritten. München, Verlag der deutsch-franz. Rundschau. gr. 8°. 115 S. M. 2,—.

Oekinghaus, E. Licht- und Nachtbilder. Gedichte. Königsberg, Hartungsche Verlags-Druckerei. 12°. 112 S. M. 2,—.

Rehse, H. Knakn un Plünn'n. Plattdeutsche Gedichte und Humoresken. Berlin, Wilhelm Süsserott. 91 S. M. 1,—.

Sternbauer, Wilhelm. De proviantdis. Dichtungen. Illustr. von Th. Riß. München, August Schupp. gr. 8°. 88 S.

Stieler, D. Gedichte. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 12°. 155 S. Geb. M. 3,—.

Fasterath, J. Jaragozaner Dialekt-Schnurren. Zeilw. in Köln. Mundart wiedergegeben. Köln, J. G. Schmitzsche Buchh. 12°. 118 S. M. —,50.

Digitized by Google

Schulz, J. Das Lied vom Zorn des Achilles. Aus unserer Ilias hergeleitet und in deutsche Nibelungenzeilen übertr. Berlin, Wiegandt & Grieben. gr. 8°. CIX, 78 S. M. 8,—.

c) Dramatisches.

Erler, Otto. Giganten. Künstlertragödie in 3 Aufz. Leipzig, Breitkopf & Härtel. gr. 4°. 83 S.

Harlan, Walter. Der tolle Bismarck. Lustspiel in 4 Aufz. Berlin C., Theater-Verlag (Ed. Bloch. 119 S. M. 2,—.

Kohlhepp, A. Freie Liebe. Schauspiel. Wien, Moritz Perles. gr. 8°. 109 S. M. 3,—.

Kolsow, F. Mutter Gröh. Schauspiel. Bremen, Carl Schünemann. 64 S. M. 1,20.

Sedlac, E. Ragna. Schauspiel. Reichenberg (Böhmen), Deutsches litter. Bureau. 83 S. M. 2,—.

Stettenheim, J. 's Unterdreit. Buntes Parodie- und Travestie-Theater. 1. Heft. Fuhrmann Henichel. Berlin, A. Hofmann & Co. 70 S. M. 1,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Luther, J. Der Buchdruck und Buchschmuck der alten Meister. Berichte über 10 Vorträge. (Aus der „Papierzeitung".) Berlin NW., Selbstverlag. gr. 8°. 48 S. mit Abb. M. 2,50.

Meiser, Max. Moderne Essais. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 279 S. M. 6,— (7,—).

Petersen, Joh. Richard III. Ein Vortrag. Hamburg, Verl.-Anst. und Druckerei A.-G. gr. 8°. 45 S.

Schiller, Karoline v. Briefe. Berlin, Wilhelm Süsserott. gr. 8°. 48 S. M. 1,50 (2,30).

Schneidewin, Max. Veit Valentin. Berlin, R. Gaertner. gr. 8°. 56 S. mit Bildn.

Wildenbruch, Ernst v. Der Generalfeldoberst. Ein Wort zur Aufführung. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. gr. 8°. 15 S. M. —,20.

e) Verschiedenes.

Behling, O. Eindrücke eines Deutschen, empfangen von Iwanows Gemälde „Die Bergpredigt". Riga, Jonck & Poliewsky. gr. 8°. 89 S.

Benedek's nachgelassene Papiere. Herausgegeben und zu einer Biogr. verarb. von H. Friedjung. Leipzig, Grüdel & Sommerlatte. gr. 8°. XIX, 459 S. mit 2 Bildn., 4 Karten und 1 Stiz. M. 12,50.

Bohn, E. Der Fall Rothe. Eine kriminal-psychologische Untersuchung. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. gr. 8°. 157 S. mit 7 Taf. M. 2,50 (3,50).

Braig, C. Leibniz. Sein Leben und die Bedeutung seiner Lehre. Mainz, Kirchheim & Thiemann. gr. 8°. 29 S. M. —,50.

Burckhardt, F. Psychologische Skizzen zur Einführung in die Psychologie. 4. Aufl. Löbau, J. G. Walde. gr. 8°. 317 S. M. 3,50 (4,20).

Fried, A. H. Unter der weißen Fahne. Aus der Mappe eines Friedensjournalisten. Gesammelte Artikel und Aufsätze. Berlin, Herm. Walther. gr. 8°. 241 S. M. 3,—.

Fuhse, Franz. Die deutschen Altertümer. Leipzig, G. J. Göschen. 176 S. Geb. M. —,80.

Guglia, E. Friedrich von Gentz. Eine biogr. Studie. Wien, Wiener Verlag (L. Rooner). gr. 8°. 307 S. M. 10,—.

Herrmann, G. Die deutsche Karikatur im 19. Jahrhundert. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex. 8°. 132 S. mit 6 Kunstbeil. u. 177 Abb. Kart. M. 4,—.

Holtzmann, O. Das Leben Jesu. Tübingen, J. C. B. Mohr. gr. 8°. XVI, 428 S. M. 7,60.

Joß, Viktor. Friedrich Wieck und sein Verhältnis zu Robert Schumann. Dresden, Oscar Damm. gr. 8°. 148 S. M. 2,50.

Merkens, H. Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Ges. und nacherz. 3. Bd. Jena, Hermann Costenoble. 264 S. M. 3,—.

Philippi, A. Die Blüte der Malerei in Holland. 1 Buch. Leipzig, E. A. Seemann. gr. 8°. 240 S. M. 5,—.

Reclams Universal-Bibliothek. 4171. Gottschall, R. v. Der Göhe von Benedig. Schauspiel. — 4172/73. Köhler, B. Allgem. Trachtenkunde. 5 Tl. Renere Zeit. 1. Abt. — 4174. Ettehard v. St. Gallen. Das Waltharilied. Uebersetzt v. H. Dreeß. — 4175. Kurz, H. Das Arcanum u. a. Nov. — 4176—80. Dumas, A. Zwanzig Jahre später. Forts. von „Die drei Musketiere". Deutsch von H. Conrad. 1. Tl.

Schaarschmidt, Friedrich. Aus Kunst und Leben. Studien und Reiseblider. München, Verlagsanst. F. Bruckmann A.-G. gr. 8°. 224 S.

Schrempf, Christoph. Martin Luther, aus dem Christlichen ins Menschliche übersetzt. Ein Versuch. Stuttgart, Fr. Frommann. gr. 8°. 188 S. M. 2,50 (3,50).

Schweiger-Lerchenfeld, A. v. Frauenreiz. Licht- und Schattenbilder aus dem modernen Frauenleben. 11. bis 20. Liefrg. Leipzig, A. Schumann. Je M. 1,—.

Stern, A. Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum frankfurter Frieden von 1871. 3. Bd. Berlin, Besserische Buchh. gr. 8°. 413 S. M. 7,— (9,—).

Kierkegaard, S. Ausgewählte christliche Reden. A. d. Dän. von J. von Reincke. Gießen, J. Ricker. gr. 8°. XV, 158 S. mit 2 Bildn. M. 3,— (4,—).

Kierkegaard, S. Aus den Tiefen der Reflexion. Etwas für den Einzelnen aus Kierkegaards Tagebüchern. 1833 bis 1855. A. d. Dän. von F. Benator. Zweibrücken, Fr. Lehmann. 151 S. M. 1,50.

Rochefort, Henri. Abenteuer meines Lebens. Aut. deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad. Stuttgart, Robert Lutz. gr. 8°. 2 Bde. 376 und 411 S. M. 10,—.

Tolstoi, Graf L. N. Du sollst nicht töten u. a. neue Schriften. 135 S. — Gott und Unsterblichkeit u. a. 131 S. Aus dem Russischen von L. A. Hauff. Berlin, Otto Janke. Je M. 1,—.

Ausland.

(Die mit * bezeichneten Bücher gingen uns zu.)

Englisch.

Abbot, L. Life and Literature of the ancient Hebrews. London, J. Clarke. 6 sh.

*Braunholy, E. G. W. Books of reference for students and teachers of French. London, Th. Wohlleben. gr. 8°. 80 p.

Dawson, W. H. German life in town and country. London, G. Newnes. 3 sh. 6 d.

*Whitman, Sidney. Life of the emperor Frederick, based upon the German of Margaretha von Poschinger. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 2 Bde. 304 und 259 S. Je M. 1,60.

von Wolfenstein, O. A Memoir of the last Minnesinger of Tirol. By Signora Linda Villari. London, Dent & Co. 4 sh. 6 d.

Französisch.

*Antoine, Ch. Résumés pratiques de litteratur française. Revus et editus par R. Eule. Leipzig, Richard Böpke. 200 S. M. 2,40 (2,80).

*Baldenne, Fernand. En marge de la vie. Paris, Bibliothèque de la Plume. 156 p.

Martinenche, E. La Comédie espagnole en France de Hardy à Racine. Paris, Hachette & Cie. 16°. 3 fr. 50 c.

Italienisch.

*Fogazzaro, Antonio. Piccolo mondo moderno. Romanzo. Milano, Ulrico Hoepli. gr. 8°. 461 p. L. 5,—.

Zuschriften.

Die Redaktion der „Süddeutschen Monatshefte" in Frankfurt a. M. bittet um freundliche Mitteilung aller bisher über die Darmstädter Künstlerkolonie erschienenen und noch im Laufe des Jahres erscheinenden Aufsätze in Zeitschriften, Büchern u. s. w. behufs Herausgabe eines zusammenfassenden Werkes über das Werden der Kolonie.

Zu der Besprechung seiner Gedichte auf Spalte 1073 des vorigen Heftes schreibt uns Herr Dr. Emil Ellenberg aus Zürich: „Die Meinung, ich sei ein schweizerischer Dichter, beruht auf einem Irrtum. Ich bin ein deutscher Dichter, ein echtes Rheinlandskind, und habe nur momentan die schwarze Wuppe mit dem grünen Zürichsee vertauscht."

Zur Entgegnung auf den Artikel „Ueber Anthologieen" von Carl Busse (Heft 14) sendet uns Herr Th. v. Sosnosky eine längere Zuschrift, die ihres Umfangs wegen für dieses Heft zu spät kommt und deshalb erst im nächsten erscheinen kann.

Antworten.

Herrn **Dr. E. H.** in Berlin. Herr Max Bewer wohnt in Dresden. Die Notiz über das Goethe-Gedicht finden Sie im vorigen Jahrgang auf Spalte 215.

Herrn **P. Ch.** in Posen. Ein Bild von Sienkiewicz haben wir schon im 1. Jahrgang (2. Oktoberheft 1898) gebracht.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Hans Bülow, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Digitized by Google

ENGADIN EXPRESS
(deutsch, französisch und italienisch)
&
ALPINE POST
(englisch)
VEREINIGT

Georg Brandes:
Das junge Deutschl. 1900. 6 M.
Ludw. Börne und Heinr. Heine. 2. Aufl. m. Ill. 1898. 2,50 M.
Ferd. Lassalle. 4. Aufl. 1900. 250 Seiten. 2,50 M.
Shelley u. Lord Byron. Eig. br. 2 M.
Jul. Lange. Buch d. Freundsch. 1899. 4 M. Geb. 5 M.
270 S.
Medwin, Th. Lord Byron-Erinnerungen. Mit 1 Porträt. 1900. 303 Seit. 4 M. Geb. 5 M.
Memoiren d. Markgräfin v. Bayreuth. 2 Bde. 10. Aufl. 1899.
Interes: Lect. 4 M. Geb. 5 M.
Ausf. Prosp. u. Verzeichnisse meines Verlages gr. fr.
H. Barsdorf, Berlin W. 30. Genauerstr. 1. II.
(Ecke Neue Winterfeldtstr.)

Alexander Weigls
Unternehmen für Zeitungsausschnitte
„Observer"
Wien, IX. Türkenstrasse Nr. 17,
liest alle hervorrag. Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer u. ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel u. Notizen (Zeitungsausschnitte) über beliebige Themen. Prospekte gratis und franko.

Iris-Bücher
künstlerisch illustriert u. eleg. gebunden bieten Erwachsenen Gelegenheit, evangelisch ein Kunstwerk gratis im Werte von 1000 Mark zu erhalten. 5 Bände nebst Interessanten illustrierten Katalog nur 5 Mark.
A. Schopp, München 3, Hildegardstr. 13a

Ich suche: Simplicissimus. Album 2 und 8.
Häfker
Dresden, Fürsten-Strasse 69.

Abschriften mit der Schreibmaschine
von Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen
auch nach Diktat
Mimeographische Vervielfältigung von Cirkularen etc. liefert schnell, correct, billig, discret.
Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine
Berlin W., Lützow-Ufer 2.

ufruf zur Errichtung eines Adolf Pichler-Denkmals in Innsbruck.

m November 1900 ist Adolf Pichler, die Edeltanne im
en Dichterwalde, niedergebrochen.
nterbliche Hymnen hat er gesungen, Geistaltes geformt aus
hon schlichter Größe und voll treuer Hingebung an die
heit; seine Vergeheimat hat er geschildert mit liebender
rband und die Ruhe des Weisen erquickt uns in seinen Werken.
ologe von Fach, war Adolf Pichler mit unbefangenem
rblick begabt, und seine Weltauffassung quillt aus dem
froher Naturbegeisterung.
eine Kraft wurzelt im deutschen Volkstum, das er hoch-
n unentwegt mit flammenden Worten, aber auch mit
ster That, als er im Jahre 1848 als Hauptmann der
ternkompagnie, den Stutzen in der Faust, die deutsche
urk verteidigte und dann den bedrängten Brüdern in
wig-Holstein zu Hilfe eilte.

Diese bergtrotzige Männlichkeit seines Wesens, die ursprüngliche Frische und Gesundheit seiner Gedanken, die markvolle Plastik seiner Darstellungsart, machen ihn vorbildlich für alle Zeiten und stempeln seine Schöpfungen zu einem mächtigen Erziehungsfaktor im deutschen Volksleben.

Darum soll uns Adolf Pichler, der Dichter und Denker, der Held und Forscher, wiedererstehen im Bilde aus Erz gegossen; wir wollen ihm ein Denkmal setzen, hier, wo er gelebt und gewirkt: in Innsbruck, wohin jährlich Tausende pilgern, die Alpen zu schauen. Und allen Deutschen soll er vom granitnen Sockel herab Mahnung sein, einen Trunk der Gesundheit zu thun aus dem Jungbrunnen seiner Dichterwerke.

Nicht gering sind die Kosten des Denkmals, aber das ganze deutsche Volk wird zur Errichtung beitragen und mit Freuden ein Opfer niederlegen auf dem Altare der Kunstverehrung.

Spenden sind erbeten unter der Anschrift:

Adolf Pichler-Denkmal-Komité in Innsbruck.

Wilh. Greil, Bürgermeister.
Ehrenobmann.

Dr. G. Juffinger, Univ.-Prof.,
Ehrenobmann.

Obmänner: Prof. **A. Piggl**; Schriftsteller **J. E. Platter**; akad. Maler Prof. **F. Schretter**
Schriftführer: Redakteur **Hugo Greinz**, jur. **L. v. Fischer**, jur. **Herm. Greinz**.
Kassierer: **G. v. Schumacher**, Besitzer des Univ.-Buchdruckerei, und **H. Jenewein**, Fabrikant.

Dem erweiterten Ausschuß gehören u. a. an:

Österreich. **Wien:** Die Schriftsteller **Dr. A. Fettelheim, Dr. S. v. Frankl, St. Milow, F. v. Saar, Dr. H. v. Thaler** (Neue Freie Presse). **Graz:** Schriftsteller **P. K. Rosegger**, Prof. **Dr. H. M. Prem. Prag:** Univ.-Prof **Dr. A. Sauer. Lemberg:** Univ.-Prof. **Dr. K. M. Werner.**

Deutschland. **Berlin:** Die Univ.-Prof. **Dr. J. Harnack** rect. mag., **Dr. Al. Brandl, Dr. Erich Schmidt. Breslau: Felix Dahn**, geh. Justizrat. **Weimar:** Schriftsteller **Ad. Bartels** und **Dr. H. Huphan**, Direktor des Goethearchivs. **Dresden:** Schriftsteller **Bodo Wildberg. München:** Schriftsteller **M. G. Conrad, Martin Greif, Jd. Freiherr v. Mensi** (Münchener Allg. Ztg.).

Digitized by Google

Von den Veröffentlichungen des

PAN

sind die nachstehenden Kunstblätter noch in wenigen Exemplaren vorrätig.

HANS OLDE

Detlev von Liliencron (Lithographie) — **Claus Groth** (Radierung)

Arnold Böcklin mit Tod — Arnold Böcklins Jugendbildnis — Jacob Burckhardt

Originalholzschnitte von **Albert Krüger**

STAUFFER-BERN
Radierung von **P. Halm**

MAETERLINCK
Lithographie von **H. Petitjean**

Preis jeden Blattes M. 20.—; signiert M. 30.—

Porträt von **Friedrich Nietzsche** — Heliogravüre nach dem Bilde von **Kurt Stöving**
Preis auf Kupferdruckpapier M. 3.—; auf Japan M. 5.—

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt durch den Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 2.

KUNSTZEITSCHRIFT PA

FÜNF JAHRGÄNGE
1895—1899

JEDES HEFT
IM UMFANG VON MINDEST
SECHZIG SEITEN
MIT ZAHLREICHEN ABBILD
GEN IM TEXT UND ACHT
ZEHN KUNSTBEILAGEN
RADIERUNGEN
LITHOGRAPHIEN
HOLZSCHNITTEN
HELIOGRAVÜREN
LICHTDRUCKEN
ZINKOGRAPHIEN

PREIS DES JAHRGANGS 75
EINZELPREIS EINES HEFT
15 MARK

ZU BESTELLEN UND ZU
ZIEHEN DURCH ALLE BUC
HANDLUNGEN DES IN- U
AUSLANDES ODER DIREKT
F. FONTANE & CO. VERL
BERLIN W. 35 LÜTZOWSTR.

Neu! Originell! Zeitgemäss! Praktisch!

ZEITLEXIKON

Monatliches Lexikon über alle Ereignisse auf sämtlichen Kulturgebieten.
Zeit- und geldersparend für jeden vielbeschäftigten Mann.

Monatlich ein Heft zu 1 Mark. **(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)** In allen Buchhandlungen.

Die

Dichterbörs

Roman von

Walter Harlan

Preis geh. M. 5.—; geb. M.

Zu beziehen durch jede Buchhand
oder direkt durch den Verlag
F. Fontane & Co., Berlin W.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Einladung zum Abonnement
auf

NORD UND SÜD.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben von **Paul Lindau.**

Nord und Süd bringt werthvolle Beiträge unserer berühmtesten Autoren und erscheint in monatlichen Heften in eleganter Ausstattung mit je einer Kunstbeilage in Radirung.

Preis pro Quartal (3 Hefte) M. 6.—, pro Jahrgang (12 Hefte) M. 24.—.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Man kann jederzeit in das Abonnement eintreten.

Die bereits erschienenen Bände können in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden.

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die bereits erschienenen Bände zur Hälfte des Ladenpreises, also anstatt für M. 6.—, für M. **3.**—, gebunden anstatt für M. 8.—, für M. **4.**—.

Einzelne Hefte kosten 2 Mark.

Preis für die Original-Einbanddecke im Stil des Heftumschlages mit reicher Goldpressung pro Band M. 1.50.

Portraits aus Nord und Süd sind zum Preise von M. 1.50 für die grosse, M. 1.— für die kleine Ausgabe käuflich.

Gegen Einsendung des Betrages ist auch obige Verlagshandlung bereit, Gewünschtes zu expediren.

Stanislaw Przybyszew

Zur Psychologie des
dividu

I. Teil: Chopin u. Nietzs

II. Teil: Ola Hansson

Preis jeden Teil M. 1.—

Totenmesse. 2. Auflag

Epipsychidion

Vigilien. 2. Auflage

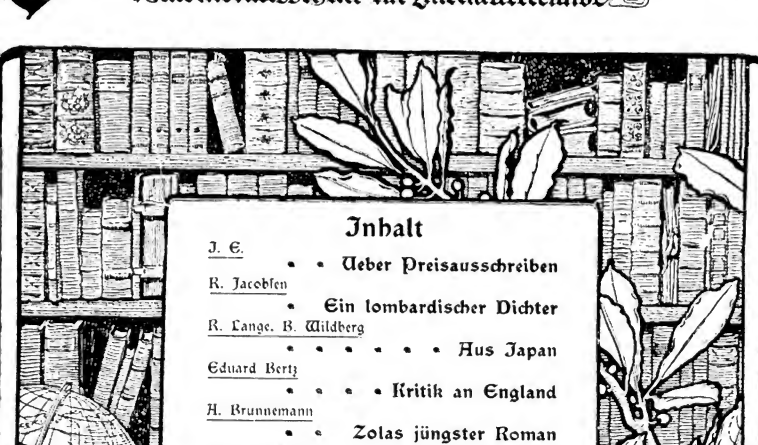
Preis jed. Bd. geh. M. 1.50, geb. M.

Durch jede Buchhandlung zu bezie
oder direkt vom Verlag
F. Fontane & Co., Berlin W.

III. Jahr, No. 17. Juni 1901.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde



Inhalt

J. E. — Ueber Preisausschreiben
R. Jacobsen — Ein lombardischer Dichter
R. Lange. B. Wildberg — Aus Japan
Eduard Bertz — Kritik an England
H. Brunnemann — Zolas jüngster Roman
Sigmar Mehring — Ein schlesisches Epos
Neuere historische Litteratur
Von Dr. Georg Küntzel
Echo der Zeitungen & Echo der Zeitschriften
Echo des Auslandes
Französischer Brief (Henri Albert) — Italienischer Brief (R. Schoener) — Norwegischer Brief (Biggo Moe) — Dänischer Brief (F. von Krug) — Ungarischer Brief (L. Katscher) — Finländischer Brief (H. Hildebrandt)
Echo der Bühnen
Berlin — Graz — München — Wien
Frauen unter sich
Von Estelle du Bois-Reymond
Kurze Anzeigen
von Gustav Manz, Karl Strecker, H. A. Lier, Paul H. Hartwig, Max Dittrich, Th. Ebner, A. M. T. Tielo, Eugen Kilian, Friedrich Moest, Paul Seliger, Eduard Platzhoff
Nachrichten — Der Büchermarkt — Zuschriften — Antworten

Hierzu das Portrait von Silvio Pagani und 8 Illustrationsproben

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger — Berlin — Verlag: F. Fontane & Co.

Printed in Germany

Digitized by Google

SOEBEN ERSCHIEN:

LUGINSLAND

DORFGESCHICHTEN

VON

WILHELM VON POLENZ

PREIS GEH. M. 1,--; GEB. M. 2,—

DURCH JEDE BUCHHANDLUNG ZU BEZIEHEN ODER DIREKT VOM VERLAG F. FONTANE & CO., BERLIN W. 35

Verlag von Grübel & Sommerlatte, Leipzig

Arthur Gutheil

Nur ein Spiel. Novelle. 2. Ausgabe. Preis geh. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

Die Kritik hat sich durchweg anerkennend über diese in Marienbad spielende Erzählung ausgesprochen.

Angelos Bild. Roman. Preis geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

Von Einst und Jetzt. Verse. Preis eleg. geb. M. 3.—.

Soeben erschienen

Geschichten aus Sachsen-Sieben-Indien

Des Wolkenkuckucksheimer Dekamerone zweiter Teil von **Eduard Aly**

Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.50

Früher erschienen von **Eduard Aly**

Wolkenkuckucksheimer Dekamerone

Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Der neue Schwabenspiegel

Ein Roman von gestern.

Preis geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Abschriften mit der Schreibmaschine

von **Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen**

auch nach Diktat

Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret.

Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine

Berlin W., Lützow-Ufer 2.

Soeben erschienen

Neue Auflagen

Soeben erschienen

Theodor Fontane

Stine. Roman. 4. Auflage
geh. M. 2.—; geb. M. 3.—

Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes. 4. Auflage
geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Frau Jenny Treibel. Roman. 5. Auflage
geh. M. 1.—; geb. M. 5.—

Georg Freiherr von Ompteda

Freilichtbilder. 2. Auflage
geh. M. 2.—; geb. M. 3.—

Drohnen. Moderner Roman. 5. Auflage
geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Unter uns Junggesellen. Freie Geschichten. 5. Auflage
geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

C. Viebig

Dilettanten des Lebens. Roman. 2. Auflage
geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Das Weiberdorf. 7. Auflage
geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt durch den Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 2.

Diesem Hefte liegt ein Prospekt bei vom „Insel-Verlag" (Schuster & Loeffler, Berlin), auf den wir besonders hinweisen.

Digitized by Google

Das litterarische Echo

♥♥♥♥♥♥♥ Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde ♥♥♥♥♥♥♥

Herausgeber	Dritter Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 17	F. Fontane & Co.
Berlin W. 50, Schaperstr. 37	Juni 1901	Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VIa, 11600		Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.

Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag

Ueber Preisausschreiben.

(Nachdruck gestattet.)

Ein paar Vorkommnisse der letzten Zeit legen es nahe, das Institut der sogenannten Preisausschreiben einmal aus etwas größerer Nähe anzuleuchten, so weit zum wenigsten die Litteratur dabei in Frage kommt. Zu unterscheiden sind die wissenschaftlichen Preisaufgaben und die Wettbewerbe für belletristische Leistungen. Diese letztere Gattung geht meistens von Zeitschriften oder Zeitungen aus und pflegt ihren Ursprung in geschäftlichen Erwägungen zu haben. Entweder es sind reine Reklamezwecke dabei im Spiel, oder man wünscht durch das Lockmittel der Preise eine möglichst große Anzahl verhältnismäßig brauchbarer Arbeiten in die Hand zu bekommen, um das Beste davon abzuschöpfen und den Rest dankend zurückzugeben.

Gegen diese Praxis ist an sich nicht das mindeste zu sagen: nur sollte ihrer Ausübung nicht durch prahlerische Worte das Relief höherer litterarischer Zwecke geliehen werden, wie dies beispielshalber in einem von Herrn August Scherl, dem Verleger der „Woche", kürzlich erlassenen Roman-Preisausschreiben geschieht. Man erfährt aus dieser Kundgebung zunächst mit einigem Erstaunen, daß in den beiden letzten Jahrzehnten die Pflege der erzählenden Litteratur in Deutschland „einigermaßen zurückgeblieben" sei, und liest dann wörtlich den Satz: „Um unsern zeitgenössischen Dichtern das Interesse an der Pflege des modernen Romans wieder zu wecken und den bewährten Meistern den notwendigen Nachwuchs zu sichern, haben wir uns zu einem Preisausschreiben für den besten Roman für ‚Die Woche' entschlossen." Hierauf wird mitgeteilt, daß der Verlag drei Preise von 15000, 10000 und 5000 Mark aussetzt, und daß verschiedene angesehene Autoren, wie Spielhagen, Ompteda, Wildenbruch u. a., das Richteramt übernommen haben, natürlich nicht über alle eingehenden Werke, sondern nur über diejenigen zwölf, die von der Redaktion als die besten vorher ausgewählt worden sind.

Dieses Preisausschreiben ist aus verschiedenen Gründen interessant und typisch. Vor allem durch seine klassische Begründung. Nicht weil die „Woche" zahlreiche Romane braucht und unter dem ihr zugehenden Material nicht leicht genug das ihren Zwecken passende findet, wird das Ausschreiben erlassen, sondern weil nach Herrn Scherls Ansicht unsere erzählende Litteratur „einigermaßen zurückgeblieben" ist. Und wie hofft man diesem bedauerlichen Mangel abzuhelfen? Einfach dadurch, daß man — pink, pink, pink — drei Geldpreise aussetzt. Man nimmt also im Hause Scherl thatsächlich an, daß die deutschen Romanschriftsteller, geblendet durch den Glanz des ihnen winkenden Goldes, bessere Werke hervorbringen müßten, als ohne solches Reizmittel; oder man schmeichelt sich wohl gar, durch diesen Goldregen dem unergiebigen Erdreich der deutschen Prosakunst ganz neue Talente zu entlocken und damit „den bewährten Meistern den notwendigen Nachwuchs zu sichern". Man hält die Muse für bestechlich und berechnet das künstlerische Schaffen nach der Regeldetri. Und man fühlt sich als Gönner und Mäcen der Litteratur, weil man die selben Summen als „Preise" ausschreibt, die man in gewöhnlichen Zeiten angesehenen Autoren ohnehin als Honorar bezahlt. Denn es ist nicht nur zweifellos, daß Romanschriftsteller wie Rosegger, Ompteda, Kretzer u. a. Honorare in dieser Höhe von der „Woche" beanspruchen und erhalten, sondern es ist einfach recht und billig, daß eine Zeitschrift, die fast eine halbe Million Abonnenten zählt, ihre Romane mindestens nach solchen Sätzen honoriert. Zieht man dies in Betracht, so bleibt von Herrn Scherls Großmut für die deutschen Romanschreiber wenig mehr übrig, als die großartige Gebärde des Litteraturförderers.

Aber Herr Scherl ist auch auf die Förderung der deutschen Lyrik bedacht und hat zu diesem Zwecke im „Berliner Lokal-Anzeiger" tausend Mark als Preis für das beste „Pfingstgedicht" ausgesetzt, nur mit dem spinösen kleinen Zusatz, daß der Bewerber kein „Berufsschriftsteller" sein dürfe: sogenannte Dichter sind daher von diesem Sängerkrieg in der

Digitized by Google

Zimmerstraße vorweg ausgeschlossen. Welche verheerende Wirkung in den weitesten Dilettantenkreisen ein solches Ausschreiben haben muß, wie viel Zentner Papier dabei durch Beschreiben unbrauchbar gemacht werden, mag sich jeder allein vorstellen. Und so lange diese lyrische Seuche auf ihren Herd, also auf den Leserkreis des Lokalanzeigers beschränkt bleibt, könnte man sie füglich sich selbst überlassen. Aber die ernsthafte Seite dieser Verlegermanipulation liegt darin, daß dadurch in breiten Schichten des deutschen Publikums das ohnehin geringe Ansehen der lyrischen Kunst notwendig untergraben wird; daß die philiströse Ansicht, Versemachen und Dichten sei dasselbe, sich noch mehr als bisher schon festsetzt; daß der geklitzelte und gestreichelte Dilettantismus vollends den Respekt vor wirklichem Talent und Können verliert, der ihm ohnedies sehr lose sitzt, und wir uns so den Zeiten wieder nähern, wo man die deutsche Poeterei mit Hilfe des Reimlexikons betrieb. Man sollte diese kunstschädliche Wirkung bei einem Blatte, das in mehr als zweihunderttausend deutschen Familien gelesen wird, wahrlich nicht unterschätzen: sie gefährdet in bösester Weise die Früchte der vielen gerade jetzt so thätigen Bestrebungen, die an der künstlerischen Erziehung des Volkes mühsam und unverdrossen arbeiten.

Was von diesen beiden Preisausschreiben gilt, von denen das eine nicht förderlich, das andere in bestimmtem Sinne schädlich wirkt, trifft auf die meisten derartigen Unternehmungen zu. Die Kunst hat nichts dabei zu gewinnen, und der praktische Vorteil, daß ein oder zwei preisgekrönte Schriftsteller für ihre Arbeiten ausnahmsweise einmal etwas höhere Honorare einheimsen, fällt für die ökonomische Lage der Autorenwelt gar nicht ins Gewicht. Den Vorteil hat ausschließlich der Verlag, der durch die zweimaligen Zeitungsnotizen über Erlaß und Ergebnis der Konkurrenz für sein Unternehmen Reklame macht und die Möglichkeit gewinnt, unter einer großen Anzahl von Arbeiten die ihm zweckdienlichsten auszusuchen zu können. Daß durch ein Preisausschreiben jemals neue Talente entdeckt, unbekannte gefördert worden wären, ist nach meiner Kenntnis der Dinge noch nicht vorgekommen.*)

* *

Auf einem andern Blatte steht die zweite Gattung von Preisausschreiben, die der Bearbeitung wissenschaftlicher Gegenstände gilt. Diese gehen gewöhnlich von Akademieen, Hochschulen oder anderen Körperschaften aus und dienen ganz unpersönlichen, höheren Zwecken. Meist liegt ihnen eine Stiftung zugrunde, deren Zinsen in bestimmten Perioden als Preis vergeben werden, so bei der Grimm-Stiftung in Berlin, der Benekestiftung in Göttingen, der Lamey-Stiftung in Straßburg u. a. Die Preisaufgaben werden dann so gestellt, daß durch ihre Ausführung irgend eine vorhandene Lücke der wissenschaftlichen Forschung ausgefüllt werden soll. Und so weit wäre diese Einrichtung ja durchaus wünschenswert und mit der eben geschilderten Art von Wettbewerben nicht zu vergleichen. Ihren großen Haken aber hat auch sie, weil sie eine größere Anzahl von Autoren dazu verleitet, gleichzeitig ein und dasselbe Thema zu bearbeiten, und dadurch bewirkt, daß viel redliche Mühe um ihren Lohn betrogen wird.

Ein konkretes Beispiel. Im vorigen Jahre hat ein Privatmann, der königsberger Stadtrat Prof. Dr. Walter Simon durch Vermittlung der berliner Akademie einen Preis auf die beste Geschichte der Selbstbiographie ausgesetzt, was an sich ein ausgezeichneter Gedanke war, da eine solche Darstellung wirklich einem großen wissenschaftlichen Bedürfnis entspricht. Jeder halbwegs Sachkundige weiß, welch ein weitschichtiger Stoff da der Bearbeitung harrt, zumal nicht nur die deutschen Autobiographieen berücksichtigt werden sollen, und der Stifter des Preises selbst vor sich dessen ebenso gut bewußt, da für die Einlieferung der Arbeiten nahezu fünf Jahre Frist gegeben wurde. Nimmt man nun an, daß nur sechs deutsche Autoren sich an die Bearbeitung des verlockenden Themas gemacht haben und ihre Werke rechtzeitig bis Ende 1904 fertigstellen, so ergiebt sich, daß fünf davon auf jeden äußeren Erfolg ihrer jahrelangen und mühevollen Arbeit verzichten müssen; denn neben der preisgekrönten hat kaum noch eine der anderen Aussicht, Beachtung zu finden, vorausgesetzt den unwahrscheinlichen Fall, daß sich überhaupt ein Verleger zu dem Wagnis entschließen sollte, eine von ihnen in den Buchhandel zu bringen.

Man wird nicht bestreiten, daß dies ein Mißstand ist, der allen Preisausschreiben über ein bestimmtes einzelnes Thema anhaftet. Nicht immer liegt der Fall verhältnismäßig so günstig, wie bei dem Preisausschreiben für eine Goethebiographie, die vor mehreren Jahren der Verlag der „Führenden Geister" erließ: für Goethebiographieen ist das Publikum in Deutschland heute groß genug, daß auch mehrere gleichzeitig erscheinen können, ohne einander den Platz wegzunehmen. Bei wissenschaftlichen Gegenständen speziellerer Natur ist ein gleiches ausgeschlossen. Eine Abhilfe wäre es, wiewohl kein Radikalmittel, wenn man statt eines Themas deren mehrere zugleich aus verwandten Stoffgebieten stellte, und wenn die einzelnen Bewerbungen angemeldet werden müßten, damit Verständigungen wenigstens möglich sind. Besser noch, wenn man überhaupt kein Thema vorschriebe, sondern die Preise, wie es die Nobel-Stiftung thun will, jeweils der besten zur Bewerbung eingereichten Arbeit zuerteilte, sofern sie nur einem gewissen, genauer umgrenzten Stoffgebiet angehört. Jedenfalls ist der Nutzen solcher Preisausschreiben problematisch, so lange er mit dem Nachteil verbunden ist, daß ein mehr oder minder großes Quantum geistiger Arbeit zwecklos vergeudet wird.

* *

Nach alledem bleibt an dem Brauche der Preisausschreiben, wie er jetzt besteht, nicht allzu viel Gutes hängen. Diejenigen für dichterische Werke sind für die Allgemeinheit belanglos, da sie eine künstlerisch inspirierende Wirkung nicht besitzen können; sie sind in den meisten Fällen als ein geschäftliches Privatunternehmen zu betrachten, von dem zwei oder drei Schriftsteller den Nutzen eines erhöhten Honorars, hunderte von andern aber nur Unkosten, Aerger und den Nachteil haben, daß sie sich für viele Monate des Verfügungsrechtes über eine Arbeit begeben. Andere, ernstere Bedenken knüpfen sich, wie

*) Als Beweis kann das im vorigen Jahre von „Ueber Land und Meer" veranstaltete Preisausschreiben für die beste ganz kurze Novelle gelten, dessen erster Preis für unsere Begriffe wirklich hoch war (1000 Mark. Trotzdem 999 Arbeiten eingingen, konnte keiner der erste Preis zuerkannt werden, und diejenigen, die zweite Preise erhielten, waren ohne Ausnahme bereits bekannte Schriftstellerinnen.

Digitized by Google

gezeigt, an die wissenschaftlichen Preisaufgaben und ihre gleichzeitige Behandlung. Beide Einrichtungen wären, wie sie sind, wohl wert, aus unserem litterarischen Leben ganz zu verschwinden: da man aber Stiftungen nicht umstoßen und private Preisaussetzungen nicht verhindern kann, sollte man suchen, durch neue und bessere Formen der Preiskrönung die alte zu verdrängen. Das vorhin erwähnte Beispiel des Stadtrats Prof. Simon zeigt einen der möglichen Wege: die Aussetzung von Preisen durch vermögende Privatleute. Allerdings müßte es eine unabhängige Körperschaft geben, die die Organisation solcher Konkurrenzen in die Hand nähme, eine Art Stiftungsrat aus angesehenen wissenschaftlichen und künstlerischen Persönlichkeiten, der aus verschiedenen Sektionen mit dem Rechte beliebiger Zuwahl zu bestehen hätte. Solch eine Körperschaft könnte sich auf ganz selbstthätige Weise aus Gelehrten- und Künstlerkreisen heraus bilden und durch das Gewicht ihres Ansehens und geeignete öffentliche Kundgebungen leicht dahin wirken, daß begüterte Gebildete durch hohe Jahresbeiträge oder einmalige größere, auf ihren Namen lautende Stiftungen die alljährliche Verteilung einer ganzen Anzahl von Preisen für wissenschaftliche, künstlerische, dichterische Arbeiten ermöglichten. Es käme nur darauf an, daß die richtigen Persönlichkeiten sich für eine solche Organisation einsetzten, und daß ein Anfang gemacht würde: die gewaltigen Stiftungen zu Bildungszwecken, die englische und amerikanische Kapitalisten alljährlich zu machen pflegen, sind auch erst aufgekommen, nachdem einige das Beispiel dazu gegeben hatten. Und man müßte nur trachten, dem bürgerlichen Gemeinsinn erst einmal diese Richtung zu weisen und ihm Pflichten zu zeigen, die er vielleicht nur deshalb nicht übt, weil er sie nicht kennt oder nicht nahe genug vor sich sieht. Staat, Regierung und Parlamente kann und soll man bei solchen Bestrebungen aus dem Spiele lassen: auf dem Instanzenwege, durch Bureaux und Kanzleien würden solche kunst- und wissenfördernde Bestrebungen allzusehr die frische Farbe der Entschließung verlieren.

Mit diesen wenigen Bemerkungen sollen zunächst weder besondere Umsturz- noch Gründungszwecke verfolgt werden. Immerhin dürften sie als Anregung dafür dienen, daß man da und dort in den Kreisen, die es angeht, dem reformbedürftigen Institut der Preisausschreiben einige Aufmerksamkeit zuwendet und sich darüber klar zu werden sucht, ob nicht der an sich sehr nützlichen und gesunden Sitte des Preisaussetzens, in der sich öffentliche Ehrung und materieller Lohn verbinden, eine neue, würdigere und erweiterte Form gegeben werden könnte.

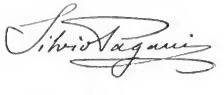
J. E.

Ein lombardischer Dichter.

Von **Rod. Jacobsen** (Paris).

(Nachdruck verboten.)

Der Zufall ließ mich im vorigen Jahre von einem ganz ungewöhnlichen Erfolg erfahren, den in Dresden der dortige Hofschauspieler Paul Wiecke*) mit der Rezitation des Dramas „Menschenleid" von Silvio Pagani, einem jungen,



in Mailand lebenden Autor, davongetragen hatte. Zuhörer berichteten mir von der ganz faszinierenden Wirkung, die das fünfaktige Drama bei der bloßen Deklamation durch einen einzelnen Schauspieler geübt hatte, und die erschienenen Kritiken brachten den jungen Dichter mit den größten Namen der Weltlitteratur in Verbindung: Goethe, Tolstoi, Maeterlinck wurden in Erinnerung gebracht, ja selbst der Name und die Wirkung Dantes drängten sich den Lippen eines besonders ergriffenen Kritikers auf.

Sicherlich lag in dieser Aufnahme einige Uebertreibung; sicherlich wirkte das Fremde und Frische der Dichtung ganz eigenartig auf die Gemüter, doch glaube ich, daß der eigentliche Eindruck in erster Linie auf einer besonders glücklichen und dem Dichter vollkommen natürlichen und naiven Benutzung der äußeren Mittel: des Malerischen und Musikalischen, beruhte.

Die stark kolorierte und überladene Ausmalung, die überreiche Staffage, der sonore Wortschall sind sonst die Vorzüge und die Schwächen der lateinischen Rasse in der Litteratur, so wie diese sich in den jetzigen beiden vorzüglichsten Vertretern der Poesie und Prosa in Italien, Giosuè Carducci und Gabriele D'Annunzio, abspiegeln. Der letztere liebt es, sich in dieser Hinsicht als Erneuerer des klassischen Stilreichtums „Neo-Lateiner" zu nennen. Der moderne italienische Stil ist schwül und schwer, ungemein

*) Herr Paul Wiecke beabsichtigt in der künftigen Saison eine Vortragsreise in Deutschland mit paganischen Werken zu unternehmen. Die vorzügliche Uebersetzung des hier zuerst besprochenen Werkes von Pagani, die Herr Wiecke benutzen wird, hat der italienische Konsul zu Dresden, Baron G. Locella, besorgt. („Menschenleid". C. Reißners Verlag. Dresden 1897.) Der naheliegenden Versuchung, einiges daraus im Folgenden anzuführen, muß ich widerstehen, weil an kurzen Bruchstücken die eigentümliche Einfachheit und Musik der Dichtung zu wenig zur Geltung kommt und dadurch bei dem Leser unrichtige Vorstellungen erweckt werden könnten. — Pagani ist 1867 in Mailand geboren. Es erschienen von ihm: Vassallaccio (Roman) 1893; Fingal (lyrische Dichtung), 1894; Lo Specchio della dolorosa Esistenza (Menschenleid), 1895; Selve pagane (Heidnische Wälder), 1897.

Digitized by Google

pompös und oft absichtlich angestrengt bis zum Uebermaß. Im schroffen Gegensatz zu dieser Neigung zeichnet sich Pagani durch den denkbar einfachsten Aufbau, durch die knappste Dialogfassung, die leichteste Pinselführung und die strengste Oekonomie in der Verwendung aller künstlerischen Mittel aus. Die tiefsinnigsten philosophischen Gegenstände, die er mit Vorliebe behandelt, stellt er uns in einer Weise dar, daß alles durchaus leicht faßbar, klar wie ein Wasserspiegel vor uns liegt. Er regt an, in ähnlicher Weise wie Maeterlinck, der nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen ist; er weckt das Ahnen bei dem Zuhörer oder Leser, das Nachempfinden. Und was noch wichtiger für die Gesamtwirkung ist: der Schauspieler kann die Arbeit des Dichters fortsetzen; eine Welt von Empfindungen, Ahnungen, Modulationen der seelischen Bewegungen wallt und steigt bei der Rezitation in ihm auf und macht ihn selbstschaffend und seltsam beseelt.

Pagani ist ein Schriftsteller, der mit großer Vorliebe über ernste, philosophische Probleme grübelt, aber er thut es in einer so klaren, leichten, scheinbar so absichtslosen und doch so prägnanten Sprache, daß ich von ihm wiederholen muß, was ich gelegentlich an anderer Stelle von dem hervorragenden holländischen Dichter W. G. van Nouhuys gesagt habe: „Seine Wahrheiten wirken als Stimmungen, seine Stimmungen als Wahrheiten". Während er in der Form und in dem Aufbau seiner Werke so „antiitalienisch" wie möglich erscheint, bekunden diese dem Geiste nach den reinsten Klassizismus, das absoluteste Heidentum. Sein Name ist in dieser Hinsicht symbolisch: „Pagano" bedeutet „Heide".

Deutsche Kritiker haben sich vollständig getäuscht (und mußten es, da sie nur ein Fragment des Gesamtwerkes kannten), als sie in „Menschenleid" ein pessimistisches Werk sehen wollten. Denn alles, was in dieser Arbeit — der ersten einer großen Trilogie — von Leid erzählt und geklagt wird, zielt nicht auf das Leben selbst, sondern auf die zu fliehende Negation des Lebens, des Lebens Folie. Als diese betrachtet er vor allem das Unabwendbare: den Tod und die Krankheit, aber auch die allzu entwickelte Intellektualität, die zu weit gehende Moral, die übergroße Nächstenliebe und Opferfähigkeit (Altruismus).

Sein Geist, der selbst durch frühreife Spekulation und Abstraktion viel gelitten hat, fängt — merkwürdigerweise — seinen großen Lebenshymnus mit der Negation des Lebens an, um zuletzt in Werken, die dem deutschen Publikum noch nicht zugänglich sind, in wilder Verherrlichung des Lebens selbst, insbesondere des Triebelebens zu endigen. Man wird sicherlich in Deutschland sein „Menschenleid" vollständig anders beurteilen, wenn man erst die nachfolgenden Werke des Dichters: „Selve Pagane" (Heidnische Wälder) und „Pan" kennen wird, denn die Trilogie bildet ein nicht zu trennendes Ganze.

In „Menschenleid" sehen wir in fünf selbständigen Handlungen fünf verschiedene Phasen der Negation des Lebens dargestellt. Der Tod umschließt diese düsteren und doch so klaren Dichtungen wie ihre eigentliche Atmosphäre. Er ist auf der einen Seite das Machtwort der unbarmherzigen Natur, selbst da, wo das Leben am frischesten zu blühen scheint, auf der anderen die letzte, alles Leid austilgende Hilfe, wenn das Individuum sich gegen das Leben auflehnt. Und ob der Tod unfreiwillig oder freiwillig ist, das Leben selbst ist immer ungestört, sich ewig fortsetzend, ewig gleichgiltig und stark. Die Tendenz des Dichters wendet sich, nachdem in den „Reinen Toten" der natürliche Tod dargestellt ist, zu dem freiwilligen Tod in „Am Ziel", wo die lebensmüde Alte sich mit Hilfe ihrer jammernden Töchter selbst das Leben nimmt, und tritt zuletzt im „Höchsten Heil" deutlich hervor, indem sie sich gegen die Lebensverleugnung zugunsten anderer wendet und gegen das Ueberwuchern der Intellektualität, die das Leben in seiner Wurzel ersticken will.

Er wagt in dieser Hinsicht sehr weit zu gehen. Im „Höchsten Heil" zeigt er uns zwei hochherzige Eltern, die in einer Art von intellektuellem Wahnsinn ihrem neugeborenen Kinde in möglichst sanfter Weise gleich nach seiner Geburt von des Lebens Elend dadurch wegheilen wollen, daß sie es in einer Quelle versenken; aber das Schicksal kommt ihnen zuvor, das Kind stirbt von selbst. Die Idee klingt, in so dürren Worten ausgedrückt, fast barbarisch: die Ausführung aber ist dermaßen harmonisch und durchläutert, daß die Szene vollständig rein und edel wirkt. Es ist wie ein süßes Totenlied, das an der Wiege des Lebens gesungen wird.

Am mächtigsten und tiefsten klingt die Todesweise durch den das Werk abschließenden Teil: „Der Zug des Todes", d. h. es ist auch hier nicht etwa die Klage um die notwendige Beendigung des Erdenlebens, sondern diejenige um das allzu langsame Hinsterben des mutlosen Menschen, der das Leben und die Lebensfreude nicht festzuhalten versteht. Eine großartige, düstere und doch sanft hingleitende Symbolik, in der bleiche Schattenbilder sich wie aus dem Dunkel erheben, graue Nebelschleier sich um Menschen und Dinge breiten und nach und nach alles Licht, jeden Hoffnungsschimmer verschlingen. Die Menschen, durch einen kleinen Trupp Spielleute verkörpert, der zu einem fernen Hochzeitsfeste zieht, wandern irrend durch die dunkle Nacht. Ihnen hat sich ein fremdes, nacktes Mädchen gesellt, das sich blumengeschmückt und zitternd vor Kälte an die zaudernden Menschen schmiegt, um nicht zu erfrieren. Ihre Geigen, Trompeten, Pauken haben die Wanderer schon längst in einer blühenden Laube vergessen, ihre Festfackeln brennen düsterer und düsterer und scheinen endlich ganz zu erlöschen; statt der lieblichen Gesänge der Vögel des Tages begleitet sie zuletzt das Heulen der Raben und Nachteulen. Der dunkle Zug verirrt sich in dem Dickicht des Waldes, das ferne Land des Festes ist vergessen. Das nackte Mädchen entspringt ihnen im schimmernden Flusse, sich nach lichteren Gefilden, „der Sonne zu" zu schwingen. Es war die „Freude", die sie nicht erkannt und die sie nicht festzuhalten verstanden hatten . . . Nun stehen die Spielleute allein in der Kälte und dem Dunkel der Nacht und sehen sich endlich beim erlöschenden Licht ihrer letzten Fackel einem unbekannten Alten gegenüber, der sich erbietet, ihnen den Weg zu zeigen. Der Alte ist der Tod . . . Sie folgen ihm willenlos, verschwinden im Dunkel und kommen jämmerlich im Sumpfe um.

Das Merkwürdige bei dieser Dichtung ist, daß der an und für sich unheimliche Stoff vollständig harmonisch wirkt, wie eine volltönende Symphonie, deren einzelne Sätze mild und weich in ein Meer von unendlichem Dunkel hinausströmen. Scharf von dieser Arbeit mit ihrem ausgeprägten Grau in Grau zeichnet sich Paganis anderes Hauptwerk „Selve Pagane" (Heidnische Wälder) ab. Da steht

Digitized by Google

der Dichter, wo er will, an der Quelle des wilden, unbeherrschten Naturlebens.

Die „Selva pagana“, der „heidnische Wald“, der „Wald“ selbst ist ein urfrisches Symbol jenes Lebens, losgerissen von allen Fesseln des Geistes. Beim ersten Anblick scheint dieser „Wald“ eine einzige würzige, frische Szene der Natur, wo formvollendete, kerngesunde, leuchtend nackte Menschengestalten sich dehnen, wiegen, tummeln auf üppigem Rasen, unter schwerbeladenen Bäumen, beim Rieseln unzähliger Quellen in Sonnenglut und Glanz. Diese Menschen wollen nichts und erstreben nichts, als das reine Sonnenlicht trinken, im blauen Aether sich baden, mit den Blumen, Bäumen, Vögeln, Tieren des Waldes leben, trunken von Licht träumen, hinsinken und sich lieben . . . Betrachtet man aber diese Einzel- und Gruppengestalten genauer, so gewahrt man, daß in ihnen doch nicht alles ein sinnliches Vegetieren ist — nicht allein Leben, sondern auch Revolte gegen alles, was das Leben ertöten will. Der Dichter hat zu Anfang seines Werkes sehr unbekümmert eine alte norwegische Sage benutzt, wonach eine junge Mutter, um sich selbst das Leben zu erhalten, ihre kleinen Kinder vor die Wölfe wirft, als diese sie im Walde überfallen. In der norwegischen Sage mag diese Mutter als ein Typus der Grausamkeit erscheinen, bei Pagani bedeutet sie die freie, losgerissene Persönlichkeit, die alle Rücksichten der Moral und Sittlichkeit sprengt, um der lang eingekerkerten Lebensluft Luft zu schaffen und endlich völlig nur sich selbst zu leben. Diese halb mythische Figur, von der man dem Dichter vorwerfen kann, daß er ihr immerhin einen zu reellen Hintergrund gegeben hat, eröffnet den wilden Reigen der Lebensfreude im Walde, wo alles noch träumend in schwerer Erwartung der Lebensglut atmet. Sie wird als Erlöserin empfangen, sozusagen als die Verkünderin des neuen Evangeliums der Freude. Unter ihrem Hauche belebt sich der verzauberte Wald seltsam, Blätter keimen, Blüten springen auf, Früchte glühen in dem dunklen Laub, Vogelscharen jubilieren, Quellen rauschen, Bäche rieseln melodisch, Schwäne ziehen auf den Wellen ihre Kreise, Laubnetze funkeln taubesperlt in der reinen Luft, durchsummt von glänzenden Insekten, alle die träumenden Bewohner des Waldes fahren aus ihrem versunkenen Brüten auf und zittern und glühen nach Leben; die jungen Mädchen werfen lachend ihre leichten Gewänder ab, schmücken die nackten Glieder, entzückt von ihrer eigenen Schönheit, mit Weinlaub und Rosen und spiegeln sich im wellenklaren Fluß. Aus ihren Träumereien reißen sie übermütige Jünglinge, tragen sie auf den Armen fort, tiefer in den Wald hinein, und noch ehe sie sich ihre Namen zugeflüstert haben, brennt der erste Kuß auf ihren Lippen.

Große, schwerbeladene Karren, überfüllt mit Früchten, Reben, Blumen und Weinschläuchen, bespannt mit großen weißen Ochsen, ziehen in den sonst so stillen Wald hinein, wo alles jetzt atemlos aufhorcht. Uebermütig wie junge Füllen oder Böcke tummeln sich die Jünglinge, bald die jungen Mädchen, bald die vollen Schläuche im bacchantischen Jubel umklammernd. Vom Klang der Schalmeien angelockt, verlassen die jungen Mütter wie berückt Haus, Hof, Mann und Kind und eilen dem tollen Reigen der Freude nach. In plötzlichem bacchantischem Lebensübermut legen sie statt der Kinder, die sie verlassen haben, junge Wölfe, die im Walde herumspringen, an die gespannten Brüste und säugen sie . . . Alle Bäume des Waldes sind plötzlich belebt wie schelmische Liebesnester, worunter die Liebenden ruhen und in deren Aeste die leichtfüßigen Mädchen hinaufklettern, eine Fülle von blonden und braunen Köpfen, die Jünglinge mit Blumen überschüttend, die sie erst mit der Süße ihrer Küsse füllen.

Endlich hält die „Freude“ selbst ihren Einzug im Walde, strahlend wie eine Göttin auf einem schimmernden Triumphwagen. Ihre Gewänder leuchten wie Feuer, weiße Vogelschwärme umflattern sie, alles neigt und beugt sich ihr, wohin sie schreitet, überall Leben spendend. Und auf der Höhe all dieses Lebenstaumels, umgeben von der üppigen, gesättigten Natur, läßt nun der Dichter die Siegerin Freude ein seltsames, unheimliches Begegnen mit ihrem Gegenstücke haben, einer Personifikation des Entsagens, der Negation, einem als fanatischer Priester verkleideten Christus, der sich ihr, gefolgt von einem Heere wild-religiöser Anhänger, trotzig in den Weg stellt.

Dieses Zwischenspiel bildet den Uebergang zu dem dritten Hauptwerke des Dichters, „Pan“, das den siegreichen Kampf des Naturtriebes im Menschen mit dem christlichen Prinzip darstellt und erst in Kürze als Buch erscheinen soll. In vielen bewegten Szenen müssen hier die hohen Tendenzen Christi, der noch einmal ungekannt auf Erden wandelt, Zoll für Zoll sich dem Menschlichen, dem „Pan“ im Menschen, beugen, wobei der Dichter eine feine, schmerzerfüllte Ironie in seine Dichtung überfließen läßt. Psychologisch interessant und tief sind einige Einzelzüge, z. B. ein Hochzeitsfest im biblischen Stile, bei dem der Bräutigam, betrunken und umgeben von rohen Kameraden, schon am Hochzeitsabend die trauernde Braut vereinsamt sitzen läßt. Diese, von Christus getröstet, der von den Gästen ungekannt sich ihr als ihren himmlischen Bräutigam zu erkennen giebt, verläßt endlich, im Innersten gekränkt, das wilde Hochzeitsmahl und folgt dem Heiland in ihr stilles Kämmerlein, um die Verkündigung des ewigen Lebens zu empfangen. Geblendet von seiner Hoheit und Milde schwindet ihr irdischer Schmerz; als aber der Bräutigam, noch immer des Weines voll, zu ihnen hereintritt und die Braut in roher Weise auffordert, ihm zu folgen, da sind alle Worte des Heilands vergessen, und sie eilt ohne Besinnen dem Manne wieder zu, widerstandslos wie eine Sklavin. — An anderer Stelle will Christus eine Blinde, die in Qual und Entbehrungen das Leben hingeschleppt hat, von ihrer Not erlösen und ihr das himmlische Licht und die Seligkeit geben. Ehe sie das Irdische verlassen soll, will der Erlöser ihr aus übergroßer Güte ein Mal die Herrlichkeiten der Erde zeigen. Er begiebt sich mit ihr auf einen hohen Berg, läßt die Erde sich ihren bewundernden Augen in ihrer ganzen Frühlingspracht offenbaren und — — freudetrunken beschwört sie ihn, sie der Erde zu lassen, die ihr lockender scheint, als alle himmlischen Seligkeiten . . .

Mit diesem Werke „Pan“ wird Silvio Pagani seine dramatische Trilogie beschließen, die mit großartig-einfachen Mitteln eine tief angelegte symbolistische Verherrlichung der alles besiegenden Lebenskraft, des Willens zum Leben darstellt.

Digitized by Google

Besprechungen

Bücher aus und über Japan.

I.

Japanischer Humor. Von E. Retto und G. Wagener. Mit 257 Abb. Eleg. kart. 15 M. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1901.

Der bekannte Verfasser der „Papierschmetterlinge", eines der besten Werke über die Sitten besonders der unteren japanischen Volksklassen, hat wiederum einen sehr glücklichen Wurf gethan. Er schildert uns in einem von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus glänzend ausgestatteten, überaus fesselnden Buche den japanischen Humor, wie er sich in Originalbildern älteren und neueren Datums, in Holz-, Metall- und Elfenbeinschnitzereien wiederspiegelt. Bei der Sammlung der Originale war ein anderer, inzwischen leider verstorbener deutscher Gelehrter beteiligt, Prof. Dr. Gottlieb Wagener, und jeder, der das Glück gehabt, diesen Mann zu kennen, wird Herrn Retto Dank dafür wissen, daß er ihm in diesem Buche ein Denkmal gesetzt hat. Es war ein Mann von ungemeiner Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, von reichen Kenntnissen, zumal auf dem Gebiete der japanischen Technik, und dabei von einer seltenen Bescheidenheit und Selbstlosigkeit.

Für den beschreibenden Teil des Werkes war kaum jemand so geeignet, wie Retto. Wer die „Papierschmetterlinge" gelesen hat, weiß, daß er über einen glücklichen, fast unerschöpflichen Humor verfügt, und so findet sich auch in dem vorliegenden Buche eine Fülle von lustigen und geistreichen Einfällen, die seine Lektüre höchst amüsant machen. Retto besitzt, wie selten jemand, die Gabe, zu unterhalten und zu belehren. Zu dem Bilde, das wir anbei wiedergeben, bemerkt er z. B.: Abbildung 110 zeigt uns ein musikalisches Kränzchen mit zwei aktiven Mitgliedern und zwei passiven Opfern. Der Ausdruck auf den Gesichtern der letzteren läßt, ebenso wie die ihrer europäischen Leidensgefährten in ähnlicher Lage, unentschieden, ob sie vor Rührung im Begriff sind, zu zerfließen, oder ob sie mit Ferdinand in „Kabale und Liebe" denken: „O unglückseliges Flötenspiel".

Es ist schwer, dem Leser, der das Werk nicht kennt, einen Begriff von der Fülle der hier dargebotenen Einzelheiten zu geben; der Weg, den der Verfasser einschlägt, führt „auf und ab durch alle Zeiten, er geht kreuz und quer: in den Himmel und in die Hölle, in die Wolken und unter die Erde, in die Straßen und in die Wälder, in die Häuser und aufs Wasser, in die Tempel, unter die Menschen und unter die Tiere". Jedenfalls findet jeder Leser seine Rechnung, mag er sich nun mehr für die Kunstleistungen der japanischen Maler oder für die mythologischen Anschauungen, das Leben und Treiben, das Denken und Fühlen, die Sagen und Märchen des japanischen Volkes interessieren.

Eine andächtige Versammlung (Kiosai, 19. Jahrh.)

Den Anfang machen humoristische Darstellungen, die sich auf die religiösen und mythologischen Vorstellungen der Japaner beziehen, die Götter, Heiligen und Teufel; es ist vor allem der Buddhismus, d. h. der degenerierte Nordbuddhismus, wie er sich in Japan, China und anderen

Ein angreifendes Duett (Kiosai, geb. 1831)

Ländern findet, der durch seine mannigfaltigen Darstellungen von Heiligen reichen Stoff geliefert hat. Mit großer Vorliebe haben die japanischen Künstler ihren Spott mit den „sieben Glücksgöttern" getrieben (die aber nur zum Teil dem Buddhismus entstammen), den Repräsentanten des heiteren Lebensgenusses und Frohsinns, die man wegen ihrer Popularität geradezu die Hausgötter der Japaner nennen kann. In den verschiedensten Situationen erscheinen die langnasigen Wald- und Berggeister, die Tengu, die den Menschen bald necken, bald ihm hilfreich zur Seite stehen. Schöpferisch beweist sich auch die Phantasie des Volksgeistes und der japanischen Künstler in der Darstellung gespenstischer Wesen, die dem Menschen das Gruseln beibringen.

Von den größeren Tieren sind es vor allem der Waschbärhund (Tanuki) und der Fuchs, die uns in humoristischen Darstellungen begegnen. Beide können nach allgemeinem Glauben die verschiedensten Gestalten annehmen und sind stets zu losen Streichen bereit, die meist zum Nachteil der Menschen ausschlagen. Von den Meertieren kommen der vielarmige Tako, der Octopus, und das häßlichste aller Fabelwesen, der Kappa, in Betracht. Auch die losen Streiche des Affen, der von der Natur mit einem Stummel statt eines Schwanzes versehen ist, mögen nun die Menschen oder die Schildkröte und Krabbe das Ziel seiner Angriffe sein, werden uns in zahlreichen Bildern vorgeführt. Frösche und andere Amphibien erscheinen in den komischsten Situationen. Sehr amüsant ist der Fußberg als „Froschkollege" von dem berühmten Maler Kiosai, der dem Gipfel des berühmten Berges die Hauptzüge eines Froschantlitzes gegeben hat.

Ebenso wie der Künstler die Tiere menschlich handelnd auftreten läßt, führt er die Menschen gelegentlich als geschickte Nachahmer von Tiergestalten vor, so als Mestizo, das japanische Weißauge, als Frosch, Spinne, Auster, Fledermaus, Eule, Moskito, Laus u. s. w. Sehr originell sind auch die Darstellungen chinesischer und japanischer Zeichen durch Gruppierungen menschlicher Figuren. In dem 11. und 12. Kapitel macht uns der Verfasser mit der heiteren Seite der japanischen Familie, den Gesellschaftsspielen, den Kinderspielen u. s. w. bekannt. Nach einem Exkurs über japanische Genremalerei und deren hauptsächlichste Vertreter, Hishikawa Moronobu, Hanabusa Itcho (beide aus dem 17. Jahrh.), sowie den in Europa durch seine Holzschnitte bekannten Hokusai (1760—1848) und den erst vor einigen Jahren verstorbenen genialen Kiosai (geb. 1831) wechselt in bunter Reihe komische Szenen aus dem täglichen Leben, im Hause und auf der Straße, blinde Passenre, alte

Digitized by Google

Samurai in fataler Lage, Straßengaukler, alte Holländer u. a. m. Das letzte Kapitel ist dem harmlosen Witze im Bilde gewidmet, der die Bestrebungen, die westliche Kultur in Japan einzuführen, zur Zielscheibe nimmt. Wir sehen u. a. dort das Skelett eines modernen Japaners aus dem japanischen „Ulk", der „Marumaru Chimbun", ein altes Ehepaar aus der Provinz, das eine moderne Zeitungsredaktion für eine heilige Stätte hält und anbetend auf die Kniee fällt, umgeben von sie verhöhnenden Straßenrangen, wir sehen die schon erwähnten „Glücksgötter" im modernen Omnibus, den Glücksgott Fukurokuju mit dem grotesk in die Länge gezogenen Kopfe, im Begriff, sich zur Neujahrsgratulationstour zu rüsten und den ofenrohrartigen Cylinder aufzustülpen u. a. m.

Diese kurze Inhaltsangabe möge genügen, von der bunten Reichhaltigkeit des Werkes einen Begriff zu geben. Es ist außer Frage, daß der Wunsch des Verfassers: „möge unser gemeinsames Streben im fernen Lande dadurch belohnt werden, daß dessen Humor in unserer deutschen Heimat Freunde gewinnt", in Erfüllung gehen wird.

Steglitz. *Rudolf Lange.*

II.

Geschichte der japanischen Nationallitteratur v. d. ältesten Zeiten bis zur Gegenw. Von Dr. Tomitsu Okasaki. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1899. 5 M.

Okasakis Werk ist die erste Geschichte der japanischen Litteratur in einer europäischen Sprache. Bald nach seinem Erscheinen veröffentlichte der Japanologe Aston eine in englischer Sprache geschriebene, auf Grundlage der in Japan sehr bekannt gewordenen Litteraturgeschichte von Mikaud und Takats. Der Verfasser des vorliegenden Werkes gilt als ein Kenner der Litteratur seines Landes und hat den kurzen Abriß, wie er ihn selbst nennt, veröffentlicht, um wenigstens in Deutschland, dessen Interesse und Achtung zu gewinnen und zu erhalten, den Japanern von ganz besonderer Wichtigkeit sei, etwas mehr Licht über die geistige Arbeit seines Volkes zu verbreiten.

Nach einer kurzen Darstellung der Sitten und Gewohnheiten der Urzeit vor etwa 3000 Jahren — ein etwas willkürlich gewählter Zeitpunkt —, wie man sie durch Rückschlüsse aus den beiden erst im 8. Jahrhundert n. Chr. erschienenen Geschichtswerken, dem Kojiki und Nihongi, sowie der ältesten Gedichtsammlung Manyoshu rekonstruieren kann, behandelt der Verfasser die ersten primitiven Anfänge lyrischer Aeußerungen, die uns in den beiden erstgenannten Werken erhalten sind. Wenn aber in der Vorrede behauptet wird, daß die Anfänge der japanischen Litteratur noch weit über das ehrwürdige Alter der griechischen klassischen Litteratur hinausreichen, so ist dies eine kaum zu beweisende Behauptung des Verfassers. Der Einfluß der chinesischen Litteratur auf die japanische, wobei Korea die Vermittelung spielt — der Verfasser spricht von der Eroberung Koreas durch die Kaiserin Jingo 201 n. Chr. als von einer historisch feststehenden Thatsache —, ebenso die Folgen der Einführung des Buddhismus im 6. Jahrhundert n. Chr. werden gebührend berücksichtigt und die größte Liedersammlung, die Manyoshu, aus dem 8. Jahrhundert, die meist lyrische, weniger epische Stoffe behandelt, sowie deren Dichter ziemlich ausführlich besprochen. Das 9. Jahrhundert ist die Blütezeit der chinesischen Litteratur in Japan, während die buddhistischen Priester die Nationallitteratur in ihre Pflege nehmen. Nach der Katakana genannten Silbenschrift entsteht allmählich die Hiragana — der Verfasser hält noch an der Ansicht fest, daß diese Silbenschriften eine Erfindung bestimmter Persönlichkeiten sind — und findet zuerst in der Vorrede zu der zweiten großen Gedichtsammlung der Kokinshu, der „Sammlung der alten und neuen Lieder" (905 n. Chr.) Anwendung. Frauen beteiligen sich in der Folgezeit vielfach an der Litteratur, etwa 20 Schriftstellerinnen hat das elfte Jahrhundert hervorgebracht, Romane und Reisebeschreibungen in echt japanischem Stil erscheinen, wie das Isemonogatari, das die Gedichte und Berichte über einen berühmten Dichter Narihira enthält, das Taketorimonogatari, die Geschichte vom Bambussammler, das älteste japanische Märchen, das Yamatomonogatari, dem der Verfasser jede sittliche Tendenz absprecht, und vor allem das Genjimonogatari (zwischen 1000 bis 1010), in dem die in jener Zeit herrschenden Frauensitten, aber auch die Unwahrhaftigkeit und Unsittlichkeit der daumaligen Aristokratie geschildert werden.

Seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts, dem Beginn eines fortwährenden Kriegszustandes, ist ein Sinken der japanischen Litteratur zu bemerken, sie gerät ganz in die Hände der buddhistischen Priester, und eine pessimistische Weltanschauung macht sich in der japanischen Poesie geltend. Doch werden auch in dieser Zeit noch auf Befehl des Kaisers Gedichtsammlungen veranstaltet, deren letzte, die 21., im Jahre 1437 erschienen ist. Eine neue Kunstform entwickelt sich im 14. und 15. Jahrhundert, das No, opernartige Aufführungen mit Dialog, Musik und Tanz, meist in einer Art poetischer Prosa von mehr lyrischem Gehalt geschrieben. Prosawerke wie das Heikemonogatari, Gempeiseifuiki und das romanhafte Geschichtswerk Taiheiki behandeln die Ereignisse im 12. und 14. Jahrhundert. Im letzten Kapitel behandelt der Verfasser die Geschichte der Litteratur vom 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts; es ist die Zeit des langen Friedens, der Herrschaft der Tokugawahogune, die an Stelle der rechtmäßigen Kaiser das Land regieren. Sie begünstigen die chinesische Philosophie, und bei dem großen Einfluß, den diese auch auf die japanische Nationallitteratur gehabt hat, hält es der Verfasser für richtig, einige Ausschlüsse über die verschiedenen philosophischen Schulen der damaligen Zeit zu geben. Eine neue Dichtungsart, Haikai, entwickelt sich, ein 17 silbiges Gedicht, dessen Hauptvertreter Basho (1644—1694) ist. Die Verdienste von Männern wie Keichu, Kada, Mabuchi und vor allem Motoori (1730—1801) und Hirata (1776 bis 1843) um die Neubelebung der alten, klassischen Litteratur werden voll gewürdigt. Das Drama, Joruri, Novellen und Romane kommen in dieser Zeit zur

Langsam & Cie. suchen den Mond herabzuholen (Hokusai, geb. 1831)

Digitized by Google

Der Märchenerzähler bei den Sperlingen
(Matsumoto)

Blüte. Der bedeutendste Dramatiker war Chikamats Monzaemon (1653—1724), der mehr als 100 Werke geschrieben hat, einer der größten Romanschriftsteller Bakin (1767—1848).

Von dem Entwicklungsgange der neuesten Litteratur seit 1868 hören wir leider nichts mehr.

Ob das vorliegende Werk in die weiten Kreise dringen wird, für die der Verfasser es bestimmt hat, scheint mir zweifelhaft. Daß Sprache und Darstellung zum Teil sonderbar sind, dürfte man wohl dem Ausländer zu Gute halten, der nur 3 Jahre deutsch studiert hat, aber es werden manche geschichtliche Thatsachen und Namen erwähnt, die nur dem Fachgelehrten verständlich sind. Merkwürdig ist, daß in dem Buche der Leistungen der Engländer auf dem Gebiete der japanischen Litteratur mit keinem Worte Erwähnung gethan wird. Wer sich für die japanische Litteratur interessiert, dem dürfte erwünscht sein, zu erfahren, daß die beiden ältesten Geschichtswerke aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. jetzt in vollständiger englischer Uebersetzung vorliegen. Immerhin dürfte das vorliegende Werk denjenigen von Nutzen sein, die im Stande sind, es mit Kritik zu lesen und zu beurteilen, welche von den Behauptungen des Verfassers mehr oder weniger stichhaltig sind.

Steglitz. *Rudolf Lange.*

III.

Japanische Dramen. Uebertragen v. Dr. Karl Florenz. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig, und T. Hasegawa, Tokio, 1900. Kart. 6 M.

Fumio. Japan. Originalschauspiel in 4 Akten, in deutscher Sprache verfaßt von Takeshi Kitasato aus Osaka. Dresden, Carl Reißner. 1900. 81 S.

Das in deutscher Sprache verfaßte japanische Originalschauspiel: „Fumio“ hat mehr kulturgeschichtlichen als künstlerischen Wert, obwohl der Verfasser Takeshi Kitasato keineswegs ohne dramatische Begabung ist. Kitasato will dem Leser „eine richtigere Vorstellung von Japan“ beibringen, als er „durch die bis jetzt in Europa aufgeführten, sogenannten japanischen Stücke“ bekommen konnte. Darum giebt er uns auch eine sehr genaue Beschreibung der Szenerie und der Kostüme. Und diese Beschreibung gehört neben der dramatischen Sittenschilderung zum Interessantesten im Stücke. Was nun letztere anbelangt, so überrascht uns vor allem der Konflikt, der aus für Europäer nahezu unbegreiflichen Zuständen und Anschauungen hervorwächst. Es ist der Konflikt zwischen der mit dem ostasiatischen Ahnenkultus eng verknüpften Familienhörigkeit und der Liebe zu einem Mädchen. Der Repräsentant der altjapanischen Verwandtschaftstyrannei, Fumios Onkel Oyabu, wird schließlich von dem in die Enge getriebenen Helden erstochen, schießt aber noch sterbend den unbotmäßigen Neffen nieder. Die Sprache des Dramas ist von erfreulicher Einfachheit und Natürlichkeit.

Während der Verfasser des „Fumio“ uns in dramatischer Form eine zutreffende Vorstellung von den gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Heimat zu verschaffen bestrebt war, giebt uns Prof. Dr. Florenz in einem schönen, in Japan selbst hergestellten Buche zwei wirkliche japanische Dramen in deutscher Uebertragung. Obgleich die beiden Dichtungen den Charakter abgeschlossener Dramen tragen — wir würden sie als längere Einakter bezeichnen — bildet doch eine jede von ihnen nur einen Teil von einem jener großen nationalen Schauspiele, die meist mehrere Dichter zu Urhebern haben, wie das im Spanien Calderons ja auch so häufig der Fall war. (Es ließen sich hier überhaupt viele Analogieen entdecken; vor allem haben Altspanien und Altjapan den streng nationalen Charakter des Dramas miteinander gemein.) Das erste der hier gebotenen Stücke: „Terakoya oder Die Dorfschule“, historisches Trauerspiel in einem Aufzuge, ist eigentlich der Hauptakt einer umfangreichen geschichtlichen Tragödie, verfaßt von Takeda Izumo, einem Dramatiker des 18. Jahrhunderts, und drei Genossen. Die altjapanische Lehenstreue ist das Agens dieser Dramenreihe. Matsuo beweist seine Treue an dem verbannten Kanzler Sugawara dadurch, daß er seinen eigenen Sohn für den Sohn des Kanzlers substituiert, als dessen Aufenthaltsort entdeckt und er selbst beauftragt worden ist, den Kopf des Kindes auszuliefern. Die Darstellung dieser Episode des großen Sugawara-Cyklus, wie man das ganze Trauerspiel nennen könnte, wirkt stets erschütternd, auch auf europäische Zuschauer. — Ein romantisches Schauspiel nennt der feinfühlige Uebersetzer das zweite Drama des Bandes: „Asagao“, den Hauptakt des Trauerspieles: „Die lebenswahre Geschichte der Asagao“. Und romantisch ist das Stück in der That, romantisch, rührend und voll von volkstümlichen, märchenhaften Motiven. Das breit ausgesponnene Drama — es hat nicht weniger als sechzehn Akte — behandelt die Schicksale eines liebenden Paares, das nach zahllosen Leiden und Fährlichkeiten glücklich vereinigt wird, ist also eigentlich ein japanischer Minneroman in Dramenform. Der Dichter heißt Yamadi Kakashi, der Bearbeiter Shuisho. Der hier übersetzte Akt ist der vierzehnte des Gesamtwerks. Komasawa trifft die verlorene Geliebte als blinde Sängerin in einem Dorfwirtshause; merkwürdigerweise hat er seine Asagao („Die Blinde“) nicht erkannt. Sie erfährt erst nach seinem Weggange, wer er ist, und eilt ihm nach. Das Blutopfer des Wirts, eines Erbknechtes von Asagaos Großvater, giebt ihr das Augenlicht wieder. — Den Chor der Griechen vertreten in den

Sängerfahrt der Asagao
(Heliton)

Digitized by Google

Schattenspiel

Draunen dieser Art Rezitative, die von einem Sänger zur Guitarre vorgetragen werden. Die Szenen zwischen Komasawa und Asagao sind von köstlicher Zartheit; die Rezitative haben oft lyrischen Schwung. Die Uebertragung beider Dramen ist gewandt und geschmackvoll. Die Ausstattung des Buches ist eine Prachtleistung japanischer Kleinkunst; wenigstens uns Europäern, die wir in Bezug auf wahrhaft künstlerische Buchausstattung noch so wenig verwöhnt sind, muß sie also erscheinen. Die Illustrationen von T. Hasegawa, der, wie in Japan wohl üblich, zugleich den Druck des Werkes auf eigenem Papier besorgt und ihm dadurch eine wohlthuende Einheitlichkeit verliehen hat, sind sehr fein und oft von suggestiver Symbolik. Besonders die Zartheit und Diskretion der Farbenwahl erhöht nicht wenig den Genuß der Lektüre.

Dresden. *Bodo Wildberg.*

Zwei Deutsche über England.

Von **Eduard Bertz** (Potsdam).

(Nachdruck verboten.)

Niemals vielleicht war es für die nichtenglischen Völker schwerer als in diesem Augenblick, sich ein unbefangenes und gerechtes Urteil über den englischen Nationalcharakter zu bilden: denn nie zuvor wurde die Rücksichtslosigkeit der britischen Politik von den übrigen Nationen mit gleicher Erbitterung empfunden. Ein Buch, das aus dieser Stimmung erwuchs, muß notwendig einseitig sein, und es ist ein glücklicher Zufall, wenn zur nämlichen Messe ein aus dem Geiste reinsten Wohlwollens hervorgegangenes erscheint, das dem ersten als Ergänzung dient. Mir wenigstens gestaltete sich der Vergleich zwischen zwei Schriftstellern, von denen der eine vorwiegend die Lichtseiten, der andere fast ausschließlich die Schattenseiten des modernen England hervorkehrt, zu einem Ausgleich, und ich möchte die ergänzende Lektüre der beiden Bände zu allgemeiner Nachahmung empfehlen. Alle Politik hat ihre Zeit, und auch die verwerflichste kann den gesunden Kern eines großen Volkes nicht zerstören; darum soll man sich durch die politische Leidenschaft den Blick nicht trüben lassen. Die Engländer haben so viel für die geistige Entwicklung der Menschheit gethan, haben besonders auch uns Deutsche oftmals so fruchtbar angeregt, daß sie wohl Anspruch auf unsere besonnene Würdigung erheben dürfen.

Vor dem Burenkriege entstanden und in seinem Charakter ein Friedensbuch ist: „Ein Jahr in England. 1898—1899." Von Prof. Dr. L. Kellner. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900. 4,50 M.) Es besteht aus nahezu drei Dutzend selbständigen, in einigen Fällen novellistisch gehaltenen Aufsätzen, die man an ihrem leichten Vortrag als Feuilletons erkennt. Der Verfasser arbeitet seit mehr als zehn Jahren an einer Darstellung der „Englischen Litteratur im Zeitalter der Königin Viktoria". Solch ein Unternehmen setzt hingebende Vertiefung in die englische Eigenart voraus; auch ist es wohl ein Wesenszug Kellners, lieber bei den guten als bei den schlimmen Seiten der Dinge zu verweilen. So entwarf er uns ein liebenswürdiges Bild. Wo er nationale Schwächen streift, da geschieht es mit freundlicher Ironie oder versöhnlichem Humor. Doch fehlt es dem Buche bei aller Anmut der Form keineswegs an Ernst. Die Stoffe sind teils dem Leben des Volkes und der Jugend, teils dem Theater, der Litteratur, den philanthropischen Bestrebungen entnommen, und wenn wir auch einige schon aus anderen Schilderungen kennen, so sind sie doch alle insofern neu, als sie auf Grund eigener Beobachtung in ihrer jüngsten Entwicklung dargestellt werden. Von Politik ist nicht viel die Rede; dafür sind die Stellen, wo sie Erwähnung findet, um so bemerkenswerter, unter anderen das Kapitel „Wie man zum Patriotismus erzieht", und die beiden Gespräche mit Indern, die den Engländern den einstigen Verlust ihres indischen Kolonialreichs in Aussicht stellen. Am merkwürdigsten waren mir Kellners Aufzeichnungen über seinen Besuch bei Kipling, von dem er in heller Begeisterung schreibt. Eine ganz erstaunliche Häutung muß der Dichter des Imperialismus durchgemacht haben, seit er sich vor seinem deutschösterreichischen Gaste wie ein Freund der Friedensgesellschaft geberdete und die Vergewaltigung einer weißen Nation durch eine andere den größten Fehler nannte, den ein Politiker begehen kann; denn heutzutage ist er ein williges Werkzeug eben dieser Gewaltpolitik.

Eine Kriegserklärung kann man das zweite Buch nennen: „Aus Englands Flegeljahren". Von Dr. Alexander Tille, 1890—1900 Dozent an der Universität Glasgow. (Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1901. 408 S.) Im Vergleich mit dem vorigen ist es schweres Geschütz, an Form wie an Inhalt, aber ganz aktuell. Tille hat den zehnjährigen Aufenthalt in Schottland zu gründlichem Studium seines Wirkungskreises benutzt, ohne dabei jemals die Fühlung mit deutschem Geistesleben zu verlieren. So wurde er einer der besten Kenner, aber auch einer der schärfsten Kritiker des englischen Wesens. Sein Buch „Von Darwin bis Nietzsche", das den Zusammenhang der deutschen mit der englischen Entwicklungsethik darstellt, ist ein sehr wertvoller Beitrag zur neueren Geschichte der Philosophie. Aus dieser Arbeit war schon der praktische Zug seiner Natur ersichtlich, der ihn jetzt zur Politik geführt hat. Daß er sich als Politiker innerlich mehr und mehr von England entfernte, ist wohl nicht nur den Eindrücken des Burenkrieges und den persönlichen Erlebnissen zuzuschreiben, die seine Rückkehr in die Heimat veranlaßten, sondern vor allem seinem ungemein hochgespannten

Abgeblitzt!

Digitized by Google

deutsch-nationalen Empfinden. Dadurch gestaltete die vorliegende Abrechnung sich zu einem persönlichen Glaubensbekenntnis, und er hält sie für „das erste deutsche Buch über England“. Das freilich ist sie nicht; denn dazu ist sie zu parteiisch. Die charakteristische Eigentümlichkeit des deutschen Geistes war es von jeher, der fremden Art Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und diese kann nicht zur Geltung kommen, wo der Betrachtungsstandpunkt, wie bei Tille, ganz und gar derjenige der eifersüchtigen Nebenbuhlerschaft ist. Aber als das erste bewußt anti-englische Buch aus deutscher Feder mag man die Arbeit wohl bezeichnen, da sie alle Schwächen Englands unbarmherzig aufdeckt, um Deutschlands Ueberlegenheit darzuthun. Gerade jetzt, wo auch die Friedliebendsten unter uns, ja sie am meisten, über das englische Treiben bekümmert und entrüstet sind, verbürgt eine solche Tendenz natürlich heilsälligere Aufnahme, als ein leidenschaftsloseres Buch sie finden würde. Ob der Titel paßt, kann erst die Nachwelt sagen, die vielleicht entscheiden wird, daß diese „Flegeljahre“ in Wirklichkeit die zweite Kindheit waren. Das erste Kapitel sucht darzuthun, daß Englands politische Machtstellung im letzten Jahrzehnt tief gesunken ist, das zweite schildert den britischen Größenwahn, wie er durch die Verhetzungen der Jingopresse immer krankhaftere Formen annimmt, das dritte beleuchtet die Zustände des britischen Heeres und gelangt zu einem wahrhaft vernichtenden Urteil, das vierte giebt eine vortreffliche Darstellung des höheren Erziehungswesens. Den Rückgang des englischen Handels weist das Folgende nach, das zum großen Teil statistisch ist; das nächste denjenigen der englischen Industrie. Letzte Abschnitt beschäftigt sich dann mit der englischen Arbeiterbewegung und vor allem mit den Gewerkvereinen. Gegen diese trägt Tille ein ungeheures Anklagematerial zusammen, und ihnen mißt er die Hauptschuld an Englands industriellem Niedergange bei. Dabei übersieht er jedoch in seiner einseitig kapitalistischen Denkweise und in seiner Verachtung aller sozialethischen Bestrebungen, wieviel sie zur Hebung der Arbeiterklasse beigetragen haben. Mit Genugthuung konstatiert er schließlich, daß ihre Macht jetzt durch den Zusammenschluß der Fabrikanten gebrochen ist. Trotzdem hegt er die feste Ueberzeugung, daß wir die englische Industrie überflügeln werden, weil wir das stärkere Volk, die größere Menschenzahl sind. Solange der Brunnquell unserer Bevölkerungszunahme fließe wie heute, solange gebe es keine Grenze für unsere nationale Größe. Charakteristisch schließt dies Kampfbuch über England mit einem siegesfrohen Blick in die Zukunft Deutschlands. Es ist in der Hauptsache ein politisches und nationalökonomisches Werk, und der darwinistische Glaube an den nimmer endenden Rassenkampf liegt ihm zu Grunde. Aber sollte es für die schöpferische Kraft der Welt in ihrem unermeßlichen Reichtum wirklich keine anderen Entwicklungsmöglichkeiten geben? Sicher, das gegenwärtige Wirtschaftssystem kann nicht ewig dauern, und mit ihm wird auch der Hauptgrund aller nationalen Eifersucht schwinden.

Es ist erreicht! — aber nur in Tusche.
(Bokelen, Ausf. d. 19. Jhdts.)

menschlichen Vervollkommnungsfähigkeit in der Richtung nach Wahrheit und Gerechtigkeit verwandelt hat und an der Hand der Wissenschaft durch langsame, friedensreiche Evolution die Erreichung jener erhabenen Ziele prophezeite, giebt uns heute schon die Verwirklichung der kühnsten weltbeglückenden Träume mit dem soeben erschienenen Roman „Arbeit“. Der vier Evangelien zweiter Teil.“ Eine kurze Inhaltsskizze seines Werkes mag das darthun.

Lucas Froment, der Sohn jenes Pierre, in dessen Seele sich die furchtbaren Zusammenbrüche von Wunderglauben (Lourdes), katholischer Hierarchie (Rom) und christlicher Barmherzigkeit (Paris) vollzogen, und der schließlich an eine Erneuerung der Welt durch die Wissenschaft glaubt, die ihm die starke, gesunde Liebe zum Leben wiedergiebt, entwickelt sich vor uns zum praktischen Menschheitsbeglücker, zum Städtebauer und Begründer des fourierschen Zukunftsstaates. Als Ingenieur kommt er in die Stahlwerk, das der Volksmund mit dem Namen „Hölle“ belegt hat. Hier erschüttert ihn das furchtbare Elend der vom Kapitalismus ausgesaugten, in entwürdigendem Sklaventum schmachtenden Arbeiter. Gelegentlich eines glänzenden Diners lernt er ihr Gegenstück kennen, die durch ungerechte Anhäufung des Kapitals im Luxus schwelgende Fabrikherrschaft und ihren Anhang, Vertreter der Regierung, Offiziere, Geistliche, alle eifrig bemüht, „die sterbende Gesellschaftsordnung zu stützen, das entsetzliche Gerüst der Ungerechtigkeit zu erhalten“. Selbstverständlich ist dieses Gerüst durch und durch morsch, und alle, die es befürworten, sind moralisch vergiftet. Der einstige Begründer der Hölle, Jerôme Quirignon, verbringt sein Leben im Rollstuhl, durch Lähmung zu ewigem Schweigen verurteilt. Alle seine Machkommen sind durch den Fluch des Goldes säumerlich zu Grunde gegangen, bis auf seine vernünftige Enkelin Suzanne, die Gattin des jetzigen Besitzers. Doch dieser hat ein Liebesverhältnis mit der schönen, aber verderbten Frau des technischen Leiters.

Lucas wird angeekelt, sein Mitleid treibt ihn, auf Hebung der sozialen Mißstände, auf einen Ausgleich zwischen Arm und Reich zu sinnen. Er studiert die Schriften Fouriers und faßt nun den Plan, dessen Zukunftsstaat, die ideale Vereinigung von Kapital, Arbeit und Talent praktisch durchzuführen. Gemeinsam mit einem kränklichen Freunde, der ein erfindungsreicher Kopf ist, erwirbt er die Crécherie, eine verwahrloste Fabrikanlage, und bringt bald eine gutgehende Fabrik von eisernen Trägern, Schienen und Ackergeräten zum Blühen, Arbeiten des Friedens, indes die „Hölle“ Kriegsmaterial liefert. In der neuen Fabrik herrscht das Genossenschaftssystem; das Gemeindehaus verwirklicht das Phalansterium Fouriers, im übrigen dürfen sich die Arbeiter nach Belieben heitere, in Gärten gelegene Häuser errichten. Ein gemeinsamer Anteil am Gewinn sichert allen sorglose Existenz: direkter Bezug der Konsumenten vom Produzenten verbilligt das Leben: Versuche zu gemeinsamer Erziehung von Knaben und Mädchen werden gemacht auf Grund der Anschauung und mit vorteilhafter Ausnutzung der menschlichen Leidenschaften, vornehmlich des Arbeitstriebes. Kurz, eine praktische Anwendung der Lehren Fouriers bis in ihre kleinsten Einzelheiten. Selbst die freie Liebe fehlt nicht.

Soweit ganz schön. Mußte es nicht den Schöpfer des Experimentalromans reizen, einmal mit den menschlichen Leidenschaften im fourierschen Zukunftsstaat zu experimentieren? Aber sehen wir uns das Ergebnis an. Lucas, der Städtebauer, beliefert seinen bittersten Feind, die Kaufmannschaft des Nachbarortes Beauclair, die einen Prozeß gegen ihn anstrengte: er gewinnt die

---

Zolas jüngster Roman.

Von **A. Brunnemann** (Dresden).

Arbeit. Roman v. Emile Zola. Deutsch v. L. Rosenzweig. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 2 Bde. 6 M. 18 M.).

Emile Zola, der sich vom düsteren Pessimisten allmählich in einen optimistischen Verherrlicher der

Digitized by Google

Liebe einer jungen Arbeiterin Josine, die er vor den Mißhandlungen ihres Geliebten Ragu, eines Arbeiters der Hölle, errettet. Diese Liebe verzehnfacht seine Kräfte; das Glück begleitet ihn, und nachdem er, durch einen Messerstich des eifersüchtigen Ragu verwundet, seine Aufopferung für das Volk mit seinem Blute bekräftigt hat, sind ihm alle Sympathieen gewonnen. Die Arbeiter setzen mit ihm ihre ganze Kraft für das neue Unternehmen ein; sie haben erkannt, daß sie sich solidarisch fühlen müssen, und „daß das größtmögliche Glück des Einzelnen in der Summe des Glücks besteht, die für die Gesammtheit erreicht wird".

Zu einem grandiosen Schmaus, wie es an den Zola von einst erinnert, erbebt sich nun Lucas Froment, der Städtegründer. Das Glück strömt ihm zu; Nachbarwerke schließen sich ihm an; endlich, nach grausigem Untergang des Leiters der „Hölle", findet der greise Jerôme Aurignon noch einmal vor seinem Hinscheiden die Stimme wieder, um den letzten Ueberlebenden die Rückgabe des auf unrechtmäßige Weise erworbenen fluchbeladenen Besitzes zu befehlen. Hölle und Crêcherie vereinen sich; ein neues Beauclair erblüht.

Nun steht Lucas am Ende seines Lebens und betrachtet, was er geschaffen. Es ist ein Paradies auf Erden. Das System Fouriers hat die Menschen innerhalb kaum vier Generationen in schöne, edle, tugendhafte und gesunde Wesen verwandelt, die zu einem immer zahlreicheren blühenden Geschlechte erstarken, denn Krieg, Not und Verbrechen existieren nicht mehr; die Krankheit ist auf ein Minimum beschränkt worden. Für alle giebt es die Hülle und Fülle zu leben; die Speicher quellen über von unverbrauchten Vorräten, und die Chemie sorgt zudem für billige künstliche Nahrungsmittel. Alle nur erdenklichen Annehmlichkeiten des Lebens sind erreichbar, die Zola bis in die kleinsten Einzelheiten ausführt und dabei geistige Vorteile mit materiellen, leicht nichtigen Dingen bunt durcheinander wirft. Kurz, der ganze Zukunftsstaat ist ein durch die Wunder der Elektrizität zeitgemäß aufgeputztes Schlaraffenland. Die Arbeit, die es verherrlichen sollte, ist zum Vergnügen geworden, denn die elektrischen Maschinen handhaben sich wie Kinderspiel, und da, wie bei der Verbindung der Geschlechter, große Rücksicht auf den „Schmetterlingstrieb" Fouriers, die dem Menschen innewohnende Sucht nach Veränderung genommen wird, lernt jeder einige zwanzig Handwerke und darf beliebig alle zwei Stunden wechseln. Zum Kapitel der Moral sei noch erwähnt, daß die meisten Zukunftsstaatler dauernde eheliche Verbindungen vorziehen, weil die gemeinsame Erziehung schon früher auf Ewigkeit gegründete Neigungen erweckt.

Rufen wir uns noch einmal den „Germinal" ins Gedächtnis zurück. Lassen wir uns noch einmal von seiner gewaltig düsteren Poesie ersch ttern und vergleichen wir damit diesen utopistischen Zukunftstraum! Der künstlerische Weg, den Zola seitdem ging, war ein stetiger Rückschritt, doch obwohl er immer theoretisierender und weltscheuer wurde, zog uns der krastvolle Verherrlicher der schöpferischen Allmacht und der reichen Hilfsquellen der erneuerungsbedürftigen Menschheit, der sich in den letzten Romanen offenbarte, stets wieder siegreich in seinen Bann. Diesmal aber arbeitet Zola denn doch mit zu naiven Mitteln, um Ziele zu erreichen, die wohl dem Menschenfreund als ideale Träume vorschweben, die aber erst durch eine in Jahrtausenden sich vollziehende Läuterung des Menschengeschlechtes erreichbar werden dürften und die er selbst durch lächerliche, nach Kindermärchen schmeckende Einzelheiten entwertet. Wie verträgt sich's mit dem experimentierenden Zola, uns diesen glänzenden Erfolg des fourierschen Systems a priori so verlockend zu schildern, ohne das Benehmen der vielseitigen menschlichen Leidenschaften in dem neuen Milieu auch nur andeutungsweise darzuthun? Eine allmähliche, naturgemäße Läuterung des Individuums, wie der Gesamtheit durch die in freien glücklichen Zustand erhobene Arbeit suchen wir vergebens. Alle müssen hier ebenso unerbittlich in die Zwangsjacke der Tugend hinein, wie sie früher bei einigen minderwertigen naturalistischen Romanen Zolas in die Zwangsjacke des ererbten Lasters gesteckt wurden. Es war von jeher sein Fehler, gleichsam mit Siebenmeilenstiefeln durch die menschliche Entwickelung zu schreiten und die verzweifeltsten Probleme der Menschheit mit den Schlagwörtern Wahrheit, Liebe, Gerechtigkeit zu lösen; aber dieses gewaltige Dahinschreiten verlieh ihm andererseits wieder eine alles umfassende Größe, und wie im Plakatstil zeichnete er seine kühnen, kräftigen Bilder hin, um von der ganzen Menschheit gesehen zu werden. Heute ist die Lösung aber doch zu naiv und das Bild zu kleinlich ausgefallen. Freilich, selbst Dante gelang die Schilderung des Paradieses nicht . . .

Nur als Symbolist erreicht Zola oft noch eine packende Größe, und auch „Arbeit" weist erschütternde Seiten gewaltiger Symbolik auf, wie den Tod des alten Outrignon. Ja, noch könnte „Arbeit" zur genialen visionären Dichtung geworden sein mit dem „Lied an die Freude" als Leitmotiv, hätte uns der Dichter Naivetäten erspart, die weder seines künstlerischen noch seines idealen Menschen würdig sind.

Ein schlesisches Epos.

Von **Sigmar Mehring** (Berlin).

Leutenot. Erzählung von Philo vom Walde. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert und Ronge, 1901. 310 S. Preis 2,50 M.

Wir stecken mitten in der Heimatskunst. Allerorten regen sich die Poeten und singen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Keiner schämt sich mehr seines noch so unbekannten und bedeutungslosen Heimatsfleckens und sucht Art und Sprache seines Gaues in die große deutsche Litteratur einzuführen. Leicht ist es nicht, wiewohl der deutsche Leser jetzt williger ist, als früher, sich mit fremder Mundart zu bestreunden. Es gab eine Zeit, da fast nur Fritz Reuter auf ein Publikum außerhalb seiner Dialekttheimat rechnen konnte. Sein Zeitgenosse Carl v. Holtei, der erste, der aus der schlesischen Mundart die ganze Gemütlichkeit und Gefühlstiefe seiner Landsleute herausklingen ließ, vermochte mit seinen lustigen und rührenden Liedern kaum bis Berlin zu dringen. Weiter nach Westen kam er gewiß nicht. Seine Nachfolger, der begabte Rößler, der die schlesische Prosa zu litterarischer Reife brachte, und der schwerblütige Lyriker und Humorist Max Heingel mußten sich mit einem noch kleineren Kreise verständnisvoller Anhänger begnügen. Erst Gerhart Hauptmann war es vorbehalten, dem schlesischen Dialekt die Bühne und damit die deutsche Kunstwelt zu erobern. Seit dem Erfolg der „Weber" war man gezwungen, in Köln und in Hamburg, in Königsberg und in München sich mit der schlesischen Mundart vertraut zu machen, wenn man in der neuen Litteratur mitreden wollte.

Damit haben die schlesischen Dialektdichter glücklich einen großen Vorsprung vor anderen, denn sie können bei der deutschen Lesewelt ein leichteres Verständnis voraussetzen. Den Vorsprung nutzen sie nur nicht aus. Die schlesischen Heimatsdichter sondern sich ihrerseits wieder in engere Sprachgebiete. Heingel schreibt anders als Holtei, Hauptmann anders als diese beiden. Und der Dichter des vorliegenden Buches, der schon eine stattliche Reihe lyrischer Dialektdichtungen herausgegeben hat, pfeift wieder in einem anderen Tone, als jene drei. In seiner Vorrede spricht Philo vom Walde die Hoffnung aus, sein Buch werde auch dem Nicht-Schlesier leicht verständlich sein. Es wäre zu wünschen. Denn „Leutenot", das erste Epos in schlesischer Mundart, ver-

Digitized by Google

dient wegen vieler Schönheiten der Schilderung und eines reichen Schatzes eingestreuter Lieder die kleine Mühe des Sprachstudiums.

Die Erzählung führt uns in die armselige Hütte eines Webers, der gleichzeitig Nachtwächter im Dorf ist. Sein Sohn ist ein Träumer, — ein Dichter, der natürlich von keinem in der ganzen Umgebung verstanden wird. Die Mutter pufft ihn, wenn er zu lange beim Glockenläuten bleibt. Er muß Amtspflichten schon in frühster Kindheit ausüben. Nur der Pfarrer des Ortes will ihm wohl und meint, daß aus dem Jungen mal was werden könnte. Aber gerade der Pfarrer, sein einziger Gönner, kommt durch einen Dummenjungenstreich, zu dem sich der naive Webersohn von einem bösartigen Schulfreund verführen läßt, tödlich zu Fall. Bald bricht auch über den Jungen das Unglück herein. Sein Vater stirbt, das Hüttchen brennt nieder. Der Webersohn muß Kuhhirt beim Schulzen werden. Der behandelt ihn so roh, daß der Junge ausreißt und auf die Wanderschaft geht. Hier erlebt er das große Glück der unbeschränkten Freiheit, und er singt allenthalben die lustigsten Lieder. Dann aber treibt ihn Sehnsucht zurück zur Mutter und zu einem lieben Mädchen. Er findet die Mutter im Sterben, das Mädchen untreu. Da eilt er auf den Kirchthurm und erhängt sich in der Schlinge des Glockenseiles.

Heitere Episoden, wie „Eine Krätscham“ und „Läutenut“, und gleich im ersten Gesang die Beschreibung der Flohjagd, unterbrechen mit drastischer Frische die Tragödie des Webersohnes. Die Perlen in dem Werke sind aber die Lieder, die dem Helden in den Mund gelegt werden, derbkomische wie das Lied vom „Schulzenuxe“, sentimentale wie „Sunnawendy“ und „Ihs mersch Schätzel gutt“, die zur Komposition herausfordern und zweifellos den Beweis liefern, wie weich und schmiegsam die schlesische Mundart sein kann. Am prächtigsten aber sind die Schelmenlieder des wandernden Handwerksburschen. Das Lied vom „Bäsenbinder“, dann „Wer sein a richtges Drillingspaar“ und „Der Ernst hoat a Beutl, der Andre hoat is Gald“ verdienen in Schlesien populär zu werden. Sie erinnern lebhaft an Jean Richepins geniale Argot-Lyrik, nur daß sie harmloser, gemütlicher sind, wie das im Charakter der Schlesier liegt.

Auch ein besonderes Merkmal Schlesiens trägt das Epos: es ist durchweg formvollendet. Man denke: 310 Seiten in Reimen, und doch liest sich die Erzählung, als könnte sie gar nicht anders abgefaßt sein. Es ist eine Eigenheit der schlesischen Lyriker des 19. Jahrhunderts, die reinste Form zu pflegen und sie zu meistern! Welch reichen Sprachschatz der Dichter aus der schlesischen Mundart zu gewinnen weiß, davon nur eine kleine Probe:

Wakpurgisnacht! Bu allen Seiten
Derklingt Gespenstergeschrei zenkaus.
Uf Tüngergabeln und Bäsen reiten
De Wetterhexen überm Haus.
Doas Schnattern, Feixen, Gillen, Wudeln,
Doas Schlurren nach 'm Teufelsdrakt!
Doas Klatschen, Purzeln, Huckern, Hudeln
Uf sittem Färde splitternackt!

Und noch ein paar Verse mögen zeigen, wie leicht dem Dichter der Reim fließt; es ist von des untreuen Trudels „Hurt“ (Hochzeit) die Rede:

Die bäckt ih immer Schnitterkuchen
Und redt ock nu Gestitterwuchen . . .
Verleicht werns bald Gewitterwuchen
Und übeldreim har Zitterwuchen . . .
Do kann se sich de Splitter suchen
Und uf de Liebesgütter fluchen! —

Der Nichtschlesier wird den beiden Stichproben anmerken: so schwer ist die Mundart Philos vom Walde wirklich nicht. Und das Buch ist umfangreich genug, um dem Leser Zeit zu lassen, daß er sich einlesen kann.

Neuere historische Litteratur.

Von Dr. **Georg Küntzel** (Bonn).

1. Preußische Geschichte. Von Hans Prutz. Band 3: Der friedericianische Staat und sein Untergang. 1740 bis 1812. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 1901. M. 8,—.
2. Mirabeau in Berlin als geheimer Agent der französischen Regierung 1786—1787. Von Henry Welschinger. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Schmidt und Günther. 1900. M. 7,50.
3. Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Von Friedrich Meinecke. 2 Bände. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 1896 und 1899. M. 20,—.
4. Hardenberg und die dritte Koalition. Von Karl Hansing. Berlin, E. Ebering. 1899.
5. Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. Stägemann. Von Franz Rühl. 2 Bände. Leipzig, Duncker und Humblot. 1899. 1900. Je M. 10,—.
6. Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert. Von Max Lenz. Berlin, Gebrüder Paetel, 1900. 158 S.
7. Wilhelm von Humboldt als Staatsmann. Von Bruno Gebhardt. Band 2: Bis zum Ausscheiden aus dem Amt. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 1899. M. 10,—.
8. Otto von Bismarck. Von Johannes Kreutzer. 2 Bände. Leipzig, M. Woigtländer, 1900. M. 6,50 u. 8,—.
9. Politische und soziale Bewegungen im deutschen Bürgertum zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Von Kurt Kaser. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1899. M. 5,—.
10. Papstthum und Kaisertum. Universalhistorische Skizzen. Von Richard Schwemer. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 1899. 150 S.

Bei meiner früheren Besprechung der Preußischen Geschichte von Hans Prutz (WL II, 1078) hatte ich die Eigenart des zweiten Bandes, die in der Charakterisierung des Großen Kurfürsten gipfelt, und den Versuch gekennzeichnet, den Kurfürsten menschlich mit seinen Schwächen und seinem Schwanken aufzufassen. Für diesen Teil seiner Aufgabe war der Verfasser durch frühere eigene Arbeiten genau vorbereitet. Mit dem inzwischen erschienenen dritten Bande, der den friedericianischen Staat und seinen Untergang, die Jahre 1740—1812 behandelt, verläßt Prutz sein eigentliches Arbeitsgebiet, und seine Darstellung zeigt deshalb auch den Reiz, den die Vertrautheit mit den intimsten Quellen und Regungen einer Epoche verleiht, in erheblich geringerem Maße. Dieser dritte Band ist ein Buch, das sich seinen Leserkreis schon deshalb erwerben wird, weil es in mäßigem Umfange einen so großen Zeitraum umspannt, das aber leider auch Spuren eiliger Herstellung aufweist, und dessen Verfasser trotz allen Fleißes doch dem Genius Friedrichs des Großen und dem freien Schwung der Generation Kants und der Befreiungskriege nicht mit kongenialem Empfinden zu folgen vermag. In seinem Urteil über Friedrich den Großen glaube ich eine gewisse Zwiespältigkeit zu bemerken. Neben der überstarken Betonung seines alle selbständige Geistesregung ertötenden Absolutismus kommt in Friedrich der begeisterte Anhänger der Aufklärung zu kurz, und deshalb verschwimmen bei Prutz auch diejenigen Linien, die die Entwickelung des friedericianischen Staates zu dem modernen Beamtenstaat in der Epoche Steins und Hardenbergs vermitteln. Die stärkere Seite des Verfassers ist unzweifelhaft die Darstellung diplomatischer und militärischer Natur, wie er z. B. mit Recht betont, daß bei dem Entschluß Friedrichs, 1740 Maria Theresia zur Abtretung von Schlesien zu zwingen, der Rechtsstandpunkt nicht das entscheidende Motiv gewesen sei. Für die Schilderung geistiger Bewegungen dagegen fehlt ihm die rechte Fähigkeit, so daß er die Bedeutung z. B. Kants auf S. 436 mit einer Schnelligkeit abthut, die hoffentlich in einer zweiten Auflage vermieden werden wird. Kant

Digitized by Google

habe als Mensch auf Denken und Fühlen seiner Landsleute tief und nachhaltig eingewirkt. „Ihm verdankt die geistige und sittliche Atmosphäre, in der die gebildeten Ostpreußen lebten, etwas von der nervenstärkenden Stärke und Frische, die gesunde Naturen der ostpreußischen Luft nachrühmen!“ — Zu der hier gegebenen Schilderung der Hoffnungen und baldigen Enttäuschung, die Friedrich Wilhelms II. Thronbesteigung hervorrief, liefert Welschingers Veröffentlichung der inhaltlich freilich längst bekannten Berichte Mirabeaus interessante Beiträge. Freilich ist einmal ihr Wert mehr ein litterarischer und wertvoller für Mirabeaus Persönlichkeit, als eine verläßliche Quelle für die preußischen Zustände; auch entspricht Welschingers Arbeit nicht den billigen Anforderungen einer wissenschaftlichen Publikation; doch wird man die immer geistreichen, pointierten und pikanten, wahres und falsches allerdings reichlich mischenden Briefe mit Interesse zusammenhängend lesen.

Die Schilderung der geistigen Strömungen, die Pruß nicht recht gelingen will, ist nun gerade ein Hauptvorzug Meinekes, dessen „Boyen“ geradezu eine Zierde der deutschen Geschichtsschreibung genannt werden muß. Ueberall überrascht hier grübelndes Nachdenken, tiefsinniges Auffassen, gereiftes Urteil, echt künstlerische Anpassung an die Eigenart seines Helden und der von ihm behandelten großen Zeit. Die Aufgabe, die Meinecke glänzend gelöst hat, war eine doppelte: er zeigt einmal, daß die gewaltigen Aeußerungen des Reformgeistes, der seit 1807 ein verwandeltes Preußen schuf, nicht wie aus der Pistole geschossen auftreten, sondern in deutlich wahrnehmbaren Zügen schon in die Zeit vor 1806 zurückreichen — wovon freilich die Politik unter Hardenberg nichts zeigt, die Hansing klar und verständig für die Jahre 1804 und 1805 verfolgt —, und Meinecke weist zu zweit den engen inneren Zusammenhang auf, in dem die Heeresreform seit 1807, Boyens Lebenswerk, mit den Grundideen der Reformzeit überhaupt steht. Der Rationalismus des 18. Jahrhunderts findet in Kants kategorischem Imperativ, d. h. dem Verlangen, daß die reine Vernunft ohne jede Trübung durch Erfahrungsrücksichten das sittliche Handeln leiten solle, seine großartigste Steigerung. In diesem Rationalismus steckt aber ein gutes Stück Staatsgesinnung, denn der Staat hat die Aufgabe und die Fähigkeit, der Vernunft am wirksamsten zur Herrschaft zu verhelfen. Als angewandter Rationalismus also erscheint der aufgeklärte Despotismus, an dessen Allmacht sich der aufstrebende Individualismus der Goethe, Herder ꝛc. allenthalben stieß, und erst nach mannigfachen schweren Zuckungen ist nach 1806 der Boden gefunden worden, auf dem kräftiges staatliches Leben und unverkümmerte Ausbildung des individuellen Geistes einen gegenseitig befruchtenden Ausgleich fanden. War aber die Beseitigung der alten ständischen Schranken, die Verschmelzung von Adel und Bürgertum zu einem einheitlichen Staatsbürgertum der eigentliche Grundzug der großen Reformzeit, so gliedert sich dem der Heeresreformgedanke Scharnhorsts und Boyens leicht ein, die das bisherige Berufs- und Soldheer in enge Verbindung mit dem Volke bringen, das Heer sogar zu einer Schule für die Nation machen wollten und ihre Wünsche in der Proklamierung der allgemeinen Wehrpflicht 1814 zunächst erreichten. Das erneute Wiederauftreten der eine Zeit lang zurückgetretenen Klasseninteressen, insbesondere des Adels, das eine Verkümmerung vieler Reformpläne hervorrief, steht in dem Mittelpunkt der Darstellung des zweiten Bandes.

Diesem letzten Thema, freilich mit Beschränkung auf die hohe Politik, ist der zweite Band Bruno Gebhardts über Wilhelm von Humboldt als Staatsmann gewidmet, dessen Thätigkeit auf dem wiener Kongreß und am Deutschen Bunde bis 1819 hin erzählt wird. Die besonnene Forschung des Verfassers läßt durchaus erkennen, daß Humboldts eigentliche Größe nicht in dieser diplomatischen Vertretung Preußens zu suchen ist. Gebhardt schildert ihn mit Recht als eine Natur, der alles, auch die Politik, nur ein Zweck zur Ausbildung seiner Individualität, und dessen eigentliches Feld doch eben nur Kunst und Wissenschaft war. Seine diplomatische Thätigkeit ist schon deshalb erfolglos geblieben, weil ihm bei seiner philosophischen Lebensanschauung Ehrgeiz und Leidenschaft fehlten. Das „beständige Maßhalten in allem“ als das Ziel der menschlichen Entwickelung, die Beurteilung der Weltmachtsgelegenheiten als durchweg nebensächlicher Dinge hat natürlich den Staatsmann in ihm geschädigt. Und alle geistreiche Feinheit seiner Noten u. s. w. vermag Gneisenaus zutreffendes Urteil nicht zu beseitigen: Aus der Keule macht er Zahnstocher, die nur verletzen, aber nicht Achtung gebieten. —

Aus dem düsteren politischen Horizont der ausgehenden Befreiungskriege führt uns in das lebhaft angeregte geistige Leben der führenden Schichten in Preußen Rühls Aktenpublikation. Die beiden Bände vereinigen nicht weniger als 480 Nummern, deren Hauptbestandteil dem Nachlaß Stägemanns, seit 1809 eines der wichtigsten Berater von Hardenberg, entstammt. Natürlich verdietet die Unzahl der angeschlagenen Themata ein Eingehen in das Einzelne. Wenn wir aber unter den Briefschreibern oder Empfängern Namen finden, wie Stein, Gneisenau, Hardenberg, Fichte, Schenkendorf, Schoen, den der Herausgeber gegenüber der vorherrschend ungünstigen Beurteilung seiner maßlosen Eigenliebe wegen in Schutz nimmt, so begreifen wir den Wunsch des Herausgebers, daß diese Briefe auch in die Hände von Nichtfachmännern ihren Weg finden möchten, der durch sorgfältige Erläuterungen bequemer hergerichtet worden ist. —

Dem äußeren Anlaß der Jahrhundertwende ist die kleine geistvolle Schrift von Max Lenz über die großen Mächte entsprungen, die die wertvollen Ergebnisse tiefgreifender Studien in fesselnder Form vorlegt. Lenz macht energisch Front gegen die übliche Unterstellung der Geschichte des 19. Jahrhunderts unter das Schema: Kampf zwischen absolutem und konstitutionellem Regiment. Er geht davon aus, daß der wichtigste Gegensatz des 19. zu dem 18. Jahrhundert in der veränderten Stellung des Staates zu den Unterthanen besteht. Der aufgeklärte Despotismus mit seinem Grundsatz: Alles für das Volk, nichts durch das Volk, sucht sich von den Stimmungen des Volkes unabhängig zu halten. Das 19. Jahrhundert dagegen zeigt überall das Auftreten des nationalen Sinnes und die Belebung der tieferen Schichten des Volkes. Wie sich die alten Staaten mit dieser allgemeinen Bewegung abfinden würden, die Auseinandersetzung also zwischen Macht und Masse, das ist für Lenz das große Thema des 19. Jahrhunderts. Da aber jeder der alten Staaten seine besondere historisch erhärtete Eigenart besitzt, so gilt es, zu zeigen, wie die großen Mächte es verstanden haben, den wandelnden Theorieen und Volksbewegungen gegenüber ihre Eigenart zu behaupten und ihr die geistigen Kräfte einzuordnen. Daß hierbei das politische Verhältnis der großen Staaten zu einander ausschlaggebende Bedeutung hat, daß die bewegte innere Geschichte der Staaten, insbesondere die revolutionären Ausbrüche nach Entstehung und Verlauf durchaus abhängig sind von dem Gegendruck von außen her, führt der Verfasser im einzelnen durch, die letzten Jahrzehnte, die Wirksamkeit Bismarcks freilich nur ganz skizzenhaft berührend.

Ganz der Heldengestalt Bismarcks dagegen ist Johannes Kreutzers Arbeit gewidmet. Schon als die erste vollständige Biographie Bismarcks nach seinem Tode, die überall bereits die „Gedanken und Erinnerungen“ heranzieht, verdient das Werk weiteste Verbreitung. Doch auch die sachlichen Vorzüge, klare Darstellung, gewissenhafte Arbeit, gute Auswahl der Citate, umsichtiges, ruhiges Urteil führen zu dem Ergebnis, daß der Verfasser seine Absicht, ein Volksbuch im besten Sinne, populär, aber nicht oberflächlich, zu schreiben, vortrefflich gelöst hat.

Digitized by Google

Nur aus äußeren Umständen weise ich zum Schluß noch auf die Arbeiten Kafers und Schwemers hin. Kafer will mit spezieller Berufung auf einen Aufstand in der Stadt Speyer von 1512 zeigen, „in welchen Formen und nach welcher Richtung hin die revolutionäre Stimmung, von der das deutsche Volk zu Anfang des 16. Jahrhunderts ergriffen war, gerade in den Kreisen des Bürgertums zum Ausdruck kam“. Lehrreich ist auch in diesem Buche zu sehen, in welche Gegensätze die Kirche im Laufe der Zeit mit den wirtschaftlichen Interessen aller Stände, und so auch des Bürgertums, geraten war, Gegensätze, die den Boden für die geistige Aussaat Martin Luthers hergerichtet haben. Schwemer endlich verfolgt in seinen anregenden und lesenswerten Studien das Verhältnis von Papsttum und Kaisertum bis in unser Jahrhundert. Sein Grundgedanke ist, daß das Mittelalter als die Erbschaft aus dem Altertum die Idee des universalen Zusammenhangs übernahm, daß diese Idee eines einzigen die Menschheit umfassenden Kultur- und Friedenskreises staatbildend gewirkt hat, daß aber diese Einheit, wenn sie wirklich Einheit war, die Freiheit bedrohte, und deshalb insolge dieser Unvereinbarkeit der mittelalterliche Weltstaat und die mittelalterliche Weltkirche auseinander barsten. Es ist ein Buch, das sowohl die Größe der katholischen Kirchenidee als auch die innere Unmöglichkeit ihrer idealen Verwirklichung mit jener wissenschaftlichen Ruhe darlegt, die noch heute über dem konfessionellen Standpunkt oft genug vermißt wird.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Ein Seitenstück zu seiner kürzlich hier besprochenen Studie „Fiesco und Genua“ (Sp. 470 f.) giebt Robert Kohlrausch mit seiner Abhandlung „Der Hof von Ferrara und Torquato Tasso“ (Nat.-Ztg. 268, 289). Er untersucht die historischen Grundlagen der goethischen Dichtung an der Hand neuerer Forschungen, im besonderen der Tasso-Biographie von Angelo Solerti. Danach war es nicht der Ruhmestitel des Herzogs Alfons II von Este selbst, Tasso an den Hof von Ferrara gebracht zu haben, sondern seines Bruders, des leichtlebigen, vielverschuldeten Kardinals Ludwig von Este. Ebenso kommt das Verdienst, eine Beschützerin der Künste und Verehrerin Tassos gewesen zu sein, weit mehr der älteren Schwester Lucrezia als der jüngeren Leonore zu, die bei Goethe diese Rolle spielt. Ueberhaupt weicht die historische Persönlichkeit Leonorens stark von dem Bilde ab, das die Dichtung von ihr entwirft. Sie wird als eine zwar körperlich vielfach leidende, von Charakter aber starke, eher nüchterne als poesievolle Frau geschildert, die einen ausgeprägten Geschäftssinn besaß und den künstlerischen Bestrebungen ihrer Epoche kühl gegenüberstand. Aehnliche Abweichungen von der Wirklichkeit zeigt Goethes Antonio, der in Wahrheit eine unbedeutende und zurückhaltende Rolle am Hofe spielte; historisch ist es jedoch, daß ihn Tasso haßte und in seinem kranken Wahn für seinen Ankläger bei der Inquisition hielt, während Antonio ihm stets zu dienen suchte. Vor allem aber muß die hoffnungslose Liebe Tassos zu der Prinzessin nach dem heutigen Stande der historischen Forschung für eine Fabel erklärt werden, obwohl man zu Goethes Zeiten noch ausgrund unzuverlässiger Berichte fest daran glaubte, so daß der Dichter wenigstens seiner Meinung nach hier den geschichtlichen Thatsachen folgte. Aus verschiedenen Gründen scheint es jetzt sicher, daß Tasso während seines Aufenthalts in Ferrara weder die Prinzessin selber, noch Leonore Sanvitale liebte, die eine Heilung den vielumschwärmten Mittelpunkt des Hofes bildete, noch endlich, wie man zeitweilig annahm, eine dritte Leonore, die man unter den Kammerzofen suchte und die mit ihren beiden Namensschwestern zusammen von Goldoni auf die Bühne gebracht wurde. Vielmehr gehörte ein Herz der schönen Lucrezia Bendidio, die er schon als junger Student im Gefolge der Prinzessin Leonore in Padua gesehen hatte und später als Gattin des Grafen Machiabelli am Herzogshof zu Ferrara wiedersand. In Ferrara selbst erzählt heute fast nichts mehr dem Besucher von der einstigen schönheitstrunkenen Zeit. Die Stadt ist von der ehemaligen Zahl ihrer hunderttausend Bewohner auf etwa dreißigtausend gesunken und steht deutlich im Zeichen des Verfalls. Noch gründlicher hat die Zeit das Lustschloß Belriguardo verändert, in dessen Gärten und Sälen Goethe seine Dichtung sich abspielen läßt: es dient in seiner Verfallenheit als landwirtschaftliches Oekonomiegebäude, in den einstigen Wohnräumen werden Feldfrüchte eingelagert, und die Gärten dienen der Gemüsezucht . . .

* * *

Zur österreichischen Theatergeschichte erschienen verschiedene Beiträge in den letzten Wochen. Ein älteres Kapitel daraus, die Wirksamkeit des „Grafen Moritz Dietrichstein als Burgtheaterdirektor“ (1821 bis 1826) behandelt mit Benutzung ungedruckter Briefe Anton Schlossar (N. Fr. Pr. 13187). — Einem Amtsnachfolger Dietrichsteins gilt das Gedenkblatt „Zum zwanzigsten Todestage Franz Dingelstedts“ von Sigmund Schlesinger (W. Tagbl. 132). Er erzählt u. a., daß Dingelstedt auf seinem letzten Krankenlager seinen Sohn Wilhelm damit beauftragt habe, im Falle seines Todes dem Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe als Vermächtnis den Rat zu hinterbringen, die Direktion des Burgtheaters Gustav Freytag oder Paul Heyse zu übertragen. Der junge Dingelstedt entledigte sich auch dieses Auftrages bei dem Obersthofmeister, der aber beide Anträge mit der Begründung zurückwies, Gustav Freytag sei schon zu hoch bei Jahren, Paul Heyse aber „zu unverträglich“. — Ueber „Dingelstedt und Laube als Regisseure“ hat Paul Lindau in Budapest neulich einen Vortrag gehalten, den das „N. W. Journal“ (30. IV.) teilweise zum Abdruck bringt. An ihn knüpft ein kleiner Aufsatz Max Martersteigs über „Regie-Künstler“ an (Tägl. Rdsch., U.-Bl. 109), der ebenfalls vorwiegend von den eben genannten beiden „Antagonisten“ der Regiekunst handelt. — Beide spielen ferner in den Erinnerungen an Ferdinand Kürnberger eine Rolle, die Leopold Rosner in der „N. Fr. Pr.“ (13180) unter dem Titel „Schicksale eines Dramatikers“ mitteilt. Er entrollt darin die Leidensgeschichte eines Dichters, der trotz aller Anerkennung, die seine epischen Arbeiten fanden, auf der Bühne niemals Fuß fassen konnte und „dreißig Jahre lang mit den Direktoren auf dem Kriegsfuße stand“. — Nicht weniger als sechs — heute verschollene — Dramen hat Kürnberger geschrieben, und die tragikomischen Schicksale dieser Unglückskinder seiner Muse, von denen nur ein einziges gelegentlich durch die meiningischen Hofschauspieler in Bad Liebenstein aufgeführt wurde, werden hier der Reihe nach geschildert. Es sind ebenso viel Leidensstationen auf dem Lebenswege des Dichters, der ein Jahr, bevor er starb, die bitteren Worte in sein Tagebuch schrieb: „Man lebt und darbt sich zu Tode!“ — Um auf österreichischem Boden zu bleiben, sei noch ein ungedruckter Brief von Anastasius Grün aus dem Jahre 1849 erwähnt, den die „Grazer Tagespost“ (134) veröffentlicht. Es ist darin von den politischen Stürmen der Zeit, von L. A. Frankl, Bauernfeld und Sebastian Brunner die Rede.

* * *

In den Auslassungen über moderne Autoren und Bücher wurde diesmal das Thema Heimatskunst mehrfach berührt. Wiederholt wurden Werke dieser Richtung zusammenfassend besprochen („Aus deutschen Gauen und Winkeln“ von Karl Berger, Deutsche Welt 33; „Neue Heimatsbücher“ von Franz Hummelbauer, Ostd. Rdsch. 115). Ueber „Lothringische Dichtkunst“ wird in den „Berl. N. Nachr.“ (224) berichtet und als ihre Ver-

Digitized by Google

treter ein Kleeblatt von Lyrikern angeführt: Theodor Leronb, E. Erbrich und der Oberbürgermeister von Metz, Baron Sigmund v. Kranier. Dem Dichter des andern Reichslands, Fritz Lienhard, gilt eine Studie von Anton Renk (Tiroler Tagbl. 110). Einem steirischen Poeten, dem 1857 geborenen Ferdinand Wittenbauer, der erst in den letzten Jahren mit mehreren epischen und lyrischen Werken, zuletzt mit einer Sammlung von Zeitmärchen unter dem Titel „Schnabelwetze" hervorgetreten ist, schreibt Adolf Hauffen das Geleitwort (Bohemia 116). Andere Charakteristiken erschienen von Stefan George (B. Oldenberg [Kiel]. Frankf. Ztg. 137) und von Ernst Ziel, dessen sechzigster Geburtstag noch einige Würdigungen fand (Wilh. Goldbaum, N. Fr. Presse 13187; Janus, Schwäb. Tagwacht 109). — Von einzelnen Werken fanden sich in besonderen Aufsätzen besprochen: Hofmannsthals „Der Thor und der Tod" (Düna-Ztg. 92) und der Gedichtband „Mein Land" von Margarete Susman („Eine Dichterin des Pessimismus", Kiel. Ztg. 20377). Der Roman „Das tägliche Brot" von C. Viebig giebt Rudolf First den Anlaß zu einer vergleichenden Betrachtung über „Litteraturdienstboten und Dienstbotenlitteratur" (Voss. Z. 225), worin gezeigt wird, wie im Drama und Romane der dienende Gesit allmählich zu einem besser gewürdigten und beachteten Wesen aus seiner früheren stereotypen Bedeutungslosigkeit aufgestiegen ist. — Eine umfangreiche Polemik hat sich in letzter Zeit in der „Hilfe" (13, 16, 17, 19) an Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher" angesponnen. Erich Schlaikjer, selbst ein früherer Volksschullehrer, hatte dies das Stück direkt als einen „Verrat" bezeichnet, den der Verfasser an seinen bisherigen Standesgenossen begangen habe, und die Frage gestellt: „Was sagen die Lehrer?" An die darauf zahlreich eingelaufenen Antworten knüpft Schlaikjer die weitere Begründung seines schroff ablehnenden Standpunktes.

* * *

Unter den Erscheinungen des Auslandes standen die beiden „Arbeits"-Dichtungen, Björnsons „Laboremus" (Alfred Klaar, N. W. Tagbl. 124; Hans Landsberg, Rh.-Westf. Z. 391) und Zolas „Travail" (H. Wittmann, N. Fr. Pr. 13 180; Herm. Stadelmann, Basler Nachr. 130; H. H. Houben, Bresl. Morg.-Ztg. 227 u. a.) voran. — Ihre üblichen Ueberschriften über andere neue französischen Romane geben Felix Vogt (Frkf. Ztg. 127) und Erich Meyer (Nat.-Ztg. 292, 298), eine solche über neue italienische Romane Marcus Landau (M. Abendp. 103), der besonders eingehend bei zwei Romanen der erst seit kurzem hervorgetretenen Schriftstellerin Grazia Deledda, einer Heimatskünstlerin der Insel Sardinien, verweilt und ihr eine große Zukunft prophezeit. — Ueber D'Annunzios neue Garibaldi-Ode, mit deren Vortrag der Dichter neuerdings seine Landsleute als Rhapsode begeistert, spricht Antonio Cippico (N. Fr. Pr. 13 180) mit großem Enthusiasmus: D'Annunzio habe sich bis jetzt, meint er, mit einem Schlage als der Nationaldichter enthüllt, den das dritte Italien seit so langem erwartete. — Minder günstig wird D'Annunzio in einem gleichzeitigen Artikel von Dr. W. Porte („Ein Blick auf die neueste italienische Litteratur", Münch. N. Nachr. 214, 216) beurteilt, der die gegenwärtig meistbeachteten Autoren Italiens Revue passieren läßt. — Von Tolstoi war nur in einer kleinen Abhandlung über „Tolstoi als Kriminalist" (Der Tag 189) von M. Heller die Rede. Anlaß dazu bot eine Auslassung des bekannten Strafrechtslehrers Prof. v. Liszt, der in einer seiner Vorlesungen Tolstois in „Auferstehung" niedergelegte Rechtsanschauungen kritisiert hatte, speziell Rechtsdudows Frage: „Warum schließen die einen die andern in Gefängnisse ein, quälen sie, peitschen und töten sie, während sie im Grunde nicht besser sind als diejenigen, die sie quälen, peitschen und töten?" — An zwei Stellen beschäftigte man sich ausführlich mit Multatuli, den jetzt Wilhelm Spohrs deutsche Ausgabe bei uns mehr und mehr bekannt macht: mit den „Liebesbriefen" im „N. W. Tagbl." (121), mit dem Schauspiel „Fürstenschule", das die Frage der Prinzenerziehung berührt und in Holland seit dreißig Jahren Repertoirstück ist, in einem Feuilleton der „N. Fr. Presse" (13 187). — Von fernerliegenden Litteraturgebieten waren Finland („Die Volksposesie der Finen" von Prof. L. v. Schroeder; Wien. Abendp. 108, 113), Serbien („Gusla-Klänge" von Heinrich Renner; N. Hamb. Ztg. 224) und China („Die chinesische Lyrik" von Otto Hauser; Allg. Ztg. Beil. 106/7) Gegenstand näherer Betrachtung. — Ein ganz eigenartiges Kapitel der Weltlitteratur stellt a. d. Endes Arbeit über die französische Litteratur in Louisiana dar („Franco-amerikanische Litteratur", Allg. Ztg., Beil. 106), aus der sich ergiebt, daß die Kreolen Nordamerikas ein ziemlich beträchtliches eigenes Schriftum besitzen, das aber jede Fühlung mit den großen litterarischen Zeitströmungen verloren hat und durchaus in der alten Klassik und Romantik Frankreichs stecken geblieben ist.

∞

„Aristoteles in der deutschen Wissenschaft." Von Karl Bienenstein (Österr. Rdsch. 1907). Dem Mittelalter war Aristoteles die oberste philosophische Autorität, bis Humanismus und Reformation ihn um diese Alleinherrschaft brachten.

„Fritz Reuters Trunksucht." Von Dr. W. Bode-Weimar (Berl. Mont.-Ztg. 19). Weist auf verschiedene Stellen in Reuters Briefen hin, die erweisen, daß Fritz Reuter an Trunksucht litt und vergeblich dagegen ankämpfte.

„Faust-Studien." [J. Minor; H. Türck.] Von Karl Frenzel (Nat.-Ztg. 305, 308). Frenzel steht auf dem Standpunkte, daß Faustkommentare für den weiteren Kreis des Publikums überflüssig seien. Der erste Teil sei auch ohne philologische Deutung klar und verständlich, und das Ausgeklügelte und Gemachte des zu Phantasmagorie verflüchtigten zweiten Teils sei durch alle Auo- und Umdeutung nicht zu verlebendigen.

„Diderot und Katharina II." Von Prof. Dr. Eberhard Gothein (Frkf. Ztg. 124, 126, 128, 130, 132).

„Der Marquis de Sade." Von Gustav Gugitz (Österr. Rdsch. Hauptbl. 129 und Unterh.-Bl. 18).

„Aschenbrödels Heimat." Von Marie Heller (Voss. Ztg. 211). Das Aschenbrödel-Märchen, das in allen europäischen Ländern bekannt ist, hat seinen Ursprung im alten Aegypten. Die griechische Sklavin Rhodopis (um 570 v. Chr.) ist ihr Urbild; ihre beschäftigte Zofe war Aphrodite, ihr Erretter aus der Sklaverei Charaxos, der Bruder der Sappho, die diesem dafür Spottgedichte widmete. Durch ihn kam Rhodopis nach Aegypten, wo ihr eines Tages ein Adler ihren Pantoffel entführte und dem eben Gericht haltenden Pharmetich in den Schoß fallen ließ. Der König ließ daraufhin die Besitzerin des winzigen Schuhs im ganzen Lande suchen und erhob die Gefundene zu seiner Gemahlin.

„Ein berbummeltes Genie. (Zum hundertsten Geburtstag von Hermann Schiff.)" Von Dr. Adolph Kohut (Hamb. Freiendenbl. 110). Hermann Schiff war Hamburger und ein Vetter Heinrich Heines. Er promovierte in Göttingen, siedelte 1826 nach Leipzig über, wo er die Zeitschrift „Der Dichterspiegel" redigierte, und war dann in Berlin journalistisch thätig. Trunk und Ausschweifung brachten ihn mehr und mehr herunter; trotzdem sich hamburger Freunde seiner annahmen, endete er im Armenhause (1. April 1867). Seine schriftstellerische Produktion umfaßte alle belletristischen Gebiete, seine Novellen nahm Campe in sein Verlag, der sich für den talentvollen, aber haltlosen Mann zeitweilig interessierte.

„Hauptprobleme der Schauspielkunst." Von Hans Landsberg (N. Hamb. Ztg. 218).

„Eine Weltsprache." Von J. Baechly (Allg. Schweiz. Ztg., Sonntagsbeil. 19). Eine künstliche Weltsprache einzubürgern, ist unmöglich, folglich muß man eine schon vorhandene dazu machen. Als solche am geeignetsten erscheint dem Verf. das Englische, dessen stärkere Berücksichtigung in den deutschen Schulen er empfiehlt.

„Der Roman einer Frau." [E. Geiger, Therese Huber.] Von Fritz Mauthner (Berl. Tgbl. 238).

„Romantik und Moderne." Von Grete Meisel-Heß (W. Tagbl. 128).

„Ein Publizist des 18. Jahrhunderts." Von L. Mündorf (D. Beobachter, Stuttgart, 112, 113). Gemeint ist der Schwabe Wilhelm Ludwig Wekherlin (1739—92), der als verfasser satirischer Schriften und Zeitungsherausgeber vielfach verfolgt wurde. Er trug wie Justus Möser, Frdr. v. Moser, Schubart, Schlözer u. a. viel zur Reinigung und Besserung höchst verrotteter Zustände namentlich Süddeutschlands bei. (Vgl. über ihn 1/6 I, 89 u. 1350.)

„Schillerkult und Schillerkritik." Von Ernst Müller-Tübingen (N. Tgbl., Stuttg., 107). Wendet sich gegen einige

Digitized by Google

Schillerkritiker: Emil Mauerhof („Schiller und Kleist") und Martin Berendt („Schiller-Wagner").

„Gebundene Bücher." Vom Buchbindermeister J. P. Sann (Frkf. Ztg. 137). Erwiderung auf den Sp. 1051 erwähnten Artikel.

„Bücher!" [Berthold, Bücher und Wege zu Büchern.] Von E. A. Sufan (Ed. Abendp. 102).

„Nietzsche in seinen Briefen." Von J. Sittard (Hamb. Correspond. 221). — „Nietzsches Briefe." Von Theobald Ziegler (Allg. Ztg. Beil. 111). — „Nietzsches Stellung zum Soldatentum." Von einem deutschen Soldaten (Berl. N. Nachr. 221). Aus einer Reihe von Stellen in Nietzsches Schriften wird gefolgert, daß er von der Notwendigkeit des Krieges und des Kriegerstandes überzeugt war.

„Wort und Sprachgeist." [Erdmann, Die Bedeutung des Wortes.] (Wien. Allg. Ztg. 6951).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Revue. (Stuttgart.) Maiheft. Ueber die Beziehungen Viktor von Scheffels zu Bismarck teilt Heinrich von Poschinger einiges mit. Scheffel stand von Haus aus der Politik Bismarcks keineswegs sympathisch gegenüber, er war mit Herz und Seele Großdeutscher, hatte seinen Schwur der Reichsverfassung von 1849 geleistet und sah, wie viele mit ihm, den Krieg von 1866 als ein Verbrechen und als einen preußischen Raubzug an. Trotzdem bewunderte er Bismarck, und dieser seinerseits liebte Scheffels „Gaudeamus" sehr, das ihm Anton von Werner 1876 im Auftrage des Dichters überreichte. Persönlich lernte Scheffel den Reichskanzler im Jahre 1877 in Kissingen durch Vermittelung des Badearztes des Fürsten, Oskar Dirufs sen., kennen. — Ungedruckte Briefe von Anastasius Grün an den patriotischen und religiösen Dichter Albert Knapp, der 1864 als Hofprediger in Stuttgart starb, giebt Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart heraus. In diesen Briefen spricht sich Anastasius Grün ausführlich über seine Stellung zur religiösen Frage aus, und so bildet dieser kleine Briefwechsel ein Seitenstück zu dem zwischen Hebbel und Friedrich von Uechtritz. Knapp war ein streitbarer Diener der Kirche, der David Strauß stürmisch befehdete, jedoch ebenso energisch seinen geliebten Schiller gegen die Angriffe der Zeloten verteidigte. Anastasius Grün legt nun in einem der mitgeteilten Briefe dem milden Seelsorger in Stuttgart eine Art Beichte ab. „Bei aller meiner wahrhaften Sehnsucht nach dem Glauben," schreibt er unterm 24. April 1858, „möchte ich doch noch bei gesundem Leibe und ungestörtem Geiste seiner froh werden können, denn ich gestehe es offen, jede Bekehrung in extremis ist und bleibt mir im vornherein verdächtig und wenig erbaulich. Der Glaube soll mir über die Hinfälligkeit hinüber helfen, nicht aber die Hinfälligkeit mich zum Glauben schleppen. Doch das Wort Bekehrung ist vielleicht nicht ganz richtig angewendet auf jene, bei denen nur die dogmatischen, keineswegs aber die ethischen Satzungen des Christentums noch in Frage stehen; letztere sind mir immer eine unantastbare, wenngleich nicht immer befolgte Richtschnur gewesen und geblieben; gegen erstere aber sträubt sich denn doch allzustark jenes Licht oder Lichtlein, das wir eben auch als Gnadengeschenk im Haupte tragen, selbst wenn es unangeblasen vom Hochmutswinde als allerbescheidenstes Flämmchen glimmt. Vorläufig möchte man fast dafür halten, es besitze, wie etwa die bosse der Phrenologen, ein eigenes Organ für den Glauben, das sich bei dem einen vorfinde, während es bei dem anderen mangle . . ." Der Schluß der Publikation steht noch aus. — Ueber „Die mangelnde Herzensbildung in unserer modernen Erziehung" klagt Prof. Dr. H. Schiller und sieht das Heilmittel vor allem in der Erziehung durch die Familie.

Die Grenzboten. LX. Jn Nr. 14 sucht E. von der Brügge „Kipling und Tolstoi" als die typischen Vertreter Englands und Rußlands in der Litteratur darzustellen. Bei Kipling — so führt er aus — tritt das athletische Temperament des Engländers unverhüllt hervor. Er verherrlicht den physischen Mut und schwelgt in der Schilderung von Thaten, die aus der Alleinherrschaft der rohen tierischen Kraft fließen. Diese Kraft entschuldigt ihm alles, selbst die größte Grausamkeit. So verherrlicht er auch die Staatsmacht, die des Rechts und der Moral spottet. Tolstoi dagegen verdammt die Macht des Staates; er will jede staatliche Gewalt abschaffen. Preist Kipling das athletische Heldentum, so scheint sich Tolstois Interesse dem sittlichen Schwächling, einem kraftlosen, blutarmen Siechtum zuzuwenden („Macht der Finsternis"). Aber bei dem Russen ist wenigstens tiefer sittlicher Ernst, durch den wir uns geläutert und erhoben fühlen könnten, wenn wir nicht doch auch bei ihm abgestorben und abgestumpft würden durch die tierische Roheit, zu der, wie bei Kipling die Kampflust, so bei Tolstoi die moralische Lndolenz führt. — Christian Petzet wendet sich in Nr. 15 gegen die Abneigung, die man im allgemeinen gegenüber der Verbindung von „Poesie und Politik" hegt. Ist die Lyrik die Gattung der Dichtkunst, worin innerliches Empfinden in geistiger Sammlung und Erhebung seinen idealen Ausdruck findet, so wird im lyrischen Gedicht nicht allein allgemein und individuell menschliches Empfinden von Leuz und Liebe, Glück und Leid, Genuß und Begierde, Sehnsucht und Wehmut seine kunstmäßige Ausprägung suchen und finden, auch dem Gefühl für Vaterland und Freiheit, für Recht und Staat, für Macht und Ehre der Nation wird im lyrischen Gedicht dasselbe Recht zustehen. Je mehr diese Gefühle sich in der allgemeinen kulturellen Entwicklung und in dem Fortschritt des modernen Staatswesens verbreiten, entfalten und vertiefen, um so reicher wird, wie eine natürliche Lebensäußerung des Volkslebens, auch die politische Poesie erblühen. Wir thäten vielen unserer Besten Unrecht, wenn wir nicht anerkennen wollten, daß unserm Volke auch diese Weise reiche und schöne Werke gegeben worden sind; man denke an Uhland, Geibel, Anastasius Grün u. a. Gerade ihre politische Poesie hat auf der anderen Seite wieder in ganz hervorragender Weise den Boden bereitet, auf dem die deutsche Einheit erwachsen ist (vergl. auch den Artikel „Die politische Lyrik von 1840—1850" desselben Verfassers im LE II, Sp. 1204 ff.).

Die Insel. (Berlin.) II, 7. Unter dem Titel „Genueser Gedankengänge" teilt Elisabeth Foerster-Nietzsche einen Buchplan und 54 Aphorismen ihres Bruders mit, die einigen vor kurzem durch Zufall aufgefundenen Heften entstammen. Die Aufzeichnungen gehören dem Ende des Jahres 1881 an und sind zum größten Teil Vorarbeiten zur „Morgenröte". Doch handelt es sich nicht lediglich um ungedrucktes Material, wie man nach der begleitenden Anmerkung der Herausgeberin annehmen muß. Vielmehr sind zehn Aphorismen bereits im elften Bande der Gesamtausgabe der Werke Nietzsches veröffentlicht worden, und zwar gerade die interessantesten (Nr. 11—13, 21—23, 27, 45, 53, 54). Der Titel des umausgeführt gebliebenen Buches, von dem ein kurzer Plan mitgeteilt wird, lautet „Passio nova oder Von der Leidenschaft der Redlichkeit". Daß Nietzsche gleich Hölderlin Deutschland unbedingt verurteilte, ist bekannt. Einer der mitgeteilten Aphorismen bestätigt es aufs neue. „Ich habe es in Deutschland nicht aus, der Geist der Kleinheit und der Knechtschaft durchdringt alles, bis in die kleinsten Stadt- und Dorfblätter herab und ebenso hinauf bis zum achtenswertesten Künstler und Gelehrten — nebst einer gedankenarmen Unverschämtheit gegen alle selbständigen Menschen und Völker. Dazu ist man eilig und ängstlich für die Gegenwart, mißtrauisch für das Kommende und gegen einander so vorwurfsvoll und schlägt sich mit einem pomphaften Scheingenuß die

Digitized by Google

Sorgen scheinbar aus dem Kopfe." Ueber seine Schreibweise macht Nietzsche die interessante Anmerkung: „Es sind Aphorismen! Sind es Aphorismen? — Mögen die, die mir daraus einen Vorwurf machen, ein wenig nachdenken und dann sich vor sich selber entschuldigen. Ich brauche kein Wort für mich." — Auch ein gutes Wort gegen seine subalternen Nachtreter findet sich: „Ich will nur mit Menschen umgeben, die ihr eigenes Muster haben und nicht in mir es sehen. Denn dies machte mich für sie verantwortlich und zum Sklaven."

Der Kynthäuser. (Linz a. d. D.) III, 2. Der realistischen Kunst gegenüber der älteren idealistischen redet Irma v. Troll-Borostyáni in einer Studie „Der Darwinismus in der Dichtung" das Wort. Indem sie beide Richtungen einander gegenüberstellt, betont sie vor allem, mit wie ganz anderen Augen der moderne, in der darwinistischen Weltanschauung wurzelnde Dichter die Erscheinungen des individuellen und des sozialen Lebens ansehe, als derjenige, der an die Freiheit des menschlichen Wollens glaube. Aus dieser seiner Weltanschauung heraus schildere der moderne Dichter die Dinge, wie sie sind und geworden sind, nicht aber, wie sie sein sollten. Und dieser Ausdruck der Wahrheit besitze höheren ethischen Wert, als die „unter dem Banner des Idealismus schleichende Schmeichelei, die und in den Traum wiegen soll, viel besser zu sein, als wir sind, und die . . . durch poetische Schönfärberei eine erschlaffende Illusion von einer versöhnenden Weltordnung zu nähren bestrebt ist. Eine erschlaffende Illusion: denn es ist klar, daß der Glaube an das Walten einer ausseritdischen Macht, die alle Verkehrtheit und Sündhaftigkeit des Menschen ausgleicht, indem sie schließlich der Tugend ihren verdienten Lohn zu teil werden läßt und alle Missetat der Strafe zuführt, das energische Pflichtbewußtsein im Menschen, selbsttätig seine Kräfte für das Wohl der Menschheit einzusetzen, lähmt, da er glaubt, daß durch das Walten jener Macht, auch ohne sein Zuthun, alles zum Guten gelenkt werde". Wogegen die gegenteilige Erkenntnis das Gefühl der Verantwortlichkeit der Gesellschaft gegenüber in dem Einzelnen stärker und lebendig erhalte. Im übrigen meint auch die Berfserin nicht, daß die naturalistische Dichtung als solche noch eine Zukunft habe, sondern der Erweiterung und Steigerung, neuen Idealen entgegen, bedürfe. Diese Zukunftsdichtung werde sich einem Baume vergleichen lassen, der mit seinen Wurzeln im Boden nüchternster Lebenserfahrung hafte und daraus seine Nahrung sauge, während sein Wipfel frei und stolz der Sonne der Idealität entgegenrage. Solche Dichtung habe Nietzsches Sehnsuchtsblick vorgeschwebt, als er schrieb: „O, wollten doch die Dichter wieder werden, was sie einstmals gewesen sein sollen — Seher, die uns etwas von dem Möglichen erzählen! . . . Wollten sie uns von zukünftigen Tugenden etwas vorausempfinden lassen! Oder von Tugenden, die nie auf Erden sein werden, obschon sie irgendwo in der Welt sein könnten — von purpurglühenden Sternbildern und ganzen Milchstraßen des Schönen! Wo seid ihr, ihr Astronomen des Ideals?" (Vergl. unten „Die Wage".) — Wilhelm von Scholz bringt einen Essai über Johann Christian Günther zum Abdruck, den er einer vorbereiteten Neuausgabe von Günthers Gedichten voranschicken will (2, 3); Karl v. Ettmayer („Hermann Bahr und die Provinz") setzt sich mit Hermann Bahrs Sammelband „Bildung" kritisch auseinander (2); Arno Holz polemisiert mit Schärfe gegen das Gedichtbuch „Anti-Phantasus" von Max Bruns, das mit Titel und Einleitung gegen Holzens „Phantasus" auftrumpfte (1); Camillo B. Susan unterzieht die von J. Hertel übersetzten „Indischen Gedichte" einer ausführlichen Besprechung; Dr. Adolf Huber schreibt über „Rodalis, der Dichterphilosoph", und Karl Bienenstein feiert Fritz Lienhard als gabenreichen Dichter und den unermüdlichen Vorkämpfer eines deutschen Kunstideals (3).

Der Lotse. (Hamburg.) I, 29. „Ein Dank an einen Dichter" überschreibt Lou Andreas-Salomé eine Betrachtung, die sie Hauptmanns „Michael Kramer" widmet. Ihr dünkt dieses jüngste Werk des Dichters auch sein reifstes zu sein und seine zehnjährige Entwickelung vom „Friedensfest" — an das „Michael Kramer" stofflich deutlich anklingt — zu dem neuen Stück ein Siegeszug. „Nicht so allgemein wird dieses Werk geliebt und gehört werden, als andere Werke, die minder glockenhart von Seele zu Seele sprechen. Aber es ist von hoher Wichtigkeit, ob wir lieben und hören lernen, was diese Gestalt uns zu sagen hat. Nicht für sie wichtig, wohl aber für uns. Denn dem, was in Michael Kramers Seele kämpft und leidet und feiert, dem wachsen auch wir entgegen, wenn des Menschen Seele sich nicht vergeuden und erschöpfen lassen will, wenn unser Weg in das Leben führen will und nicht in den Tod." — Einen Vergleich zwischen Hauptmanns Stück und Herrmann Bahrs „Franzl", die zufällig beide am selben Abend in Berlin und Wien ihre Erstaufführungen erlebten, deutet Alfred Gold an (30), weil in beiden ein Künstler im Mittelpunkt steht und weil beide durch den Dialekt Provinzcharakter haben. Damit ist freilich die Aehnlichkeit erschöpft. Bahrs Absicht, Stelzhamers Persönlichkeit als Verkörperung eines heimatlichen Bohemetypus auf die Bühne zu bringen, wäre an sich sehr gut gewesen, aber was er daraus gemacht hat, ist nur „ein winziges, tristes und unausgeglichenes Bruchstück". Gerhart Hauptmann erlitt eine Niederlage, Bahrs „Franzl" wurde vom Publikum acceptiert. „Es war ein harmloser Sieg." — Die gegenwärtig wirkenden „Prager Dichter" charakterisiert in aller Kürze Paul Lappin in Heft 32. Genannt werden vor allem Rainer Maria Rilke, Hugo Salus, Friedrich Adler, Emil Faktor, demnächst Alfred Guth, Fr. W. von Oesteren, Oskar Wiener, Camill Hoffmann, Ottokar Winicky.

Die Rheinlande. (Düsseldorf.) I, 8. Den schwarzwälder Dichter Heinrich Hansjakob (vgl. LC I, 871 ff. und III, 970 f) charakterisiert W. Schäfer, indem er ihn mit Johann Peter Hebel und Hans Thoma in eine Linie stellt. Doch habe Hansjakob vor diesen beiden Männern die Popularität voraus. Das sei zumteil darin begründet, daß er bekannte Personen vorführe, die jeder am Oberrhein kenne, zumteil darin, daß er räsonniere: über die Preußen, über die Juden, über die Engländer, über die modernen Neuerungen, über die Kultur überhaupt; denn der deutsche Hausbater wolle, wenn er an seinem Biertisch nicht Skat spiele, räsonnieren oder doch räsonnieren hören. Hansjakob sei der Typus des ländlichen Kleinbürgers, der, unbrängt von Zivilisation und Großstadt, trotzig auf dem letzten Rest seines Eigentums, seiner Anschauungen und Sitten stehe, der Mann von dem Schlag des Meisters Anton in Hebbels „Maria Magdalena", aber ohne dessen bitteres, allzu enges: „Ich verstehe die Welt nicht mehr", sondern mit dem erlösenden Zug der Selbstironie, einem starken Glauben an eine höhere Ordnung der Dinge und mit einem dankbaren Auge für die Schönheit der Natur. — Im selben Heft wird ein Stück aus der Grabbe-Biographie Karl Zieglers („Dietrich Christian Grabbe in Düsseldorf"), die im Jahre 1855 erschien, zum Abdruck gebracht. Es behandelt das Verhältnis Grabbes zu Immermann. — Mängel im Kostüm, in der Dekoration und im Spiel der Sänger bei Wagners „Ring des Nibelungen", „die typisch zu sein scheinen und mich dermuten lassen, daß sie auch in Bayreuth bestehen", rügt Chr. Ferd. Morawe. „Es ist Sache der Intelligenz und des künstlerischen Taktes der Darsteller und des Regisseurs, die Darstellung wirklich zu einer Unterstützung der Musik werden zu lassen, nicht, wie so oft geschieht, den Eindruck der Musik gar hälfte abzuschwächen durch Gebärden der Sänger, die allzumenschlich ein Zuviel geben, durch Kostüme, die in Schnitt und Farbe aus dem Rahmen der Gesamtwirkung herausfallen, durch alte Manegegäule, kurz,

Digitized by Google

durch hunderterlei Dinge, die den Genuß . . . . . stören und abschwächen."

Die Wage. (Wien.) IV, 18, 19. „Ifland oder Shakspere?" überschreibt Fritz Lienhard eine eingehende Philippika „wider das herrschende Bürgerstück". Nach einem vergleichenden Blick auf die englische Litteratur, in der auf die phantasiebelebte „vollseelige" Zeit der Elisabethperiode erst die Puritanerkämpfe und dann eine Zeit der bürgerlichen Vernüchterung folgte, stellt der Verfasser eine gleiche Wandlung für unsere eigene Zeit fest. Wohl haben wir Großindustrie, Technik, Wissenschaft, politische Weltmacht, lauter schöne und wertvolle Dinge, aber „die Poesie ist zum Teufel". Die Poesie nämlich, die man mit „Litteratur" nicht verwechseln darf. Denn Poesie „war immer und überall Ueberschuß an Seelenkraft, an Kraft und Frische des Herzens, des Willens, des Gemütes, der Leidenschaft, der Lebenstreude und Lebenstrauer". Solche Poesie fehlt unserer Zeit. Was sie besitzt, ist nur „poetisch ausstehende Litteratur, oft sehr kunstvolle und durchdachte Litteratur", aber nicht Poesie im königlichen Sinne des Wortes. Zum Schlusse bezeichnet es Lienhard als den Zweck seiner Ausführungen, nicht zu entmutigen, sondern „Stimmung zu machen gegen die uns knechtende, einseitige Vernünftelei der Litteratur, die man „modern" nennt, noch immer modern, die aber längst wieder nüchternes Epigonentum, weil zur unfreien Mode entartet, geworden ist, nachdem sie etliche Jahre sehr verdienstvoll Leben in die Litteratur geworfen hat". . . . „Wenn wir doch nur, Körper reckend und Arme schüttelnd, hinausliefen aus diesem Zwing-Uri des zusammenhockenden Räsonnierens über Frauenfrage, Ehekonflikte und sonstiger dramatisierter Fälle der besorgten Gegenwart! Wenn uns doch nur Einer, ein ganzer Kerl, ein Stück lachend-wilden Lebens, ein Stück brausender Persönlichkeit und schäumender Poesie mitten hinein würfe in so viel auffrißtende Vernunft! . . . Hauptmann, das eindringlich-anschauliche Talent, hat nie einen Helden zu schaffen gewußt; das ganze Bürgerstück hat keinen Helden zu schaffen gewußt (ich denke nicht an Könige oder Feldherren): wir möchten endlich wieder leuchtend-schöne oder seltsam-trotzige Helden sehen, um deren Haupt und Herz Horizonte sind und die gleichwohl, scharf geschaut und fest geprägt, auf unserem Planeten wandeln!" — Rudolf Strauß spricht (Nr. 18) über Anton Tschechow und Otto Stoßl („Der Taugenichts", Nr. 20) über die Landstreicherpoesie bei Maxim Gorki und Hans Ostwald, mit einer litterarpsychologischen Einleitung über die Poesie des Taugenichtstums und der Boheme überhaupt.

Die Zeit. (Wien.) Nr. 343. Eine Charakteristik der pariser Künstlerkneipen, der Cabarets artistiques, giebt Karl Eugen Schmidt („Das Urbild des Ueberbretl"). Der Erfinder des Cabaret artistique war der vor wenigen Jahren verstorbene Rudolf Salis, von dessen „Chat noir" auf dem Montmartre alle die „Künstlerkneipen" abstammen, die in den letzten zehn Jahren wie Pilze aufgeschossen sind. Salis war ein wenig begabter Maler, verfügte aber über große geistige Talente, die ihn zur Veranstaltung von humoristischen Kneipereien in seinem Atelier in der Rue Victor Massé veranlaßten. Hier fand sich allabendlich eine Anzahl junger Künstler und Schriftsteller zusammen, man sprach über Kunst und Litteratur, las Gedichte vor, sang neue Lieder und spielte auf einem gemieteten Klavier. Salis verzapfte dabei Bier, das er sich redlich bezahlen ließ; seine Artisten honorierte er stets so elend wie möglich und verstand es, den Malern und Bildhauern ihre Arbeiten abzuschwatzen. Auf diese Weise erwarb er ein Vermögen, das ihm ein Jahr vor seinem Tode gestattete, ein Landgut in der Normandie zu beziehen. Als vor drei Jahren der Chat noir einging, gab es auf dem Montmartre schon mindestens ein Dutzend solcher „Künstlerkneipen". Jetzt ist diese Zahl beinahe auf das Dreifache angewachsen. Künstlerisches Gepräge hat jedoch nur das „Tréteau de Tabarin" und die „Boîte à Fursy", wo die Dichter und Sänger Fursy, Montoya, Hyspa, Ferny u. a. auftreten. Andere talentvolle Chansonniers sind Xavier Privas, Marcel Legay und Théodore Botrel. Diese Dichter haben ihre Lieder in mehreren Bänden veröffentlicht und lassen fast jedes Jahr einen neuen Band folgen. Die Cabarets des Montmartre haben also eine gewisse litterarische Bedeutung; in ihnen ist das französische Chanson heimisch, und in ihnen hat sich so manches später berühmt gewordene Talent seine Sporen verdient. — Ueber den spanischen Dichter Benito Perez Galdós, den Verfasser des Dramas „Electra" (vgl. Sp. 763 f.) macht Julio Broutá (Madrid) in der folgenden Nummer einige nähere Angaben. Galdós wurde 1840 in Las Palmas (Canarien) als der Sohn eines spanischen Offiziers geboren, bethätigte sich früh als Maler, studierte nach dem Willen seines Vaters Jura und widmete sich nach dessen Tode der Litteratur. Nachdem er längere Zeit journalistisch thätig gewesen war, veröffentlichte er seine ersten Romane „El Audaz" (Der Kühne) und „La Fontane de Oro" (Die goldene Fontäne), die 1871 und 1872 erschienen. Kurz darauf begann er sein Hauptwerk, die „Episodios Nacionales", die zur Zeit 30 Bände umfassen, in denen er die politische und soziale Geschichte Spaniens im 19. Jahrhundert dargestellt hat (s. unten den „Italienischen Brief"). Galdós ist ein überaus fruchtbarer Schriftsteller: er hat außer den genannten Werken noch etwa 40 Romane verfaßt. Auf der Bühne konnte er bisher nicht recht Fuß fassen, erst mit seinem Drama „Electra" erzielte er einen großen Erfolg. — Aus Nr. 342 sei noch ein Aufsatz über die moderne tschechische Litteratur und Kunst („Das Problem einer kleinen Nation") von F. X. Salda erwähnt.

Zeitschrift für Bücherfreunde. (Leipzig.) V, 2. Tony Kellen behandelt kurz die Geschichte der „Büchervidmungen" und teilt einige merkwürdige Beispiele dieser Gattung mit. Die Sitte der Büchervidmungen, die sich schon im Altertum findet, wurde besonders zur Zeit der Renaissance gepflegt. Die langen Dedikationen aus dieser Epoche enthalten oft interessante Aufklärungen über gewisse Persönlichkeiten und den damaligen Zustand der Litteratur. So hat der Humanist Murei z. B. fast sein ganzes Leben in seinen Widmungen geschildert. Geht man nun die Litteraturgeschichten der einzelnen Nationen durch, so findet man, daß in den früheren Jahrhunderten die Büchervidmungen um den klingenden Lohn durchaus überwiegen, daß daneben aber die Zueignungen aus Anhänglichkeit oder Freundschaft keineswegs selten sind. Für beides lassen sich Beispiele in Hülle und Fülle anführen. Einige charakteristische Widmungen seien genannt. Corneille widmete seine Werke reichen Gönnern, die ihm Geldgeschenke dafür machten. Seine Tragödie „Cinna" wollte er dem Kardinal Magarin zueignen; als er aber erfuhr, daß der Staatsmann sich dafür nicht erkenntlich zeigen würde, widmete er das Werk einem Herrn de Montauron. Präsidenten des Parlaments von Toulouse. Dieser schenkte dem Dichter 1000 Pistolen (etwa 15 500 Mark), vermutlich, weil er glaubte, er könne die ihm erwiesene Ehre eines Vergleichs mit Augustus nicht billiger bezahlen. Seit jener Zeit nennt man solche Widmungen: des épitres à la Montauron. Aus der deutschen Litteraturgeschichte, die schon früh von Widmungen zu berichten weiß — die Nonne Roswitha überreichte ihre Werke persönlich Kaiser Otto dem Großen — sei das Beispiel Klopstocks angeführt, der die ersten fünf Gesänge seines „Messias" dem König Friedrich V. von Dänemark zueignete: dieser hatte ihm ein Jahresgehalt von 400 Reichsthalern zur sorgenfreien Vollendung seines Werkes angeboten. Beispiele, bei denen ein innerer Zusammenhang zwischen dem Buch und dem, dem es gewidmet ist, besteht, lassen sich aus neuerer Zeit massenhaft erbringen. Um ein beliebiges herauszugreifen: Sudermann widmete seinen Roman „Frau Sorge" in tiefempfundenen Versen seinen Eltern und läßt den Leser

Digitized by Google

so einen Blick in sein Jugendleben thun. Eine eigentümliche Methode hat neuerdings bei französischen und belgischen Dichtern Platz gegriffen und findet in Deutschland vereinzelt Nachahmung: man versieht nicht nur Bücher, sondern sogar einzelne Gedichte und kleine Erzählungen, die in Zeitungen veröffentlicht werden, mit einer Widmung. — Im selben Heft schildert Fedor von Zobeltitz aus eigener Anschauung das berühmte Plantin-Moretus-Museum in Antwerpen. Christoph Plantin (1514—1589) war einer der ersten Drucker Antwerpens: das erste Werk seiner Presse erschien 1555. Später ging das Geschäft auf seinen Schwiegersohn Jan Moretus (eigentlich Moerentorp) über, der seinen Nachkommen es noch bis in neuere Zeit fortgeführt haben. Das Haus, das sich im Lauf der Jahrhunderte in ein richtiges Buchdruck-Museum verwandelt hatte, ging in den Siebzigerjahren durch Kauf aus dem Besitz des Barons Eduard Moretus Plantin in den der Stadt Antwerpen über und ist seit 1877 mit seinen Schätzen und Sammlungen der Oeffentlichkeit zugänglich.

Die Zukunft. IX, 29. Moritz Retzsch, dessen sechsundzwanzig Umrißzeichnungen zum „Faust I“ schon 1816 bei Cotta erschienen waren und von Goethe so hochgeschätzt wurden, daß er sie mehrfach zu Geschenken an Bekannte benutzte, war, wie Alexander Tille („Faust II in der Kunst“) ausführt, der erste, der sich an die künstlerische Bewältigung des zweiten Teiles unmittelbar nach dessen Erscheinen wagte. Seine Bilder illustrieren jedoch nur einzelne willkürlich herausgerissene Stellen, die sich nur hie und da zufällig mit den Höhepunkten der Handlung decken: die ganze zweite Hälfte fällt nahezu aus, erst die Lemurenszene und der Schluß des Ganzen kommen wieder zur Darstellung. Im ganzen sind es elf Bilder — zwölf waren geplant — an deren schwierigen Aufgaben jedoch des Künstlers Gestaltungskraft versagte. Glücklicher war Wilhelm v. Kaulbach, von dessen vier Faustgemälden das schönste — Faust, Helena, Euphorion — dem zweiten Teil angehört. Helena allein findet sich sodann unter den fünf Einzelgestalten zum Faust, die Friedrich Pecht in seiner Goethegalerie in seinen Stahlstichen gegeben hat. Stahlstiche waren auch die zwölf arabeskenumrankten Bilder, in denen Engelbert Seibertz 1850/51 der Tragödie zweiten Teil illustrierte. Keinem deutschen Künstler aber ist die Darstellung der Apotheose Fausts gelungen, nur ein Franzose, Tony Johannot, hat ein annehmbares Bild davon geschaffen. Außerdem ist noch von Darstellungen aus dem zweiten Teil ein großes Gemälde von Chifflart zu nennen, das Faust im Kampfe mit dem Heere des Gegenkaisers zeigt. (Ueber Tilles entsprechende Studien über Faust I in der französischen und deutschen Kunst s. LE II, 636 und III, 55). — Im folgenden Hefte (30) erörtert Leo Berg das Thema der „Ueberdürdung“ in unseren Schulen und meint, es sei richtiger, von der Ueberbürdung der Lehrer, als der der Schüler zu sprechen. — E. Gagliardi (31) erzählt von einem Besuche „Bei Gabriele D'Annunzio“, den er letzten Sommer im Seebad Biarreggio aufgesucht hat. Sein nächster Roman heißt „Gnade“ und ist die Fortsetzung der „Jungfrauen vom Felsen“. Das Werk behandelt den Wahnsinn, und der Dichter bemerkte dazu: „Ich habe Jahre lang daran so eifrig gearbeitet, daß ich eine Prüfung als Irrenarzt bestehen könnte.“ Daneben arbeitet er noch an zwei anderen Romanen, an einem Bande, der zwölf der bekannten biblischen Gleichnisse auf eigene Art weiterführen und ausgestalten soll, ferner an drei Tragödien: Francesca da Rimini, Isabella Orsini, Caterina Sforza. Des Deutschen ist D'Annunzio nicht mächtig, deutsche Dichter kennt er nur aus Uebersetzungen. Er schätzt besonders Hofmannsthal; Hauptmann stellt er weit höher als Sudermann, dessen Stücke er für keine Bereicherung der italienischen Bühne hält. Die französische Litteratur nannte er un mare putrido, und von Bourget meinte er: „Ein schlechter Romanschriftsteller, aber ein Herz von Gold; der einzige, der allen litterarischen Cancans fernbleibt.“ Tolstois philosophische Theorieen hält er für grundfalsch, schätzt aber seine prangende Darstellungsgabe. Ueber Carducci befragt, erklärte er, dieser habe ihn in seinen Vorlesungen als einen Meister der Prosa bezeichnet, privatim aber ein Sch . . . . genannt. In jüngster Zeit scheint sich jedoch diese Ansicht gemildert zu haben, denn nach dem Erscheinen von D'Annunzios Garibaldi-Ode telegraphierte der Alte dem Jüngeren: „Salute e gloria italiana pura sul 'tuo cammino!'“

„Das letzte Wort.“ Von Atlanticus. — „Eine neue Poetik.“ Von Faustulus. (Der Schwabenspiegel, Stuttgart. I, 34, 36.) Atlanticus bespricht Fritz Mauthners „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ und weist darauf hin, daß Mauthner mit seiner Sprachkritik, bewußt oder unbewußt, ein Nachfolger Nietzsches sei. Faustulus meint, man könne in Mauthners Buch die Elemente einer ganz neuen Poetik finden.

„Der Verbrecher im Drama.“ Von Prof. Enrico Ferri („Moderne Blätter, Frankfurt a. M.; I, 7 f.) Charakterisiert kurz die verbrecherischen Helden und Heldinnen der griechischen Tragödie und geht dann zunächst zu Shakspere über, dessen Macbeth eingehend analysiert wird.

„Einiges über Kunst und Sittlichkeit.“ Von Hans Fischer („Die Christliche Welt, Marburg; 1901, Nr. 15 u. 16). Fordert sorgfältigere ästhetische Erziehung der Jugend und des Volkes.

„Ein moderner Dichter.“ [Cäsar Flaischlen.] („Die Christliche Welt, Marburg; 1901, Nr. 18.)

„Briefe an Berthold Auerbach (Schluß).“ Von K. E. Franzos (Deutsche Dichtung XXX, 4). Giebt persönliche Erinnerungen an den verstorbenen Max Ring als Zeugnisse für dessen große Bescheidenheit und den Wortlaut einiger weiterer Briefe Auerbachs an Ring aus den Sechzigerjahren.

„Novalis.“ Studie von E. M. Hamann. (Die Kultur, Wien; II, 5.). „Novalis steht wie eine Lichtgestalt in unserer Litteratur: in den Umrissen zerfließend, hin und her gebeugt von den Schwankungen der Zeit und des eigenen Ich, aber doch Straßen versend auf den Weg, der an seinem Ende zum Frieden führt, zum vollkommen verwirklichten Ideal der Wahrheit, Schönheit und Güte.“

„Rudyard Kipling.“ Von Hermann Lekisch (Moderne Blätter, Frankfurt a. M.; I, 6).

„Deutsche Beiträge im Stammbuche Hans Christian Andersens.“ Von A. Lorenzen (Internat. Litt.-Berichte, Leipzig; VIII, 9). Gitiert einige deutsche Beiträge aus Andersens Stammbuch, das der dänische Litteraturhistoriker G. Gigas vor kurzem in der „Dania“ (Bd. VIII) herausgegeben hat.

„Die Glücksucherinnen im Roman. Betrachtungen auf Grund der Lektüre zweier Frauenromane.“ (Gabriele Reuter, Ellen von der Weiden; Baronesse Falke, Sie.) Von Dr. Ella Mensch (Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine, Köpenick-Berlin; III, 3).

„Ein Gottsched-Denkmal.“ [E. Reichel.] Von Franz Muncker (Deutsche Litt.-Ztg. XXII, 14). Bei aller Anerkennung für den Idealismus des Verfassers reizen doch „die maß- und sinnlosen Uebertreibungen zu unwilligem Erstaunen und schmerzlichem Aerger“.

„Ignaz Vincenz Zingerle von Summersberg.“ Von P. Ansgar Pöllmann O. S. B. (Dichterstimmen, Baden-Baden; XV, 8). Zingerle, der bekannte Germanist, hat sich auch als Dichter bethätigt: Zeugnisse dafür sind seine „Gedichte“ (Innsbruck 1853), die meraner Geschichte „Johanna“ (Einsiedeln 1871), die „6 Erzählungen aus dem Burggrafenamte“ (1884), die „Schilderein aus Tirol“ (2 Bde. 1877 u. 1888) u. a.

„Zolas ‚Travail‘.“ Von Dr. Theodor Poppe (Die Umschau, Frankfurt a. M.; V, 20).

„Dichter des Pessimismus (Byron, Leopardi, Lorm).“ Von Dr. Susanna Rubinstein. (Die Kritik, Berlin; XI. 200.)

„Gottsched der Deutsche.“ Von Konrad Adolph (Gleichschrift des Allg. Deutschen Sprachvereins, Berlin; XVI, 5). Verwahrt sich gegen eine Ueberschätzung Gottscheds.

„Adolf Graf v. Weitarp.“ Von Wilhelm Schmidt. (Erwinia, Straßburg i. Els.; VIII, 8.) Panegyrische Würdigung des Dichters, der patriotische und religiöse Gedichte, einige kulturhistorische u. a. veröffentlicht hat, zu seinem 50. Geburtstage.

„Sozialdemokratische Jugendlitteratur?“ Von Heinrich Schulz. (Die Neue Zeit, Stuttgart; XIX, 32.) Empfiehlt der Arbeiterschaft den Anschluß an die von Hamburg ausgegangene Jugendschriften-Bewegung, der Heinrich Wolgast mit seinem Buche „Das Elend unserer Jugendlitteratur“ (vgl. LE II, 405 ff.) die theoretische Grundlage geschaffen habe.

„Deutsche Litteratur.“ Von Mavro Spicer (Internat. Litt.-Berichte, Leipzig; VIII, 9).

„Die Sage von Polyphem in Rumänien.“ Von Dr. J. Ulrich. (Die Schweiz, Zürich; V, 8.) Die rumänische Volks-

Digitized by Google

sage von Polyphem ist der griechischen ähnlich, weist aber im einzelnen allerlei Unterschiede auf.

„Aus der französischen Décadence." I [Baudelaire]. Von Paul Wiegler (Moderne Blätter, Frankfurt a. M.; I, 6).

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Seit Anfang März erscheint bei dem pariser Verleger Felix Juven unter dem Titel „La Contemporaine" eine neue Halbmonatsschrift, die sich den vornehmsten französischen Zeitschriften zur Seite stellen kann. In Umfang und Ausstattung erinnert sie an Westermanns Monatshefte, sie bringt zugleich unterhaltende Aktualität und Beiträge von bleibendem litterarischem Werte. Der Text ist reich illustriert. Aus dem Inhalte der vier ersten Hefte ist manches Interessante zu nennen. Judith Gautier, die talentvolle Tochter des Dichters, teilt unter dem Titel „Le collier des jours" Erinnerungen aus ihrem Leben mit (Heft 1 u. 3). Marcel Prévost schreibt über George Sand (Heft 1). Jean Pitchart über „Byron in Missolonghi" (Heft 2). „Les Amants de Sazy", die geistreiche Komödie von Romain Coolus, die im „Gymnase" gespielt wird (s. früher Sp. 1060), findet sich in drei Heften (2 bis 4) abgedruckt. Zwei Romane, der eine von Lucien Descaves, der andere von J.-H. Rosny, erscheinen gleichzeitig. Wir werden noch öfters auf die interessante Zeitschrift zurückkommen.

Im zweiten Märzhefte der „Revue de Paris" schildert André Le Breton die Anfänge des populären Romans in Frankreich, indem er auf Pigault-Lebrun und Ducray-Duminil näher eingeht. Sein Aufsatz bildet ein Kapitel aus einem demnächst erscheinenden Werke über den französischen Roman im neunzehnten Jahrhundert. — Ivan Strannik nimmt (im ersten Maihefte) die kürzlich erfolgte Exkommunikation Leo Tolstois zum Anlaß, um sich eingehend über die „Religion" des russischen Dichterpropheten zu verbreiten. — In einem Aufsatze „Molière et la farce" will Gustave Lanson das Urteil der Zeitgenossen Molières rechtfertigen, die den Dichter des „Tartuffe" einfach den „größten Farcen-Macher" nannten. — Die „Grande Revue" (1. Mai) veröffentlicht eine bis jetzt ungedruckte Rede von Ernest Renan, die er 1869 als politischer Kandidat hielt. Sie betitelt sich „Les services que la science rend au peuple". Ferner giebt dasselbe Heft den ersten Abdruck von Björnsons neuem Drama „Laboremus". — „Les poètes des pauvres" ist ein Artikel von Emile Magne im „Mercure de France" (Mai) überschrieben, in dem die Dichter Aristide Bruant, Jean Richepin und Jehan Rictus mit einander verglichen werden. Bruant ist ein Meister des pariser Argot, was ihm auch ermöglicht hat, neuerdings auf seinem Schlosse Courternay, das er als reichgewordener „Ueberbrettler" erworben hat, ein „Dictionnaire" dieses Vorstadt-Wälschs von heute zu schreiben. Richepin schildert in seinem „Cheminau" den „armen Handwerksburschen". Aber keiner dieser beiden hat die Seele des armen, schlichten Mannes, der ohne Hoffnung und ohne Groll sein klägliches Dasein fristet, zu durchdringen gewußt: das hat allein Jehan Rictus in seinen „Soliloques des pauvres" vermocht. — Die „Revue des Revues" (1. Mai) giebt einem bemerkenswerten Artikel von Prof. Paul Stapfer Raum, der sich „Paris als Zentralfabrik litterarischer Berühmtheiten" bettelt und bitter über den geistigen Rückgang der pariser Gesellschaft und die unumschränkte Herrschaft der Presse klagt. Ein Autor, der nicht in Paris lebe, nicht die Tagespresse für sich zu interessieren wisse, sei und bleibe ein Dunkelmann: werde er dennoch bekannt, so schreibe er entweder nicht französisch, wie Mistral, oder er sei ein Belgier oder Schweizer. Nach Maeterlinck hätte vielleicht kein Hahn gekräht, wenn nicht Mirbeau im „Figaro" über ihn zuerst geschrieben, ebenso wenig nach Amiel, wenn ihn nicht Scherer im „Temps" bekannt gemacht hätte. Die Presse hat die Salons getötet, wo die Kunst der Konversation von ehedem heute der Kunst gewichen sei, viel zu reden und nichts zu sagen.

Die scharfen Urteile Björnsons über die französische Kultur haben in der französischen Presse Widerhall gefunden. Emile Zola sagt in einem Interview, das die „Plume" (15. April) veröffentlicht, seine Meinung darüber. Die Theorie der chinesischen Mauer, äußert er sich, war vielleicht früher richtig, aber seit einigen Jahren hat sich der französische Geist bereichert, und die ausländischen geistigen Produktionen werden jetzt in Frankreich so gut begriffen und geschätzt wie in anderen Ländern. — In der „Revue Blanche" (15. April) giebt Björnson seiner Aeußerung über die „französische Intellektualität" einen noch schärferen Ausdruck. Der französische Geist sei so konservativ und hochmütig, daß er jeweils nur durch den Druck einer Revolution zum Nachgeben gebracht werden könne. Deshalb sei Frankreich das klassische Land der Revolutionen. — Remy de Gourmont („Mercure", Mai) und Henri Ghéon („L'Ermitage", Mai) — um nur Auslassungen der Jüngeren zu nennen und diejenige des Herrn Larroumet im „Temps" (21. April) zu übergehen — greifen daraufhin Björnson scharf an. — „Revue de la Renaissance" nennt sich eine Monatsschrift, die unter der Leitung von Léon Séché nur dem Studium der „Pléiade" und der Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts gewidmet ist. Sie bringt im laufenden Jahrgang ein Lebensbild Joachim Du Bellays von Léon Séché, ferner „Die Jugend von Pierre Ronsard" von Paul Laumonier und zahlreiche Nachrichten über Funde und Veröffentlichungen aus dieser Epoche. Als Beigabe zu jedem Hefte erscheinen bogenweise die sämtlichen Werke von J. Du Bellay. — „Schriftsteller als Zeichner" behandelt ein Aufsatz von C. Stresenki in der „Revue Universelle" (13. April). Besonders die romantische Schule hat unter ihren Dichtern gute graphische Künstler gehabt. Man weiß, daß Victor Hugo ein bedeutendes Talent zum Zeichnen hatte. Théophile Gautier schwankte in der Jugend in der Wahl eines Berufes und hatte die besten Anlagen zur Kunst. Aehnlich ging es den Brüdern Goncourt. Auch Stendhal, Musset, George Sand, Mérimée, Baudelaire zeichneten vorzüglich. Der Verfasser giebt zahlreiche Bild-Proben, die das künstlerische Talent der Schriftsteller bezeugen.

Am 18. April hielt Emile Faguet seine Eintrittsrede in die französische Akademie. Er zeichnete ein allerliebstes und frisches Bild seines Vorgängers Victor Cherbuliez, den man heutzutage nicht mehr genug liest. Ihm antwortete weniger glücklich Emile Ollivier, der frühere liberale Minister des zweiten Kaiserreichs. — Vierzehn Tage darauf, am 2. Mai, fand die Aufnahme des Chemikers Berthelot statt. Er wurde sehr geistreich von Jules Lemaitre begrüßt. — Demnächst stehen wieder zwei akademische Neuwahlen bevor: die Wahl Rostands an Stelle von Henri de Bornier, und diejenige des Marquis de Vogüé an Stelle des Herzogs von Broglie dürfen als sicher gelten.

Unter den buchhändlerischen Novitäten sind Lebenserinnerungen von André Theuriet, die unter dem Titel „Jours d'Eté" bei Ollendorff erscheinen, zu nennen. — Henri de Regnier vereinigt im Verlag des „Mercure de France" seine kritischen Artikel aus den letzten Jahren. Die Serie nennt sich „Figures et Caractères" und enthält besonders gute Essais über Michelet, Vigny, Hugo, Mallarmé und die neuere Poesie.

Auch ernst geschriebene Theaterstücke, mit tiefer philosophischer Bedeutung können es zu dauerndem Erfolge bringen. Das hat Paul Hervieu mit seiner „Course du Flambeau" bewiesen. Im „Théâtre du Vaudeville" kam es zur Aufführung (17. April) und wird sich den ganzen Sommer hindurch halten. Das Symbol des griechischen Fackelträgers ist in geschickter

Digitized by Google

Weise auf ein ganz modernes Drama angewendet. Die Fackel, die von Generation zu Generation weitergetragen werden muß, ist das Glück der Kinder. Die Alten müssen sich jeweils den Jungen opfern. Den stördenden Konflikt in diese Erbpflicht bringt das Geld, in dem der Verfasser den Hebel der modernen Gesellschaft sieht. Meisterhaft ist der etwas peinliche Gegenstand bis zu Ende geführt. Interessant ist, daß Frau Réjane zum ersten Mal eine Mutterrolle (mit erwachsener Tochter!) spielte. — Mit der „Petite Fonctionnaire“ erlebte Alfred Capus im „Théâtre des Nouveautés“ (26. April) seinen dritten Erfolg der Saison. Ein harmloses Provinzialidyll, in dem Fräulein Thomassin als „Postbeamtin“ großen Beifall erntete.

Paris. *Henri Albert.*

Italienischer Brief.

Die „Rassegna Internazionale“ (1. April) enthält eine Studie von G. de Frenzi über den Dramatiker E. A. Butti, den Autor der „Corsa al piacere“ und des „Lucifero“, den Frenzi unter die „Kandidaten für die Unsterblichkeit“ zählt, und im folgenden Hefte (15, IV) kurze Aufsätze über „die neugriechische Dichtung“ von G. Sanfort-Orland, über Ronce Casanova von Gerard DeLacaze-Duthiers, und über B. Pérez-Galdós von José Leon Pagano. Von den neugriechischen Dichtern werden als die verdientesten Kosti Palamos, Vasilikos, Malakasi und Lambros Porphyros genannt. An dem Verfasser der „Face de l'Etre“, Casanova, hebt der Kritiker den starken lyrischen Grundton hervor, mit dem sich aber epischer Schwung und dramatischer Ernst verbinden. Galdós, den Pagano „einen der größten Romanschriftsteller der Gegenwart und zweifellos den größten Spaniens“ nennt, hat ihm in einer Unterredung ein zwar sehr fragmentarisches, aber fesselndes künstlerisches Glaubensbekenntnis abgelegt. Als den für den Schriftsteller bedeutsamsten geistigen Charakterzug der Gegenwart bezeichnete Galdós den rapiden Wechsel der litterarischen Tendenz und des ästhetischen Geschmacks. Während noch die Romantik — und desto mehr die vorangegangenen Richtungen — lange genug herrschte, um eine ganze Reihe bedeutender Schöpfungen hervorzubringen, zeigt sich heute unter dem Einflusse der Klassen-Auflösung, der gesellschaftlichen Zerdrödelung und Atomisierung ein so überstürzter und launenhafter Wechsel des Kunstgeschmacks, daß „wenn ein Schriftsteller zwischen dem Entwurf und der Veröffentlichung seines Werkes ein paar Jahre verstreichen läßt, es vielleicht schon veraltet das Licht der Welt erblickt“. Nachdem mit den „Bodas Reales“ die dritte Serie der „Episodios Nacionales“ abgeschlossen ist, will Galdós jetzt die vierte in Angriff nehmen, die mit dem Jahre 1848 beginnt und mit der Septemberrevolution schließen wird, so daß ihr erster Band sich mit den römischen Ereignissen jenes Jahres und der monarchistischen spanischen Expedition zum Schutze Pius des Neunten zu beschäftigen haben wird.

Den jüngst verstorbenen Schriftsteller und Sekretär der wissenschaftlich-litterarischen Akademie zu Mailand, Emilio De Marchi, schildert M. Borsa in einem „Ein Erzieher und Künstler“ überschriebenen Artikel der „Vita Internazionale“ (20. April). „Wie die Abruzzen durch Ciampoli, der toskanische Apennin durch Fucini, die Alpen durch Giacosa, so ist das Landgebiet von Mailand durch De Marchi bewundernswert geschildert worden. Er ist eine Art von Gogol für die lombardische Niederung, wo die Bauern von Polenta leben und an der Pellagra zu Grunde gehen.“ — Die „Rivista politica e letteraria“ (15. April) bringt eine Probe aus einem der Veröffentlichung entgegensehenden Buche von G. Striadelli über „Garibaldi nella letteratura popolare“ (Rom, Voghera). Der Verfasser hat eine große Zahl von Volksliedern über den vielbesungenen Freiheitshelden gesammelt und bietet eine Auswahl der bezeichnendsten und dichterisch wertvollsten mit Angaben über Veranlassung, Entstehung und Verbreitung dar.

Zu den Alten der neapeler Pontanus-Akademie (Bd. XXX, 1900) ist eine gründliche Arbeit Benedetto Croces: „Tesi fondamentali di un' Estetica come Scienza dell'Espressione e Linguistica“ erschienen. Wie der Verfasser in der Zeitschrift „Flegrea“ (5. April) ankündigt, werden diese Grundzüge einer Aesthetik als Wissenschaft des Ausdrucks und der Sprachkunde binnen kurzem gesondert herausgegeben werden, und zwar zusammen mit einer „Storia dell'Estetica“. — Das Heft vom 20. April enthält einen flott geschriebenen Artikel von Rachilde: „Les tendances actuelles du roman français“. Als die hervorragenden Tendenzen werden der Sozialismus, der Snobismus, der Feminismus und die Pornographie bezeichnet. „Der französische Roman,“ heißt es, „steht erkältet vor der Thür der Bems und guckt feige durch das Schlüsselloch. Er berichtet ungeschickt, was er sieht, denn in seinem Blick ist keine Glut. Jedweder junge Autor zeigt sein Ich wie ein altgewordener Barrès und tischt seine erste fleischliche Weihe auf. Dies macht wenig Spaß, wenn man berufsmäßig genötigt ist, jedes Jahr etwa 63 Anfänger-Romane mit 63 Berichten über die fleischliche Weihe zu lesen. Denn die Geschichte ist allemal dieselbe.“ — In einem Aufsatze: „Il sentimento della natura e il ‚Saul‘ dell'Alfieri“ nimmt M. Porena seine Landsleute und die Alten gegen den Vorwurf in Schutz, im Vergleich mit den nordischen Völkern ein unvollkommen entwickeltes Naturgefühl zu besitzen. Es handele sich nur um eine Verschiedenheit dieses Gefühls, beruhend auf der Verschiedenheit des Klimas und der Atmosphäre, wodurch die Naturgegenstände in andere Beziehungen zum Beobachter treten, insbesondere dem Südländer mehr ihre schönen, dem Nordländer mehr ihre phantastischen, geheimnisvollen Seiten zeigen. Ein stark entwickeltes Naturgefühl und eine bereitwillige Hingabe an dasselbe ist nach unserm Kritiker der Ausfluß der verderblichen und krankhaften Neigung der modernen Menschen, das Ich in der Natur aufgehen zu lassen, um die Erlösung vom Verantwortlichkeitsgefühl zu erlangen. Er findet „ein inniges und tiefes Naturgefühl auch unter den Italienern bei allen großen Leidenden des Geistes von Petrarca an“ und führt als eine der Dichterphantasie entsprungene Gestalt dieser Art den „Saul“ Alfieris an.

Arturo Graf stellt in der „Nuova Antologia“ (16. April) „die litterarische Müßiggängerei in Italien“ an den Pranger. Er geißelt in humoristischer Weise namentlich die poetische Ueberproduktion, die in den zurückgebliebensten und ärmsten Teilen des Landes am stärksten ist. Er erklärt sie sich aus dem Ueberflusse an unbeschäftigten Individuen, die aus purer Langeweile Gedichte verbrechen, die niemand will, niemand kauft, niemand liest, und litterarische Zeitschriften herausgeben, die entweder vor der dritten Nummer ins Nichts zurücksinken oder ihr Leben als Schmarotzer und Jongleure fristen. Ebenso bedauerlich sei die Ueberproduktion und der Dilettantismus in der Litteraturwissenschaft, in der gleichfalls unendlich viel Zeit und Kraft nutzlos vergeudet werde, während der Bedarf an lesbaren Romanen und bühnenfähigen Stücken nicht entfernt gedeckt werde und das Ausland in weitem Umfange aushelfen müsse.

Eine bunte Welt von politischen, litterarischen, künstlerischen und anderen Persönlichkeiten von Mozart und Bolta über Leopardi, Mameli, Nievo bis auf Segantini, Munkacsy und Verdi führt uns R. Barbiera in einem Bande „Immortali e Dimenticati“ (Mailand, Cogliati) vor, der sich an seine vielgelesenen „Figure e figurine del secolo, che muore“ und den „Salotto della Contessa Maffei“ anschließt. — Eine mit fruchtbarer Einbildungskraft begabte Schriftstellerin, Paola Baronchelli-Grosson, hat in den „Confessioni di una figlia del secolo“ (Mailand, Aliprandi) die Verirrungen, Leiden und den Untergang einer durch ihre Sinnlichkeit unterjochten modernen Frau geschildert. — B. Sperani erzählt in einem kurzen Roman „Macchia

Digitized by Google

d'oro" (Catania, Giannotta) die traurige Geschichte einer an einen verworfenen Gatten gefesselten jungen Frau, die durch den Geliebten, einen berühmten Sänger, bald vergessen wird und an dem Schmerze langsam hinsiecht. — Gemüt- und geistvolle Ausschnitte aus dem italienischen gesellschaftlichen und Volksleben enthält E. Checchi's „Fra un treno e l'altro" (Florenz, Bemporad); gute Seelen- und Stimmungsbilder, aber zum Teil allzu gewagte Situationen finden wir in Moisè Cecconi's Skizzen, die nach der ersten „La principessa ermetica" (ebenda) betitelt sind. —

Durch das bevorstehende Dozentenjubiläum Carducci's erhält eine Studie Ginleppe Chiarini's, die „Impressioni e Ricordi" mit Beziehung auf den großen Meister mitteilt, aktuelle Bedeutung.

Die hiesige „Società degli Autori ed Artisti Drammatici e Lirici" hat einen Preis von tausend Lire für das beste moderne Prosastück — Lust- oder Schauspiel — eines italienischen Autors ausgesetzt. (Termin: 30. Juni.)

Rom. *Reinhold Schoener.*

Norwegischer Brief.

Obwohl die äußere Aufnahme von Björnsons neuestem Drama „Laboremus" bei seiner Aufführung im hiesigen Nationaltheater nicht ganz den hochgespannten Erwartungen entsprochen hat, mit denen das litterarisch interessierte Hauptstadt- und Provinzpublikum jener „sensationellen" Première entgegensah, begegnen sich doch die Auslassungen der Tagespresse in dem einhelligen Urteil, daß die dramatische Kunst des kampfrohen Skalden auch in dem neuen Bühnenstück ihre alte, imponierende Höhe zu behaupten gewußt hat. Björnsons spezieller Moniteur, der in künstlerischen wie politischen Dingen gleich radikal gesinnte „Verdens Gang", schätzt den Eindruck der Erstaufführung von „Laboremus" kaum höher denn als einen anständigen Achtungserfolg ein, doch sei auch dies Ergebnis schon beachtenswert, da das neue Stück seiner ganzen inneren Anlage zufolge schwerlich anders als in stillbeschaulicher Lektüre zur vollen Wirkung kommen könne.*) Das Blatt weist alsdann auf die dramatisch-verwandten Ideengänge in dem älteren Drama des Dichters, „Absalons Haar", hin, in dem gleichfalls der Kampf gegen die egoistische Liebe gepredigt wurde. In „Laboremus" habe Björnson mit wahrhaft skarfsichtigem Seherblick die Quintessenz seiner scharfen Menschenbeobachtung als Mahnruf an eine der Aufrüttelung bedürftige Zeit zum Ausdruck gebracht. — Minder einmütig wie das Urteil über die jüngste Arbeit des „Pangermanen" Björnson lauten die Auslassungen der Tagespresse und der litterarischen Revuen über das vom Nationaltheater unlängst aufgeführte Schauspiel „Aino" von Alvilde Prydz. Fräulein Prydz hat sich im allgemeinen nicht darüber zu beklagen, daß sie vom norwegischen Litteraturpublikum allzu liebreich und nachsichtig behandelt worden ist. Als Romanschriftstellerin hat sie sich ihre gegenwärtige Rangstellung Zoll um Zoll mühsam erkämpfen müssen. Die dramatischen Versuche der ausgezeichneten Erzählerin wollen zunächst nur als frischer Anlauf gewürdigt werden, als erste, orientierende Schritte auf einem künstlerischen Terrain, auf dem der Dichterin bisher jede Gelegenheit zu positiver Bethätigung versagt war. Das Drama „Aino" zergliedert das Thema verleugneter Mutterliebe und Mutterpflicht, es kennzeichnet in fein entwickelten Zügen den härtenden und verbitternden Einfluß, den die Unterdrückung der primärsten aller sozialen Pflichten, des gewaltigsten unter allen Naturrechten auf die nächstbeteiligten Opfer zu üben vermag. Alvilde Prydz hat in den Mittelpunkt der dramatischen Handlung Ausnahmenmenschen und -Charaktere gestellt, verfährt dabei aber mit einer dramatischen Folgerichtigkeit und psychologischen Spürkunst die dem Schicksal der handelnden Personen die Teilnahme des Zuschauers vom ersten bis zum letzten Akte sichern. Nicht mit Unrecht bemerkte der Kunstreferent der „Urd" (14), daß dieses Drama in der gesamten Presse eine so widerstreitende Beurteilung gefunden hat, wie keine zweite Bühnenneuheit während der letzten Jahre. — Ein unbestreitbarer Mißerfolg war es, der unlängst einer dritten Bühnenarbeit, dem (im „Ett. Echo" bereits mehrfach erwähnten) Schauspiel „Bull'sie & Co." von Jonas Lie bei seiner Erstaufführung am Nationaltheater zu teil wurde. Schon bei der Lektüre*) läßt diese jüngste Arbeit Jonas Lies erkennen, daß hier wesentlose Szenen als Träger eines farblosen Dialogs und einer auf öde Tendenzmache hinauslaufenden Handlung vorgeführt werden, einer Handlung vor allen Dingen, die höchstens auf dem Wohlthätigkeitsabend eines kleinbürgerlichen Temperenzlerklubs „dramatische Wirkungen" erzielen könnte. Trotz sorgfältiger Einstudierung und gewählter Ausstattung rief das Stück keine wärmere Stimmung hervor; ebenso frostig lautete die Abfertigung der Kritik. Die sonstigen Vorzüge von Lies Darstellungskunst sind in dem Drama nur an einigen belanglosen Nebenszenen zu erkennen.

Ein Aufsatz in Heft 6 des „Kringsjaa" beschäftigt sich mit der Entwickelung des Zeitungswesens im 20. Jahrhundert. Der Verfasser ist der Ansicht, daß das kapitalistische Trust-System sich in erhöhtem Maße auch der einflußreichen Tagesblätter bemächtigen und diese in den Stand setzen werde, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens einen bisher ungeahnten Machteinfluß in der öffentlichen Meinung der ganzen Welt zu entfalten.

Im „Folkebladet" (XXII, 9) findet sich an leitender Stelle eine Würdigung des Novellisten A. B. E. Nilsen, der unter dem Pseudonym Elias Krämer eine Anzahl volkstümlicher Schilderungen und Skizzen aus den Fischerfjorden veröffentlicht hat, von denen namentlich seine humorvollen Novellensammlungen „Glade borgere" (Vergnügte Bürger) I und II, sowie „Byens faedre" (Die Stadtväter) außergewöhnlichen Erfolg hatten. Nilsen hat sich neuerdings auch als Bühnendichter versucht; sein Volksstück „Bedstemors gut" (Großmutters Junge) wurde vom Nationaltheater im April d. J. aufgeführt und erntete wohlverdiente Anerkennung. — „Urd" (13) bietet eine sehr lesenswerte Charakteristik der norwegischen Schriftstellerin Amalie Skram aus der Feder Karl Bergmanns. Obwohl seit Jahren in Dänemark ansässig, ist die Dichterin in ihrem ganzen Wesen und Empfinden Norwegerin geblieben. Norwegischen Ursprungs sind auch die meisten ihrer novellistischen Motive, in denen die Zustände und die Lebensführung der unteren Volksklassen, namentlich des norwegischen Bauern und Arbeiters, mit Vorliebe wiederkehren. Amalie Skram, 1847 in Bergen geboren, trat zuerst 1883 als Novellistin mit der stark realistisch pointierten Erzählung „Madam Højers Leiefolk" (Frau Højers Mietsleute) hervor. Den weitesten Leserkreis fand der Romancyclus „Die Hellemyrsleute" („Sjur Gabriel", 1887; „To vennet", 1887; „S. G. Myre", 1890; und „Askom"). Die letzte Arbeit, der großangelegte Roman „Julehelg", der im verflossenen Winter erschien, zeigt die glänzenden Eigenschaften der trefflichen Erzählerin auf dem Höhepunkt ihrer technischen Entwickelung.

Christiania. *Viggo Moe.*

*) Die deutsche Buchausgabe erschien soeben bei Albert Langen, München.

Dänischer Brief.

Mit Beginn des laufenden Jahres ist die Leitung der Monatsschrift „Tilskueren" (Der Zuschauer) nach Rücktritt des bisherigen Redakteurs M. Galschiöt an Dr. Valdemar Vedel übergegangen. Aus dem Februarheft ist eine Abhandlung Dr. A. B. Drachmanns über die von Dr. Ed. Lehmann vorzüglich übersetzte Schrift

*) Deutsche Buchausgabe bei Albert Langen, München.

Digitized by Google

Adolf Harnacks „Das Wesen des Christentums“ hervorzuheben, die zwar dem deutschen Gelehrten in manchen Punkten entgegentritt, jedoch dem Werke als Ganzem gegenüber mit hoher Anerkennung nicht zurückhält. Es ist überhaupt als ein Symptom der gegenwärtigen stark bewegten religiösen und anti-kirchlichen Strömung in Dänemark anzusehen, daß die Zeitschriften alle sich mehr denn je mit religiösen Fragen beschäftigen. Unter anderem enthält das Aprilheft von „Tilskueren“, sowie das der „Dansk Tidsskrift“ je einen Artikel über Prof. Harald Höffdings neues Werk: „Religionsphilosophie“. Aus dem gleichen Heite von „Dansk Tidsskrift“ ist ferner Knud Norups Aufsatz über die Gretchen-Tragödie in Goethes „Faust“ zu nennen. Die Einheit im Charakter Gretchens wird hervorgehoben und in längerer Abhandlung gründlich beleuchtet. Der Verfasser bezieht sich dabei auf deutsche Quellen, u. a. auf Kuno Fischers Schrift „Die Erklärungsarten des goethischen Faust“.

Am letzten Mai schließt die kopenhagener Theatersaison, um erst nach drei Monaten wieder anzuheben. Das „Dagmartheater“ hat im April mit Björnstjerne Björnsons Schauspiel „Paul Lange und Tora Parsberg“ einen entschiedenen Erfolg errungen. Der Dichter wohnte der Erstaufführung seiner Arbeit in Kopenhagen persönlich bei, obgleich am selben Abend die Premiere seines neuesten Schauspiels „Laboremus“ in Christiania stattfand, und wurde gebührend gefeiert. — Von deutschen dramatischen Arbeiten hat das Dagmartheater Gerhart Hauptmanns „Biberpelz“ mit Erfolg aufgeführt, außerdem Rudolf Lothars „König Harlekin“, dem hier ein nicht minder freundlicher Empfang zuteil ward, als in anderen Städten des Kontinents. — Von neuen dänischen Schauspielen hat das Dagmartheater zwei dramatische Arbeiten der Brüder Helge und Ove Rode zur Aufführung gebracht. Helge Rodes, des Verfassers der im Winter an der Sezessionsbühne gegebenen „Königssöhne“, Schauspiel „Der Kampf im Hause Stephan Borgs“ ist ein tragisches Sittenbild, erfüllt von dramatischem Leben, das zur Entfaltung starker Bühneneffekte dient. Ove Rodes stimmungsvolles Maskenspiel: „Die Bekehrung des Hasselkin“ ähnelt dem Stücke Rudolf Lothars nur dem Titel nach. Es war auch bereits vor der Aufführung der letztgenannten Arbeit vom Dagmartheater erworben. So lustig Ove Rodes Stück auch scheint, läßt er doch die bittere Satire darin häufig hervortreten. Das Stück versucht das Recht der Jugend auf frohen Lebensgenuß. — Im Kasino-Theater, das der Bühnenschriftsteller Edgar Höyer leitet, wurde jüngst „Die Mühle“ aufgeführt, eine Dramatisierung des gleichnamigen Romans des dänischen Schriftstellers Karl Gjellerup, der seit Jahren in Dresden seinen ständigen Wohnsitz hat. — Das rührige „Volkstheater“ hat eine der urkomischen Arbeiten Gustav Wieds in Szene gehen lassen, eine vom Verfasser selbst besorgte Dramatisierung seines amüsanten Romans: „Die Bosheit des Lebens“, die dem Volkstheater während einer langen Reihe von Abenden ein volles Haus verschaffte. Auch vom „Königlichen Theater“ wurde kürzlich eine Arbeit desselben Autors dargestellt, der Einakter „Scharmützel“, der sehr gefallen hat.

Es spricht für die Popularität Gustav Wieds, daß sein im guldendalschen Verlage erschienenes Buch „Das schwache Geschlecht“ schon in fünfter Auflage erschienen ist. — Im gleichen Verlage hat Peter Nansens „Julliens Tagebuch“ jüngst die dritte Auflage erlebt, für hiesige Verhältnisse ungewöhnliche Absatzerfolge. Als eine Erscheinung des Frühling-Büchermarktes ist Johannes Jörgensens neueste novellistische Arbeit: „Eva“ zu nennen (Nordischer Verlag). Wie in seinen letzten beiden Büchern „Unsere liebe Frau in Dänemark“ und „Ein Apostel“ macht sich auch in dieser letzten Arbeit die seit dem Uebertritt zum Katholizismus eingetretene innere Wendung geltend. Indes offenbart Jörgensen auch in diesem Buche die scharfe Beobachtungsgabe früherer Tage, die Feinheit der psychologischen Schilderung und die alte Glut der Gefühlsausbrüche. Auch die Handlung ist abermals eine reichere. „Eva“ gehört gegenwärtig zu den meistgelesenen Büchern und liegt schon in zweiter Auflage vor.

Unter den jüngeren Schriftstellern, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, das Leben des „kleinen Mannes“ zu schildern, nimmt Johan Skjoldborg einen ersten Platz ein. Seine bisherigen Bücher („Im Schatten“, „Ein Streiter“, „Im Krähenhause“) haben ihm die Gunst des Publikums erworben und werden so viel verlangt, daß sie alle mehrfach aufgelegt werden mußten. Sein diesjähriges Buch „Almue“ (Die niederen Volksklassen) schildert in einer Reihe kurzer Erzählungen die schlichte, ländliche Bevölkerung in realistischer Weise ohne Uebertreibung und ohne Schönfärberei. Skjoldborg ist, trotzdem er zu den modernen Realisten gehört, doch in seiner Lebensanschauung ein reiner Optimist geblieben, der den Sonnenglanz eines stillen Humors über seine schlichten Schilderungen zu verbreiten vermag.

Unter den litterarischen Toten der letzten Monate ist der Schriftsteller Beatus Dodt zu nennen, der in dem seeländischen Landstädtchen Fredensborg im Alter von 83 Jahren starb. Seine bekanntesten Arbeiten (die Romane mit historischem Hintergrunde: „Carl Hagens Erinnerungen“ und „Der Reitknecht“) erschienen am Schluß der Fünfzigerjahre, indes brachten auch in neuerer Zeit die belletristischen Zeitschriften Arbeiten von ihm. — Am 23. März verschied als ein Siebziger der Bibliothekar von der königlichen Bibliothek, Johannes Bahl. Als sein Hauptwerk ist das „Dänische Bücherverzeichnis“ zu nennen, das für Schriftsteller und Buchhändler von großem Nutzen war.

Kopenhagen. *F. v. Krag.*

Ungarischer Brief.

Es wurde bereits berichtet, daß Franz Herczegs historisches Schauspiel „Brigadier Ocskay“ am Lustspieltheater großen Anklang gefunden hat. Damals konnte ich den hierzulande ganz beispiellosen Dauer-Erfolg dieses Stückes nicht voraussehen. Unmittelbar nachdem Herczegs Lustspiel „Die Tochter der Frau v. Gyurkowics“ an einer anderen hiesigen Bühne jüngst die hundertste Aufführung in anderthalb Jahren erlebte, brachte es „Ocskay“ auf fünfzig Vorstellungen hintereinander, und zehn Wochen nach der ersten, hält er bei der sechzigsten vollbesuchten Aufführung! Im Buche macht das Stück keinen so überwältigenden Eindruck — ein Beweis, daß ein gut Teil des außerordentlichen Erfolges an der Ausstattung und der ausgezeichneten Darstellung liegt. Selbstverständlich bildet das Aufsehen, das dieses Drama macht — auch von der Buchausgabe wurden rasch mehrere Auflagen vergriffen —, die beste Reklame für des Verfassers neuesten Novellenband „Arianna“, der sechzehn feinpsychologische, von kräftiger Wärme durchwehte Erzählungen enthält, von denen einige scharf realistisch, andere heiter sind. Dieses Buch erinnert lebhaft an den hohen Aufschwung der zeitgenössischen ungarischen Kurzbelletristik im Gegensatz zum Roman. Der Grund dafür, daß nur wenige unserer Belletristen — und auch die nur selten — sich an den Roman heranwagen, ist darin zu suchen, daß sie mit sehr wenigen Ausnahmen gleichzeitig Tagesjournalisten sind und es ihnen daher an der zur Sammlung notwendigen Muße fehlt. Daraus gedeihn die Novellette noch besser als die Novelle. Auch der so populäre Géza Gárdonyi, der Hauptvertreter der Dorfgeschichte bei uns, hat uns soeben wieder „Zwölf Erzählungen“ auf den Tisch gelegt, die zum Teil ganz famos sind. Sein theatralisches Erstlingswerk, „Der Wein“, steht augenblicklich jede Woche mehrmals auf dem Repertoire der Nationalbühne — eine Bauernkomödie, die als Theaterstück große Mängel aufweist, aber wegen ihrer Vorzüge und wegen der Beliebtheit des Verfassers dennoch lebhaften Beifall findet.

Die April-Nummer der „Budapesti Szemle“ bringt eine geistvolle Studie Edmund Wildners über Henryk Sienkiewicz, und das Maiheft derselben Revue

Digitized by Google

enthält einen sehr instruktiven Essai des bekannten Orientalisten Ignaz Kunos über die Glanzperiode der türkischen Litteratur. — Alexander Bródys „Fehér Könyv“ für November und Dezember ist erst im April erschienen. Der Novemberband bringt u. a. eine feine Studie über Josef Kainz und einen geradezu begeisterten Artikel über Gerhart Hauptmanns „Michael Kramer“ unter dem Titel „Ein durchgefallenes Meisterwerk“. Bródy stellt Hauptmann wegen dieses Stückes, das er „klassisch“ nennt, beinahe auf eine Stufe mit Goethe. Ich hatte schon in einem früheren Brief Gelegenheit, die Schwärmerei dieses ungarischen Kritikers für den Verfasser der „Weber“ zu erwähnen, aber seine Lobpreisung des „Kramer“ ist noch überschwenglicher. Er übersetzt auch einige Szenen und fügt hinzu: „Dieses Stück mußte durchfallen, weil es den Kampf der Bourgeoisseele mit der Künstlerseele schildert, und zwar zu Ungunsten der ersteren . . . Ich kann mir lebhaft vorstellen, welchen Genuß ihnt das Durchfallen des Stückes bereitet hat. Unter Umständen kann es eine Wonne sein, nicht verstanden zu werden; süßer als jeder Erfolg ist der Beifall, den man sich selbst innerlich spenden kann . . . Diese Lektüre hat mich tagelang so glücklich gemacht, wie nur ein ungewöhnlicher Glücksfall es vermöchte . . .“ (Vgl. oben „Der Lotse“.) Der Dezemberband des „Fehér Könyv“ enthält übrigens die Ankündigung, daß der Herausgeber die Zeitschrift in ihrer jetzigen Gestalt als Monatsschrift, die sich über alles Mögliche verbreitet und auch Belletristik veröffentlicht, eingehen läßt, und daß sie künftig bloß sechsmal im Jahr erscheinen und lediglich Schilderungen aus den europäischen und orientalischen Ländern bringen wird, die Bródy zu bereisen gedenkt. Die treffliche Monatsschrift „Magyar Szemle“, die Zoltán Ambrus herausgab, ist leider vor einigen Monaten wegen ungenügenden Absatzes nach zweijährigem Bestehen eingegangen.

Die Theaterlitteratur wurde soeben von einem der geistvollsten unserer jüngeren Novellisten, Stefan Szomaházy, um ein eigenartiges Buch, „Das Theater, eine Reise durch Papierfelsen und Leinenwälder“, bereichert, das recht umfangreich ist und nicht weniger als 78 anziehende bühnenlitterarische Beiträge enthält, in denen ebenso viele unserer beliebtesten Autoren, Kritiker und Künstler teils humoristisch, teils stimmungsvoll über den dankbaren und unerschöpflichen Gegenstand plaudern.

Auch sonst bietet das Theater diesmal Stoff zu Mitteilungen, und zwar zu solchen von speziell deutschem Interesse. Am 15. Mai hat Paul Lindaus Berliner Theater ein sehr erfolgreiches hiesiges halbmonatliches Ensemblegastspiel beendet. Diesem unmittelbar vorangegangen war ein zehntägiges, noch weit erfolgreicheres des Deutschen Theaters unter Brahm. Seit dem 1. Mai führt eine reichsdeutsche Ueberbrettl-Truppe das Repertoire des wolzogenschen „Bunten Theaters“ allabendlich dem hiesigen Publikum vor — ebenfalls unter erheblichem Zulauf und Beifall. Nach langer Entbehrung deutschen Bühnenlustres ist dieses so plötzlich erschlossene Füllhorn vielleicht zu viel des Guten auf einmal, namentlich in Anbetracht der verdreifachten Eintrittspreise. — Vor drei Wochen gelangte O. E. Hartlebens vielberufener „Rosenmontag“, der im „Reich“ so großen Anklang gefunden, am Nationaltheater zur ersten Aufführung. Trotzdem das Milieu des Stückes hier sehr fremdartig berühren mußte, war die Aufnahme seitens der Presse und des Publikums freundlich; aber bisher konnten nur wenige Vorstellungen stattfinden, es fehlt an der nötigen Zugkraft. Hierzu mag die Vorgerücktheit der Jahreszeit und der Wettbewerb der berliner Künstlertruppen viel beigetragen haben. Mehr Glück hatte vor zwei Monaten Sudermanns „Morituri“-Cyklus; namentlich „Fritzchen“ findet andauernd lebhaften Beifall. Ueberhaupt hat die genannte Bühne unter ihrer neuen Direktion weit mehr für die deutsche Produktion übrig als bislang. Es geschehen Zeichen und Wunder! Auch die Angelegenheit des deutschen Schauspielwesens in Preßburg, das unsere Chauvinisten ebenso verdrängen wollten, wie sie es in Pest und Temesvar verdrängt haben, hat eine günstige Wendung genommen. Den verwerflichen Zweck suchte man mit den unlautersten Mitteln — Aechtung, Verleumdung, Hetze, Lüge — zu erreichen, allein die gesinnungstüchtige Bürgerschaft, wegen der Nähe Wiens noch größtenteils deutschsprachig, stellte sich, mit dem Bürgermeister an der Spitze, so energisch auf die Hinterbeine, daß die Rettung des deutschen Theaters dauernd gesichert werden konnte. Es wird, wie jetzt, einen Tag deutsch, einen Tag ungarisch gespielt werden. Die nationalen Hetzer haben gegen diese Entscheidung vergeblich Straßen-Demonstrationen mit Fenstereinschlagen u. s. w. veranstaltet.

Budapest. *L. Katscher.*

Finländischer Brief.

Die fenomanischen Organe haben in letzter Zeit ihre zweideutigen Bemühungen, der schwedischen Litteratur und ihren Vertretern durch freundschaftliche Denunziationen bei den russischen Gewalthabern den Boden abzugraben, mit einer Beharrlichkeit durchgeführt, die angesichts der gemeinsamen Gefahren für den Fortbestand des einheimischen Schrifttums füglich einer besseren Sache wert gewesen wäre. Am weitesten nach der erwähnten Richtung hat sich vor kurzem das Organ der fenomanischen „Senatspartei“, der auch im Auslande häufig zitierte „Uusi Suomatar“, vorgewagt, indem er den traurigen Mut fand, die große „Kulturadresse“ der westeuropäischen Wissenschafts- und Litteratur-Kapazitäten, ferner die andauernde Verbreitung schwedischer Litteratur ausländischer (d. h. skandinavischer) Provenienz als Maßnahmen der im „geheimen gebildeten Oppositionsregierung (!) des Schwedentums“ hinzustellen. Um Mißverständnisse zu verhüten, muß hier eingeschaltet werden, daß unter der augenblicklichen Konstellation hierzulande der Begriff Litteratur auf alle Erzeugnisse des Schrifttums, mögen sie das rein politische oder schöngeistige bezw. kritische Gebiet streifen, angewandt und dementsprechend von den russischen Censurbehörden mit liebevoller Sorgfalt als Unterlage für ihre politischen Schnüffeleien benutzt wird. Die unerquicklichen Quertreibereien der Fenomanen haben sich jetzt zu einem Sensationsprozeß verdichtet, durch den die hervorragendsten Mitglieder der schwedischen Litteratur und Publizistik, darunter der bekannte Essayist Nonni Zilliacus, die Schriftsteller Eero Erkko, Jonas Castrén, W. Hegelstam und der hochverdiente Porkämpfer des schwedischen Schrifttums Dr. Axel Lille, den eigentlichen Urheber und geheimen Einblöser der russischen Censurplackereien, den Senator Yrjö Koskinen öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen beabsichtigen. Die erste Verhandlung in diesem litterarisch-politischen Prozeß fand in der ersten Aprilwoche statt, doch kann es bei dieser Gelegenheit nur zu einleitenden Erörterungen, die mit einer mehrwöchigen Vertagung des Rechtsverfahrens schlossen. Dem schließlichen Ergebnis des Rechtsstreites, das im Falle einer Niederlage der schwedischen Anklagesteller sicherlich weitere Censurrevressalien im Gefolge haben wird, sieht man mit gespannter Erwartung entgegen.

Aus dem Bühnenleben sind diesmal zwei interessante Neuaufführungen zu erwähnen: die Neueinstudierung von Arvid Järnefelts Fünfakter „En kämpe utan svärd“ („Ein Streiter ohne Schwert“) und die Erstaufführung von August Strindbergs „Brott och Brott“. Das zuerst genannte Stück ging auf dem helsingforser „Svenska-Theater“, Strindbergs Drama in Åbo über die Bretter. Die järnefeltsche Arbeit behandelt einen historischen Stoff aus dem 17. Jahrhundert; der erste Teil der Handlung spielt in Stockholm, die letzten Akte auf finischem Boden. Als Erstlingsarbeit — Järnefelt hat außer mit diesem Stücke niemals dramatischen Boden betreten — ließ der „Kämpe utan svärd“ mancherlei szenisch-technische Schwächen erkennen, die indessen durch die straffe Handlung, die knappe Dialogführung und das historisch getreu festgehaltene Kolorit aufgewogen werden. Das

Digitized by Google

helsingforser Publikum bereitete dem Drama von Anfang bis Schluß eine wohlwollende Aufnahme. Dasselbe läßt sich von der Strindberg-Premiere in Åbo sagen, obwohl der Name des schwedischen Dramatikers bei dem finischen Publikum — allerdings nicht ganz ohne Strindbergs persönliches Verschulden — einigermaßen in Mißkredit geraten war.

Die „Finsk Tidskrift“ bietet (in Heft 2) eine eingehende Würdigung des allzu früh verstorbenen Dichters K. A. Tavastjerna von A. Lönnbeck. Der Verfasser, der sich in seinen Ausführungen hauptsächlich auf die jüngsterschienene Tavastjerna-Biographie von Berner Söderhjelm stützt, geht von der Auffassung aus, daß die ausgeprägte lyrische Begabung des Dichters das wesentlichste Hindernis für eine weitere umfassende Schaffensthätigkeit außerhalb seines gewohnten Milieus gewesen sei. Keiner von Tavastjernas Romanen und Dramen erweckt den Eindruck künstlerischer Abgeschlossenheit; auch in seinen besten Prosa-Arbeiten findet sich reichlich Anlaß zu kritischen Anmerkungen. Wo Tavastjernas sein ausgemeißelte und mit nervöser Sorgfalt jede Stimmungsnuance wiederspiegelnde Sprache in gebundener Form auftritt, wird sie salopp, ja zuweilen seltherhaft und banal, so in seinen Erzählungen. Als Lyriker wies er alle charakteristischen Merkmale des Romantikers auf: eine scharfe Satire über die Straßheit der äußeren Wirklichkeit, ein unauslöschliches Sehnen nach idealen Welten und vor allem einen ständig in die Augen fallenden Subjektivismus. Dagegen fehlten auch realistische Züge nicht: hierher gehört seine scharfe Beobachtung der scheinbar unbedeutenden Züge des wirklichen Lebens, die gerade er in reiner dichterischer Form festzuhalten wußte, und die ihm das Epitheton eines Vorkämpfers der finischen „Moderne“ eintragen half.

Stockholm. *H. Hildebrandt.*

Echo der Bühnen.

Berlin. Das Residenztheater eröffnete am 4. Mai eine Reihe von Matineen, in denen es sich, früheren Traditionen folgend, wieder „litterarisch“ geben will. Es brachte das fünfaktige Märchen-Trauerspiel „Der dumme Hans“*) von E. von Keyserling zur Aufführung, einem livländischen Autor, der schon durch sein im vorigen Jahre von der „Freien Bühne“ gegebenes Schauspiel „Ein Frühlingsopfer“ die Aufmerksamkeit litterarischer Kreise erregt hat. In einem herrschaftlichen Walde haust eine Anzahl nichtsnutziger, siebenlder und wilderner Häusler, denen der Herr Baron, weil er ihnen nicht anders beikommen kann, den Wald über den Hütten zusammenschlagen lassen will, um sie dann gegen Arbeit in seine Dienste zu nehmen und sie zu „ehrlichen Menschen“ zu machen. Die Waldler wissen ihm für diese patriarchalische Absicht aber so wenig Dank, daß sie einen Mordanschlag auf ihn machen, als er seine Absicht ins Werk zu setzen beginnt. Die Kugel trifft, der alte Baron stirbt im Walde in den Armen seiner Tochter, der Mörder entkommt, und der dumme Hans, der Sohn des schlimmsten Wilderers, wird für den Mörder gehalten, verurteilt und hingerichtet. Hans ist ein unschuldiger, kindisch-tölpliger Schafhirt; in seiner golden-heiteren Seele, in der sich tausend Beziehungen zum Walde und zur Natur angesponnen haben, von denen ein gewöhnlicher Mensch nichts weiß, und die er nur mit seiner Spielgenossin, der Tochter des Barons, teilt. Wie er nun im Kerker liegt, der betrunkene Wärter ihn verläßt, um den letzten Augenblick vorzubereiten, und „das Frölen“ noch zu ihm kommt, um ihn zum Abschied zu trösten, wird sie von Angst und Grauen gepackt, aber Hans selbst schläfert sie mit seinen sonnigen Märchenworten, die sie an ihre gemeinsamen Waldspiele erinnern, sanft ein. Nachdem er noch den Pastor ermahnt hat, recht leise zu sein, um sie nicht zu wecken, folgt er dem Henker . . .

Die Aufgabe und die Schwierigkeit des Stückes bestehen darin, die Aufmerksamkeit von der Fabel abzulenken und die märchenhafte Stimmung bis zu Ende festzuhalten. Dies ist dem Dichter sehr gut gelungen, und er wurde darin von der Regie (Dr. Martin Zickel) durch prächtige Bildwirkungen unterstützt. Die Figuren des Wilderers, des Schneiders, des alten Grafen waren gute Typen, nur wurde leider von allen sehr schleppend gespielt, und nur der Hans und der Schneider kamen gut zur Geltung. Der Mangel des Stückes liegt in der Dürftigkeit des Dialogs. Wenn aber ein Hauptfaktor künstlerischer Schätzung die Fühlung ist, die eine Dichtung mit dem Denken und Empfinden ihrer Zeit hat, so verrät dies Stück da, wo es, ganz ungewollt natürlich, einen Ausblick auf verschiedene Gebiete der Weltanschauung des Verfassers gestattet, eine Persönkeit, wie man ihr selten auf der modernen Bühne begegnet. *Hermann Häfker.*

Graz. Am 2. Mai wurde im „Theater am Franzensplatz“ das wiener Sittenbild „Die Mikesch-Mali“ von Karl Baron Torresani zur ersten Aufführung gebracht und gewann einen glänzenden Erfolg. Der Verfasser ist seit Jahren als einer unserer besten Romanschriftsteller bekannt, der seine Gestalten gern der österreichischen Gesellschaft und dem sozialen Leben auf österreich-ungarischem Gebiete entnimmt und schon im Romane eine vortreffliche Kenntnis dieser Verhältnisse bekundet, die er als ehemaliger Offizier aus eigener Erfahrung kennen gelernt und mit scharfem Blicke aufgefaßt hat. Eine seiner Novellen („Das Letzte“) liegt dem Stücke zugrunde, mit dem er jetzt den ersten gelückten Schritt auf die Bühne gewagt hat. Mali ist die schon etwas altjüngferliche Tochter des pensionierten Magistratsrates Mikesch, dessen Gattin, eine eingebildete schwatzhafte Person, beständig ihre angebliche Abkunft von dem „Walzerkönig“ Lanner im Munde führt und über den vermeintlichen Geiz des von bescheidenem Ruhegehalte lebenden Gatten klagt. Aehnliche Vorwürfe muß der gedrückte und kränkliche kleine Mann auch von seinem hoffnungsvollen Sohne Otto hören, der als Handlungskommis angestellt, fortwährend Forderungen an die zäh behütete väterliche Kasse stellt. Mali sucht durch Handarbeiten den Haushalt zu unterstützen und giebt sich alle Mühe, der Familie das Leben zu erleichtern. Da sie einsieht, daß nur ein Opfer ihrerseits wirkliche Erleichterung bringen kann, entschließt sie sich schweren Herzens, zu dem im geheimen als Heiratsvermittler wirkenden Kaffeehausbesitzer Hipperl in der Vorstadt zu gehen und sich als Lebensgefährtin eines gereiften Mannes anzutragen. Sie macht hier die Bekanntschaft des Postrates Benesch, eines wohlkonservierten Fünfzigers, der aus Mangel an Damenbekanntschaft ebenfalls den Vermittler aufgesucht hat. Der Zufall, der beide zusammengeführt, erweist sich als günstig, und Mali faßt wirklich Liebe zu dem so viel älteren Manne, auf den das Mädchen ebenfalls sehr sympathisch wirkt. In deren Elternhause aber findet der etwas bureaukratisch korrekte Postrat die Verhältnisse so unerquicklich und wird durch das alberne Geschwätz der Rätin Mikesch und deren Lieblosigkeit gegen den alten kränklichen Mann sowie durch das Benehmen Ottos, eines echten wiener „Früchtels“, so abgestoßen, daß er trotz der Zuneigung zu Mali und trotz deren Thränen die schon stattgehabte Verlobung schließlich wieder rückgängig macht. Mali kann ihren Schmerz kaum ertragen, und als kurz darnach der alte Mikesch seinem Leiden erliegt, bricht sie unter dem doppelten Schicksalsschlag zusammen.

*) Buchausgabe bei S. Fischer, Verlag in Berlin. 111 S., 2 M.

Digitized by Google

Der letzte Akt zeigt uns das verzweifelte Mädchen in dem Sterbezimmer. Nach dem Leichenbegängnisse des Vaters nimmt sie von dem im Sterbezimmer noch vorhandenen Morphium eine starke Dosis zu sich, und als sich durch den Trauerfall herbeigezogen, ein früher von ihr abgewiesener Handwerker, der sie noch immer liebt, einstellt, um ihr seine treue Hilfe und seine Hand zu bieten, kann sie ihm nur noch mit Mühe sagen, wie es mit ihr steht. Damit schließt das Stück, und für den Zuschauer bleibt es unentschieden, ob Mali noch gerettet werden kann oder nicht. Einige sehr wirksame Effekten bilden den Einschlag dieser gut durchgeführten Handlung; namentlich die ersten Akte sich reich an fesselnden, lebenswahren Szenen; die Vorgänge beim vorstädtischen Heiratsvermittler, die Verlobungsfeier im Hause Mieseh und anderes weisen viel echt volkstümlich humoristische Züge auf. Nur der Abschluß, in dem wohl der Verfasser moderner Anschauung Konzessionen machen wollte (im Gegensatz zum Schluß seiner Novelle) läßt, zumal bei der etwas gar zu breiten Anlage des vierten Aktes, einen etwas unbefriedigenden Eindruck zurück. Alles in allem aber haben wir es hier mit einem tüchtigen Volksstück zu thun, das auf die Lebensweise des kleinen österreichischen Beamten scharfe Streiflichter wirft. Man kann dem Stücke für eine Aufführung unserer wiener Volksbühne nahezu mit Sicherheit eine besonders günstige Aufnahme vorhersagen. Hier wurde der Verfasser viele Male hervorgerufen und mit Blumen und Kranzspenden bedacht.

Ein anderes dramatisches Erstlingswerk, in dem auch ein Selbstmord durch Gift den tragischen Knoten lösen muß, wurde wenige Wochen früher auf der selben Bühne aufgeführt: das Volksschauspiel „Wahrheit“ von Sophie v. Khnenberg, der bekannten feinsinnigen Novellistin, die sich bei dieser Gelegenheit auf dramatischem Gebiete als ein beachtenswertes Talent erwies, wenn auch einzelne Mängel diesem wie jedem dramatischen Erstling anhaften. Die Haupthandlung bewegt sich um das Geschick eines außerehelichen Sohnes der Baronin v. Hanneck, der auf einem Bauernhofe aufgezogen worden und zum stattlichen Burschen herangewachsen ist, ohne daß sich die Baronin um ihn gekümmert hat. Erst nach zwanzig Jahren empfindet sie Gewissensbisse und die Sehnsucht nach dem Kinde. Mit ihrem Gatten kauft sie sich in dem Thale, wo der Sohn Bernhard auf dem Bauernhofe lebt, an und gründet zur Sühne für ihre Schuld ein Kinderasyl, dessen Eröffnungsfeierlichkeit eine lebendige Szene im Stücke bildet. Auf einer Partie in die Berge giebt sich die Baronin bei einer Almhütte dem sie begleitenden Bernhard als Mutter zu erkennen, nimmt aber nachher Gift, da sie nicht wagt, diese Wahrheit auch der Welt zu gestehen. Die Charaktere der Baronin, des Pfluglehnhofbauers, seines Weibes und seiner Tochter Rosi, wie der Bernhards und des gediegen ernsten Pfarrers Martin, sind recht treffend gezeichnete, meist volkstümliche Figuren. Ueberhaupt finden sich sehr lebendige und frische Volksszenen in dem auch mit heiteren Almliedern ausgestatteten Stück. Einige zu große Längen wären leicht zu tilgen. Das Ganze wurde auch in den Dialektrollen recht gut dargestellt und gefiel dem zahlreich versammelten Publikum, dessen Beifall die Verfasserin zum Schlusse hervorrief.

A. Schlossar.

München. Mit Gumppenbergs „Verdammten“, die ich gelegentlich ihrer Erstaufführung im akademisch-dramatischen Verein besprochen habe, gab das Residenztheater „Der Tod auf Reisen“, dramatische Dichtung in zwei Aufzügen von Willy Röllinghoff. In dem Stücke steht ein hohes und anerkennenswertes Wollen der absoluten Unkraft des Verfassers gegenüber. Röllinghoff versucht die dichterische Lösung eines Problems. Aber er hat das Problem vor sich hingestellt, statt es in sich und über sich hinaus selbst erlebend wachsen zu lassen, er hat es angeschaut, statt es mit allen Seelenkräften zu durchdringen, er interessiert sich dafür, statt es zu lieben. Dabei ist seine Anschauung unklar und ohne Plastik, nicht von jener gefühlsmäßigen Dunkelheit, in deren Schleiern sich die unerlösten Reste großer Erlebnisse verhüllen, sondern einfach von jener beängstigenden Unsicherheit des Sehens, die für Verzeichnungen und falsche Perspektiven kein Auge hat. So ist hier alles blaß und verworren, der Tod, in Gestalt eines deutschen Arztes Michael Beermann, der, man weiß nicht recht, aus welchem Grunde, unvermutet in eine römische Gesellschaft gerät und daselbst einige alltägliche Dinge über das Leben sagt, entschwindet zum Schlusse unseren Augen, ohne daß wir auch nur die äußerliche Begründung seines Erscheinens gerade in diesem uns ganz gleichgiltigen Kreise begriffen hätten. Das Stück ist ein typisches Beispiel dafür, wie Problemdichtungen sich in hohle Chimäre auflösen, wenn sie nicht den tiefsten Schauern des Lebens selbst entsprungen sind.

Leo Greiner.

Wien. Die jüngste Première des Jubiläums-Stadttheaters war ein Ereignis. Es war kein „durchschlagender“ Erfolg, und es war doch alles eher als ein Durchfall. Und schließlich war nicht die Erstaufführung das Ereignis, sondern das Stück. Das Stück heißt „Tantalos“, Tragödie in 5 Akten von Meinrad Sadil*). Der Dichter ist ein Benediktinermönch, der den Buben des Schottengymnasiums Latein und Griechisch beibringt. Beneidenswerte Buben, denen ein solcher Interpret des Homeros ward! Eine köstlich naive Dichterseele, trunken vom Geiste des Griechentums, ein vornehmer Poet, dem die formvollendeten Jamben leicht von den Lippen sprudeln, ein Philosoph, der alles vom Leben weiß, was die Klassiker ihn in der Abgeschiedenheit seiner Zelle lehren konnten. Von des Königs Tantalos Frevel erzählt die Tragödie; zwei Akte lang fesselnd, ergreifend; man bedauert fast die Unzulänglichkeit der Darsteller und besetzt im Geist die Rollen mit Burgtheaterkünstlern. Die Exposition ist zu Ende, Tantalos erscheint, von der Gnadensonne des Olympiers bestrahlt, auf dem Gipfel menschlichen, schier unfaßbaren Glückes. Da kommt der dritte Akt und mit ihm der Umschwung — im Geschicke des Herrschers von Sipylos wie in der Gesinnung des Kritikers. Denn der ganze Olymp schwebt zur Erde nieder, um mit Tantalos zu tafeln; nie ward einem Sterblichen solche Gunst. Das ist zu viel für den Liebling der Götter, zu viel für den Dichter und Regisseur. Tantalos wird übermütig und frevelt gegen Zeus Majestät, der Kritiker aber denkt an Offenbach und wird den Gedanken nimmer los. Heiterste Erinnerungen sind mit den Wolken niedergeschwebt. Vater Zeus, der seinen Aegisschild samt Blitzbündel, den ihm Hephästos gar köstlich aus blankpoliertem Messing geschmiedet, friedlich an eine Art Kleiderrechen hängt — der Kriegsgott Ares, der neben der Aphrodite (Aphrodite: Fräulein Wilhelmine Sandrock) wie ein Dragoner neben seiner Köchin sitzt — das alles möchte zum Lachen reizen, hielte einen nicht die Scheu vor der Andacht der Nachbarn zurück, die voll Begeisterung den Vorgängen auf der Bühne folgen. Und das ist das Ereignis: der Tantalos ist ein Stück, das Kasse macht, und am währiuger Gürtel locken die Geschicke der Tantaliden in diesen herrlichen Maientagen zweimal wöchentlich ein unliterarisches, aber unverdorbenes und herrlich aufnahmsfreudiges Publikum schaarenweise in die Räume des Jubiläumstheaters, die im Winter bei sogenannten „Volksstücken“ halbverödet dalagen. Das mag unseren Direktoren zu denken geben.

Richard Wengraf.

*) Die bei Carl Gerold erschienene Buchausgabe wurde schon im vorigen Jahrgang (Sp. 1743) von Ernst Gnad kurz besprochen. D. Red.

Digitized by Google

Kurze Anzeigen

Frauen unter sich.

Von **Estelle du Bois-Reymond** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Rechts Bücher aus Frauenhand liegen mir vor. Es besteht eine Gefahr darin, die Dinge ausschließlich vom Gesichtspunkt des Geschlechts aus zu beurteilen. Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß eine gewisse Uniformität diese Bücher kennzeichnet. Mit einer einzigen Ausnahme haben die Verfasserinnen selbst ausdrücklich den Gesichtspunkt des Geschlechts gewählt; sie schildern nicht das objektiv Geschaute, sie schreiben nicht aus einer inneren Notwendigkeit heraus, sondern sie wollen mit ihren Büchern etwas beweisen; mit einem Wort, ihre Produktion ist beherrscht von der Tendenz. Ich halte das für eine Eigentümlichkeit der modernen Schriftstellerin überhaupt. Nur in seltneren Fällen macht sie sich davon frei und produziert einfach das Kunstwerk an sich, sei es nun ein wirkliches Kunstwerk oder nicht — ich spreche hier nur von dem Wollen, nicht von dem Können. Gelegentlich entstehen aus diesem Bedürfnis, sich tendenziös, ich möchte sagen reformatorisch zu äußern, interessante Bücher; es sind dadurch manche Fragen angeregt worden, die mächtig weiter gewirkt haben — ich erinnere nur an Gabriele Reuters „Aus guter Familie" — aber ein gutes Buch, das ähnlich wie Thackerays köstliche Sittengemälde noch nach einem halben Jahrhundert den frischen Hauch echten Menschentums bewahrt, ein solches Buch entsteht auf diese Weise nicht. Allzu leicht geht auch diesen eifernden Frauen der Humor ab, oder wenn er vorhanden ist, wie in A. Hanschners Skizzenband „Frauen unter sich" (Dresden, Carl Reißner. 2 M.), tritt er in so schleppender, schwerfälliger Gestalt auf, daß man ihn kaum als solchen erkennt. In zwölf „Gesprächen" schildert die Verfasserin abgerissene Szenen aus dem Treiben der Großstadt, wie es sich in dem Frauenleben verschiedener Klassen wiederspiegelt. Wir belauschen die verwöhnte Mondaine, die ihren Schmerz darüber, daß sie nicht mehr so schön ist, wie sie war, in die Brust einer Freundin ergießt. Wir werfen einen Blick in das Damenatelier, wo ein Kreis dilettierender höherer Töchter die Zeit bis zu ihrer Verlobung mit Hilfe der „Kunst" totschlägt, während die einzige, die ihre Sache ernst nimmt, ein verbittertes, unliebenswürdiges Mädchen, zum Schluß gegen das Modell in die Worte ausbricht: „Ich glaube, von allen Mädchen, die hier Kunst betreiben, sind wir die einzigen Künstlerinnen — Sie und ich." Dann wieder werden uns Szenen aus der Dienstbotenwelt vorgeführt: das Sonntagsdiner, wie es sich hinter den Koulissen in der Küche zwischen Köchin, Aushilfe, Dienstmädchen und Reinmachefrau abspielt; das Kinderfräulein im Tiergarten; die äußerste Nachtseite des Frauenlebens im Asyl für Obdachlose. Alle diese Geschichtchen predigen eine recht billige Moral. Daß es in der Gesellschaft für „anständiger" gilt, wenn man ein verführtes Mädchen aus dem Volk verläßt, als wenn man es heiratet und ehrlich macht, wissen wir, auch ohne „Sittlichkeit" gelesen zu haben. Wer an so tiefgreifende soziale Probleme rührt, sollte wenigstens versuchen, etwas ernsthafter an ihrer Lösung mitzuarbeiten. Dasselbe gilt von „Jugend", einer Kinderszene am Strande eines eleganten Seebades, die zeigen soll, wie sich die Standesunterschiede schon in dieser kleinen Welt schneidend ausprägen. — Mit der Form macht die Verfasserin wenig Umstände. Sie drängt die Exposition in einige lakonisch gehaltene Bühnenweisungen zusammen, wobei sie hauptsächlich Aeußerlichkeiten der Toilette zur Erläuterung seelischer Eigenschaften benutzt. Der Dialog ist natürlich und zeigt eine hübsche Gabe, zu beobachten und zu charakterisieren; leider ist sie diesmal an gar zu leichte Ware verschwendet worden.

Noch geringfügiger sind die Sächelchen, die Hans von Kahlenberg unter dem Titel „Häusliches Glück" (Dresden, Carl Reißner. 1,50 M.) zusammengefaßt hat. Die Verfasserin verbirgt sich hinter der Maske eines ironisch beranlagten Ehemanns, um über allerlei kleine häusliche Plagen und Uebelstände herzuziehen. Die Satire ist reichlich sadenscheinig, und man kann sich bei der Lektüre des Eindrucks nicht erwehren, dies alles unter dem Strich irgend einer Tageszeitung schon einmal gelesen zu haben. Um eine müßige Stunde hinzubringen, ist das Büchelchen unterhaltend genug; ein höheres Ziel hat die Verfasserin wohl auch kaum damit anstreben wollen.

Bitter ernst nimmt es dagegen Elisabeth Dauthendey mit ihrer Kunst, wenn es ihr auch nicht gerade gelingt, den Leser in eine entsprechend ernste Stimmung zu versetzen. Offenbar stark romantisch beanlagt, würde sie vor zwanzig Jahren einfach Sensationsromane aus hochgräflichen Kreisen geschrieben haben. Jetzt hat sie sich an den Schlagworten der modernen Schule berauscht, und das Resultat ist eine ganz eigentümliche Mischung beider Stilarten. Marie-Louise, die Heldin ihrer Novelle „Hunger" (Berlin, Schuster & Loeffler. 2 M.), ist der letzte Sprößling eines verkommenen altadligen Geschlechts. Ihre Mutter Camilla hat sich dem dämonischen Zauber eines entgleisten Musikers und Dorfschullehrers ergeben. Dann ist sie im Wochenbett gestorben, und das Haus wird von einer Tante verwaltet, die hart und lieblos ist und namentlich durch ihren Kropf Marie-Louisens ästhetisches Gefühl verletzt. Diese Tante bringt auch einen rohen, gemeinen Sohn, Lothar, ins Haus, der alsbald anfängt, begehrliche Blicke auf die schöne Marie-Louise zu werfen. Da seine Bemühungen an der Unschuld des jungen Mädchens scheitern, beschließt er, das Weib in ihr zu wecken, indem er seinen Freund Roderich bei ihr einführt. Es wird ein förmlicher Pakt zwischen den beiden jungen Leuten geschlossen. „Nur das Weib mir zutreiben, sollst Du — nicht mehr", sagt Lothar zu Roderich. In Anbetracht der gepriesenen Reinheit des Mädchens gelingt es dem Freund überraschend schnell, die Aufgabe zu lösen. „Es war wie ein Jubel in ihrem Blute. Und sie ging umher in einem überirdischen Glanze, daß es fast ein Schmerz war, sie anzusehen. Vor so viel Herrlichkeit und Reinheit wäre ein anderer in die Kniee gesunken. Die beiden aber sahen die kostbaren Schätze nicht, die sich in der Tiefe dieser keuschen Seele auftharten in dem reinen Glauben an die ewige Schönheit der Liebe. . . ." Zum Schluß durchschaut Marie-Louise den abscheulichen Plan und erwürgt den Vetter beim Kahnfahren mit ihren eigenen Händen. „Da kam es wie eine jubelnde Seligkeit über sie . . . . den Sieg ihrer Kraft zu fühlen über diesen erbärmlichen Wicht, der mit schlotternden Knieen unter ihr bebte . . . das war ein jauchzender Triumph. Zugleich aber lag in einem stillen Winkel ihrer reinen Seele der bittere, bittere, bittere Schmerz, daß diese Kraft für nichts besseres da war und sich an dieser furchtbaren Häßlichkeit verbluten sollte." Sie lenkt den Kahn in das Wasser der Mühlenschleuse, und „in seiner Tiefe blieb das entsetzliche Geheimnis ihrer hungernden Seele begraben". — Warum Marie-Louise, trotzdem sie anscheinend in geordneten bürgerlichen Verhältnissen und als Tochter des Schullehrers aufwächst, weder Erziehung, noch Schulbildung, noch den Umgang mit gleichaltrigen Gespielen genießt, so bald sich in ihrer „reinen" Seele nichts entwickeln kann als eine ungewöhnlich starke Sinnlichkeit; warum sämtliche handelnd eingeführte männliche Personen — es gehört noch ein begehrlicher alter Jude dazu, der aber in den Gang der Handlung nicht wesentlich eingreift — jeder menschlichen Regung bar sind und nur den gröbsten Instinkten gehorchen; wie es kommt, daß Marie-Louise trotz dieser unlieblichen Umgebung zu einer Blume von so transcendentaler Unschuld erblüht, falls dies nicht auf ihre adlige Abstammung zurück-

Digitized by Google

geführt werden soll — das alles sind Fragen, die sich der unbefangene Leser wohl vorlegt, die aber die Verfasserin in ihrem Schaffensdrange nicht beirrt haben. Einen eigentlich leitenden Gedanken habe ich in dieser schwülen und schwülstigen Dichtung nicht entdecken können, es sei denn der, daß das Weib zu sich rein, der Mann aber unrein ist. Ob es der Verfasserin gelungen ist, diesen Gedanken zu überzeugenden Darstellung zu bringen, überlasse ich dem Leser zu entscheiden.

„Also sprach — eine Frau" von Elsbeth Meyer-Förster (Berlin, C. Duncker's Verlag) ist eine Sammlung von elf Novellen, die sich sämtlich mit dem Liebesleben der Frau beschäftigen. Die Motive sind nicht neu, aber ihre Behandlung zeigt schlichten, natürlichen Sinn und gesunde Auffassung. Weitaus am originellsten ist die Geschichte von Stascha, der munteren Pflegetochter eines polnischen Gutsinspektors, die sich in der Einsamkeit ihres Herzens dem Gutsherrn verkauft, um ihre Pflegeeltern und deren sieben Söhne vom Ruin zu retten. Die Handlung freilich ist dürftig, aber man spürt in der einfachen Erzählung die reine Lust, die heitere Stille und Größe der unendlich sich dehnenden Aecker und Wälder, die ihr zum Hintergrunde dienen. Schade, daß Frau Meyer-Förster nicht in ihren übrigen Novellen auf diesem ihr offenbar angestammten Boden geblieben ist, statt sich auf das ausgetretene Pflaster der Großstadt zu begeben, wo sie ihre Eigenart einbüßt. Die schwindsüchtige kleine Schauspielerin; die getrennte Frau, die das verhaßte Ehejoch wieder auf sich nimmt, um nicht schutzlos in der Welt dazustehen; die tugendstolze Bürgerstrau, die die frühere Geliebte ihres Mannes über den Weg radelt; die reiche, aber kinderlose Frau mit dem gelähmten Gatten, das alles sind denn doch konventionelle Figuren, die schon einer Meisterhand bedürfen, um noch einmal zu wirklichem Leben zu erstehen.

Das Sinnenleben, das Gefühlsleben der Frau — es scheint, als wäre dieses Thema unerschöpflich, nun es einmal salonfähig geworden. Je intimer die Regungen, um so freudiger werden sie ans Licht gezerrt, gleichviel ob ihre Erkenntnis künstlerischen Wert hat oder nicht. Thekla Lingen behandelt in ihrem Novellenbüchlein „Die schönen Frauen" (Berlin, Schuster & Loeffler, 209 S.) fünfmal ein und dasselbe Motiv: die reiche, unbefriedigte Frau, die neben einem ungeliebten Mann vergeblich nach einem Lebensinhalt sucht. „Sie weinte um ihre tote Liebe" — so erzählt sie in der Novelle „Das Wunderbare" — „um ihre tote Sehnsucht; sie weinte um ihre Jugend, um ein junges Leben voll Hoffnung und Freude, das untergegangen war in liebeleerer Ehe, erstickt in Wohlleben und Nichtsthun, verschleudert im tollen, fruchtlosen Treiben der Gesellschaft, in schlaflosen Nächten bei Wein und Tanz. Sie weinte um sich, um ihr Kind, dem sie nichts gewesen und das ihr nichts war, sie weinte um den Vater dieses Kindes . . ." Das Buch liest sich wie ein einziger Schrei der Empörung gegen die gesellschaftliche Ordnung, die solche Situationen zeitigt. Aber leider verwirkt die Verfasserin von vornherein unsere Teilnahme an dem Konflikt. Je beharrlicher sie immer nur den einen Ton anschlägt, um so deutlicher empfinden wir, daß diese Frauen, deren Innerstes sie uns enthüllt, kaum ein anderes Schicksal verdient haben. Ohne einen tieferen Gedanken als ihre neueste Toilette, ohne ein höheres Streben als die Befriedigung ihres Liebebedürfnisses, würden sie offenbar ihren Kummer und alle ihre tugendhaften Vorsätze sofort vergessen, sobald ein neuer annehmbarer Liebhaber erschiene. Und nachdem der erste Liebesrausch verflogen wäre, würden sie in seinen Armen nicht glücklicher werden als in denen des verschmähten Gatten. Denn die Oede ihres Daseins ist nicht allein in der gesellschaftlichen Ordnung zu suchen, sondern vielmehr in der Leere ihres eigenen Kopfes und Herzens. Solche Naturen kann und soll man nicht ernst nehmen. Deshalb wird der Leser, trotzdem Thekla Lingen eine gewisse Virtuosität darin besitzt, ihn in das Seelenleben dieser Frauen einzuführen, den Eindruck nicht los, sich in minderwertiger Gesellschaft zu befinden. — Außer diesen fünf Novellen enthält das Buch noch drei andere, von denen die längste und bedeutendste sich tendenziös gegen die schlimme Gewohnheit richtet, junge Mädchen ganz unwissend in das Leben hinaustreten zu lassen. Ein kleines Nähmädchen aus den Ostseeprovinzen, die in Petersburg schneidern lernt, teilt isoliert durch ihre Unkenntnis der Sprache, teils auch sonst nicht zum besten behütet, fällt einem Verführer zum Opfer. Die Erzählung ist trivial und unerfreulich zugleich.

Ich komme nun zu dem letzten der sechs Bücher, demjenigen, von dem ich am Eingang sagte, daß es den andern gegenüber eine Ausnahmestellung einnehme. „Pimpernelle" von Anna Croissant-Rust (Berlin, Schuster & Loeffler. 2,50 M.) ist zwar auch die Geschichte einer Frau, aber sie verfolgt gar keinen besonderen Zweck: es ist einfach die Geschichte von Pimpernelle. Die Verfasserin regt keine sozialen Probleme an, sie wühlt nicht in den Höhen und Tiefen menschlicher Empfindung, sondern sie schildert heiter lachend das Leben, wie es ist, und wir lachen mit. Obgleich es dem Pimpernelle eigentlich recht übel ergeht, liegt es wie Sonnenschein über der ganzen Erzählung — über der kleinen pfälzischen Stadt, wo die Mädchen des Abends reihenweise untergefaßt die Straße hinaufziehen und Blumenstöcke an den Fenstern stehen; über dem „wüschten", bettelhaften Haushalt, in dem Pimpernelle aufwächst, und über dem Pimpernelle selbst. „Es war etwas Erfahrenes, Ueberlegtes in seinem Wesen, das sich sehr gut durch das „Pimpen" ausdrückte und wieder etwas Weiches, Ratloses, dem das „Nelleche" entsprach." Die Mutter ist durch eine Krankheit am Gehen verhindert, „die ihr selbst als kein großes Kreuz erschien, weil sie ihr erlaubte, still zu sitzen, die Arme beauem auf die Lehne zu legen und zuzuschauen, wie andere arbeiteten". Der Vater stirbt früh und hinterläßt die Familie in sehr dürftigen Verhältnissen; zwei unzegogene Brüder, „die Buwe", durchtoben das Haus; Sanchen, die schöne, gedankenlose, jüngere Schwester ist nur dazu da, um ihr Leben zu genießen. Wer muß für alles aufkommen? Wer ist die einzig Verantwortliche, der Packesel, für den keine Last zu schwer sein darf? Natürlich Pimpernelle. Und sie opfert sich, entsagt dem Traum und Ehrgeiz ihrer Jugend, dem „Institut", macht sich zum Sklaven der Familie, halb empört, halb wieder getragen von dem Gefühl ihrer eigenen Tugend. Und kein Zweifel — Pimpernelle ist ungemein tugendhaft, aber daß sie nebenbei auch herzerfrischend thöricht ist und in aller Demut die unmöglichsten Ansprüche an das Leben stellt, das gerade macht sie uns besonders liebenswert. Es kommt schließlich, wie es kommen muß. Die Familie, der Pimpernelle ihr Alles zum Opfer gebracht hat, setzt sie vor die Thür und zieht nach München, wo Sanchen alsbald auf Abwege gerät. Aber dieselbe Eigenschaft, die Pimpernelle schon als Kind jene geheimnisvolle Ueberlegenheit über Mutter und Geschwister verliehen hat, bewährt sich auch jetzt wieder. Siegreich und schlackenlos geht sie aus dem Kampf mit dem Leben hervor, um schließlich die glückliche Frau ihres inzwischen verwitweten Jugendfreundes zu werden. Der pfälzische Dialekt, distrikt und trefflich gehandhabt, giebt der Erzählung ein herzhaftes Kolorit. Einmal läßt sich die Verfasserin von ihrem sprudelnden Humor zu einer etwas derben Karikatur verleiten: Herr von Reitz, das Ideal von Pimpernelles Backfischträumen, könnte geschmackvoller und zugleich wahrscheinlicher erdacht sein. Doch das ist ein unwesentlicher Makel in der übrigens sehr gelungenen Novelle. — Zwei kleine Skizzen vervollständigen den Band. Die eine handelt von Nikolaus Nägele, dem Fabrikarbeiter und Lebenskünstler, die andere von einem kuriosen alten Liebespärchen, das sich über langgehegten pariser Jugenderinnerungen zusammenfindet. Beide Geschichten spielen, wie die erste, im Pfälzischen und vereinigen dieselben Vorzüge: eine kräftige, anschauliche Sprache, Menschenkenntnis und jene reife Lebensweisheit, die zugleich froh macht und versöhnt.

Digitized by Google

Romane und Novellen.

Der Engelwirt. Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß. Berlin, S. Fischer, Verlag 1901. M. 3,— (4,—).

Eine „Novelle" nach allen Regeln der Kunst, ein verhältnismäßig kleines, aber ein unverhältnismäßig gutes und kluges Buch, diese Geschichte eines Schwabenstreichs, bei dem der Engelwirt um eine bittere Erfahrung reicher, aber um ein gutes Stücklein gescheiter und — besser wird. Da ihm seine gute Frau keinen Stammhalter schenkt, soll ihm die Magd Agathe den Sprößling verschaffen, — und wie's nun gar kein Bub wird und der außereheliche Vater zum Schaden den Spott hat, brennt er mit dem großen und dem kleinen Mädel nach Brasilien durch, wird dort um Hab und Gut gebracht, verliert die Agathe am gelben Fieber und kehrt reuig mit dem Sorgenbündel, das ihm geblieben, dem kleinen Mariele, in die schwäbische Heimat zurück. Und seine Frau nimmt ihn mit der gelassenen Ruhe, mit der sie dieser ganzen närrischen Lebensepisode ihres Mannes zugesehen, in Gnaden wieder auf und versteht an dem hilflosen Würmchen Mutterstelle. Die frohe Lebensweisheit, die an dem dickköpfigen und dann so zerknirschten Engelwirt erwiesen wird, diese moralische Säuberung eines im Grunde guten Kerls durch die rauhe Hand eines Schicksals, das einen Dummenjungenstreich prompt mit einer kräftigen Backpfeife bescheinigt, erinnert an Gottfried Keller, verrät sich aber in formalen Einzelheiten, besonders einem lakonischen Realismus, als Eigenwuchs einer wahrhaft herzerquickenden Dichternatur. So schildert nur, wer Land und Leute bis ins Innerste erschaut hat; und nicht als äußerer Aufputz, sondern so naturgemäß, wie die Geldweiglein an den Fensterfinsen einer schwäbischen Kleinstadt, geben sich die zahlreichen Provinzialismen in Rede und Schilderung. Sie bedeuten einen farbigen und würzigen Zusatz, dessen sprachaufmischender Wirkung sich niemand verschließen kann, der nur ein paar Seiten des Buches gelesen hat. Wer selbst im schwäbischen Süden herangewachsen ist, sieht mit doppelter Genugthuung etwas von dem bergfrischen Quellwasser der Mundart in den großen schriftdeutschen Sprachkanal übergeleitet: brutteln, Hoppeln, die Nase verpfropfen, Herdäpfel, ein Mocken Fleisch, spicken und ein Lebtag verführen, batzig, let (= verkehrt), rauhbautzig, strümpfig, busper und andere Ausdrücke mehr gehören zu jenen kräftigen, unabgeschliffenen Wortmünzen, auf die das Schwabenland ein Sonderrecht hat, von denen man aber die eine oder andere auch gerne im allgemeinen deutschen Verkehr sehen möchte.

Berlin. *Gustav Manz.*

Bille Brandt. Roman von Viktor von Kohlenegg. Berlin W., F. Fontane & Co. 1900. M. 2,—.

Es ist bei der Sintflut unserer Erzählungsliteratur ja wohl keine Schande, zu gestehen, daß „Bille Brandt" das erste Werk dieses jugendlichen Romanciers ist, das ich betrachtet habe. Und seltsam: als ich das Buch ausgelesen hatte, würde ich keine Wette darauf gesetzt haben, daß der „Viktor" eine „Viktoria" sei. Wer sich freilich als Dichter so in das innerste, heimlichste Seelenleben eines jungen Mädchens hineinversetzen kann, wer so reich ist an intimer Frauenpsychologie, der darf sich getrost in seiner Art einen „Sieger" nennen. Mit guter Beobachtungsgabe und beachtenswerter Kraft der Schilderung wird hier, fast wie ein eigenes Erlebnis, aus einer Kleinstadt und einem armen, etwas nervösen Mädchensinn eine Erzählung herausgeplaudert, die sich durch aufmerksame Wahrung der feinen psychologischen Linie auszeichnet. Ein gutes Wort des Romans, das freilich nicht überraschend neu klingt, darf sich jede feiner Leserinnen ins Stammbuch schreiben: „Wir haben einen Zauber in der Hand, wir Frauen. Wir können vieles mildern und vieles geben, wenn wir's nur mit ganzem Herzen thun." Im übrigen sind die Gestalten meist zu sehr an der äußeren Schale erkennbar, die Ereignisse zu alltäglich. Die Sprache ist meist gut und natürlich, oft nicht ohne Poesie, aber hier und da auch wieder gesucht „modern". Der Versuch, humoristisch zu wirken, entgleist des öfteren, und das Eigenartigste an dem Buch, das mit der Energie seiner Linienführung auf größere Leistungen dieser Feder hoffen läßt, ist das klar herausgearbeitete Motiv des inneren Widerwillens, den ein zartes Weib gegen die Zärtlichkeiten eines starken Mannes empfindet. Wenn der Verfasser dies Motiv in seinen Werken mit besonderer Vorliebe pflegen will, wird er sicherlich Leser finden in einer Zeit, da das Gegenteil von Natürlichkeit natürlich scheint.

Hamburg. *Karl Strecker.*

Arkadien und andere Novellen. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Dresden, Carl Reißner 1900. 203 S.

Die vier Novellen, die Bernhardine Schulze-Smidt in diesem Bande vereinigt hat, verraten in der ihnen eigenen Zartheit der Empfindung ihren Ursprung aus einer weiblichen Feder keinen Augenblick. Damit soll keineswegs ein Tadel ausgesprochen sein, viel eher ein Lob, da die Verfasserin nicht auf Gebiete, die ihrer Individualität nicht entsprechen, übergegriffen, sondern es vorgezogen hat, solche seelische Vorgänge darzustellen, für deren Verständnis sich das weibliche Gemüt besonders eignet. Ihre Gestaltungskraft ist gerade in diesen vier Geschichten nicht eben groß, sie reicht aber aus, um die einfachen Herzenserlebnisse, von denen sie berichtet, lesenswert zu machen und ihren Personen das nötige Maß von Leben und Anschaulichkeit zu verleihen. Das beste Stück der Sammlung dürfte die erste Novelle „Arkadien" sein, die rührende, aber nicht rührselige Liebesgeschichte einer alten Jungfer, von ihr selbst erzählt. Am wenigsten hat mir die letzte Novelle „O Tannebaum" gefallen. Man versteht nicht recht, wie die neapolitanische Fischerstrau Teresa dazu kommt, den ziemlich langweiligen norddeutschen Schiffersjungen „Jan mit Wohlthaten zu überhäufen, und gewinnt weder für sie noch für ihren Liebling genügendes Interesse, da die Verfasserin es versäumt hat, das seltsame Verhältnis psychologisch zu erklären.

Niederlößnitz. *H. A. Lier.*

Der Dorfapostel. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 667 Seiten. Mk. 6,—.

Ganghofer zählt, wie erst kürzlich statistisch in dieser Zeitschrift festgestellt wurde, zu den Lieblingen der gemütvollen Lesewelt, besonders in Norddeutschland wird er gerne, weil man ihn dort als echten, naturalistischen Schilderer der Bergwelt ansieht. Von Josef Rueder und Ludwig Thoma weiß man dort leider noch wenig. Immerhin neigt man auch im Süden, speziell in münchener Litteraturkreisen, zu einer Ueberschätzung des Dichters. Er ist unzweifelhaft eine starke Begabung, seine Komposition weist sogar meisterhafte Züge auf, aber er gehört zu denen, die ihr Talent allzu eitrig in den Dienst der „Gartenlaube" gestellt haben. Er kultiviert die Gemütsseite, speziell das „deutsche Gemüt" mit dem sentimentalen Beigeschmack. So ökonomisch er im Verteilen seines Stoffes auf weiten Raum ist — thatsächlich erlahmt, trotz einer gewissen Dürftigkeit, der Fabel niemals das Interesse —, so wenig versteht er es, Licht und Schatten zu mischen. Seine Gestalten haben entweder einen guten oder einen schlechten Charakter, Mischtöne fehlen. In seinem neuen Hochlandsroman gesellt er den typischen Ganghoferfiguren eine neue hinzu, eben den Dorfapostel. Von ihm wird gelegentlich (S. 663) gesagt: „ein Mensch wie ein Berg, ein ungeheuerlicher Einfall der Natur, zu dem das Leben den Kopf geschüttelt hatte." Und weiter: „Roheit und Aberglauben der Menschen waren Lebenserwecker dieses Kindes — Aberglauben und Roheit seine Totengräber. Ein hilfloses Kind der Liebe hatte sich ausgewachsen zu einem Riesen und Berserker des Zornes . . ." Wenn man noch hinzufügt, daß sein Leben bis zur Schlußkatastrophe nur aus Güte und Liebe und Arbeit und Dulden be-

Digitized by Google

steht, so ist seine Charakteristik erschöpft. Um diesen leidenden Helden, der viel weint, aber durch einige wirklich ergreifende Züge ernsthafte Teilnahme erregt, sind geschickt die „trutzigen Bub'n" und „harben Deandl" gruppiert, die für die notwendigen Herzensgeschichten zu sorgen haben. Manches hübsche Wort, manche mit ursprünglicher Kraft geschilderte Szene verrät etwas von Ganghofers eigenster Dichternatur. Schade, daß ihr die Himbeerfarbe noch immer nicht widersteht.

Chemnitz. *Paul H. Hartwig.*

Gold und Myrrhe. Erzählungen und Skizzen von Paul Keller. Neue Folge. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1900. 226 S.

Wie die erste Sammlung (vgl. LC 1, 321), so verdient auch die jetzige Lob. Keller hat eine wunderbar ruhige und doch warme Art, zu erzählen; er ist ein gemütvoller Mann und scheut sich nicht, Einspänner zu sein. Eine Grübler-Natur wohl, doch nicht eine „verstübelte". Bewußt oder unbewußt hat er sich selber gezeichnet in dem alten Peregrin: „. . . eine vereinsamte, reiche Seele, zu einsam, als daß sie sich nicht in Träumereien verlieren müßte, und doch auch zu reich und gesund, als daß sie nicht ihren sieghaften Humor behalten müßte." So wenigstens wirkt die litterarische Physiognomie Kellers auf mich. Die Reden seiner Gestalten, das muß ich freilich abermals sagen, könnten natürlicher sein. Doch ich bemerke bereits fast überall eine leise, an einer Stelle sogar eine übergreifende Aenderung; ich meine die an den Kantor gerichtete Rede der Bauern (S. 78) in der Erzählung „Aerger". Kellers Erzählungen werden eine gute Bereicherung der Volksbibliotheken sein. Der Verfasser ist Katholik: er macht kein Hehl daraus, bekeidigt aber auch anderer Gefühle nicht.

Freiburg i. Br. *Max Bittrich.*

Sternbergersee-Geschichten. Von Maximilian Schmidt. 2 Teile (Bd. 11 und 12 der „Gesammelten Werke"). Reutlingen, Enßlin & Laiblin. Je M. 1,50 (2,25).

Die hier gesammelten Erzählungen Schmidts sind, obwohl schon älteren Datums, mit ihrem eigenartigen Lokalkolorit, ihren schlichten Schilderungen von Land und Leuten sehr gut geeignet, den Leser mit der Eigenart des Autors bekannt zu machen. Es sind keine „modernen" Geschichten, keine philosophierenden Bauern und tiefsinnig angelegten Dirnen berichten uns von ihrem „Seelenleben", einfach und in behaglicher Breite führt Schmidt die Fabel seiner Erzählungen einem zumeist glücklichen Ende zu. Manchmal will's ja scheinen, als sei der Ton, auf den seine Geschichten gestimmt sind, doch etwas zu altväterisch, zu sehr verwandt demjenigen des Kalender-Mannes, der nicht straffe und rasch vorwärts schreitende Handlung, sondern das hausbackene Berichten seine Kunst nennt. Aber die Natur und die Menschen seines Landes kennt Schmidt wie wenige, und seine Gestalten sind keine Salonbauern, sondern Geschöpfe mit echtem Empfinden in Zorn und Liebe. Die auch illustrativ hübsch ausgestatteten beiden Bände enthalten u. a. eine der besten Erzählungen Schmidts, „Die Fischerrosl von St. Heinrich". Ihr schließen sich die Geschichten „Der Himmelbrand", „Die Johannisnacht", „Der Erbe von Pollingsried" an.

Heilbronn. *Th. Ebner.*

Lyrisches.

Frau Sehnsucht. Gedichte von Hans Zuchhold. Wismar 1900, Willgeroth und Menzel.

Erstlinge. Poesie, wie sie sein soll: mehr empfunden als erfunden, mehr erlebt als erdichtet, kurz, Gelegenheitspoesie im goethischen Sinne. Hans Zuchholds „Frau Sehnsucht" braucht keine theatralische Pose. Es ist eine Schöne von liebevollem Gemüt, weich, nicht selten sogar etwas weichlich, holden Träumereien zugewandt, doch keineswegs darin aufgehend. „Es war einmal", dieser Klang gehört in ihre Lieblingsmelodieen. Sie singt gerne vor sich hin in einem „blauen Dämmerlicht". Da überkommt sie oft eine süße, thränenvolle Wehmut, seltener ein brennendes Weh. Ueber den dumpf brausenden Strom des Todes weiß sie sich am Ende morgenrote Brücken zu bauen.

„Frau Sehnsucht" vereinigt in eigentümlicher Weise eine Zartheit und eine Art sommerlicher Reife. Ihren Gang umzittert ein warmer Duft voll leuchtender Ruheschönheit. Dasselbe Prädikat, das der Dichter einmal seiner Herzensneigung zuteilt, verdient auch seine „Frau Sehnsucht" im ganzen: sie will „von Tag zu Tage nur sich sommerzarter zeigen". . . . . Wie in den meisten Jugendwerken streiten auch in Zuchholds Sammlung ausgewählter lyrischer Proben miteinander Voll- und Halbwertiges. Jenes überwiegt. Der Dichter folgt den Spuren des Volksliedes, Eichendorffs, Storms, Gustav Falkes. Er bewährt seine Kunst in engen Grenzen. Am wenigsten genügt der junge Autor strengeren Anforderungen auf episch-lyrischem Gebiete. In den „Balladen und Skizzen" giebt er sich die zahlreichsten und augenfälligsten Blößen. Die darin enthaltenen historischen Haupt- und Staatsaktionen wären in dem ruhigen Flusse eines Epos wohl berechtigt, als selbständige Gemälde wirken sie in dem gleichen Maße wie kunstvoll stilisierte Prosa. Es sind Reimchroniken; zündende Glut, konzentrierte Wucht, individuelles Leben läßt höchstens „Bernhardts von Weimar Tod" einigermaßen gewahr werden. Zuchholds Stärke macht der echt lyrische Ton. Strophisch komponierte, wohllautende Stimmungspoesie, Liebeslieder und Naturbilder! Seine Erotik „O könnt du bald", „Unsere junge Liebe" u. a., ergreift mit ihrer keuschen Sinnlichkeit und manchmal volksliedermäßig schlichtem Herzlichkeit. Der Preis gebührt seinen landschaftlichen Momentaufnahmen, insbesondere den Jahreszeitgedichten.

Der kleine Cyklus „Sommer", wie nach den einleitenden Stücken „Sommertraum" und „Sommeridyll" zu erwarten, sucht mit seinem köstlich intensiven Kolorit und seiner außerordentlich prägnanten Kürze seinesgleichen. In derartigen Versen kann sich der Dichter mit der seelenvollen Traumklarheit eines Martin Greif messen. Er bildet nur feiner, voller, farbiger als der ältere Meister. Hans Zuchhold hat sich mit diesem Bändchen als ein tüchtiges, zukunftsfrohes Talent achtunggebietend in die Litteratur eingeführt.

Berlin. *A. K. T. Tielo.*

Verschiedenes.

Vom Theater um die Jahrhundertwende. Zwölf Kapitel von Rudolf Presber. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1901. M. 3.— (4,—).

Daß ein sehr dringendes Bedürfnis vorhanden war, die zuerst im „Türmer" veröffentlichten Monatsberichte Presbers über die Leistungen der berliner Bühnen zu dem vorliegenden Buche zusammenzufassen, möchte ich nicht gerade behaupten: ebensowenig, daß unser Wissen über das dramatische Schaffen um die Jahrhundertwende eine sehr bemerkenswerte Klärung hierdurch erfahren wird. Da sich indessen die darin enthaltenen Plaudereien durch eine wohlthuende Frische und Unbefangenheit der Anschauung auszeichnen, da sie auch da, wo man ihrem Urteil nicht zu folgen vermag, anregend wirken und den Leser angenehm unterhalten, da über die zeitgenössische dramatische Litteratur manch gutes und treffendes Wort gesagt wird, ohne daß die kritische Sonde des Verfassers freilich sehr in die Tiefe dringt, da die flotte und witzige Schreibweise die feuilletonistische Begabung Presbers von ihrer besten Seite zeigt, so darf der kleine Band als ein liebenswürdiger Beitrag zur Kenntnis der modernen Theaterlitteratur gern willkommen geheißen sein.

Daß eine Beurteilung der schauspielerischen Leistungen beinahe vollkommen fehlt, habe ich allerdings mit Bedauern empfunden. Die schauspielerische Beurteilung einer Theatervorstellung ist so schon die Achillesferse unserer Kritik: dieselben Rezensenten, die über den litterarischen Wert eines Stückes leidlich geistreich zu plaudern

Digitized by Google

verstehen, werden meist an Naivetät den lieben Kindlein gleich, wenn sie den Schauspielern und dem Regisseur ihre Censuren erteilen. Und doch thäte kaum etwas anderes unserem Theater so not, als eine wirklich sachverständige und gründlich eingehende Beurteilung der schauspielerischen Leistungen einer Vorstellung.

Karlsruhe. *Eugen Kilian.*

Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Schauspielkunst von den Anfängen bis 1850 nach den Ergebnissen der heutigen Forschung. Von Robert Proelß. Leipzig. Verlag von F. A. Berger. 1900. XVI u. 416 S. M. 6.—.

Kaum auf einem anderen Gebiete hat die geschichtliche Forschung in den letzten zwanzig Jahren einen derartigen Aufschwung genommen, wie auf dem des Theaters. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß ein Fachkenner wie Robert Proelß es in dem vorliegenden Buche unternommen hat, die in einzelnen Monographieen und zerstreuten Schriften niedergelegten Resultate der neuzeitlichen Theaterforschung von selbständigem Standpunkte aus als Ganzes zu bearbeiten und so ein — wenn auch in mäßigen Umfangsgrenzen gehaltenes — modernes Gegenstück zu Devrients berühmtem Geschichtswerk zu schaffen. Es läßt sich keineswegs verkennen, daß die vor nunmehr fast 50 Jahren von Eduard Devrient geschriebene „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ in vielen Punkten heute der Berichtigung bedarf — aber trotz Proelß scheint mir die Frage zum mindesten diskutierbar, ob eine Neubearbeitung des devrientschen Werkes, die freilich mit umfassender Sachkenntnis vorgenommen werden müßte, sich nicht doch empfehlen würde; denn in der Anlage und in der Gruppierung des immerhin ausgedehnten Stoffgebietes hat Devrient mustergiltiges, kaum zu übertreffendes geleistet. Wenn er — was Proelß tadelt — der Schauspielkunst dabei den Platz vor der dramatischen Litteratur anweist, so scheint mir das doch in einem Buche, das sich seinem Titel nach ausdrücklich mit der Geschichte der Schauspielkunst befaßt, ganz gerechtfertigt. Zudem ist Proelß in denselben Fehler — wenn es anders ein Fehler ist — verfallen: auch sein Buch ist nicht weniger, aber auch nicht mehr als der Titel besagt — eine Geschichte der darstellenden Kunst, wie sie sich auf den einzelnen Bühnen gezeigt und entwickelt hat. Er macht zwar verschiedentlich den Versuch, die Entwickelung der dramatischen Litteratur in den Vordergrund zu schieben; daß es bei dem Versuch bleiben muß, liegt schon in dem verhältnismäßig geringen Umfang des Werkes begründet. Eine erschöpfende Darstellung, wie die Bühnendichtung sich an der Hand der Schauspielkunst (oder umgekehrt, wie man will!) entwickelt hat, fehlt uns noch, und es wäre zu wünschen, daß sie uns nicht mehr allzulange fehlte. Inzwischen soll die proelßsche Arbeit als ein erster und beträchtlicher Schritt auf diesem Wege gern willkommen geheißen werden. Daß dem Buche ein Personenregister, sowie ausführliche Verzeichnisse des Inhalts und der benutzten Quellenwerke beigegeben sind, macht es für den Gebrauch zugänglicher und erleichtert in dankenswerter Weise die Uebersicht über den weitschichtigen Stoff.

Berlin. *Friedrich Moest.*

Das Pathos der Resonanz. Eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens. Von Otto Lyon. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1900. 202 S.

Das Buch geht von einer Kritik der modernen Kunst aus, indem es zunächst darlegt, daß Kunst und Leben in inniger Beziehung zu einander stehen, daß es für ein Volk nicht genügt, in der Vergangenheit große Muster und große Schöpfungen zu besitzen, sondern daß wir die Gesundheit und Größe der Kunst und des Volkes nur zu erkennen vermögen an dem lebendigen Kunstschaffen seiner Gegenwart. Und hier tritt uns überall neues Leben und eine freudige Lebensfülle entgegen.

Dennoch haften der modernen Kunst drei Uebelstände an: zügelloser Selbstsinn, Einseitigkeit und Ausschließlichkeit der Kunstanschauung und blinde Nietzschevergötterung. Die Zügellosigkeit des Selbstsinnes (so überträgt Lyon das Wort Subjektivismus) zeigt sich in der einseitigen Betonung des an sich gesunden Gedankens, daß alle wahre Kunst auf der Persönlichkeit und Eigenart des Schaffenden beruht: dies habe dahin geführt, daß alle Lebensgesetze und Lebensverhältnisse sich der Persönlichkeit des Einzelnen unterwerfen müßten: der zweite Punkt darin, daß die neue Bewegung nur die eine Kunst anerkennt, die sie gerade vertritt. Der dritte Punkt endlich führt den Verfasser direkt auf sein Thema, indem er dem „Pathos der Distanz“ Nietzsches, d. h. dem Bewußtsein der ungeheuren Entfernung des Uebermenschen vom Menschen, aus dem heraus ersterer mit Seelenruhe morde, senge, brenne u. s. w., sein „Pathos der Resonanz“ entgegensetzt, d. h. „die sonnige Freude an dem Widerhall, an der Resonanz unseres Ich, unserer Person in den Dingen und Personen unserer Umgebung und zuletzt im ganzen Universum“. Hierin bestehe das Wesen des Genies, das immer aufbaue und neue Werte, neue Güter, neue Kräfte und neue Bethätigung dieser Kräfte schaffe.

Der näheren Ausführung dieses Gedankens ist der zweite, der Hauptteil der Schrift, gewidmet. Zunächst will Lyon die Individualphilosophie durch die Sozialphilosophie ersetzen, d. h. die Philosophie, die, vom Ich ausgehend, diesem die Welt der Erscheinungen entgegensetzte, durch eine, die, auf den Schultern der exakten Forschung stehend, sich nicht mehr auf das isolierte Individuum gründet, sondern auf die als Individuen zusammengesetzten sozialen Gebilde. Das Ich ist niemals isoliert für sich aufgetreten, sondern stets in Wechselbeziehung zu anderen Individuen, von denen losgelöst es undenkbar ist. Das Ich ist daher nur als ein Produkt der sozialen Wechselbeziehungen aufzufassen. Das soziale Gebilde ist das Gesamt-Ich, das Universal-Ich gegenüber dem Individuum, auch ein ebensolcher Organismus, der noch den Vorteil bietet, daß wir hier das Forschungsobjekt in ungemeiner Vergrößerung anschauen können.

Ich kann dem Verfasser auf diesem Wege der schroffen Gegenüberstellung der „Individualphilosophie“ zur „Sozialphilosophie“ nicht folgen. Wenn schon die Erkenntnis des einzelnen Individuums nach Lyon unmöglich ist, so ist es die der aus Individuen zusammengesetzten Gesamtheit noch viel mehr. Es ist wahr, das Individuum trägt in seinen Begriffen, seinen Grundanschauungen Erzeugnisse mit sich, die nicht von ihm allein geschaffen, sondern zumteil das Erbe der gesamten geschichtlichen Entwickelung sind, die sich allerdings nur in sozialen Gliederungen vollzogen hat; aber, und das ist das Entscheidende, bewußt wird sich das Individuum seiner selbst und somit auch dieses seines ganzen Besitzes nur für sich allein und in sich allein, und deswegen wird jede Philosophie, sie mag heißen, wie sie wolle, vom Einzel-Ich ausgehen müssen, weil nur dieses uns unmittelbar bekannt ist. Der Begriff des sozialen Gebildes ist rein abstrakt, und deswegen kann der Begriff des Organismus nur im übertragenen Sinne daraus angewandt werden. Auch von diesem Gesichtspunkte aus bietet sich also der Erkenntnis der Gesamtheit kein Anhaltspunkt dar, es sei denn auf dem Umwege über das Selbstbewußtsein des Individuums. Nur unter dieser Voraussetzung mag man davon sprechen, daß das Ganze einen bequemeren Ueberblick über die treibenden Kräfte gewährt als das Individuum, ein Gedanke, der übrigens schon von Plato zu Anfang der Politeia ausgesprochen wird.

Im folgenden Teil nun, der „Das Genie“ überschrieben ist, führt Lyon seinen Gedanken weiter aus. Nach ihm ist das Leben „Rotation um den eigenen Mittelpunkt und um den Brennpunkt einer höheren Einheit“. Diese Rotation wird durch zwei Kräfte, die Centripetal- und die Centrifugalkraft, hervorgerufen. Die Wechselbeziehung dieser letzteren wird mit „Resonanz“ bezeichnet, also ist das Leben, das eben hierauf beruht,

Digitized by Google

selbst „Resonanz". Alle Lebenserscheinungen sind zweigliedrig, und alles Leben entwickelt sich in Gegensätzen. Diese Zweigliederung beherrscht auch das psychische Leben (psychophysischer Parallelismus); die psychischen Vorgänge sind nicht, wie der Materialismus lehrt, Folgeerscheinungen der Nerven- und Gehirnerregung durch physikalische und physiologische Reize, sondern sie sind selbständige Funktionen neben den physischen, die aber miteinander genau parallel gehen; beide rotieren um denselben Mittelpunkt. Die Empfindung ist das centripetale Element, das Gefühl das centrifugale. Das Streben nach Resonanz (das Pathos der Resonanz) durchzieht alle Lebenserscheinungen: sein höchster Ausdruck ist das Genie. Die Lehre von der Resonanz löst nun auch die Schwierigkeiten des Kausalitäts- und Zweckbegriffes und mit diesem letzteren auch die Frage nach der menschlichen Freiheit. Auch die Religion kann darauf zurückgeführt werden.

Auch hiergegen meldet sich unser Widerspruch. Die Hauptschwierigkeit besteht hier meines Erachtens in der Unzulässigkeit der einfachen Uebertragung rein physikalischer Vorgänge wie der Rotation der Weltkörper auf das organische Leben bis hinauf zu seinen höchsten Erscheinungen. Im besten Falle ist diese Uebertragung ein Bild, ein Vergleich, wodurch aber nicht das geringste zur Erkenntnis auch nur der einfachsten Lebenserscheinungen gewonnen wird.

Im letzten Abschnitt wird die Kunst definiert als „gesteigerte Resonanz"; daraus werden dann ihre Gesetze abgeleitet.

Soll ich mein Urteil über das Buch zusammenfassen, so muß ich zwar den Grundgedanken für verfehlt erklären, stehe jedoch nicht an, zuzugeben, daß sich viel geistreich Gedachtes darin findet, das wohl auch zu weiterer Ausführung anregen könnte.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

La Philosophie de la Longévité par Jean Finot. Paris, Schleicher Frères. 1900. 330 S. 3,50 Frcs.

Den Erfolg des Buchs in Frankreich hat wohl nicht nur der Titel und das unter dieser Spitzmarke behandelte Problem, sondern ebensowohl die Art dieser Behandlung verursacht. Dabei werden zwei Thesen verfochten, die einander ergänzen, ja fast überflüssig machen: die eine, daß die Lebensdauer sich bedeutend verlängern lasse, die andere, daß der Tod für den Denkenden kein Schrecknis, ja im Grunde eine Illusion sei. Beide werden mit einer seltenen Kenntnis der einschlägigen Litteratur, Geschichte und Philosophie aller Zeiten, sowie mit einer vorzüglichen Beherrschung der neuesten, oft noch unsicheren Ergebnisse der naturwissenschaftlichen und exakt-psychologischen Forschungen gestützt. Nimmt man dazu noch die zahlreichen einzelnen merkwürdigen Thatsachen, die der Verfasser mit so peinlichem Fleiß seiner Beweisführung dienlich macht, so ist das Buch, von seiner Tendenz noch abgesehen, unbedingt wertvoll und beachtungswürdig.

Nun zur Tendenz selbst. Daß der Tod eine Illusion sei, wird damit bewiesen, daß der von uns als solcher bezeichnete Moment vielmehr der Anfang einer neuen Entwickelungsperiode genannt werden müsse, bei der unsere animalischen und chemischen Bestandteile neue Verbindungen eingehen, die erst im vollsten Sinne Leben und Wirken genannt werden können. Der Pantheismus hat schon früher diesen Befruchtungsprozeß als die „Hingabe an das Weltall" gefeiert; immerhin kommt Finot das Verdienst zu, die, meines Wissens erste, Aesthetik der Verwesung nicht ohne Beredsamkeit und mit nur zuviel Anschauungsvermögen geschrieben zu haben. Bisher sprachen nur die Aerzte von „schönen Fällen"; die neu zu gründende „Todeswissenschaft" gedenkt nun auch den Laien die physiologischen Verwandlungsvorgänge unter der Kategorie des Schönen erfassen zu lassen. Warum auch nicht, wenn es sein kann?

Ob aber damit der Zweck erreicht wird? Es scheint doch eine häufig gemachte Verwechselung hier vorzuliegen. Kein Mensch fürchtet den Tod als Lebenszerstörer, jedem aber bangt vor dem dauernden Verlust des Bewußtseins; und darum werden die schönsten Beweise für die Unsterblichkeit des Körperlichen uns die Angst vor jenem Verlust nicht nehmen können.

Zur Lebensverlängerung werden uns die bekannten Mittel empfohlen und in ihrem Erfolg mit zahlreichen Beispielen belegt. Auch der induktive Beweis, daß das Lebensalter im Laufe der Zeiten sich nicht notwendig vermindere, ist recht erfreulich, der Verfasser sieht außerdem in der Todesfurcht eine nicht nur überflüssige, sondern direkt lebenzerstörende Sorge. Er möchte dabei unter anderem nachweisen, daß der Todeskampf nur scheinbar schmerzlich, in den meisten Fällen ein ganz wohlthätiges, nur halbbewußtes Uebergangsstadium ist. An scharfsinnigen Argumenten und interessanten Thatsachen fehlt es auch hier nicht; am Ende ließe sich aber das Gegenteil auch mit Thatsachen beweisen?

Neben dieser Verteidigung der zwei Hauptthesen bringt das Buch noch eine reiche Fülle sie bestärkender Nebenbeweise. So das Kapitel über die Unschädlichkeit der Friedhöfe, die Barbarei der Leichenverbrennung, die Versuche künstlicher Lebens- und Menschenerzeugung u. s. w. — Der Religion als Trägerin einer problematischen Unsterblichkeitshoffnung und als Hauptverzeigerin der verderblichen Todesfurcht durch die Verzeltungslehre ist Finot konsequenterweise nicht gewogen, ohne indes in seiner Ungerechtigkeit zu weit zu gehen.

Alles in allem: ein in seiner Tendenz nicht genügend begründetes, aber durch viele merkwürdige Einzelnachweise unbedingt lesenswertes Buch.

La Tour-de-Peilz (Genfersee). *Eduard Platzhoff.*

Nachrichten

Eine neu entdeckte Abhandlung Herders. Der Bibliothekargehilfe der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen" zu Riga, Herr Nikolaus Busch, hat vor kurzem in einem der Gesellschaft gehörigen Manuskriptenbande eine Schrift Herders entdeckt, die bis jetzt für verschollen galt. Daß Herder vor seiner Ordination zum Adjunkten an den vorstädtischen Kirchen eine in lateinischer Sprache verfaßte Abhandlung „über den Heiligen Geist als Urheber des Heils der Menschheit" eingereicht hat, war bekannt, und die jetzt aufgefundene Schrift erweist sich als jene Abhandlung. Sie führt den Titel: „De spiritu sancto auctore salutis humanae. Theses theologicae venerando ministerio verbi divini Regensi oblatae." Das Manuskript, das aus dem Jahre 1767 stammt, soll in dem 33. Bande der von Prof. B. Suphan geleiteten Herder-Ausgabe seinen Platz finden.

* * *

Blumenspiele. Am 6. Mai fanden in Köln zum dritten Male die von Johannes Fastenrath gestifteten Blumenspiele statt. Preisgekrönt wurden u. a. folgende Dichtungen: „Ihr Fürsten, Könige und Kaiser" (Liedeslied von Humbert v. Heltersberg, Berlin); „Trost in Nacht" (Religiöses Gedicht von Maria Frfr. v. Maltzahn, Dresden); „Iltis" (Vaterlandsgedicht von Guido Maria Dreves, Wien); „Der Verbannte" (Ballade von Veo Tepe van Heemskede, Oberlahnstein); „Deutscher Gruß an Spanien" (von Dr. Czarnikau, Berlin); „Die weiße Frau" (Kölnische Ballade von Josef Klein, Köln). — Die Stadt Saragossa hat wie im vorigen Jahre einen Preis für das beste deutsche Gedicht über irgend ein ruhmvolles Ereignis aus der deutschen Geschichte ausgesetzt. Die Einsendungen sind in der üblichen Weise (Kennwort, verschlossene Adresse) bis zum 15. September an den „Secretario del Excelentisimo Ayuntamiento de Zaragoza" zu richten.

Digitized by Google

Deutsch-evangelische Volksschauspiele. Der „Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele“ in Berlin, der sich aus den Freunden des Gustav Adolf-Festspiels von 1899 gebildet hat und über 1800 Mitglieder zählt, bereitet für den November d. J. die Aufführung des „Luther-Festspiels“ von Otto Devrient vor. Prinz Friedrich von Preußen hat das Protektorat, Generalsuperintendent D. Faber den Ehrenvorsitz übernommen. 350 Angehörige aller Stände und kirchlichen Richtungen sind zu einem Ehren-Ausschuß zusammengetreten. Die Spielleitung liegt in den Händen von Herrn Georg Droscher, Regisseur am königlichen Schauspielhause, den Luther wird Arthur Krauseneck spielen. Die Geschäftsstelle des Vereins, die auch Programme und Druckzeichen zur Auflklärung versendet, befindet sich in Berlin SW., Lindenstraße 89.

* * *

Preiskrönung. Die theologische Fakultät der Universität Würzburg hat den Dichterpreis, den sie alle sechs Jahre für das beste Werk auf dem Gebiete der christlich-religiösen Dichtung zu vergeben hat, und der in diesem Jahre zum ersten Male verliehen worden ist, dem Verfasser der Dichtung „Jesus Messias“ (Heiligenstadt [Eichsfeld], Verlag von F. W. Cordier), Dr. F. W. Helle, zuerkannt (vgl. die Notiz über Helle auf Sp. 480 dieses Jahrgangs).

* * *

Allerlei. Der Lustspieldichter Oskar Walther starb Anfang Mai in Unterwasser in Bayern im Alter von 50 Jahren. In Gemeinschaft mit Leo Stein schrieb er die erfolgreichen Lustspiele „Fräulein Doktor“, „Opferlamm“, „Die Herren Söhne“ u. a. — Dr. Julius Schwering, Dozent für deutsche Litteraturgeschichte an der Akademie zu Münster, wurde zum Professor ernannt. — Die französischen Dichter werden in nächster Zeit in Paris einen Kongreß abhalten, auf dem die Lebensfragen der Litteratur (Heimatkunst, Erneuerung der Litteratur u. s. w.) erörtert werden sollen. — In Bern hat sich ein Komitee zur Errichtung eines Denkmals für Albrecht von Haller, dem Dichter der „Alpen“, gebildet.

Vortragschronik.

Hamburg. „Ueber Gerhart Hauptmanns „Michael Kramer“.“ Von Alfred Frhrn. v. Berger (Hamb. Nachr. 107). 6. Mai.

Köln. „Ueber Volkskunst.“ Von Karl Frhrn. v. Perfall (Köln. Volksztg. 383).

Notizen.

Der Name Mephistopheles. Der bekannte Forscher auf religiös-geschichtlichem Gebiet W. H. Roscher hat kürzlich in einer „Ephialtes“ betitelten Abhandlung (20. Bd. der Abh. der phil.-hist. Klasse der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Nr. II, 1900) eine neue Deutung des Namens Mephistopheles gegeben. Nach hebräischen Etymologieen sollte der Name je nach seiner verschiedenen Schreibweise bedeuten: „Zerbrecher der Lügner“, „Vernichter und Lügner“ und „Verführer zur Thorheit“; nach griechischen: „Schwefeldampfliebend“, „Der das Licht nicht Liebende“ (nach Düntzer), „Nichtlustlieb“ u. a. Die Endung des Namens spricht jedenfalls eher für griechische Ableitung, und Roscher meint, der Name habe ursprünglich „Megist-opheles“ gelautet und bedeute: „Der höchst Nützliche“. Diese Erklärung knüpft an den Charakter des Dämons an, der in der alten Faustsage durchaus der eines allzeit hilfreichen, alle Bedürfnisse Fausts befriedigenden Dieners ist. Die aus Goethes „Faust“ gelaufige veränderte Namensform hält Roscher für einen der so häufigen Euphemismen, wie diacre für diable, morbleu für mort de dieu und ähnliches.

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Aly, Eduard. Geschichten aus Sachsen-Sieben-Indien. Des Wolkenkuckuksheimer Dekamerone zweiter Teil. Berlin, F. Fontane & Co. 197 S. M. 3,— (4,50).

Ego, F. Seichte Wasser. Skizze in 6 Episoden. Berlin, Hugo Steinitz. 82 S. M. 2,—.

Efgstruth, Natalq von. Sonnenfunken. Nov. u. Erz. Leipzig, Paul List. 211 S. M. 3,— (4,—).

Fuhrmann, M. Roman eines Decadenten. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft. gr. 8°. 151 S. M. 2,50 (3,50).

Georgy, E. Profit Brantpaar! (Die berliner Range. 7. Bdchn.) Berlin, Richard Bong. Schmal 8°. 181 S. M. 1,— (1,50).

Greinz, Rudolf. Das fünfte Rad am Wagen. E. lustige Gesch. a. Tirol. (Wiesbad. Volksb. Nr. 7.) Wiesbaden, H. Staadt. 51 S. M. —,10.

Heyse, Paul. Tantalus. — Mutter und Kind. Zwei Novellen. Illustr. Stuttgart, Carl Krabbe. gr. 8°. 156 S. M. 2,— (2,50).

Huber, J. Der verhängnisvolle Zwanziger u. a. ausgew. Erz. Wien, Heinrich Kirsch. 334 S. mit Bildn. M. 2,40.

Jensen, Wilhelm. Magister Timotheus. Nov. (Wiesbad. Volksb. Nr. 6.) Wiesbaden, H. Staadt. 44 S. M. —,10.

Keben, G. Das schöne Leid. Drei Erzählungen. Jena, Hermann Costenoble. 186 S. M. 1,—.

Klambert, Karl. Was mäh so hin un widder bassiert ds. Kasseläner Verzählungen. Herausgegeben von P. Heidelbach. Kassel, Karl Victor. 106 S. M. 1,— (1,50).

Laverrenz, W. Seemannshumor. Humoresken. Illustr. Schöneberg-Berlin, W. Sommer. 123 S. M. —,50.

Lingen, Thekla. Die schönen Frauen. Berlin, Schuster & Loeffler. 209 S.

Nathusius, A. v. Mann und Weib. Geschichten und Gedanken. Berlin, Richard Eckstein Nachf. 142 S. M. 2,— (3,—).

Norden, A. (A. Hinnius.) Schlagende Wetter. Erz. aus meiner alten Tagen. Berlin, Otto Janke. 2 Tle. in 1 Bde. 184 und 209 S. M. 6,—.

Schönthan, P. v. Frau Lot. Wiener Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 275 S. M. 3,— (4,—).

Polenz, Wilhelm v. Luginsland. Dorfgeschichten. Berlin, F. Fontane & Co. 87 S. M. 1,—.

Zapp, Arthur. Die Gymnasiastin und andere Nov. Leipzig, Johannes Cotta Nachf. 251 S. M. 2,50 (3,50).

D'Annunzio, Gabriele. Heißes Blut. 5 Novellen. Deutsch von F. Brandes und Th. Gewert. Illustr. Stuttgart, Franckhsche Verlagsh. 128 S. M. 1,— (1,80).

Balzac, H. de. Eine Evastochter. Deutsch von F. Wehl. Berlin, Hugo Steinitz. 127 S. M. 1,—.

Lie, B. In Knut Arnebergs Haus. Roman. A. d. Norweg. von M. Mann. München, Albert Langen. 371 S. M. 4,— (5,—).

Maupassant, Gud de. Die kleine Roque. Novellen. Frei übertr. von Georg Frhrn. v. Ompteda. Berlin, F. Fontane & Co. 253 S. M. 2,—.

Prévost, Marcel. Der gelbe Domino. Roman. A. d. Franz. von H. Jürgens. Mit Illustr. von F. Frhrn. von Reznicek. München, Albert Langen. 174 S. M. 3,— (4,—).

Wied, G. Die leidhaftige Boshelt. Roman. A. d. Dän. von M. Mann. München, Albert Langen. 302 S. M. 3,— (4,—).

b) Lyrisches und Episches.

Atram, E. Lyrische Blätter aus meinem Tagebuche. Dresden, E. Pierson. 84 S. M. 1,50.

Bülow, A. Mußestunden. Lieder und Gedichte. Danzig, L. G. Homann. 151 S. M. 3,—.

Bunge, R. Burenlieder. Dresden, E. Pierson. 92 S. mit 1 Bildn. M. 1,— (2,—).

Bruckner, A. Ebbe und Flut. Gedichte. Stuttgart, Jos. Roth. 12°. 196 S. M. 2,20.

Demisch, Walter. Vom Leben und vom Lieben. Lieder eines Zukunftslosen. Dresden, E. Pierson. 64 S. M. 1,50.

Digitized by Google

c) Dramatisches.

Heymel, A. W. Der Tod des Narcissus. E. dram. Ged. in einem Aufz. Berlin, Schuster & Loeffler. 12°. 50 S. Kerkerling, E. v. Der dumme Hans. Trauerspiel. Berlin, S. Fischer. 111 S. M. 2,—.

Rittner, R. Wiedergefunden. Schauspiel. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 147 S. M. 2,—.

Stavenhagen, Fritz. Jürgen Pieyers. Niederdeutsches Volksstück. Hamburg, Aug. Harms. gr. 8°. 165 S.

Björnson, Björnstjerne. Geographie und Liebe. Lustspiel. 184 S. M. 3,— (4,—). — Laboremus. Drama. A. d. Norweg. 168 S. mit Bildn. M. 4,— (5,—). München, Albert Langen.

Strindberg, August. Ostern. Ein Passionsspiel in 3 Akten. Dresden, E. Pierson. 116 S. M. 2,—.

Wied, G. Vier Satyrspiele. A. d. Dän. von M. Mann. München, Albert Langen. 200 S. M. 2,— (3,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Baier, Rudolf. Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an G. F. Benecke. Mit Anmerkungen begleitet und herausgegeben. Leipzig, Dieterichsche Buchh. Lex. 8°. 173 S. M. 3,60 (4,60).

Eckermann, Joh. Peter. Goethes Faust am Hofe des Kaisers. In drei Akten i. d. Bühne eingerichtet. Herausg. von Friedr. Lewes. Berlin, Georg Reimer. 129 S.

Elsässische Theater, Das, zu Straßburg i./Els. Straßburg, Schleier & Schweikhardt. 64 S. mit 80 Abb. M. 1,—.

Feiler, E. Das Benediktiner-Offizium, ein altengl. Brevier, a. d. 11. Jahrh. Ein Beitrag zur Multifunfrage. (Anglistische Forschungen. Herausgeg. von J. Hoops. 4. Heft.) Heidelberg, Carl Winter. 81 S. M. 2,40.

Kilian, Eugen. Der einteilige Theater-Wallenstein. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte von Schillers Wallenstein. (Forschungen zur neueren Litteraturgesch. XVIII.) Berlin, Alexander Duncker. gr. 8°. 100 S. M. 2,70.

Komorzynski, Egon v. Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Berlin, B. Behr (E. Bock). gr. 8°. 196 S. M. 4,—.

Poschl, Ernst v. Die Separat-Vorstellungen vor König Ludwig II. Erinnerungen. München, E. H. Beck. 65 S. M. 1,20.

Robert, C. Studien zur Ilias. Mit Beiträgen von F. Bechtel. Berlin, Weidmannsche Buchh. gr. 8°. 591 S. M. 16,—.

Rohde, Erwin. Beiträge zur Chronologie, Quellenkunde und Geschichte der griech. Litt. — Beiträge zur Geschichte des Romans u. s. w. (Kleine Schriften. 2 Bde. Mit Zusätzen a. d. Handexemplaren des Verf.) Tübingen, J. C. B. Mohr. gr. 8°. XXXI, 436 S. und III, 481 S. M. 24,—.

Schenl, Th. Sir Samuel Garth und seine Stellung zum komischen Epos. (Anglistische Forschungen. Herausgeg. von J. Hoops. 3. Heft.) Heidelberg, Carl Winter. 114 S. M. 3,—.

Somborn, Carl. Das venezianische Volkslied: Die Villotta. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 172 S. M. 3,60.

Veterator (Waither Potelin) und Advocatus. Zwei pariser Studentenkomödien a. d. Jahren 1512 u. 1532. Herausgeg. von J. Bolte. (Lat. Litteraturdenkmäler. Herausgeg. von Max Herrmann. XV). Berlin, Weidmannsche Buchh. XXXII, 122 S. M. 3,—.

Velzen, H. Th. van. Aesthetische Betrachtungen. Leipzig, Hermann Haacke. gr. 8°. 107 S. M. 3,20.

e) Verschiedenes.

Bedeutung, Die bleibende, des neutestamentlichen Kanons für die Kirche und f. des Volkes Abwendung von demselben. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 48 S. M. —,50.

Biller, Clara. Briefe aus Paris und Spanien. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 431 S.

Brehm's Konversations-Lexikon. 14., vollst. neubearbeitete Auflage. 1. Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. Geb. M. 12,—.

Ebe, G. Der deutsche Cicerone. Führer durch die Kunstschätze der Länder deutscher Zunge. IV. Malerei. Fremde Schulen. Leipzig, Otto Spamer. 675 S. M. 9,50.

Entwicklungsgeist, Das, und das Kirchendogma nebst kritischem Anhang. 1. d. Zukunft. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 50 S. M. 1,—.

Friedrich, J. Ignaz von Döllinger. Sein Leben. 3. Teil. Von der Rückkehr aus Frankreich bis zum Tode (1849 bis 1890). München, C. H. Beck. gr. 8°. 732 S. M. 16,— (18,—).

Gerichmann, H. Kunst und Moral. Vortrag. Königsberg, Wilh. Koch. gr. 8°. 30 S. M. —,40.

Helden der Menschheit. Heft 1 bis 4. Buddha, Cromwell, Tolstoi, Hutten u. s. w. Berlin, Verlag Aufklärung. Lex. 8°. 96 S. (Vollständig in 50 Heften zu 20 Pf.)

Henrici, E. Dreißig Jahre nachher. Betrachtungen über das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich. Berlin 8., Julius Klönne Nachf. gr. 8°. 63 S.

Keben, G. Fackelzug durch Kunst und Kultur. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 149 S. M. 2,50 (3,50).

König, G. Wilhelm Bundt. Seine Philosophie und Psychologie (Frommanns Klassiker der Philosophie. XIII). Stuttgart, Fr. Frommann. gr. 8°. 207 S. mit Bildn. M. 2,— (2,50).

Lüer, Herm. Die Entwicklung in der Kunst. Ein Erklärungsversuch. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 71 S. M. 1,50.

Notizen eines Laien a. d. Litteratur der Geisteswissenschaften in 7 Fragestücke geordnet. Berlin, Siegfried Cronbach. gr. 8°. 74 S. M. 1,—.

Przybyszewski, Stanislaw. Vigilien. 2. Aufl. Berlin, S. Fontane & Co. 64 S. M. 1,50 (2,50).

Reinhold, G. Das Wesen des Christentums. Eine Entgegnung auf Adolf Harnacks gleichn. Buch. Stuttgart, Joh. Roth. gr. 8°. 96 S. M. 1,20.

Saenger, S. John Stuart Mill. Sein Leben und Lebenswerk. (Frommanns Klassiker der Philosophie. XIV. Stuttgart, Fr. Frommann. 200 S. mit Bildn. M. 2,— (2,50).

Schieler, C. Giordano Bruno, der Dichter-Philosoph (Flugschriften des Neuen Frankf. Verlags. VI). Frankfurt a. M. Neuer Frankf. Verlag. gr. 8°. 64 S. mit Bildn. M. —,75.

Schulz, Th. Die Religion der Zukunft. 2. Teil: Das vollendete Rad des Lebens und der feste Ruhestand. 3., stark verm. Auflage. Frankfurt a. M., Neuer Frankf. Verlag. gr. 8°. 195 S. M. 2,—.

Steiner, Rudolf. Welt- und Lebensanschauungen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Anszug aus Vorträgen. Berlin, Selbstverlag der Arbeiter-Bildungsschule. gr. 8°. 34 S. M. —,25.

Stock, Otto. Friedrich Nietzsche, der Philosoph und der Prophet. (Aus: „Westermanns illustr. deutsche Monatshefte".) Braunschweig, Georg Westermann. gr. 8°. 62 S. mit e. Bildn. M. 1,—.

Svoboda, A. Ideale Lebensziele. Kritisches, Geschichtliches und Philosophisches. 2 Tle. Leipzig, C. G. Naumann. gr. 8°. 391 und 506 S. M. 15,50 (18,50); in einem Bde. M. 14,— (17,—).

Velde, H. van de. Die Renaissance im modernen Kunstgewerbe. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 148 S. Kart. M. 4,—.

Wiedergeburt der Menschheit durch einen Deutschen. Greifswald, Julius Abel. gr. 8°. 140 S. M. 2,—.

Wittich, W. Die Kunst der Rede. Leipzig, Rich. Lipinski. 107 S. M. 1,—.

Zeitlexikon. Heft 3. März 1901. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Lex. 8°. M. 1,—.

Zobeltitz, H. v. Der Wein. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex. 8°. 128 S. mit 10 Kunstbeil. u. 152 Abb. Kart. M. 4,—.

Kemény, F. Entwurf einer internationalen Gesamt-Akademie (Weltakademie). Nebst einem französ. Anhang. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 148 S. M. 3,— (4,—).

Nitzenauer, Bruno. Aphorismen aus Sternbhal. Ueber Schönheit, Kunst und Kultur. Ausgezogen und in deutscher Uebersetzung zusammengestellt. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 192 S. M. 3,—.

Zuschriften.

Nochmals „Ueber Anthologieen".

Herr Dr. Carl Busse hat sich in Nr. 14 des „Litt. Echo" in so liebevoller Weise bemüht, an meiner Anthologie „Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts" sein gutes Haar zu lassen, sie gründlichst zu vernichten, daß ich mich veranlaßt sehe, ausnahmsweise darauf zu erwidern und den in meiner Anthologie eingenommenen Standpunkt zu rechtfertigen, weil mir damit Gelegenheit geboten ist, meinen Standpunkt und meine Absicht, die auch von anderer Seite mehrfach mißverstanden worden ist, hier öffentlich zu präzisieren, und weil die ganze Sache insofern ein gewisses allgemeines Interesse besitzt, als sie die jetzt wieder in Deutschland aktuell gewordene Frage der Anthologieen drastisch illustriert.

Was mir, neben freundlichen und anerkennenden Besprechungen, von verschiedenen Seiten, ganz besonders

Digitized by Google

aber von Herrn Dr. Busse, zum Vorwurfe gemacht wird, ist vor allem die Unvollständigkeit meiner Sammlung. Jeder dieser Rezensenten zählt eine Reihe von Lyrikern auf, die in meinem Buche nicht enthalten sind und deren Fehlen mir als schwere Unterlassungssünde angerechnet wird. Ich bin mit dieser Unvollständigkeit wohl bewußt und will sie keineswegs in Abrede stellen; ich habe sie im Vorwort meiner Anthologie auch eigens betont und zu entschuldigen versucht, indem ich auf die Unmöglichkeit hinwies, alle deutschen Lyriker des 19. Jahrhunderts zu kennen, was mir bei der lyrischen Massenproduktion gerade dieses Jahrhunderts sehr begreiflich und verzeihlich erschien.

Die Herren Rezensenten, die mir diesen Vorwurf machen, sollten aber bedenken, daß ihre Meinung in diesem Falle mehr oder weniger subjektiv ist, denn jeder vermißt in meinem Buche eben die Dichter, die ihm lieb sind, während ihm andere, die ihm nicht zusagen, zu reich bedacht oder ganz überflüssig erscheinen. Da nun aber bekanntlich nichts so verschiedenartig ist als der Geschmack, so ergiebt sich daraus ein wahres Chaos von Ansichten; Ansichten, die nicht nur meist nicht übereinstimmen, sondern einander oft kraß widersprechen. Es allen recht zu machen, ist überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit, bei einer Anthologie aber ganz besonders. Uebrigens denk' ich, wenn meine Arbeit das sein soll, was meine Absicht mit ihr war, also ein Spiegel der deutschen Lyrik des verflossenen Jahrhunderts, so kommt es nicht so sehr auf die einzelnen lyrischen Persönlichkeiten, sondern vielmehr auf die lyrischen Strömungen an: diese aber, glaub' ich, kommen in meinem Buche für jeden, der sehen will, deutlich genug zur Geltung.

Einen ganz besonders schweren Vorwurf macht mir Herr Dr. Busse daraus, daß in meinem Buche Klaus Groth nicht vertreten ist. Nun, die Rechtfertigung ist sehr einfach: ich habe die Dialektdichtung grundsätzlich ausgeschlossen, weil ich beim süddeutschen und österreichischen Publikum nicht die Kenntnis des Platt, beim norddeutschen nicht die des Aelpler-Idioms voraussetzen kann. Und selbstverständlich hätte ich ja, wenn ich Groth gebracht hätte, auch Stelzhamer, Kaltenbrunner, Frhr. v. Klesheim bringen müssen. Herr Dr. Busse dürfte freilich nicht dieser Ansicht sein, denn er ist auf Oesterreich übel zu sprechen. Er begnügt sich nämlich nicht damit, mir die Dichter vorzuhalten, die ich nicht gebracht, sondern wirft mir auch viele vor, die ich gebracht habe, und zwar besonders die Dichter österreichischer Herkunft. Er zeiht mich darob landsmannschaftlicher Parteilichkeit und spricht sogar den Verdacht persönlicher Beeinflussung, also der Kameraderie, aus. Nun, was den zweiten Vorwurf betrifft, so dürfte ihn wohl kaum ein Autor weniger verdienen als ich. Denn ich habe nicht nur keinerlei Beziehungen zu den von mir gewählten Autoren, sondern stehe — und zwar grundsätzlich — allen litterarischen Verbindungen und Kreisen vollständig fern, habe keinerlei litterarischen Verkehr, daher auch nicht den geringsten Anlaß zu besonderer Begünstigung der mir vorgehaltenen Autoren; ich habe sie eben aufgenommen, weil sie mir darauf ein Anrecht zu haben schienen. Daß es Oesterreicher sind, ist gewiß kein Grund für mich, dies zu unterlassen: im Gegenteil, ich lenque es nicht: es ist mir ein besonderer Grund, sie zu berücksichtigen. Oesterreich pflegt in den reichsdeutschen Litteraturgeschichten und Anthologieen stets sehr stiefmütterlich behandelt zu werden; Grund genug für mich, dem, so weit es an mir liegt, abzuhelfen; denn ich bin selber ein Oesterreicher, ich bin schwarzgelb durch und durch und daher nach keineswegs gewillt, ungerechte und anmaßende Angriffe auf mein Vaterland und seine Dichter wortlos hinzunehmen. Herr Dr. Busse ist nämlich der merkwürdigen Ansicht, daß seit Lenau „kaum ein Lyriker, der in Betracht kommt", in Oesterreich aufgetreten ist. In seiner 1895 erschienenen Anthologie hat er es denn auch vermieden, Grillparzer und Grün zu bringen, geschweige denn J. G. Seidl und Graf Wickenburg. Grün ist ja, wie er im Vorwort jener Anthologie mit der souveränen Weisheit seiner (damals) — 22 Jahre erklärt, nur ein „sehr mäßig begabter" Dichter, und von Grillparzer sagt er bei der Besprechung zu meines Buches, seine Gedichte „bedeuten wenig oder gar nichts", Kleists „großes Rachegedicht" bedeute mehr als sie alle. Hauptsächlich wohl darum, weil Kleist ein Preuße gewesen und Grillparzer ein Oesterreicher? . . Daß der Dichter des „Medea" ein hervorragender Lyriker gewesen, weiß ich auch ohne Herrn Dr. Busses Belehrung, aber als Dichter der Reaktion, als Gegenstück zu den Revolutionslyrikern Herwegh, Freiligrath u. s. w. und als Autor des welthistorisch gewordenen Gedichtes „Glückauf, mein Feldherr . . ." erschien er mir in meinem Buche unerläßlich.

Nachdem mir Herr Dr. Busse die Aufnahme folgender Autoren vorgehalten: Otto Braun, Dreves, L. A. Frankl, Milow, Saphir, G. Scherer, S. Fritz, R. Haaß, Hango, Stona, Wengraf und ebenso, daß ich Ompteda, Ganghofer und Schnitzler als Lyriker vorzuführen gewagt, schreibt er: „Man kann sich wirklich nur an den Kopf fassen! Ich hätte mein Lebtag das Eine nicht für möglich gehalten, daß in einer Anthologie, die das lyrische Jahrhundert wiederspiegelt (— also thut sie es doch? —) und unter litterarhistorischem Gesichtswinkel zusammengestellt ist, Namen auftauchen, die ich noch niemals gehört habe, Namen, die man niemals mehr hören wird nach den mitgeteilten Proben. Was sich manche dieser unbekannten Größen an schauerlichem Dilettantenkram leisten, ist gar nicht zu sagen." So Herr Dr. Busse. — Ja, du lieber Himmel! Ich kann doch nichts dafür, daß Herr Dr. Busse in der deutschen Lyrik so wenig Bescheid weiß! Ich bin weit davon entfernt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, man kann eben nicht alle deutschen Lyriker kennen; aber daß er seine Unkenntnis mir zum Vorwurf macht, daß er über mich und die unschuldigen Autoren herfällt, weil er sie nicht kennt, das finde ich doch, gelinde gesagt, sonderbar. Es ist so, als wie wenn ein Kurzsichtiger das, was er infolge seines Gebrechens nicht sieht, einfach als nicht vorhanden betrachten, als ob er dessen Dasein bestreiten und die Sehenden beschimpfen würde, weil sie sehen und er nicht. Mir wirft Herr Dr. Busse vor, daß ich Autoren wie Daumer, Fitger, Leander, Blüthgen u. a. nicht aufgenommen habe, also, wie er glaubt, nicht kenne; er aber erklärt eine noch größere Reihe von Autoren nicht zu kennen, und ich kenne doch wenigstens die Namen jener Dichter, er jedoch will die der von mir gebrachten Autoren nicht einmal nennen gehört haben! Bei mir ist seiner Ansicht nach das Nicht-Kennen eine Ungeheuerlichkeit, bei ihm natürlich nicht; bei mir ist aber auch das Kennen ein Verbrechen! . . . Logik scheint nicht eben Herrn Dr. Busses starkste Seite zu sein! Um so ausgebildeter dagegen ist bei ihm offenbar jene Eigenschaft, die man als das Gegenteil der Bescheidenheit anzusehen pflegt. Er betrachtet es, scheint's, als eine Art persönlicher Beleidigung, daß sich eine ganze Schar von Autoren erdreistet hat, ohne sein Wissen, geschweige denn mit seiner allerhöchsten Erlaubnis, zu leben und sogar den Parnaß zu besteigen, dessen Generalpächter er sich augenscheinlich zu sein dünkt.

Daß Herr Dr. Busse mir außer den vorhin genannten Autoren auch die Aufnahme Claars und Kaibecks vorwirft, obwohl er selber sie in seiner Anthologie aufführt, wundert mich bei diesem eklatanten Mangel an Logik nicht. — Darin, daß ich „feine Ahnung davon habe, daß ein Gedicht von Mörike mehr wert sei als der ganze Jensen und noch zwei Dutzend anderer Lyriker", darin stimm' ich ihm bei. Ich erlaube mir, über Jensen durchaus anderer Ansicht zu sein als er, und da Herr Dr. Busse für sich das Recht in Anspruch nimmt, Urteile zu fällen, darf ich es wohl auch für mich thun; ich sehe durchaus nicht ein, warum das, was er sagt, immer richtig, und was ich sage, immer falsch sein soll. Was speziell die Dichterin Stona betrifft, die ihn besonders zu empören scheint, weil er sie — ebenso wie

Digitized by Google

Wengraf und Fritz — mir immer von neuem vorhält, so bemerke ich, daß über ihr Buch „Lieder einer jungen Frau“ gerade in diesen Blättern vor Jahr und Tag eine überaus anerkennende Besprechung von Prof. R. M. Werner erschienen ist — es wissen außer mir also auch noch andere Menschen von ihr —; nach alledem muß es sehr auffallen, daß Herr Dr. Busse mir einen Dichter, der dem Publikum noch weit weniger bekannt sein dürfte als Stona, Fritz, Wengraf u. a., einen Dichter, der bisher nichts veröffentlicht hat als ein Bändchen Gedichte —, daß er mir diesen Dichter nicht vorwirft. Das Rätsel löst sich aber sehr einfach: dieser Begünstigte ist — Herrn Dr. Busses Bruder. . . .

Ich hätte noch manches zu sagen, will mich aber aus Raumrücksichten kurz fassen und nur noch den Vorwurf zurückweisen, ich sei mit meinem Material nicht vertraut und hätte flüchtig, ja schleuderhaft gearbeitet. Was den ersten Vorwurf betrifft, so will ich Herrn Dr. Busse nur erwidern, daß ich mit einigen Dichtern schon sehr vertraut war, als er noch auf der Schulbank saß und mensa, mensae deklinierte; und was meine angebliche Flüchtigkeit anbelangt, so kann ich diesen Vorwurf schon allein dadurch entkräften, daß ich auch die Reihenfolge der etwa 450 Gedichte bei jedem der 145 Autoren Stück für Stück reiflichst erwogen und nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet habe. Wenn Herr Dr. Busse nur ein Quäntchen Wohlwollen besäße, wenn er sich nur ein bischen Mühe genommen hätte, so würde er dies wenigstens bei meinen lyrischen Porträts der großen Dichter, Eichendorffs, Storms, Lenaus, Platens, Fontanes, ganz besonders aber Heines erkannt haben. Da hat jedes Gedicht seinen ganz bestimmten Platz, weil mir darum zu thun war, die ganze lyrische Skala dieser Dichter in harmonischer Weise zu veranschaulichen. Aber Wohlwollen und Mühe, das waren Dinge, die Herrn Dr. Busse bei der Beurteilung meines Buches durchaus fern lagen.

Uebrigens will ich nicht unterlassen, der Wahrheit gemäß zu bekennen, daß er mir doch wenigstens in einem Punkte Recht gibt, in der chronologischen Anordnung der Dichter. Aber dieses Glück danke ich lediglich dem Umstande, daß auch er in seiner Anthologie dieses Arrangement gewählt hat, somit, auch beim besten Willen dazu, mich deshalb nicht angreifen konnte, ohne sich gründlichst zu desavouieren.

Daß Herr Dr. Busse mein Buch nicht gut besprochen hat, wundert mich nicht, denn nach dem in seiner Anthologie bestätigten Geschmack, der meinem eigenen fast in allem kraß widerspricht, durfte ich nichts Anderes erwarten; daß er aber in so gehässiger Weise darüber herfallen werde, hätte ich nicht geglaubt, denn ich meinte, er habe gewisse Rücksichten zu wahren, nicht auf mich, sondern auf sich: wenn ein Anthologie-Herausgeber einen anderen angreift, so setzt er sich damit einer Deutung seines Gebahrens aus, die wenig schmeichelhaft ist, und die zu widerlegen er, auch wenn sie nicht zutreffen sollte, außer Stande ist. Aus eben diesem Grunde habe ich's im Vorwort meines Buches unterlassen, bei der Erwähnung von Busses Anthologie auch nur ein einziges abfälliges Wort zu gebrauchen, so sehr ich dazu auch berechtigt war.

Alland (Nieder-Oesterr.)

Theodor von Sosnosky.

Entgegnung.

1. Herr v. S. weiß auf meinen Hauptvorwurf, daß er weder die Lyrik vor 1813 kennt noch eine der allerbedeutsamsten Richtungen (orientalisch) verkleidete Poesie: Goethe, Rückert, Platen, Daumer, Bodenstedt 2c.) berücksichtigt hat, trotz der Länge seiner Erwiderung nichts zu antworten. Er hat aber trotzdem die Kühnheit, zu wiederholen, daß seine Anthologie die verschiedenen Strömungen deutlich zur Geltung bringt.

2. Wie gewaltig die Dialektpoesie gerade im 19. Jahrhundert in die Entwickelung eingreift, und wie sehr das in Zusammenhang steht mit den großen Geistesströmungen des Säkulums, brauche ich an dieser Stelle nicht erst zu sagen. Wer die Dialektpoesie — soweit sie eben höhere Dichtung ist und fördernd gewirkt hat (Groth, Reuter, Anzengruber 2c.) — ausschließt, darf also keinesfalls mehr den Anspruch erheben, ein treues Spiegelbild der Dichtung des Jahrhunderts geboten zu haben.

3. Wenn Herr v. S. im Rahmen seines litterarhistorisch gedachten Buches Klaus Groth und v. Kleyheim (??) gleich wertet —; wenn er meine Behauptung, daß Oesterreich seit Lenau keinen hervorragenden Lyriker gehabt hat, mit Grün, J. G. Seidl und Graf Wickenburg widerlegen will —; wenn er schließlich, was deutlich aus seinen Worten hervorgeht, den Lyriker Jensen weit über Mörike stellt — — so wird mir nach diesen Proben niemand eine ernsthafte Diskussion mit ihm zumuten.

4. Damit erledigt sich auch der Abschnitt, in dem mir Herr v. S. mangelhafte Kenntnis der deutschen Lyrik nachsagt. Ich glaube, diese Art von mangelhafter Kenntnis mit fast allen Litteraturliebhabern zu teilen. Ebenso wie ich in sämtlichen mir zugänglichen Litteraturgeschichten, sogar im meinem treuen Brockhaus, vergeblich nach einem Dichter Kleyheim gesucht habe, werden die meisten vergeblich nach den anderen, in meinem Artikel abgelehnten Poeten ausspähen. Und es ist immerhin doch ein kleiner Unterschied, ob man Fritz. Haas, Hango, Wengraf 2c. nicht kennt oder nichts von Fitger, Daumer, Blüthgen, Leander 2c. weiß. Die erstgenannten Herren gehören schon aus entwickelungsgeschichtlichen Gründen nicht in S.s Buch. Dann aber auch nicht aus ästhetischen: denn wenn es Herrn v. S. zur Beruhigung dient — außer Haaß und Wengraf kenne ich sie sämtlich und besitze zum teil ihre Bücher. Nur irrt er, wenn er meint, sie hätten den Parnaß erstiegen. Wie so oft, verwechselt er dabei den Parnaß mit dem Kahlenberg.

5. Es soll unlogisch sein, daß ich Herrn v. S. die Aufnahme Claars und Kalbecks vorwerfe, während ich selbst beide in meiner eigenen Anthologie berücksichtigte. Bei ungefähr gleichem Umfange behandelt aber mein Buch nur die Hälfte der Zeit, wie das des Herrn v. S. Und da auch eine Karte eines Regierungsbezirks wird Dörfer und Wege verzeichnen, die eine im gleichen Maßstabe gehaltene Karte der ganzen Provinz ausschalten muß.

6. Die persönlichen Sticheleien, die Anspielungen auf meinen Bruder, meine eigene Anthologie, mein Alter 2c., können die verlorene Sache auch nicht retten. Das mir oben zugesprochene „Gegenteil der Bescheidenheit“ macht Konkurrenzgefühle in diesem Falle allein schon unmöglich. Ich beneide Herrn v. S. nicht darum, daß er auf einen solchen Gedanken überhaupt gekommen ist. Das kennzeichnet nicht mich, sondern ihn. Nach seinen weiteren Ausführungen dürfte gerade der Fachmann nicht mehr kritisieren. Ich glaube wohl, daß ihm das angenehm wäre. Wenn ich schließlich mit 22 Jahren schon so richtig über Grün und andere Lyriker urteilte, so ist das eine Gottesgabe, die mir Herr v. S. nicht vorwerfen darf, wenn er sie selbst auch mit 35 Jahren noch nicht besitzt. Und da er nach eigenem Geständnis ein Schwarzseher ist und nicht ein entwickelungsfähiger Schwabe, so schwindet leider auch die Hoffnung auf das Jahr 1906.

Berlin, Mai 1901. Carl Busse.

Antworten.

Baron **Petteo v. L.** in **Hamburg**. Das neuentdeckte Kleistporträt soll im Juniheft der „Zeitschrift für bildende Kunst“ (Leipzig, E. A. Seemann) mit einem Begleitaufsatz von Prof. Georg Witkowski veröffentlicht werden.

Zur gefl. Notiz. Während meiner Abwesenheit (Ende Mai bis Ende Juni) bitte ich Zusendungen nicht an mich persönlich, sondern an die Redaktion, eingeschriebene Sendungen an den Verlag (mit dem Zusatz: „f. d. Red. d. L. E.“) adressieren zu wollen. *J. L.*

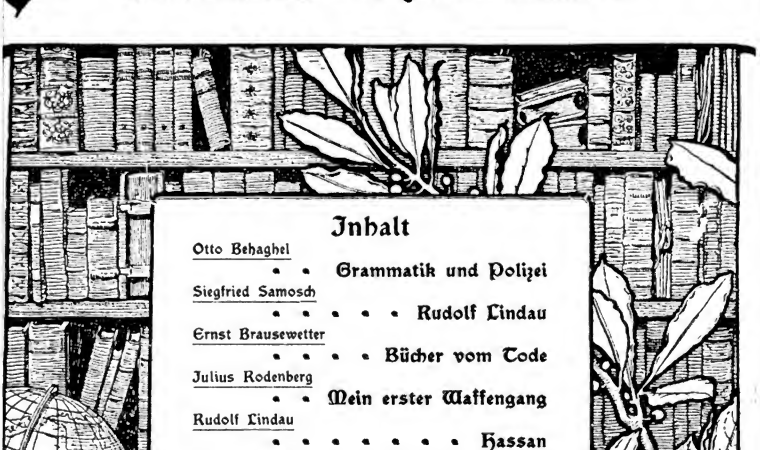
Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Littinger; für die Anzeigen: Hans Bölow, beide in Berlin.
Gedruckt bei Ambrosius & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Digitized by Google

III. Jahr, No. 18. Juni 1901.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde



Inhalt

Otto Behaghel
Grammatik und Polizei

Siegfried Samosch
Rudolf Lindau

Ernst Brausewetter
Bücher vom Tode

Julius Rodenberg
Mein erster Waffengang

Rudolf Lindau
Hassan

A. L. Jellinek
Deutscher Nekrolog

Eduard Göbel
Von und über Tolstoi

Paul Lindenberg
Neue Reise-Litteratur

Echo der Zeitungen ◦ Echo der Zeitschriften

Echo des Auslandes
Englischer Brief (Elizabeth Lee) — Holländischer Brief (Max Conrat) — Amerikanischer Brief (A. von Ende) — Armenischer Brief (Arthur Leist)

Echo der Bühnen
Berlin

Stefan Zweig
Neue Skizzenbücher

Kurze Anzeigen
von Karl Berger, Alfred Semerau, Theo Schäfer, Paul Scheurlen, A. A. T. Tielo, Georg Minde-Pouet, R. Mahrenholtz, A. Schlossar

Nachrichten — Der Büchermarkt — Antworten

Hierzu die Portraits von Rudolf Lindau und Ada Christen

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger
Berlin
Verlag: F. Fontane & Co.

Digitized by Google

SOEBEN ERSCHIEN:

LUGINSLAND

DORFGESCHICHTEN

VON

WILHELM VON POLENZ

PREIS GEH. M. 1,—; GEB. M. 2,—

DURCH JEDE BUCHHANDLUNG ZU BEZIEHEN ODER DIREKT VOM VERLAG F. FONTANE & CO., BERLIN W. 35.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin SW. 19.

Sebastian

Stockholms Dagblad: „Der Verfasser dieses Dramas wird von namhaften Kritikern seines Heimatlandes als ein tiefsinniger Metaphysiker und vielversprechender Vertreter der „Höhenkunst" gepriesen . . . Es ist also von vornherein klar, daß er kein Naturalismuspigone ist, sondern ein Mann, der als Dichterphilosoph und Bühnenapostel hinuntertaucht in die Abgründe des Daseins . . . Das Drama enthält Szenen von starker und ergreifender Wirkung, zum Teil von mit Mystik durchtränkter Poesie, und der letzte Akt in seiner ahnungsvoll-geisterhaften Stimmung ruft Bilder intensivsten Lebens hervor. Eindrücke von Shakspere, dem die neue Jugend nicht verschmäht nachzueifern, offenbaren sich in den drastischen Volksszenen sowohl wie in den volksliedartigen Stellen der mit Ophelia nahe verwandten Immakulata, die in ihrem wunderbaren lyrischen Volksliederton das formell Höchste des Buches ausmachen. So z. B. die zauberhaften Strophen mit dem Refrain: Myrt und Ros und Rosmarein. . . . So ist denn dieses eine merkwürdige Tragödie vom falschen König, der noch in seines überwältigenden Leidens letzten Augenblicken sich als der Rechte kundgiebt und — nach des Dichters Meinung — es auch ist."

Eine Tragödie von Kurt Geucke

Preis vornehm geheftet Mark 3.—

St. Petersburger Herold: . . . . „Der Sebastian ist das Werk einer reich begabten Dichternatur, die sich ihre eigene Welt erbaut . . . Es mangelt ihm weder an Schönheit der Form noch an Gedankentiefe, weder an reich bewegter Handlung noch an tiefgreifender Charakteristik der einzelnen Personen."

Fernand Baldensperger: . . . „cette oeuvre forte et grave que traverse un grand frisson digne de Kleist — d'un Kleist qui aurait lu Nietzsche peut-être . . ."

Berliner Börsen-Courier: . . . „Ich kenne in deutschen Landen unter uns Lebenden keinen, der die deutsche Sprache gewaltiger meistert, als Geucke. . . . Nicht nur das Drama ist groß und reich wie der Gehalt einer Beethoven-Symphonie; auch seine Verse und ihre Sprache als solche gleichen den polyphonen Motiven wegen unseres ewig reckenhaften Beethoven . . ."

Vergleiche auch hierüber den Essai Leo Bergs im Litterarischen Echo (1. Mai-Heft).

Aus der Gesellschaft

Roman

von

M. zur Megede

geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Graue Geschichten Novellen I

Graue Geschichten Novellen II

Preis jeden Bandes:

geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 9.

Romane von

Frieda von Bülow

Der Konsul. Vaterländischer Roman aus unseren Tagen . . . Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Ludwig von Rosen. Eine Erzählung aus zwei Welten . . Preis geh. M. 2.—; geb. M. 3.—

Tropenkoller. Episode aus dem deutschen Kolonialleben . . . Preis geh. M. 3.50; geb. M. 4.50

Novellen von

Frieda von Bülow

Deutsch-ostafrikanische Novellen. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Einsame Frauen. Novellen. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Diesem Hefte liegt ein Prospekt bei von Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin, auf den wir besonders hinweisen.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber	Dritter Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 18	F. Fontane & Co.
Berlin W. 50, Schaperstr. 37	Juni 1901	Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VIa, 11600		Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.

Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag

Grammatik und Polizei.

Von Otto Behaghel (Gießen).

(Nachdruck verboten.)

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat mich aufgefordert, über die Aufgaben und Methoden der heutigen Sprachwissenschaft mich zu äußern. Mit der gütigen Erlaubnis des Herrn Herausgebers möchte ich mich dieses Auftrags am liebsten in der Weise entledigen, daß ich eine einzelne Frage herausgreife und die Sprachwissenschaft, die Grammatik, dabei an der Arbeit zeige. Vielleicht gelingt es mir so am leichtesten, das Vorurteil zu bekämpfen, dem sprachliche Forschung noch immer vielfach begegnet.

Der gewöhnliche Sterbliche lernt ja die Sprachwissenschaft zumeist in der Gestalt der Schulgrammatik kennen und gedenkt mit Schauder an die Launen der unregelmäßigen Zeitwörter, an die unbarmherzigen Regeln der lateinischen Zeitfolge oder der griechischen Accentlehre. Aber nicht von der Polizei unserer Schultyrannen oder von der Sprachpolizei von Wustmann und Genossen soll hier die Rede sein, sondern ganz unmetaphorisch von richtigen polizeilichen Maßregeln der Staatsverwaltung.

Im achtzehnten Jahrhundert wurden die Friesen durch polizeiliche Verordnungen zur Annahme von Familiennamen gezwungen, während sie bisher nach altgermanischer Weise sich mit einem einzigen Namen begnügt hatten, also etwa bloß Andreas, Hans, Dirk u. dgl. hießen; sollte bisher der Andreas von einem anderen gleichen Namens unterschieden werden, so wurde ihm der Vatername beigefügt, also etwa Andreas Hansen gesagt, und sein Sohn Hans hieß wieder Hans Andersen u. s. w. Diesem unordentlichen Zustande also hat der Staat ein Ende gemacht. Wie kam es aber, daß sein Einschreiten überhaupt notwendig wurde? Ist es wirklich bloß die zähe Stammesart der Friesen gewesen, die grundsätzlich das Alte festhielt, sich hartnäckig den Neuerungen auf dem Gebiete des Namenwesens verschloß, die die andern deutschen Stämme schon vor vier, fünf Jahrhunderten durchgeführt hatten? Das ist von vornherein wenig wahrscheinlich, denn wenn die anderen Stämme, wie ihre Einmütigkeit vermuten läßt, einer geschichtlichen Notwendigkeit gehorchten, als sie im 13., 14. Jahrhundert Familiennamen annahmen, so hätte wohl auch die verstockteste konservative Sinnesart es nicht vermocht, sich durch die Jahrhunderte hindurch gegen einen solchen Zwang der Entwickelung zu wehren, — falls die Voraussetzungen für diesen in der gleichen Weise gegeben waren. Warum also die Friesen nicht aus eigener Kraft Familiennamen geschaffen haben, werden wir vielleicht am ehesten erfahren, wenn wir prüfen, wie die anderen dazu gekommen sind.

Die Entwickelung unserer Familiennamen vollzieht sich in zwei Stufen. Zunächst tritt zu dem Einzelnamen der alten Zeit eine Bestimmung hinzu, die einen bestimmten Besitzer des Namens von seinem Namensvetter unterscheidet. Ein solcher Beiname oder Uebername kann ins Leben treten, ohne daß bei seiner Schöpfung eine bestimmte Absicht gewaltet hat, einfach deshalb, weil eine Person durch auffallende Eigenheiten zur Kennzeichnung herausforderte, oder aber man hat mit vollem Bewußtsein nach einem unterscheidenden Merkmal gesucht, weil das Bedürfnis des Verkehrs ein solches notwendig machte. Auf dieser ersten Stufe der persönlichen Beinamen befanden sich die Friesen, als der Staat mit seiner Forderung an sie herantrat. Die zweite Stufe besteht darin, daß die persönlichen Beinamen erblich werden. Diese Stufe haben die Friesen nicht miterlebt.

Nicht jede Art von Beinamen ist der Vererbung günstig. Zunächst kann sie nur bei solchen eintreten, die vererbende Merkmale bezeichnen. Also z. B. bei den Beinamen, die von Lage und Beschaffenheit der Wohnung genommen sind, denn der Hof des Vaters geht in der Regel auf Sohn und Enkel über. Ebenso hat in alter Zeit der Sohn die Beschäftigung des Vaters weitergeführt, es waren also auch daher geschöpfte Beinamen vererbungsfähig. Endlich pflanzten sich körperliche Besonderheiten der Größe, der Haarfarbe u. dgl.

Digitized by Google

nicht selten auch bei den Nachkommen fort. Also Beinamen, wie Aus 'm Werth, Zumbusch, Torbeke (an der Bach), der Müller, der Schmidt, der Töpfer, der Große, der Rote, trugen von Hause aus den Keim der Vererbung in sich. Anders bei den sogenannten Patronymika, den Fällen, wo einer Person der Name des Vaters zur Kennzeichnung beigefügt wird: wenn also jemand Hans heißt, der Vater Peter oder Christen, der Sohn also Hans Peters oder Hans Christensen (Christians Sohn) zubenannt wird, so ist es ganz unmöglich, daß ein Sohn dieses Hans wiederum den Beinamen Peters oder Christensen erhält. Solches wäre nur möglich, wenn durch die Geschlechter hindurch der Sohn regelmäßig den gleichen Einzelnamen getragen hätte wie der Vater, also der Großvater, der Vater, der Sohn als Hans Hansen bezeichnet werden konnte. Die Sitte aber, den Vaternamen auf den Sohn übergehen zu lassen, ist ganz jungen Ursprungs, ist der Zeit vor und bei Ausbildung der Familiennamen im wesentlichen fremd. Wenn trotzdem auch solche Beinamen schließlich zu Familiennamen geworden sind, so geschah es nach dem Muster der anderen, die vererbungsfähig waren. Nun war es aber, wie wir gesehen haben, bei den Friesen der herrschende Brauch, den Einzelnen gerade durch Beisetzung des Vaternamens zu kennzeichnen; so konnten sich also ihre Beinamen nicht vererben, sie nicht auf diesem Wege zu Familiennamen gelangen.

Wenn aber die Friesen kaum auf jene anderen Arten der Beinamen verfielen, so geschah es, weil der Anlaß dafür viel seltener sich bot. Die Gestaltung der Oertlichkeit ist weit einförmiger an der Küste der Nordsee und auf den Nordsee-Inseln, als im Binnenland; es gebricht an dem Wechsel von Berg und Thal; der Baumwuchs ist sehr beschränkt, die Tierwelt wenig mannigfaltig — alle diese Erscheinungen kommen ja sonst bei der Namengebung in Betracht. Der Friese war Schiffer und Fischer, einer wie der andere; von einer Gliederung der Berufe, der Beschäftigungen ist also kaum die Rede, und schließlich ist die Bevölkerung so ungemischt, so rein in der Rasse, daß auch für die Unterscheidung nach körperlichen Merkmalen sich viel weniger Anlaß bietet als anderwärts.

Aehnliche Betrachtungen ließen sich anstellen für die Juden, die ja gleichfalls erst auf dem Verordnungswege zu festen Familiennamen gekommen sind.

So werden die Lebensverhältnisse eines Volkes maßgebend für das sprachliche Gewand, das in der Benennung ihm umgeworfen wird, und die sprachliche Verfassung hat wieder den Anlaß geboten für das Eingreifen der Staatsgewalt.

Aber noch in einem anderen Punkt läßt sich gerade bei den Personennamen die Verknüpfung von äußerer Gestalt und innerem Leben aufweisen. Wie wohl allgemein bekannt, verwendet der Süden des deutschen Sprachgebietes in volkstümlicher Rede den Personennamen niemals ohne den Artikel: der Karl, der Schmidt, der Karl Schmidt; der Norden dagegen stimmt mit der Schriftsprache in der Artikellosigkeit überein. Diese Zwiespältigkeit der Entwickelung geht zurück auf einen älteren Zustand, der galt, als unsere Familiennamen noch die Geltung von Beinamen besaßen, und in dem der Artikel zu dem Beinamen hinzutreten oder fehlen konnte, je nach der Eigenart des Beinamens. Es mußte heißen Christoph der Schmidt, Hans der Wagner, Otto der Rote, Rudolf der Schwarze, Karl der Oberhofer u. s. w., bei den meisten Benennungen nach Heimat, Beruf und körperlicher Eigentümlichkeit; dagegen bei dem beigesetzten Vaternamen war der Artikel nicht möglich: Hans Peters, Rudolf Hennings u. s. w. Wenn wir heute nicht zwei Gattungen von Namen, solche mit Artikel und solche ohne Artikel, besitzen, so ist das das Ergebnis einer Ausgleichung: die eine Gattung hat sich nach dem Muster der anderen gerichtet. Wenn nun bei dem Ausgleich ein Anderes im Norden herauskam, ein Anderes im Süden, so kann das nur daran liegen, daß das Verhältnis der gegen einander wirkenden Kräfte auf beiden Gebieten nicht das gleiche war. Nun beobachten wir in der That, daß im Norden die Beinamen aus dem Vaternamen zwar nicht die Alleinherrschaft besitzen, wie auf friesischem Boden, aber doch gegenüber den anderen Gattungen stark in der Mehrzahl sind; kein Wunder, daß sie ihren formalen Eigentümlichkeiten gegenüber denen jener zum Siege verholfen haben. Im Süden nahm die Ausgleichung den umgekehrten Weg, und der Artikel, der zunächst nur bei den Beinamen bezw. den späteren Familiennamen stand, ging von da auch auf die Vornamen über. Im Norden dagegen hat die Artikellosigkeit aller Eigennamen auch einzelne Wörter mit anderer Bedeutung angesteckt, so daß dort von Vaters und Mutters Geburtstag gesprochen wird.

Rudolf Lindau.

Von Siegfried Samosch (Charlottenburg).

(Nachdruck verboten.)

Nur wenige moderne Romane und Novellen können die Feuerprobe bestehen, auch bei wiederholter Lektüre unser volles Interesse zu fesseln und uns immer wieder nachhaltige Anregungen zu gewähren. Rudolf Lindau gehört zu den Schriftstellern, die eine so tiefgehende Wirkung erzielen. Niemals versucht er auch nur im geringsten durch brillantes Feuerwerk eines überlegenen Geistes die Leser zu blenden; vielmehr ist es die keineswegs verschönte, aber auch nicht verhäßlichte Wirklichkeit, die er im Spiegelbilde der Kunst zeigt. Mit Prosper Mérimée, dem Autor der Novellen „Colomba“ und „Carmen“, ist Rudolf Lindau verglichen worden, und es läßt sich nicht leugnen, daß er den kerngesunden Realismus, die weltmännische Bildung, den nie versagenden guten Geschmack, der das letzte Wort unausgesprochen läßt, sowie einen gewissen Skeptizismus mit ihm gemein hat.

Seine deutsche Eigenart hat Rudolf Lindau jedoch auch in der Fremde bewahrt, obgleich es kaum einen zweiten Schriftsteller giebt, der so viel im Auslande gelebt und erlebt, sowie dieses nicht etwa bloß bei einer Modereise um die Welt kennen gelernt hat. Während eines langjährigen Aufenthaltes im äußersten Orient, in China und in Japan, konnte er eine fremdartige Kultur sowie gleichsam im Zusammenprall mit dieser die aus aller Herren Ländern dort auf der Jagd nach dem Glück sich bethätigenden, nicht immer ganz einwandfreien Elemente scharfsäugig

Digitized by Google

beobachten. Inmitten der raffinierten pariser Zivilisation erwies er sich später als nicht minder zuverlässiger Sittenschilderer, dem nichts Menschliches fremd ist, und der volles Verständnis für die Lebensweisheit hat: Tout comprendre c'est tout pardonner.

Sehr zu statten kommt dem deutschen Schriftsteller, daß er nicht nur eine Reihe von Jahren hindurch in Paris selbst, sondern auch in der französischen Provinz gelebt hat. Wie anschaulich schildert er die Einförmigkeit einer südfranzösischen Stadt, so daß die wilde Unrast des pariser monde où l'on s'ennuie einen höchst wirksamen Kontrast darbietet. In den Klubs der Hauptstadt ist Rudolf Lindau ebenso heimisch wie in der französischen Familie; insbesondere bergen die vornehmen Quartiere keine Geheimnisse für ihn. Gerade diese genaue Kenntnis von Land und Leuten verleiht seinen Erzählungen, die als „Gesammelte Romane und Novellen"*) erschienen sind, charakteristischen Reiz. Mag Rudolf Lindau, der vor einiger Zeit seinen siebzigsten Geburtstag nicht feiern ließ, uns nach China und Japan oder nach den Vereinigten Staaten von Amerika geleiten, mag er uns die kleinstädtische Misère von Lunel oder Montpellier im Languedoc vorführen, mag er die Sittenverderbnis des zweiten Kaiserreiches sine ira et studio von einem glänzenden Hintergrunde sich abheben lassen, mag er endlich im wilden Meeressturm ein tragisches Menschenschicksal zum tief erschütternden Abschlusse bringen — stets erhalten wir den Eindruck der Lebenswahrheit, die durch ein künstlerisches Ideal verklärt ist. Nur würden wir uns vergebens nach allem rosigen Schimmer umsehen. Wohl räumt der Verfasser der Liebe vor allen menschlichen Empfindungen den Vorrang ein. Wie selten besteht jedoch dieses Gefühl alle Prüfungen! So könnte die schwermutsvolle Resignation als ein Grundzug der meisten Erzählungen Rudolf Lindaus bezeichnet werden.

In einer seiner ergreifendsten Novellen: „Das rote Tuch" hat der Verfasser sein künstlerisches Glaubensbekenntnis niedergelegt. Für die ganze Beurteilung des Dichters ist dieses Bekenntnis bedeutsam, zumal, da es sein litterarisches Schaffen in der richtigen Beleuchtung zeigt. Ungemein bezeichnend heißt es dort: „Romane, Novellen, Erzählungen und Schauspiele sollten, um vollständig zu sein, mit dem Tode der darin aufgeführten hauptsächlichen Persönlichkeiten, das heißt derjenigen, über deren Schicksale der Leser unterrichtet sein will — enden. Denn wie man den Tag nicht vor dem Abend loben soll, mit noch viel mehr Grund soll man nicht eine Lebensgeschichte vor dem Grabe als abgeschlossen betrachten und darstellen. Das Leben eines jeden Menschen, so einförmig es sein mag, ist eine ununterbrochene Reihe mehr oder weniger großer Ueberraschungen. Ja, die Gewißheit oder das instinktive unfehlbare Vorgefühl dieser unvermeidlichen Ueberraschungen ist es vor allem, wenn nicht allein, welches das menschliche Leben von dem des Tieres unterscheidet . . . In Anbetracht dieses Umstandes habe ich ein Buch, das meine Teilnahme für die Schicksale anderer Menschen erregen wollte, niemals befriedigt oder, richtiger gesagt, beruhigt befeite

legen können, wenn es den Helden oder die Heldin nicht bis zum Grabe, zur Ruhestätte geführt hatte. Nun enthielten aber die meisten Romane, Novellen und Schauspiele, die ich in meinem Leben gelesen oder gesehen habe, selten mehr als den ersten oder den ersten und zweiten Akt des Romans eines oder mehrerer Menschenleben, für den der Verfasser meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte. Der Schluß, den nur der Tod giebt, fehlt beinahe immer. Darum verlasse ich auch eine Tragödie beruhigter, moralisch gesättigter möchte ich sagen, als ein sogenanntes Schauspiel, dessen letzter Auftritt damit geendet hat, daß die Liebenden, die sich in den vorhergehenden Akten vergeblich gesucht hatten, sich nun endlich gefunden haben. — Wenn ich Egmont, Romeo und Julie, Othello, Hamlet, König Lear gesehen habe, so gehe ich still und ruhig nach Hause. Meine Freunde: Romeo, Julie, Othello, Desdemona, Egmont, Hamlet, Ophelia, Lear, Cordelia sind geborgen. Nichts kann sie mehr schmerzen; das Schicksal hat alle Gewalt über sie verloren. — Aber was wird heute aus Valentin, David Copperfield, Minna Tellheim geb. von Barnhelm und wie all die Helden und Heldinnen heißen mögen, deren Schicksale mich so sehr bekümmert haben, geworden sein? — Sind sie glücklich gewesen bis zum Grab? Denn sie müssen jetzt alle tot oder steinalte Leute sein. Als ich sie vor zwanzig oder mehr Jahren verließ, schien es ihnen gut zu gehen. Seitdem habe ich nichts wieder von ihnen gehört. — Hat sie das Unglück, das sie vor ihrer Verheiratung verfolgen zu wollen schien, nicht seitdem wieder gepackt? — Ich weiß doch so gut wie gar nichts von den Leuten, die ich lieb gewonnen hatte, da mir das Ende ihres Lebens, nein, der wichtigste Teil desselben, verborgen geblieben ist. Denn das ist es, was ich an den meisten Romanen und Novellen, die ich gelesen habe, zu tadeln finde, daß sie gewöhnlich gerade da abschließen, wo das Leben eines jeden Menschen erst beachtenswert zu werden anfängt."

*) Berlin W., F. Fontane & Co. 6 Bände. 18 M.; geb. 24 M. Prachtausg. geb. 36 M.

Digitized by Google

So giebt uns Rudolf Lindau selbst einen Maßstab, den er an seine Erzählungen angelegt wissen will. Allerdings ist das in der Novelle „Das rote Tuch“ aufgestellte Prinzip vom Verfasser selbst nicht in allen seinen Büchern konsequent durchgeführt. Sehr häufig finden wir jedoch dort den Genius mit der gesenkten Fackel, der nicht selten als der ersehnte Befreier kommt. Rudolf Lindau liebt das Meer, für dessen ewige Melodieen er ebenso inniges Verständnis hat, wie er sich der dämonischen Anziehungskraft nicht zu entziehen vermag, die der Ozean auch im Sturme ausübt. Weshalb mußten auch Held und Heldin in der Novelle „Das rote Tuch“, nachdem sie alle Schwierigkeiten überwunden und einander für das Leben gesunden hatten, ihre Hochzeitsreise an der schottischen Küste mit der Fahrt nach der Unglücksinsel beginnen, von der Johanna nicht mehr zurückkehren sollte! Nur das rote Tuch findet ihr trostloser, vom Schiffbruche geretteter Gatte wieder, das die nunmehr jäh Hinweggerafte ihm vor Jahren geschenkt hatte. Sollte der Maler tragisch schuldig geworden sein, als er damals das Haar Johannas, die noch einem andern vermählt war, flüchtig küßte? Seither war jedoch nichts zwischen den beiden vorgefallen; erst durch den Tod des ersten Gatten waren die Schranken beseitigt worden, die einer Verbindung im Wege gestanden hatten. Eine schwüle Stimmung liegt von Anfang an über der Erzählung; der Stimmungsgehalt ist jedoch den rührenden Vorgängen bis zur Katastrophe so meisterhaft angepaßt, daß die Wirkung noch lange in unserer Seele nachhallt.

Nur mit einem fatalistischen Zuge, der dieser Novelle aufgeprägt ist, können wir uns nicht befreunden. Daß das rote Tuch zum Symbol des Verhängnisses wird, das jäh über die beiden Liebenden hereinbricht, darf man allenfalls gelten lassen. Zum Aberglauben wird es jedoch, wenn Johanna in ihrem vom 13. September nach der ersten Abreise datierten Schreiben den Wunsch äußert, daß ihr Verehrer das rote Tuch zum Andenken an sie behalten möge, und dieses Datum des 13. Septembers mehrfach in der Erzählung verwertet wird. Auch die Zahl 7 scheint dem Verfasser nicht unbedenklich zu sein, und nachdem auch der Maler Heinrich Hansen, der zweite Gatte Johannas, gestorben ist, weist das einfache schwarze Kreuz auf seinem Grabe auf der Toteninsel als Datum des Todestages den 13. September 1877 auf. Daß es sich nicht bloß um einen charakteristischen Aberglauben des Erzählers handelt, den Rudolf Lindau redend eingeführt, ergiebt sich aus einer anderen Novelle: „Die kleine Welt.“

Zum geflügelten Worte ist dieser Titel beinahe geworden. Thomas Ashburne hält bei einem frohen Mahle, das in seinem Junggesellenheim zu Yokohama nach einem für ihn glücklichen Sporttage stattfindet, die Wette, die Welt sei so klein geworden, daß jedermann darin einen jeden kennen müsse. Freilich darf dies nicht ganz buchstäblich verstanden werden. Vielmehr glaubt Thomas Ashburne nur feststellen zu können, daß er mit jedem einzelnen seiner Gäste, bevor er ihn in Yokohama kennen gelernt, durch gemeinschaftliche Bekannte in irgend welchen Beziehungen gestanden, ihn also gewissermaßen bereits gekannt habe. In überraschender Weise gelingt dieses Experiment; nur James Jervis entzieht sich den Fragen der anderen, als ob er Mitteilungen über seine Vergangenheit fürchtete. Als dann nach einiger Zeit ein Bruder Ashburnes in Yokohama eintrifft, erzählt er sogleich am ersten Abend in derselben Gesellschaft — James Jervis hatte sich entschuldigen lassen — eine höchst spannende Geschichte von einem flüchtigen Verbrecher, durch die die Theorie des Bruders von der „kleinen Welt“ widerlegt werden soll. Seit langen Jahren wird der seinem vollen Namen nach bekannte Verbrecher, der einen Mord unter den erschwerendsten Umständen verübt hat, vergebens überall in der Welt gesucht. In Wirklichkeit ist aber gerade diese Mordgeschichte der überzeugendste Beweis für die „kleine Welt“, denn James Jervis, der sich allen Nachforschungen innerhalb der Fremdenkolonie von Yokohama entziehen wollte, ist der gesuchte Verbrecher. In der Gesellschaft, die zu Ehren des an demselben Tage eingetroffenen Daniel Ashburne versammelt war, hatte niemand eine Ahnung von diesem Zusammenhange, James Jervis erfährt jedoch am nächsten Morgen, was am Abend zuvor über sein Verbrechen enthüllt worden ist, und da Daniel Ashburne ihn persönlich kennt, muß er aus dem Wege geräumt werden.

In die Darstellung dieser unser Interesse vom Anfang bis zum Ende fesselnden Vorgänge verwebt Rudolf Lindau eine ganze Reihe japanischer Kulturschilderungen, wie er denn auch sein Drama aus der Fremdenkolonie in Yokohama in Zusammenhang mit einer politischen Umwälzung in Japan bringt. James Jervis, der mit den japanischen Landessitten aufs genaueste vertraut ist, nimmt an der Verschwörung der neun Lonin, der herrenlosen Edelleute, den regsten Anteil und verliert dabei das Leben. Als dann aber nach einer Reihe von Jahren der Taikun, gegen den die Verschwörung der neun Lonin gerichtet war, gestürzt wird, und der Mikado auf dem Throne des „Reiches der aufgehenden Sonne“ herrscht, werden die früheren Rebellen als Helden und Märtyrer verehrt.

So zeigt sich wieder die skeptische Lebensphilosophie Rudolf Lindaus, dem das nil admirari zur zweiten Natur geworden ist. James Jervis, der Mörder aus Limerick, der in Yokohama, um das erste Verbrechen nicht enthüllt zu sehen, einen neuen Mord verübte, genießt heute in Japan beinahe göttliche Ehren. „Nicht weit von der Stelle, wo die neun Lonin, Verbrechern gleich, eingescharrt wurden, erhebt sich jetzt ein kleiner Tempel, der zum Andenken an die für den Mikado Gefallenen errichtet worden ist. Um den Tempel grünt ein freundlicher Garten. Er wird sorgfältig unterhalten, und im Sommer sprießt und blüht es dort. Auf dem einen Grabe, das etwas abgesondert von den übrigen liegt, steht ein schöner Kamelienbaum, dessen rote und weiße Blumen im Winter schon zu blühen beginnen. Das ist das Grab des Führers der Lonin. Niemand kann seinen Namen nennen; sein Ursprung ist in Dunkel gehüllt, wie die Abkunft sagenhafter Krieger der Vorzeit. Der wunderdurstige Volksmund aber erzählt, wie sein furchtbarer Blick die Mörder, die ihn verfolgten, zurückschreckte, so daß keiner wagte, sich ihm zu nahen, bis er endlich, von einem vergifteten Pfeile tötlich getroffen, auf das Gesicht fiel und seine furchtlose Seele aushauchte: wie es dem Helden geziemt, der sterbend

Digitized by Google

die Erde küssen soll, auf daß sie, die barmherzige Mutter allein, in das vom Tode besiegte Antlitz schaue."

Als Thomas Ashburne unmittelbar nach seiner Ankunft in Yokohama dem englischen Konsul seinen Paß vorlegte und seinen Namen in die Matrikel des Konsulats-Registers eintragen ließ, erhielt er die Nummer 13. In der Fremdenkolonie führt er denn auch den Beinamen „Djusanban", die japanische Bezeichnung für „Nr. 13", weil er bei jeder Gelegenheit über das große und unverdiente Mißgeschick klagte, Inhaber dieser Matrikel-Nummer geworden zu sein. Nur ließe sich einwenden, daß nicht er, sondern sein Bruder später ermordet wird. Dafür hat Rudolf Lindau, der selbst an solche unglückliche Vorbedeutung glaubt, die Genugthuung, daß die pessimistischen Betrachtungen, die Thomas Ashburne an die Zahl 13 knüpft, sich gerade auf der Seite 13 der Erzählung „Die kleine Welt" verzeichnet finden. Doch diese Einwendungen gegen die abergläubischen Anwandlungen des im übrigen so realistischen Schriftstellers müssen weit zurückstehen hinter den außerordentlichen Vorzügen seiner japanischen und chinesischen Sittenbilder, die zugleich den Rahmen für die Darstellung ergreifender Menschenschicksale bilden.

Der fünfte Band der „Gesammelten Romane und Novellen" enthält eine ganze Reihe solcher japanischer und chinesischer Geschichten. Der Titel: „Reisegefährten", der an der Spitze dieses Bandes steht, umfaßt gleichsam den gesamten Inhalt, da die einzelnen Novellen auf der Fahrt von Yokohama nach San Francisco an Bord des „Ajax" erzählt werden. Eine dieser Novellen: „Der lange Holländer", steht in charakteristischem Gegensatze zu der Erzählung „Die kleine Welt". Shanghai ist der Schauplatz, auf dem Georg Büchner, „der lange Holländer", von seinem widrigen Lose betroffen wird. Während aber „Die kleine Welt" einen Verbrecher aufweist, der sich der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen weiß, muß Georg Büchner sehr lange unter dem grundlosen Verdachte, einen Diebstahl verübt zu haben, schwer leiden, und als sich dann seine vollständige Unschuld erweist, ist er ein gebrochener Mann, der, obgleich seine Gattin und die Freunde in allen Nöten treu zu ihm gehalten haben, elend zugrunde geht. Hat er freiwillig den Tod im Strome gesucht? Wollte er dort das Vergessen für immer finden? Die Zeichnung dieser Figur ist wiederum mit Meisterhand entworfen.

Rudolf Lindau zeigt in seinen Novellen häufig eine ausgeprägte Neigung für die Behandlung schwieriger Probleme des Strafrechts. Auch gelingt es ihm, wie sogleich in der ersten Novelle der gesammelten Werke: „Im Park von Villers", die im nördlichen Frankreich spielt, die mannigfach verschlungenen Fäden zu entwirren. Die menschliche Natur und das Menschenherz bleiben eben unter allen Zonen dieselben. Wie der Verfasser aber hier und da den Beweis erbringt, daß Abgründe im Menschenherzen, die tiefer als die Hölle sind, läßt er uns nicht minder erkennen, welch' edle Perlen häufig auf dem innersten Herzensgrunde ruhen. Wohl ist der Titel der Novelle „Gute Gesellschaft" ironisch gemeint; läßt sich doch kaum ein größerer Lump denken, als der unwiderstehliche Olivier Tressan, der sich dann als Falschspieler und Hochstapler entpuppt, in der besten pariser Gesellschaft aber ebenso wie in der von Alexandre Dumas fils als demi-monde gekennzeichneten alle Frauenherzen berückt. Auch in dieser Novelle weiß Rudolf Lindau durch andere Charaktere zu versöhnen, unter denen Sir Richard Harvey besonders sympathisch ist. „Er ist ein Original, ein alter Junggeselle, ein Menschenfeind. Er hat meine Diener bestochen und besucht mich nur, wenn diese ihm vor der Thür sagen, daß ich mit Edmund allein bin. Aber er ist mein bester, zuverlässigster Freund, und er ist auch ein alter, sicherer Freund Edmunds." So schildert die Baronin Marie von Bieuville der Gräfin Martha Daxat ihren und ihres Gatten Freund, Sir Richard, als sie ihm bei ihrer Spazierfahrt in den Champs Elysées begegnen.

Als die beiden gefeiertsten Frauen von Paris galten die „schöne Gräfin" und die „schöne Baronin" zur Zeit der Blüte des zweiten Kaiserreichs, und der Ausschnitt, den Rudolf Lindau uns aus dieser „Blütezeit" giebt, läßt an realistischer Treue nichts zu wünschen übrig. Wiesen nicht die Frauen dieser Gesellschaft auch dann, wenn sie fehlen, edlere Züge auf, so müßte die ganze Atmosphäre noch mehr an vergifteten Sumpfboden als an „gute Gesellschaft" erinnern. Das Treiben in den Klubs, die Verführungskünste aller Art werden aufs anschaulichste dargestellt; nur das Heim Sir Richard Harveys stellt eine Art Zufluchtsstätte dar, und dieser bewährt sich auch als zuverlässiger Helfer in der Not. Steht es nun im Gegensatze zu der Theorie, die Rudolf Lindau in der Novelle „Das rote Tuch" über die allzu jäh schließenden Romane vorträgt, daß er seinen Freund Sir Richard schließlich noch sein Herz für die schöne Gräfin Martha Daxat entdecken läßt? Wir erfahren nur sehr wenig über die weitere Entwicklung des zwischen den beiden für das Leben geschlossenen Ehebundes. Daß sie glücklich geworden sind, können wir nur aus ihren vom Verfasser zur lebendigen Anschauung gebrachten Charaktereigenschaften folgern. Ueberdies gehört die Gräfin Martha von Haus aus nicht der pariser Gesellschaft, sondern einer alten italienischen Patrizierfamilie an. „Sie hatte das goldig glänzende, schöne Haar, die wundervolle Hautfarbe der blonden Italienerin; ihre großen hellbraunen Augen, um eine Schattierung dunkler als das Haar, blickten träumerisch, müde, traurig; der Mund war streng, zu ernst beinah für das junge, schöne Antlitz." Auch würde man bei der Annahme fehlgehen, daß Rudolf Lindau in seinen Erzählungen aus Paris die Ausländer mit Vorliebe eine dankbare Rolle spielen läßt. Vielmehr erhalten wir regelmäßig den Eindruck gewissenhafter Objektivität.

In dem Roman „Zwei Seelen" ist es denn auch gerade eine Italienerin, die nach dreijähriger kinderloser Ehe vertrittwete Marquise Irene Brö de Verdière, die den in den Salons des Faubourg Saint-Germain vortrefflich eingeführten deutschen Freiherrn Günther von Wildhagen einem kläglichen Schiffbruche entgegentreibt. Rudolf Lindau legt in diesem Roman vollgiltiges Zeugnis von seiner Begabung ab, dämonische Frauengestalten zu charakterisieren. Wohl gelingt es dem durch männliche Schönheit ausgezeichneten Freiherrn von Wildhagen, sich loszureißen, als er im Jahre 1866 als Offizier unter die Waffen gerufen wird. Auch glaubt er nach dem Kriege, in dem er

Digitized by Google

schwer verwundet wurde, sich für immer befreit zu haben; ja, bei einer Erholungsreise um die Welt verlobt er sich mit einer schönen Kalifornierin, Florence Gilmore, so daß er gegen neue Ansechtungen gefeit zu sein glaubt, als er auf der Heimfahrt nach Deutschland sich einige Tage in Paris aufhalten will. Der Zufall führt ihn jedoch in den Champs Elysées mit Irene zusammen, und so wird sein Schicksal besiegelt. Diesmal verwickelt er sich so fest in Schuld, daß er seiner Braut wortbrüchig wird. Als er sich dann von Irene verraten sieht, bricht alles für ihn zusammen. Der Krieg von 1870 bringt ihm jedoch die nicht mehr erhoffte Erlösung. Wie selbstbewußt tritt er nun der dämonischen Frauengestalt beim Abschiede entgegen. „Sie hatte jede Gewalt über ihn verloren. Nichts, was von ihr kam, konnte ihn in jenem Augenblicke berühren. Der freudige Stolz, sich frei zu wissen, frei von Schwächen, von Schmach und Kränkungen, erfüllte sein ganzes Wesen. Seine Augen, die seit Monaten matt und müde geblickt hatten, leuchteten in frischem Glanze."

Wohl mochte während des Feldzuges, als er tapfer kämpfte, sein Lebensmut wieder angefacht worden sein, nach dem Kriege fühlte er doch von neuem, daß er selbst sein Glück für immer zerstört habe. In der Waldeinsamkeit seiner vom Vater ererbten Besitzung sehen wir ihn dann nach Jahren wieder. „Das Bild Irenens, die ihm Glück schuldete und ihn unglücklich gemacht hat, ist in seiner Erinnerung nicht erloschen, doch steigt sie nur noch selten, in Zwischenräumen, die immer größer werden, ernst und schön vor seines Geistes Auge auf; aber an Florence, die ihm ihr Glück anvertraut hatte, der er Glück schuldete, und die er unglücklich gemacht hatte, denkt er in unerschöpflicher Wehmut, Reue und Zärtlichkeit. Ihr Bild mit den Worten: ‚Meinem einzigen Lieblinge!' steht zwischen dem seines Vaters und dem seiner Mutter. Sein letzter Blick, ehe er sich des Abends zur Ruhe begiebt, weilt auf den Bildnissen der drei geliebten Toten, und ihr Andenken lebt unzerstörbar in seinem Herzen, bis er sich zu dem Schlaf niederlegen wird, aus dem kein Erwachen ist." — Der Hauch der Schwermut, von dem die meisten Erzählungen Rudolf Lindaus durchweht sind, verleiht auch dem Roman „Zwei Seelen" einen unvergeßlichen Reiz. Innerhalb des Rahmens dieses psychologisch fein durchgeführten Romans entrollt der Verfasser zugleich ein Kulturgemälde des zweiten Kaiserreichs, über dem bereits Gewitterschwüle brütet.

„Liebesheiraten" ist ein anderer Roman Rudolf Lindaus betitelt, der in den Gesammelten Werken ebenso wie die charakteristischen Reise-Erinnerungen aus China und Japan und die Lebenswahrheit sprühenden Skizzen aus der Türkei bisher keine Aufnahme gefunden hat. Daß wahre Liebe schließlich über alle Hindernisse siegen muß, ließe sich als die Nutzanwendung des Romans „Liebesheiraten" bezeichnen, falls der Verfasser sich überhaupt in die Reihe der Romanschriftsteller einfügen ließe, die Thesen aufstellen und beweisen wollen. Dagegen gelten von Rudolf Lindau in vollem Maße die Worte, die er einer seiner Figuren in den Mund legt: „Dickens und Thackeray wurden meine Lieblinge, und ich schöpfte aus ihnen Verachtung für falsche Gefühlsschwelgerei, für Unwahrheit und Kleinlichkeit und andererseits Freude an Einfachheit, Aufrichtigkeit und selbstloser Hingebung für gute Menschen und gute Thaten." Hier gewährt uns Rudolf Lindau einen wertvollen Einblick in sein eigenes reiches Gemütsleben.

Wohl durfte die Parallele mit Prosper Mérimée, dem realistischen französischen Novellisten, in einzelnen Punkten als zutreffend bezeichnet werden; vor diesem hat Rudolf Lindau jedoch dasjenige voraus, wofür in der französischen Sprache nicht einmal ein bezeichnender Name existiert: das Gemüt. In der Mehrzahl seiner Romane und Novellen finden wir eine Gestalt, deren Charaktereigenschaften gleichsam aus der deutschen Volksseele geschöpft sind. Hinter solchen durch ihre Plastik ausgezeichneten Figuren birgt sich wohl häufig der Verfasser selbst. Möge es diesem beschieden sein, auch in Zukunft die deutsche Litteratur durch reife Früchte seines wurzelechten und wurzelfesten Talents zu bereichern, sowie durch die That zu zeigen, daß deutsche „Heimatkunst" im erweiterten Sinne auch fern vom Vaterlande aufs erfreulichste gedeihen kann.

Bücher vom Tode.

Von **Ernst Brausewetter** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Höchst seltsam ist es, daß die hervorragendsten Roman- und Novellen-Dichter Schwedens, Verner von Heidenstam, Gustaf af Geijerstam und Per Hallström, in ihren im Vorjahre erschienenen Werken fast ausschließlich vom Tode künden, vom Tode in seinen verschiedenen Arten. Einmal erscheint der Tod als die notwendige Folge der Thaten der Menschen, dann kommt er urplötzlich und reißt die Menschen in der Blüte der Jahre oder mitten im Hoffen auf Lebensglück hinweg, oder er steht lange vor der Schwelle als der geahnte und mit Bangen erwartete glückzerstörende Gast. Und fast alle diese Werke verraten, daß sie aus eigener Lebenserfahrung, aus einem inneren Erlebnis heraus geboren sind.

Den Tod als Folge einer schuldvollen That hat Verner von Heidenstam in seiner Erzählung „St. Georg und der Drache" und in den kleinen dramatischen Dichtungen „Der Wahrsager" und „Gottesgeburt" dargestellt *). Der große Meister Andreas, der für die stockholmer Stadtkirche in Sten Sture's Auftrag das herrliche Bildnis St. Georgs im Kampf mit dem Drachen und mit der betenden Prinzessin schafft, wird „wie ein Dieb" niedergestochen, weil er „das Erdenleben zweier Menschen zerstört hat", die im Sonnenschein vom Morgen bis zum Abend, wie Vöglein singend und zwitschernd, mit einander lebten. Aus dieser glücklichen Ehe hat er die Frau herausgerissen, obwohl er mit ihrem Gatten treueste Freundschaft geschlossen und sich ihm als „Verächter der Liebe" offenbart hat, so daß dieser ihm ohne Mißtrauen „das Liebste, was er auf Erden besaß", sein Weib, zum Modell für die Prinzessin gab. In seiner Arglosigkeit ahnt er nichts von dem „Diebstahl", um den schon

*) „St. Göran och Draken" („St. Georg und der Drache"). Erzählungen von Verner von Heidenstam. „Bröderna" („Die Brüder"), „Spåmannen" („Der Wahrsager"), „Guds Fodelse" („Geburt Gottes"). Stockholm, Albert Bonniers Verlag.

Digitized by Google

fast die ganze Stadt weiß, und glaubt das Fürchterliche erst, als der Meister es selbst durch beredtes Schweigen eingesteht. Da sticht er ihn mitten in der Volksmenge nieder . . . So nimmt das Bildwerk die Bedeutung des Kampfes mit der Sünde der Sinnenlust an.

Aber Heidenstam hat seinen alten Idealismus noch nicht verloren. Dem tragischen Geschick des Unterganges dreier Menschen, dem schmählichsten Verrat am Freunde wollte er in „Die Brüder“ die Schilderung einer Liebe gegenüberstellen, die, „wenn der erste schwere Kampf in der Stille ausgekämpft ist, die einzig glückliche und wirkliche wird, nämlich die, die nichts begehrt“. Erik liebt dasselbe Mädchen, wie sein Bruder Fabian, der ihm einmal gesagt hat: „Man kann nur ein Weib lieben, nicht mit zwei, fünf oder zehn ‚eins‘ werden“, und daß diese die einzige bleiben werde, die er lieben könne. Und Erik will nicht zum „Kain“ Fabians werden; er könnte „die schöne blaue Blume mit zarten Wurzeln“, die in ihrem Herzen für Fabian blüht, „in einen andern Topf umpflanzen“, und er liebt sie so, daß er in der Nacht, nachdem er erfahren hat, daß sie Fabian liebe, nicht schlafen kann und im Garten wie wahnsinnig umherläuft. Aber trotzdem freit er selbst um sie für seinen Bruder und träumt wachend von ihr. Sie wird ihm in den reinsten, schönsten Traumvorstellungen „ein unsichtbares, ständig bei ihm weilendes Wesen“. Als aber der Bruder dann heimkehrt, ihr die Wahl freistellend, und sie keinen Augenblick zweifelt, ihn zu wählen, geht Erik fort, hinaus ins Leben, wird ein großer, angesehener Mann, bewahrt aber bis zu seinem Tode seine stille, traumhafte Liebe . . .

Der Wahrsager (in dem gleichnamigen Schauspiel) wird vom Volke gesteinigt und von Apollo schließlich getötet, weil er „mit den heiligen und den irdischen Dingen gespielt und zugleich Eros, dem Gott der Liebe, und Apollo, dem Gott des Gesanges und der Weissagung, dienen wollte, aber nicht die Kraft hatte, sich beiden voll und ganz hinzugeben, und daher hin und her schwankte. Und in „Gottesgeburt“ opfert ein verzweifelnder Gottsucher, der „nur eine Welt ohne Gott gesehen“, sich auf dem selbsterrichteten Altar, da ein Gott da ist, wo einer für seinen Glauben stirbt. Auch ein seit der Zerstörung des Apollotempels umherwandernder Apollo-Priester findet den erlösenden Tod, der ihm zu Teil werden soll, wenn ein Sterblicher kommt und ihm verkündet, „ein neuer Gott sei im Begriff, geboren zu werden, ein mächtigerer als Apollo“. Lange sah er, daß alle Menschen in ihren Religionen nur um rein weltliche Dinge, Ceremonieen, Sinnbilder und Auslegungen stritten; aber nun hört er, daß „die Welt bereit stehe und auf Gottes Geburt warte“.

Diese kleinen dramatischen Dichtungen sind ausschließlich Ideenverkörperungen ohne alles dramatische Leben; dagegen ist „St. Georg und der Drache“ eine gut aufgebaute und dargestellte Erzählung mit vortrefflicher Charakteristik in dem lustigen, glücklichen und doch stets hadernden Ehepaar und in der eigenartigen, problematischen Gestalt des Bildhauers. Beim Herannahen der Katastrophe ist die Stimmungsmalerei vortrefflich.

Hallströms neuer Novellenband „Thanatos“*) mit seiner überaus seelenvertieften, teilweise subjektiven Charakterdarstellung und malerischen Stimmungs- und Naturschilderung, ist ausschließlich dem Wirken des Todes gewidmet, und auch sein Drama „Bianca Capello“, das ebenso undramatisch ist wie sein Sagendrama „Grefven af Antwerpen“ und nur die allmähliche Entwickelung eines seltsamen Weibes darbietet, handelt vom Tode, und zwar vom plötzlich eintretenden, mitten im Streben und Glückshoffen, oder von dem unerwarteten Hören vom Tode eines geliebten Wesens. Hallströms Auffassung vom Tode giebt am besten die Schilderung einer Statue in Rom in der Novelle „Thanatos“: „Sie ist sehr mild, sehr groß und schön. Lange hat man sie für den Eros gehalten und verwundert betrachtet.“ In dieser Novelle „Thanatos“ kehrt ein junger Mann „mit dem Glauben des Südens an das Glück“ von einer Reise nach Italien zurück und eilt auf ein Gut zu einem schon lange im Stillen geliebten jungen Mädchen, der er nichts davon verriet, und wird von ihrer Schwester und anderen Kindern des Hauses in nichtsahnender kindlicher Unschuld zum Grabstein der Geliebten geführt, wo er in Thränen ausbricht, den Kindern seine Liebe schildert, aber Trost in der obigen Auffassung vom Tode findet.

Ein ähnliches Schicksal trifft in „Eine einfache Tragödie“ einen Mann, der sich aus dürftigen Verhältnissen durch seine Geschäftstüchtigkeit zum wohlhabenden Manne emporgearbeitet hat und ein Bauernmädchen, das in der Stadt im Dienst war und mit der er wegen ihrer Tüchtigkeit, Besonnenheit und Bravheit hofft, eine glückliche Ehe führen zu können, heiraten will. Aber auf dem Schiffe trifft er ihre Eltern, die die Leiche der im Krankenhause gestorbenen Geliebten im Sarge heimholen. „Er stieß einen Jammerschrei aus, der über das ganze Schiff hinschallte und alle anderen Leute zum Schweigen brachte“. Und dann will er die Leiche sehen! Er kann es nicht glauben, daß sie tot ist! Vor wenig Tagen reichte sie ihm beim Abschied die Hand und lächelte dabei! Und dann erzählt er von seinen Erinnerungen an sie. „Und unter den traurigen Worten wuchs die Legende vom Tode hervor, die Sage, die vielleicht wahrer ist, als die Wirklichkeit. Es waren feine und schöne Gefühle und Bilder, die sie hervorriefen, nur schlichte Alltäglichkeit von erfüllten Pflichten und gutem Willen und ein bischen Freude; aber es kam eine gewisse wehmutvolle Größe hinein durch die Feierlichkeit und Ruhe des Todes.“

Mitten im Erträumen neuer Lebensgenüsse und im Erkennen, wieviel Schönes er erlebt, findet der verkommene Gutsbesitzer „Melchior“ in der gleichnamigen Erzählung bei einer nächtlichen Schlittenfahrt den Tod im Schnee; aber dieser Tod wirkt wie eine Erlösung; denn seine Hoffnungen wären nicht erfüllt worden. Er stirbt in höchster innerer Lebensfreude.

Noch ergreifender, noch schöner ist der Tod des Löwen in der Erzählung „Der Löwe“ geschildert: „Sein Blick war seltsam traurig, verzweifelt, aber majestätisch. Groß und golden erweiterten sich seine Augen und starrten noch weiter hinaus als früher, vorbei an den grauen Häusern mit Sonnengold auf den Schieferdächern, und er verstand, daß seiner Träume flüchtige Bilder einst Wirklichkeit waren, daß es eine weite, öde Ebene mit Sonnenbrand gab, daß er da gelebt und daß er geschaffen war für diese Welt und nicht für den Käfig.“ Und den-

*) Erschien, wie die folgenden Schriften Hallströms, in in C. & E. Gernandts Verlag in Stockholm.

Digitized by Google

selben Löwenblick sieht der einst von dem freigewordenen Löwen verschonte Orlando, als er dem ihm von seiner Mutter aufgezwungenen Pflichtgebot der Rache folgt und den schon vom Schicksal schwer heimgesuchten Mörder seines Vaters tötet, in dessen im Tode erlöschenden Augen: „kein Haß war darin, sie blickten unendlich weit und unendlich ruhig voll Wehmut und stolzer, stiller Unterwerfung mit sehender Gewißheit hinaus.“ Dieser Blick ertötete seine Träume nach Macht und Herrlichkeit und trieb ihn in die Welt hinaus, er wußte selbst nicht, wohin.

Das „Heimliche Idyll“ spielt mitten in dem Todeswüten der französischen Revolution zwischen einem Beamten, einem stillen Träumer, und einer verfolgten jungen Aristokratin, die er trotz seiner Weiberverachtung bei sich mit Lebensgefahr versteckt. Ein unschuldiges Idyll, dessen Zauber nur in der erwachenden Seelensympathie und in den nächtlichen Träumen von gemeinsamem Sterben in Liebe besteht. Er verschafft ihr selbst durch Verrat eines Amtsgeheimnisses Gelegenheit zur Flucht. Als sie dann später an ihn schreibt: „Mein Leben gehört nun Ihnen, weil ich es Ihnen verdanke; vielleicht auch noch aus andern Gründen,“ „da sie bei ihm glücklich war und gern Hand in Hand mit ihm gehen wolle,“ lehnt er es ab, da das kurze Zusammensein mit ihr für ihn eine herrliche Erinnerung sei, die durch eine neue Wirklichkeit zerstört werden würde . . .

In einem engen, dumpfigen, kinderreichen Arbeiterheim entwickelt sich ein verkrüppeltes Mädchen, das von Kind auf ans Bett gefesselt ist, zu einer Träumerin, einer „Dornrose“, und nach dem Tode der Mutter zur sorgenden Letterin des Haushaltes vom Bette aus, und sie wird schließlich durch ihr tiefes Verständnis für menschliches Leid die Verschönerin zwischen dem Vater und der heimkehrenden Tochter, einer totkranken Dirne, die einst heimlich das Elternhaus verlassen hat und vor dem Tode noch einmal die Mutter sehen will und nun erfährt, daß sie längst gestorben sei. Und die Schilderung des Begräbnisses, die „Dornrose“ ihr giebt, zeigt, welche Bedeutung dies im Leben dieser Leute hat, daß erst bei einem so erschütternden Ereignis ihr Gefühlsleben, ihre Opferwilligkeit ans Licht kommt.

In Hallströms Drama „Bianca Capello“ erkennt Bianca im plötzlichen Tode, daß das Schicksal mit dem Menschen spielt, wie die Katze mit der Maus. „Man versteht nichts! Man spielt mit; es kitzelt einen, und man lacht! Man glaubt sich schließlich stark, meint Willen zu haben und fühlt, man kann über alle herrschen.“ Aber „im Todessprunge kommt erst Klarheit!“ Sie schreit schmerzvoll im Sterben auf: „Was war ich denn anders, als ein irrendes, blindes Ding im Dunkel? Du schöne, schöne Welt, warum habe ich nicht gelebt? Nun ist es zu spät!“ Aber sie hatte in vollsten Zügen gelebt, ein Weib, „das man nie ermüdet, anzubeten“, das anfangs „das Ungewisse lockt“, und das sich „vom Winde tragen läßt, wohin er weht“, das den ersten Geliebten und Gatten fast willenlos morden läßt, später aber „mit freiem dreistem Willen“ sich den Weg zur Krone und zur Macht über Leichen bahnt und selbst mit ihrem Gatten, dem Großherzog, einem gegen einen Feind geplanten Giftmorde zum Opfer fällt.

Das tiefste und ergreifendste Werk vom Tode, das aus einem namenlosen selbsterlebten Leide heraus geschrieben ist mit einer Treue der Lebens- und einer Tiefe der Gefühlsschilderung, wie kaum je ein Buch, ist Geijerstams „Eheroman“, „Brüderchen“*), von dem er selbst sagt: „Dieses ganze Buch ist ein Buch vom Tode und vom Kampfe mit dem Tode, und doch handelt es mehr vom Glück, als vom Unglück. Es handelt von dem „Brüderchen“, das der Engel der Mutter wurde, wenn auch nicht so, wie wir gehofft hatten; denn er nahm sie mit sich, als er ging.“ Das Buch schildert die letzten Jahre einer Ehe, des Dichters eigener Ehe, mit sehnsüchtigen Rückblicken auf die ersten Jahre dieser wunderbaren Ehe mit unzähligen Tagen, Wochen, Monaten voll seligen Liebesglücks bis in die letzten Lebenstage der Frau: „denn es lag eine Macht in ihrem Gefühl und ihrem Wesen, die ihn fast verwirrte, so daß er sie stumm in seine Arme nahm und sie mit jenem Gefühl küßte, wie damals, als er sie zum ersten Mal als Braut geküßt, und er und sie wußten, größere Seligkeit gab es nicht auf Erden“, und mit völligem Aufgehen in einander, daß sie anfangs „werden wollte, wie er“, „nichts thun, was ihm nicht gefällt, nichts glauben, was er nicht glaubt“. Und er ist „so gut zu ihr“; sie ist „so glücklich“; „er weiß ja nicht, wie glücklich er sie gemacht hat!“ Aber schon früh kamen auch trübe Stunden und Tage. Oft saß sie düster grübelnd da, und bisweilen weinte sie, und seine Fragen quälten sie, so daß es einmal eine erregte Szene zwischen ihnen gab und tagelanges Schweigen. Dann schrieb sie ihm von ihrer Liebe, daß er aber nicht fragen möchte, warum sie weine. — Die Erwartung und Geburt des dritten „gottgesandten“ Kindes, „das sie retten soll“, das zwar kein Mädchen, wie gehofft, aber ein blondlockiger lieblicher Knabe mit „Engelaugen“ wurde, der kleine Sven, brachte Freude und Glück ins Haus, die freilich bald durch eine schwere Krankheit der Mutter getrübt wurde, in der sie ihr Geheimnis offenbarte: sie wolle sich nicht der Operation unterziehen, sondern sterben. Denn sie wüßte schon lange, daß sie früh sterben würde, und wollte sich einst das Leben nehmen aus Liebe zu ihrem Gatten, so lange er jung war und eine andere finden konnte. Dennoch gelingt es ihm, sie auch diesmal durch Hinweis auf Sven zum Weiterleben zu bewegen. Als dann aber der Kleine im Sterben liegt, will sie mit ihm ins Meer gehen, und als er tot ist, beginnt ein neuer schwerer Kampf des Vaters und der Söhne mit ihrer Todessehnsucht, indem sie nur für den Toten lebt, für sein Grab, in seinem Gemach mit seinen Sachen und im „Geisterverkehr“ mit ihm, selbst dann, als sie auf „Gottes Gebot“ und mit „Svens Zustimmung“ sich noch einmal liebevoll den Ihren widmet. Nur kurze Zeit; denn sie erkrankt, wie sie vorausgesagt, an demselben Leiden, wie Sven, und stirbt nach denselben tagelangen Qualen. Als ihr Mann in der letzten Nacht an ihrem Sterbebette wacht, sieht er seine Ehe und ihr Geschick in vollster Klarheit vor sich: Als höchstes Glück ersehen ihm immer ein schönes Heim. „Er gewann eines, wie es unter Tausenden nur eins giebt; aber an den Tod hatte er nie denken wollen. Er kam aber und nahm den kleinen Jungen und sie, die ihnen teurer war als alles im Leben, als das Leben selbst. Sie war aber geschaffen, glücklich zu sein und dann sterben zu dürfen; und es kam der Tag, da es eine Grausamkeit war, sie zum Leben zu zwingen. Sie

*) Stockholm, C. & E. Gernandts Verlag.

Digitized by Google

konnte nicht eine Zeitlang trauern und dann vergessen. Sie konnte nur trauern und sterben. Warum versuchte er, sie gegen ihren Willen und über ihr Können zu zwingen? Verstand er nicht, daß sie nur durch ungeheuere Anstrengung zwei Jahre lang mit ihnen gelacht, die lachen wollten, und mit ihnen gespielt, die spielen wollten? Das kam daher, weil er immer geglaubt hatte, er thue alles für sie, während er nur für sein eigenes Glück gearbeitet hatte. Gerade wie er in religiösen Fragen immer nur im Gedächtnis behalten, was sie nach seinem Wunsch sprach, und alles vergessen, was sie dawider sprach, so daß sie lange gemeint hatte, er *wollte*, daß sie seine freien religiösen Anschauungen teilen sollte, und nicht wagte, ihm zu sagen, daß sie an Gott und ein Leben nach dem Tode glaubte, ja an einen Seelenverkehr in *diesem* Leben glaubte nach dem Tode des kleinen Sven, der sie besuchte, und daß sie täglich betete. Er erfuhr es erst, als er selbst Zweifler geworden und nicht wußte, was er glauben sollte, und er fühlte sich schuldig.“ Wenn er auch nie „gewollt“ hatte, daß sie ihre Anschauungen ändern sollte, wenn sie sich das auch nur in ihrer Liebe eingebildet hatte, so hätte er doch sehen müssen, daß ihr ihr Glaube so teuer war, daß er sie niemals auf die Möglichkeit anderer Anschauungen hätte hinweisen sollen. „Wie hat sie ihn lieben können, da er sie so, gegen seinen Willen, geplagt hatte?“ — Im Todesaugenblick nach stundenlangem Ringen zu sprechen, stieß sie Worte hervor, die diese Frage beantworteten: „Ich habe Euch so lieb!“

Proben und Stücke.

Mein erster Waffengang.

Von **Julius Rodenberg** (Berlin)*).

(Nachdruck verboten.)

Es ist mit dem ersten Buch wie mit der ersten Liebe; man kann Empfindungen, wie diese, nur einmal im Leben haben, wenn sie neu sind und darum mit einer Kraft wirken, die, noch frei von jeder Berechnung, einem natürlichen Impulse zu gehorchen scheint. Sie prägen sich der Erinnerung mit tiefen Spuren ein, die keine spätere Zeit völlig verwischt, Schatten, die lebendig werden, sobald ein unerwarteter Lichtstrahl, ein sympathischer Ton sie trifft. Die zweite, vielleicht erst die dritte Liebe — denn wir sind alkumal Sünder! — mag zu glücklicherem Ende führen, das zweite Buch größeren Erfolges sich rühmen: einerlei, der Zauber der ersten Liebe, wie der des ersten Buches kehrt niemals, niemals wieder. Alle freundlichen Illusionen der Jugend verbinden sich mit ihm, alle Qualen, alle Hoffnungen; wenn man erst einmal enttäuscht worden ist, dann glaubt man nicht mehr so bald, man wagt nicht mehr, man erwägt, man zögert zu gewinnen, wo man ans Verlieren denkt, man stürzt sich nicht länger voll göttlichen Leichtsinns in das Unbekannte, mit welchem doch, indem es entschwindet, des Daseins schönster Reiz sich erschöpft. Es schwindet die Spannung, welche zu großen Thaten spornt, wenn sie sie gleichwohl nicht vollbringt; es schwindet die naive Selbstüberschätzung, welche die höchsten Preise träumt, bevor sie die dornigen Wege kennen gelernt, die selbst zu bescheidenen Zielen führen; das Geheimnis und Geheimnisvolle schwindet, aus welchem alle diese Regungen hervorgegangen sind. „Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen“ — und ist es nicht nur für Liebende. Sprechen können, wenn man sprechen dürfte! Welch ein holder Zwang bindet die Seele, die sich ihres Glückes bewußt ist! Wie hoch über den Alltag hinaus und seine Stimmung erhebt diese stille Sicherheit, dieses Uebermaß von Freude, welches die Brust verschließen muß! Schwebten wir damals nicht wie in einem Himmel, und sind nicht diejenigen zu preisen, denen ein Andenken daran geblieben, nachdem sie lange wieder auf der Erde wandeln? Alle die süßen Wonnen und Schmerzen der ersten Liebe, die sind mir zu teil geworden mit dem ersten Buche. Denn es erschien anonym.

Und — um in diesem wahren Bekenntnis auch ganz bei der Wahrheit zu bleiben: es war noch nicht einmal ein Buch, sondern nur ein Heft von vierzehn Seiten und auf jeder nichts als ein Sonett.

Ich war, als ich sie schrieb, auf dem weiland kurhessischen Gymnasium zu Rinteln, Oberprimaner und dicht vor dem Abgang. Lateinische Verse mußten wir, deutsche durften wir machen; aber sie drucken lassen — wer hätte daran gedacht? Die Geschichte seines ersten Buchs erzählen, möchte wohl dem einen mehr, dem anderen weniger gelingen; aber wer erzählt die Geschichte seines ersten Gedichts! Wer schildert, wann und wie diese besondere Fähigkeit des menschlichen Ausdrucks im Knaben erwacht ist, wie sie sich anfänglich ohne jeden Nebengedanken äußert und allmählich an den Vorbildern ihrer bewußt wird? Wie der Sprache, wie dem Lied wird es ihr wohl eingeboren sein, daß sie vernommen zu werden wünscht. Die Resignation kommt gemeiniglich erst später. Mir — und auch das will ich hier nicht verschweigen — war die harte Lektion frühe schon erteilt worden. In ganz jungen Jahren, als ich noch Sekundaner war, hatte ich der Versuchung nicht widerstanden, ein Gedicht, und noch obendrein mit einem durchsichtigen Pseudonym, zu veröffentlichen, an das ich noch heute mit Betrübnis denke, wiewohl es den kräftigen Titel führte: „Nieder mit den Dänen!“ Veranlaßt durch die politische Bewegung jener Tage, war es im Sommer 1848 erschienen und brachte mir eitel Kummer und Kränkung ein. Daß die Lehrer mein Vergehen gegen die Schuldisziplin einstimmig und scharf verurteilten, war noch das Geringste für mich; schlimmer war, daß das Produkt

*) Am 26. Juni d. J. vollendet Julius Rodenberg sein 70. Lebensjahr. Unserem mehrfach ausgesprochenen Grundsatze, Kalenderjubiläen nicht zum Anlaß litterarischer Würdigungen zu nehmen, können wir diesmal um so leichter treu bleiben, als die Persönlichkeit Rodenbergs schon zu Anfang dieses Jahrgangs (Heft 3) bei der Besprechung seiner Memoiren durch Lady Blennerhassett eindrucksvoll charakterisiert worden ist. Eine Ergänzung dieser Charakteristik findet man in dem oben mitgeteilten, liebenswürdig-anspruchslosen Erinnerungsblatt, das dem Novellen- und Skizzenband „Klostermanns Grundstück“ (Berlin, Gebrüder Paetels Verlag) entnommen ist. Die Red.

Digitized by Google

wirklich nichts taugte und von einem Blatte, welches damals in Rinteln viel gelesen, den „Hamburger Jahreszeiten", in geradezu vernichtender Weise besprochen wurde. Ich sehe das Blatt in seinem rosaroten Umschlag vor mir und fühle noch einmal, was ich an jenem Oktobermorgen gefühlt, als es meinen zitternden Händen entsank. Der innernen Zerknirschung gesellte sich der Spott der Mitschüler hinzu, welche die Notiz auswendig gelernt hatten und mich mit den Schmeichelnamen verfolgten, die mir darin gegeben waren. Ich konnte sie jahrelang nicht mehr loswerden. Aber nun schwieg ich.

Die Strafe war hart, aber sie war nicht unverdient gewesen; das söhnte mich zuerst mit ihr und dann mit mir aus. Um diese Zeit kam ein neuer Lehrer an unser Gymnasium, der den größten Einfluß auf mich und in der That auf alle seine Schüler geübt hat, obwohl wir zuerst mehr Scheu vor ihm empfanden als Sympathie. Seine Richtung war streng orthodox. Er kam aus Oberhessen und war ein Schüler Vilmars, dessen Anschauung und Auffassung des deutschen Mittelalters mit sich bringend. Es war etwas in seiner Erscheinung, etwas Machtvolles, Kraftvolles, was an Luther erinnerte: sein Gesicht glich denen, die man auf alten Holzschnitten sieht. Er war eines Bauern Sohn, und das Rauhe sowohl wie das Ursprüngliche seiner Abkunft war in ihm. In den Lehrstunden stand er neben dem Katheder, das Haupt auf den rechten Arm gelehnt, vor sich niederblickend. So sprach er. Seine Worte waren von tiefem Sinn erfüllt, zuweilen dunkel, aber immer anregend. Sie wirkten auf das Gemüt und die Phantasie mehr als auf die Verstandeskräfte. Die Poesie war ihm die erste und natürliche Sprache der Völker; höher als jede sonstige Gattung derselben stand ihm das Volksmäßige. Die Bibel, Homer und das deutsche Volksepos waren sein Dreigestirn, wie sie durch ihn auch das unsere wurden. Er lehrte Religion, Griechisch und Deutsch in den oberen Klassen; aber die Formel belebte sich unter seiner Hand, und die Regel ward zum Symbol. Einer seiner oft gebrauchten Ausdrücke war „das Himmelreich der Ideen". Ueber das Wirkliche hinaus ward das Ahnungsvermögen in uns geweckt; wir lebten, so lange wir ihn hatten, in einer Welt, die ganz von seiner Persönlichkeit beherrscht ward. „Die Macht der Persönlichkeit" war ein anderes dieser Worte, die wir zuerst von ihm hörten. Wir hingen mit Ehrfurcht an seinen Lippen und sammelten solche Sätze, die besonderen Eindruck auf uns gemacht hatten, in kleinen Heften, deren ich noch eines bis auf diesen Tag bewahre. Wenn ich darin blättere, bin ich völlig in den Zauberkreis jener Zeit zurückversetzt. Als er nun ging, fühlten wir uns wie vereinsamt. Es wehte geheimnisvoll um diesen Mann, um sein Kommen und um sein Gehen. Er ward Pfarrer in einer oberhessischen Gemeinde, dann verließ er die Heimat und verlor sich im Dunkel, um jene Zeit, wo der Kampf zwischen Preußen und Deutschland zum Austrag kam. Für uns aber, die wir ihn geliebt hatten, wird er immer die leuchtende Gestalt bleiben, die wir in unserer Jugend sahen. Einige seiner ehemaligen Schüler sind den alten Idealen treu geblieben, und auch sie hat die Stunde der Entscheidung in das antipreußische Lager gedrängt. Aber dennoch, wenn ich einem der wenigen dieser noch Ueberlebenden begegne, können wir uns in aller Ehrlichkeit die Hand drücken, indem wir des gemeinsamen Lehrers gedenken. Für mich sind es Jahre strenger Selbsteinkehr und ernster Arbeit gewesen. Die Betrachtung des Großen und Heldenhaften in Dichtung und Geschichte hatte mich mit einer seltenen Freudigkeit erfüllt; die Herrlichkeit und Glorie des Mittelalters umgab mich wie mit einem goldenen Gewölk. Die Gegenwart selber erschien mir unter diesem magischen Licht, und in glücklichen Stunden, die zu den beglücktesten meines Lebens gehören, gestalteten diese Träume sich zum Gedicht. Es war das Märchen vom „Dornröschen", welches, Jakob Grimm gewidmet, auch nachmals herauskam. Aber in den Jahren des Entstehens hielt ich es geheim vor jedem Blick; kaum daß die Nächsten davon erfuhren. Die liebliche Weserlandschaft, die vor mir ausgebreitet lag, die Klosterstille meines Städtchens, die Sehnsucht, die noch ihr Ziel nicht kannte, das Heimweh nach dem Lehrer, den ich nie wiedersehen sollte — sie waren es, die nach einem Ausdruck rangen. Aber in dieses Innenleben hinein tönten doch auch Stimmen der bewegten Außenwelten. Eindrücke ganz anderer Art empfing ich während der Ferien in meinem elterlichen Haus, in dem ich übrigens immer nur liebevolle Förderung, niemals Widerspruch gefunden habe. Doch es herrschte darin, vom Vater ausgehend, ein dem Mystischen durchaus abgewandter, freier Geist, der, sich namentlich in politischen Dingen äußernd, mich nicht selten in Konflikt mit mir selber brachte. Die Lösung konnte auch hier nur auf poetischem Wege herbeigeführt werden. Der Niederwerfung der Revolution von 1848 war ein Stillstand und Rückschlag gefolgt, den man besonders schwer in meinem vielgeprüften Vaterland empfand. Das Wiederauftauchen der schleswig-holsteinischen Frage war das erste, was wieder Leben in diese Stagnation brachte — neue Hoffnungen, welche die blutigen Tage von Idstedt und Missunde nur allzubald zerstörten und der Tag der Demütigung, der von Olmütz, für immer vernichtet zu haben schien. Aber noch stand, wenn auch von allen Mächten verlassen und auf sich allein angewiesen, Schleswig-Holstein aufrecht; ihm galten die heißesten Wünsche der Patrioten, ihre Geldsammlungen, ihre Liebesgaben. Wenn die Nordmark fiel und abermals dem dänischen Zwingherrn ausgeliefert ward, dann mußte jeder Deutsche sein Haupt in Schmach und Trauer verhüllen. Diese Stimmung fand ich im Vaterhause vor während der letzten Sommerferien meiner Schulzeit, und sie ging mit mir, sie verließ mich nicht auf einer Wanderung nach dem Harz, welche meine gütigen Eltern mir bewilligt hatten. Aber sie nahm Gestalten an, die sich seltsam mit meinen anderen Ideen verbanden. Zu tief durchdrungen war ich von dem Geiste der deutschen Vorzeit, Nibelungen und Gudrun vermischten sich mit dem Schmerz um Schleswig-Holstein, und die sagenreiche Waldeinsamkeit des Harzes breitete gleichsam ihren grünen Schleier darüber aus.

Ich erinnere mich noch des Tages, 12. Juli 1850, der Stunde, zehn Uhr morgens, des Ortes, ein Städtchen

Digitized by Google

im Oberharz; sogar des Wetters — ziehendes Gewölk und flüchtiger Sonnenschein. Auch finde ich noch aufgezeichnet, was ich damals schrieb, in einem meiner frühen Tagebüchlein, in der Handschrift von vor einundvierzig Jahren, in vergilbten Zeilen und darüber:

Schlachtruf.

Ein heller Ruf geht durch die deutschen Lande,
Ein Klang wie Harfenton und Kirchenglocken,
Sehnsüchtig, tiefgewaltig hör' ich's locken,
Als bräch' ein freies Volk der Knechtschaft Bande.

Jungfrau Germania steht am Meeresstrande,
Im Seewind fliegen ihre gelben Locken,
Ihr märchenblaues Auge sieht erschrocken,
Die Thräne rinnt um ihres Volkes Schande.

Ich lausche träumend in die wilden Stimmen,
Ich starre trauernd in die Nebelmeere,
Die wogend um den Bergesgipfel schwimmen.

Da rauscht der helle Ruf mich aus den Träumen,
Der Busen fliegt .... mein Volk, kannst du noch säumen?
Hinaus für unser Recht und uns're Ehre!

Und nicht genug damit: an demselben Morgen schrieb ich noch zwei weitere Sonette hintereinander her. Ja, wenn Verse hätten Schleswig-Holstein retten können!

Ich war damals eben neunzehn Jahre alt geworden und kehrte mit meinen Sonetten erst nach Haus und dann auf die Schule zurück, zu meinem „Dornröschen". Alles dies ging Hand in Hand und machte mich sehr froh. Die Luft zu schaffen war lebendig in mir, und ich konnte nur in Versen reden. In den Unterrichtsstunden, auf ein leeres Blatt meines Diariums oder einer Präparation schrieb ich mehr Sonette „Für Schleswig-Holstein". Diesen Titel hatte die kleine Sammlung, während ihre Zahl voll ward, in meinem Kopf angenommen. Daß ich an Rückerts „Geharnischte Sonette" dachte, daß sie mein Vorbild waren, ist unnötig zu sagen. Ich sprach es auch aus:

Die vom Franzosen kühn das Reich befreiten,
Die sangeft du begeistert im Sonette.

Ihm waren darum die meinigen zugeeignet:

Verzeih', o Dichtergreis! Kühn ist das Wagen:
Ein Vogel hat sich auf vom Nest geschwungen —
Nun laßt uns seh'n, ob ihn die Luft mag tragen!

Alles nur in Gedanken — aber der Gedanke drängte zur That. Einer meiner Mitschüler, der ein Jahr vor mir zur Universität abgegangen, hatte die Muskete geschultert und war zur schleswig-holsteinischen Armee gezogen. Sein Bild stand immer vor mir. Konnte ich denn gar nichts für die Sache leisten? „Der gesamte Ertrag ist für Schleswig-Holstein bestimmt", setzte ich auf das Heft, welches schon vor dem Ende des August in sauberer Abschrift vor mir lag. Was damit beginnen? Ich bin bis hierher wahr in meiner Erzählung gewesen, ich will es auch weiterhin sein. An irgend einen Vorteil für mich dachte ich nicht; ich war ganz erfüllt von einem Eifer, der mir heilig schien; jede Befriedigung der Eitelkeit, meine Person und mein Name sollten völlig zurücktreten und unbekannt bleiben. In einer freien Vierteistunde, der Frühstückspause zwischen dem Unterricht, ging ich hinauf in mein Stübchen und trat vor das Bücherbrett, in welchem meine kleine Bibliothek aufgestellt war. Mit klopfendem Herzen stand ich eine Weile, dann griff ich auf gut Glück einen Band heraus. Ich glaubte damals an Eingebungen in allen Dingen, und auch hier sollte mir von höherer Hand der Weg gewiesen werden. Ich öffnete den Band; es war Heines „Buch der Lieder", und der Verleger: Hoffmann & Campe, Hamburg. Unter dieser Adresse ging noch am nämlichen Tag das Manuskript ab und — da doch nun einmal die ganze Wahrheit heraus soll — unter dem Namen eines Jugendfreundes, der mir damals und noch lange nachher sehr nahe stand. In meiner Umgebung war er der einzige mit etwas wie künstlerischen Aspirationen — einer der seltsamsten Menschen, die mir in meinem Leben begegnet sind, und hieß Friedrich Ruhn: wir nannten ihn aber „Stech". Er ist nun tot, und was ich von ihm sage, kann sein Andenken nicht schädigen. Ursprünglich Rentereischreiber von einer gewissen musikalischen Begabung, doch ohne rechte Vorbildung und gänzlich ohne Mittel, war er nur darauf bedacht, wie er sich dennoch seiner Lieblingsneigung widmen könne, und benutzte jeden müßigen Augenblick, um Klavier zu spielen oder Noten zu schreiben — zu „stechen", wie wir sagten. Daher der Beiname.

Dieser gute Mensch wußte nichts von der Ehre, die ihm zugedacht worden, und ich hütete mich auch wohl, ihm etwas davon zu sagen. Denn ich glaubte nicht an den Erfolg meines gewagten Schrittes und wollte mich nicht ein zweites Mal der Beschimpfung aussetzen. In der That vergingen einige Wochen, ohne daß ich auch nur das Mindeste von meiner Sendung vernahm; sie schien im Leeren verhallt, ohne Sang und Klang verschollen — ich hatte mich mit diesem Gedanken bereits abgefunden und vollständig darein ergeben.

Da war's, an einem Septembernachmittag, ich saß an meinem Tischchen neben dem offenen Fenster, durch das mir der Abendwind den Duft der Herbstblumen aus dem Garten unten am Bach heraufzog. Die rötliche Sonne schien auf das Bild an der Wand, welches, das Märchen vom Dornröschen darstellend, als eine der liebsten Erinnerungen meiner Jugend mir noch heute wert ist. Ueber die Weiden hinweg und zwischen den hohen Pappeln hindurch konnt' ich fern im letzten Tageslicht die Weser sehen und die blauen Berge dahinter. Die Stunde war mir günstig — mühelos fügte sich Vers an Vers zur Nibelungenstrophe, meine ganze Seele war in Dornröschens Schloß.

Auf einmal poltert es die Treppe herauf, und herein stürmt Stech, mit einem Paket unter dem Arm. Als ich ihn sehe, weiß ich sofort alles. Aber ich will mich nicht unterbrechen lassen, und er kennt mich darin. Mir gegenüber setzt er sich auf das bescheidene Sopha, das Paket zur Seite. Nicht lange jedoch erträgt er diesen Zustand, und plötzlich fühl' ich es um mich herum sausen, an meinem Kopf vorüber, auf den Tisch hernieder, auf das Papier vor mir, bis alles mit kleinen, zierlichen, weißen Heften bedeckt ist, wie mit Schneeflocken im Winter. Nun bin ich meines Glückes sicher; aber diese Sicherheit ist so süß, daß sie die Berührung mit der Wirklichkeit der Dinge scheut. Stech aber, ungeduldiger als ich, springt auf, hält mir eines der

Digitized by Google

Hefte dicht vor die Augen und ruft: „Da sieh's!“ Und da sah ich's: „Für Schleswig-Holstein!“ Geharnischte Sonette. Der ganze Ertrag ist für Schleswig-Holstein bestimmt. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1850.“

Noch jetzt, indem ich dieses schreibe, durchzuckt's mich mit dem Gefühle von damals — einem Gefühle, so zusammengesetzt aus stürmischer Wonne, Stolz, Dankbarkeit und Wehmut, wie man es eben nur einmal empfinden kann, wenn man sein erstes Buch, und wär's auch nur ein Büchlein, gedruckt sieht.

Und hier könnte die Geschichte desselben enden, aber sie hat noch ein Nachspiel. Wird man es dem Alten, der auf den Jüngling zurückblickt wie auf einen Fremden, wird man es mir verzeihen, wenn ich sage, daß die Sonette zu jener Zeit wirklich einiges Aufsehen machten? Vielleicht war es die Anonymität, die dazu beitrug. Man riet auf den Verfasser, und Namen wurden genannt, die damals zu den besten gehörten. Wir, Stech und ich, rieben uns in stillem Einverständnis die Hände, bis eines Tages ein Blatt aus Hamburg kam, welches, o Schrecken! als den Dichter der Sonette — Friedrich Ruhn in Rinteln bezeichnete. Julius Campe hatte das Schweigen gebrochen und das Geheimnis verraten, aber doch nur das halbe; denn er wußte selber nicht mehr. Als die Nachricht sich in Rinteln verbreitete, wurde das ganze ruchbar; denn jeder kannte mein Verhältnis zu Stech, und jeder sagte sich sogleich, wer der wahre Verfasser sein müsse. Mir aber brannte das Licht auf dem Nagel, und in der Not und Angst meines Herzens schrieb ich an Campe die volle Wahrheit, daß er durch mich dupiert worden sei, daß ich noch Gymnasiast, und ich beschwor ihn, mich nicht unglücklich zu machen durch Veröffentlichung meines Namens.

Inzwischen aber war die Wirkung in Rinteln auf Lehrer und Schüler die entgegengesetzte derjenigen, die ich erwartet oder gefürchtet hatte. Die Lehrer drückten vorlaufig ein Auge zu, und die Schüler vernahmen es mit inniger Genugthuung, daß einer ihrer Kommilitonen etwas zu Stande gebracht habe, wovon alle Zeitungen sprachen. Sie waren nicht mehr die, welche sich über mein erstes dichterisches Mißgeschick lustig gemacht, aber auch ich war ein anderer geworden; wir waren um ein paar Jahre älter und durch die Schule jenes Mannes gegangen, der uns alle auf eine höhere Stufe der Charakterbildung emporgehoben hatte. Niemals werde ich den Abend vergessen, wo diese Jugendkameraden sich unter meinem Fenster aufstellten und unter Stechs Führung ein Lied zu singen begannen, das er selber komponiert. Mein Herz schlug höher, als ich die Worte erkannte:

„Ein heller Ruf geht durch die deutschen Lande . . . .“

Es war das erste meiner Sonette; die Dänen, an denen ich mich einst poetisch versündigt, gaben mir nun diese volle Revanche.

Ungetrübte Freude rief das Erscheinen des Sonettenheftes in meinem Elternhause hervor. Der Vater verehrte mir das erste Kistchen Cigarren, und meine Mutter, die so tapfer und treu zu dem Sohne gestanden in den Tagen des Zweifels, welch ein Triumph für sie — welch ein denkwürdiger Besuch bei Julius Campe, dem Verleger und Freund Heinrich Heines! Doch auch der Beifall der Lehrer äußerte sich nun, und was sie dem Schüler nicht sagen mochten, das sagten sie mit aller Wärme dem Abiturienten. In der von Gervinus begründeten und herausgegebenen „Deutschen Zeitung“ zu Frankfurt a. M. — ich glaube, mein späterer Freund Heinrich Kruse redigierte sie damals — erschien ein Paragraph, der den rinteler Gymnasiasten gleichsam in die litterarisch-politische Welt einführte und mit einem herzlichen „Macte nova virtute!“ schloß. Einer meiner früheren Ordinarien war der Verfasser. Und ich hatte die heidelberger Universität noch nicht bezogen, so war auch die Veröffentlichung des „Dornröschens“ schon gesichert. O schöne, glückliche-unglückliche Zeit, wo die Rosen blühten am Neckar! . . . Das Gedicht ist heute vergessen, und es ist auch weiter nicht schade darum. Wird man mir aber verargen, daß ich noch immer gern daran zurückdenke? Ein Blatt, wie ich es hier schreibe, ist eine Konfession, in der man nichts verschweigen darf — auch das nicht, was man sonst niemals ausgesprochen haben würde. Die hohen Anschauungen, die jener, meinen Blicken längst entschwundene Lehrer uns eingeflößt, wirkten in mir noch, und mir widerstrebte, das vom Verleger mir bewilligte, für die damaligen Verhältnisse nicht unbeträchtliche Honorar zu berühren; und außerdem hatte ich an meinem armen Freund Stech ein Unrecht gut zu machen. Er nahm die Summe von mir an, die wenigstens so weit reichte, den Anfang eines ernstlichen Musikstudiums am Konservatorium in Leipzig ihm möglich zu machen. Von dort aus fand er seinen Weg, gelangte zu der geachteten Stellung eines Musikdirektors in einer westfälischen Stadt und starb nur allzu früh, doch nicht, ohne das gelobte Land der Kunst betreten zu haben, nach dem er sich gesehnt. So hatte mein erster Waffengang, hatten die Sonette für „Schleswig-Holstein“, die zu der Publikation des „Dornröschens“ führten, doch wirklich etwas Gutes im Gefolge gehabt. Mir war es genug, daß sie mir die wohlwollende Anerkennung, die freundliche Beachtung solcher Männer wie Friedrich Rückert, wie Ernst Moritz Arndt, wie F. F. Dahlmann einbrachten; und wenn man auch heutzutage nicht allzu viel mehr auf den Beifall der Alten geben mag: zu der Zeit, in der ich jung war, dachten wir anders.

Hassan.

Von **Rudolf Lindau** (Konstantinopel*).

(Nachdruck verboten.)

Ich verließ Konstantinopel im Frühjahr 1869 im Gefolge des neu ernannten Gouverneurs von Bagdad, dem ich als Sekretär beigegeben worden war. Die Strecke von Konstantinopel bis Alexandrette legten wir auf einem Dampfboot zurück, von Alexandrette zogen wir, eine zahlreiche Karawane bildend, über Aleppo, Birebjik und Orfa Bagdad, dem weiten Ziel unserer Reise, zu.

In Orfa hielten wir uns einige Tage auf, was mir Zeit gab, die wunderbaren alten Stadtmauern in Augenschein zu nehmen und in der Moschee Abrahams meine

*) Aus: Erzählungen eines Effendi. F. Fontane & Co. Berlin 1876. 184 S. 2 M.

Digitized by Google

Andacht zu verrichten, und von Orfa gelangten wir nach kurzer Reise an einen kleinen Ort, Rez-el-eyer genannt, wo meine Aufmerksamkeit durch eine Ansiedlung kürzlich eingewanderter Kaukasier in Anspruch genommen wurde.

Auch mein Vorgesetzter interessierte sich für diese Leute, und wir brachten einen ganzen Tag in ihrer Gesellschaft zu. — Es waren Tschetschen, ein Zweig des großen Tscherkessenstammes, und, alles in allem genommen, die schönsten Männer, die ich noch gesehen habe: schlank und kräftig zugleich, edlen Angesichts und von stolzem Gebaren. Ihr Häuptling, Ali-Bey, der sich gastfreundlich erboten hatte, uns mit den Leuten bekannt zu machen, führte uns seine besten Soldaten, zu Pferde und zu Fuß, vor, und dem Pascha gefielen sie so sehr, daß er sogleich den Entschluß faßte, eine Anzahl von ihnen für militärische Dienste anzuwerben.

Die türkisch-persische Grenze war nämlich zu der Zeit durch große, organisierte Räuberbanden in bedenklicher Weise unsicher gemacht. Ein Stamm namentlich, der der Hamawand, drohte einen ganzen Landstrich zur Wüste zu machen.

Es war eine der Aufgaben des neu ernannten Gouverneurs von Bagdad, dem verbrecherischen Treiben dieser Horden Einhalt zu thun.

Ali-Bey und seine Männer waren schnell bereit, zu marschieren, als sie hörten, sie sollten in den Krieg geführt werden, und nach kurzen Unterhandlungen mit dem Gouverneur übernahm der Häuptling, sich, gegen Zusicherung eines guten Soldes, an die Spitze eines Freikorps von zweihundertfünfzig Reitern zu stellen, das aus seinen Leuten gebildet werden sollte. Der Gouverneur machte dabei nur den Vorbehalt, daß jeder der anzuwerbenden Soldaten sich zunächst und ehe er in den Dienst träte, bei ihm zu melden haben sollte, um auf seine Kriegstüchtigkeit, wenn auch nur oberflächlich, geprüft werden zu können. Dies zu thun, überließ der Pascha jedoch mir, und so saß ich am nächsten Morgen, zu früher Stunde, vor der Thür meiner Hütte, um die Meldungen der Freiwilligen anzunehmen und, wenn es nötig sein sollte, eine Auswahl unter ihnen zu treffen.

Die Tschetschen nahten sich mir bald von allen Seiten, wie ausgeflogene Bienen dem Stock, und ich war, als ich mich gegen Mittag zur Mahlzeit zurückzog und eine zweistündige Pause der Anmeldungen ankündigte, bereits an die Zahl von zweihundert gelangt, ohne daß sich mir ein einziger Mann vorgestellt, den ich nicht beim ersten Blick für kriegstüchtig hätte erklären können.

Auch nach Tische folgten sich die Anmeldungen noch ziemlich schnell, bis es gegen vier Uhr, als etwa noch ein Dutzend offener Plätze zu besetzen waren, ruhiger und bald ganz öde wurde, so daß ich mich fragte, ob es mir gelingen werde, die vorgeschriebene Zahl von zweihundertundfünfzig Mann noch im Laufe des Tages voll zu machen.

Da nahten sich mir zwei auffallende, sehr verschiedene Gestalten: ein schöner, junger Mann von zwanzig Jahren, der schönste und größte, den ich im Laufe des Tages noch gesehen hatte, der sich unter dem Namen Salih einschreiben ließ, und dann ein Knabe, der das Jünglingsalter noch nicht erreicht hatte und auf dessen zierlicher Gestalt und feinem Gesichtchen, das unter dem mächtigen Kolpak beinah' verschwand, mein Auge mit Wohlgefallen ruhte. Der Kleine trug die Kriegeruniform seiner älteren Genossen, den Säbel, den Dolch, die Pistole, die Flinte — aber er glich mehr einem zum Scherz verkleideten Kinde als einem Krieger.

Er trat, den Kopf stolz zurückgeworfen, vor den Tisch, hinter dem ich saß, und sagte mit heller Knabenstimme:

„Mein Name ist Hassan. Salih ist mein Bruder."

„Schön, mein Sohn! Und was weiter?"

Er runzelte die Stirn: „Schreib' meinen Namen nieder; ich will mit Salih ziehen."

Ich konnte nicht umhin, zu lächeln. „Dazu bist Du noch zu klein," sagte ich.

Er sah so ernzürnt aus, daß ich, um ihn zu besänftigen, freundlich hinzufügte:

„Später wollen wir sehen. Man braucht immer Soldaten. Heute bist Du noch ein Kind."

Er erblaßte, trat einen Schritt zurück und sagte mit bebender Stimme:

„Ich werde dir beweisen, daß ich kein Kind mehr bin." Und damit wandte er sich trotzig ab und folgte seinem Bruder, der während meines Gesprächs mit Hassan diesen ruhig beobachtet hatte und nach meiner Weigerung, das Kind als Soldat anzuwerben — Hassan mochte dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein — mit einem eigentümlichen Lächeln davongeschritten war.

Ich sah die beiden noch miteinander sprechen. Es kam mir vor, als ob der große Salih den kleinen Hassan zu beruhigen bemüht war. Dann verschwanden sie aus meinem Gesichtskreis.

Bald darauf erschienen noch mehrere andere Tschetschen, und lange vor Sonnenuntergang konnte ich meinem Vorgesetzten melden, daß das Freiwilligenkorps in der gewünschten Stärke von zweihundertundfünfzig Mann vollzählig sei.

Der Gouverneur befahl darauf Ali-Bey, dem Hauptmann der Truppe, sich nach der türkisch-persischen Grenze zu begeben, diese bis zu dem Punkte, wo der Mendeli aus türkischem Gebiet in persisches übertritt, zu rekognoszieren, möglichst von dem Räubergesindel, das dort sein Unwesen trieb, zu säubern und sich sodann zur Berichterstattung nach Bagdad zu begeben. — Wir selbst setzten unsern Marsch gen Südosten fort.

In Bagdad liefen, bald nachdem wir dort angekommen waren, Nachrichten vom Kriegsschauplatz ein, auf den sich Ali-Bey mit seinen Reitern begeben hatte. Die Gläuber waren den gut bereiteten und militärisch ausgebildeten Tschetschen nicht gewachsen, aber sie leisteten aller Orten wütenden Widerstand, und Ali-Beys Weg, bis er den Mendeli erreicht hatte, war eine blutige Straße, auf der in ununterbrochenen Kämpfen Hunderte von Hamawand und auch viele seiner Leute gefallen und zahlreiche Tschetschenreiter und Pferde verwundet worden waren. Der Pascha spendete dem tapfern Führer, als dieser sich nach einigen Wochen bei ihm meldete, verdientes Lob und willkommene Belohnung für ihn und seine Leute und ordnete an, daß die Truppe sich einige Zeit in Bagdad ausruhen solle, um ihre Verwundeten zu pflegen und ihre gelichteten Reihen möglichst wieder vollzählig zu machen.

Ich hatte mich nach Salih erkundigt, der mir besondere Teilnahme eingeflößt, und erfahren, daß er, leicht verwundet, am Leben sei und seinen Dienst demnächst wieder antreten werde. Und eines Tages, nachdem ihm meine Erkundigungen wohl hinterbracht worden waren, erschien er bei mir; — aber nicht allein, sondern in Begleitung eines winzigen, von der Sonne verbrannten Kriegers, in dem ich sogleich meinen kleinen Freund Hassan wiedererkannte.

„Wie kommst Du hierher?" fragte ich ihn.

„Ich bin Salih gefolgt."

„Als Soldat?"

„Ja, als Soldat, wenn schon mir kein Sold ausbezahlt worden ist; aber ich habe gekämpft!"

„Er hat gekämpft," sagte Salih.

Hassan trat mir einen Schritt näher, und seinen Mantel ausbreitend, zeigte er auf mehrere Löcher darin.

„Flintenkugeln," sagte er, „Kugeln der Hamawand, denen ich gegenübergestanden habe. — Bin ich ein Kind? Frage Salih!"

„Ja," wiederholte Salih. „Er hat gekämpft, wie ein Mann."

„Nun, dann werde ich dafür sorgen, daß Du von jetzt ab auch Deinen Sold bekommst wie die anderen Krieger."

Doch ich konnte nicht umhin, etwas zu lächeln, als ich das Kind Hassan als einen Krieger bezeichnete.

Digitized by Google

Die beiden Brüder schienen dies ungern zu bemerken und entfernten sich gleich darauf.

Um diese Zeit wurde es im ganzen Wilajet bedenklich unruhig. Der Gouverneur, der sich später noch als großer Staatsmann auszeichnen sollte und schon damals überall, wo er auftrat, Spuren seines weitsehenden Geistes und seiner unbeugsamen Energie zurückließ, hatte angeordnet, daß in der seiner Verwaltung anvertrauten Provinz die allgemeine Wehrpflicht eingeführt werden sollte. Diese tief in das Volksleben eingreifende Maßregel war in vielen Teilen des Landes mit starkem Unwillen aufgenommen worden, und in den von den Aiek und Dagara bewohnten Landstrichen war es zu offenem Aufstand gekommen.

Der Pascha entsandte sieben Bataillone und die Tschetschenreiter gegen die Rebellen, und begab sich persönlich auf den Kriegsschauplatz, wohin ich ihn begleitete.

Am Zusammenfluß des Dagara und des Euphrat stießen wir auf starke feindliche Streitkräfte, und der Oberbefehlshaber unserer Armee hielt es deshalb für geboten, in der Spitze des von den beiden Flüssen gebildeten Dreiecks, in leicht zu verteidigender Stellung, ein befestigtes Lager zu errichten, das unsern Truppen eine Zufluchtsstätte gewähren sollte, falls sie von den feindlichen Massen in offener Feldschlacht zurückgetrieben würden. Nachdem diese Verteidigungsmaßregeln aber getroffen waren, ohne daß uns die Aufständischen dabei sonderlich gestört hätten, ging unsere Armee, am achten Tage nach unserer Ankunft, an der Mündung des Dagara zum Angriff vor.

Der Gouverneur und sein Stab nahmen Stellung auf einer kleinen Anhöhe, von der aus der größte Teil des Schlachtfeldes übersehen werden konnte.

Der Kampf währte nur wenige Stunden. Die mit alten Gewehren bewaffneten, undisziplinierten, wilden Horden waren, trotz aller persönlichen Tapferkeit, unsern Soldaten und deren „Martini“ nicht gewachsen. Es war ein ungleicher Kampf, in dem wir auf tausend Schritt sicher töteten, während es den Aufständischen nicht gelang, sich uns bis auf die geringe Tragweite ihrer Waffen zu nähern.

Die Rauchwolken entfernten sich mehr und mehr, und bald konnten wir deutlich erkennen, daß der vollständig geschlagene Feind in wilder Flucht allein noch sein Heil suchte.

Da löste sich von der Hauptmasse unserer Armee, die, dem fliehenden Feinde zugewandt, dem Gouverneur und dessen Stabe den Rücken kehrte, eine Abteilung ab. Eine mächtige Staubwolke, die immer größer und dichter erschien, nahte sich uns in Windeseile, und bald erkannten wir in dieser Wolke die blitzenden Uniformen unserer wilden Tschetschenreiter. Jetzt waren sie nur noch wenige hundert Schritt von uns entfernt, gleich darauf dicht vor uns. Den blutigen Säbel im Munde oder ihn mit wüstem Geschrei in der Rechten schwingend, wilden Blicks, die Gesichter mit Staub bedeckt und von Pulverdampf geschwärzt, sahen sie auf ihren, mit Schweiß bedeckten, keuchenden Rossen furchtbar und schön aus. Die unter ihnen mit dem Säbel im Munde, hatten die rechte Hand zum Gebrauch der Waffe nicht frei, denn ein jeder schwang darin das abgeschlagene Haupt eines Rebellen. Sie nahten sich, einer nach dem andern, in sausendem Galopp der Anhöhe, auf der der Pascha stand, parierten dort kurz ihre sich wild bäumenden Tiere und schleuderten als Huldigung dem Gouverneur, der hervorgetreten war, um sie zu begrüßen, die blutige Trophäe vor die Füße. „So ergehe es allen Feinden des Großherrn!“ hörte man sie schreien. Dann sprengten sie, einen Halbkreis beschreibend, davon, um sich, der Anhöhe gegenüber, wieder zu sammeln und ordnungsmäßig aufzustellen.

Plötzlich erblickte ich auf einem mächtigen Pferde einen kleinen Reiter, der im vollen Lauf seines Tieres auf uns zujagte. Er sah womöglich noch wilder als seine Kampfgenossen aus. Die Augen blitzten in erstaunlichem Feuer, im Munde hielt er den Säbel, die Nasenflügel flogen wie die eines abgehetzten Tieres, das Gesicht war mit einer Kruste von Staub und Blut bedeckt, die die Züge darunter kaum unterscheiden ließ. Aber ich erkannte sie. Das war mein Freund Hassan! Und jetzt hatte auch er mich erblickt, und gegen alle Sitte ritt er am Pascha vorbei, machte vor mir, der mehrere Schritte neben und hinter diesem stand, Halt, und ein abgeschlagenes Rebellenhaupt, das sich in seiner winzigen Faust außnahm wie der Kopf Goliaths in der Faust Davids, mit wütender Gebärde hin und her schwingend, als wolle er mich damit treffen, rief er, es mir vor die Füße schleudernd, zitternder, zorniger Stimme, Thränen der Aufregung im Auge: „Bin ich ein Kind? Bin ich ein Kind?“ und sprengte, sich auf den Hals seines Pferdes legend, wieder davon.

Die Schlacht, unter dem Namen „Gefecht von Dagara“ bekannt, entschied über das Schicksal des Aufstandes, dessen Hauptmacht sie vernichtete. Mehr als fünfhundert Leichen des Feindes bedeckten den Wahlplatz. Von den Unsrigen waren nur wenige gefallen. Am meisten hatten die Reiter gelitten, die in der Wut der Verfolgung mit dichteren Massen des fliehenden Feindes handgemein und von diesen niedergemetzelt worden waren. Auch der große, schöne Saith war bei dieser Gelegenheit gefallen; Hassan, der an seiner Seite gefochten hatte, war unversehrt entkommen.

Der ganze Feldzug war in fünfundzwanzig Tagen beendet. Dann war die Ruhe im Wilajet wieder hergestellt; aber sie war teuer erkauft worden. Die Aufständischen hatten, auch als der Kampf schon gegen sie entschieden war, noch immer Vorstöße gegen die Truppen gemacht, und bei einigen Ueberfällen war es zu blutigen Scharmützeln gekommen, in denen viele der Unsrigen gefallen und verwundet worden waren. Diese, die Verwundeten, hatte man in einem Militärhospital untergebracht.

Auf dem Heimmarsch nach Bagdad hielt es der Pascha für seine Pflicht, einen Umweg zu machen, um das Hospital zu besuchen, das in Hillé, Babylon gegenüber, errichtet worden war. Ich begleitete ihn wie gewöhnlich.

Wir schritten, vom Generalarzt geführt, langsam durch die langen, mit Leidenden gefüllten Säle. Hin und wieder blieb der Gouverneur stehen, um mit einem der Verwundeten zu sprechen und ihm und seinen nächsten Nachbarn einige Worte des Trostes zu sagen.

Da hörte ich, als der Pascha gerade mit einem schwerverwundeten Tschetschen sprach, mit kaum vernehmlicher, leiser Stimme meinen Namen flüstern. Ich wandte mich um. Auf der andern Seite des schmalen Ganges, der die Betten in zwei Reihen teilte, lag in einem dieser Feldbetten der kleine Hassan. Er war sauber gewaschen und trug ein weißes, reines Hemd, und ich erstaunte wieder über die große Schönheit der seinen, kindlichen Züge. Aber wie elend sah mein armer Hassan aus! Nichts erinnerte an den wütenden Knaben, der mit das blutige Haupt eines Aiek vor die Füße geworfen hatte. Hassan war jetzt totenbleich, die großen, schönen Augen lagen tief eingefallen in dunklen Höhlen, und um den kindlichen Mund, mit den blutlosen Lippen, spielte ein mildes, müdes Lächeln.

Er winkte mir, mehr mit den Augen als mit der Hand: „Herr!“

„Ja, lieber Hassan.“

„Saith ist gefallen.“

„Ich weiß es.“

„Ich habe ihn gerächt.“

„Du hast recht gethan.“

„Herr . . .“

„Ja, lieber Hassan.“

Mit einer Bewegung, die ihm schwer wurde und ihn sichtlich schmerzte, öffnete er das Hemde und entblößte seine Brust, und ich sah einen Verband, der, nach seinem Umfang, auf eine große Wunde auf Schulter und Brust schließen ließ.

Digitized by Google

„Bin ich ein Kind — bin ich ein Kind?“ fragte er ganz leise, traurig, rührend.

Ich war dem Weinen nahe. „Du bist ein ganzer Mann,“ sagte ich ernst.

Darauf schloß er mit einem glücklichen Lächeln die schönen, müden Augen.

Besprechungen

Deutscher Nekrolog.

Von **Arthur L. Jellinek** (Wien).

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Georg Reimer. 4 Bde. (1897—1900.)

Seit im Jahre 1854 der „Neue Nekrolog der Deutschen“, den ein halbes Jahrhundert früher Adolf Heinrich Schlichtegroll ins Leben gerufen, mit einem schwermütigen Schlußwort vom Publikum Abschied genommen hatte, mangelte, viel bedauert, ein Nachschlagewerk, das über Leben und Wirken der hervorragenden Toten eines Jahres hätte Auskunft geben können. Denn selbst das stolze Nationalwerk, die „Allgemeine Deutsche Biographie“, die mit ihren Supplementbänden sich nunmehr dem Abschluß nähert, vermag, anderen Forderungen gerecht werdend, die Lücke kaum auszufüllen. Sie umspannt ein Jahrtausend deutscher Geschichte, deutscher Arbeit, Dichtung und Kunst und wählt darum viel strenger und enger, wem die Ehre gebührt, in dies Pantheon aufgenommen zu werden. Sie führt wohl die Vergangenheit bis hart an die Grenze unmittelbarster Gegenwart, ohne sortab dem Tage dienen zu wollen und mit den Toten des Tages Schritt zu halten. Hier soll der „Deutsche Nekrolog“ nicht nur nach des Herausgebers Absicht, sondern auch nach dem Wunsche des Leiters der deutschen Biographie anschließen und den Faden der ADB fortspinnen. Natürlich, daß sich das Jahrbuch auf breiterer Grundlage aufbaut, daß der Kreis der Aufgenommenen weiter ist, so daß „jeder Deutsche von Bedeutung“ darin seinen Platz finden soll. Gewiß nicht mit Unrecht ist Bettelheim in der Zuerkennung dieses Epithetons als Redakteur nachsichtiger gewesen, als er es als Historiker vielleicht hätte sein dürfen, und hat Lehrern und Buchhändlern, Soldaten, Predigern und Aerzten, die im engeren Kreise verdienstlich gewirkt haben, Eintritt gewährt.

Neben die knappen Nachrufe für die Kleineren reihen sich umfängliche Essais und künstlerische Charakteristiken für die Größeren. Daß das Jahrbuch aus den „Biographischen Blättern“, einer Zeitschrift, die vornehmlich lebensgeschichtliche Kunst und Forschung pflegen wollte, hervorgegangen ist, erklärt vielleicht, warum in den ersten Bänden der künstlerische Zweck gegenüber dem praktischen vorwog, warum die Nekrologe mehr ein abgerundetes Lebens- und Schaffensbild des Toten geben wollen, als regestenartige Darstellung seines Lebenslaufes und Aufzählung seiner Werke, es erklärt auch manche Ungleichmäßigkeit und manches Abweichen vom gesteckten Ziele, so wenn z. B. der den Toten des Jahres 1896 gewidmete Band biographische Erinnerungen an Ludwig Richter oder Friedrich Bodenstedt bringt, oder wenn Michael Bernays im ersten und zweiten Bande mit Nachruf bedacht ist. Daß ab und zu der Umfang einer biographischen Skizze nicht im Verhältnis zur Bedeutung des Gewürdigten steht, dürfte man kaum rügen, denn nichts wäre kindlicher, als in einer historischen Darstellung die Wertung eines Mannes nach der Zahl der Zeilen zu bestimmen, die ihm zugewiesen sind, wie es jüngst ein grimmiger Rezensent von R. M. Meyers Litteraturgeschichte allen Ernstes versucht hat. In immer strafferer Zucht aber ist es dem Herausgeber gelungen, die vielköpfige Schar seiner Mitarbeiter an Maß und Einheit zu gewöhnen und dabei die größte Kunst des Redakteurs zu üben: den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen. Wie sehr ihm dies geglückt, dafür spricht, wenn er Alexander Meyer die biographische Würdigung der deutschen Staatsmänner und Politiker, Heinrich Friedjung die der österreichischen anvertraut hat, wenn Baechtold, dann Vetter und Frey den schweizer Dichtern, wenn Rudolf Krauß den Schwaben Guido Adler und Robert Eitner den Musikern, Guglia den Geschichtsschreibern, Ratzel den Geographen, Minor, Weilen und nicht zuletzt der Herausgeber selber den Schauspielern. Paul Schlenther endlich dem Dichter Fontane den Nachruf in diesem Mnemeion halten. Daneben treten die selbstlosen Helfer Ludwig Fränkel, Hyacint Holland, Elissen, Franz Brümmer und manche andere, deren ebenso undankbare wie unentbehrliche Arbeit, das Leben der Kleinen und Kleinsten zu zeichnen, nicht unvergessen bleiben soll. Und gerade die Vielzahl der Helfer hebt den Nekrolog über das Niveau eines Repertoriums oder Konversationslexikons, giebt individueller Färbung, persönlichem Eindruck, Lob und Tadel Spielraum.

Nicht ohne giltige Ursache ist die biographische Bibliographie in den beiden letzten Bänden fortgeblieben, sie wird durch die Büchercataloge, die Jahresberichte, Zeitschriftenbibliographieen vollauf ersetzt. Auch die Totenliste hat in der knapperen Fassung des letzten Bandes entschieden gegenüber der breiten, unübersichtlichen der ersten Jahrgänge gewonnen. Vielleicht nützt der Herausgeber den gewonnenen Raum zur Vervollständigung der Schriftenverzeichnisse der Autoren, vielleicht auch, daß ohne besondere Mühe die Forderung unserer bildersüchtigen Zeit erfüllt werden kann und nicht nur Wort, sondern auch Porträt das Andenken an die Toten wach erhält. Immerhin wünschen wir diesem neuesten deutschen Nekrolog die gleiche stattliche Anzahl von Bänden, wie seinen Ahnen und Urahnen.

Neues von und über Tolstoi.

Von **Eduard Höber** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Als vor einigen Wochen aus dem Zarenreich die Kunde herüberkam, daß Leo Tolstoi von der obersten kirchlichen Behörde seines Vaterlandes exkommuniziert worden sei, da äußerte sich in Westeuropa vielfach ein Erstaunen über dies Ereignis, ja man verstieg sich bis zu scharfen Vorwürfen und Angriffen gegen den heiligen Synod, der es gewagt habe, den größten Sohn seines Landes aus der Kirche seiner Heimat zu verbannen. Nichts ist falscher und verkehrter als dies Erstaunen, diese Vorwürfe und Angriffe; man muß sich vielmehr darüber wundern, daß Tolstoi nicht schon längst exkommuniziert worden ist. Denn seit der Dichter, im Alter von fünfzig Jahren, gequält von inneren Fragen nach dem Zweck und Wert des menschlichen Lebens, dazu getrieben wurde, sich wieder intensiv mit der Glaubenslehre seines Vaterlandes, der er schon in früher Jugend sich entfremdet hatte, zu beschäftigen und dann daneben zu dem Urquell dieser Lehren, dem Evangelium Christi, hinabzusteigen, seit dieser Zeit — es sind seitdem zwanzig Jahre verflossen — ist Tolstoi ein grimmer Verächter und Gegner der christlichen Lehre, die während der letzten Jahrhunderte und heute mit geringen Abweichungen in Rußland wie in den anderen sogenannten christlichen Staaten offiziell gepredigt wird. Und er hat diese Verachtung des „falschen Christentums“ nicht still in seiner Seele bewahrt, sondern wieder und wieder in all den zahlreichen religiös-philosophischen Schriften, die

Digitized by Google

er seit 1880 hat erscheinen lassen, es offen und schroff ausgesprochen, „daß diese ganze (heutige) Glaubenslehre nicht nur falsch, sondern Lug und Trug ist, der sich im Laufe der Jahrhunderte aufbaute und einen bestimmten niedrigen Zweck hatte“. Kann man sich darüber wundern, daß in einem Lande, in dem die Kirche sogar den gekrönten Herrscher unter ihre Gewalt zwingt, ein Mann, der zwanzig Jahre hindurch eine solche Lehre in einer allem Volk verständlichen Form verbreitete, endlich aus der offiziellen Gemeinschaft der Gläubigen ausgestoßen wurde? Tolstoi steht innerlich schon lange außerhalb der griechisch-katholischen Kirche, und man mag sich höchstens darüber wundern, daß die allgewaltigen geistlichen Machthaber Rußlands nicht schon früher und schärfer gegen diesen großen Ketzer vorgegangen sind.

Das Gefühl des Erstaunens, daß in dem Lande der geistigen Knechtung und der administrativen Verurteilung ein Tolstoi überhaupt noch frei einherwandelt, erwacht von neuem bei der Lektüre von Tolstois jüngsten Werken, den sozial-ethischen Kampfschriften „Moderne Sklaven“ und „Aufruf an die Menschheit“ (beide übersetzt von W. Czumikow und erschienen im Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig, 1901; 124 und 113 S., Preis je 1 M.). Hier charakterisiert Tolstoi die gegenwärtige christliche Lehre als ein „Konglomerat von unmoralischen Sinnlosigkeiten und Gotteslästerungen“, und, um der Menschheit das Glück zu schaffen, das ihr jetzt noch fehlt, fordert er offen auf zum Kampfe gegen das falsche Christentum und die gegenwärtig bestehenden Regierungen, die beiden Institutionen, in denen er die wesentlichen Quellen für das glücklose Dasein der Menschheit erblickt. Die Gedankenreihen, die Tolstoi in seinen neuesten Schriften — mit dem „Aufruf an die Menschheit“ ist noch der Aufsatz „Muß es denn wirklich so sein?“ vereinigt — entwickelt, sind größtenteils schon aus seinen früheren moralphilosophischen Werken bekannt, aber immer wieder weiß der starke Eiferer seine Predigt über die von ihm erforschte Wahrheit und den Weg, der die Menschheit aus ihrem Leiden zum Heil führen soll, in eine neue und eindrucksvolle Form zu fassen. Nachdem er in dem Eisenbahn-Lastträger, der 36 Stunden ununterbrochen arbeiten muß, dem Arbeiter im Bergwerk oder am Hochofen, dem Steinklopfer auf der Landstraße in plastischen Bildern die Sklaverei unserer Zeit gezeichnet hat, erhebt er die Frage nach dem Grund für das Sklaventum der Mehrzahl der Menschen. Und drei Thatsachen nimmt er als Gründe in Anspruch: den Mangel an eigenem Landbesitz, den jeder für sich nutzbar machen könnte; die Steuern, die auf den Armen lasten; das Fehlen der Produktionsmittel, die im Besitz einiger Weniger sind. Diese Zustände bestehen heute in Rußland wie in Westeuropa und in den anderen Erdteilen, und sie werden erhalten zum Schaden des größten Teils der Menschheit vermittels der Gewalt, die in der Hand der Besitzenden ist und zu ihrem Vorteil ausgenutzt wird. Die Gewalt aber ist verkörpert vor allem im Heer, und ihr Wirken wird geleitet von den Regierungen. Darum beseitige man die Regierungen und das Heer, und die Menschheit wird aus der Sklaverei befreit sein! Doch nicht mit Gewalt suche man die Regierungen zu vernichten; man beteilige sich nur an keiner Thätigkeit der Regierung, man nehme kein Amt an, weigere sich, Soldat zu sein, zahle keine Steuern, nehme keinerlei Unterstützung von der Regierung entgegen! Insbesondere die Verweigerung des Militärdienstes bezeichnet Tolstoi als die Thätigkeit, die der einzelne mit Leichtigkeit zum Wohl der Menschheit ausführen könne. Als Grundursache der Existenz der Heere aber sieht Tolstoi jene Lehre an, „die den Menschen einredet, daß der Militärdienst, der den Mord zum Zweck hat, nicht nur nichts Böses, sondern sogar etwas Gutes, Heldenmütiges und Löbliches sei“, jene Lehre, die fälschlich die christliche genannt werde, die in Wahrheit jedoch nur von der herrschenden Klasse aus Selbsterhaltungstrieb im Laufe der Jahrhunderte aus dem echten Christentum herausgebildet und dem unwissenden Volk eingeimpft sei. Wenn diese falsche Lehre eines Tages nicht mehr existiere, dann werde es auch kein Heer mehr geben. „Und wenn es kein Heer geben wird, so wird auch von selbst jene Vergewaltigung, Knechtung und Demoralisierung, die an den Völkern verübt wird, aufhören.“

Diese drei jüngsten Aufsätze Tolstois wenden sich in der Schlichtheit ihrer Ausführungen, ihrer Verständlichkeit und eindringlichen Wärme wiederum an die weitesten Kreise und zeigen den 72jährigen Dichterprediger im vollen Besitz all des leidenschaftlichen Temperaments, das ihn noch nie in seinem Leben verlassen hat, und erfüllt von der heißen Menschenliebe und dem starken Mut zur Wahrheit, die zu den edelsten Zügen im Bilde des gewaltigen Slaven gehören, dessen Stimme heute in der ganzen zivilisierten Welt vernommen wird. Zumal in Deutschland haben im Verlauf der letzten Jahre nahezu alle Schichten der Bevölkerung ihre Blicke auf Tolstoi gerichtet, angezogen durch seine dichterischen Schöpfungen, durch seine religiösen und ethischen Schriften oder auch nur durch die Absonderlichkeiten, die von dem äußeren Leben des russischen Grafen bekannt wurden. Ein beredtes Zeugnis für dies lebhafte Interesse, das gegenwärtig in Deutschland Tolstoi entgegengebracht wird, legen neben manchen anderen Erscheinungen auch die zahlreichen neuen Bücher deutscher Autoren ab, die sich mit Leo Tolstoi beschäftigen.

Unter den jüngst erschienenen Werken dieser Art nimmt die erste Stelle Eugen Heinrich Schmitts Buch „Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur“ ein (Leipzig, Eugen Diederichs; 482 S. 5 M.). Schmitt, ein begeisterter Jünger Tolstois, unternimmt es in diesem Werke, die Weltanschauung Tolstois, die besonders in einer Reihe seiner philosophischen und ethischen Schriften in den Umrissen gezeichnet, nirgends aber systematisch ausgearbeitet und entwickelt ist, in breiten Zügen auszuführen, die „Konsequenzen der Grundgedanken Tolstois im Lichte des Naturerkennens“ eingehend darzulegen. Die kulturelle Mission Tolstois, die nach Schmitts Meinung von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen gründlich mißverstanden wird, indem sie in Tolstoi vor allem einen Moralprediger sehen, besteht darin, daß Tolstoi nicht mehr und nicht weniger als eine neue Weltanschauung prägen will, die ebenso „die theologische Weltanschauung beseitigen“ wie das, „was uns als moderne positivistisch-naturalistische Wissenschaft bekannt ist“, umstürzen will, wodurch allem Tolstois große ethische Ziele erreicht werden können. Die Grundlinien dieser Weltanschauung Tolstois zeichnet Schmitt folgendermaßen: Der Mensch, dessen Geist in dem wüsten Taumel der Endlichkeit und Vergänglichkeit keine Befriedigung findet, weil er das Unendliche, Ewige, das sich über die Schranken von Zeit und Raum erhebt, ahnt, muß sich zur höheren Stufe, der Selbsterkenntnis, dem Selbstbewußtsein des Unendlichen oder mit anderen Worten: zum Selbsterkennen und Selbstbewußtsein seiner Geistigkeit erheben. Diesen Grundgedanken seiner Weltanschauung hat Tolstoi schon im Evangelium gefunden in dem Ausspruch „Das Reich Gottes ist inwendig in euch“, und im Anschluß hieran führt er dann aus: „Der Anfang und das Ende aller Dinge ruht in der Seele des Menschen. Jeder Mensch ist sich, abgesehen von seinem fleischlichen Leben, eines in ihm wohnenden freien, vernünftigen und vom Fleisch nicht abhängigen Geistes bewußt. Dieser unendliche Geist ist der Urquell aller Dinge, und er ist dasjenige, das wir Gott nennen. Indem wir diesen Geist zur Grundlage des Lebens machen, empfangen wir das wahre, das unendliche Leben. Die Handlung aber, mit der wir das Unendliche zu unserer Grundlage machen, ist das Selbsterkennen, mittels dessen wir des in uns vorhandenen unendlichen Lebens bewußt werden.“ Auf der Basis dieser Grundanschauung legt dann Schmitt an der Hand der tolstoischen Schriften eingehend dar, wie Tolstoi sich im einzelnen zur Weltanschauung Christi, aus der die seine hervorgewachsen ist, stellt, und

Digitized by Google

wie er scharfe Kritik anlegt an die Theologie wie an die moderne Wissenschaft, deren gleich große kulturelle Niedrigkeit er immer wieder und wieder aufzuweisen bestrebt ist. Das Grundübel, an dem die gegenwärtige „schlecht übertünchte Barbarei, die sich europäische Kultur nennt“, krankt, ist der Widerspruch ihrer Ideale und ihrer in der Oeffentlichkeit geheiligten Grundsätze. Dieser bis ins Mark faulen Kultur stellt Tolstoi die Forderung einer neuen Kultur entgegen, deren Lebensideale in Harmonie sind mit den im öffentlichen Leben geheiligten Grundsätzen. Er fordert eine Kultur des guten Gewissens, die auf den in der Bergpredigt Christi ausgesprochenen Grundsätzen der Gewaltlosigkeit und Milde, des unendlichen Erbarmens und der Hingabe des ganzen Lebens an die Mitmenschen fußt, an Stelle der heute mit schlechtem Gewissen schleichenden europäischen Kultur. Das Werk Schmitts ist das tiefdringendste Buch, das über die Lehren und die Weltanschauung Tolstois bisher in deutscher Sprache geschrieben ist. Aber trotzdem Tolstoi selbst erklärt hat, daß Schmitt ihn am gründlichsten und besten verstanden habe, dürfen doch Zweifel darüber erhoben werden, ob Schmitt, der selbst eigenen philosophischen Ideen nachhängt, in die von ihm dargelegte Weltanschauung Tolstois nicht manches hineingefügt hat, was ihm viel mehr angehört als dem verehrten Meister. Jedenfalls aber würde es zum Nutzen des Buches dienen, wenn Schmitt bei einer eventuellen Neubearbeitung versuchte, die eigenen philosophierenden Ausführungen und historischen Betrachtungen etwas einzuschränken und dafür die Grundgedanken der tolstoischen Lehre noch präziser und klarer herauszuheben.

Ein ähnliches Ziel wie E. H. Schmitt, wenn auch in bescheideneren Grenzen, verfolgt Dr. Wilhelm Bode mit seinem Buch „Die Lehren Tolstois“ (Weimar, W. Bodes Verlag, 1900; 184 S. 2 Mk.). Im Untertitel nennt er das Buch einen „Gedanken-Auszug aus allen Werken Tolstois“ und kennzeichnet damit den Inhalt vollkommen. Indem er den Lebensgang Tolstois schildert, betrachtet Bode in chronologischer Folge seine sämtlichen schriftstellerischen Schöpfungen auf ihren Ideengehalt hin, skizziert in kurzen Sätzen den Inhalt der einzelnen Werke und hebt ihre Hauptgedanken und die von ihnen unterschiedenen Lehren in längeren Zitaten hervor. Der Künstler Tolstoi wird hier wie in dem schmittschen Buch zurückgestellt hinter den Denker Tolstoi; der aber hat auch in Bode einen verständnisvollen Verehrer gefunden, der in den meisten Fällen den wesentlichen Gedankeninhalt geschickt aus den einzelnen Werken heraushebt und auch mit treffenden Bemerkungen darauf hinweist, wie sich schon in den frühesten Schriften Tolstois die Keime für die später voll entwickelten Anschauungen und Lehren finden. Ein kleiner Irrtum sei noch richtig gestellt. Bode schreibt, die „Macht der Finsternis“ sei in Rußland für die öffentlichen Theater verboten, und in Deutschland wage man es auch nur selten, das Drama aufzuführen. Ungefähr das Gegenteil davon ist richtig: in Rußland wird das Drama seit dem Regierungsantritt Nikolaus II. nicht nur auf zahlreichen Privatbühnen, sondern sogar in den kaiserlichen Theatern ständig gespielt, während es in Deutschland bekanntlich erst im letzten Winter dem Verbot der Zensurbehörde entrissen, seitdem aber von vielen Bühnen mit starkem Erfolg aufgeführt wurde.

Wesentlich andere Wege als Schmitt und Bode wandelt Eugen Zabel in seinem als 6. Band der von Rudolf Lothar herausgegebenen Sammlung „Dichter und Darsteller“ erschienenen „L. N. Tolstoi“ (Leipzig, E. A. Seemann, 1901; 152 S. 3 M.). Er ergänzt in ziemlich nüchternen Art die Lebensschicksale Tolstois, fügt an entsprechender Stelle kurze Inhaltsangaben der meisten Werke des russischen Schriftstellers ein und schließt ihnen eine knappe kritische Würdigung an, die jedoch nur selten in die Tiefe dringt. Eine eingehendere Betrachtung widmet Zabel den beiden großen Romanen „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“, während die doch gleichermaßen bedeutende und für Tolstoi charakteristische „Auferstehung“ nur ganz oberflächlich in dem merkwürdigen Schlußkapitel des Buches besprochen wird. Auch die „Macht der Finsternis“ wird gewiß nicht ihrem Werte entsprechend eingeschätzt, wenn Zabel ihre Bedeutung in nichts weiterem als „in der getreuen Charakteristik des Volkslebens und dem grausamen Realismus der Handlung“ sieht. Auch allerlei Flüchtigkeiten muß man hinnehmen: auf S. 1 wird zwar Tolstois Geburtstag, aber nicht das Geburtsjahr angegeben; der S. 9 und a. O. erwähnte Schriftsteller heißt Sologub, nicht Solohub; Tolstois „Volkserzählungen“, diese glänzenden Proben bester volkstümlicher Litteratur, bleiben unerwähnt; S. 17 spricht Zabel von Tolstois „beiden großen Romanen“, ungeachtet der „Auferstehung“. Aber diese Sünden wiegen gering gegen das, was Zabel in dem das letzte Drittel seines Buches füllenden Schlußkapitel bietet. Er beitelt dies „Tolstois Weltanschauung und Persönlichkeit“, spricht aber in ihm in einem jedes Zusammenhangs baren, verworrenen Durcheinander von allem Möglichen. Tolstoi als Lehrer, sein religiöser Glaube, sein Verhältnis zu Turgenjew werden behandelt; mitten hinein springt dann die Besprechung der „Auferstehung“; darauf wird Tolstois Art zu arbeiten geschildert, dann seine Stadt- und Landwohnung u. s. w. Und zum Schluß gar, in einem besonderen Abschnitt, wird eingehend von der letzten Aufführung der „Macht der Finsternis“ in Berlin gesprochen, trotzdem dies Drama schon in einem früheren Kapitel gründlich betrachtet war. Zabels Biographie bietet in ihren ersten zwei Dritteln immerhin einen ganz geschickt orientierenden Ueberblick über Tolstois Leben und Schaffen; ihr letztes Drittel aber ist so wenig befriedigend, daß der Verfasser es sobald als möglich gründlich umarbeiten sollte.

Neue Reise-Litteratur.

Von **Paul Lindenberg** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Noch immer behauptet auf dem weiten Gebiet der geographischen Litteratur China das Uebergewicht — zuviel ist's des Guten, häufiger noch des Schlimmen, denn manch Minderwertiges wurde auf den Markt gebracht; die „Buchmacher“, die aus fünf Werken ein sechstes zu destillieren verstehen, ohne durch Sachkenntnis dabei gehindert zu sein, waren emsig bei der Arbeit, und wenn man auch ihren Fleiß und ihre Fixigkeit versteht, so versteht man doch kaum die Verleger, die für diese Sammelsuria einen Absatzkreis zu finden hoffen. Aber auch manch tüchtige litterarische Erscheinung wurde durch die Ereignisse im östlichen Asien gezeitigt und wird Bedeutung behalten weit über die aktuellen Angelegenheiten des Tages hinaus, so vor allem die Schriften unseres ehemaligen Gesandten in Peking, M. v. Brandt, die sich an Gründlichkeit, an geschichtlicher Treue und Richtigkeit der Auffassung der wichtigen Fragen, dabei an leichtem Stil mit den besten englischen Werken desselben Faches messen können und jene sogar in verschiedener Beziehung, namentlich in der vorurteilsfreien Beurteilung aller religiösen und kulturellen Dinge, übertreffen. Das gilt auch von den „Zeitfragen“ (Berlin, Gebrüder Paetel) des einstigen deutschen Diplomaten, in denen neben allerhand kolonialpolitischen Angelegenheiten und der Krisis in Südafrika den Vorgängen in China ein breiter Platz eingeräumt wird. Die Ereignisse haben seitdem dem scharfsinnigen Beurteiler recht gegeben. — Weit mehr wie nur persönliche Erinnerungen bedeuten desselben Verfassers „Dreiundreißig Jahre in Ost-Asien“ (Leipzig, Georg Wigand), von denen bisher nur der erste Band erschienen ist, der die preußische Expedition nach Ost-Asien (1860—62) und die erste Konsulatszeit des Autors in Japan behandelt; die gefällig vorgetragenen und oft mit historischen Rück-

Digitized by Google

blicken durchgesetzten Aufzeichnungen fesseln in hohem Grade, und wir werden nach Abschluß des bedeutsamen Werkes eingehender auf dasselbe zurückkommen. Auch von Eugen Wolfs Reiseerinnerungen „Meine Wanderungen“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) liegt bisher nur der erste Band vor, der die 1896/97 in China gewonnenen Eindrücke umfaßt. Frisch und flott sind diese Schilderungen gehalten, und wenn auch das Persönliche oft eine zu große Rolle spielt, so tritt uns doch stets ein forscher Charakter entgegen, der mit Energie das erreicht, was er sich zum Ziel gesteckt. Und ist das in der Heimat schon viel wert, so weit mehr noch draußen. Das Buch ist, bei billigem Preise, sehr hübsch ausgestattet und mit vielen kennzeichnenden Bildern versehen; es wird an seinem Teile Nutzen stiften und in vielen Kreisen das Interesse stärken für die wichtigen Aufgaben Deutschlands im Osten Asiens.

Als flüchtigere Arbeiten erweisen sich die beiden Veröffentlichungen von W. Coucheron-Aamot: „Durch das Land der Chinesen“ und „Die Geschichte Ostasiens nach dem Frieden von Schimonoseki“ (Leipzig, Robert Baum), die K. Nobolsky aus dem Norwegischen übersetzt hat, deren Bekanntschaft er uns jedoch hätte ersparen können. In beiden, übrigens recht gut illustrierten Bänden wandelt der Verfasser auf ausgetretenen Pfaden und weiß nichts Eigenartiges vorzubringen; hier hat mehr Eitelkeit die Feder geführt als das Streben, neues zu geben. Welch anderer Ton schlägt uns entgegen in Otto E. Ehlers „Im Osten Asiens“, (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur), das schon in vierter Auflage vorliegt. Und es wird deren noch mehr erleben, denn als unterhaltender Reiseplauderer steht — oder leider stand — Ehlers einzig da. Er war nicht für die graue Theorie, desto-mehr zog ihn das erregt wogende Leben und Treiben fremder Völker an, und mit wenigen Strichen gab er Besseres, wie andere in langatmigen Aufzeichnungen. — Einen weiten Rahmen hat B. Navarra sich in „China und die Chinesen“ (Bremen, Max Nößler) gewählt und ihn vortrefflich ausgefüllt mit einer großen Zahl kürzerer Abschnitte, die alles behandeln, was für uns originell im Leben und Wesen der Chinesen, wie in der Geschichte und Entwicklung ihres Landes ist. Navarra hat als Redakteur des „Ostasiatischen Lloyd“ zwanzig Jahre in China gelebt und hat sich mit allen chinesischen Eigenarten vertraut gemacht; was er schreibt, ist zuverlässig, dabei knapp und doch erschöpfend in der Form, wenngleich zuweilen etwas trocken; der Bilderschmuck ist ein sehr reicher und verdient warme Anerkennung. Das umfassende, seit langem vorbereitete Werk wird seine Bedeutung behalten. — Ferd Heigis litterarisches Ziel war nicht so weit gesteckt, er wählte nur die „Religion und Kultur Chinas“ (Berlin, H. Bermühler) zum Kern seiner Studien, die auf fleißiger und sicherer Benutzung eines weitschichtigen Quellenmaterials beruhen, und die, was nur zu loben ist, keine persönliche Kritik enthalten. Der Inhalt entspricht dem Titel. Jedem, der in die Geisteswelt der Chinesen eindringen will, wird dies Buch ein guter Führer sein. — Leicht faßlich geschrieben in flüssiger Darstellung, wenn auch nur Bekanntes gebend, ist Albert de Pouvourvilles „L'empire du milieu“ (Paris, E. Reinwald), das seine schnelle Entstehung den politischen Ereignissen verdankt und nur ganz allgemeine Aufklärung geben will; unter den Illustrationen befinden sich viele Clichés, die veraltet oder auch nie wahr gewesen sind. — Gehaltvoll, in wenigem sehr vieles bringend, ist die kurze Abhandlung G. de Dubors: „Le Mazdéisme“ (Paris, Ernest Leroux), das schwierige Thema elegant erörternd und uns sichere Aufklärungen gebend über die Religion Zoroasters, ihre einstigen und ihre heutigen Anhänger. Es ist eine Freude, zu beobachten, wie die jüngeren französischen Gelehrten schwerwiegende Fragen in anmutender Form zu behandeln wissen, so, wie es hier Dubor in ausgezeichneter Weise gethan hat.

Nach dem „fernsten Osten“ führt uns Graf Hans von Königsmarck in seinem Buche: „Japan und die Japaner“ (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur). Der Verfasser, der mehrere Jahre in Tokio als deutscher Militärattaché geweilt, berichtet nur Selbstgesehenes und Selbsterlebtes, von allem, was dem Fremden im Lande des Sonnenaufgangs neu ist, ansprechend plaudernd, wie man etwa im Salon von seinen Fahrten erzählt. Mehr will das Buch kaum sein, es will weniger belehren, wie unterhalten, und man legt es aus der Hand mit dem Gefühl, einige behagliche Stunden in der Gesellschaft eines liebenswürdigen, frohsinnigen, gut unterrichteten Menschen verbracht zu haben. — Ein ebenso anregender Begleiter ist Karl Tanera, der unter dem Titel: „Aus drei Weltteilen“ seine verschiedenen Reisestizzen gesammelt herausgegeben hat; eine Fülle bunter Eindrücke aus Europa, Asien und Afrika tritt uns entgegen, und man bedauert oft, daß uns an vielen Orten der gewandte Schriftsteller nicht längeren Aufenthalt ermöglicht. — Reise-Erinnerungen aus Süd-, Ost- und Nordafrika enthält Karl Doves stattliches Buch: „Vom Kap zum Nil“, anschauliche Skizzen mit guter Beobachtung der Menschen und der Natur; nichts Abenteuerliches, nicht Uebertriebenes, dafür eine gesunde Auffassung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse und neben sicherer Beobachtung eine ruhige, gewählte Sprache. — Ein langjähriger Aufenthalt als Arzt im „Italien der neuen Welt“ ermöglichte es Ernst Below, uns in seinem Werke: „Mexiko“ ein erschöpfendes Bild des auch für uns in dieser Beziehung wichtigen Landes zu geben und neben allgemeiner gehaltenen Schilderungen in die Tiefe zu gehen, viel Erfreuliches, viel Neues berichtend, ein ernster Beobachter, der sich eingehend mit den Kulturfragen der alten und neuen Welt beschäftigt hat und seine geistvollen Schlüsse daraus zu ziehen versteht. Die letztgenannten Werke sind, gleich dem königsmarckschen, im Allgemeinen Verein für deutsche Litteratur in Berlin erschienen und mit gut gewählten und ebenso gut hergestellten Abbildungen versehen. Letzteres kann nicht von Dr. Carlo Gardinis Reiseerinnerungen „In der Sternbanner-Republik“ (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung), die M. Rumbauer aus dem Italienischen übersetzte, behauptet werden, sie sind zumteil fragwürdiger Art und von ganz veralteter Technik. Ob überhaupt ein Bedürfnis vorlag, das Buch deutsch herauszugeben, mag dahingestellt bleiben; Italien ist vielleicht arm an derartigen zusammenfassen den Reisewerken, und der unermüdliche Gubernatis kann schließlich nicht alle Länder beschreiben, in Deutschland haben wir keinen Mangel an besseren Veröffentlichungen über Nord-Amerika. Damit soll nicht gesagt sein, daß Gardini nicht manch Bemerkenswertes, zumal in wirtschaftlicher Hinsicht, giebt, aber sein Ton ist einförmig und ermüdet auf die Dauer. — Als eingehende, mit zahlreichen Illustrationen geschmückte Festschrift, anläßlich des Bestehens zweier deutscher Kolonieen in Südbrasilien, giebt sich Robert Gernhards Veröffentlichung: „Dona Franzisca, Hansa und Blumenau, drei deutsche Musterfiedelungen im südbrasilischen Staate Santa Katharina“ (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer). Der Verfasser, der lange Zeit in Brasilien gelebt und dem ferner seitens alter Kolonisten umfassendes Material zur Verfügung gestellt ward, begnügt sich mit der Schilderung dreier Kolonieen, die typisch sind für alle anderen deutschen Siedelungen von Süd-Amerika. Desto ausführlicher konnte sämtlicher Verhältnisse gedacht werden, mit wohlthuender Wärme für die braven deutschen Pioniere, die in der fernen Fremde nicht von ihrer deutschen Eigenart gelassen und die mit ihrer Arbeit dort würdig ein Stück unseres Vaterlandes vertreten. Daß mehr des Lichtes wie des Schattens gedacht wird, darf bei einer derartigen Festschrift nicht Wunder nehmen, aber es ist anzuerkennen, daß auch die weniger angenehmen Seiten des Kolonistenlebens nicht mit Stillschweigen übergangen

Digitized by Google

wurden. Jedem, der sich für das Deutschtum draußen interessiert, auch den Vergnügungsreisenden, die neue Pfade einschlagen wollen, wird das stattliche Werk wertvollste Dienste leisten.

Auch als Reiseschriftsteller weiß uns Paul Lindau vorzüglich zu unterhalten. „An der Westküste Klein-Asiens“ (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur) betitelt er seine Sommerfahrt nach dem Aegäischen Meere, die uns mit der wechselvollen, buntfarbigen, von gewaltigen, geschichtlichen Erinnerungen umrahmten Inselwelt jenes Archipels bekannt macht. Mit Recht sagt Lindau in der Einleitung, daß man heute besser vertraut ist mit den Eisgebieten in der Nachbarschaft des Nordpols und den kaum zugänglichen Wüsteneien von Mittel-Afrika als mit Lesbos, Chios, Samos und Rhodos, die zu den glänzendsten Leuchten des Altertums gehörten. Die Verbindung zwischen den festländischen Häfen und jenen Inseln ist eine recht unmündliche, und deshalb zieht der Schwarm der Orient-Touristen die direkten Wege vor. Und wie Vieles und Eigenartiges bieten noch heute die genannten Stätten, wie sind sie eingehüllt in den strahlenden Mantel einer großen Vergangenheit, welchen Zauber hat eine üppige Natur über sie ausgegossen! Von all diesem berichtet uns Lindau in der ihm eigenen fesselnden Art, lebhaft, mitteilsam, der Vergangenheit ebenso gedenkend, wie der Gegenwart, beides in malerischer Weise verschmelzend.

Ein sehr empfehlenswertes Buch ist Heinrich Gelzers „Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient“ (Leipzig, B. G. Teubner), geschöpft aus eingehenden, sorgsamen Betrachtungen an Ort und Stelle, da sich der Verfasser seiner theologisch-sprachlichen Studien wegen lange im Orient aufgehalten. Vor allem erhalten wir hier eine sehr klare und gewissenhafte Darstellung der vielfachen geistigen Strömungen des christlichen Konstantinopel, durchsetzt mit vielen persönlichen Betrachtungen und der Erzählung charakteristischer Volkstümlichkeiten, die selbst den strengeren Darstellungen theologischen Inhalts Leben und Farbe verleihen. Das Gleiche gilt von den Abhandlungen über die Türken, wennschon hier der Verfasser, der eine im Orient nur selten geteilte Vorliebe für die Griechen hegt, gelegentlich den Schatten zu dunkel hervortreten läßt. — Ein freundliches Reisebüchlein, gleichfalls theologischen Studien entsprossen, ist Adolf Kellers „Eine Sinai-Fahrt“ (Frauenfeld, J. Huber), mehr in der Schreibweise den Touristen als den Theologen berücksichtigend, anspruchslos gegeben und gerade deshalb einer guten Aufnahme sicher; die nach Originalphotographieen hergestellten Abbildungen sind allerliebst. — Als sehr hübsches und nicht teures Prachtwerk in handlichem Format und praktischer Einrichtung kann warm „Palästina“ (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses) empfohlen werden, 24 kleinere, liebevoll ausgeführte Aquarelle von B. Julius Hartmann enthaltend, zu denen Dr. Immanuel Benzinger einen sinnigen, durch poetische Wärme und formvollendete Sprache sich auszeichnenden Text geschrieben. Uebrigens giebt der Inhalt mehr, als der Titel verspricht, denn auch Kairo wie Damaskus haben mit ihren Umgebungen Berücksichtigung gefunden. — Rumänien, dem aufstrebenden Volke und Lande, ist G. Bengers umfassendes und sorgsam ausgestattetes Werk: „Rumänien im Jahre 1900“ (Stuttgart, J. Engelhorn) gewidmet. Der Inhalt geht aber weit über den durch den Titel gezogenen engeren Rahmen hinaus, die obige Jahreszahl will wohl hauptsächlich anknüpfen an den großen Erfolg, den Rumänien auf der pariser Weltausstellung erzielt hat. All das, was an der Seine im rumänischen Pavillon Aufsehen erregte und Beachtung erweckte, wird uns hier litterarisch in knapper und doch dabei unterrichtender Weise vor Augen geführt, mit besonderer Berücksichtigung des wirtschaftlichen Zustandes des jungen Königreiches. Aber auch an einer geschichtlichen Rückschau fehlt es nicht, noch an einer klaren Darstellung der politischen Organisation, während daneben noch Unterricht, Litteratur, Kunst, Cultus u. s. w. zu ihrem Recht gelangen. Die Darstellung ist leicht, dabei erschöpfend: ein Sachregister wäre erwünscht gewesen, darauf legt man leider bei derartigen Werken noch immer zu wenig Wert.

Reich ist diesmal wieder die Italien gewidmete Litteratur vertreten. Ehe wir uns ihr zuwenden, gedenken wir mit Freuden der „Spanischen Kriegs- und Friedensbilder“ von Siegfried Samosch (Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag), sechs Streifzüge jenseits der Pyrenäen enthaltend; früher richtete der wanderlustige Verfasser seine Schritte fast ausschließlich nach Italien und Frankreich, und wir verdanken ihm manch köstliche litterarische Gabe darüber; seit einigen Jahren aber hat's ihm Spanien angethan, und immer wieder zieht es ihn dorthin, schon zum sechsten Male während eines Decenniums. Der vorliegende neue Band enthält die Eindrücke, die Samosch während des spanisch-amerikanischen Krieges im Lande des Weins und der Gesänge gewonnen, und neben allem anderen, neben einer Fülle anziehender Natur- und Menschenbilder, neben anregenden Streifzügen in das Gebiet der Geschichte und Kunst, gewinnen wir hier tiefe Einblicke in die spanische Volksseele, wie sie uns bisher noch nicht geboten wurden. Was all die verschiedentlichen Veröffentlichungen Samoschs so anziehend macht, ist neben dem echten Verständnis für Land und Leute die ruhig-vornehme Gesinnung des Verfassers, gepaart mit aufrichtigem Wohlwollen und liebenswürdigem Humor. Man hat stets bei ihm das Gefühl, in ebenso guter wie anregender Gesellschaft zu weilen.

In der Benennung der Tagebuchblätter Eugen Guglias „Noch eine Reise nach Italien“ (Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer) klingt's so durch wie eine Entschuldigung, daß mit diesem Buche die Flut der Veröffentlichungen über Italien vermehrt wird. Dies war nicht nötig. Vor allem gefällt uns die Aufrichtigkeit des Tagebuchschreibers, der viel von seinem eigenen Innern giebt und mit eigenen Augen sieht, nicht voreingenommen durch die Sterne im Baedeker oder Meyer. — Etwas philologenhaft muten uns Dr. Gustav Langs „Reiseblätter aus klassischen Landen“: „Von Rom nach Sardes“ an (Stuttgart, J. F. Steinkopf), die in zweiter, vermehrter Auflage vorliegen. Allerhand Kleinigkeiten wird viel Aufmerksamkeit zugewendet, das Große und Bedeutende verliert darunter, das Malerische, Orginelle wird kaum beachtet. Zuviel — Italien, Griechenland, Konstantinopel, Klein-Asien — ist hier auf engem Raum zusammengedrängt, das Einzelne konnte nur flüchtig gezeichnet werden. — Wie anders wirken da die „Römischen Augenblicksbilder“ von Albert Zacher (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung), Momentaufnahmen nur, aber meist von plastischer Kraft und uns häufig mehr gebend, wie ganze Bände der gefeiertsten italienischen Novellen. Hier pulsiert wahres Leben, hier treten uns auf das treueste die „Römer von Rom“ entgegen; ach, warum giebt's nicht mehr derartiger erquickender Bücher, so flott und frisch, daß man immer wieder danach greift und sich immer wieder daran erfreut!

Was Zacher keck hingeworfen, hat vielsach Dr. Friedrich Noack in seinen zweibändigen „Italienischen Skizzenbuche“ (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger) des näheren ausgeführt; von ehrlicher Liebe zu Italien durchdrungen, wo er seit einer Reihe von Jahren als Vertreter der „Kölnischen Zeitung“ lebt, war es das Bestreben des Verfassers, das liebevolle Verständnis für Italien und sein Volk zu erwecken oder zu vertiefen. Und das ist ihm durchaus geglückt. Ueberall stoßen wir auf eingehende Kenntnis des Lebens und Wesens der Bevölkerung in Rom und der Provinz, man wandelt stets an sicherer Hand; auch in sozialer und politischer Hinsicht wird uns viel wichtiges mitgeteilt, neben stimmungsvollen landschaftlichen Gemälden aus Sizilien, Sardinien

Digitized by Google

und Tunis. Lobend erwähnt sei auch das ausführliche alphabetische Register. — Von dem unter der Aufsicht von Julius R. Haarhaus erscheinenden Unternehmen: „Kennst du das Land?“ (Leipzig, C. G. Naumann) sind einige neue Bände herausgekommen, die, gleich den früheren, zur trefflichen Vorbereitung für eine genauere Kenntnis Italiens dienen. Professor H. Holtzmann behandelt eingehend Mailand, namentlich vom geschichtlichen Standpunkte aus, und A. Kellner hat seine „Hesperischen Bilderbogen“ mit Liebe ausgestreut, gern die sonnigen Seiten herausbringend. — Einen Führer anderer und vielen gewiß sehr willkommener Art veröffentlichte Dr. Hans Barth mit seinem: „Los! Los! Los!“ (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung) mit feuchtfröhlicher Laune und echtem, erprobtem Verständnis für die edlen Bacchusgaben angewendet, wo man in den Fremdenpunkten Italiens einen guten Tropfen erhält und welche Wahl man dabei zu treffen hat. Das amüsante Büchlein wird zu jedem trockeneren Reiseführer die nötige „erfrischende“ Ergänzung bilden. — Welch wertvolles Verständnis in Italien der deutschen Dichtkunst entgegengebracht wird, zeigt Graf Gaddo Gaddi in seinen „Saggio di traduzioni da Heine“ (Santtarcangelo, G. Giorgetti u. Co.), der formvollendete Uebersetzungen einzelner Stücke des „Rabbi von Bacharach“ und verschiedener Gedichte aus den „Romanzen“ und „Jungen Leiden“ enthält. Auch desselben Uebersetzers „Fronda di Cipresso della tomba d'Etelca di Alessandro Potöß“ — nach der deutschen Ausgabe J. Goldschmidts — beweisen, wie er in die Tiefe und Seele der deutschen Sprache eingedrungen ist und über welch eigene reiche poetische Begabung er verfügt. Es wäre wünschenswert für die gegenseitige geistige Verbindung der beiden Länder, des öfteren über derartig gelungene Uebertragungen berichten zu können!

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Die Ansichten darüber, was man unter „Kultur“ zu verstehen habe, sind so verschieden, wie die Weltanschauungen der Menschen. Kurd Laßwitz, der die Kardinalfrage „Was ist Kultur?“ in einem größeren Artikel in der „Frankf. Zeitung“ (142, 144) aufwirft, beantwortet sie im wesentlichen im Sinne Kants. „Im geistigen Gut hat sich die Menschheit eine selbständige Macht geschaffen, die nicht mehr vom subjektiven Belieben abhängt, die, wie der fallende Stein, wenn er einmal geworfen ist, ihr Gesetz in sich hat. An der Zahl, am Raume, am Logischen, zuletzt an den Naturvorgängen erkennt man, daß es etwas Allgemeingiltiges giebt, das als Gesetz bezeichnet wird. Hierdurch entsteht, auf dem Gebiete des Denkens die Wissenschaft, die in der Erkenntnis ein Reich des notwendig Anzuerkennenden abgrenzt, unabhängig von Willen und Gefühl. Ebenso entsteht auf dem Gebiete des Willens der Begriff einer absoluten Forderung des Sollens, ein ethisches Gebot, wodurch die Moral unabhängig wird von subjektiven Meinungen und Wünschen. Endlich wird auf dem Gebiet des Gefühls unter dem Begriff des Aesthetischen eine selbständige Funktion des Bewußtseins abgegrenzt, die Kunst, deren Schöpfungen ihre Rechtfertigung nicht wieder auf anderm Felde, etwa in Zwecken der Belehrung oder Besserung haben, sondern ganz allein im Gefühl des interesselosen Wohlgefallens am freien Spiel der Vorstellung überhaupt. Die Existenz dieser selbständigen Gebiete, Wissenschaft, Moral, Kunst, die ihr Recht keiner äußern Rücksicht verdanken, sondern durchaus autonom sind, bildet das Kennzeichen der höheren Kultur . . . Sie sind,“ so heißt es weiter mit einer Wendung gegen Friedrich Nietzsche, den Antipoden Kants, „die sozial begründeten Formen oberster Bewertung der Dinge, und wer eine Umwertung nach individualistischen und egoistischen Gesichtspunkten predigt, der predigt die Unkultur“. — Weniger allgemein und zugleich moderner in der Auffassung ist eine Arbeit über „Die Theorie des Milieu“ von Mathieu Schwann (Allg. Ztg., Beil. 116, 117), die sich als eingehende Rezension einer Doktorarbeit darstellt, die Lehre vom Milieu gegen allerlei reaktionäre Einwürfe verteidigt und sie zugleich modifiziert.

* *

Einige kleine Beiträge zur Litteraturgeschichte sind zu verzeichnen. In der „Voss. Zeitung“ (237) teilt Kurt Witte Proben aus den Briefen der Frau des deutsch-französischen Diplomaten Reinhard mit, die diese im Jahre 1807 an ihre Angehörigen in Hamburg schrieb, und in denen Goethe eine große Rolle spielt. Diese Briefe sind vor kurzem von der Enkelin der Briefschreiberin, der Baronin Wimpffen, zum ersten Male in französischer Sprache herausgegeben worden („Une femme de diplomate. Lettres de Madame Reinhard.“ Paris, Alphonse Picard & fils). Ein gutes Bild des damaligen Goethe giebt folgende Stelle: „Er schwebt über dem menschlichen Jammer, als wäre er der Bewohner anderer Sphären. Niemals spricht er von sich selbst, niemals habe ich bei ihm Teilnahme an der Freude und dem Kummer anderer Menschen wahrgenommen. Man empfängt selten von ihm ein Zeichen der Zustimmung oder des Mißfallens . . . Nichts erregt ihn. Er lebt im Kreise seines Wissens und seiner Ideen, einem unendlichen Kreise, der alle Wissenschaften umfaßt.“ — Ueber Christiane äußerte sich Goethe Reinhard gegenüber einmal folgendermaßen: „Wissen Sie denn, daß für meine Frau meine Werke ein Buch mit sieben Siegeln sind? Sie hat nicht eine Zeile davon gelesen. Die geistige Welt existiert nicht für sie. Sie ist eine ausgezeichnete Hausfrau und beschäftigt sich ausschließlich mit der Leitung meines Hauswesens, das gänzlich unter ihrer Herrschaft steht . . . Sie liebt es jedoch, sich zu putzen und ins Theater zu gehen, und man darf auch nicht glauben, daß sie jeder Bildung bar sei.“ — Das Verhältnis Nikolaus Lenaus zu Lotte Gmelin, die Lenau 1831 kennen lernte, behandelt Friedrich Beck (Voss. Ztg. 247, 249). Allzu große Liebe zu ihr war es, die den Dichter von ihr trieb; denn der Einsame wußte daß er für die Ehe nicht tauge, und daß er das Mädchen nicht glücklich machen könne. Seine Amerikareise, die die Trennung von Lotte zum Zweck hatte, war eine förmliche Flucht. — Einige Briefe von Friedrich Hebbel, deren Originale sich in der amsterdamer Universitätsbibliothek befinden, giebt Dr. H. H. Houben heraus (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 20, 21). Sie bringen nichts Bemerkenswertes, werden aber als Ergänzungen zu der von Prof. R. M. Werner veranstalteten Nachlese dem Forscher willkommen sein.

* *

Von Artikeln über moderne Autoren und Bücher sei zunächst eine Studie von Georg Brandes über Ludwig Jacobowski erwähnt (Der Tag, 200). Als die besten Werke des so früh verstorbenen Dichters bezeichnet Brandes den Roman „Werther, der Jude“ und die Gedichtsammlung „Leuchtende Tage“. Dagegen sei der Roman „Loki“ ein ganz mißglücktes Buch, das von der litterarischen Kritik in Deutschland sehr überschätzt worden sei. — Der Tod der einst viel beachteten Dichterin Ada Christen (s. unter „Nachrichten“) gab Veranlassung zu einigen Feuilletons. Wilhelm Goldbaum charakterisiert die Verstorbene in der „Neuen Fr. Presse“ (13198) als den Sturmvogel der litterarischen Revolution. Heute erschreckt uns der Ton ihrer Gedichte nicht mehr, da wir uns seitdem an derartiges gewöhnt hätten. Aus persönlicher Anschauung schildert die Dichterin Carl Biberfeld (Bresl. Ztg. 364), der sie zu der Zeit kennen lernte, als sie bereits Frau von Breden und längst keine bleiche Dulderin mehr war,

Digitized by Google

Ida Christen.

und rühmt als ihr gehaltvollstes Prosawerk den Roman „Junger Mutter". — Unter dem Titel „Ein Brief" apostrophiert Paul Wilhelm in verehrender Weise Peter Altenberg (Wiener Tagblatt 134); neuen wiener Geschichten widmet Hugo Ganz eine Betrachtung (N. Fr. Pr. 13197), in der er Schnitzlers „Frau Bertha Garlan", Schönthans „Frau Lot" und J. J. Davids „Troika" bespricht. — Einigen „Neulingen" giebt Gabriele Reuter (Der Tag, 213) ein empfehlendes Wort mit auf den Weg, nämlich Elisabeth Möhring („Die Letzten"; vgl. Sp. 1113 ff.), Annemarie von Nathusius („Mann und Weib") und Alfred Meebold („Lucies Testament"). — In einem eigenen Feuilleton würdigt Prof. Adolf Stern den neuen Roman („Monte Carlo") von Georg Fthrn. von Ompteda (Dresd. Journ. 119). — Als eine Gefahr für unsere Jugend bezeichnet Georg Ruseler (Nachr. f. St. u. L. Oldenbg. 115) den Jugendschriftsteller Karl May, der etwa 40 Bücher geschrieben hat, die sich als Schauergeschichten schlimmster Sorte charakterisieren lassen. — In der „Hilfe" (21) wird der Kampf um Otto Ernsts Komödie „Flachsmann als Erzieher" mit einer Erklärung Erich Schlaikiers, er halte seine Angriffe gegen den Verfasser aufrecht, beendet.

* * *

Zwei merkwürdige Hypothesenbücher lernt der deutsche Leser durch zwei ausführliche Berichte kennen. Das eine von ihnen beschäftigt sich mit der Frage nach dem Autor der Odyssee, das andere ist ein Beitrag zur Bacon-Theorie. Der Engländer Samuel Butler verficht — wie Dr. A. Baumeister in der Beil. zur Allg. Zeitung (109) ausführt — in seinem Buch „The Autoress of the Odyssey" (London, Longsmans, Green and Co., 1897. 276 p.) die Ansicht, daß in der homerischen Odyssee nicht die Insel Ithaka als Heimatland des Odysseus geschildert werde, sondern die Westküste von Sizilien, daß ferner die Irrfahrten des Helden sich rings um Sizilien bewegten und dort ihren Schauplatz hatten, daß eben dort auch das Land der Phäaken zu suchen sei, und daß endlich die ganze Odyssee nicht von dem Verfasser der Ilias, überhaupt nicht von einem ionischen Sänger gedichtet sei, sondern in Trepanon (heute Trapani) an der Nordwestspitze Siziliens, und zwar von einer jungen Frau, wahrscheinlich von Nausikaa, der Tochter des Königs Alkinoos. Die naive Gläubigkeit an seine Göttin, oder richtiger gesagt, die Verliebtheit in seine selbst geschaffene Idee geht soweit, daß er von der „Dichterin Nausikaa" das leibhaftige Portrait dem Buche vorgesetzt hat: ein niedliches Frauenbild in pompejanischem Stile auf Schiefer gemalt, das angeblich in einem Grabe bei Cortona gefunden und jetzt im dortigen Museum ist. — Nicht minder verblüffend ist, was Paul Hackle in der „Beil. zur Nordd. Allg. Zeitung (114 bis 117; „Eine Enthüllung des Shakspere-Bacon-Geheimnisses") über das Werk „Bi-Literal Cypher of Francis Bacon" von Elizabeth Wells Gallup berichtet. In dieser nur als Manuskript gedruckten Forscherarbeit soll nachgewiesen werden, daß die bekannte, eigenartige, von Bacon selbst erfundene Chiffreschrift in sämtlichen zu Bacons Lebzeiten erschienenen Originaldrucken von Bacons, Shakperes, Peeles, Greenes, Marlowes, Spensers und Ben Jonsons Werken und von Burtons „Anatomy of Melancholy" vorhanden sei; außerdem ist in dem Buch ein bedeutender Teil der verborgenen Geheimschrift bereits entziffert. Was durch diese Entzifferungen bisher zu Tage gefördert worden ist, steht vielfach in direktem Widerspruch mit den als geschichtlich angenommenen Thatsachen. „Unter allen Umständen aber," so schließt der Verfasser seine Mitteilungen, „ist die vorliegende Anwendung der bilitteralen Chiffre Bacons auf Bacons eigene Werke eine viel zu exakte und genau kontrollierbare Arbeit, als daß man sie ohne eingehende Prüfung schlechtweg der Verachtung preisgeben oder gar ganz ignorieren dürfte, nur weil der Inhalt des Entzifferten auf den ersten Blick unglaublich in seiner Ungeheuerlichkeit erscheint. Es handelt sich hier entweder um die großartigste litterarische Entdeckung oder um den großartigsten litterarischen Schwindel aller Zeiten."

* * *

Einige wissenschaftliche Bücher haben längere Kritiken hervorgerufen. Mit Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorffs „Reden und Vorträgen" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) beschäftigt sich Ed. Engel (Litt.- u. Unterh.-Blatt, Beil. des Hamb. Frembenbl. 115). Obwohl Engel dem berliner Gelehrten die erste Stelle unter den lebenden Philologen des klassischen Altertums zuweist, polemisiert er doch auf schärfste gegen die Ueberschätzung der klassischen Philologie, wie sie in dem Buche zum Ausdruck kommt. Die Philologie sei nicht gleichbedeutend mit dem Ideal überhaupt, und wenn Wilamowitz behaupte, das deutsche Volk als solches habe sich vom Ideal abgewandt, so wisse man nicht, ob man sich über diese Verzerrung der Wahrheit empören oder ob man darüber lachen solle. Gerade die Philologen hätten uns das klassische Altertum verekelt, wie die Gefahr nahe liege, daß uns Goethe durch die Goethe-Philologie verekelt werden könne. Auch das deutsche Volk gehe ein Drang zur Beschäftigung mit den höchsten geistigen Gütern wie kaum je zuvor. Des weiteren setzt sich Engel mit Wilamowitz Anschauungen über das Uebersetzen auseinander. — Fritz Mauthners „Sprache und Psychologie" (Stuttgart, Cotta) unterzieht Dr. Eugen Holzner einer genauen Prüfung und wirft dem Buche schließlich Mangel an Methode, sowie Unkenntnis der einschlägigen Litteratur vor (Beil. zur Allg. Zeitung 119). — Ueber die Biographie der Therese Huber, die Prof. Ludwig Geiger im cottaschen Verlage herausgegeben hat, verbreitet sich Dr. H. H. Houben (Leipz. Zeitung, Wiss. Beil. 61) und meint, glückliche Funde von zahlreichem Briefmaterial hätten wohl hauptsächlich dieses Buch veranlaßt und es zu einem Umfang anschwellen lassen, den die objektive Bedeutung jener Frau kaum rechtfertige. — Eine ganze Reihe von Anthologieen, die zu auf der Grenze zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeit liegen, bespricht Hans Benzmann (Berl. N. N. 245), die Anthologie von Th. v. Sosnosky allein A. S. (Nat. Zeitung 324) in dem Sinne wie der leitende Aufsatz in Heft 14 des „Litt. Echo".

* * *

Von Charakteristiken ausländischer Schriftsteller sind solche über Gioſuè Carducci, der in diesen Tagen die Feier seiner vierzigjährigen Lehrthätigkeit begeht, (Alnedeo Moraudotti, Der Tag 209), über Maxim Gorki (Dr. Ed. Goldscheider, Bl. Allg. Zeitung 6954) und über John Ruskin (Johannes Schlaf, Prager Tagbl. 115) zu verzeichnen. — Ueber Andrè Chéniers letzte Tage berichtet im Anschluß an das kürzlich veröffentlichte Buch „Vieilles maisons, vieux papiers" von G. Lenotre Carl Witte (Nat.-Zeitung 322). Andrè Chénier fand am 25. Juli 1794 den Tod unter dem Fallbeil, nachdem er einen Tag vorher jene ergreifenden „Letzten Zeilen" gedichtet hatte, die von bangen Todesahnungen erfüllt sind. — Ueber „Englische Poesie im 19. Jahrhundert" schreibt Karl Federn (N. Fr. Pr. 13194) und gedenkt des Einflusses, den die englische Kultur

Digitized by Google

auf die deutsche ausgeübt hat, der freilich vorläufig über das Gebiet des Kunstgewerbes nicht hinausgeht; der Verfasser meint aber, die englische Kunst dieses Jahrhunderts, die ein Vermählungsprodukt alter italischer Form und englischen Geistes sei, und als deren bester Repräsentant Robert Browning genannt wird, beginne langsam und tief auch bei uns zu wirken. — Die vlämische Lyrik von 1875—1900 behandelt Otto Hauser (Der Zeitgeist 21), Zolas jüngsten Roman Eugen Zabel (Nat. Zeitung 326) und Dr. H. H. Houben („Das Evangelium der Arbeit", Neue Stett. Zeitung 246 u. a.), Björnsons „Laboremus" Hans Ossig (Neue Hamb. Zeitung 230).

I. V.: K. Q.

„Das Ueberbrettl." Von Friedrich Adler (Bohemia 133). „Durch das Ueberbrettl ein neue Nachahmungen haben wir auf einem Gebiet, auf dem die jetzt eine gewisse Reinheit des Strebens, schon durch die Teilnahmslosigkeit des Publikums, gesichert war, zu fürchten, daß das Liederlichste das Beste wird. Die ehrgeizige Jugend wird nicht sagen, daß Falke, Liliencron u. a. auch scherzhafte Gedichte geschrieben haben, die auf einer Kneipe gute Wirkung thun müßten, sondern mit einem Schlage wird die ernste Poesie in der Art von Conrad Ferdinand Meyer, Theodor Storm eine Verschrobenheit von alten Pedanten sein — denn die neue, gefeierte Poesie ist so bequem, bequem fürs Publikum und bequem für die Dichter."

„Phantasieen eines Realisten" [von Lynkeus]. Von Th. Beer (Saale-Ztg. 241).

„Die deutsch-evangelische Volksbühne" (vgl. Sp. 1225). Von Dr. Konrad Bieslaski (Tägl. Rdsch., Unterh.-Beil. 118, 119).

„Die Phantasie und das Leben. Eine Betrachtung." Von Georg Brandes (Frankf. Ztg. 138). Obenso wie es möglich sei, die Erlebnisse des modernen Dichters in den Schöpfungen seiner Phantasie wiederzufinden, so könne man es auch nicht von vornherein als ausgeschlossen betrachten, daß es bei einem Dichter der Vergangenheit gelingen könne, seine freilich weit weniger offenkundigen Gefühle und Erlebnisse aus seinen Werken zu ermitteln.

„Die letzten Goetheé." Von Max Carr (Wiener Tagbl. 142). Bespricht das Buch „Ottilie von Goethe" von Jenny v. Gerstenbergk (vgl. Sp. 1102).

„Zwei Jubiläen." Von Eugen F. Höfler (Deutsches Volksbl., Wien; 4448). 100 Jahre sind seit der Gründung des Theaters an der Wien verflossen und 150 seit der Geburt Schikaneders, dem Georg v. Komorzynski soeben eine Monographie gewidmet hat.

„Sprachwäsche." Von King-Fu (Reichswehr, Wien; 2612). Macht sich über die neuen Verdeutschungen des „Allg. deutschen Sprachvereins" lustig.

„Die Deutung des Namens ‚Wien'." Von J. M. Nagl (Wiener Ztg. 122). Zahlreiche Oertlichkeiten bezeugen das Vorhandensein eines deutschen Appellativums „Wienne" (= Vertiefung); die Deutschen haben nun den antiken Namen Vindobona mit ihrem eigenen, zufällig auch für die Lage Vindobonas passenden Worte identifiziert.

„Das Pfingstlied." Von Paul Pafig (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 62).

„Gebeimrat Perrwerth von Bärnstein als Dichter und Schriftsteller." Von Dr. Wilh. Roßmann (Beil. zur Allg. Ztg. 120). Perrwerth hat eine Reihe von Sammlungen neulateinischer Dichtungen mit deutschen Uebersetzungen herausgegeben, selbst eigene Dichtungen in neulateinischer und deutscher Fassung geschrieben (»In duplo«, 1888) und bekannte deutsche Gedichte ins Neulateinische übertragen (»Imitata«, 1896).

„Das Ueberbrettl auf Reisen." Von Franz Servaes (Der Tag 209). Warnt vor der Gefahr, die dem Unternehmen durch den Dilettantismus drohe, und empfiehlt eine reichere Ausgestaltung des Repertoires.

„Am grünen Tisch. Eine persönliche Erinnerung an Adolf Pichler." Von H. v. Schuttern (Tiroler Tagbl. 115).

„Das künstlerische Problem des Schauspielers" (Marterstein. Der Schauspieler). Von L. S. (Deutsche Ztg., Wien; 10550).

„Christian Huber von Guttannen, ein protestantischer Heiliger aus dem 18. Jahrh." (Allg. Schweizer-Ztg., Sonnt.-Beil. 21). Er dichtete mehrere hundert geistliche Lieder, von denen der größte Teil unter dem Titel „Wohlriechendes Rosengärtlein" 1745 in Bern gedruckt wurde.

Echo der Zeitschriften

Aus fremden Zungen. (Leipzig.) XI, 4. Ueber den neuerdings auch in diesen Blättern öfters genannten schwedischen Dichter Oscar Levertin werden in einem kleinen Artikel einige nähere Mitteilungen gemacht. Levertin wurde 1862 zu Stockholm geboren, veröffentlichte 1883 eine Sammlung Reiseskizzen von der Riviera und proklamierte dann mit Geiserstam, Nordensvan, Charlotte Edgren-Leffler und anderen den Naturalismus in Schweden. Aus dieser Zeit stammt die Novellensammlung „Konflikte" (1885). In der Folgezeit sagte sich Levertin vom Naturalismus los: Zeugnisse dafür sind die Novelle „Die Feinde des Lebens" (1891), die Gedichtsammlung „Legenden und Weisen" und die „Neuen Gedichte" (1894). Im vorigen Jahre erschienen seine „Rokoko-Novellen" (vgl. LE II, 1154) und „Die Magister in Oesterås". Levertin, der seit mehreren Jahren als Professor der Litteraturgeschichte an der Universität Stockholm wirkt, hat sich auch auf wissenschaftlichem Gebiete litterarisch bethätigt („Niclas Lafrensen und die Verbindungswege zwischen schwedischer und französischer Malerei im 19. Jahrhundert" und die Essais „Dichter und Träumer"). — Eine Studie von Otto Hauser (in Nr. 7) über „Die persische Lyrik im 19. Jahrhundert" nennt von modernen persischen Dichtern Hussein Ali Mirza, Hakim Qaani und Ichtischâm el-Mulk (geb. 1853), von denen die beiden ersten Liebeslieder gedichtet haben, während Ichtischâm el-Mulk, der für den berühmtesten gilt, ein Hofpoet ist. — Ueber „Die moderne griechische Erzählung" schreibt Karl Dieterich. — Ein Brief des polnischen Dichters Grafen Sigismund Krasinski aus dem Jahre 1833 interessiert wegen der darin enthaltenen Urteile über die französische Litteratur. — In Heft 8 läßt Joan Franko die modernen ukrainischen (ruthenischen) Schriftsteller Revue passieren, und Heft 10 endlich bringt eine Charakteristik des holländischen Dichters Louis Couperus (vgl. Sp. 816) aus der Feder von Paul Rachê.

Die Gesellschaft. (Dresden.) Erstes Maiheft. In einem Aufsatze „Biedermeier in Décadence?", der vom Bretzl und Variété ausgeht, zieht Arthur Seidl schließlich eine Parallele zwischen dem berliner und dem münchner Ueberbrettl. „Dort alles graziös und fein, klar und vornehmlich auf den hellen Ton gestimmt, fertige Künstler, an ihrer Spitze ein vornehmer Baron aus der besten Gesellschaft im Salon, geistreicher Schwadroneur und ausgezeichneter Schwerenöter; gleichsam die Zote im Frack, weltmännisch vorgetragen von Dr. H. Ewers; Requisit: der moderne Stutzflügel, und das Ganze ein öffentliches Theater gegen Entree. Hier alles mehr grotesk und wild, mit vorwiegend dunklen Tönen; frischzügig-temperamentvolles Studententum und ‚Scharfrichter'-Milieu — das münchener Ueberbrettl in der Türkenstraße nennt sich ‚Elf Scharfrichter' — einer eigenwilligen Bohème ohne jede Philisterei; freie Liebhaber die Ausführenden; das Leibinstrument die Guitarre, dazu ein ungemein intimes Café chantant, als zensurfreie Bühne lediglich gegen Einladung mit höherer Garderobengebühr. Hier pfeift man voll ‚frecher Sicherheit' frisch und frei von der Leber weg seine sonst so konfiszierten Karikaturen und ‚ruchlosen' Ironieen." Das Schlußfazit seiner Betrachtung zieht Seidl in den Worten: „Wir begrüßen die so zahlreich wie die Pilze aus unserer deutschen Erde hervorschießenden Cabarets als willkommene Abzugskanäle für die große ‚schwere' Kunst und können sie als solche zur Zeit sehr wohl brauchen. Sie werden jene von allem Ueberflüssigen gewiß recht bald reinigen und befreien, bezw. unsere Zentralkunst selber wird sich nach solchem kräftigen Abführ-Mittel zuverlichtlich weit besser und viel leichter wieder als seit langem befinden; sie wird in ihrem

Digitized by Google

Nervensystem darauf hin ungleich wohler und in ihren edleren Organen fortan auch gesünder sein." — Wie Leo Tolstoi über die neuere deutsche Litteratur denkt oder vielmehr über einige markante Erscheinungen derselben, erzählt Siegfried Hey im zweiten Maiheft. „Polenz Büttnerbauer nannte Tolstoi das Beste, das er von neuen deutschen Büchern kenne, und legte ihm die überschwenglichsten Superlative bei. Neben Polenz stellte er Auerbach und Gangshofer hoch über ihre litterarischen Landsleute, weil diese drei mit warmem Ernst das Bauerntum behandeln, in dem Tolstoi die Grundlage der Staaten und der Menschheit sieht. Hauptmann hält Tolstoi trotz der „Weber", die er „sehr gut" nannte, für kein starkes, selbständiges Talent. „Hannele" ist sentimental, alle übrigen Schriften Hauptmanns, Historisches, Dramatisches und Romane haben wenig künstlerischen Wert. Indessen kann man von ihm vielleicht noch etwas erwarten." Günstiger urteilte Tolstoi über Sudermann, dem er ein starkes Talent zusprach, und der sich als gebildeter und ernster Künstler in seinen Romanen zeige. Ibsen that er ab mit einem „Tschepuche" (etwa Unatsch). Die Modernsten vergägen oft über ihrem Streben, eine neue Sprache, eine neue Kunst zu schaffen, ganz Zweck und Wesen der Kunst. Und Kunst sei, „schöne neue Gedanken in schöner, einfacher Form so zu verarbeiten, daß sie allen zugänglich werden".

Monatsblätter für deutsche Litteratur. (Leipzig.) V. 8. Friedrich Calebow charakterisiert Felix Dahn und C. F. Meyer als Balladendichter. „Es ist sehr schwer, vielleicht sogar unmöglich zu sagen, wer von beiden der größere Balladendichter ist, denn während Meyers Meisterschaft auf lyrischem Gebiet unbestritten ist und Dahns Kunst hier weit überragt, so ist letzterem dagegen die Gabe verliehen, eine herrlich dahinbrausende Sprache zu entfalten, die gerade der Ballade ungemein zu statten kommt." — Der Romanschriftstellerin Johanna Niemann, in deren Büchern die Stadt Danzig eine große Rolle spielt, und deren vaterländischer Roman „Die beiden Republiken" hier kürzlich besprochen wurde (vergl. Sp. 1000), widmet Gräfin Louise Brockdorff-Ahlefeldt einen warmen Artikel. — Einige „hervorragende Werke unserer modernen deutschen Litteratur" bespricht Henriette von Meerhelmb, nämlich das Balladenbuch „Judo" von Börries von Münchhausen und die fünfstenn großen Romane von Wilhelm von Polenz und von Georg Frhrn. von Omptеda. — Aus den Gedichten des im Jahre 1893 verstorbenen katholischen Priesters Stephan Rónay teilt Karl Kelber im folgenden Heft (9) eine große Anzahl Proben mit. — C. Liebigs Roman „Das tägliche Brot" widmet Ludwig Schröder eine anerkennende Würdigung, und Rudolf Presber giebt einige vorläufige Bemerkungen zu Wilhelm Raabes 70. Geburtstag.

Nord und Süd. (Breslau.) Heft 291. Käthe Freiligrath-Kroeker nimmt ihren Vater gegen die Angriffe in Schutz, die Josefy Josten im Januarheft von „Nord und Süd" gegen ihn gerichtet hat, und die etwa so lauteten: wenn Freiligrath sich trotz seiner innern Wandlung auch später nicht mit seinem Vaterlande habe aussöhnen können, so müsse es uns doppelt angenehm berühren, daß Kinkel diesen Wunsch in seinem innersten Herzen sehnlichst gehabt habe. Kinkel sei der Einzige gewesen, der für seine Ueberzeugung mit seiner Person und seinem Leben eingetreten sei, während alle übrigen Freiheitssänger, z. B. auch Georg Herwegh, daraus Reißaus genommen hätten. Dem stellt die Verfasserin nun folgendes gegenüber: Freiligrath wurde durch sein „Glaubensbekenntnis", das er 1844 herausgab, der Aufenthalt im Vaterland unmöglich gemacht. Er kehrte 1848 mit einem die Volkserhebung begrüßenden Gedicht zurück und hat während der Revolutionsjahre in gleicher Weise seinen Mut bewiesen. Schließlich ins Gefängnis gebracht, wurde er durch ein Geschworenengericht freigesprochen, mußte dann aber wieder in die Verbannung gehen. In London bewies er seine vaterländische Gesinnung durch den Eintritt in den „Schleswig-Holstein-Ausschuß", wie auch durch Teilnahme an der Monatsschrift „Der Bereit für deutsche Freiheit und Einheit". Wie aus seinem „Westfälischen Sommerlied" hervorgeht, war er ein Gegner des von Bismarck selbst später im Reichstag so bezeichneten „Bruderkriegs" von 1866. Beim Kriege 1870 trat er für die vaterländische Sache mit seinem „Hurrah, Germania!", „So wird es geschehn", seiner „Trompete von Gravelotte" ein. Vor dem Friedensschluß von 1871 stellte er seinen Namen zu dem von Karl Blind verfaßten „Aufruf an das französische Volk" zur Verfügung, worin er die Berechtigung des Wiederanschlusses des uns einst geraubten westlichen Grenzlandes nachwies. Mit seinem Vaterlande, von wo aus ihm ein Ehrendank zu Teil geworden, und wo er von 1868 bis zu seinem Tode 1876 wieder seinen Aufenthalt nahm, brauchte Freiligrath sich also nicht erst „auszusöhnen". — Kurt Walter Goldschmidt führt seine Bekenntnisschrift „Psyche" (vgl. Sp. 1131) zu Ende.

Westermanns Monatshefte. Braunschweig.) Heft 537. Wolfgang Kirchbach widmet dem kürzlich verstorbenen Ernst Eckstein, mit dem ihn langjährige Freundschaft verband, ein Gedenkblatt, in dem die Vorzüge und Fehler des Dichters sowohl als auch des Menschen sorgsam und gerecht verzeichnet sind. Als Eckstein im Alter von fünfundfünfzig Jahren starb, hat man seiner nur kurz mit einigen Notizen gedacht. Das war um so merkwürdiger, als Eckstein bis zu seinem Tode zu den am meisten gelesenen Autoren Deutschlands gehörte. Die Erklärung für diese Thatsache liegt in dem Umstande, daß Eckstein in den letzten zwölf Jahren seines Lebens keine persönlichen Beziehungen zu neuen Mittelpunkten der litterarischen Geschmacksbildung suchte und so gleichsam außer Diskussion kam und auch noch an den Folgen eines Schlaganfalls zu tragen hatte, was ihm den geselligen Umgang beschränkte. Ecksteins geistigen Reichtum, die Gründlichkeit und Vielseitigkeit seiner Bildung, die Klarheit seines Urteils, den großen Umfang seines Wissens konnten die Freunde des Dichters in den heiteren Stunden des „Symposions" kennen lernen in allernächster Nähe, wenn in dieser fröhlichen Vereinigung, der Karl Woermann, Adolf Stern, Julius Duboc u. v. a. angehörten, das Zeitalter des Aristophanes heraufbeschworen wurde. Erfolg hatte Eckstein erst in reiferen Jahren mit den großen Romanen „Die Claudier" und „Prusias". Die historischen Schilderungen stachen durch den Reichtum ihrer Farben, die Buntheit, die frisch und naturalistisch das Reale auch in der Vergangenheit festhielt, vorteilhaft ab von den sogenannten historischen Romanen, die mit einem großen gelehrten Apparat arbeiteten. „Weil er die stärkere Phantasie hatte, weil seine Palette immer reich besetzt war von den Vorstellungen eines zusammenhängenden Lebens vergangener Zeiten, konnte er auch mühelos jene ihm so vortrefflich bekannten Zeiten heraufbeschwören, ohne deshalb den Stil eines Tacitus oder Suetonius erkünsteln zu müssen. Diese Kunst ist ihm auch in seinen späteren geschichtlichen Romanen und Novellen treu geblieben. Freilich ist er dabei nicht immer der Gefahr entgangen, das zeitliche und geschichtliche Kolorit, die Kulturschilderung — denn er trat an seine Aufgaben im weitesten Sinne als Kulturforscher und Kulturkenner heran — allzu sehr zu betonen. Eckstein hatte viel zu viel Weltkenntnis, Menschenkenntnis, wohl auch erschütterungsreiches eigenes Leben durchgemacht, als daß er ausschließlich in historischen Schilderungen sich hätte genügen können. Er war vor allem Künstler, und so folgten abwechselnd mit Herzensgeschichten und Leidenschaftsgeschichten aus dem Altertum auch seine Romane aus unseren Tagen. Ihn bewegten unsere modernen sozialen Fragen, unsere wirtschaftlichen Kämpfe, unsere juristischen Kämpfe ebenso wie die Kämpfe vergangener Zeit. So entstanden aus lebendigen Erfahrungen und Neigungen heraus seine beiden trefflichen Romane „Themis" und „Familie Hartwig". Er weiß hier wie

Digitized by Google

in seinen historischen Romanen immer gut zu charakterisieren, seine Menschen haben immer ein bestimmtes individuelles Gepräge. Die weicheren flüssigeren Linien der Menschenbeobachtung sind darin allerdings Esteln nur wenig eigen, seine Figuren sind mehr technisch auf eine gewisse persönliche Eigenart zugeschnitten, diese Eigenart wird typisiert. Es lag dagegen weniger in Eckteins Natur, das Wandelbare, Flüssige, Vielfältige im Menschen zu sehen; damit auch die seinen Verstrickungen des Empfindungslebens und des ethischen Spiels in der menschlichen Natur. Damit finden wir diejenigen Romane, die sich mit den ethischen Verwirrungen modernen Lebens abgeben, seine Ehekonflikte, Liebes- und Leidenschaftsromane weit schwächer als diejenigen Schöpfungen, wo er gewissermaßen den breiteren Hintergrund eines energischen „Milieus" zugleich sucht und malt. Fast alle Romane und Novellen Eckteins sind vortrefflich komponiert. Wohlgeplant, ruhig überlegt und sicher schreitet die Handlung vorwärts und steigert das gegebene Problem, sicher entwickelt sich die plastische Situation darin, bewegt die handelnden Figuren und uns mit ihnen. Schon früh begann Eckstein zu reisen; bevor er zu studieren begann, war er schon in Frankreich und Italien. Diese Vorliebe für das Reisen ist ihm geblieben, und den besonderen Einfluß dieser Wanderfahrten spürt man in allen seinen Schriften. Erst spät ist er ein seßhafter Mann geworden: in Dresden hat er die letzten Jahre gelebt, und da ist er auch begraben. Eine Zeitlang war er auch Zeitschriftenherausgeber, erst der einst viel gelesenen „Deutschen Dichterhalle", dann des „Schalk". „Eckstein war ein Mann von einem starken Gerechtigkeitssinne, ruhig wohlmeinend, vorurteilslos abwägend, und dies war eine der wohlthuendsten Seiten seiner Natur. Er war auch ein vorzüglicher Haushalter. Was sein Herz bewegte und in früheren Jahren bewegt haben mochte, hielt er tief verschlossen. So mochte er wohl auf manchen einen kühlen Eindruck machen. Wer ihn näher beobachten konnte, sah indessen einen Mann, der innere Schicksale und die Erlebnisse, die auch sonst niemandem erspart bleiben, schwer und nachhaltig in sich verarbeitete, und der, ohne es selbst zu wissen, stille Sympathie gerade deshalb fand. Die Gabe des lyrischen Ausschöpfenlebens war ihm nicht recht gegeben. Seine sprachlich höchst virtuosen Gedichte haben doch im ganzen etwas Empfindungsstarres. Aber wo der Geist, die Intelligenz, die Phantasie und alle freieren Gaben sprachen, da war Eckteins rechtes Element." — Aus dem Nachlaß des Dichters findet sich im selben Hefte eine sprachliche Plauderei „Ein Blick in die Zukunft", die den drohenden Untergang der Flexionssilben unter Anführung vieler Beispiele behandelt.

Die Zeit. (Wien.) Allerlei Biographisches und Kritisches bringt Hans Ostwald, der Verfasser der „Vagabunden", über Maxim Gorki bei, den jetzt so viel genannten russischen Dichter des Proletariats „der gewesenen Leute", d. h. „der Verlorenen" (Nr. 346). In Korolenkos Zeitschrift „Russischer Reichtum" begründete Gorki mit der merkwürdig heroischen Erzählung „Tschelkasch" seinen Ruhm. Nach seiner eigenen Angabe hat er vier Lehrer gehabt: den Koch eines Wolgadampfers, den Advokaten Lanin, den verkommenen Studenten, den er als Alexander Kaluschny dargestellt hat, und Korolenko. Nicht allein die Litteraturfreunde kennen den Dichter, weite Kreise zieht Gorki in sein Kunstschaffen hinein. Sonst wäre es wohl nicht möglich, daß von der Gesamtausgabe seiner Schriften, die in vier Bänden erschien, nach einem halben Jahr schon 16000 Exemplare verkauft werden konnten. An den jetzt ins Deutsche übertragenen „Verlorenen Leuten" zeigt Ostwald, was und wie Gorki schildert. Der Russe giebt uns Helden, die ihr Leben auf ihre Weise meistern, die ein schweres Schicksal erlebt haben. „Es sind Helden ganz neuer, überraschender Art. Sie zeichnen sich aus durch ein unbeschränktes Unabhängigkeitsgefühl. Sie haben die Fähigkeit und das Streben, ganz wie es ihnen beliebt, alle liebgewordenen Gewohnheiten, Pflichten, Zustände zu verlassen und von sich zu werfen. Es ist ein Herrentum, ein hochromantisches Herrentum, das Gorki uns darstellt. Aber eben nicht eins nach dem Rezept der alten Romantik: alt, unfrisch, aus ferner Vergangenheit, die Ideale ausgraben. Es ist eine lebendige wirkliche Romantik, mit all dem geschmückt, was wir uns in langen Grübeln erobert, was wir uns als neues sonnenstrahlendes Ideal aufgerichtet haben. Wenn auch einige von Gorkis Helden ganz wie die Helden der eben vergangenen Litteraturepoche an ihrer Schwäche zugrunde gehen — die meisten Helden Gorkis gehen zugrunde an einer That. Und in diesem rücksichtslosen Aufstellen und Verherrlichen solcher Thatmenschen liegt das, was Gorki so hoch emporhebt über so viele. Hier liegt das, was die Jugend seines Vaterlandes zu ihm reißt — dieses Vaterlandes, das mit rasselnden Ketten belastet ist. Hier liegt auch das, was auch uns in seine Fesseln schlägt." — Alfred Gold sagt in einem kurzen Referat über Björnsons „Laboremus", von des Dichters Besten sei, alles in allem, dies knappe, thatsachenarme zwischenspielartige Stück ein Teil. (Nr. 345.) — Louviers Phantasterein über Goethes Faust und Hermann Türcks „neue Faustverklärung" lehnt Max Burckhard mit kühlem Spotte ab (Nr. 347).

I. V.: Dr. Alfred Semerau.

„Hermann Bahrs Heimkehr." Von Karl Bienenstein (Int. Litt.-Ber., Leipzig; VIII, 11). Bespricht Bahrs „Der Franzl" und findet diese Dichtung als Zeugnis dafür an, daß Bahr in der Heimatkunst sein Ziel gefunden habe.

„Björnsons neues Drama „Laboremus"." Von E. Brausewetter (Int. Litt.-Ber., Leipzig; VIII, 11).

„Pfälzische Dialektdichter." Von Eugen Croissant (Deutsche Zeitschrift, Berlin; XIV, 16). Nennt als populäre pfälzische Dialektdichter Kobell, Nadler, Schandein, Woll und Barack und teilt einige Gedichte des erstgenannten mit.

„Bekenntnisse und Erlebnisse von Anastasius Grün. Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns an Albert Knapp" (Schluß; vgl. Sp. 1191). Mitgeteilt von Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart (Deutsche Revue, Stuttgart; Juniheft).

„Poe." Von Monty Jacobs (Die Nation, Berlin; XVIII, 34). Bericht die bisher erschienenen Bände der von Arthur und Hedda Moeller-Bruck herausgegebenen deutschen Gesamtausgabe der poeschen Werke. „Es giebt kaum einen Poeten, in dessen Schaffen sich unsere nervöse Zeit getreu wiederspiegelt, der nicht in irgend einem Zug auf ihn hinwiese. Von seinem Schlosherrn von Usher, der mit überempfindlichen Sinnen über verschollenen Dominikanerschriften brütet, stammt in direktester Linie Huysmans typischer Aesthet in „A Rebours" ab. In seinen düsteren und bizarren Wohnhäusern könnten Maeterlincks Gestalten wandeln und sich, auf seinen Spuren, in seelische Mysterien vertiefen."

„Ludwig Jacobowski." Von Richard O. Koppin (Neuland, Groß-Lichterfelde; I, 2). Giebt eine ganz kurze Würdigung des Dichters.

„Aus Ibsens Gedichten." Von Max Krieger (Stimmen der Gegenwart, Eberswalde; Maiheft).

„Victorien Sardous Lehrjahre." Von J. Machly (Int. Litt.-Ber., Leipzig; VIII, 10). Schildert, wie schwer es dem bekannten Dramatiker wurde, auf der Bühne festen Fuß zu fassen.

„Paul und Victor Marguerite: Les tronçons du glaive." Von J. Machly (Int. Litt.-Ber., Leipzig; VIII, 11).

„Tolstoi." [Tolstoi, Aufruf an die Menschheit; E. H. Schmitt, Leo Tolstoi. Von Max Frhrn. von Münchhausen (Deutsche Zeitschrift, Berlin; XIV, 16).

„Otto Ernsts „Stimmen des Mittags"." Von A. K. T. Tiele (Der Lotse, Hamburg; I, 34).

„Goethe und die deutschen Bilder zu seinem Faust" (Illustriert; vgl. Sp. 55 und 1197). Von Dr. Alexander Tille (Beilagen und Klasings Monatshefte, Leipzig; XV, 10).

„Richard Bredenbrücker." Von Arthur von Wallpach (Scherer; Nr. 11). Die tiefgründige Kenntnis des tiroler Volkslebens, die Richard Bredenbrücker an den Tag lege, sei nun so bewunderungswürdiger, als derselbe, vom Rhein stammend, erst in verhältnismäßig vorgerücktem Lebensalter zum ersten Mal den Schauplatz seiner Dichtungen betreten habe. Wallpach, der selbst ein Leben lang dort ansässige Tiroler, nennt Bredenbrücker den „Meister der tiroler Dorfgeschichte", weist darauf hin, daß er selbst zum Teil die Originale der bredenbrückerischen Gestalten persönlich gekannt habe, und rühmt, daß das tiroler Leben unserer Tage so noch von keinem Dichter getroffen worden sei: „ein so scharfes Bild unseres Volkslebens, wie es mit solcher Kraft, rücksichts-

Digitized by Google

losem Realismus, solchem Verständnis aller innersten Beweggründe, und Zusammenhänge im Denken und Fühlen bis dahin unerhört war. . . Bredenbrücker ist ein Dichter, frei von aller Salontirolerei mit offenem Blick für die Tragik einfacher Verhältnisse, starker, urwüchsiger Menschen und deshalb auch mit dem verklärenden Humor begabt, der nur dem großen Verstehen, dem weiten Blick beschieden."

„Der Lyriker Albert Geiger." Von Bruno Wille (Südwestdeutsche Rundschau, Frankfurt a. M. I, 10). Charakterisiert die drei bisher erschienenen Gedichtbände des karlsruher Dichters („Im Wandern und Stehenbleiben", 1893; „Duft, Farbe, Ton", 1894; „Gedichte", 1900).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Würdig ist die Litteratur wieder in den Mai-Zeitschriften vertreten. Im „Nineteenth Century" führt Mr. Frewen Lord in einem Aufsatz über Anthony Trollope aus, daß die englische Gesellschaft, wie sie Trollope beschrieb, so große Veränderungen durchgemacht hat, daß seine Darstellung schon für den Kulturhistoriker wertvoll geworden ist. Mr. F. R. Benson, der bekannte Shakspere-Schauspieler, läßt sich über ein Nationaltheater aus, und Mr. Hamilton Fyfe behandelt in der „Fortnightly" dasselbe Thema. Der Gedanke gewinnt unter den Gebildeten hier mehr und mehr an Ausdehnung, aber ob etwas Bestimmtes daraus wird, bleibt abzuwarten. Unter den Beiträgen zur „Fortnightly" befindet sich auch eine englische Uebersetzung von Björnsons jüngstem Drama „Laboremus". — Mr. W. P. James giebt in der „New Liberal Review" einen ausgezeichneten Artikel über den Schriftsteller George Borrow (1803—1881), der ein englischer Mezzofanti und glänzender Uebersetzungskünstler war. — „Pall Mall Magazine" veröffentlicht eine Reihe von Interviewen mit hervorragenden Persönlichkeiten: Mr. William Archer, der wirklich solche Reporterdienste nicht nötig hätte, unterhält sich da mit Berühmtheiten wie Thomas Hardy, Mr. Pinero, Mrs. Craigie und Stephen Phillips. Die verschiedenen Autoren sprechen sich über sich selbst und ihre Werke in interessanter, offenherziger Weise aus (vgl. Sp. 1285).

„Einer Engländerin Liebesbriefe" haben mehrfach Nachahmung gefunden, und ähnliche Bücher sind noch an der Tagesordnung. George Egertons „Rosa Amorosa" macht die Mode mit, und das beste, was sich darüber sagen läßt, ist, daß sich unter den künstlichen Ergüssen weiblicher Liebe manches Wahre, Gescheite, Gefühlvolle über die Beziehungen von Mann und Frau befindet. Nach solchen unwirklichen Büchern wendet man sich erleichtert zu Novellen wie „Die grünen Gräber von Balgowrie", „Ueber die Hügel" und „Ein enger Weg" von Miß Mary und Miß Jane Findlater, deren jüngste Veröffentlichung ein höchst erquicklicher Band Novelletten ist, betitelt „Tales that are told". Sie sind zum größten Teil stille, zarte Geschichten aus dem schottischen Leben — die Verfasserinnen leben in Edinburgh —, aber das erstgenannte Buch ist zudem originell in der Auffassung und eine der rührendsten Liebestragödien, deren wir uns in der zeitgenössischen Belletristik zu entsinnen wissen. Der Schauplatz in Zacks „Weißer Hütte" ist unter das Fischervolk an der Küste von North-Devon verlegt: die psychologische Studie einer Frau, die eine Vorliebe für ihren Peiniger hat. Mrs. Boznichs neuer Roman „Jack Raymond" bedeutet eine Enttäuschung. So schrecklich auch die Tragödie in ihrem früheren Roman „Die Bremse" (The Gadfly) war, so war sie doch mit solcher Gewalt dargestellt, daß sie sich Glauben erzwang. Hier kommt sie über das Krankhafte, Unerfreuliche nicht hinaus, und der Knabe ist recht wenig nach dem Leben gestaltet. Für den Herbst werden zwei interessante Romane angezeigt: „Eine Werbung in allem Ernst" (A serious wooing) von John Oliver Hobbes (Mrs. Craigie) und „Die Geschichte Sir Richard Calmadys" von Lucas Malet.

Mr. Sidney Lee ist mit dem Lebensabriß der Königin Viktoria für die Supplementbände des Dictionary of National Biography beschäftigt. Seine Arbeit wird viel neues Material bringen und verspricht, die vollständigste und authentischste Darstellung zu werden. Verfasser und Verleger werden wohl nach der Veröffentlichung im Dictionary dem Publikum die erweiterte Biographie in Buchform vorlegen.

Mehrere Bücherauktionen haben jüngst Aufmerksamkeit erregt, und es wurden sehr hohe Preise erzielt. So wurde ein einziges Exemplar von Bunyans „Des Pilgers Wanderschaft" für 29 500 Mark verkauft. Ein Exemplar der zweiten Folio-Ausgabe von Shakspere brachte es auf 2800 Mark und eine vierte Folio auf 2000 Mark, während für die erste Ausgabe von Goldsmiths „Pfarrer von Wakefield" 1700 Mark gezahlt wurden.

Eine sehr schöne Vorstellung von Maeterlincks „Pelleas und Melisande" in der Uebersetzung von Mr. Mackail fand im Royalty-Theatre mit Mrs. Patrick Campbell und Mr. Martin Harvey in den Titelrollen statt. Darstellung und Inszenierung waren glänzend und schufen eine Reihe herrlicher Bilder. Aber ein Stück ohne alle dramatische Handlung, in dem sich nichts besonderes zuträgt, dessen Dialog an kindliche Bemühungen gemahnt, eine fremde Sprache zu lernen, kann, selbst wenn es mit dem Schein eines poetischen Mystizismus umgeben wird, von dem rein dramatischen Standpunkt aus nie vollauf befriedigen. Wenn denn das Publikum solche Stücke verlangt, sollten sie ihm wenigstens in so vollendeter Form geboten werden. — Die „Stage-Society" brachte mit Mr. Oscar Asche als Konsul Bernick eine ausgezeichnete Vorstellung von Ibsens „Stützen der Gesellschaft" heraus. Mr. Forbes Robertson erzielte kürzlich mit dem einaktigen Drama von M. Louis Tiercelin „Der Schwur des Judas" rauschenden Erfolg. Der Uebersetzer, Mr. Louis Parker, hat es daraufhin zu drei Akten ausgestreckt, aber der Charakter des Priesters, der sich gegen seine Pflicht auflehnt und dann von der unentrinnbaren Macht des Gewissens gezwungen wird, dem Mann Absolution zu erteilen, der ihm das herbste Weh angethan hat, ist unter den Händen eines fähigen Schauspielers immer fesselnd. — Mrs. Patrick Campbell hat noch einen zweiten großen Erfolg davongetragen als „Mariana" in José Echegarays gleichnamigem Drama. Die Schauspielerin verkörpert die Frau mit der starken Leidenschaft, den seltsamen Launen und plötzlichen Entschlüssen ganz wunderwoll. Das Gerücht geht — und wir möchten hoffen, daß es sich bewahrheitet —, daß Mrs. Campbell die Klara in Björnsons „Ueber unsere Kraft" (Beyond Human Strength) spielen wird.

„Der Mann von Blanfley" von Mr. Austey, dem Redakteur des „Punch" und Verfasser jenes komischsten der komischen Bücher „Vice versa", ist eine famose Satire auf die Snobs und das Snobstum. Mr. Austey weiß einen Dialog zu schreiben, der witzig ist und zum Lachen anregt. — Mr. und Mrs. Kendal haben sich eine Bearbeitung von Mr. Egerton Castles Roman „Der heimliche Garten" zurechtmachen lassen und kommen dabei in dramatischer Hinsicht wohl auf ihre Kosten, aber dem Stück fehlt es an Lebenskraft. — Auf der internationalen Kunstmesse, genannt „Season", werden nun auch am 3. Juni Sarah Bernhardt und Coquelin ihre Zelte aufschlagen und den „Aiglon" aufsteigen lassen. Auch Mme. Réjane wird ihre Kollektion an der Themse vorzeigen, darunter „Sappho" — falls sich der Censor damit einverstanden erklären sollte.

London. *Elizabeth Lee.*

Digitized by Google

Holländischer Brief.

Das Interesse des deutschen Lesers wird zunächst eine in deutscher Sprache erschienene Rede von E. F. Kossmann erregen, mit der sich der Verfasser soeben als Privatdozent für deutsche Sprache und Litteratur an der Universität Leiden habilitiert hat. Sie ist betitelt: „Holland und Deutschland. Wandlungen und Vorurteile" (Haag, Martinus Nijhoff, 1901) und bietet neben Aphorismen über die Aufgabe des Litterarhistorikers eine gutgeschriebene Skizze der Beziehungen zwischen der deutschen und der holländischen Litteratur und Sprache, von dem Limburger Heinrich v. Veldeke bis auf die Gegenwart. Der Verfasser erbringt auch zahlreiche Belege dafür, daß das Verhältnis zwischen den beiden Litteraturen durchaus nicht immer freundlicher Natur war, und meint, gerade unsere Zeit sei dazu berufen, ein volles Verständnis zwischen Holland und Deutschland herbeizuführen. — Gegenwärtig bekundet sich ein solches in dem Interesse, das man in Holland neuerdings dem Dichter Novalis entgegenbringt, nicht allein wegen der hundertsten Wiederkehr seines Todestages, sondern noch mehr, weil die sich um Stephan George scharende Dichtergruppe, die Novalis als ihren Ahnherrn verehrt, gerade hier starken Anklang gefunden hat (vgl. Sp. 704 f. und 1065) und für zwei von des Dichters „Hymnen an die Nacht" neuerdings in dem Holländer A. Diepenbroek ein kongenialer Komponist erstanden ist. Eine ausführliche Darstellung widmet den „Hymnen an die Nacht" J. D. Bierens de Haan (Onze Eeuw, Mai), der in Novalis einen universellen und geradezu dem Schöpfer der „Göttlichen Komödie" ebenbürtigen Genius sieht. Die Studie ist eine feinsinnige und besonders auch um der Parallelen mit Dante willen lesenswerte Erklärung jener Gedichte.

Die Zeitschrift, in der der soeben erwähnte Artikel erschien, ist erst vor kurzem gegründet worden. „Onze Eeuw" (Unser Jahrhundert. Haarlem, De Erven F. Bohn) giebt sich schon äußerlich als ein Unternehmen vornehmster Art und verfügt über Redakteure, deren Namen in der Gelehrtenwelt einen guten Klang besitzen (z. B. P. D. Chantepie de la Saussaye, Herausgeber des in deutscher Sprache erschienenen Lehrbuchs der Religionsgeschichte, P. J. Blok, Verfasser einer Geschichte der Niederlande, beide Professoren in Leiden, B. H. C. H. van der Wijck, Professor der Philosophie an der Universität Utrecht). Die neue Zeitschrift pflegt neben der Wissenschaft und der Politik auch Litteratur und Kunst. Offenbar beherrscht die Gründer des Unternehmens das Bewußtsein eines gewissen Antagonismus gegen diejenige Monatsschrift, die der Prototyp der vornehmen holländischen Belletristik geworden ist und trotz aller Konkurrenz heute noch eine führende Rolle spielt, gegen „De Gids", welches Organ im Laufe der Jahre stark artistische Neigungen angenommen und es aufgegeben hat, in ethischer und gesellschaftlicher Hinsicht bestimmte Prinzipien zu vertreten.

S. Troelstra-Bokma de Boer schreibt über Kinderlitteratur, mit niedriger Einschätzung der deutschen Versuche dieser Art (De Nieuwe Tijd, 4; vgl. Sp. 919). Von besonderem Interesse aber ist ein Aufsatz von Emile Goldstein über „Sozialistische Propaganda im Drama" (De Jonge Gids; 4, 3). In dem zum Schluß gesagt wird, man solle im Drama, wo die reine Kunst herrschen solle, nicht mit wissenschaftlichen Theorieen kommen und die ökonomischen Fragen von den Brettern fernhalten; die einfache Schilderung der Wirklichkeit sei die allerbeste Propaganda.

An dem Buche von W. van Oosterwijck Bruijn „Aus den Tagen des Reveil" (Rotterdam, D. A. Damen, 1900) wird der Freund holländischer Belletristik nicht vorübergehen können: denn wenn der Verfasser auch mit jenem „Wiedererwachen" ausschließlich einen Umschwung auf religiösem Gebiete, nämlich die Abkehr vom Rationalismus, meint, so sind doch dessen Bahnbrecher zwei Männer gewesen, die allgemein als die ersten dichterischen Genien Hollands aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts angesehen werden, nämlich Wilderdijk (1756—1831) und der einer altportugiesischen Judenfamilie entsprossene Isaak da Costa (1798—1860). — G. W. Kernkamp veröffentlicht eine Arbeit über den großen holländischen Historiker Robert Fruin („Over Robert Fruin". Utrecht, Kemink & Zoon, 1901), die nicht allein als biographische Studie über Fruin Beachtung verdient, sondern zugleich als eine Skizze über Fruins ersten Biographen, G. C. Bijvanck, gelten kann, dem trotz aller, und zwar selbst ganz offenbarer, Schwächen ein hoher Rang unter den Schriftstellern Hollands gebührt (vgl. Sp. 198). — Beachtung verdient auch ein von zwei Südafrikanern, C. E. Clout und F. Rompel, geschriebenes Büchelchen über Olive Schreiner (vgl. LC f. Sp. 1543) („In Mannen en Vrouwen van Beteekenis in onze dagen. Redartie: Mr. S. Kalff jr.; Haarlem, H. D. Tjeenk, Willink & Zoon, 1901). Aus dieser Studie erfährt man, daß in Südafrika vor und nach Olive Schreiner, weder in englische noch in holländischer Sprache, irgend etwas von litterarischer Bedeutung zutage gefördert und das starke Talent der merkwürdigen Frau eine um so auffallendere Erscheinung sei. Clout ist dabei weit entfernt, die Bedeutung der Schriftstellerin zu überschätzen: obwohl sie treffliche Naturschilderungen gebe und gelegentlich lebenstreue afrikanische Typen aufstelle, so fehle den Hauptgestalten ihres berühmtesten Buches „The story of an African Farm", das die Geschichte zweier auf ihrer Hufe in Süd-Afrika heranwachsenden Kinder erzählt, doch jede Realität. Rompel aber berichtet, wie die Schriftstellerin, die von Haus aus dem spezifischen Afrikanertum fremd und verständnislos gegenüberstand, durch den südafrikanischen Krieg für die Sache der Buren gewonnen worden sei, und stellt ihr die Aufgabe, dem südafrikanischen Volke englischer Zunge eine Litteratur zu schaffen, die den Sinn für das Schöne, Edle und Hohe entwickle.

Ausführliche Besprechung erfahren in der Zeitschrift „De Tijdspiegel" (April) die holländischen Romane der letzten Jahre. Hier sowohl wie allerorten, zuletzt besonders von W. Kloos in warmer Begeisterung (Nieuwe Gids; Mai), wird das jüngste Buch von Frederik van Eeden („Van de koele Meeren des doods"; Amsterdam, W. Versluijs, 1900) als eine besonders hervorragende Erscheinung holländischer Kunst gepriesen (vgl. Sp. 816). Neben den Erzählungen Stijn Streuvels (vgl. Sp. 1006) hat dann vor allem der eine Roman „Getrouwd" (Verheiratet) von G. van Hulsen (Amersfoort, Kerkhoff & Co., 1900) fast allgemeine Anerkennung, ja bei W. Kloos (Nieuwe Gids; April) und L. van Deyssel (Tweemaand Tijdschrift; März) begeisterte Aufnahme gefunden. Es ist die traurige Geschichte einer Ehe, in der die beiden Gatten ohne Verständnis für einander dahinleben: Henke und Gonde gehen, da ihnen in Holland das Glück nicht lächeln will, nach Argentinien. Aber das Heimweh der Frau treibt die beiden, noch bevor der Mann es zu etwas bringen konnte, wieder nach Hause, und Gonde, die schließlich in der Erwartung lang entbehrten Mutterglücks eine stille Freude kostet, stirbt im Wochenbette, ihrem Manne die Sorge um das Kind, das ihm jedoch zugleich ein Trost sein soll, zurücklassend.

Eine charakteristische Erscheinung ist das Interesse, daß das holländische Publikum der Darstellung älterer Theaterdichtungen entgegenbringt. Die ehrwürdigste ist der „Esmoreit", ein Stück, das uns Jahr 1380 von einem unbekannten, vermutlich vlämischen Verfasser geschrieben ist und zu den ältesten weltlichen Schauspielen des Mittelalters gehört. Es ist nunmehr durch eine neue Ausgabe (Groningen, J. B. Wolters, 1901) jedermann zugänglich gemacht.

Amsterdam. *Max Conrat.*

Digitized by Google

Amerikanischer Brief.

Die lesende Bevölkerung der Vereinigten Staaten hat Ursache, einen Lobgesang auf den Reichtum anzustimmen. Nach einem von dem Herausgeber des appletonschen Jahrbuches zusammengestellten Berichte belaufen sich die Geldschenkungen zu Bibliothekszwecken, die amerikanische Bürger während des Jahres 1900 verschiedenen Städten des Landes machten, auf nahezu vier Millionen Dollar. Der Wert der geschenkten Grundstücke, Gebäude, Sammlungen u. s. w. dürfte das Dreifache dieser Summe erreichen, und dabei sind die Stiftungen zur Förderung litterarischer Studien auf den Universitäten noch gar nicht mitgezählt. Von den erwähnten vier Millionen hat der Stahlfürst Andrew Carnegie allein die Hälfte hergegeben, nämlich 1 850000 Dollar an die Bibliothek und das Kunstmuseum in Pittsburg, und 180000 Dollar an fünf unbedeutende Städte in den Staaten New Jersey, Pennsylvanien, Iowa, Kansas und Missouri. Einen geradezu sensationellen Eindruck aber machte Carnegies neueste Schenkung von fünf Millionen zweimalhunderttausend Dollar, die er zur Errichtung von fünfundsechzig Freibibliotheken in der Stadt New York bestimmt hat. Das Ereignis gab dem sich gerade in jenen Tagen in New York befindlichen Frederic Harrison Veranlassung, in einer Rede im „Authors' Club“ Vergleiche zwischen England und Amerika anzustellen, und dem Volke der Vereinigten Staaten zu gratulieren, daß es solche Beispiele von Liberalität aufzuweisen habe.

Die Monatsschrift „Atlantic Monthly“ brachte in ihrem Aprilheft einen interessanten Artikel von Martha Anstice Harris über das hellenische Drama, in dem die Verfasserin darauf hinwies, daß der Weltanschauung, die vor 2500 Jahren in dem aus dem Dionysoskult hervorgegangenen Drama künstlerischen Ausdruck gefunden hat, trotz des Christentums kein modernes Aequivalent gefolgt sei. — Das Maiheft enthält einen Artikel über amerikanische Universitäten von Prof. Hugo Münsterberg, einen Essai über den amerikanischen Prosastil von J. D. Logan und eine Abhandlung über das Wesen der amerikanischen Poesie von Josephine Dodge Daskam. Während der erstere das amerikanische Ideal eines Prosastils in der einfachen, klaren, männlichen Gettysburgrede Lincolns sieht, betrachtet letztere Emerson und Aldrich als die Repräsentanten des Nationalgeistes in der Dichtung und bezeichnet Whitman, der allgemein dafür gelte, als eine titanische Erscheinung, die völlig isoliert dastehe, und die man nicht als Muster aufstellen dürfe, weil eine Nachahmung des whitmanischen Stils so viel Formlosigkeit, Unklarheit und Sinnlosigkeit zur Folge haben würde, daß selbst die wärmsten Verehrer dem Dichter keine Schüler wünschen könnten. — In der Aprilnummer des „Critic“ beginnt eine Serie von wirklichen, nicht fingierten Gesprächen zwischen dem litterarischen Kritiker und Ibsenkenner William Archer und hervorragenden englischen Autoren, die sehr lesenswert zu werden verspricht, da diese Dialoge einen kleinen Einblick in die persönliche Lebensanschauung der Schriftsteller gewähren. Archer machte mit dem in Deutschland bekannten Romanschriftsteller Thomas Hardy den Anfang und entlockte ihm im Laufe der Unterhaltung u. a. folgende Bemerkungen: „Was sind meine Bücher als ein Plaidoyer gegen des Menschen Unmenschlichkeit gegen seinen Mitmenschen, gegen das Weib und gegen die niederen Tiere?“ und ferner: „Ich kann nicht begreifen, weshalb das Wort Pessimismus auf so viele rechtschaffene Leute wie ein roter Lappen wirkt, und ich glaube, daß ein guter Teil von dem rohesten, prahlerischen Optimismus der neueren Litteratur auf Unaufrichtigkeit und Feigheit beruht.“ In derselben Nummer befindet sich ein reich illustrierter und sehr verständig geschriebener Artikel von Christian Brinton über Arnold Böcklin. Im Maiheft unterhält sich William Archer mit „John Oliver Hobbes“, wie sich die in Amerika geborene, aber seit vielen Jahren in England wohnende Mrs. Pearl Craigie seiner Zeit nannte, „um nicht sentimental zu werden“. Die Wiederaufführung von Pineros „Notorious Mrs. Ebbsmith“ stand im Mittelpunkt des Gesprächs, und Mrs. Craigie nahm Gelegenheit, die Heldin als ein wahrheitstreues Porträt einer religiösen Frau ohne Religion zu erklären, des tragischsten aller weiblichen Temperamente, und als Archer sie fragte, ob sie Pinero im Hinweis auf eine Bemerkung, die sie unlängst gemacht, einen „féministe“ nennen würde, gab sie zu, keinen Frauenrechtler darunter zu verstehen, da solche in der Regel zu sehr mit der abstrakten Weiblichkeit beschäftigt seien, um ein Auge für die konkrete zu haben, sondern einen Künstler, der wie Bourget, Donnay, Marcel Prévost, Tolstoi und D'Annunzio Frauencharaktere zu zeichnen verstünde, und rechtfertigte ihre Anwendung der Bezeichnung, indem sie erklärte, ein hervorragender Gelehrter habe Euripides einen Feministen genannt. Sie meinte ferner, Shakspere habe seine Frauen sehr wenig individualisiert, und selbst George Merediths Heldinnen wurzelten nicht in der Wirklichkeit, sondern verkörperten die Ideale, die der Dichter von den Frauen hatte. Immerhin sei seine Aminta ein so komplizierter Frauencharakter, wie ihn Shakspere nie gezeichnet habe. Die Welt habe in dessen Gestalten mehr hineingelegt, als sie in Wirklichkeit besäßen. Im weiteren Verlauf des ungemein interessanten Gesprächs erklärt sie als die eigentliche Schöpferin der modernen analytischen Novellistik — die katholische Kirche, weil diese es sei, die eine beständige Selbstprüfung des Gewissens verlange. Zum Beweise dieser paradoxen Behauptung nennt sie eine Reihe von Autoren, von Shakspere an, der von den antikatholischen Quellen seiner „Romeo und Julia“ gestissentlich abgewichen sei, bis Tolstoi. — Die Mainummer des „Bookman“ enthält interessante Artikel über die jüngst verstorbene Charlotte Yonge und über den Schauplatz von Bret Hartes Werken. — In der „North-American Review“ schreibt William Dean Howells über das neue poetische Drama, mit besonderer Beziehung auf Rostands „Cyrano“ und „L'Aiglon“ und Stephen Phillips „Paolo and Francesca“ und „Herod“, und erklärt am Schlusse, als Dichtung sei Pineros „Notorious Mrs. Ebbsmith“ bedeutender als Phillips „Paolo and Francesca“ und Hauptmanns „Hannele“ eine bei weitem ergreifendere Tragödie als Phillips „Herod“; „Un Drama Nuevo“ des Spaniers Estebanez, sei ein edleres Melodrama romantischer Art als „Cyrano“: den größten dichterischen Wert aber besäßen Ibsens Dramen.

Unter den neuesten Erscheinungen des Büchermarktes ist Oscar Fay Adams im Verlag von Houghton, Mifflin & Co. (Boston) erschienener „Dictionary of American Authors“ als ein wertvolles Nachschlagebuch zu betrachten. — Ein beachtenswerter Beitrag zur Geschichte des englischen und amerikanischen Dramas ist Norman Hapgoods Werk „The Stage in America“ (Macmillans, New York), das auch Exkurse über das moderne Drama überhaupt enthält. In einem Kapitel bezeichnet der Verfasser, auf dessen Thätigkeit als dramatischen Kritiker des „Bookman“ an dieser Stelle wiederholt hingewiesen wurde, das deutsche Theater am Irving Place in New York als eine der wenigen Anstalten, wo das Interesse der Einzelnen der künstlerischen Wirkung des Ganzen untergeordnet werde, was in gleichem Maße nur noch in dem kleinen, nicht vom Syndikat kontrollierten Murray Hill-Theater der Fall sei. In Anknüpfung an diese Novität der Bühnenlitteratur sei erwähnt, daß die sargentsche Bühnenschule in New York das Repertoire der von ihren Zöglingen veranstalteten Aufführungen kürzlich um Beaumont und Fletchers „Knight of the Burning Pestle“ bereichert, und daß die einzigen litterarisch bemerkenswerten Ereignisse der zu Ende gehenden Saison Aufführungen von Marshalls reizenden Einakter „The Shades of Night“, Brownings „In the Balcony“ und einem kleinen Dramolet des „Neu-Kelten“ W. B. Yeats waren. Im Irving Place-Theater gingen bei Gelegenheit des Gastspiels von Helene Odilon Fridas „Zwillingsschwester“, Hermann Bahrs „Star“ und Braccos „Verraten“ in Szene.

Digitized by Google

Aus der neuesten Belletristik ragt Frank Norris „Octopus“ hervor. Es ist der erste der drei Romane, in denen Norris das Epos des Weizens zu geben beabsichtigt — ein riesiges, anspruchsvolles Unternehmen, dem der noch junge Verfasser vielleicht nicht ganz gewachsen ist, aber jedenfalls mehr als irgend ein anderer amerikanischer Novellist der Gegenwart. In dem vorliegenden, von Doubleday, Page & Co. (New York) verlegten Werke hat er die Spekulationen zwischen den Landwirten und den Eisenbahngesellschaften, die ein trauriges Kapitel der sozialpolitischen Geschichte der Republik bilden, im Weizenbistrikt Kaliforniens aber zu blutigen Kämpfen führten, zum Hintergrund seiner Apotheose des Weizens gewählt. Der Schauplatz des zweiten Romans der Trilogie soll Chicago, der Herd der Weizenspekulation, sein, und im dritten soll amerikanischer Weizen asiatische Hungersnot lindern. Norris starker Wirklichkeitssinn und seine Neigung, seine Thesen durch symbolistische Leitmotive zu veranschaulichen, erinnern an Zola, aber er hat unzweifelhaft ein eigenes, ursprüngliches Talent, soziale Probleme auf breitem nationalem Hintergrund zu behandeln. Es liegt über seinen Erzählungen eine unverkennbar echte, amerikanische Atmosphäre, und wenn er die feinere Individualisierung seiner Menschen nicht vernachlässigt, dann wird er sich zu einem großen Künstler entwickeln. — Von Mrs. Edith Wharton ist im Verlage von Scribner's Sons in New York ein neuer Band Novellen erschienen: „Crucial Instances“. Das sind wieder mit wenigen Ausnahmen überaus eigenartige und fein ausgeführte Momentbilder aus dem Seelenleben: „Copy“ ist eine Dialognovelle in der eigentümlichen Mischung von Humor und Pathos der Jeanne Marni und „The Duchess at Prayer“ eine erschütternde Liebestragödie, die man sich auf feinem anderen Hintergrund denken kann, als einem alten italienischen Schlosse. Mrs. Wharton arbeitet zur Zeit an einem längeren, in Italien spielenden Roman. — Von den ständigen Novitäten der Frühjahrssaison, den auf Thoreaus „Walden“ zurückweisenden „Nature-Books“, das nächste Mal.

New York. *A. von Ende.*

Armenischer Brief.

Vor kurzem starb in Konstantinopel die bekannteste armenische Romanschriftstellerin, Frau Duffap, deren Werke sich besonders in den Achtzigerjahren großer Beliebtheit erfreuten. Sie schilderte ausschließlich das Leben der Armenier in Konstantinopel, wobei sie bis zu einem gewissen Grade für die Rechte der Frauen eintrat, aber nie die Fesseln der Sentimentalität loswerden konnte, so daß der praktische Einfluß ihres schriftstellerischen Wirkens ziemlich belanglos blieb. Immerhin war sie eine angenehme, fein gebildete Erzählerin, die sich besonders in den Salons zu Hause fühlte und wie viele ihrer abendländischen Schwestern von der Feder eine geraume Zeit lang die Zeitungen und Zeitschriften mit tadellosem Unterhaltungsstoff versorgte.

Einen tiefer gehenden Einfluß scheint die auch in Konstantinopel wirkende Frau Touelian zu haben, die gleichfalls für die Rechte der Frauen kämpft, aber ihre Ideen nicht in Romanen, sondern in Tendenzartikeln kundgiebt. Sie ist daher der erste weibliche Publizist armenischer Nationalität und liefert den Beweis, daß die Frauenfrage, die auch im Morgenlande die Gemüter beschäftigt, einen mehr polemischen Charakter annimmt, als es bisher, da sie nur in Erzählungen und Novellen behandelt wurde, der Fall war.

Von besonderem Interesse ist eine Reihe von Aufsätzen, die der in Tiflis erscheinende „Mschak“ (Arbeiter) in den letzten Monaten über die Geschichte der armenischen Buchdruckerkunst veröffentlichte. Die ersten armenischen Druckereien wurden um 1600 in Rom und Venedig angelegt, zu denen sich im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts noch mehrere andere gesellten, aber die bedeutendste blieb lange Zeit die von Amsterdam, die bis zur Gründung der Druckerei im armenischen Mechitaristenkloster zu Venedig die größte Zahl von Büchern lieferte. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts übernahmen die Mönche des genannten Klosters die geistige Vormundschaft über ihre damals alles geistigen Lebens barn Landsleute und begannen die Herausgabe aller vervollständigten Werke der altarmenischen Litteratur. Ihnen verdanken die Armenier die Wiedergeburt ihres Schrifttums, denn, abgesehen von vielen und gründlichen wissenschaftlichen Arbeiten, besorgten die gelehrten Mönche auf der Insel San Lazzaro bis heute die Herausgabe oder Uebersetzung von beinahe 1000 Büchern, deren größter Teil einen bleibenden Wert besitzt. Als um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die neue Litteraturbewegung im Kaukasus, in Konstantinopel und Smyrna ihren Anfang nahm, ging die geistige Führerschaft von den Mechitaristen an die Koryphäen der neuen Litteratur über, und die Zahl der Druckereien nahm bald beträchtlich zu. Heute besteben ihrer über hundert, von denen sich die meisten in Konstantinopel, Smyrna, Tiflis, Baku und Erivan befinden. Im allgemeinen sind die Armenier in der Druckerkunst nur wenig hinter den europäischen Völkern zurückgeblieben. Die geschmackvollsten Drucke lieferte wohl die Mechitaristendruckerei in Wien, aber auch die im Kaukasus erscheinenden neuesten Ausgaben armenischer Dyriker lassen an Eleganz der Ausstattung wenig zu wünschen übrig.

Im Theater waren die Armenier im vergangenen Winter ziemlich rührig, aber neue Originalstücke brachten sie fast gar nicht auf die Bretter. Nach Gabriel Sundukianz, der mehrere wohlgelungene Lustspiele aus dem tiflifer Leben schuf, ist in der letzten Zeit kein Stück von dauerndem Wert hervorgebracht worden, weshalb man sich zum großen Teil mit Uebersetzungen behelfen muß. Während die Georgier viel Sinn und Verständnis für das Lustspiel an den Tag legen, neigen die Armenier mehr zum ernsten Drama hin und besitzen schon ein ziemlich reichhaltiges Repertoire, das sast alle Meisterwerke der europäischen Dramenlitteratur aufweist. Auch in der diesjährigen Spielzeit brachten sie in Tiflis mehrere klassische Schauspiele zur Aufführung, unter anderem „Die Jungfrau von Orleans“ und Grillparzers „Sappho“ mit der sehr beliebten Tragödin Siranusch in den Titelrollen. — Eine Uebersetzung von Sudermanns „Frischen“ erschien in der Zeitschrift „Thatron“, in der N. Karaminanz auch einen inhaltsreichen Aufsatz über Goethe veröffentlichte.

Bahnbrechend für die Kenntnis der armenischen Litteratur und Geschichte in Deutschland scheint ein Unternehmen werden zu sollen, das von Dr. Franz Finke und zwei armenischen Vartapets (Doktoren der Theologie) ins Leben gerufen wird. Es ist das die seit April bei N. G. Elwert in Marburg i. H. erscheinende „Zeitschrift für armenische Philologie“, die neben sprachlichen Studien auch die Litteratur, Geschichte, Kultur und Volkskunde Armeniens umfassen soll. Die armenischen Hauptmitarbeiter der Zeitschrift sind Lehrer an der geistlichen Akademie von Etschmiadzin, dem am Fuße des Ararat gelegenen armenischen Patriarchensitze. Hier befindet sich die reichste Sammlung altarmenischer Handschriften, von denen jedoch der überwiegend größte Teil noch der Veröffentlichung harrt. Auf die Bergung dieser im nahen etschmiadzinr Kloster lagernden Schätze ist schon längst und oft von namhaften Orientalisten hingewiesen worden, und Dr. Finkes Unternehmen wird nicht nur auf die mittelalterliche Kultur Vorderasiens ein neues Licht werfen, sondern vielleicht auch manches Schriftstück zu Tage fördern, das geeignet ist, über altsyrische und in verstümmeltem Zustande auf uns überkommene griechische Werke Aufschluß zu geben.

Tiflis. *Arthur Leist.*

Digitized by Google

Echo der Bühnen.

Berlin. Da es neuerdings wieder modern geworden ist, auf der Bühne die Hinterhäuser und Bürgerstuben zu verlassen und den Rückzug ins bunte Kostüm zu machen, historisch-romantisch zu kommen, so konnte Paul Lindau, der noch immer mit schwachem Personalbestande große Ideen in die That umzusetzen sich mühte, zwei Verdienste für sich in Anspruch nehmen, als er am 6. April an seinem „Berliner Theater" das Dramenfragment „Robert Guiscard" von Heinrich v. Kleist spielen ließ. Zunächst entbot er durch diese Aufführung dem noch immer allzu wenig erkannten Genie des großen deutschen Dichters seinen Dankeszoll, und dann wurde er durch die ausgeprägte Romanik des Bruchstücks der neuesten Vorliebe in der Litteratur gerecht. Man weiß, was dieses Fragment gebliebene Werk seinem Urheber war: der Kernpunkt seines Schaffens, die Hauptader seiner dichterischen Körperlichkeit. Aus der Historie vom Normannenlöwen Guiscard, der am Zielpunkt seines Wollens dem schimpflichen Strohtod zum Opfer fiel, sollte ein Drama entstehen, von dem Wieland versichern konnte: „Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakspere sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleists Tod Guiscards, des Normannen, sofern das Ganze dem Anfang entspräche." Aber der Dichter wurde des Stoffes so wenig Herr, wie er des feindlichen Lebens Herr geworden ist. So müssen wir uns denn heute mit einem knappen Bruchstück der Tragödie begnügen, mit einem Bruchstück freilich, das mit seinen gewaltigen Umrissen und Momenten ganze Büchereien moderner Dramatik ins Nichts versinken läßt. Langsam, langsam steigert sich die Spannung, bis die Atmosphäre mit dramatischem Zündstoff wie geschwängert ist. In diesem Augenblicke höchster Spannung bricht das Fragment jähe ab, und es war der Ergänzungsfähigkeit Paul Lindaus zu danken, daß er durch das bloße Hinzuthun einer leisen Nuance ganz im Sinne des Dichters den Eindruck des Stückes bis zum Fallen des Vorhanges voll und ganz bestehen machte.

Von den gewaltigen Atemzügen dieses Torsos bis hinab zum Säuselwindchen eines modernen Misteriums, etwa von Frau Ernst Rosmer, giebts eine erhebliche Temperaturdifferenz. Immerhin: man kann nicht sagen, daß diese Dichterin in ihrem neuesten Drama „Mutter Maria" (von der „Freien Bühne" am 19. Mai am Deutschen Theater gespielt und vorzüglich gespielt) nicht auch, was die Idee des Stückes angeht, jenen Ikarusflug gewagt hätte, zu dem unsere „Allerneuesten" sich in ihren „starkgeistigen" Stoffen wieder und wieder aufraffen. Frau Rosmer giebt sich diesmal dunkelsymbolistisch, und das ist ihr um so schlimmer anzurechnen, als sie dadurch einen der herrlichsten Bühnenstoffe zerstört hat, denn, was Frau Rosmer schaffen wollte, sollte das Hohelied der Mutterliebe sein. Mutterfreude und Leid, Glück und Entsagung sollten in süßesten Tönen zusammenklingen. Von dalles anderen freilich ist wenig herausgekommen. Das Bestreben der Dichterin, zu der ethischen Idee allerhand aus dem germanischen Sagenborne hinzuzuthun, die nun bis zum Ueberdruß auf der Bühne in Anspruch genommene Figur des Todes einzuführen, endlich verhängnisvolle Aehnlichkeiten mit der „Versunkenen Glocke" in Szenen und Personen, das alles verstimmte von vornherein. Der erhabene Muttergedanke findet gerade im schlichten Volksleben bei uns seine schönste Bethätigung. Was soll uns die Bergfee, die, durch einen „Uebermenschen" zur Mutterschaft geweiht, zwischen Geister- und Menschenwelt schwebend bleibt, und so durch einen Zufall Mutterlos erdulden muß: Leiden und Lieben. Dazu eine Sprache, die zwischen reiner Poesie und verstiegener Ueberschwänglichkeit pendelt; eine Sucht, das Alltäglichste mit geheimnißthuerischem Mäntelchen zu umkleiden. Kurz, wenn im Schlußwort Frau Rosmer ihren Tod an den einzigen Menschen der Geschichte, einen greisgrauen Einsiedelmann, mit verächtlichem Beiklange die Frage richten läßt: „Willst eine Weisheit; 's ist so Menschenart?", so fühlen wir uns veranlaßt, auszurufen: Ja, wir wollen diese Weisheit, denn es ist doch keine Schande, Deutlichkeit zu verlangen; thörichter ist es jedenfalls, einfach vor der Geheimnißthuerei derer zu resignieren, von denen wir überzeugt sind, daß sie es nicht einmal besser wissen.

Zwischen der impulsiven Gefühlskunst Heinrichs von Kleist und der sogenannten Nervenkünstelei, deren Frau Rosmer sich neuerdings befleißigt, liegt die Beobachtungsgabe, der Konstruktionalrat Georg Reicke in seinen bisherigen Bühnenversuchen seine besten Erfolge verdankte. Aber auch er ist neuerdings in seiner Leistungsfähigkeit herabgesteigen. Von dem vertrackten Sezessionseinakter „Morgen", der im Deutschen Theater durchfiel, bis zu der Dialektigene „Die Sterngucker", die das Schillertheater am 11. April aufführte, ist nur ein Schritt. Der übliche derkannte Bauernsohn, der sich von der Zuchtrute seines Erzeugers hinweg in die Gemeinschaft einer als heilige drei Könige herumziehenden Bettlergesellschaft flüchtete, erschlägt seinen Vater, da dieser ihn mit Gewalt ins Elternhaus zurückführen will. Die Episode, flüchtig umrissen und ganz skizzenhaft ausgeführt, wirkt höchstens — rein dramatisch — im starken Schlußpunkt. Sonst giebt sie den Clichérealismus schlimmster Sorte.

W. Turszinsky.

Kurze Anzeigen

Neue Skizzenbücher.

Von **Stefan Zweig** (Wien).

(Nachdruck verboten.)

Assessor Karlchen. Von Dr. Ludwig Thoma. München, 1901, Albert Langen. M. 1,—.

Neues Skizzenbuch. Von Heinrich von Schullern. Linz, 1901, Oesterr. Verlagsanstalt.

Es giebt solche Menschen. Von Arthur Röhler. München, 1901, Aug. Schupp.

Ja wir!! Von Fritz Giesekin. Berlin-Eberswalde, 1901, Verlag Jung-Deutschland. M. 1,—.

Gottlieb Mangold. Von Wilhelm Schäfer. Berlin, 1901, Schuster & Löffler. M. 3,—.

Menschenbilder. Von Ludwig Kurowski. Wien, 1901, Selbstverlag. gr. 8°. 58 S.

Vom letzten Tage. Von Alfred Guth. Berlin, 1901, Hugo Steinitz. 120 S.

Ein Lebensmorgen. Von Erich Sachs. Berlin, 1900, E. Eberling.

Man braucht nur einen Band Maupassant oder Tschechow aufzuschlagen, um so recht südlhar an den Tiefstand auf dem Gebiete der Skizze in Deutschland erinnert zu werden. Dort eine Novelle, ein kleines Drama, zusammengedrängt auf drei oder vier Seiten, ohne eine überflüssige Zeile, ohne ein nichtssagendes Wort — und hier ein mühsames künstliches Aufblasen eines nichtigen Gedankens, einer bloßen Episode oder gar einer witzigen Pointe zu einem Etwas, das bald Skizze, bald Novellette, bald Gedicht in Prosa betitelt wird. Von einer beabsichtigten künstlerischen Beschreidung spürt man nichts, ebensowenig etwas von einer feineren Psychologie, oder von der Charakterisierung eines ganzen Standes oder eines Milieus. Die deutschen Skizzenautoren, die eine Ausnahme von dieser traurigen Regel machen, lassen sich an den Fingern herzählen, und ihre

Digitized by Google

Bücher verlieren sich in der Flut der gewöhnlichen Skizzenbücher, die sich alle zum Verwechseln ähnlich sehen.

Von den vorliegenden Büchern gehört der „Lebensmorgen" von Erich Sachs so recht zu diesem Typus. Erich Sachs, der einige schöne Gedichte geschrieben hat, ist ein ziemlich begabter Lyriker. Das verrät sich auch in diesem Buche: es ist in hymnischer Prosa geschrieben und durchtränkt von lyrischen Ueberschwänglichkeiten. Aber trotzdem will es erzählen, und das ist der Hauptfehler der kleinen Sammlung. Nur durch Künstelei wird oft in ein „Gedicht in Prosa" eine Art von Handlung hineingebracht, die den lyrischen Ton recht unkünstlerisch unterbricht. So kommt weder ein Gedicht in Prosa noch eine Skizze zustande. Mit solchen Zwittergeschöpfen ist das Buch angefüllt. Den Schluß macht ein recht dilettantisches Märchenspiel „Das Unsichtbare", das sich als eine Frucht unverdauter Maeterlinck-Lektüre erweist und an Albernheit seines Gleichen sucht. — Auf einer etwas höheren Stufe steht das Buch von Alfred Guth (Prag) „Vom letzten Tage". Auch er giebt nur Situationen, aus denen sich dann in der Form der epischen Inversion eine meistens banale Handlung herausschält, aber er vermeidet wenigstens direkte Unmöglichkeiten, wenn schon seine Kraft nicht ausreicht, uns das Erzählte wahrscheinlich und glaubhaft zu machen. Nirgends ist irgend etwas Ueberraschendes, Packendes, Blendendes in den Skizzen, und nie ist auch der Versuch gemacht, der den prager Neuromantikern Rainer Maria Rilke, Oskar Wiener, Paul Leppin, Camill Hoffmann u. a. geglückt ist, das Melancholische, Düstere dieser alten Stadt und die wehmütige Traurigkeit der Slaven als dunklen eigenartigen Rahmen um die eigenen Bilder zu legen und damit den Eindruck des Persönlichen zu erreichen oder zu verstärken.

Denn schon ein leiser, verzitternder Heimatduft giebt einem erzählenden Buche einen innigen Reiz. Man wird so leichtgläubig und andererseits viel verstehender, wenn man die Handlung der Individualität immer in einen ursächlichen Zusammenhang mit den charakteristischen Zügen des Landes bringt. Man ahnt da oft die dunkeln Triebe, die sich psychologisch nicht aus dem Wesen des einzelnen ergründen lassen, und nimmt ihre spontanen Ausbrüche als Selbstverständlichkeiten hin, die sich nach inneren Gesetzen vollziehen, deren Begründung im Blute und in der heimischen Erde liegt. Zwei solche starke Heimatsbücher sind der „Neue Skizzenband" Heinrich von Schullerns und Wilhelm Schäfers „Gottlieb Mangold". Schullern ist Oberösterreicher und ein echtes Kind seines Landes. Eine klare frische Luft durchweht diese Skizzen, echte und reine Gebirgsluft. Und alle die Menschen, die da auftreten, sind echt und schlicht, ganz aus dem Leben gegriffen, und ihre bunten Schicksale tragen keine Spur eines Zwanges an sich. Und der sie erzählt, ist ein inniger und reicher Dichter, der die Kunst besitzt, Lyrik zu geben ohne aufgehäufte lyrische Worte, allein durch den innerlichen poetischen Reiz der Situation. Und was für feine Situationen Schullern gefunden hat, davon giebt die eine Manöverskizze „Feuer" Zeugnis, die ein Kabinettstück herzlicher und reicher Kunst ist. — Tiefer noch ist das Buch des Rheinländers Wilhelm Schäfer angelegt, der sich mit dem „Gottlieb Mangold" einen ersten Platz unter den deutschen Erzählern verdient hat. Der Untertitel „Der Mann in der Käseglocke" läßt eher auf einige humoristische Erzählungen schließen, aber es ist ein düsteres Buch ohne einen Sonnenstrahl. Von Liebe ist nie die Rede, nur einmal taucht eine ähnliche Empfindung auf, die eine qualvolle, schmerzliche Zuneigung ist ohne einen Schimmer reiner Schönheit. Pathologische und kriminalistische Stoffe, die manchmal an die grausigsten Novellen E. T. A. Hoffmanns und Guy de Maupassants erinnern, werden hier mit überwältigender Schilderungskraft behandelt. Ein Sprachkünstler ist Schäfer zwar nicht, sein Stil ist hart und trocken und genahmt manchmal an alte Chroniken; aber an anderen Stellen wieder blinkt plötzlich ein schlichter Satz durch, mit einem originellen und treffenden Vergleich, der dann mit einem Schlage die Situation erhellt. Auch die Führung in den einzelnen Skizzen, die gewaltsame und tiefinnerliche Geschehnisse packend darstellen, ist von ganz erstaunlicher Kraft. Man ist ordentlich überrascht, wenn man nach der Lektüre überlegt, wie klar und langsam die schwersten und überraschendsten Konflikte herausgearbeitet sind, ohne daß deshalb die Charakterisierung des Landes und der einzelnen Typen vernachlässigt worden wäre.

An einem so starken und geschlossenen Kunstwerke gemessen, nimmt sich der Skizzenband „Menschenbilder" von Ludwig Kurowski allerdings ziemlich klein aus. Aber es ist immerhin ein Buch, das anspruchslosen Lesern gefallen kann; denn es ist fast nur Geschautes und Erlebtes darin, gut getroffene Momentbilder aus dem Leben bescheidener Leute ohne alle Schönfärberei. Am liebsten zeichnet Kurowski altväterliche Menschen, die mit kindlicher Liebe an altem, wertlosem Kram hängen. Leute ohne große Leidenschaften und grelle Ereignisse. — Mit großer Pose tritt dagegen das Bändchen „Es giebt solche Menschen" von Arthur Rößler auf. Rößler will geistreich, tief und unterhaltend zugleich sein und dazu noch durch einen farbigen Stil blenden. kommt aber über eine salappe Sprache nicht hinaus, die sich durch zahlreiche Neubildungen einen eleganten Anstrich geben will. Hie und da spürt man Altenbergs Einfluß, nur daß nicht wie bei diesem das lyrisch Aufquellende unterbunden wird, sondern sich in breiten, süßlichen Tiraden ergeht. Gleichsam parfümiert mutet das Buch an und ist wohl auch für Frauen geschrieben, die bei flüchtigem Durchblättern vielleicht glauben werden, etwas Originelles und Geistreiches zu lesen. Lobenswert ist nur die Ausstattung, die Hans Volkert besorgt hat.

Dr. Ludwig Thomas Geschichten, die zu einem Band „Assessor Karlchen" vereinigt sind, erschienen größtenteils im „Simplicissimus". Einfälle meist pikanter Natur sind da in grobkörnigen Humoresken mit fröhlicher Ironie behandelt und mit einer schlagenden Pointe versehen, um eine möglichst starke, wenn auch nicht rein künstlerische Momentwirkung zu erzielen. Thoma hat meist möglichst realistische und gewagte Sujets und trägt den bekannten Bajuvarenhaß des „Simplicissimus" doppelt dick auf. Seine besten Wirkungen erzielt er durch die Stilparodieen, wobei ihm sein Humor, den er als „Peter Schlemihl" so gut bewährt hat, reichlich zu statten kommt. Zielt nun dieses Buch auf ein befriedigtes Feinschmeckerlächeln als Erfolg ab, so erstredt Fritz Eisenschitzs Bändchen „Ja wir" ein offenes, helles Lachen. Das sind acht Geschichten, voll echter Hallo- und Hallo-Stimmung in lustigem Schnellzugstempo erzählt, kleine Photographieen aus dem tollen Leben der Jugend und der Großstadt. Man liest sich im Handumdrehen hinein, und ehe man es recht weiß, hat man eine Stunde zwar nicht sehr litterarisch, aber angenehm verbracht. Und es ist bekanntlich nicht allzu leicht, unterhaltend zu sein, ohne banal zu werden.

Romane und Novellen.

Die ewige Burg. Roman aus dem Odenwald von Rudolph Stratz. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 1900. M. 3,— (4,—).

Mit diesem flott erzählten, farben- und bilderreichen Roman aus dem Odenwald ist Rudolph Stratz aus „seiner zweiten Heimat" Berlin ins Engere des badner Landes, seine eigentliche Heimat, zurückgekehrt. Allerdings den gesellschaftskritischen Zug nimmt dieser durch und durch moderne Erzähler auch mit auf den scheinbar so idullischen Boden des waldreichen Neckarbergellandes: er zeigt uns die Idylle hauptsächlich von ihrer Kehrseite. „Die ewige Burg" dort oben, epheuumrankt, wettertrotzend und doch schon morsch und brüchig, von einem müden, altersschwachen Geschlecht bewohnt, ist ihm das Symbol der alten, halb ins Grab gesunkenen Zeit.

Digitized by Google

Mögen sich die drei verfallenen Greise auf der ewigen Burg ganz in ihre Erinnerungen vergraben und der junge, lebensfremde Burgherr über dem Studium seines Stammbaumes die rinnende Zeit, die Pflichten des Tages vergessen, dort unten im Thale drängt und regt sich das bunte, vielgestaltige Leben. Die großen Gegensätze der Zeit, dieser Uebergangszeit, bewegen und gestalten auch das Leben in diesen scheinbar so stillen Waldgründen. In die träumerische Romantik drängt sich der qualmende Rauch aus den Schloten der Fabrik, die harmlosen Einnerungen an das „große Jahr' 48 verbinden sich mit der brennendsten Frage der Gegenwart, der sozialen. Gegenüber dem ratlosen Grimm der Schloßbewohner über die neue Zeit steht die frische Thatkraft des Fabrikherrn, von diesem ist abhängig und doch ihm feindlich die Masse der Arbeiter, in deren Köpfen mehr oder weniger klar der Traum vom Teilen und dem Zukunftstaat spukt; dazwischen die trotzigen Hofbauern und die kleinen Waldleute mit ihren besonderen Wünschen und Anschauungen, die dem Fabrikarbeiter nicht weniger entgegen sind als der anspruchsvollen Ohnmacht der ehemaligen Zwingherren. Diesen ganzen Widerstreit alter und neuer Menschen und Dinge hat Stratz in einigen, zum Teil trefflich gelungenen Gestalten zur Anschauung gebracht. Ueber manche Flüchtigkeiten und Oberflächlichkeiten der Charakteristik hilft die außerordentlich flotte Art Stratz', zu erzählen, hinweg. Manche Vorgänge, wie die Entwicklung des eigentümlichen Verhältnisses des jungen Grafen Wodenstein zu dem Kinderfräulein Elise, oder der Kampf des Kaplans gegen die große Versuchung seines Lebens, hielten zu sehr hinter den Kulissen; wir müßten's schon glauben, daß es so ist, aber gezeigt, dargestellt werden uns diese Dinge nicht. In dem prächtig angelegten Landdoktor vermisse ich Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit: wozu braunrasiert er so viel von seinen wissenschaftlichen Plänen und geldbringenden Entwürfen? Seine Entwicklung vom starken Egoisten („Ich bin ich") zum altruistischen Pflichtenmenschen wird ihm etwas gar zu leicht gemacht. So mutet manches mehr romanhaft als lebensvoll an, weil die richtige Vertiefung fehlt. Daß Stratz vorzüglich beobachtet hat und seine Odenwälder kennt, zeigen die verschiedenartigen Bauerngestalten, deren Sprechweise ebenso urwüchsig als charakteristisch wiedergegeben ist. Darin, in der Abschilderung der ländlichen Menschen und Zustände, liegt der Hauptwert des Romans. Da ist volles Leben! Alles in allem: ein nicht einwandsfreier Roman, der sich vorzüglich liest und auch dichterisch über das Mittelmaß hinausragt.

Worms am Rhein. *Karl Berger.*

Eva Sehring. Die Geschichte einer Jugend. Roman von Hans von Kahlenberg. Berlin, S. Fischers Verlag, 1901. 289 S. 3,50 Mk.

Der Alte. Roman von Hans von Kahlenberg. Berlin, Bita Deutsches Verlagshaus, 1901. 213 S. 3 Mk.

Wenn die Verfasserin diese beiden Romane zufällig vor ihren früheren Arbeiten veröffentlicht hätte, wäre ihre Name zunächst schwerlich in weitere Kreise gedrungen. Der eine gehört, trotz aufreizender Einzelheiten, jener Gattung von Büchern an, die der selige Voltaire als die allein unerlaubte bezeichnet hat; der andere ist ein leichtgebauter Unterhaltungsroman mit allerhand Lustspielfiguren und Lustspielszenen, doch ohne irgendwelchen fester geschürzten Knoten. Eine junge Malerin, deutsches Halbblut, fällt in Paris den dekadenten Reizen eines von den Frauen umschmeichelten Künstlers zum Opfer und liebt sich an seiner in allen Farben D'Annunzios schillernden Persönlichkeit derart fest, daß sie ihn selbst in seiner letzten, langen Krankheit, die mehr einer Verwesung gleicht, nicht verläßt: das ist Eva Sehring. (Man denkt an Heines Mouche und die Matratzengruft der Avenue Matignon.) Voraus geht dieser pariser Liebesnovelle ein Abschnitt, der Evas Jugend auf dem deutschen Landgut eines Onkels und ihre phantastisch wallenden Mädchenträume darstellt; nachgeschickt ist ihm ein Kapitel, das die heimgekehrte junge Dame in ihrem neuen berliner Lebenskreise zeigt und sie mit der Hand eines vorher nur als Brackenburg fungierenden Arztes beglückt. Das Ganze ist psychologisch äußerst trübe und läßt einen starken Bodensatz ungelöster Bestandteile zurück, wie denn überhaupt nur die an der Oberfläche haftende Beobachtungsfähigkeit die starke Seite der Verfasserin zu sein scheint. Schlimmer als dieser Mangel ist das stellenweise geradezu verbrecherische Deutsch, mit dem der wehrlose Leser bewirtet wird. Abgesehen von den meist manieriert kurzen Sätzen, die mit gebrochenem Genick herumlaufen, wimmelt es von fehlerhaften und undeutschen Konstruktionen dermaßen, daß man oft glaubt, eine schlechte Uebersetzung aus dem Französischen zu lesen. Eine kleine Probe zum Beweise muß ich wohl oder übel geben . . . „Die beiden Männer bildeten gute Kontraste ihrer Rassen, der eine ganz schwere, verhaltene Kraft, ein Fond von Barbarentum, Erdgeruch, hinter der ruhigen Würde seiner Kultur, der andere, ganz Nerv, stählerne Eleganz, unter scheinbar weiblichzarten Formen, der unbezähmbare Geist der Nation, der sich Siebzig zeigte, wo dreißig Jahr später Spanien elend schachert und verfandet — im Sardanapalswunsch des Revanchekrieges eines ganzen Volks, wie er in heißen Blutwellen periodisch immer wieder aufsteigt in den durch die Mathematik des Erwerbs geschulten und durch die Genußsucht entnervten Gehirnen" . . .

In dem anderen Roman ist das Deutsch und zum Glück auch die Luft reiner. War doch D'Annunzio Taufpathe, so hat hier ein bischen Theodor Fontane Gevatter gestanden. Der pensionierte Amtsgerichtsrat Gröber in Steglitz, kurzweg „der Alte" genannt, hat etwas von der Essenz der fontanischen Menschen: die gütige Skepsis und das lächelnde Weltverständnis, dem nichts Menschliches fremd ist. Aber die Nehmlichkeit reicht nicht sehr weit; man erät und ergänzt sie mehr, als man sie wahrnimmt, denn der alte Herr hat eine Eigenschaft, die gar nicht fontanisch ist: er ist workfarg. Er kennt als kluger Diplomat kleine häusliche Differenzen seiner verheirateten Kinder schmerzlos wieder ein und giebt schließlich sein Herzblatt, seine schlanke Inge, die unter seiner Pflege und Leitung ein gesundes, starknerviges junges Menschenkind geworden und geblieben ist, einem hochtüchtigen, blonden, jungen Holsteiner zur Frau, dessen Tüchtigkeit er erprobt hat. Der kleine Liebeshandel zwischen diesem Jens und der frischblütigen Inge und das Verlobungs-Verhältnis des „Alten" zu diesen seinen beiden Lieblingen giebt einige hübsche und heitere Szenen ab, das sonstige Personal des Buches steht ungefähr auf der Höhe des deutschen Familienlustspiels. Das Ganze ist zu obenhin angelegt und zu arm an irgendwelchem tieferen Einblick ins Leben, um mehr zu sein, als annehmbare Zerstreuungslektüre. Aber vielleicht will es mehr gar nicht bedeuten.

J. E.

Getrennte Wege. Roman in zwei Bänden von Ernst Wichert. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1900.

In diesem Roman treten gleich anfangs zwei Menschen auf, Egbert Freiherr von Stadingen und Konrad Peters, der eine der Sohn eines altadligen Gutsbesitzers in Ostpreußen, der andere der Sohn einer kümmerlich lebenden Rektorswitwe: ihre Geschicke bilden den Inhalt der zwei starken Bände. Es ist natürlich, daß die Jugendfreunde nicht ein und denselben Weg gehen; es trennt sie so viel, und allmählich kommen sie ganz auseinander. Nun geht jeder für sich: Egbert wird ein gewissenhafter Staatsbeamter, der schnell eine einflußreiche Stellung gewinnt, Konrad wird Proletarierarzt und sozialdemokratischer Schriftsteller. Hin und wieder laufen aber die getrennten Wege doch zusammen, wenn auch nur auf kurze Zeit, dann verlieren sich die einstigen Freunde wieder aus den Augen. Sieger im Kampf des Lebens bleibt Konrad, der sich von der

Digitized by Google

sozialdemokratischen Portei um ihres beschränkten Festhaltens willen an übertriebenen Forderungen getrennt und endlich, endlich Egberts Schwester Elma zum Weibe gewonnen hat. Egbert, der Mann der vierzig Millionen schweren Amerikanerin, stirbt kurz vor einem Duell, das er ausfechten wollte, am Gehirnschlag. In dem weitern Rahmen des Romans tummeln sich außerdem eine Menge von Nebenpersonen weiblichen und männlichen Geschlechts, von denen die weiblichen Büchert besser als die seines eigenen Geschlechts gelungen sind. Auch der Sozialismus spielt darin eine Rolle, es ist von einem Streik der oberschlesischen Grubenarbeiter die Rede, von Parteitagen u. s. w. Doch lassen diese Schilderungen an Lebendigkeit zu wünschen übrig, sie werden uns nicht recht gegenständlich. Die Komposition des Romans ist nicht fest genug, injolge der Episoden ist das Gefüge locker geworden. Ziemlich konventionell ist die Darstellung der berliner Gesellschaft, gelungen die des ostpreußischen Gutes Warlischken und seiner Bewohner, sowie die des Nachbarstädtchens.

Der Roman ist flott geschrieben, und man könnte mit seiner Lektüre einige Stunden der Muße behaglich ausfüllen, wenn nicht einige Längen empfindlich störten. Daß er aber mehr ist als ein Unterhaltungsbuch, daß er über dem Durchschnitt steht, wird man nicht zugeben können.

Charlottenburg. *Alfred Semerau.*

Teufelslist. Eine Geschichte aus alter Zeit. Von Rudolf Huch. Berlin, G. H. Meyer, 1900. 70 S.

Der Verfasser des etwas selbstgefälligen Büchleins „Mehr Goethe“ erzählt hier eine kleine Geschichte aus alter Zeit in dem gemütlichen, behäbigen und hier und da auch wieder etwas selbstgefälligen Chronikstil, der fürdergleichen Geschichtlein so fürtrefflich erscheinet. Er thut uns kund, wie der junge Maler Heinz Wohlgemuth, ein fahrender Geselle, der den alten Wein und die jungen Mägdlein über die Maßen liebte, sich eines Bürgermeisters holdseliges Töchterlein erringen, wie er einen unliebsamen Freier, den der gestrenge Vater dem Jungfräulein aufzwingen wollte, durch Teufelslist geschlagen, also, daß der Freier selbst den Urian spielte und sich anjo die Gunst des abergläubischen Alten verscherzte. Es fehlte nicht viel, so hätte die Historie ein böses Ende genommen, denn der Streich war dem Herrn Bürgermeister nicht gar lieblich eingegangen, und sein Zorn wütete und wetterte gewaltig drein. Doch auf den letzten Seiten wendet sich das Blättlein dennoch zu gunsten des Heinz und seiner lieblichen Gertrud. „Für diesmal hat der großgünstige Leser (sollt's denken!) genug von einer Geschichte aus so alter Zeit!“ So schreibt zum guten Schlusse der Verfasser selber, und befriedigt legt der Leser das Büchlein beiseite, das sich freundlich liest und recht artig erdacht ist. Braucht es da außerdem noch originell zu sein?!

Frankfurt a. M. *Theo Schäfer.*

Erzählungen aus Rom. Von C. B. Th. Fischer. (Kennst du das Land? Band XVIII.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 2.50 (3.—).

Ich glaube kaum, daß das vorliegende Buch einem der vier Zwecke genügen wird, die die Sammlung zu erfüllen versprochen hat: zur Vorbereitung auf eine Romreise empfiehlt sich eine ganze Reihe anderer Bücher; als Reiselektüre durch das sonnige Italien dürfte wohl selten einer diese ziemlich trübseligen Geschichten benutzen; den Heimgekehrten erinnern die Erzählungen nur insofern an Rom, als in ihnen vom collegium germanicum, vom Vatikan und Quirinal ab und zu die Rede ist, kurz, es fehlt durchaus das Charakteristische und Typische; darum wird es dem Buche auch nicht gelingen, die vielen, „deren Sehnsucht nach Italien noch keine Erfüllung fand“, zur Reise zu bestimmen.

Der Band enthält vier Novellen, die formell und inhaltlich auf ein nicht gar zu sehr verwöhntes Publikum berechnet sind. Der Stil ist recht dürr und trocken, nur selten gelingt dem Verfasser, so sehr er sich bemüht, ein Witz; die Erlebnisse in Rom, von denen Fischer uns erzählt, mögen ja wohl für ihn selbst von Wichtigkeit sein, sind aber nicht geeignet, allgemeineres Interesse zu erwecken. Am besten gelungen ist die zweite Novelle „Um nichts“, die in der Art von Richard Voß die zügellose Leidenschaft eines eifersüchtigen jungen Mannes behandelt.

Genua. *Paul Scheurlen.*

Lyrisches.

Bergauf. Gedichte von Elisabeth Gnade. Dresden und Leipzig, 1900, Carl Reißner.

Die geschätzte Romanschriftstellerin Elisabeth Gnade bewährt sich in ihrem lyrischen Bekenntnisbuche „Bergauf“ als ein tüchtiger Charakter, dessen Blick auf der häuslichen Enge lichtvoll in das große Weltgetriebe drängt. Sie lebt und webt in dem Schoße ihrer Familie. Aber ihr heller Erkenntnissinnat läßt sie nicht rasten und nicht rosten. Sie müht sich, eigene Gefühlstiefen, heimliche Regungen und Schwingungen der Seele zu belauschen. Sie wird von den heftigen Fragen der Gesellschaft, Philosophie und Religion ergriffen, und aus Zweifeln hat sie sich zu einem wahren, warmen Gottesglauben aufzuringen. Immer wieder kommt sie siegreich empor. Ihre Höhenwanderung bildet einen lose zusammenhängenden Ich-Roman. Sie veranschaulicht ihr „Bergauf“ in drei Stufen. Die erwachende Jungfrau und Braut, die junge, weltsuchende Frau und Mutter, das bitter von Krankheiten und Enttäuschungen aller Art geprüfte Weib spricht sich aus und handelt. Spricht und handelt in der freien Natur, auf dem Lande, in der Klein- und Großstadt, unter Fremden und Freunden, an der Seite ihres Mannes und ihrer Kinder. Von Station zu Station wird Elisabeth Gnade treulich von der Muse begleitet. Ihrer Muse ist Wahrheit auf die ernst sinnende Stirn geschrieben. Ihre Kunst ist wie ihr Wesen — spröde und herb, stark und klar. Keine erheuchelten Thränen, keine hohlen Fanfaren, keine prunkenden Phrasen, keine Pikanterieen. Sie sucht kaum jemals mehr aus sich zu machen, als sie ist. Sie glättet und beschönigt nicht: „Gerade in meinen Sonnenschein | Passen die derben Gestalten hinein“. In ihrer realistischen Auffassungsweise gemahnen sie an Droste-Hülshoff, an deren feines Naturverständnis sie allerdings nicht heranreicht. Manchen Zug hat sie so ohne jede Vermittlung der Wirklichkeit, der Alltäglichkeit, der Zufälligkeit entnommen, daß er das schöne Maß durchbricht. Ihre Sprache wird von dürren, trivialen, abstrakten Wendungen belastet; sie zeigt in ihrer schroffen Gedrungenheit Sehnen und Knochen, aber wenig blühendes Fleisch — die volle, anmutige Rundung wird an ihr manchmal schwer vermißt. Unmittelbar glühende Grüße bleiben aus. Fast immer wirkt die Dichterin in gehaltvoller Rückschau idyllisch, beruhigt, abgeklärt. Sie weiß restlos, was sie will. Sie läßt nichts im Dunkel. Ihre verstandesmäßige Deutlichkeit und Ausführlichkeit ermüdet zuweilen. Beispielsweise hat sie den „Straßenkampf“ zu breit erzählt. Ueberhaupt erzählt sie oft geistvoll, wo sie gemütvoll darstellen sollte. Sie ist eben ein Erzähler-Talent — keine Lyrikerin. Aber sie besitzt echten, redlich erworbenen, inneren Reichtum. Daher werden ihre kräftigen Verse viele Frauen zu fröhlicher Einkehr laden.

Berlin. *A. K. T. Tiele.*

Litteraturwissenschaftliches.

Uhlands Jugenddichtung. Von Harry Maync. Dissertation. Berlin, E. Ebering. 1899. 60 S.

Es war vorauszusehen, daß zwei so wichtige Gaben aus Uhlands handschriftlichem Nachlaß, wie die Veröffentlichung seines „Tagebuchs“ und die kritische Ausgabe seiner Gedichte, die sich so trefflich ergänzen, der Uhlandforschung eine Fülle neuer Aufgaben stellen würden. Erich Schmidt hat den Tagebuchblättern, die

Digitized by Google

er schon vor dem Druck benutzen durfte, reiches Material für seinen Aufsatz über des Dichters geplantes „Märchenbuch des Königs von Frankreich“ (Sitzungsbericht der König. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 11. November 1897) entnommen, Hermann Fischer hat eine Menge von Tagebuchnotizen zur Datierung von Gedichten und zur Geschichte ihrer Entstehung verwertet (Beil. z. Allg. Ztg 1898, Nr. 269), und Harry Mayne hat nun aufgrund der neuen Gesichtsausgabe, die sein Lehrer Erich Schmidt besorgt hat, eine sehr gute Dissertation geschrieben, in der er Uhlands Jugendedichtung auf ihre Vorbilder zurückzuführen unternimmt. Nicht bei jeder Dissertation bedauert man es so wie bei dieser, wieder die übliche Mitteilung zu finden, daß mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät nur ein Teil einer größeren Arbeit abgedruckt sei, und man bedauert es, daß der Verfasser sich auf „eine knapp orientierende Uebersicht“ beschränkt hat.

Mayne teilt die Vorbilder für Uhlands Jugendedichtung in acht Gruppen. 1. Die Antike, die auf Uhlands älteste Verse eingewirkt hat, die, bisher in keine Sammlung aufgenommen, uns jetzt erst durch die neue Ausgabe vermittelt werden. Wie eifrig sich der Dichter mit dem Altertum beschäftigte, beweist der Nachlaß, der die Uebersetzung eines Chors aus dem „König Oedipus“, eine Bearbeitung des Ariadnestoffes und den Entwurf eines Argonauten-Epos enthielt. 2. Die Schäferdichtung und Anakreontik des 18. Jahrhunderts, vor allem aber Klopstock; ferner die Dichter des Hains, hier besonders Hölty und Bürger, jedoch hat Uhland die Gedichte der bürgerschen Richtung, der er im Pubertätsalter folgte, im Pulte aufzubewahren vorgezogen. 3. Schiller und die schwäbischen Dichter, denen Matthission angereiht wird. 4. Ossian und Fouqué, von dem er sich allerdings bald frei machte. 5. Die mittelhochdeutsche Dichtung, ein Kapitel, bei dem man die Beschränkung, die sich der Verfasser auflegte, ganz besonders beklagt. 6. Die ältere Romantik. 7. Goethe. 8. Das Volkslied, dem der Verfasser auch einen viel breiteren Raum hätte widmen können.

Mit Fleiß und Umsicht hat Mayne sein Material zusammengetragen, um die Abhängigkeit uhlandscher Jugenddichtung von fremden Mustern nicht nur in seinen Kapitelüberschriften behaupten, sondern auch beweisen zu können. Die Arbeit zeigt, daß Uhland keineswegs, wie es oft heißt, als ein Fertiger vor uns tritt, sondern den verschiedensten Einflüssen unterworfen gewesen ist, bis das „reine, harmonische Glockenspiel“ seiner reifen Kunst erklang. Daß geschah in der Zeit, als Uhland das Volkslied in sich aufnahm und — das möchte ich hinzufügen — als die romantische Borwelt ihren mächtigen Einfluß auf ihn auszuüben begann. Deren Einwirkung hat Mayne in einem Satze seiner Einleitung viel zu gering angeschlagen, darüber kann ihn das „Tagebuch“ belehren. Das ist aber auch das Einzige, was ich an dieser gewandt geschriebenen Arbeit auszusetzen hätte.

Posen. *Georg Minde-Pouet.*

Gedächtnisrede auf Ludwig Uhland. Gehalten zur Feier seines Todestages am 13. November 1899 im Alldeutschen Verband in Karlsruhe von Prof. Dr. Albert Weckesser. Karlsruhe, W. Jahraus. 1900. 15 S.

Wenn sich der Alldeutsche Verband einmal vorgenommen hat, auch die Pflege der vaterländischen Dichtung unter seine Aufgaben und Ziele aufzunehmen, was dann aber nur durch wirklich tüchtige Vorträge geschehen darf, so ist es natürlich, daß er sich einen Uhland nicht entgehen lassen wird, der doch selbst den deutschen Minnesang einst mit den Versen verabschiedete:

„Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir alles Tand;
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf: fürs Vaterland!“

Dem schönen Zwecke zu Liebe, Uhlands Popularität noch zu steigern, nimmt man auch gern die Superlative in Kauf, die dieser Vortrag, wie alle derartigen Reden, aufweist, zürnt dem Verfasser auch nicht, der nun alles, was nicht patriotisch ist, verdammt, und wünscht dem Büchlein, dessen Reinertrag dem Alldeutschen Verbande zufließen soll, gern eine große Verbreitung.

Posen. *Georg Minde-Pouet.*

Alphonse Daudet, sein Leben und seine Werke. Von Benno Diederich. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1900. 427 S. M. —,— (6,—)

Der Verfasser dieser Biographie hatte schon 1898 eine kurze, knappe Schrift über Emile Zola (Leipzig, R. Voigtländer) erscheinen lassen, in der er den Eigenheiten des vielangegriffenen Romanciers im ganzen durchaus gerecht wurde. Für seine Unparteilichkeit spricht es, daß man dasselbe Lob, mit einigen Einschränkungen, auch der hier zu besprechenden umfangreicheren Arbeit zuerteilen darf. Der Verfasser hätte zwar gut gethan, sich in der Schilderung von Daudets Lebensgange einer größeren Raumersparnis zu befleißigen. Denn es hat wirklich keinen Zweck, Erlebnisse breit zu erzählen, die jeder in des Dichters Werke „Trente ans de Paris“, sowohl im französischen Urtexte, wie auch in deutscher Uebertragung anziehender lesen kann. Außerdem hat er noch die Erinnerungen Ernest Daudets an seinen bedeutenderen Bruder: „Mon frère et moi“, die Aufzeichnungen des Sohnes Léon über seinen plötzlich dahingerafften Vater und die Einleitung zu der erscheinenden Gesamtausgabe von Daudets Werken (von Henri Bérard) in seine Schilderungen verwebt. Warum hat er aber nicht manche charakteristische Züge aus Theophil Zollings „Erinnerungen an Alphonse Daudet“, die unter dem frischen Eindrucke des jähen Todes niedergeschrieben sind (Die Gegenwart, Band 53, Nr. 1 bis 3), entnommen?

Reichlich die Hälfte seiner Schrift widmet Diederich der Inhaltsangabe und Charakteristik von Daudets Werken, wobei die Novellen und Dramen vielleicht mit größerer Kürze bedacht werden konnten, ebenso wie die Romane aus der letzten Periode. Die kurzen, kritischen Abschätzungen all dieser Schöpfungen sind immer sachlich, aber auch selten in die Tiefe dringend. Das Kapitel über Daudets Kunst (S. 309 bis 349) führt uns in des Dichters strengrealistische, auf Lokalstudien, Zeichnung nach Modellen, unmittelbaren Lebenserinnerungen beruhende und dabei von dem Zauber echter Poesie verklärte Schilderungsweise sehr treffend ein. Ob aber Daudet von den neueren französischen Romanschriftstellern dem deutschen Genius am verwandtesten sei, möchten wir bezweifeln. Zwar seine Abneigung gegen die Sieger im Jahre 1870 wäre damit sicher nicht unvereinbar, indessen giebt der Verfasser doch selbst zu, daß Daudets Naturell echt französisch, insbesondere südfranzösisch gewesen sei. Die für Daudet sehr schmeichelhafte Parallele, die gelegentlich zwischen ihm und Emile Zola gezogen wird, ist aber nur dann gerecht, wenn man beide, auch Zola, vom ausschließlich künstlerischen Standpunkte beurteilt. Da aber letzterer, in der Theorie wenigstens, alles andere, nur nicht Dichter sein will, wennschon er, zum Glück für ihn selbst, den engen Bannkreis seiner Milieu-, Vererbungs- u. s. w. Theorieen überschreitend, zum Dichter wider Willen wird, so ruht der ganze Vergleich doch auf etwas schiefer Grundlage. Immerhin darf man hoffen und wünschen, daß die eingehenden Schilderungen und Analysen dieser Schrift zwar manchem in Deutschland zu einem ebenso eingehenden Studium von Daudets Werken den Anstoß geben, aber nicht, daß sie ihm dieses ersetzen möchten.

Dresden. *R. Mahrenholtz.*

Eine neue **Goethe-Ausgabe**, die alle Anwartschaft auf große Verbreitung hat, veranstaltet gegenwärtig das Bibliographische Institut in Leipzig, das schon seit längerem dabei ist, seine älteren und teilweise veralteten „Klassiker-Ausgaben“ durch neue zu ersetzen. Sie ist auf 15 Bände berechnet, von denen der erste vorliegt, und wird von Dr. Karl Heinemann und Prof.

Digitized by Google

Ernst Elster unter Mitwirkung anderer Fachgelehrten besorgt. Dem Text ist die ausgezeichnete große, für die meisten aber noch unerschwinglich teure „Sophien-Ausgabe“ zugrunde gelegt: Einleitungen, Fußnoten und litterarhistorische Anmerkungen dienen dem gründlicheren Verständnis. Der gediegenen Textleistung entspricht die für den wohlfeilen Preis — 2 Mark der Band — wirklich schöne und geschmackvolle Ausstattung: großer Druck, starkes Papier, ein solider blaugrauer Leinenband mit modern stilisiertem, goldgeränderten Ornament und eigenartig gemustertem Vorsatzpapier. Da die Bände einzeln nach und nach bezogen werden können, ist diese Ausgabe vortrefflich geeignet, sich in weiten Kreisen einzubürgern.

**

Unter dem Titel „Eine Fortsetzung von Lessings Nathan und ihr Dichter“ hat Theodor Ebner in Virchows Sammlung wissenschaftlicher Vorträge (Heft 351, Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vorm. J. F. Richter; 40 S.) eine Schrift erscheinen lassen, die sich mit dem meiningischen Hofprediger J. G. Pfranger (1745—1790) und seinem 1782 anonym erschienenen Drama „Der Mönch vom Libanon“ beschäftigt. Das Stück bildet bekanntlich eine Fortsetzung von „Nathan der Weise“, dessen Widerlegung im christlichen Sinne es bezweckte; die Titelperson ist niemand anders, als Saladins angeblich bei Askalon gefallener Bruder Assad, der Vater Rechas und des Tempelherrn. Pfranger, der als ein Seelsorger von lauterem Charakter und vorzüglicher Prediger bei seinen Zeitgenossen geschätzt war, beabsichtigte keineswegs à la Goeze gegen Lessing zu eifern, sondern „zu zeigen, daß gerade das, was Lessing als seine von jeglicher Berührung mit den positiven Religionen befreiten Ideen darzustellen suchte, der Inhalt des Christentums sei, dessen Wahrheit er Lessing nicht höher stellt, als die des Mosaismus und des Islam“. Ebner hat es anerkennenswerter Weise vermieden, seinen Gegenstand mit Ueberschätzung zu behandeln, und von dem dichterisch geringwertigen, als Zeiterscheinung interessanten Stücke eine verständliche und ausgiebige Analyse gegeben. Erwähnt hätte dabei auch der Umstand werden dürfen, daß Pfranger einige und nicht ungeschickt benützt war, den eigentümlichen Plan und Satzbau Lessings in seiner Anschlußdichtung nachzuahmen.

-ng-

Verschiedenes.

Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit. Von Hermann Peters. (Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte. Herausg. v. Georg Steinhausen.) Leipzig, Eugen Diederichs. 1900. M. 4,—.

In dem vorliegenden reich illustrierten Bande dieser belehrenden und kulturgeschichtlich besonders wertvollen Sammlung bietet der Verfasser eine Darstellung des Heilwesens sowie der Herausbildung des ärztlichen Standes und der medizinischen Wissenschaft in Deutschland, namentlich im 15. bis 18. Jahrhundert. Aber auch auf die früheren Zeiten greift der wohlbewanderte Autor zurück bis zu jener Periode, da bei unseren Vorfahren die Heilkunst fast ausschließlich von Frauen ausgeübt wurde. Eigentliche gelehrte Aerzte finden wir erst seit dem 15. Jahrhundert, von welcher Zeit an die Heilkunde allerdings in jedem Jahrhunderte große Fortschritte aufzuweisen hatte, wie die umfassenden Werke der berühmten Aerzte der Folgezeit nachweisen, die in dem Buche angeführt, zum Teil auch besprochen und eingehend gewürdigt werden. Auch in dieser Monographie ist die Darstellung eine klare, allgemein verständliche und dennoch viel Neues bietende. Beinahe noch wichtiger als der Text, jedenfalls aber zu seiner Erläuterung ebenso unentbehrlich als für die Sittengeschichte interessant, sind die zahlreichen Bilder und Illustrationen nach den besten alten Holzschnitt- und Kupferwerken. Es finden sich Porträts berühmter Aerzte, Szenen aus dem Krankenleben, von Operationen und anderen ärztlichen Vorgängen, besonders auch eine Reihe von Bildern, die uns das Badeleben im 16. und 17. Jahrhundert in seiner eigentümlichen Unverfrorenheit schildern. Illustrationen nach Jost Amman, Meldemann, Chodowiecki solche aus seltenen alten Druckwerken von Augsburg, Straßburg, Mainz, Nürnberg, Basel, Frankfurt a. M., Mailand sind reichlich in dem Buche enthalten. Wir finden Ansichten von Gastein und Karlsbad aus dem 17. Jahrhundert, Abbildungen alter Apotheken, des Pestspitals in Wien von 1679, reproduzierte Einzelblätter, wie Aderlaßkalender, fliegende Blätter als Spottschriften, alte Rezepte und Handschriften von Aerzten in Faksimilewiedergabe, kurz, ein reiches, belehrendes Illustrationsmaterial von kulturgeschichtlich hervorragender Bedeutung. Auch diese vortreffliche Monographie kann daher, insbesondere auch zur Belehrung weiterer Kreise, auf das Beste empfohlen werden.

Graz. *A. Schlosser.*

Von dem erfolgreichen und merkwürdigen Buch Jean Finots: „La Philosophie de la Longévité“, das in unserem vorigen Hefte ausführlich besprochen wurde (s. Sp. 1223 f.), ist die deutsche Ausgabe in autorisierter Uebersetzung von Alfred H. Fried bei Hermann Walther in Berlin soeben erschienen („Die Philosophie der Langlebigkeit“. gr. 8°. 300 S. 4 M.).

Ein für die Reisezeit praktisches Unternehmen giebt der Verlag von Jacobi und Zocher in Leipzig unter dem Titel „Kosmopolit“ heraus. Es sind kleine Hefte in handlichem Taschenformat, die einen kurzgefaßten Reiseführer und einen Sprachführer durch je ein Land enthalten. Den sprachlichen Teil sind durchweg die Angaben der Aussprache beigegeben. Erschienen sind bisher Ausgaben für Frankreich, Belgien und die französische Schweiz, sowie eine für Italien. Preis je 1 Mark.

Nachrichten

Eugen Joseph †. In Marburg hat sich am 17. Mai der außerordentliche Professor für deutsche Sprache und Litteratur Dr. Eugen Joseph erschossen. Er war erst im vorigen Jahre an die dortige Universität als Nachfolger Albert Köhlers berufen worden, nachdem er vorher volle dreizehn Jahre als Privatdozent in Straßburg eine bei den dortigen, in seinem Fache meist dürftigen Frequenzverhältnissen wohl wenig befriedigende Lehrthätigkeit geübt hatte. Joseph war 1854 in Stargard geboren. Sein Arbeitsgebiet war hauptsächlich die Zeit des deutschen Minnesangs. Was ihn als produzierenden Germanisten auszeichnete, war die rückhaltlose Hingabe an die besten Traditionen seiner Wissenschaft. Er war ein unbedingter, fast orthodoxer Anhänger der Lachmann-Schule und einer der eifrigsten Verfechter der höheren Kritik. Das bewies er besonders in einer ausgezeichneten Studie über das Hildebrandslied und in seinem Buche über Goethes „Heidenröslein“ (1897), das man in seinem Resultat vielleicht für verfehlt halten mag, das aber im einzelnen, so in der Art, wie aus einem überlieferten Volkslied das ursprüngliche Kunstprodukt herausgeschält wird, eine glänzende Beherrschung der strengen Methode zeigt. — Was ihn in den Tod getrieben hat, ob irgend welche Verbitterung oder ein Anfall geistiger Störung, steht dahin. Die Thatsache, daß er noch eine halbe Stunde vor der Katastrophe mit einem Universitätskollegen plauderte, ohne das geringste ahnen zu lassen, giebt zu vermuten, daß er in einem ganz plötzlichen Entschlusse gehandelt hat.

* *

Ada Christen †. Die Dichterin der einst vielbeachteten „Lieder einer Verlorenen“, Frau Christiane von Breden, geb. Freierik, starb am 19. Mai in ihrer Vaterstadt Wien, wo sie 1844 geboren worden war. Als das jüngste von sechzehn Kindern eines Porzellanfabrikaufmanns

Digitized by Google

lernte sie früh trübe Zeiten kennen, ging mit fünfzehn Jahren zur Bühne und heiratete 1864 den ungarischen Stubrichter von Nenpauer, der nach mehrjähriger Ehe in Geiselsnacht starb. Ihre 1868 unter dem Pseudonym Ada Christen erschienenen ersten Gedichte („Lieder einer Verlorenen") erregten wegen ihrer damals neuen bitteren und leidenschaftlichen Töne, die der Ausdruck einer sich unbefriedigt verzehrenden Frauenseele waren, großes Aufsehen: sie erlebten innerhalb einiger Jahre drei Auflagen (zuletzt 1873; Hamburg, Hoffmann & Campe). Von ihren späteren Gedichtbänden („Aus der Asche", 1871; „Schatten", 1873; „Aus der Tiefe", 1878) hat keines in gleichem Grade Beachtung gefunden, auch ihre Prosaarbeiten, einige Romane und das Volksstück „Wiener Leut'" (1894) drangen kaum über Wien hinaus. Seit vielen Jahren lebte sie in glücklicher Ehe mit dem Rittmeister a. D. von Breden, dem Besitzer einer großen Gärtnerei, mit deren Betrieb sie sich ebenfalls beschäftigte.

* *

Wilhelm Raabes Werke. Durch die Zeitungen geht die Nachricht, daß sich zur Feier von Raabes 70. Geburtstag eine Vereinigung von Männern zusammenthun wolle, um die Werke des Dichters, die bei verschiedenen Verlegern (Janke, Grote, Westermann) erschienen sind, „derartig frei zu machen, daß eine Gesamtausgabe aller raabischen Dichtungen ermöglicht wird". — Hoffentlich bleibt dieser ebenso wohlgemeinte, als höchst unpraktische Gedanke schon in den materiellen Schwierigkeiten seiner Vorbereitung stecken. Denn mit einer „Gesamtausgabe" seiner mehr als fünfzig Bände umfassenden Werke, deren Anschaffung auch bei sehr wohlfeilen Preisen nur verhältnismäßig wenigen möglich wäre, würde der Popularisierung des Dichters nicht im mindesten gedient.

* *

Verlags-Jubiläum. Der Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart feierte am 15. Mai sein 25jähriges Bestehen. Die Firma ist aus der ältesten Buchhandlung Stuttgarts, der 1682 von J. B. Metzler gegründeten, hervorgegangen, indem deren Mitbesitzer Adolf Bonz 1876 aus dem Geschäft austrat und mit einem Teil des alten Verlags die eigene Firma begründete. Jetziger Inhaber ist sein Sohn Alfred Bonz. Zu den belletristischen Autoren, deren Werke hauptsächlich hier erschienen sind, gehören Arthur Achleitner, Vincenz Chiavacci, Ludwig Eichrodt, Ludwig Ganghofer, Heinrich Hansjakob, Ludwig Heveſi, Stephan Milow, Johann Nestroy, Eduard Paulus, J. V. Scheffel, Karl Stieler, Hermann Billinger, Fr. Th. Vischer, Richard Voß, Karl Weitbrecht.

* *

Lichtensteinspiele. Am 26. Mai fand in Honau, einem kleinen Städtchen am Fuße des Lichtenstein, die Erstaufführung der Lichtensteinspiele statt. Rudolf Lorenz, der Verfasser des Spiels, hat sich streng an Hauffs romantische Erzählung gehalten und zumteil Dialogstellen wörtlich übernommen. Die Aufführung dauerte fast vier Stunden. Die Mitwirkenden, unter denen sich auch der Verfasser befand, rekrutierten sich aus vierzehn Ortschaften des Lichtenstein-Gaues.

* *

Allerlei. In Paris verstarb der französische Gelehrte und Dichter Eugen Manuel im Alter von 78 Jahren. Manuel, der Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts war, veröffentlichte u. a. die Gedichtsammlungen „Pages intimes", „Pendant la guerre" und „Poèmes populaires". Von seinen dramatischen Arbeiten gehören die „Ouvriers" dem ständigen Repertoire der Comédie Française an. — Der bedeutende portugiesische Dichter Teixeira Bastos verschied in Oporto im Alter von 45 Jahren. — Die diesjährige Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft fand am 1. Juni in Weimar statt. Prof. Dr. Richard M. Meyer (Berlin) hielt den Festvortrag über „Goethe als Psychologe". — Den wiener Raimund-Preis, der zwei Jahre hindurch nicht zur Verteilung gekommen war, wurde dem Schriftsteller Schrottenbach für sein Lustspiel „Die Schrödersichen" verliehen. — Das Elsässer-Theater Mülhausen setzt für Bühnenstücke (Schwänke, Lustspiele, Schauspiele, Volksstücke, Singspiele) drei Preise im Betrage von 500, 300 und 200 M. aus. Die Stücke, die bis zum 1. Oktober d. Js. eingereicht werden müssen, sollen womöglich in elsässischem Dialekt geschrieben sein. — Ein Shakspere-Standbild soll in Weimar errichtet werden.

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Achleitner, Arthur. Der Bezirkshauptmann. Hochlandsroman. 2 Tle. in 1 Bde. Berlin, Otto Janke. 206 u. 233 S. M. 5,—.

Eisenschitz, F. Ja wir! Acht Richtigkeiten für die lieben Mitjungen und Mitmädels. Eberswalde, Verlag Jung-Deutschland (S. Doch). 54 S. M. 1,—.

Federn, Karl. Nora Maria. Roman. Berlin, Gebr. Paetel. 226 S. M. 3,50 (4,50).

Gerstdorff, A. v. (Baronin v. Malsahn). Gerettet. Nov. Berlin, Otto Janke. 127 S. M. 1,—.

Hartl-Mitius. Bühnengeschichten. Dresden, E. Pierson. 224 S. M. 2,—.

Heer, J. C. Der Spruch der Fee. Nov. Illustr. Leipzig, Ernst Keils Nachf. gr. 8°. 110 S. M. 1,—.

Henschel, A. Feierabend. Geschichten. Eberswalde, Verlag Jung-Deutschland (S. Doch). 234 S. M. 2,25.

Höcker, P. O. Weiße Seele. Roman. Leipzig, Paul List. 235 S. M. 3,— (4,—).

Krauß, G. J. Der Zwinghere. Roman. Berlin, Alfred Schall. 376 S. M. 4,— 5,—).

Meyke, A. Funken unter Asche. Roman. Leipzig, Paul List. 355 S. M. 5,— (6,—).

Mosiewski, A. Das Ueberbrett. 14 Humoresken. Illustr. Leipzig, Ernst Keils Nachf. gr. 8°. 110 S. M. 1,—.

Müller, Th. Seppl und andere Humoresken. Eßlingen, J. F. Schreiber. gr. 8°. 95 S. M. 1,—.

Reis, T. Der Taugenichts und andere Humoresken. Eßlingen, J. F. Schreiber. 95 S. M. 1,—.

Schnitzler, Arthur. Leutnant Gustl. Nov. Illustr. von M. Gothelf. 4. Aufl. Berlin, S. Fischer. 80 S.

Schöne, H. Theater-Bohème. Nov. Illustr. Leipzig, Ernst Keils Nachf. gr. 8°. 110 S. M. 1,—.

Strobl, K. H. Aus Gründen und Abgründen. Skizzen aus dem Alltag und von drüben. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 175 S. M. 3,—.

Dostojewski, Fedor. Der Idiot. Roman. Erste vollst. Ausgabe. Deutsch von August Scholz. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 2 Bde. 322 und 301 S.

Gorki, Maxim. Das Ehepaar Orlow. Deutsch von August Scholz. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 210 S.

Gorki, Maxim. Ein Judividualist. Erz. Deutsch von P. Jakowlew. Leipzig, Richard Wöpke. 76 S. M. 1,—.

Lie, J. Im Märchenland. Erz. a. d. Norweg. von O. v. Harling. Stuttgart, J. Engelhorn. 158 S. M. —,50 (—,75).

Maupassant, Guy de. Aus dem pariser Leben. Kleinstädtisches aus der Bettstadt. Deutsch von M. Pannwitz. Illustr. Stuttgart, Franckhsche Verlagsh. 127 S. M. 1,— (1,80).

Strindberg, August. An offener See. Roman. Uebersetzt von M. v. Borch. 3. Aufl. Dresden, E. Pierson. 287 S. M. 3,— (4,—).

b) Lyrisches und Episches.

Brockdorff-Ahlefeldt, Gräfin Luise. Aus dem Burenkrieg. Gedichte. Riga, Jonck & Poliewsky. Lex.-8°. M. 2,—.

Bulcke, Carl. Die Töchter der Salome. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 12°. 167 S. Geb. M. 3,—.

Graf, Franz. Das Weib, die Liebe und dergleichen. Klänge aus der Liederleier des alten Gottlieb Biedermeier. Illustr. Dresden, E. Pierson. 83 S. M. 1,50.

Digitized by Google

Lingg, Hermann. Schlußrhythmen und neueste Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 271 S. Geb. M. 4,—.

Riegel, Agnes. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., G. m. b. H. 128 S. Geb. M. 3,—.

Steingaß, D. Waldesrauschen. Stuttgart, Jos. Roth. 12°. 50 S. M. 1,—.

Weiß, Albert. Herbstfäden von nah und fern. Dichtungen und Nachdichtungen. 2. Aufl. Dresden, E. Pierson. 81 S. M. 1,—.

c) Dramatisches.

Eger, P. F. Mnesis. Ein Märchenspiel. Berlin, G. H. Meyer. 51 S.

Haas, F. Die Prüfung der Herzogin. Schauspiel. Wien, Karl Konegen. 55 S. M. 1,—.

Holm, Korfiz. Die Königin. Dramatisches Gedicht. München, Albert Langen. gr. 8°. 101 S. M. 2,— (3,—).

Koch, M. Ein Totentanz. Drama. Freiburg i. Br., G. Raagozh. 180 S. M. 2,—.

Schmidt, Lothar. Der Leibalte. Komödie. Berlin, W. Spemann. gr. 8°. 137 S. M. 2,—.

Schwarz, K. J. Der Weg zur Ehe. Theaterstück. Eberswalde, Verlag Jung-Deutschland (S. Dyck). 80 S. M. 2,—.

Sokal, E. Dolorosa. Drama. Hannover, Gebr. Jänecke. 79 S. M. 1,50.

Thoma, Ludwig. Die Medaille. Komödie. München, Albert Langen. 102 S. M. 1,50 (2,50).

Galdós, Benito Pérez. Electra. Schauspiel in 5 Akten. A. d. Span. von Rudolf Beer. Wien, Wiener Verlag (V. Rosner). 230 S. M. 3,—.

Strindberg, August. Gustav Adolf. Schauspiel. Dresden, E. Pierson. 336 S. M. 3,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bölsche, Wilhelm. Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 348 S. M. 5,— (6,—).

Bulthaupt, Heinrich. Dramaturgie des Schauspiels. IV. Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. gr. 8°. 619 S. M. 6,— (7,—).

Lücking, G. Schiller als Herausgeber der Memoirensammlung. I. Progr. Berlin, R. Gaertner. 4°. 37 S. M. 1,—.

Mangold, W. Einige Gedichte Friedrichs des Großen in ursprüngl. Fassung zum ersten Male herausg. Progr. Berlin, R. Gaertner. 4°. 31 S. M. 1,—.

Mauke, M. Das neue Lied. Zur Aesthetik der modernen musikalischen Lyrik. Minden i. W., J. C. C. Bruns. gr. 8°. 44 S. M. —,80.

Möller, A. Künstler und Publikum. Eine litterarische Studie für Laien. Eberswalde, Verlag Jung-Deutschland (S. Dyck). gr. 8°. 75 S. M. 1,—.

Schmidt, Erich. Charakteristiken. Zweite Reihe. Berlin, Weidmannsche Buchh. gr. 8°. 326 S. M. 6,—.

Wartenegg, W. v. Grundzüge der Kunstlehre an Franz Grillparzer. Fragmente aus Tagebuchblättern. Wien, Karl Konegen. gr. 8°. 63 S. M. 1,50.

e) Verschiedenes.

Bernau, A. Hunger und Liebe in der Frauenfrage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. gr. 8°. 32 S. M. —,60.

Bibliothek der Gesamtliteratur. Passarge, L. Marienburg. Schauspiel. Nach Ph. J. v. Reinlens. M. —,25. — Sienkiewicz, H. Ohne Dogma. Roman. Uebers. von R. Bonnin. M. 1,25. — Greinz, Rud. Der Göllherr. Gesch. a. d. tiroler Bergen. M. —,50. — Wolff, P. A. Preciosa. Schauspiel. M. —,25. — Gotthelf, Jeremias. Geld und Geist oder Die Verköthmung. Erz. M. 1,25. Halle, Otto Hendel.

Erdmann, B. Die Physiologie des Kindes und die Schule. Bonn, Friedrich Cohen. 52 S. M. 1,—.

Günther, F. Der Harz, Land und Leute. Monographieen zur Erdkunde. IX.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 128 S. mit 115 Abb. u. 1 farb. Karte. Kart. M. 3,—.

Henningen, J. Reuse Quellen. Aus neueren deutschen Dichtern. Für die deutsche Jugend herausgegeben. Berlin, Schuster & Loeffler. 178 S. Kart. M. 2,—.

Horneffer, Ernst. Zu Nietzsches Gedächtnis. Göttingen, Franz Wunder. 47 S. M. 1,—.

Jahrbuch für literarische Zwischenstufen. Herausgeg. von Dr. med. M. Hirschfeld. 3. Jahrgang. Leipzig, Max Spohr. gr. 8°. 616 S.

Kerp, H. Am Rhein. Die Rheinlande von Frankfurt bis Düsseldorf. (Land und Leute. Monographieen zur Erdkunde. X.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. gr. 8°. 183 S. mit 182 Abb. u. 1 farb. Karte. Kart. M. 4,—.

Kosmopolit. Reise- und Sprachführer. Serie 1: Der Deutsche in Frankreich. 85 S. — Serie 2: Der Deutsche in Belgien. 71 S. — Serie 3: Der Deutsche in der französischen Schweiz. 69 S. Leipzig, Jacobi & Zocher. Je M. 1,—.

Meyer, Heinrich. Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre und Sprachproben. Göttingen, Franz Wunder. 105 S. M. 2,—.

Muther, Richard. Studien und Kritiken. Band I. Wien, Wiener Verlag (E. Rosner). gr. 8°. 417 S. M. 8,—.

Schwann, Matthieu. Liebe. Leipzig, Eugen Diederichs. 299 S. M. 5,— (6,—).

Zeitlexikon. April 1901. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Lex.-8°. 111 S. M. 1,—.

Ausland.

(Die mit * bezeichneten Bücher gingen uns zu.)

Englisch.

Gervais, F. R. Shakspere not Bacon. Arguments from Shaksperes copy of Florio's Montaigne in British Museum. London, Unicorn Press. 4°. 7 sh. 6 d.

Mathew, E. J. A history of English literature. London, Macmillan & Co. 4 sh. 6 d.

Stillman, W. J. Autobiography of a journalist. 2 vols. London, G. Richards. 24 sh.

Französisch.

Avenel, L. La Presse française au vingtième siecle, Paris, E. Flammarion. 6 fr.

Bazucand, L. Le roman nuptial. Paris, A. Lemerre. 18°. 3 fr. 50 c.

*Beaunier, André. Notes sur la Russie. Paris, Tricon. 304 p. 3 fr. 50 c.

Ginisty, P. La marquise de Sade. Paris, E. Fasquelle. 18°. 3 fr. 50 c.

Maeterlinck, M. La vie des abeilles. Paris, E. Fasquelle. 18°. 3 fr. 50 c.

Italienisch.

*Capuana, Luigi. Il marchese di Roccaverdina. Romanzo. Milano, Fratelli Treves. 387 p. L. 4,—.

D'Ovidio, G. Studii sulla Divina Commedia. Palermo. R. Sandron. 16°. 5 l.

*Panzini, Alfredo. Piccole storie del mondo grande. Milano, Fratelli Treves. 344 p. L. 3,50.

*Zena, Remigio. L'apostolo. Romanzo. Milano, Fratelli Treves. 342 p. L. 3,50.

Zoccoli, E. G. Federico Nietzsche. Turin, Frat. Bocca. 16°. 4 l.

Antworten.

Herrn **H. M.** in Oschersleben. Von Anthologieen in russischer Sprache sind zu empfehlen: M. W. Gerbel „Russische Dichter"; enthält außer Lyrik auch zahlreiche dramatische und epische Bruchstücke und kurzgefaßte Biographieen der Dichter; ferner Bonisch-Brujewitsch „Russische Poesie"; bringt ausschließlich Lyrik von Puschkin bis auf unsere Tage. In deutscher Sprache ist die beste russische Anthologie „Der russische Parnaß" von Friedr. Fiedler Leipzig, Heinr. Minden); gut ist auch die in der heidelschen Bibliothek erschienene Sammlung „Aus russischen Dichtern" von W. Tschernow. Eine hübsche Anthologie liefe sich auch durch Vereinigung der vortrefflichen, in Reclams Univers.-Bibl. erschienenen kleberschen Uebersetzungen russischer Lyriker zusammenstellen (Puschkin, Lermontow, Kolzow, A. Tolstoi, Nikitin, Jofanow). — Auf Ihre zweite Frage haben wir Ihnen noch brieflich Bescheid.

Für die Mitarbeiter. Wir schließen die Redaktion für Heft 20 am 29. Juni, für Heft 21 am 19. Juli, für Heft 22 am 3. August, für Heft 23 am 17. August, für Heft 24 am 31. August.

Verantwortlich für den Text: J. C. Karl Quengel in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Bülow in Berlin.
Gedruckt bei Ambergs & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Digitized by Google

Erstes Juli-Heft.

III. Jahr. No. 19. Juli 1901.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Schweizerisches Heft

W. Bolza . . . Die deutsche Schweiz

J. C. Heer . . . Mein erster Roman

Eduard Platzhoff . . . . Die Westschweiz

Louis P. Betz . Zur Litteraturvergleichung

Fritz Marti . . . . Der Aehrenleser

Echo der Zeitungen ◦ Echo der Zeitschriften

Echo des Auslandes

Westschweizerischer Brief (Eduard Platzhoff) — Italienischer Brief (Reinhold Schoener) — Russischer Brief (Arthur Luther) — Schwedischer Brief (Valfyr)

Echo der Bühnen

Wien

Max Osborn

Böcklin-Litteratur

Kurze Anzeigen

von Richard Weltbrecht, Albert Geiger, Max von Waldberg, Oskar F. Walzel, Carl Busse, Rudolf Louis

Notizen — Nachrichten — Der Büchermarkt

Hierzu die Porträts von Jakob Bächtold, J. V. Widmann, J. C. Heer, Fritz Marti, Louis Duchosal, Henri Warnéry, Philippe Godet, Isabelle Kaiser, sowie eine Abbildung.

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger

Berlin

Verlag: E. Fontane & Co.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Werke von Ernst Zahn!

Menschen

Neue Erzählungen

Geheftet M. 3.—,
elegant gebunden M. 4.— von **Ernst Zahn.**

„So prachtvoll und lebenswahr die Charaktere sind, die der Dichter geschaffen, so physiologisch fein und folgerichtig deren Entwicklung und diejenige der Handlung ist, so hervorragend in seine Kunst der Charakterisierung. Zahns neues Buch ist ein in jeder Richtung erfreuliches, künstlerisch hervorragendes, ja meisterliches Werk." (Neue Züricher Zeitung.)

Erni Behaim

Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert

Elegant gebunden M. 5.— von **Ernst Zahn.**

„Wir sind überzeugt, daß das Publikum diese neue Gabe unseres Landsmannes Ernst Zahn mit gleicher Sympathie aufnimmt wie die früheren, und wünschen dem ‚Erni Behaim' gute Reise in die Weltweit." (Luzerner Tagblatt.)

Herrgottsfäden

Roman

Geheftet M. 3.—,
elegant gebunden M. 4.— von **Ernst Zahn.**

Einen Roman von unwüchsiger Kraft bietet Ernst Zahn, der fernige Schweizer Dichter, mit diesem seinem neuesten Werke. Mit sicherer Hand zeichnet der Dichter die Charaktere der fesselnden Erzählung und bekundet sich als einen Meister der Naturschilderung. In leuchtenden Farben malt er die Herrlichkeit der Alpenwelt und entwirft zugleich prächtige Bilder von dem Leben, den Anschauungen und Sitten der Hochgebirgsbewohner.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Abschriften mit der Schreibmaschine

von **Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen**

auch nach Diktat

Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret.

Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine

Berlin W., Lützow-Ufer 2.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stutt

Conrad Ferdinand Meyer

Sein Leben und seine Werke

Von

Adolf Frey

Preis geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Ein Kenner der alten und neuen schweizerischen Litteratur, ein ferner selbst dichterisch empfindend, hat hier das nicht eben leicht zu entwerfende Conrad Ferdinand Meyers, die Freuden und Leiden des zartbesaiteten langsame Erwachen und glänzende Aufsteigen des dichterischen Genius, anmutig und ergreifend dargestellt. Dem Landsmann und Freunde standen auch die intimsten, zu Gebot.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Grübel & Sommerlatte, Leipzig.

Arthur Gutheil

Nur ein Spiel. Novelle. 2. Ausgabe. Preis geh. M. 2.—, eleg. geb. M.

Die Kritik hat sich durchweg anerkennend über diese in Marienbad spielende Erzählung ausgesprochen.

Angelos Bild. Roman. Preis geh. M. 3.— eleg. geb. M. 4.—

Von Einst und Jetzt. Verse. Preis eleg. geb. M.

Soeben erschien:

Der Flurschütz

Roman von

Alfred Bock.

Geh. M. 1,—; geb. M. 2,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verl
F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 7.

Soeben erschien:

C. Viebig

Die Rosenkranzjungfer

Geh. M. 3,—; geb. M. 4,50.

Früher erschienene Schriften von

C. Viebig:

Kinder der Eifel. Novellen. Geh. M. 3,50; geb. M. 5,—.

Rheinlandstöchter. Roman. Geh. M. 6,—; geb. M. 7,50.

Dilettanten des Lebens. Roman. Geh. M. 3,50; geb. M. 5,—.

Vor Tau und Tag. Novellen. Geh. M. 3,—; geb. M. 4.—.

Barbara Holzer. Schauspiel in 3 Akten. Geh. M. 1,50.

Es lebe die Kunst. Roman. Geh. M. 6,—; geb. M. 7,50.

Das tägliche Brot. Roman in 2 Bänden. Geh. M. 8,—; geb. M. 10,—.

Das Weiberdorf. Roman. Geh. M. 3,50; geb. M. 5,—.

Pharisäer. Komödie in 3 Akten. Geh. M. 1,50.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Diesem Hefte liegen Prospekte bei von Otto Elsner, Berlin, Hermann Gesenius, Halle und J. Huber, Frauenfeld, auf die wir besonders hinweisen.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Dritter Jahrgang
Heft 19
Juli 1901

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.

Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag

Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen.

XIII.

Die deutsche Schweiz.

Von W. Holza (Zürich).

(Nachdruck verboten.)

Die Bundesverfassung einigt, die Sprache trennt die Schweiz. Es giebt wohl eine schweizerische Nation im Sinne politischer Zusammengehörigkeit, nicht aber im Sinne einheitlichen Volkstums. Verschiedener Völker Sprossen sind es, die ein und demselben Banner zugeschworen, auf dem das weiße Kreuz in rotem Felde leuchtet. Allein indem Deutsche, Franzosen, Italiener und ein Häuflein Romanen sich zusammenthaten, konnten sie darum nicht ihre Herkunft ändern. Sie blieben Kinder ihrer Mutterstämme, deren Kulturen sie nach wie vor teilen, zu deren Sprachgebieten ihre Landschaften als Parzellen gehören. Dieser Thatsache verschließt sich kein einsichtiger Schweizer; daß aber daraus politische Folgerungen von deutschen und wälschen Nationalisten gezogen werden, und zwar in nichts weniger als delikater Weise, dagegen verwahrt man sich des Entschiedensten in der Schweiz. Mit bewußter Absichtlichkeit hat Jakob Bächtold das Werk, das das Gedächtnis seines Namens frisch erhalten wird, als „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz" bezeichnet. In diesem Titel ist ein Bekenntnis enthalten, das in der Einleitung des Buches des nähern dargelegt wird. „Politisch," so heißt es dort, „hat sich die Schweiz seit Jahrhunderten vom großen Reichskörper abgelöst; sprachlich und litterarisch dagegen ist sie in ihrem deutschen Teile eine alte gute Provinz Deutschlands geblieben. Von einer Nationallitteratur der Schweiz wurde zwar auch schon gesprochen. Indes tönt das Wort patriotischer als wahr." Und weiter: „Wie jedes der drei schweizerischen Sprachgebiete kulturgeschichtlich vom Mutterlande abhängig ist, so stellt auch die deutschschweizerische Litteratur lediglich einen Teil der deutschen Nationallitteratur in ihrer oft mehr, oft weniger eigenartig schweizerischen Ausprägung dar. Das moderne schweizerische Nationalbewußtsein, das während des Mittelalters gar nicht vorhanden war, sucht heute seinen Schwerpunkt vorwiegend in der geschichtlich gegebenen politischen Gemeinschaft; die Kulturströmungen des Landes drängen naturgemäß auseinander, sie führen die drei Völkerbestandteile immer wieder an die drei Mutterquellen zurück, und so holt sich auch der Deutschschweizer die Schätze seiner Bildung nach wie vor aus den tiefen Schachten des deutschen Geistes. Wir wurzeln mit all unserm Dasein fest in deutscher Art und wollen, unserer Eigentümlichkeit unbeschadet, dessen immer mehr eingedenk sein. Einen nationalen Charakter kann demnach unsere Litteratur im allgemeinen nicht tragen. Dagegen weist eine Reihe von litterarischen Erzeugnissen eine bestimmte schweizerische Eigenart auf: man denke an unsere alten historischen Volkslieder, unsere Chroniken, an einen Teil der Dichtung des achtzehnten und besonders des neunzehnten Jahrhunderts. Scharf ausgeprägte Erscheinungen wie Haller, Gotthelf, Keller konnten gewiß nur aus unseren schweizerischen Verhältnissen hervorgehen." Diese Ausführungen des der deutschen Litteraturgeschichtsschreibung zu früh entrissenen Gelehrten enthalten, indem sie das Verhältnis der deutsch-schweizerischen zur deutschen Litteratur bestimmen, die Rechtfertigung dafür, daß den Litteraturbildern aus deutschen Einzelgauen auch ein solches aus der Schweiz eingefügt wird, wie dies schon hinsichtlich der deutsch-österreichischen Provinzen geschah.

Die litterarische Produktion der deutschen Schweiz durch die Jahrhunderte hindurch ist im Vergleiche zu derjenigen anderer deutscher Landschaften weder eine spärlichere noch geringwertigere. Das neunzehnte Jahrhundert insonderheit war kein unfruchtbares. Bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts hat Bächtold den schweizerischen Anteil an der deutschen Litteratur festgestellt und ausgeführt, was W. Wackernagel in seiner Schrift „Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Litteratur" (1833) angedeutet hatte. „Die blitzenden,

Digitized by Google

blanken Schweizerregimenter", von denen Friedrich Theodor Vischer — wohl nicht nur dem schönen Bilde allein zuliebe — in einer Betrachtung über J. K. Mörikofers „Schweizerische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts" zu sprechen wußte, sind keine leeren Metaphern. Was den spezifisch schweizerischen Charakter — und dieser ist wieder sehr differenziert — anlangt, der in den litterarischen Erzeugnissen zum Vorschein kommt, so sind dessen hervorstechendste Eigenschaften ein ausgeprägter Sinn für die Welt der Wirklichkeit, verbunden mit einer scharfen und nüchternen Beobachtung, die Richtung zum Volkstümlichen, zum Zusammenhang mit dem Leben, dabei auch eine gewisse Hausbackenheit und Schwerfälligkeit, die nicht leicht vom Schwunge der Phantasie emporgetragen wird. Daneben beherrscht der moralische, erzieherische oder patriotische Zweckgedanke die poetische Produktion vorwiegend; erst im neunzehnten Jahrhundert tritt der rein künstlerische Gesichtspunkt stärker hervor.

Von Gottfried Keller stammt das Wort, die Schweiz sei ein Holzboden für Poeten. Dieser in einer Zeit der Bedrängnis und Bitterkeit gefallenen Behauptung kommt indes nur eine ganz beschränkte Richtigkeit zu, und man thäte Unrecht daran, sich die Schweiz als ein kleines Böotien vorzustellen. Unsere engen und kleinen, bisweilen kleinlichen Verhältnisse bekommen eben auch die Poeten zu spüren. Ein Mittelpunkt für unser litterarisches Leben fehlt. Durch das Aufblühen des Zeitungswesens wurde zwar ein neuer Beruf gezeitigt, aber kein Stand der Litteraten; unsere Dichter dichten zumeist nur „im Nebenamt" und verdienen ihren Unterhalt durch unpoetische Arbeit; eigentliche litterarische Vereinigungen fehlen, es fehlt auch an einer Zeitschrift, die zur Vermittlerin würde zwischen Schaffenden und Publikum. Aber auch wenn wir alle diese schönen Dinge hätten, unsere kleine Welt böte auf die Dauer nicht den rechten Nährboden, und es läge die Gefahr nahe, daß eine Sorte Provinzlitteratur aufschießen würde, vor der uns Apoll und alle neun Musen in Gnaden bewahren mögen. Die Versuche, die in der deutschen Schweiz bisher mit Zeitschriften litterarischen (nicht belletristischen) Charakters gemacht wurden, brachten keine Erfolge. Am längsten hielt sich noch die eine Zeit lang dreisprachig geführte, von Professor Ferdinand Vetter (Bern) herausgegebene „Schweizerische Rundschau", deren Eingehen um so mehr zu bedauern ist, als kaum Aussicht vorhanden scheint, daß ihr eine würdige Nachfolgerin erstehe.

Unter den jetzt lebenden Schriftstellern der deutschen Schweiz — und nur die Lebenden haben Recht in diesen Zeilen — sind Joseph Viktor Widmann (geb. 1842) und Carl Spitteler (geb. 1845) wenn auch nicht dem großen Publikum, so doch der litterarischen Welt Deutschlands seit Jahren schon bekannt. Außerhalb der schweizerischen Grenzpfähle wird man Widmann nur nach seiner poetischen Eigenproduktion würdigen; wir benutzen deshalb die Gelegenheit, auch auf die publizistische

Jakob Bächtold.

Thätigkeit des Schriftstellers hinzuweisen, die er als Leiter des Feuilletons und des „Sonntagsblattes" der Tageszeitung „Der Bund" seit über zwei Jahrzehnten ausübt, ein Bildner des litterarisch-ästhetischen Geschmackes in seiner Heimat, dessen Urteil hochgestellt wird, ein allzeit bereiter Kämpfer für die Anerkennung künstlerischen Schaffens, ein Verehrer der Freiheit des Gedankens in jeder Form. Daß trotz seiner aufreibenden Arbeit — und Widmann hat ein Stück litterarischer Kulturarbeit geleistet — die Musen den Mann nicht flohen, läßt auf eine besondere Elastizität und Beweglichkeit des Geistes schließen. Als Zweiundzwanzigjähriger veröffentlichte Widmann seinen litterarischen Erstling, ein librettoartig zugestutztes, dramatisiertes Märchen „Der geraubte Schleier" (nach Musäus), dem einige Dramen folgten: „Iphigenie in Delphi" (1865), „Arnold von Brescia" (1866), „Orgetorix" (1867). Es waren Opfer auf den Altar der tragischen Muse, die aber nicht erhört wurden. Auch die 1880 erschienene „Königin des Ostens", ein Zenobia-Schauspiel, gelangte aus dem Buche nicht auf die Bühne, dagegen kam das gleichfalls im Jahre 1880 verlegte, später umgearbeitete und den „Modernen Antiken" (1891) einverleibte Drama „Oenone", das das Geschick der ersten Gattin des Paris behandelt, am meininger Hoftheater zur Aufführung. „Oenone" ist in der That das wirksamste der widmannschen Dramen, denen allen das spezifisch dramatische Blut, die Macht und Tiefe der Leidenschaft fehlt. Widmann hat keine Veranlagung zum Tragiker. Das Pathos steht ihm nicht an, und die große Gebärde gehorcht ihm nicht. Seine liebenswürdig-schalkhafte Art stimmt eher zu einer pointierten, dramatischen Plauderei wie „Der greise Paris" oder zu einem graziösen, aus geistvoller Laune geborenen Reimspiele wie „Lysanders Mädchen", denen beiden das Licht der Bühne hold war. Ein gewisses Aufsehen erregte seiner Aktualität wegen — es fiel in die Zeit, wo der Kampf um Nietzsche in höchsten Wogen ging — das fünfaktige Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse", das auf mehreren Bühnen (Berlin, Frankfurt u. a.) in Szene ging. Das geschickt gearbeitete Stück, dessen wirkliche Handlung nach dem Muster von Grillparzers „Der Traum ein Leben" eine Traumhandlung umschließt, ist mehr eine szenische Warnung vor dem moralosen Uebermenschentum, als eine durch das Medium des Dramas vollzogene Auseinandersetzung mit dem nietzschischen Problem.

Widmann beschäftigt sich übrigens — bei einem, der eine Zeit lang der Gottesgelahrtheit sich befliss, um so weniger verwunderlich — mit ethischen und philosophisch-religiösen Fragen nicht ungern. Ziemlich im Anfang seiner Poetenlaufbahn zeigte er sich schon als philosophischer Dichter in dem zwanzig Gesänge umfassenden Epos „Buddha" (1869). Diese Dichtung, in wohlklingenden Stanzen auferbaut, als deren an Ariost geschulter Meister sich Widmann auch noch fernerhin erwiesen hat,

Digitized by Google

J. V. Widmann

zeigt in farbengesättigter Bilderfolge die durch des Lebens Leid vollzogene Wandlung und Läuterung des Königssohnes Siddharta zu Buddha, dem menschheitsliebenden und lebensbejahenden Verkünder einer kosmischen Humanität. In den Kreis der Gedanken dieses Buddha-Epos lenkt Widmann zurück mit seiner äußerlich in dramatische Form gekleideten „Maikäferkomödie“ (1897), einer philosophisch-allegorischen Dichtung vom Werden und Vergehen, von der närrischen Komödie „Leben, um zu sterben“, bei der man ewig fragt nach Grund und Zweck. Mit sehr feiner Charakterisierung in den Gestalten ist die Allegorie durchgeführt, die in poetischen Gedanken blüht, durch die bald Schmetterlinge des Humors gaukeln, bald verdunkelnde elegische Schatten huschen. In milder, versöhnender Ironie aber löst der Dichter die Komödie. Lebensbejahung trotz allem, nicht Lebensverneinung ist der Ausklang der Dichtung. Aus den Worten des sterbenden Maikäferkönigs tönt er uns entgegen:

„Blüht, künftige Geschlechter, blüht wie wir,
Und tragt wie wir die Doppelfrucht des Lebens,
Die süße Lust und all' das bittre Leid!“

Wir wüßten in der neueren deutschen Litteratur keine Gedankendichtung, die diesem Liede vom bittersüßen Leben an die Seite zu setzen wäre.

Zwischen das Buddha-Epos und die „Maikäferkomödie“ fallen die Stanzendichtungen „Kalospinthechromotrene“ oder der „Wunderbrunnen von Is“, ein mit zeitsatirischen Anspielungen gespicktes Stück, das als ein „Ritt ins alte romantische Land mit manchen Rösselsprüngen in die modernste Gegenwart“ bezeichnet ist (1871), ferner das himmlisch-irdische Idyll in zwölf Gesängen „Mose und Zipora“, die idyllische Periode eines Heldenlebens, das Hexameteridyll „An den Menschen ein Wohlgefallen“, eine Liebesgeschichte aus einem Pfarrhause (1877), dann sieben Bände Novellen und treffliche Wanderstudien (Schweiz und Italien; 1881 bis 1897), dazu die Versnovellen „Jung und Alt“ (1894), die Jugendepisode „Bin der Schwärmer“ (1897) und neben „Jenseits von Gut und Böse“ die dramatische Gabe „Moderne Antiken“ (1901). Führwahr keine spärliche Ernte inmitten der Berufsarbeit dreier Jahrzehnte, in denen die Mußestunden freien Schaffens nicht allzu zahlreich bemessen waren. Von Widmanns novellistischen Arbeiten, die zum Teil für die Bedürfnisse des Feuilletons geschrieben wurden, scheinen uns die „Gemütlichen Geschichten“ (1890) den Vorzug zu verdienen. Es sind zwei Erzählungen aus einer schweizerischen Kleinstadt, behaglich vorgetragen, voll Intimität des Erlebten, von humoristischen Lichtern durchblitzt, und durchsonnt von gemütvoller Erinnerung an Heimat und Jugendzeit, die für Widmann auch sonst Quellen der Dichtung sind. Manche Partieen aus diesen „Gemütlichen Geschichten“ gemahnen an Gottfried Kellers Kunst, mit dem Widmann die Liebe zum Idyll teilt. Als ein der dunkeln Seiten des Lebens nicht unkundiger, aber die hellen liebender Poet wäre Widmann zu charakterisieren. Er lacht lieber über die menschlichen Thorheiten, als daß er in Zorn darüber entbrennt. Seinem Humor ist eine Dosis Satire beigemischt, sein beweglicher und geschmeidiger Geist liebt die ihm adäquate Form der leichten und gefälligen Linien.

Eine abs onderliche Erscheinung ist Carl Spitteler, dem in diesen Blättern schon ein eigener Essai gewidmet wurde (I, Heft 6). Er ist eine sehr komplizierte Persönlichkeit mit einer äußerst subjektiven Denkungsart; diese spiegelt sich in seinen Dichtungen, und es ist nicht die Schuld der Leser allein, wenn Spitteler, der Dichter, ihnen ein Fremder bleibt. Zwar seine Charakterstitze „Friedli der Kolderi“ (1891), sein „Gustav“ (1891), den man einen Bruder des eichendorffschen Taugenichts genannt hat, die markige Novelle „Konrad der Leutnant“ (1898) sind in keiner unverständlichen Kunstsprache abgefaßt, aber seine „Extramundana“ (1883), seine „Schmetterlinge“ (1889), seine „Litterarischen Gleichnisse“ (1892), seine „Balladen“ (1898) bringen schon zum Teil Rätsel, und seine beiden Epen „Prometheus und Epimetheus“ (1880/81) und „Olympischer Frühling“ (1900) sind zwei mächtigen, kunstvoll behauenen Blöcken vergleichbar, bedeckt mit Hieroglyphen, die wir im einzelnen ihrer Schönheit wegen wohl bestaunen, deren Deutung uns aber verwehrt ist. Gottfried Keller las Spittelers „Prometheus und Epimetheus“, das als ein Gleichnis bezeichnet ist, zweimal, ohne hinter die Geheimnisse der Dichtung zu kommen, deren „tiefe Poesie“ er nur empfand, und er schreibt von dem „apokalyptischen und etwas sophistischen Charakter des Werkes oder seiner Tendenz, wo jede Interpretation durch eine andere verjagt oder paralysiert wird“. In Spittelers Prometheusdichtung, die im erhabenen Tone des alten Testaments gehalten ist, wird nicht etwa das Hohelied vom Uebermenschen angestimmt, nein, nur das Schicksal feingearteter Freinaturen in diesem Leben voll Niedrigkeit im epischen Gleichnis geschildert. Sie ist aus einem ethischen Mißbehagen geboren, das, auf ein spezielles Gebiet übertragen, in den „Litterarischen Gleichnissen“ zum Ausdruck kommt. Hier wie dort Proteste der Persönlichkeit. Spitteler fühlt sich als ein Eigener, als ein besonders Gearteter, als eine Königsnatur; den Großen und

Digitized by Google

Einsamen fühlt er sich verwandt. Auch in seinen „Balladen", welcher Titel übrigens verschiedene Arten von Gedichten decken muß, kommt dieser Grundzug der spittelerschen Persönlichkeit zum Vorschein. Die „Balladen", in denen sich Gedichte von reichem Kolorit bei einer bewunderungswürdigen Gedrungenheit und konzisen Schärfe finden, enthalten wie die „Schmetterlinge" auch Stimmbilder, enthalten Mythologisches und Kosmisches, das schon in den „Extramundana" berührt ist. Zum Mythologischen und Kosmischen kehrt Spitteler auch in seinem „Olympischen Frühling" zurück. Das Weltganze, der Kosmos, wird ihm Problem, und Philosophie mit Poesie verbindend, gelangt er zu deren altersgrauer Synthese, der Mythologie, in der der metaphysische Drang der Erdgeborenen nach Gestaltung ringt. Aber nicht einer überlieferten Mythologie und mythologischen Handlung bedient sich Spitteler. Er beansprucht für sich das Recht einer individuellen Mythologie. So verringert er die Möglichkeit, verstanden zu werden, indem er die Erkenntnis des tieferen Sinnes seiner Schöpfung erschwert. Allerdings die äußere, sinnfällige Schilderung, das Bild der Handlung, des Vorganges ist ja vorhanden und erkennlich und mag als Kunstwerk an sich bestehen. Fragen wir also nicht nach der Idee des „Olympischen Frühling", sondern nach der Handlung. Was von dem Epos bis jetzt in unseren Händen ist, die „Auffahrt" (vgl. LE II, Sp. 1416 ff.), ist nur die Ouverture, die Einleitung zu dem größeren Ganzen. Der Dichter schildert die Wanderung der Götter aus der Unterwelt in den Olymp. Das ist alles. Die Mannigfaltigkeit der Landschaft, durch die die Reise geht, die Zufälle und Erlebnisse der Reise selbst werden in Bildern voll leuchtender Intensität der Farben und mit der eindringlichen Plastik, wie sie einem Dante zu Gebote steht, veranschaulicht. Wir sehen das topographische Relief der Gegend gewissermaßen und erblicken die wandernden Götter darin. Anschauungsbild ist an Anschauungsbild gereiht. Objektiv ist alles, jede subjektive Stimmung unterdrückt. Ein reiner Epiker, ein Nur-Epiker schildert die Fülle der Bilder, die ihm zufloß, mit Bildnerkraft und zwingt sie in die Versform des Alexandriners.

Spitteler hat weit mehr geschrieben als er veröffentlicht hat. Er schuf, unbekümmert um eine Leserwelt, wie ihn der Gott zu schaffen trieb. Es giebt kein Ausruhen für ihn, wie er in den „Litterarischen Gleichnissen" (Zwischen Ilias und Odyssee), diesen höchst persönlichen Aeußerungen eines Produktiven, uns zu wissen thut. Von seinen Prosaarbeiten ist „Konrad der Leutnant" die größte und auch bedeutendste. Eine „Handlung" nennt der Dichter die Erzählung. In der That, sie ist ein verkapptes Drama, der Extrakt eines Dramas in einer Novelle. Im Umschwung eines einzigen Tages ist ein ganzes Menschenschicksal gefangen. Keine Sentimentalität mischt sich in die herbe Größe dieser Geschichte, aus der uns zuletzt tragische Schauer anwehen. Dieser Leutnant aus Bauernstamm, der dahinschreitet, sein Geschick zu erfüllen, ist wie aus Erz gegossen. Aber zum Gusse bedurfte es prometheischen Feuers.

In der Essaisammlung „Lachende Wahrheiten" enthüllt sich Spittelers reifer und vornehmer Geist, der am Außergewöhnlichen und Paradoxen seine Freude hat, am meisten. „Odi profanum vulgus et arceo" wäre ein passender Wahlspruch für ihn. Oft scheint es, er kämpfe gegen eine Ansicht nur deshalb, weil sie eine allgemeine ist. Sein Willen steht gegen den Willen der Masse. Capriciös und preciös sind nicht selten die Gedanken, denen er Ausdruck giebt; seine ätzende Satire erweckt bisweilen den Eindruck der Uebertheorie. Aber Spitteler hat immer eine Persönlichkeit einzusetzen, und sie verspürt man aus allem, was dieser, nach Nietzsches Ausspruch, feinste ästhetische Schriftsteller zu sagen hat, dessen Eigentümlichkeit man vergeblich sich bemühen würde, mit seiner schweizerischen Heimat in Zusammenhang zu bringen. Spittelers Publikum wird nie zahlreich sein, aber es wird in aller Welt sein können. Seine Anerkennung wird die litterarische Kritik vollziehen.

Rasch zur Sonnenhöhe der Beliebtheit emporgetragen durch die Gunst der Leserwelt wurde J. C. Heer (geb. 1859). Gleich sein erster Roman „An heiligen Wassern" (1897) schlug ein, und die Kritik registrierte das öffentliche Urteil. Derselbe Vorgang wiederholte sich bei Heers zweitem Romane, dem „König der Bernina". Ungemessenes Lob hat sich über den Verfasser dieser beiden Romane aus dem schweizerischen Hochgebirge ergossen, dessen himmelanstreigende Firne den grandiosen Hintergrund abgeben zu den farbenprächtigen Szenenbildern aus dem Wallis und dem Engadin. Heer selber stammt zwar nicht aus den Bergen, auch lebte er nicht längere Zeit dort. Seine Wiege stand in der Ebene, in einem Dorfe des industriellen Bezirkes Winterthur (Kanton Zürich). Heer wandte sich zuerst dem Lehrerberufe, später der Journalistik zu und ward vom Feuilletonredakteur zum Romancier. Reisebilder, „Ferien an der Adria", waren es zuerst, die der Poet veröffentlichte. Es folgte ein Bändchen Dialektgedichte und dann wieder Reisebilder („Im deutschen Reich" und „Streifzüge durch das Engadin"). Dazwischen reifte still und unbemerkt das Erzählertalent des Reiseschilderers, als welcher Heer von Anfang an Beachtung in seiner Heimat fand. Er sieht die Natur, ich möchte sagen, mit Sonntagsaugen an, das Geschaute verklärt sich ihm zum malerisch-schönen, pittoresken und glänzenden Bilde. Diese Art der Naturschilderung bildet auch einen geheimen Reiz seiner beiden Romane, die in Romantik gelaucht sind. Eine romantische, schwärmerische Phantasie ist Heers eigenster Besitz; ihr entwächst die Vielgestaltigkeit bewegter Handlung, sie verleiht den Wortschmuck lyrischer Emphase, überblendet aber auch das natürliche Licht und läßt die scharfe Linie zerfließen. In den „Heiligen Wassern" wird dasselbe Problem angegriffen, das ein französischer Schweizer, Edouard Rod, in seinem gleichfalls im Wallis spielenden Romane „Là-Haut" behandelte, das Eindringen der Fremdenindustrie in die Stille des Berglandes, wodurch der Kampf der alten mit den neuen Anschauungen geweckt wird. Rod hat das Problem scharf herausgearbeitet, bei Heer klingt es nur mit. Dem Verstande wird der Franzose mehr zusagen, der Deutsche mehr dem Gemüt; jener schrieb einen Kulturroman, dieser einen Liebesroman. Und ein Liebesroman ist auch Heers zweites Buch, der „König der Bernina", der auch darin eine Aehnlichkeit mit den „Heiligen Wassern" aufweist, als es sich auch hier um wirtschaftliche Neuerung, die Erschließung

Digitized by Google

der Thalschaft, handelt, auch hier eine Gebirgssage geschickt ins Ganze verwoben ist, auch hier eine vermeintliche Mordthat eine bestimmende Wichtigkeit erlangt. Obwohl die Handlung des „Königs der Bernina“ in die Zeit der Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert gelegt ist, kann man den Roman nicht als einen historischen bezeichnen, denn er ist indifferent im Zeitkolorit. Fesselnd und glänzend geschrieben ist er indes gleich seinem Vorgänger und widerlegt nicht, sondern bestätigt nur, was man bei der Lektüre des Erstlings „An heiligen Wassern“ schon empfand: daß in J. C. Heer dem poetischen Unterhaltungsromane ein neues und reiches Talent erstanden sei.

Das heimatliche Hochgebirge bildet auch das Erzählungsgebiet für zwei andere schweizerische Schriftsteller, für Meinrad Lienert (geb. 1865) und Ernst Zahn (geb. 1867). Lienert, selbst ein Schwyzer, führt uns in die Schwyzerberge, deren Volk er genau kennt. Diese intime Kenntnis verschaft seinen Geschichten — „Geschichten aus den Schwyzerbergen“ (1894), „Erzählungen aus der Urschweiz“ (2 Bände, 1895), „Geschichten aus der Sennhütte“ (1899) — den Gehalt der Bodenständigkeit und einer ungezwungenen Frische, die leider manchmal durch eine süßliche Weichlichkeit beeinträchtigt wird; auch überläßt das leicht und und reichlich fließende Talent Lienerts sich öfters einem naiven Schaffen, das künstlerisch nicht scheidet und sondert und Gutes mit Minderwertigem vermengt bestehen läßt. Lustigkeit und Witzigkeit stimmt zu der im Grunde fröhlichen Erzählernatur, die der Romantik mehr zuneigt als der Realistik und nicht immer zu der Schärfe der Charakterzeichnung gelangt, wie z. B. in der prächtigen Geschichte „Im Thal der Weglosen“ (Erzählungen aus den Schwyzerbergen). Daß Lienert, der auch Lyrisches und Lyrisch-Episches veröffentlichte, in seinen Erzählungen nicht ohne Wiederholungen bleibt, ist bei der Enge seines Stoffgebietes begreiflich.

Als ein starkes, kräftiges, wenn auch bisweilen noch unausgeglichenes Talent erweist sich Ernst Zahn. Von seiner ersten Novelle an, „Herzenskämpfe“ (1894), bewegt er sich in aufsteigender Linie bis zur Höhe seines Romanes „Erni Behaim“ (1898), der, im fünfzehnten Jahrhundert spielend, zwar kein historischer Roman im strengen Sinne ist, aber ein Werk von Wucht und Wurf. Der innere Freiheitskampf des Helden mit seinem Gewissen und ein äußerer Kampf um Befreiung der Gemeinde von priesterlicher Herrschsucht verschlingen sich hier zu einer von scharfumrissenen Gestalten belebten Handlung, die, mit festem Griff zusammengehalten, in dramatischer Klimax anschwillt, durchweht vom Hauche eines starken Pathos. Die Heimat des zahnschen Romans wie seiner Erzählungen — „Bergvolk“ (1897), „Neue Bergnovellen“ (1898), „Menschen“ (1900) — ist Uri, das Land am Gotthard mit seinen Hochthälern, in denen ein in Arbeit hart gewordenes, strenges, eigenwilliges Volk haust, mit verschlossenem Wesen, zäh am Althergebrachten festhaltend. Wenn diese harten, heimlichen Naturen einmal aufbrechen, dann führt die freigewordene Leidenschaft gewöhnlich zu Katastrophen. Solche Naturen liebt Zahn, und er versteht es, in kräftigen und prägnanten Zügen sie ans Licht zu stellen, sie herauswachsen zu lassen aus ihrer Bergheimat, die er mit Stimmungskraft und

J. C. Heer.

satten Farben schildert. Nicht bloße Staffage sind seine Gestalten, Mensch und Landschaft gehören untrennlich zusammen. Zahns Erzählungen, in denen Humor ein seltener Gast ist, sind nicht immer gleichwertig, und auch bei ihm stößt man, wie bei Lienert und aus demselben Grunde, auf Wiederholungen. Aus dem 1900 erschienenen Sammelband „Menschen“ mag die Erzählungskunst des Schriftstellers, der Realistik mit Poesie zu verbinden weiß, ohne in romantisierende Sentimentalität zu verfallen, am besten ersehen werden. Die Titel-Novelle des Bandes, die Geschichte des an ein krankes und übles Weib geketteten Bauern und seiner Magd, bildet einen Gradmesser für die Stärke des zahnschen Talentes. Sein jüngst erschienener Roman „Herrgottsfäden“ sagt uns nichts Neues über den Verfasser. Als Lyriker („In den Wind“, Gedichte, 1895) ist Zahn konventionell geblieben. Sein Drama „Sabine Rennerin“ (den Befreiungskampf der Urserer anno 1333 behandelnd) ist eine patriotische, aber mißlungene Uebung im schillerschen Tellstil.

Zu dem leuchtenden Doppelstern Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer richtet die junge Schweiz gern die Blicke aufwärts. Man holt sich Anregung bei diesen beiden Großen, ohne in direkte Nachahmung zu verfallen. Mit einer C. F. Meyer gewidmeten Erzählung „Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen“ (1891) debütierte Adolf Vögtlin (geb. 1861), der in dieser kulturhistorischen Novelle nicht eine Kostümgeschichte geschrieben, sondern mit der Kraft der Intuition für den Geist einer gährenden Epoche (Reformation) alte und neue Zeit in lebensvollen Gestalten gegeneinandergestellt hat. In seinen „Heiligen Menschen“ (1895) giebt Vögtlin mit der Erzählung „Sephora“ wiederum ein treffendes kulturelles Zeitbild aus dem Mittelalter, eine Judengeschichte, von deren dunklem Hintergrunde die lichte Gestalt der schönen „Sephora“ und ihres christlichen Geliebten verklärt sich ab-

Digitized by Google

heben. In dem Streben nach fester Fügung verliert der Stil Vögtlins des öftern an leichtem, gefälligem Flusse, ohne hierfür das ersetzende Aequivalent an Plastik einzutauschen. Man erhält dann leicht den Eindruck des Schwerfälligen. Vögtlins letzte, in bäuerlichen Verhältnissen spielende Erzählung „Das neue Gewissen" (1897 fast gleichzeitig mit dem etwas trockenen, pädagogisch-lehrhaften „Das Vaterwort" erschienen) berührt mit ihrer klaren und kräftigen Linienführung und Charakteristik nicht minder sympathisch als in der Art, wie hier ein Problem — es handelt sich um das der sterbenden Mutter mehr gezwungen als freiwillig gegebene Versprechen — im Sinne einer gesunden Ethik gelöst wird.

Ein Erzähler von tüchtiger Qualität, dessen strenge Gegenständlichkeit und Objektivität ihn zum treffsicheren und scharf charakterisierenden Schilderer macht, ist Jakob Boßhart. In den Erzählungen „Im Nebel" (1898) und der Novelle „Das Bergdorf" (1900) zeigt er sich von einer epischen Anschaulichkeit, die nicht in der subtilen Wiedergabe von Einzelheiten, sondern in dem plastischen Gesamtbilde ihre Stärke sucht. Nicht immer allerdings bindet sich mit dieser Anschaulichkeit das Fluidum einer tief aufquellenden poetischen Empfindung, wie in der stimmungsmächtigen Dorfgeschichte „Wenn's lenzt", die neben Gottfried Kellers „Romeo und Julie auf dem Dorfe" nicht schlecht bestände.

Aufsehen erregte seiner Zeit in der litterarischen Welt Walther Siegfried (geb. 1858) mit seinem Romane „Tino Moralt" (1890). „Kampf und Ende eines Künstlers" sind hier in glühenden Farben der Leidenschaft und teils mit lyrischem Pathos, teils mit zerfasernder Psychologie in eigentümlichem Dualismus eindrucksvoll und ergreifend geschildert. Das darauf folgende Buch „Fermont", das als Roman bezeichnet wird, kann als solcher nicht gelten. Es ist die fragmentarische, oft in gewaltigen lyrischen Reflexionen einer poesiegetränkten Prosa sich ergießende Darstellung der inneren, seelischen Läuterung einer faustischen Natur, tiefer Gedanken voll. Mit der Erzählung „Um der Heimat willen" (1898) folgt Siegfried den Spuren Gottfried Kellers, auch in dem ethisierenden Zuge der Geschichte an den Meister erinnernd. Aehnlichen Gepräges sind „Gritli Brunnenmeister" (Deutsche Rundschau 1899), die Charakterskizze einer alten Näherin, die aus Herzensbedürfnis ihr kleines Vermögen der Allgemeinheit zuwendet, und — ein Gegenstück hierzu — die etwas breitgesponnene Novelle „Ein Wohlthäter" (Deutsche Rundschau 1900), in der, nicht ohne Ironie, ein aus Ehrsucht zum Stifter werdender Geizhals geschildert ist.

Ein feiner und zartsinniger Poet, dem Keller des „Grünen Heinrich" verwandt, tritt in Fritz Marti (geb. 1866) uns entgegen. Was er bisher veröffentlichte, ist nicht viel, hat aber Gewicht. Sein ganzes Wesen neigt der Idylle zu, der gemütvollen Beschreibung, und bezeichnend für ihn selbst ist der Titel „Sonnenglauben", den er seiner zweiten Veröffentlichung (1896) vorgesetzt hat. Er vertraut dem warmen, lebenerhaltenden und reinen Lichte, auch wenn es ihm verhüllt sein sollte, er ist ein Gläubiger, der aufwärts blickt. Kindheitserinnerungen verklären sich ihm, aus ihnen schöpft er in seinem „Sonnenglauben", ihnen gilt sein „Vorspiel des Lebens" (1896). Dieses letztgenannte Buch ist eine Poetengabe, die man liebgewinnen muß, weil es darin aus der Tiefe quillt, aus der Tiefe eines reinen und unverdorbenen Herzens. Eindrücke und Regungen eines personnenen, innerlich reichen, bei aller Sinnlichkeit keuschen Knabengemütes sind hier in zwölf zartgetönten Einzelbildern festgehalten, die sich ohne Zwang zu einer Jugendgeschichte zusammenfügen, in der die Wirklichkeit mit Poetenaugen geschaut ist. Unterhaltungslektüre, bei der man sich zerstreuen könnte, findet man in dem „Vorspiel des Lebens" nicht, aber man lernt einen Menschen darin kennen (s. unten „Proben und Stücke"). Außer „Sonnenglauben" und „Vorspiel des Lebens" hat Marti noch ein kleines Bändchen Erzählungen „Schmerzenskinder" (1889) veröffentlicht, seine ersten schriftstellerischen Versuche. Eine Novelle, „Die Stadt", eine Geschichte ohne Handlung, mit feinster psychologischer Kunst gearbeitet, brachte die „Deutsche Rundschau".

Fritz Marti.

Als Erzähler hervorgetreten sind noch der in seinen Leistungen sehr ungleiche Josef Joachim (geb. 1835), seines Zeichens ein Landwirt, der zumeist dem Dorfleben seiner solothurnischen Heimat entnommene, teilweise mit Dialekt durchsetzte, kräftige Volksgeschichten („Glyms auf der Höhe", „Die Brüder" u. v. a.) geschrieben hat, Jakob Mähly (geb. 1828) und Otto Haggenmacher (geb. 1843), die auch auf epischem und lyrischem Gebiete sich bethätigten, und die Jugendschriftstellerin Johanna Spyri (geb. 1829).

Mit der Lyrik und dem Drama ist es weniger gut bestellt in unserer deutsch-schweizerischen Litteratur als mit der erzählenden Kunst. Die dramatische Muse verhält sich seit Jahrhunderten äußerst spröde, wiewohl um ihre Gunst nicht wenige buhlten. Vaterländisch-historische Stoffe werden dabei am liebsten bearbeitet. In letzter Zeit blüht auch die Festspieldichtung, dramatische Gelegenheitsdichtung, aus der manche — der Wunsch ist der Vater des Gedankens — die Geburt eines schweizerischen Nationaldramas erwarten, wie sie aus den Aufführungen von „Volksschauspielen" das Nationaltheater erhoffen. Eine eigentümliche Erscheinung als Dramatiker ist der Schaffhauser Arnold Ott (geb. 1840), der als Arzt in Luzern lebt. Kunst und Unkunst finden bei seinen Dramen, die mit Ausnahme eines einzigen, des geschmacklos-krassen sozialen Stückes „Untergang", der Vergangenheit entnommen sind („Agnes Bernauer", „Rosamunde", „Die Frangipani", „Grabesstreiter", „Karl der Kühne", sich dicht nebeneinander. Ein Talent mit entschiedenem Sinn für das dramatisch Wirksame, dem gut charakterisierte Volksszenen gelingen, aber ohne

Digitized by Google

Sinn für Homogenität, ohne Stilgefühl, mit ständiger Neigung zu melodramatischen und opernhaften Effekten, von denen keines seiner Dramen frei ist, eine schlackenhafte Synthese heterogener Elemente aus Shakspere und Schiller.

Die lyrischen Brünnlein fließen reichlich auch bei uns, wie allerwärts in deutschsprachigen Landen, aber sie rauschen auch meist ebenso monoton. Erwähnt seien als Lyriker der an C. F. Meyer gebildete, sorgfältige Adolf Frey, des Meisters Biograph („Gedichte", 1886), der mannhaft-markige Adolf Vögtlin („Stimmen und Gestalten", 1901), der philosophisch-grüblerische Jost Winteler (Tycho Bantander), der geschmeidige und versgewandte Alfred Beetschen, geb. 1864 („Jugendeiland", „Hoch vom Säntis", „Schweizerluft", „Gedichte"), der Bauerndichter Fritz Bopp, geb. 1861 („Fallende Blätter", „Dämmerlicht", „Wolken und Sterne"), dann noch etwa Th. Curti („Stimmungen und Gedanken"), A. Huggenberger („Lieder und Balladen"), Anna Theobald („Gedichte"), Clara Forrer („Gedichte", „Winterschnee") und die Neuesten von 1901, E. Ermatinger („Jenseits des Tages") und E. Hügli („Gedichte").

Wir sind zu Ende mit unserer deutschschweizerischen Revue, in die wir die in der Schweiz lebenden Deutschen wie Ilse Frapan, Karl Henckell, H. Stegemann, W. Hardung mit Fleiß nicht einbezogen. Unsere Uebersicht erging — mit einziger Ausnahme des im Mährischen geborenen, aber als Kind schon in die Schweiz gekommenen J. V. Widmann — nur über Autochthonen und über diese nur, so weit sie „hochdeutsch" schreiben und dichten. Die Dialektdichtung fiel außerhalb des Rahmens unserer Darstellung, die nur andeuten, nicht erschöpfen wollte.

Im Spiegel.

Autobiographische Skizzen.

VII.

Wie mein erster Roman entstand.

Skizze von **J. C. Heer** (Stuttgart).

(Nachdruck verboten.)

An meiner schriftstellerischen Entwicklung ist mir selbst das Auffälligste, wie ich als Knabe in stiller Dorfheimat schon zur lichten Gewißheit gelangte, daß ich einmal „Geschichtenschreiber" werden müsse. Trotzdem wurde ich ein fast Vierzigjähriger, bis endlich mein erster Roman erschien. Dazwischen dehnt sich ein dreißigjähriger Weg, an dem viele Dornen und einige Rosen standen.

Am einfachsten wird man Schriftsteller, bildete sich der Junge ein, indem man den Pfad über den Lehrerberuf einschlägt. Nach einigen Irrungen und Wirrungen, wie sie einem Träumer, in dem Hell- und Dunkelsinn sonderbar zusammenspielen, begegnen können, fand er den Eintritt in das staatliche Lehrerseminar zu Küsnacht am Zürichsee. In der von gutem, ernstem Geiste beseelten Anstalt gewann er nach einiger Zeit einen väterlichen, verständnisreichen Freund, Dr. Adolf Calmberg aus Darmstadt, den Verfasser des reizenden Volksstückes „Röschen von Kochersberg" und formschöner Lyrik, der in weiten Kreisen den Ruf eines feinsinnigen Dichters genoß. Als Lehrer der deutschen Sprache war er ein strenger Grammatiker und drang in den untern Klassen auf kurze, schmucklose Schlichtheit des Stils, auch ließ er seine Schüler manchmal fühlen, daß er zu Höherm berufen sei, als künftige Landschullehrer zu unterrichten. Darum fand der junge heimliche Poet zunächst keine engern Beziehungen zu ihm, aber als Calmberg seine Lehrweise nach und nach dichterisch gehaltvoll gestaltete, schloß sich der Zögling doch an den beredten Lehrer, und eines Tages wandte sich der deutsche Dichter mit einer feierlichen Apostrophe an den Schüler: „Es ist meine innerste Ueberzeugung, daß Sie ein kostbares erzählendes Talent besitzen. Pflegen Sie es mit Liebe und Sorgfalt. Sie schulden es sich und Ihrer Heimat, daß Sie Schriftsteller werden!"

Die freiwillige Bestätigung des eigenen Empfindens aus berufenem Munde ließ alle Knospen springen; in entzückenden Litteraturstunden, in denen sich Calmberg um des einen Zöglings willen zu den lichtesten Höhen feinsinniger Auslegekunst erhob, blühte um mich der Frühling deutschen Schrifttums auf.

Mitten in dieser Wonnezeit, wo das Herz empfänglich ist, brachte eine kleine Episode auf unvergeßlich schöner Wanderung die erste Anregung zu dem Roman „An heiligen Wassern".

Am Seminar besteht nämlich die lobenswerte Sitte, daß die angehenden Lehrer im Sommer vor ihrem Austritt aus der Anstalt unter der Führung eines Lehrers auf zehntägiger Wanderschaft die malerischesten Teile der Schweiz, besonders ihr Hochgebirge, durchstreifen. So wanderten wir zu dreißig, eine liederreiche Schar Jünglinge, die, wie ich selbst, zum erstenmal aus dem Hügelland der Schweiz in die Hochalpen kamen. Das war nun ein Fest wie junge Liebe! Durch die frischen, frohen Voralpenlandschaften des Simmen- und Saanenthals ging der Marsch fernen sonnigen Firnen entgegen, jeder freundliche Gruß wurde mit einem Wanderlied erwidert, die Hüte schmückten sich mit Alpenprimel und Männertreu. Dann standen wir bei dem verwitterten großen Holzkreuz auf dem Saneschpaß. In webenden Sonnendust eingetaucht, lag zu unsern Füßen das alte Land Wallis wie der Traum eines Malers, die Stadt Sitten mit Burg und Kirchenhügel erschien wie eine Fata morgana des Südens, die Rhone zog wie eine silberschuppige Schlange durch die Gründe, darum her stammte eine strahlende Bergwelt, Haupt an Haupt, Krone an Krone, und hinter dem Felszahn des Matterhorns leuchtete der tiefblaue Himmel Italiens. Durch die schweigende Ruhe des Hochgebirgs ging unvermittelt ein Donnerhall, Lawinen redeten mit gewaltigen Tönen, und von der Größe der Stimmung erregt, lösten wir uns, einer meiner Freunde und ich, in jugendlichem Vorwärtsdrang aus der Schar der Uebrigen, wir suchten als Vortrupp auf eigene Faust durch den stillen Jubel des Hochgebirgsfrühlings über Hochweiden, durch Bergwälder, die wie unbetretene Dome grauer Vorzeit standen, den Weg ins tiefe Thal, in die Schluchtwildnis der Morge.

Da rasten wir auf dem steinernen, starkverwitterten Brückenbogen des Pont neuf. In verlorenen Gründen stäuben die Wasser, in ihrem Luftzug schwanken die Aeste der uralten Alpentannen, der Arven und Ahorne, darüber ragen zerrissene Felsenzähne dunkel und todes-

Digitized by Google

traurig und staunen auf eine Marienkapelle, auf ein sonnenumflutetes, liebliches Idyll in jäher Bergwand jenseits der Brücke hernieder.

„Wer da eine Geschichte wüßte!“ wende ich mich an meinen Freund, „wer dieser Wildnis einen Mund zu sprechen und zu predigen geben könnte!“

„Ja, das wäre schon hübsch,“ erwidert er. „Schicksale, die sich darauf zugetragen, hauchen einer Landschaft doch erst die Seele ein.“ Wir lauschen einem einförmigen Klopfen, das wie das endlose Hämmern eines Spechtes aus entlegener Höhe in die Stille der Schlucht herniederdringt. Wir raten, woher es stammen möchte.

Während wir plaudern, belebt sich der einsame Pfad des Pont neuf. Auf ihren Maultieren reiten einzeln und in losen Gruppen Hirten und Hirtinnen, die den Markt zu Sitten besucht haben und nun in ihre Wohnungen auf den Alpen des Sanetsch zurückkehren, am jenseitigen Hang gegen die Brücke heran. Sie steigen bei der Kapelle von ihren Maultieren und verrichten gesenkten Hauptes, in groben Händen den Rosenkranz drehend, ein Gebet, dann steigen sie wieder auf ihre Tiere, an deren Sättel mancherlei Dinge vom Markt angehängt sind, sie ziehen, die Männer in dunkler, die Frauen in reich mit Seide geschmückter heller Tracht an uns vorüber, ihren hochgelegenen Bergheimaten entgegen. Alle haben für uns einen freundlichen Zuruf in der altfranzösischen Mundart, die in diesem Teil des Bergelandes gesprochen wird, und das vorüberziehende, stillfrohe Bergvolk ist unsere Augenweide. Da erspähen wir eine jugendliche Reiterin, ein siebzehn- oder achtzehnjähriges Mädchen, das sich überaus anmutig im Frauensattel wiegt. Ihre Füßchen stecken in nagelneuen scheinenden Holzsandalen, doch ist das das einzig Bäuerische an ihr. Ein feines, braunes Gesichtchen, in dem die Jugendfrische leuchtet, dunkle Augen unter schön geschwungenen Brauen, auf blauschwarzem, lockigem Haar ein kreisrundes weißes Strohhütchen, von dem hellseidene Bänder niederflattern.

„Wir müssen suchen, mit ihr ins Gespräch zu kommen!“

Spannungsvoll beobachten die jungen Wanderer die Reiterin.

Bei der Kapelle gleitet sie mit lieblicher Behendigkeit, ein verbrauchtes Gebetbuch mit silbernem Schloß in der Hand, vom Rücken des Tieres, wirft ein paar Blumen vor den Altar und betet am Eingang kniend.

Wie sie sich erhebt, wenden wir uns grüßend an sie: „Fräulein, können Sie uns sagen, was das einförmige Klopfen an den Bergen bedeutet?“

„Ach, Sie sind Fremde, darum wissen Sie es nicht. Es schallt von der Wasserleitung der heiligen Margaretha!“

Sie errötet und lächelt, wir fürchten, sie steige gleich wieder auf das Maultier.

Ihre Neugierde aber siegt: „Wo kommen Sie her?“ Bei dem Worte „Zürich“ hebt sie das Köpfchen. „Bitte, erzählen Sie, es muß so seltsam sein in der weiten Ferne!“ Ein Gespräch ist im Gange, das Maultier grast.

Mit feinem Wohlanstand, sicherer Würde, ohne jede Scheu plaudert das Bergkind und spricht ihre alte Mundart mit einer silbernen Klarheit, die keinen Laut verloren gehen läßt.

Wir plaudern wieder von der Wasserleitung der heiligen Margaretha.

„Nein, nein, sie treibt keine Säge,“ ereifert sich das liebliche Mädchen, „es sind keine gewöhnlichen, es sind heilige Wasser!“

„Warum heilige Wasser?“ fragen wir.

„Weil sie über alles Menschengedenken hinaus alt sind, weil niemand sagen kann, wer sie gebaut hat, weil sie das Land segnen, weil so viele Männer bei der Ausbesserung der Kanäle zu Tode gestürzt sind!“

Die Wildnis hat plötzlich einen Mund zu reden und zu predigen, sie spricht zu uns durch eine duftige Menschenblume.

„Erzählen Sie, Fräulein!“

„Nein,“ erwidert sie lebhaft, „sehen Sie, dort kommt der Herr Pfarrer geritten, der kann Ihnen von der heiligen Margaretha mehr berichten als ich. Wir Frauen und Mädchen beten nur den langen Tag im tiefen Thal, wenn die Männer zur Arbeit in die Felsen gestiegen sind.“

„Herr Pfarrer,“ ruft sie dem Ankömmling entgegen, „die Herren möchten von der Wasserleitung der heiligen Margaretha wissen!“

„Guten Abend, Bini,“ grüßt der alte Priester das Mädchen, steigt leutselig vom Pferd, richtet einige Fragen an uns und erzählt dann schriftfranzösisch:

„Ja, unsere Wasserleitungen! Sie sind ein Wunder der Alpenwelt! Seit undestimmbarer Vorzeit, vielleicht zuerst von den Wildleuten, vielleicht von den Römern gebaut, führen die zwei Fuß breiten, einen Fuß tiefen Holzrinnen das rauhe Wasser der Gletscher tagereisenweit der Sonnenseite der Berge entlang, oft an senkrechten Felswänden in schwindelnder Höhe dahin, oft über tiefe Schluchten an die brennenden Hänge des Rhonethals. Da zerteilt es sich, von der Sonne erwärmt, in eine Menge kleiner Kanäle, diese wieder und wieder wie ein Baum in Aeste und Zweige, zuletzt gelangt ein Aederchen des Gletscherseegens zu jeder Rebe, jedem Kraut und Grashalm, und weite Strecken unseres Landes, die sonst dürre lägen, prahlen durch sie in Ueppigkeit.“

„Was soll aber das Klopfen?“

„Das ist,“ erzählt der gemütliche Pfarrherr, „der Schlag eines Kontrollhammers auf ein Brett. Ein Wasserrad, das in die Leitung eingeschaltet ist, hebt ihn und läßt ihn fallen. Sein Klopfen ist Musik in die Thäler, der wir gerne lauschen, das Zeichen, daß die Wasser ruhig ihres Weges fließen, wenn aber das Spiel verstummt, so giebt uns die Stille die Nachricht, daß die Leitung durch Lawinen oder Steinschlag zerstört und unterbrochen ist. Dann gilt es hoch oben in den Felsen ein Werk auf Leben und Sterben!“

Der Priester mit dem runzeligen Gesicht schweigt und sinnt, als dächte er an Schweres, dessen Zeuge er gewesen ist.

„Ja,“ versetzt das Mädchen fromm und ernst, „bei den Arbeiten an den Wassern ist auch der Herr Pfarrer nie weit und mit den Sakramenten gerüstet, damit er Stürzenden gleich die letzte Oelung reichen kann.“

„Herr Pfarrer, war Ihr Dienst je so plötzlich notwendig?“ fragen wir.

Digitized by Google

Der alte Mann nickt gedankenvoll und erfreut über unsere Teilnahme.

„Ja, es ist einmal einer gestürzt," erzählt das Mädchen, „ein Jüngling, er ging für seine Liebe an die Felsen."

„Für seine Liebe?"

„Ja," erwidert der Pfarrer. „Ein Bursch, der sonst sein Mädchen nicht erreichen mag, übernimmt an der Leitung ein mutiges Gemeindewerk. Da muß sich nach altem Brauche ihr Haus seinem Wunsche neigen!"

Eine Geschichte, eine Geschichte! Die Wildnis hat eine Seele!

Ich und mein Freund hätten gerne noch mit dem Paar geplaudert. Allein aus der Höhe tönten Jauchzer, unsere Wandergefährten kamen vom Sanetsch gestiegen, und als sie uns in so freundlicher Unterhaltung mit einem jungen Mädchen und einem alten Pfarrer fanden, denen sich noch einiges Bergvolk beigesellt hatte, stimmten sie das schweizerdeutsche Lied an:

„Us de Berge, liebi Fründin,
Schickt mer's Alperöösli zue!"

Ein kleines Volksfest aus dem Stegreif! Ahnte das welsche Mädchen den Inhalt des Liedes? Sie öffnete ihr silberbeschlagenes Betbuch und reichte meinem Freunde und mir daraus thalergroße, mattglänzende Edelweißsterne. „Zum Andenken an den Sanetsch!" lächelte sie. „Und an Sie, liebes Kind, an Sie, Bini." Und nun ist auch schon der Augenblick des Abschieds da. Als sie ihre Hand in die meine legte, war mir, ich hielte einen jungen Vogel. „Bon voyage, bon voyage," sagte sie mit einer eigenartigen Zärtlichkeit der Stimme, „pensez à nos eaux saintes!"

Freimütig grüßte und winkte sie noch, als sie schon an der Seite des ergrauten Pfarrers wie ein Königskind auf ihrem Maultier durch den Bergwald aufwärts ritt.

Das Erlebnis am Pont neuf war gewiß einfach. Es gehört aber doch zum Lieblichsten, was jungen Alpenbewohnern begegnen kann. Und das Herz ist nicht umsonst neunzehnjährig!

Im goldenen Abendrauch, der durch die farbensatte Gebirgslandschaft flutete, ergriff mich der Gedanke, eine Erzählung aus dem alten Lande Wallis zu schreiben; er spann sich um die Gestalt der lieblichen Reiterin Bini, um die kühne, uralte, von den Gebräuchen des Volkes geheiligte Wasserleitung am Pont neuf und begleitete mich über die ewigen Gletscher, die das Wallis vom berner Oberland scheiden. Der Roman „An heiligen Wassern" war im ersten Keimen!

Allein in der Heimat kam ich nicht einmal dazu, die Feder anzusetzen. Das bevorstehende Lehrerexamen bedrückte die Seele, und auch Dr. Calmberg riet mir ab. „Ehe Sie sich an das Große wagen, schleifen Sie Ihren Stil an kleinen Skizzen aus, die Sie mit Liebe und Sorgfalt durchfeilen. Auch bedenken Sie, daß ein Schriftsteller zuerst in einem selbsterlebten Roman die geheimnisvollen Kräfte des Lebens erfahren und erkennen muß, ehe er den Roman anderer schreiben kann. Und dann, mein junger Freund, Studien, noch mehr Studien im Wallis!"

Wie seltsam! Erst nach zwei Jahrzehnten gestaltete sich der wallisische Wasserleitungsroman. Den Gedanken, Schriftsteller zu werden, gab ich zwar nicht auf, daß ich es wurde, hat aber Calmberg nicht mehr erlebt. Als einsamer Schullehrer auf entlegenem Dorf schliff ich sieben Jahre Skizzen, für die es keine Abnehmer gab. Dann und wann gaukelten Bilder des Wallis in die langen Stunden, aber wenn die Sommerferien kamen, fehlte mir das Geld für den Studienausflug, denn die Besoldung war knapp. Allmählich gelang es mir, das Vorurteil zu besiegen, daß ein Lehrer naturnotwendig nur trocken und langweilig schreiben könne. Die Schriftstellerei wurde mir Wanderstab vom Weiler in die Stadt, aus der Schul- in die Redaktionsstube, als feuilletonistischer Wandersmann der „Neuen Zürcher Zeitung" kam ich wieder ins alte Bergland, das die schriftstellerische Liebe meiner Jugend gewesen war, wieder über den Sanetsch, wieder über den Pont neuf.

Die „Bini" fand ich nicht mehr, dafür in den verschiedenen Thälern des Wallis die seltsamen Wasserleitungen. Bei Mund oberhalb Sitten sah ich klopfenden Herzens, wie ein Mann, an einem achtzig Meter langen Seil hangend, an einer Felswand die Rinne frisch befestigte, die Gemeinde betend im Thale kniete, im Lötschenthal hörte ich die zauberischen Sagen von den armen Seelen im Eis des Aletschgletschers, und ich brach mit dem lieblich frommen Völklein das steinharte Brot und den viele Jahre alten Käse. Selbst für die Handlung und die Gestalten des spätern Romans habe ich auf diesen Wanderungen einige Anhaltspunkte gefunden, und irgendwo, nicht gerade im Wallis, ist mir der „letzköpfige Piaff" begegnet.

Gewiß, der Tagesschriftsteller war jetzt mit unendlich wertvolleren Anschauungsbildern ausgerüstet, als der wanderfrohe Seminarist. Seinen eigenen Roman, der die dichterischen Kräfte frei machte, hatte er auch erlebt, und da er einen tiefen Blick in das erbitterte Ringen der litterarischen Welt geworfen, lächelte er selber über den Neunzehnjährigen, der sich schon keck hatte in die Wogen der Schriftstellerei werfen wollen.

In den Tageserfolgen und Tagesniederlagen des Journalismus, der keine Sammlung gestattet, vergingen wieder Jahre.

Da kam unversehens eine wunderliche Stunde.

Im Nachklang eines Vortrages über das Walliserland und Walliservolk, über die merkwürdigen Wasserleitungen des Berglandes, den ich zu Frankfurt am Main gehalten hatte, fuhr ich einsam die Rheinlande hinunter. In dem lichten, duftigen Spätherbsttag, der über den malerischen Ufern lag, überschlich mich etwas wie weiche Wehmut und Vorwurf, daß ich in meinem zersplitterten Beruf aus dem großen, schriftstellerischen Wollen der Jugend nie das Gold eines Litteraturwerks, sondern nur die Scheidemünzen des Tages für den Tag geprägt hatte. Gesangen von der seltsamen Stimmung, sah ich plötzlich die romantischen Burgen und Städte am Rhein nicht mehr, sondern ein von Firnen überleuchtetes Bergthal mit klopfendem Wasserhammer, die Gestalten Binis und Josis stiegen in hellseherischer Klarheit wie langvertraut vor mir auf, ich sah das Liebespaar an der schrecklichen Felswand der „weißen Bretter", den letzköpfigen Kaplan mit erhobenem Grabkreuz. Bini schwankte darunter todesbang. — —

Digitized by Google

In jähem Gestaltungsdrang unterbrach ich meine Reise, warf mich vom Dampfboot auf den Zug, raste heimwärts und schrieb, alles Uebrige bei Seite setzend, in wunderbar erhöhtem Lebensgefühl, das die Feder Tag und Nacht laufen ließ, während sieben Wochen den Roman, der schon meine Jugendtage bewegt hatte, von Anfang zu Ende.

Er spielt nicht am Pont neuf, nicht im Lötschenthal, obwohl ich Züge aus jenen Gegenden benützt habe, man findet den Ort St. Peter auf keiner Karte des Wallis, aber Natur, Volksleben, Anschauungen, Sitte und Brauch des altväterischen Landes blühen darin.

Nur unter äußerem Kampfe gelangte der Journalist zur Anerkennung als Schriftsteller.

Als das Werk zuerst im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" erschien, flogen die anonymen Briefe, die zurückgesandten Zeitungsexemplare mit spöttischen Bemerkungen stoßweise auf das Pult des Feuilletons. „Werden die ‚weißen Bretter' rot, grün und blau angestrichen?" Die gesamte Redaktion atmete auf, als das Unheil vorüber war.

Dem Buche ging es zum Glück besser, es machte seinen Weg.

Mir persönlich aber ist das Werk: „An heiligen Wassern", ohne daß ich seine Mängel übersehe, deswegen lieb, weil es mir zu einer Lebensquittung geworden ist. Der auch jetzt noch kaum vollendete Durchbruch war wohl lang und hart, aber wenn ich das Buch erblicke, so kommt eine tiefe friedliche Stimmung über mich. Der lichteste Traum eines befangenen Dorfjungen hat sich an mir erfüllt. Ich bin über dem Werke Schriftsteller geworden, es und der „König der Bernina", der ihm folgte gaben mir die Freiheit der litterarischen Bethätigung.

Ist das wenig, ist das viel?

„Alles ist eitel!" sagt Salomo. So lange der Mensch aber noch nicht zum letzten Schlusse der Weisheit gekommen ist, mißt er die Lebensgüter nach den Schmerzen, mit denen er sie erkauft hat!

Die Litteratur der Westschweiz.

Von Dr. **Eduard Platzhoff** (La Tour-de-Peilz).

(Nachdruck verboten)

Welche eigentümlichen Schwierigkeiten die Litteratur der Westschweiz zu besiegen hat, wurde im ersten Aprilheft dieser Blätter (Sp. 921 bis 925) zu zeigen versucht. Die Mannigfaltigkeit der aus der Geschichte, der Rassenverschiedenheit und Rassenmischung, dem Aufenthalt heimischer Elemente im Auslande und dem Zuzug fremder Kräfte erwachsenden Einflüsse ist eine Gefahr, sie ist aber auch ein Reichtum. Ein Gesamtbild unseres litterarischen Lebens ist also dann gerade am lebenswahrsten, wenn es nicht einige große und gemeinsame Züge gewaltsam herausarbeitet, sondern mosaikartig Stein um Stein aneinanderfügt.

Fangen wir im Süden an, so kommt das erste Wort einem erst kürzlich Verstorbenen zu, dessen Werk freilich erst jetzt langsam Achtung und Bewunderung findet. Louis Duchosal war ein kranker Mann vom jungen Alter bis zum letzten Hauch. Dem

Louis Duchosal.

kranken Dichter aber, dem ein Gott zu sagen gab, was er leidet, stehen nur zwei Wege offen: er klagt entweder über sein Los und zugleich über das der ganzen Welt, sei's in Empörung und Verzweiflung, sei's in Wehmut und Seufzen — oder er flüchtet sich in seiner Not weit weg in das Reich des Scheins, der Träume und Hoffnungen. Das that Duchosal. Je schmerzlicher der Druck auf ihm lastete, desto kühner und farbenreicher wurden die Bilder seiner Phantasie, desto heftiger die Flucht aus dem Kerker der Seele in die Freiheit der Gesichte. Aus seiner Schwäche machte er eine Stärke: das Warum seines Leidens deutete er so sicher und so schön, als es sich deuten ließ. Was jeden Andern hart, bitter, launisch und eben damit unproduktiv gemacht hätte, das bestärkte seinen reinen und kindlichen Geist in dem Glauben an den symbolischen Wert alles irdischen Geschehens, an den verborgenen, freudigen, liebevollen und großen Gedanken, der ihm überall zu Grunde liegt. Man hat ihn nicht grundlos mit Verlaine verglichen: Verlaine ohne den Weihrauchduft und ohne die Reue. Duchosals Leben, bei allem Kampf mit dem Leiden, der Schwäche, der Armut, war ein stiller und hoher Gesang. Sein Werk sind, von kleineren Prosaschriften abgesehen, drei Gedichtbände: „Le Livre de Thulé". La Forêt enchantée". „Le Rameau d'or". (Genf, Eggimann.) Was von ihm bleibt — und es wird etwas bleiben — das verdankt seine Dauer der Größe eben dieses Lebens, dessen Weh für den Dulder und die Freunde doch nicht umsonst war.

Philippe Monnier gehört zu diesen Freunden bei aller Verschiedenheit seines Talents Es ist eine üble Gewohnheit, den Sohn des großen Vaters immer an diesem zu messen. Nicht nur, daß bescheidenere Gaben durch solchen Vergleich unterschätzt werden: er verführt auch zu falschen Analogien und künstlichen Ableitungen. Eine Aufzeigung der

Digitized by Google

Gegensätze wäre für diesen Fall vielleicht eher am Platz. Marc Monnier war ein umfassender Geist, Philippe ist ein Spezialist; der Vater schrieb viel, schnell und leicht, der Sohn weniger, langsam und sorgfältig. Aber wenn es etwas Gemeinsames zwischen ihnen giebt, das nach Taine sich aus Rasse und Milieu ganz gut erklären ließe, so ist es die Italienleidenschaft beider. Der Vater hatte sie in der Geschichte und der Novelle zugleich befriedigt: beim Sohn sprüht sie hier nur Funken, um dort in hellem Brande zu lodern. Seine dieses Jahr erschienene Geschichte der Renaissance, „Le Quattrocento italien“ (Lausanne, Payot; zwei Bände) ist nicht nur das wichtigste Erzeugnis unserer ganzen Litteratur seit langem und gewiß für lange, es nimmt zugleich in der Fachlitteratur einen hervorragenden und gesonderten Rang ein. Der Gelehrte ist mit dem Künstler hier zu einer idealen Einheit zusammengewachsen. Das Werk dem Jakob Burckhardts an die Seite stellen, heißt keinem Unrecht thun; eines dem anderen vorziehen, wäre thöricht. Sie nebeneinander zu lesen, wird der schönste Genuß und für das Verständnis der Sache am förderlichsten sein. — Monnier ist während dieser zehnjährigen Arbeit auch auf anderen Gebieten nicht unthätig gewesen. Er hat seine regelmäßigen Aufsätze in unseren beiden Zeitschriften und gelegentlich in Zeitungen fortgesetzt, auch seine Vorträge, meist über neueste italienische Litteratur (Fogazzaro), nicht ganz eingestellt. Auf seine ersten „Rimes d'Ecolier“ hat er zwei Novellensammlungen („Vieilles Femmes“, „Jeunes Ménages“; Genf, Eggimann) folgen lassen. Die Titel verraten ja schon einiges. Soll ich in zwei Worten sagen, was mir an Monnier auffällt, so nenne ich die Mischung zweier Eigenschaften, die einander auszuschließen scheinen: eine feingeschliffene Ironie und eine zarte, liebereiche Güte. Er zeigt sich je nach den Umständen so oder so, aber das Reizvolle seiner Eigenart liegt eben gerade in dem schwebenden Gleichgewicht beider, mag es mancher auch nicht vertragen. — Wenn uns Monnier als „Fallobst“ schon so viel geben konnte, was wird er nun erst leisten, da sein großes Werk ihn freigegeben hat! Ob mehr oder nicht, er ist schon jetzt einer unserer Ersten, auf den wir stolz sind. Und ich meine, die Franzosen müßten ihn auch lieben lernen, schon seines Stils wegen, dessen eigentümliche Zierlichkeit — man warf ihm gelegentlich Ziererei vor — und sorgfältige Feilung bei uns doppelt hoch zu werten sind, zumal wenn sie mit einer gewissen Knappheit und Prägnanz des Ausdrucks Hand in Hand gehen. — Ehe wir Genf verlassen, mag noch Edouard Tavan genannt sein, von dem heute schon gesagt werden kann, daß er ein Talent ist. Um es zu beweisen, braucht er nur seine in Zeitschriften vergrabenen Gedichte zu einem neuen Bändchen zu sammeln. Auch Paul Seippel, Professor der französischen Litteratur am zürcher Polytechnikum, giebt weniger als er hat. Liegt das „Prachtwerk“ „Terres lointaines“ in allen Salons auf, so steht eine größere Leistung fast völlig im Schatten: seine Redaktionsarbeit an der „Suisse au XIXme Siècle“. Was die Leitung eines derartigen Sammelunternehmens an Umsicht, Kraft, Zeit und Geduld erfordert, ahnen wenige. Und Seippel ist bescheiden genug, darüber zu schweigen.

Fahren wir den See hinauf an Gärten und Weinbergen entlang, so leuchten uns bald die Türme des alten Lausanne entgegen: „der Wiege der Künste, weil sie dort schlafen“, nach einem fröhlichen Wort Charles Secrétans. Daß sie erwacht sind, können auch dem Auslande Leute wie Edouard Rod beweisen. Wenn ich mich hier nicht entschließen kann, ihm den gebührenden Platz anzuweisen, so geschieht es, weil er, nicht ohne sein Zuthun, einer größeren Geistesbewegung angehört und unentweder ganz allein oder im Zusammenhang mit dieser besprochen sein will. Es darf wohl gesagt werden: man liest Rod in der Schweiz nicht mehr als jeden „anderen“ französischen Dichter, obwohl — oder vielleicht weil? — man die Vorbilder seiner Romane genau kennt und die ganze von ihm verwandte Szenerie in lebenden Bildern zusammenstellen könnte. Doch das mag am Ende dem engeren Heimat- und Freundeskreise jedes Dichters möglich sein. Immerhin zeigen seine letzten Bände ein langsam stärker werdendes nationales Empfinden, und da er die Beziehungen mit seinem Vaterlande nie aufgegeben hat, so läßt sich der Tag voraussehen, an dem er ihm wieder ganz angehören wird.

Anders steht es um einen Schüler Rods — im weitesten Sinne — der auch in Paris lebt, aber seiner Heimat nie fremd wurde: Samuel Cornut. Ihn verbindet mit jenem die Bevorzugung ethischer Probleme („Mathilde Monastier“, „Regards vers la Montagne“, „Miss“, „Chair et Marbre“; Lausanne, Payot), und nicht minder die Weltoffenheit seiner modernen Bildung. Aber während für Rod das Heimatsmoment eher Dekoration, höchstens ein Ausgangspunkt ist, bildet es für Cornut die stark-fließende Quelle, das lockende Ziel, zu dem er nach bedeutsamen und mühevollen Umwegen freudig zurückkehrt. In diesen nationalen Unterstrom fließt seine Kraft. Das fühlen die Landsleute, die ihn weit mehr lesen, als Rod; das werden die Pariser auch einmal an ihm schätzen lernen. Er hat schon viel gegeben, aber es scheint nicht unmöglich, daß er einmal an der Spitze unserer Litteratur stehen wird. Einstweilen folgen viele mit Spannung seinem Fortschreiten.

Immerhin stehen andere dem Durchschnitt unseres lesenden Publikums einstweilen näher. Da ist zum Beispiel der akademische Lehrer der waadtländischen Jugend Henri Warnéry („Poésies“, „Sur l'Alpe“, „Le Chemin d'Espérance“; Lausanne, Payot), der über dem Dozieren das Dichten nicht vergessen hat. Seine Lyrik ist gedankenvoll und zart, wenn auch in Form und Farbe nicht eben hervorragend. Charakteristisch für ihn ist der Versuch eines dem Gedichtband beigefügten kosmogonischen Gedichtes („Les Origines“). Es liest sich schön und fließend, aber es teilt das Los so vieler trefflicher Versuche auf diesem recht undankbaren Arbeitsgebiet: es ist so schwer, Neues zu bringen, ohne in haltlose Phantastik zu verfallen; und da diese Gefahr für Warnéry nicht besteht, muß er jener zum Opfer werden. — Mit seinem letzten Buch hat er das bisher Gegebene, zu dem auch seine Ramberbiographie zu zählen wäre, in den Schatten gestellt. Sein „Hoffnungsweg, Bekenntnis eines Unbekannten“ ist eines unserer gedankenreichsten Bücher und eben damit typisch für die Weltanschauung unserer Gebildeten. Die Entwickelung vom Zweifel zur Gewißheit, vom Irrtum durch Leiden zur Wahrheit ist von großem seelischem Interesse und als objektive philosophische Leistung

Digitized by Google

Henri Warnéry.

wie als subjektives menschliches Dokument aller Beachtung wert. Auch hier ist, was die Form betrifft, nicht alles, wie es sein sollte: zuviel altmodische Technik, zu wenig Spannung, Wechsel, Farbe. Es ist nur gerecht, das auf Ibsen bezügliche und von ihm bewahrheitete Wort eines nordischen Kritikers auch auf Warnéry zu beziehen: „Der Inhalt ist da, er wird auch seine Form finden; das Umgekehrte wäre weniger sicher."

Pfarrer Alfred Cérésole ist ein beliebter Volkserzähler und für bestimmte Schichten ein guter Menschenkenner und fröhlicher Menschenschilderer. Sein „Jean Louis" ist ein gelungenes Porträt des waadtländer Bauern. Litteraturgeschichtlich wertvoller sind seine teils novellistischen („Voix et Souvenirs"), teils streng historischen („Notices historiques sur la ville de Vevey") Beiträge zur Lokalgeschichte und seine, geduldigen Nachforschungen an Ort und Stelle zu dankende Darstellung der „Légendes des Alpes Vaudoises". Ein patriarchalischer Pfarrherr der alten Zeit: gebend an seine Gemeinde in Vorträgen und gemütlichen Winterabenden; nehmend von ihr in scharfer, doch gütiger Beobachtung, der das kleine Geschehnis zum Abbild des Weltgeschehens und Menschenlebens wird.

Wenden wir uns weiter nach Norden, so begegnet uns auf den Höhen der neuenburger Berge der gelesenste und im besten Sinne beliebteste unserer Schriftsteller, T. Combe, ein weibliches, nun längst durchschautes Pseudonym für Adèle Huguenin, von deren ein Dutzend gewiß überschreitenden Bänden nur „Une Croix", „Le Sentier qui monte", „Oeuvre d'amour" (Neuchâtel, Attinger) genannt seien. Was sie zum Schreiben trieb, war anfangs wohl der Drang, ihre reiche Gabe der Menschenbeobachtung nutzbar zu machen. Und diese Beobachtung führte sie weiter, als sie dachte. Einem größeren Industriezentrum nahewohnend, schaute sie in die Abgründe menschlicher Verworfenheit. Weit entfernt, solche furchtbaren Thatsachen als gegeben hinzunehmen, suchte sie in liebevoller Vertiefung die Gründe zu erforschen, die zu solchem Elend führen, und mehr noch die Pfade zu finden, die zum Licht emporweisen. Bei diesen Problemen ist die Dichterin, leise variierend, bald so, bald anders sie fassend, geblieben. „Tendenz" also, und das Urteil ist gesprochen? So denken viele, die sich über die Begriffe Kunst und Tendenz, sowie ihr wechselseitiges Verhältnis nie recht haben klar werden können. Damit soll nun nicht gesagt werden, daß unsere Dichterin den Ausgleich gefunden hätte. Die Art, wie sie in Broschüren, Zeitungsaufsätzen und Flugschriften die Sache der Temperenz, der Sittlichkeit u. s. w. vertritt, hat mit dem poetischen Beruf nur einen entfernten Zusammenhang. Aber warum sollte sie nicht einmal des reichen Stoffes künstlerisch völlig Herr werden? Warum soll auf die These des ironisch silhouettierenden Menschenschilderns und die Antithese des propagandistischen Wirkens nicht eine Synthese der Verschmelzung zweier so wertvoller Talente folgen? Wir hoffen es noch, denn so schätzbar die Missionarin T. Combe auf ihrem Gebiete sein mag, die Dichterin ist doch bedeutender. Und sie bricht in jedem Buche so oft und so bedeutsam hervor, daß ihr Sieg uns nicht aussichtslos dünkt.

Adolphe Ribaux übergehend, dem im ersten Jahrgang (Sp. 673 ff.) dieser Zeitschrift eine Charakteristik galt, kämen wir zu Philippe Godet, dem meistgenannten und bestgehaßten unserer Schriftsteller. Viel Feind', viel Ehr'! Aber auch viel Mühe, sie sich vom Leibe zu halten. Godet ist eine Kampfnatur, die sich zur Zeit der Frondebriefe ganz wohl befunden hätte. Er kämpft um Prinzipien, aber deren Träger erleiden mitunter manchen blutigen Seitenhieb. Von seiner politischen Thätigkeit kann ich hier schweigen, erwähnen aber muß ich seinen Kampf um die Natur seines Vaterlandes, gegen die Verschönerungsvereine, die Hotelspekulationen, die Gebirgsbahnen und was dergleichen Fortschritte mehr sind. Neben dieser Augiasarbeit besorgt er in seinen wöchentlichen Chroniken der „Gazette de Lausanne" und den Monatsberichten der „Bibliothèque Universelle" (Chronique Suisse) eine rechtschaffene Kritikerarbeit, bei der er streng, aber gerecht über alles „Laufende", auch in der

Philippe Godet.

Digitized by Google

bildenden Kunst, zu Gericht sitzt. Er ist mit Leib und Seele bei diesem oft undankbaren Geschäft, weil er sein Vaterland, und gerade seine engere neuenburgische Heimat, lieb hat, so lieb, daß er sie, lockenden Rufen trotzend, nie verlassen will. Für sie hat er vor drei Jahren sein Festspiel „Neuchâtel Suisse" geschrieben, das großen Beifall fand und zu den besten der Gattung gehört. Aus ihr erwächst ihm auch die Freudigkeit und das glückliche Behagen, das aus seinen Gedichtsammlungen (z. B. „Le Coeur et les Yeux") spricht. Ueber den Journalisten, den Patrioten, den Dichter stellen wir aber den Litterarhistoriker Godet. Von seiner Geschichte der westschweizerischen Litteratur war an dieser Stelle schon die Rede (vgl. Sp. 924). In ihrer Zeichnung der Persönlichkeiten, ihres Milieus und ihrer Entwicklung, im Darstellen und Gruppieren der Ereignisse ist das Werk besonders wertvoll. Man vergißt nie, daß es ein Dichter geschrieben hat. — Einem Dichter verdanken wir auch das größer angelegte, gleichzeitig verfaßte Konkurrenzwerk. Virgile Rossels Litteraturgeschichte (Genf und Paris, 2 Bde.) ist an Reichtum der Litteraturangaben und quantitativer Vollständigkeit Godet entschieden überlegen. Als Kunstwerk, als Bild eines Litteraturkreises steht es ihm empfindlich nach. Rossel bildet zu Godet bei gleichen Interessen einen ausgesprochenen Gegensatz. Beide sind Historiker, Poeten, Politiker, Volksdramatiker, aber wie verschieden in ihren Zielen und ihrem Empfinden! Rossel ist zwar das fruchtbarere, aber nicht das feinere Talent („La seconde jeunesse", „Poésies", „Le major Davel" u. a., Lausanne, Payot) mit viel weniger ausgeprägtem Heimatsgefühl und durch seinen Wohnort Bern (er ist Professor der Rechte) den in seiner wissenschaftlichen Methode und seiner nationalen Gesinnung spürbaren germanischen Einflüssen viel stärker ausgesetzt. Als ein Vertreter seiner engeren Heimat, des französisch redenden bernischen Jura, kann er litterarisch jedenfalls nicht genommen werden.

Noch viel weniger als er läßt sich die eigentümlichste Erscheinung unseres litterarischen Lebens lokalisieren, die den Namen Isabelle Kaiser trägt. Aus Unterwalden gebürtig, hat sie einen Teil der für die Sprache und Bildung entscheidenden Jahre in Genf verlebt, ist auch später oft in das romanische Sprachgebiet zurückgekommen. So erklärt sich ein wenig das in der deutschen Litteratur von heute wohl einzige Phänomen einer in beiden Sprachen nicht nur redenden und schreibenden, sondern auch lyrisch dichtenden Schriftstellerin („Héro", „Des Ailes", „Sorcière", „Notre Père", Lausanne, Payot. — „Gedichte". „Wenn die Sonne untergeht" [Erzählungen], Stuttgart, Cotta). Nur wen sein Bildungsgang je in verwandte Konflikte gebracht hat, kann die fast unlösbaren Schwierigkeiten dieser geistigen Situation ermessen und muß erstaunt sein, wie geschickt sich die Dichterin herauszuhelfen immer von neuem versucht. Umsomehr, als sie sich ihre Aufgabe noch beträchtlich erschwert hat; denn sie dichtet mit Vorliebe in ihrer zweiten Muttersprache und wohnt dabei in einem völlig deutschen Milieu. Mehrere Sprachen wirklich beherrschen, heißt mehrere Seelen haben, und dazu versteht sich nur schwer der Einheitsdrang des Geistes. So schien es mir immer, als ob Isabelle Kaiser deutsches Empfinden in französische Formen kleide. Darum muten den

Isabelle Kaiser.

Westschweizer ihre Romane meist ein wenig fremd an; darum findet der Deutsche in ihrem deutschen Stil so viel gallische Wendungen. Die Dichterin hat bei alledem Beachtenswertes geleistet, und ihre Spätromantik — um sie mit einem Wort zu charakterisieren — ist durchaus wohlthuend, erfreulich und fesselnd. Ihr Talent ist bedeutend genug, um uns ganz hervorragende Leistungen zu versprechen, wenn sie sich zu zwei großen Entschlüssen ein Herz faßte: mit einer der beiden Kulturen dauernd zu brechen, bei einer Sprache sich genügen zu lassen und dort zu wohnen, wo man diese Sprache spricht. Dazu zweitens: ihrer beängstigenden Fruchtbarkeit (11 Bände mit 34 Jahren!) auf wenige Jahre ein Ziel zu setzen und während dieser Zeit durch eifrige Studien, bei geeigneter Umgebung und Anleitung sich in eben diese Kultur vollkommen einzuleben. Ohne diese Entscheidung wird sie kaum das bisher Erreichte übertreffen können.

In den französischen Teilen von Freiburg und Wallis ist von einer litterarischen Bewegung noch kaum etwas zu spüren. Ernest Tissot hat sich von der heimatlichen Religion, Sitte und Gedankenwelt in seinen Sensationsromanen und Litteraturbildern völlig losgelöst. Um E. de Boccard hat sich in jüngster Zeit ein Poetenkreis gebildet, der es mit der Herausgabe eines freiburger poetischen Jahrbuchs nicht ohne Glück versucht hat. Das Wallis hat noch keine derartige Organisation. Einer seiner jungen Söhne, L. Courthion, in Genf wohnhaft, hat in der „Semaine littéraire" den Versuch eines heimatlichen Sittenromans („A la Conquête de la Vallée") gemacht, nachdem seine „Scènes valaisannes" schon Beifall gefunden hatten. Hübsche Bilder aus dem Volksleben gab auch die 1895 verstorbene pseudonyme Mario (Marie Trolliet: „Un vieux pays", Lausanne, Payot;

Digitized by Google

„Le Génie des Alpes Valaisannes", Neuchâtel, Attinger), obwohl sie als geborene Waadtländerin und ehemalige Protestantin dem wallifer Charakter erst allmählich nähertrat.

Suchen wir endlich noch einen Gesamtüberblick über den vielgestaltigen esprit romand zu gewinnen, so verhelfen uns dazu zwei Jahrbücher. „Le Foyer Romand" (Lausanne, Payot) hat schon ein Jahrzehnt hinter sich und giebt durch seine vielen kleinen Beiträge unserer besten Kräfte ein hübsches Bild des heimischen Dichterschaffens. „L'Annuaire Helvétique" steht in seinem ersten Jahrgang (Lausanne, Bridel) und versucht, die Liebe zum größeren Vaterlande durch gute geschichtliche Aufsätze (Vergleich zwischen Genf und Basel, über das Sprachenverhältnis der Schweiz u. s. w.) zu fördern. Hoffentlich mit Erfolg, denn die Zukunft der westschweizerischen Litteratur wie des Schweizervolkes überhaupt scheint mir auf einer Befruchtung der Rassenelemente, auf freudigem gegenseitigem Studium und auf der Abwehr des übermächtigen ausländischen Einflusses zu beruhen, der leicht zur Nachahmung verführt. Die Grenzen, die die Geschichte nun einmal festgelegt hat, sollen darum nicht im geringsten verletzt werden. Es wird jedem Landesteil ein Stück Eigenart bleiben, und die typischen Vertreter einer solchen haben Anspruch auf die Wertschätzung der ganzen Nation. Darum sei an letzter Stelle noch des Musikers und Liederdichters E. Jaques-Dalcroze gedacht, der in Land und Stadt vom Osten bis zum Westen der Heimat mit seinen bald witzigen, bald gemütvollen Liedern, mit seinem feierlichen Ernst und seinem goldenen Humor bei Klein und Groß begeisterten Willkomm gefunden hat. (Drei Sammlungen „Chansons populaires et enfantines", Neuchâtel, Sandoz; auch deutsch ebenda. Dazu ein Prosaband „Le coeur chante", Genf, Eggimann.) Er hat diesen großen Erfolg nicht nur verdient, weil er ein feiner Musiker und geistreicher Kopf ist, sondern vor allem, weil er das westschweizerische Gefühlsleben in seinen Elementen zusammenfaßt und in hellem Spiegel wiedergiebt.

Aus dem Wanderleben der Litteraturen.

Von **Louis P. Bey** (Zürich).

(Nachdruck verboten.)

I.

Das französische Theater im Kurfürstentum Pfalzbayern (1679—1770).

Wie keine anderen modernen Litteraturen, haben sich von Anbeginn die französische und deutsche unausgesetzt gegenseitig ausgelauscht und ergänzt. Sie sind die beiden ältesten Kartellschwestern der europäischen Litteratur der Neuzeit. Es ist daher ganz am Platze, wenn wir unsere litteraturvergleichende Chronik, in der wir über das internationale „Litterarische Echo" von Zeit zu Zeit Buch führen wollen, mit einem Kapitel aus dem Litteraturverkehr Deutschlands und Frankreichs beginnen. Zur Abwechslung soll zunächst einmal von einem Buche die Rede sein, das noch nicht veröffentlicht ist. Also „de l'inédit"! — Vor einigen Monaten erfüllte das mannheimer Hoftheater eine Ehrenpflicht, als es bei festlich geschmücktem Hause einen Mann feierte, dessen Name aufs engste mit der ruhmreichen Vergangenheit der mannheimer Theatergeschichte verknüpft ist. Am 13. November 1900 waren 150 Jahre verflossen, seit der Reichsfreiherr und Theaterintendant Wolfgang von Dalberg geboren wurde, der nicht nur das große Kunststück vollbringen sollte, sich 24 Jahre lang trotz der größten Schwierigkeiten als Leiter einer Hofbühne zu behaupten, sondern auch das ihm anvertraute Kunstinstitut in einer von französischem Geschmack getränkten Umgebung zu hohem Ansehen emporzuheben. Dalberg war 1779 nach dem Wegzug Karl Theodors nach München an die Spitze der eben erst gegründeten deutschen Bühne getreten, auf der alsbald Shakspere eine Stätte finden und Schiller seine ersten Triumphe feiern sollte. Zwei Jahre zuvor stand die Berufung Lessings in Frage. Die Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch, und praktischer Leiter des neu geschaffenen mannheimer Nationaltheaters wurde damals der langjährige Prinzipal einer Wandertruppe, Marchand. Wenn Erich Schmidt in seiner Lessingbiographie von dem „klüglichen, französelnden Repertoire" dieses „verachteten Prinzipals" spricht, so darf wohl daran erinnert werden, erstens, daß ein Theaterdirektor damals noch mehr wie heute auf den Geschmack des Publikums angewiesen ist, und zweitens, daß Marchand außer „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und dem „Götz" eben noch kein klassisches Repertoire zur Verfügung stand. Zugstücke waren vor allem ins Deutsche übertragene und deutschen Verhältnissen angepaßte kleine französische Singspiele (Vaudevilles). Selbst der Kurfürst Karl Theodor — ein mustergultiger deutscher Regent französischen Stils — ließ sich herbei, die deutsche Komödie Marchands zu besuchen. Er verwickelte sich sogar — erzählt Eugen Wolff in seinem hier schon früher erwähnten Artikel über „Lessings Berufung an das mannheimer Nationaltheater" (Frankf. Ztg., 18. Dez. 1900), — während einer Vorstellung in einen Streit mit dem französischen Gesandten: dieser behauptet, die deutsche Sprache habe nicht Flüssigkeit und Biegsamkeit genug für den Gesang; der Kurfürst bestreitet diese Behauptung und singt zum Beweis selbst ganz laut eine Stelle erst französisch und dann in deutscher Versübersetzung. Unser Gewährsmann, der uns über den Erfolg dieses musikalischen kurfürstlichen Intermezzos im Ungewissen läßt, fährt dann fort: Als der Kurfürst das Aufsehen erregende Schauspiel „Eugénie" (von Beaumarchais) auf seiner französischen Bühne sehen wollte, traf es sich, daß ein Rollenstreit der Schauspieler zum höchsten Mißfallen Serenissimi die Aufführung verzögerte. Marchand benutzte die günstige Gelegenheit, um der französischen Rivalin den Rang abzulaufen; er ließ flugs eine deutsche Uebersetzung des Stückes herstellen und überreichte vierzehn Tage darauf dem Kurfürsten den Komödienzettel. Karl Theodor erscheint zur Aufführung, „und von diesem Augenblicke an war die Verabschiedung des französischen Theaters und die Errichtung eines deutschen beschlossen". Die Lebensfähigkeit der deutschen Bühne hatte den sofortigen Tod der französischen zur Folge.

Während man nun im vergangenen November in Mannheim Dalberg feierte und bei dieser Gelegenheit mancherorts der großen Tage der Bühne gedachte, die sich zuerst an die „Räuber" gewagt, gab uns ein junger französischer Theaterhistoriker, Olivier Francillon, in zwei fesselnden Vorträgen zu Heidelberg ein Bild von der hundertjährigen französischen Theaterherrschaft in der Pfalz, die jener glorreichen Epoche vorausging. Der Vortragende, der sich durch das gründliche, auf umfassenden dramaturgischen Studien beruhende Werk „Voltaire et les comédiens interprètes de son théâtre" (Paris 1899) als Kenner und geschickter Schilderer der Theatergeschichte des achtzehnten Jahrhunderts bekundet, skizzierte in diesen beiden Vorträgen den Inhalt der groß angelegten Studie: „Le théâtre français à la cour palatine (1679—1770)", für die er in den Archiven von Mannheim und Karlsruhe, in zeitgenössischen Korrespondenzen, Memoiren u. s. w. ein reiches Material gesammelt hat. Die hundert Jahre, während deren die Pfalz eine französische Bühne besaß, umfassen die Epoche, in der die französische Kulturmacht in Deutschland ihren Höhepunkt erreichte, — die Epoche, da man vor allem

Digitized by Google

in den vornehmen Ständen und in den bürgerlichen Kreisen, wo jene nachgeäfft wurden, — nicht nur in der Pfalz, sondern auch im Hessischen, Anhaltschen, Brandenburgischen, in Preußen, Bayern u. s. w. französisch „konversierte, korrespondierte, musicierte“, tanzte, Toilette machte, Theater spielte und sich nach jeder „façon“ amüsierte und selig ward, — nur getrunken wurde noch nach gutem alten deutschen Brauch. Man muß sich dies vergegenwärtigen, muß muß an die Macht der Bildung und der Verbildung zurückdenken, die Paris und Versailles ausübten, um zu begreifen, wie sich große französische Theatertruppen in so kleinen deutschen Residenzen halten und mit ihren Komödien und Baudevilles, die vielfach die Kenntnis des sozialen, politischen und litterarischen Cancan von Paris voraussetzten, ein verständnisvolles und dankbares Publikum finden konnten.

Nachdem Olivier in dem ersten Vortrage das französische Theater am pfälzischen Hofe bis zum Tode Karl Philipps (1742) behandelt und unter anderem erwähnt, wie seit Anfang der Sechzigerjahre des siebzehnten Jahrhunderts in dem sogenannten „Dicken Turm“ des heidelberger Schlosses das französische Ballet fleißig gepflegt, wie 1679 eine französische Komödiantengesellschaft aus Hannover berufen wurde, die man aber wegen eines Trauerfalles wieder abbestellte, wie sich die welschen Mimen während der unglücklichen Kriegsjahre, in die die Zerstörung des heidelberger Schlosses fällt, fern hielten, schilderte er ihren Einzug in Mannheim, nach dem der Hof übergesiedelt war. Und zwar kamen sie nicht auf Geheiß des Fürsten, sondern es rief sie der sich nach Zerstreuung sehnende Adel. Erst nachdem sie anfangs der Dreißigerjahre des achtzehnten Jahrhunderts längere Zeit im Kaufhaus unter der Direktion der Grafen la Marck und Nassau-Weilburg gespielt, treten sie in den Dienst des Kurfürsten. Es ist Olivier gelungen, Dokumente aufzustöbern, die uns sowohl über die Tüchtigkeit der Truppe — es befanden sich sogar Mitglieder der pariser Comédie française darunter — als auch über das vielseitige und gediegene Repertoire Auskunft geben. Dieses weist nämlich neben den gangbaren Stücken des sogenannten Théâtre de la foire (z. B. Lesage und Legrand) und der pariser „Comédie italienne“, auch Repertoirestücke der Comédie française auf, d. h. dramatische Werke von Molière, Corneille, Racine, Regnard, Dancourt u. s. w.

Daß das französische Theater unter dem prunkliebenden Fürsten Karl Theodor gedieh, der eine französische Erziehung genossen — seine Mutter war eine geborene Latour d'Auvergne — braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. In Schwetzingen ahmte man Versailles nach, so gut es mit einheimischem Gelde und Geschmacke ging. 1748 erhält die französische Truppe einen eigenen Theatersaal im linken Flügel des mannheimer Schlosses, wo sie vierzehn Jahre lang, bis 1764, von dem Baron v. Eberstein geleitet wird. Unter seine Intendanz fällt das denkwürdigste Ereignis dieser Theatergeschichte: die Ankunft Voltaires im Juli 1753, der natürlich, es gehörte zu gutem guten Ton, von Karl Theodor mit hohen Ehren empfangen wurde. Zu Ehren des weltberühmten Dichters, dem einige Wochen vorher in Frankfurt auf Befehl des beleidigten Freundes Friedrich II. so übel mitgespielt worden war, wurde in dem von einem Franzosen eben erst erbauten Theater in Schwetzingen „Zaïre“ aufgeführt. Zwei Jahre darauf fand ebendaselbst die „überhaupt erste“ Aufführung der Tragödie „Olympie“ statt, die Voltaire in sechs Tagen schrieb, und die auch darnach ausfiel. Die Hauptrollen wurden von bedeutenden Schauspielern dargestellt. Collini, der einstige Sekretär Voltaires, der in die Dienste Karl Theodors getreten war, leitete die Proben nach den Vorschriften seines früheren Meisters. Acht Jahre später hatten die Franzosen in Mannheim ausgespielt. Fortan wurden die pariser Komödien und Baudevilles nur noch von adligen Dilettanten in den sogenannten „concerts des amateurs“ gepflegt.

* *

Uhland in Frankreich.

Hans Kaeslins anregende Untersuchung: „Ludwig Uhlands französische Kritiker und Uebersetzer“*) bestätigt im vollsten Maße, was ich schon vor Jahren in bezug auf die irrige Behauptung Süpfles, Uhland sei der bei den Franzosen am meisten übersetzte Dichter und habe litterarischen Einfluß in Frankreich geübt, gesagt habe. Höchstens kann man bei Béranger, der den schwäbischen Balladendichter schätzte — ohne indessen Uhlands eigenstes Wesen, den heimatlichen Kern und Duft seiner Lyrik zu erkennen, — ferner etwa bei Deschamps, von einer dichterischen Anregung reden; vor allem aber bei einigen westschweizerischen Lyrikern. Kaeslin geht jedenfalls zu weit, wenn er auch dies verneint und sagt: „Der schwäbische Sänger ist in Frankreich übersetzt und gewürdigt worden, allein vergeblich möchte man bei irgend einem französischen Schriftsteller von Ruf Anklänge an ihn finden. Man zieht in Paris vor Uhland respektvoll den Hut, wenn man ihm gelegentlich begegnet, aber man geht seinen eigenen Weg weiter.“ — Den gebildeten Franzosen ist Uhland von der Schule her bekannt, d. h. er wird ihnen dort wohl meist gründlich verleidet. Zu den besten kritischen Würdigungen gehören die Aufsätze St. René Taillandiers und Challemel-Lacours, der es vom züricher Professor bis zum französischen Senatspräsidenten brachte. Beide können sich nicht genug thun — wie übrigens die Mehrzahl der französischen Kritiker — in der Bewunderung des volksmäßigen deutschen Liedes, dessen Gebiet von Uhland so glücklich bereichert worden ist. Dem oft lüsternen französischen Chanson und dem, sagen wir einmal „nüchternen“ Trinklied des Franzmannes wird das „plaisir honnête“ der deutschen Volksweise und der „caractère d'élévation“ des deutschen Trinkliedes gegenübergestellt. Challemel-Lacour rühmt an Uhland besonders die physische und moralische Gesundheit, den Ehrenmann und warmherzigen Patrioten. — Zu den französischen Nachdichtungen übergehend, hebt der Verfasser hervor, daß die gesamten Dichtungen Uhlands bis jetzt noch nicht in gebundener Rede übertragen sind. Ergötzlich sind einige der bei unseren Nachbarn so beliebten komischen Mißverständnisse, die es verdienten, einmal von einem den Dr. phil. erstrebenden Studiosen gesammelt zu werden. „Und als das Trinklas gellend springt“ wird übersetzt mit: „Et tandis que la coupe ‚bondit‘ avec fracas en l'air“. Und der Vers: „Herr Abt, ich bin zum Mönch zu ring“ soll gar heißen: „Seigneur abbé, j'ai les cheveux trop bouclés pour être moine!“ — Die ersten metrischen Uebersetzungen sind von Xavier Marmier; sie stammen aber nicht, wie der Verfasser annimmt, erst aus dem Jahre 1844, sondern erschienen schon zehn Jahre früher in der Nouvelle Revue Germanique. Entgangen sind Kaeslin die 1896 erschienenen „Poésies choisies de Uhland, trad. de M. A. Pottier de Ciprey“, die in der „Revue Bleue“ vom 4. Juli 1896 besprochen sind. Auch ersahren wir nichts von denjenigen, der eigentlich zuerst auf die Dichtungen des schwäbischen Sängers hingewiesen, von Gérard de Nerval, dem Uebersetzer des Faust und von Heines Lyrik. Ich glaube, gerade bei diesem merkwürdigen Romantiker hat die Forschung einzusetzen, die einige Spuren uhlandschen Einflusses aufzudecken sucht. Auch Kaeslin kommt zu dem Schlusse, daß den Franzosen die treuesten und wahrhaft poetisch nachempfundenen Uebersetzungen uhlandscher Lyrik von zwei Westschweizern geschenkt wurden, von Paul Gautier und Jules Buy.

*

Wechselbeziehungen zwischen den romanischen Litteraturen unter sich und romanischer und germanischer Litteratur.

Unter diesem etwas ungelenkigen Titel vereinigen die von Professor Karl Vollmöller herausgegebenen „Kritischen Jahresberichte über die Fortschritte der roma-

*) Beilage zum wettiner Seminarprogramm, Baden 1900.

Digitized by Google

nischen Philologie" (IV. Bd. Erlangen 1900) eine Reihe von vortrefflichen Repertorien aus der Feder berufener Spezialisten auf dem Gebiete der vergleichenden Litteraturgeschichte. Es sind hier die Resultate aller hierher gehörigen Forschungen, die in den Jahren 1891 bis 1896 entstanden, zusammengetragen und kritisch beleuchtet. Der rastlos thätige Herausgeber, der es sich angelegen sein ließ, sachkundigste Mitarbeiter zu gewinnen, und diese selbst haben sich durch dies Sammelwerk ein großes Verdienst um die Litterarhistorik erworben. Ueber die zahlreichen Studien, die sich mit dem Einflusse der altfranzösischen Litteratur auf die altdeutsche und andererseits mit den germanischen Einwirkungen auf die altfranzösischen Dichtungen befassen, berichtet (S. 382 bis 427) der Romanist und Sagenforscher Edward Wechßler. Hieran schließt sich das Referat über die romanischen Einflüsse auf die nordische und englische Litteratur des Mittelalters, das die letzte Arbeit Eugen Kölbings sein sollte, des im vergangenen Jahre verstorbenen breslauer Professors, in dem Deutschland einen der gründlichsten Kenner englischer Sprache und Litteratur verlor. — Sehr knapp sind die Berichte des straßburger Anglisten E. Koeppel über das, was uns die Forschungen von 1891 bis 1894 neues über den Einfluß der italienischen auf die englische Litteratur gelehrt. An dieser Spärlichkeit ist zum guten Teil die Bescheidenheit des Referenten schuld, der die beiden bedeutendsten Schriften auf diesem Gebiete, die „Studien zur Geschichte der italienischen Novelle in der englischen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts" und die „Beiträge zur Geschichte des elisabethanischen Dramas" mit wenigen Worten abthut — weil er selbst der Verfasser ist. — Was hier verfäumt ist, wird in dem folgenden Repertorium, dem reichhaltigsten der Sammlung, nachgeholt. Das mit staunenswertem Fleiße zusammengetragene und geschickt verarbeitete Material, das uns der emsig schaffende Forscher Ludwig Fränkel (Aschaffenburg) in seinem Beitrage „Italienische und andere romanische (inkl. lateinische) Wechselbeziehungen zur mittel- und neuenglischen Litteratur" (S. 440 bis 549) bietet, zeigt recht deutlich, wie sich die National-Litteraturgeschichten durch die vergleichenden Studien vertieft, wie viele neue Einblicke wir gewonnen, wie viele litterarhistorische Ueberlieferungen zu korrigieren und umzulernen sind; und vor allem wird uns hier wieder der allgemeine Litteraturzusammenhang klar vor Augen geführt. Welche Summe von Arbeit in diesen erschöpfenden vergleichenden Annalen romanisch-englischer Litteraturbeziehungen steckt, vermögen nur die zu beurteilen, die einigermaßen mit diesem weiten und vielverzweigten Forschungsgebiete vertraut sind. — Ueber den Einfluß des spanischen und italienischen Dramas auf das anderer Länder giebt uns der auf diesem Gebiete seit Jahren thätige Forscher A. L. Stiefel Auskunft.

•

Italiens Einfluß auf das Entstehen und die Entwicklung des modernen Klassizismus. — Die spanische Litteratur in England zur Zeit der Tudors.

Diese beiden gleich wichtigen und schwierigen litteraturvergleichenden Aufgaben wurden von zwei amerikanischen Gelehrten mit schönem Erfolge gelöst. Beiden Werken, Spingarns „A history of literary criticism in the Renaissance with special reference to the influence of Italy etc." (New York 1899) und Underhills „Spanish Literature in the England of the Tudors" (New York 1899) hat die Kritik hüben und drüben reiches Lob gespendet. Die nicht nur inhaltlich, wissenschaftlich tüchtigen, sondern auch äußerst anregenden und gut geschriebenen Bücher, die wir jedem englischkundigen Gebildeten empfehlen, ehren die Columbia University in New York und insbesondere deren litteraturvergleichende Sektion, aus denen sie hervorgegangen sind. Dazu kommt noch, daß es die Amerikaner wie die Engländer verstehen, ihren Studien durch vornehme Ausgaben eine würdige Gewandung zu geben, statt sie, wie anderwärts, in der Art von Buchhändlerkatalogen drucken zu lassen. Das Ergebnis seiner Darlegungen faßt Springarn in folgenden Thesen zusammen: Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nahmen poetische Regeln und Theorieen in Italien bestimmte Formen an. Die Prinzipien der italienischen Kritik verbreiteten sich dann in Frankreich, England, Spanien, Deutschland, Portugal und Holland, so daß es schon im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts im ganzen westlichen Europa eine allen gemeinsame Renaissance-Doktrin gab. Dagegen lieh ihr ein jedes Volk ein nationales Gepräge. Aber es triumphierte schließlich die in Frankreich ungeformte Renaissancekritik. Die internationale Münze klassischer Kritik wurde in Frankreich geprägt, oder wie sich Springarn ausdrückt: „modern classicism represents the supremacy of the French phase, or version, of Renaissance Aristotelianism." —

Nach Italien ging der reiselustige Engländer auch schon im Zeitalter der Tudors aus eigenem Antrieb, um das an Erinnerungen, an Kunstschätzen aller Art reiche Land aus eigener Anschauung kennen zu lernen — schreibt E. Koeppel in einer anerkennenden Kritik des underhillschen Werkes — nach dem weit weniger lockenden Spanien vor allem der Diplomat und der Kaufmann. Politische und kommerzielle Interessen überwogen in den Beziehungen Englands mit Spanien, und diesen Interessen dient auch die Hauptmasse der Uebersetzungen: die Kriegskunst der Spanier, ihr mächtiger Handel, die kühnen Entdeckungsfahrten ihrer Flotte waren dem Engländer wichtiger, als die schöne Litteratur Spaniens, die ja doch keine so weit berühmten Namen wie die italienische aufzuweisen hatte. Dennoch ergaben die englischen Uebersetzungen der litterarischen Werke Spaniens eine reiche Ernte. Besonders sind es die Kapitel, in denen Underhill dem Einflusse der spanischen Pastoraldichtung, d. h. dem der Diana des Montemayor, jenem Romane, der ja in alle europäischen Litteraturen drang, nachforscht und den Spuren des spanischen Schelmenromans, d. h. Mendozas „Lazarillo de Tormes", folgt, der allerdings erst in Frankreich Typen von weltlitterarischer Bedeutung schuf, Spuren, die doch deutlich darthun, daß sich England auch auf litterarischem Gebiete ganz Erkleckliches in Spanien geholt hat. Bemerkenswert ist jedoch, daß hier, wie fast stets — besonders in den litterarischen Beziehungen Deutschlands zu Spanien und vor allem zu England — Frankreich der Vermittler gewesen ist. Sehr häufig sagt E. Koeppel bei diesem Anlaß, hat auf allen Gebieten der Uebersetzungslitteratur der Franzose zwischen dem Spanier und dem Engländer vermittelt, eine Thatsache, die auch bei englischen Versionen italienischer Werke so oft festzustellen ist. Eine große Anzahl der spanischen Bücher ist von den Engländern nicht unmittelbar aus dem Spanischen, sondern nach französischen Versionen angefertigt. Viel seltener ist der Verbindungsfaden durch das italienische Schrifttum gelaufen.

•

Tolstoi in der Weltlitteratur.

Einer russischen Zeitschrift, die einen interessanten Auszug aus dem Buche des Russen P. Draganow „Uebersicht von vierzig verschiedensprachigen Uebersetzungen der Werke des Grafen Leo Tolstoi" bringt, widmet das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" eine kurze Besprechung, aus der wir das wichtigste mitteilen. Draganow beginnt bei der Angabe der Jahre, in denen sich die einzelnen Völker mit den Werken Tolstois zu beschäftigen anfingen, mit dem Jahre 1870. Daß diese Aufstellungen weder ganz erschöpfend noch absolut zuverlässig sind, liegt auf der Hand; sie haben aber ihren Zweck erfüllt, wenn sie uns eine richtige Vorstellung von den Verhältnissen geben. Die ersten Uebersetzer (1870) scheinen die Griechen zu sein. An vierter Stelle kommen die Franzosen (1877), an sechster die Engländer (1878), an neunter die Deutschen (1882), an sechzehnter die Amerikaner (1887) u. s. w. bis zu den Chinesen

Digitized by Google

(1895) und dem Altbebräischen (1899). Zieht man dagegen die Zahl der in den verschiedenen Sprachen erschienenen Uebersetzungen und Beurteilungen der Werke Tolstois in Betracht, so gestaltet sich die Reihenfolge anders, aber ebenso charakteristisch. Jetzt tritt die deutsche Litteratur in die erste Reihe mit 218 Uebersetzungen und Forschungen — in Wirklichkeit dürfte sich eine weit höhere Zahl ergeben — dasselbe gilt auch von der französischen Litteratur, die mit 159 Schriften an zweiter und von der englischen, die mit 75 Schriften an fünfter Stelle kommt.

* *

Ein kosmopolitisches Litteraturjahr in Frankreich.

Von Zeit zu Zeit erheben sich von alters her und allerorts, nicht nur in Frankreich, warnende Stimmen gegen das Eindringen ausländischer Litteratur, fremden Geistes. Es sind nicht immer die berufensten, die also für die einheimische Kunst in die Schranken treten — die wahrhaft schöpferischen Dichter und Denker, die Großen, finden wir nicht unter ihnen. Denen ist es niemals bang um die Echtheit ihrer Kunst, um die Widerstandsfähigkeit der einheimischen Litteratur. Zur rechten Zeit und am richtigen Ort ist ein besonnener Warnruf gewiß am Platze. Besonders wenn es die „Jungen" gar zu toll treiben und wenn sie Jahr aus Jahr ein neue Dichterpropheten, neue ästhetische Ueberraschungen und Gefühlswerte entdecken. Ob es etwas nützt, wenn die Aelteren und die Alten „Halt" rufen? Nein, es nützt gar nichts; aber man soll es doch nicht unterlassen, schon des guten Beispiels wegen — damit es die „Jungen" auch thun, wenn die Reihe an sie kommt, d. h. wenn sie die Aelteren und die Alten geworden! Was kam dabei heraus, als Jules Lemaître, als Doumic, als Brunetière, lauter „gros bonnets", große Tiere der französischen Kritik, in allen Tonarten, mit Witz, Satire, beißendem Spott und glühendem Patriotismus gegen das, was sie den Kosmopolitismus nannten, gegen die dem urfranzösischen Geiste feindlichen „littératures du Nord" loszogen? Nichts, rein nichts. Und so wird auch das Mahnwort spurlos verhallen, das Lucien Descaves, der Autor des berüchtigten Kasernenromans „Les Sous-Offs", vor kurzem in einem Leitartikel des „Echo de Paris" verkündete.

Freilich, wenn man sich die buchhändlerischen Erfolge des letzten Jahres genauer ansieht, begreift man den Aerger und die Entrüstung der französischen Autoren. Es ist nicht zu bestreiten: im letzten Jahre des alten Jahrhunderts war in Paris der ausländische Roman Trumpf. Die großen litterarischen Ereignisse kamen Anno 1900 fast ausschließlich von auswärts. Kein Wunder, wenn die einheimischen Produzenten nach Schutzzoll schreien und die eingeführte Ware herunter-machen. Das letztere leistet sich Descaves mit dem größten Erfolge der Saison, mit dem Roman „Quo vadis?" von Henryk Sienkiewicz, dem neuesten pariser Modedichter. Nach dem Polen kommt der Russe Tolstoi, dessen „Auferstehung" auch einen Riesenabsatz gefunden. Vor diesem zieht der französische Naturalist den Hut ab. Dies Buch, sagt er, beherrsche und überrage den zeitgenössischen Roman wie ein Leuchtturm mit Reptiertiecht, der, nachdem er das neunzehnte Jahrhundert durchleuchtet, seinen Glanz über das zwanzigste verbreitet. Der Einfluß dieses russischen Humanitätsapostels läßt sich in der That schon in Zolas neuestem Romane „Le travail" nachweisen. Noch weiter aus dem Osten stammt der dritte Treffer der Romanlitteratur. Der Verkauf der von der „Revue blanche" in der Uebersetzung von Mardrus herausgegebenen Erzählungen von „Tausend und eine Nacht" erinnert an die besten Geschäftszeiten George Ohnets. Auch auf einen vierten pariser Triumph des ausländischen Romans ist Descaves schlecht zu sprechen. Er begreift nicht, wie auch die Pariser dazu kommen, an dem Verfasser des „Dschungelbuches" den Narren zu fressen. Wer phantastische Romane liebe, solle sich doch an einen Franzosen halten, an J.-H. Rosny etwa, der weit über dem Englisch-Indier Kipling stünde, der dank der Propaganda des „Mercure de France" auch am Seinestrand Tagesheld geworden sei. Uebellaunig fragt dann Descaves, an wen jetzt die Reihe sei. Sudermann, Ibsen, Strindberg, Hauptmann ꝛc. hätten sie jetzt genossen — aber noch seien die Türkei, Oesterreich, Holland, Griechenland, Finland ꝛc. immer noch nicht entdeckt! Nur Geduld — übrigens sind zum mindesten Oesterreich und Holland schon lange litterarisch entdeckt. Einstweilen behält Frankreich seine alten Lieferanten. Schon hat die „Revue de Paris" einen neuen Russen entdeckt: Maxim Gorkij. Und Björnsons „Ueber unsere Kraft" hat seinem Dichter Ruhm in Paris keinen geringeren Erfolg gebracht, wie überall an deutschen Bühnen, wo dieses Drama gegeben wurde.

Proben und Stücke.

Der Nehrenleser.

Von **Fritz Marti** (Zürich)*).

(Nachdruck verboten.)

In der Stube legte sich Adolf über einen Stuhl, um des Schluchzens Meister zu werden. Aber die Wut erneute sich immer wieder bei der Erinnerung an die Beleidigung, welche der Mutter geschehen. „Wenn ich ihn sehe, töte ich ihn!"

Vergebens tröstete die Mutter: „Das ist ja gleichgiltig, was so ein Mensch sagt, das kann einen nicht beleidigen."

Doch der Thränenstrom rieselte fort, und allmählich ließ sich Adolf auf den Boden gleiten, wo sein Schluchzen bald in bloßes Glucksen überging und der Körper nur bisweilen zuckte.

Die Mutter zog den Schlüssel vom Kasten, wo das Brot verschlossen war, ab und sagte: „Du kommst bald nach, Dein Abendbrot habe ich hier in der Schürze!"

Als der Knabe eine Weile gelegen hatte, schweiften seine Blicke allmählich umher. Wie er den Kopf drehte, sah er einen großen schwarzen Käfer unter dem Ofen hervorkrabbeln und auf sich zukommen. Als das Tier in sein Bereich gelangt war, versperrte er ihm mit einem Hölzchen den Durchgang. Ob auch das Hindernis ihm überall folgte und unübersteiglich schien, so wich der Käfer doch nur wenig von der Richtung ab, sondern verfolgte tapfer und hartnäckig seinen Weg, unermüdlich über das Gebirge kletternd. Darob vergaß Adolf seinen Schmerz, da er beinahe leidenschaftlich den Kampf führte, und schließlich imponierte ihm die Beharrlichkeit des Käfers derart, daß er zur Seite rückte, worauf der Sieger in beschleunigter Eile geradewegs seinem Ziele zusteuerte und unter dem Kasten verschwand.

Als Adolf dem Käfer das Feld geräumt hatte, war ein kleines junges Mäuschen erschrocken in sein Loch geschlüpft, und der Knabe lauerte ihm mit angezogenem Atem auf, bis es wieder zum Vorschein kam und auf den Brosamen unter dem Tisch herumhüpfte und jeden Augenblick wieder sich seines Verstecks versicherte und nun vollends die Flucht ergriff, als durch die halboffene Stubenthüre Adolfs junge Krähe hereingehüpft kam, auf dessen ausgestreckte Hand sich schwang und mit dieser ängstlich die Bewegungen mitflatterte. Damit

*) Aus: Das Vorspiel des Lebens. Eine Erzählung in Kindergeschichten von Fritz Marti (Berlin, Otto Janke, 1897). — Der hier abgedruckte, in sich geschlossene Abschnitt ist das zweite Kapitel. Das erste schließt damit, daß Adolfs Mutter von einem rohen Hausknabhar mit groben Worten beschimpft wird, ohne sich dagegen wehren zu können.

Digitized by Google

war der Schmerz des Knaben völlig getilgt, und als die Krähe gegen den dargestreckten Finger den Schnabel aufsperrte, sprang Adolf auf, ergriff im Küchenwinkel eine Hacke und suchte im zerstörten Kürbisgärtchen Würmer für den Vogel, bis dieser gesättigt seine Opfer sich um den Schnabel krümmen und winden ließ, ohne sich die Mühe des Verschluckens zu geben.

Beim Anblick eines zweiten daherfahrenden hochgeladenen Getreidewagens erinnerte sich Adolf mit unruhigem Gewissen des mütterlichen Gebots, schnallte schnell den länglichen Korb mit dem Lederriemen um die Hüfte und flog die Straße hinauf, aus Scham über seine Faulerei gar nicht nach dem Dachdecker hinschauend. Am Ende des Dorfes, wo vom Baumgarten links und von der kleinen Erdöhung rechts die Bäume ihre Aeste über den Straßenrand streckten, hingen von den überhängenden Zweigen die Getreidehalme hinunter, die die vorüberziehenden Getreidefuhren den Baumkronen als Tribut geleistet. Die Aehrenlese jetzt schon zu beginnen, hüpfte Adolf nach jedem einzelnen Halm und brach die Aehre in seinen Korb.

Plötzlich zuckte er in freudiger Aufregung empor. Ein Apfel war vom Baume ins Gras gefallen und auf die Seite gegen die Straße gerollt. Kein Zweifel! Er stammte von dem berühmten Ernteapfelbaum, von der frühesten und besten Sorte! Der Apfel blinkte verführerisch im Grase, er hatte schon einen Stich ins Goldene und war gewiß ganz reif! Aber es war verboten, fremdes Eigentum zu betreten. Adolfs Blicke spähten ringsum: niemand in der Nähe, nur der Eigentümer des Baumgartens saß an dessen Ende vor seinem Hause und dengelte mit dem Hammer die Sense. Da stellte sich Adolf nahe dem Bord auf die Zehen, krümmte den Körper zu einem starken Bogen, vermied die Berührung der Grasspitzen, um sein Gewissen nicht zu verletzen, und entfloh dann mit dem glücklich erwischten Apfel.

Als er das Ende des Straßenaufsteiges erreichte, wo sich der kleine Hügel in die Ebene verlor, überblickte er die weite gelbe Fläche, sah hinter dem schon stark in die Höhe gestiegenen Garbenwagen die Herde der Aehrenleser mit gebeugtem Rücken, aus deren Niederung sich von Zeit zu Zeit die Gestalt der Mutter erhob, die mit der beschattenden Hand über den Augen ungeduldig nach ihm ausschaute. Dieser Anblick beflügelte Adolfs Beine, daß er über das Feld rannte, sich unbemerkt zu der Schar hinschlich und ohne Zögern die Lese begann.

„Bist Du schon lange da?“ fragte verwundert nach einer Weile die Mutter, als sie ihn so fleißig bei der Arbeit erblickte. Um die Wahrheit nicht zu gestehen und doch der Lüge auszuweichen, wies Adolf bloß auf seinen Aehrenvorrat, und die Mutter fand diese Antwort genügend und sagte nur: „Du hättest Dich beim Kommen melden dürfen, daß ich nicht so oft umsonst mich nach Dir hätte umsehen müssen!“ Adolf nahm schweigend den Tadel hin. Weil er aber zu spät gekommen, ließ ihm die lebendige Mauer vor ihm nur die Nachlese, die mager genug ausfiel.

Es hätte der Gewaltsamkeit bedurft, um in die fest geschlossenen Glieder einzudringen, die ebenso geschlossen vorwärts rückten, sobald der Wagen vorfuhr. Als ob ihm allein die Schmach angethan worden, schämte sich Adolf, als der Bauer zornig über die Unverschämtheit derjenigen schalt, die zu weit vorgerückt waren und die Aehren fast unter den Garben hervorscharrten, so daß die ganze Schar durch ihre Schuld zurückgetrieben wurde. Zorn ergriff alsgemach Adolf, da ihm alles unter den Fingern vorweggehascht wurde, während er sich scheute, zudringlich und begehrlich zu sein. Vergebens rief ihm die Mutter unwillig zu: „Wehre Dich doch auch, Du bist ja immer der Letzte und kommst überall zu kurz!“ Wenn die andern nach einer Stelle hinstürzten, wo ein kleiner Aehrenregen niedergefallen war, sich platt auf den Bauch warfen und eine rechte Balgerei entstand, so streckte sich Adolf absichtlich kerzengerade in die Höhe, um zu beweisen, daß er keine Gemeinschaft mit solcher rücksichtslosen Habgier habe, und er that es der schönsten, fettesten Aehre nicht zuliebe, daß er sich darnach bückte, so zärtlich er sie mit den Blicken liebkoste.

„Man muß sich Deiner schämen!“ rief ihm die Mutter mit halblauter zorniger Stimme zu.

„Mir ist's hier verleidet!“ sagte er.

„Ja, weil man sich bücken muß.“

Als der geladene Wagen den Acker verlassen hatte, und die Zwischenzeit bis zur Ankunft des anderen von Schnittern und Aehrenlesern zum Besperimbiß benutzt wurde und Adolf, neben der Mutter seitab sitzend, das Stück trockenen Brotes verzehrte, sagte er unwillig: „Schau, wie Burgers sich nahe zu den Schnittern gesetzt haben, um zu schmarotzen, es ist eine Schande! Und Klippers Ruedi steht gerade vor ihnen und schaut ihnen in den Mund. Richtig, es hat ihm genützt, ein großes Stück Brot! Jetzt geht er nicht vom Platze, bis er auch noch Wein erschnappt hat.“ Nach einer Weile fuhr er fort: „Sieh, drüben am Mönchrain binden Müllers, dort sind gewiß keine Aufseher, und wenn ich allein bin, habe ich schnell den Sack voll!“

„Aha, Du möchtest gern spazieren, dann ist dort nichts und hier nichts, Du bleibst da!“

„Mir ist's verleidet hier, ich kriege ja doch nichts. Ich weiß es, dort ist amerikanisches, rotes Korn, die Aehren sind viel länger als diese und schwerer, daß sie leicht abfallen, man kann gewiß nur zusammenwischen.“

„Du kannst einem die Sache immer golden anmalen; so geh meinetwegen, aber wenn Du das Säcklein nicht voll bringst, erfährst Du ein schönes Gewitter!“

Glücklich, daß er dem Orte des Aergers entrinnen konnte, vermochte Adolf es kaum zu erwarten, bis er die Flucht angetreten. „Gieb mir nur den größeren Sack, ich fülle ihn gewiß und bringe soviel heim, als Ihr zusammen. Es wäre schade, wenn ich zu wenig Platz hätte!“

„Oho, nimm nur den Mund nicht zu voll,“ mahnte die Mutter, „wer zu viel verspricht, hält gewöhnlich nichts.“

„Ihr werdet schon sehen!“ sagte Adolf siegesgewiß.

Um den Schwarm der Aehrenleser nicht sich nachzuziehen und sein Ziel nicht zu verraten, schritt er ganz nachlässig von dannen und schlug, um jene über die Richtung zu täuschen, scheinbar den Weg gegen das Dorf ein.

Kaum aber war Adolf durch die Erdwelle gedeckt, als er einen Freudensprung auf die Landstraße that, sich seitwärts in den Baumgarten schlug, von dessen Grenze über den weiten Graben setzte und sich damit am Beginne des weiten Wiesenthales befand, das die Ebene vom jenseitigen höheren Gelände trennte. Zwar die Strecke bis zum Bache war breit, und es konnte gefährlich sein, durch das junge Gras zu schreiten, da das Thal gegen das Dorf hin offen und der Aussicht ausgesetzt war. Aber Adolf beschloß es zu wagen, da ihm die vielen Wassergräblein als Fußpfad dienen konnten. Zunächst aber weckte ein kleines, aus schweren Steinplatten gebildetes Gebäude seine Neugier. Ein geheimnisvolles Murmeln ertönte aus dem Gelasse, in welches hölzerne runde Balken hinein und weiter gegen das Dorf hin führten. Die Aufregung erfaßte ihn, zu erfahren, was der kleine Bau enthalte. Bis auf des Müllers Acker geladen würde, war es noch geraume Zeit. So rüttelte Adolf denn an der kleinen eisernen Thüre, die das Gehäuse verschloß. Endlich öffnete sich diese, mit gespannter Erwartung stellte Adolf den Kopf hinein und erblickte — Wasser, schönes, klares Wasser, daß er es gar nicht glauben wollte.

Auf dem Grund aber entdeckte er einen toten Frosch, der auf dem Rücken lag und dessen weißer Bauch durch das Wasser schimmerte, und daneben war ein Stück von einer Blindschleiche. Da wurde es ihm

Digitized by Google

unheimlich, er schlug das Thürlein zu, und mit der Angst, etwas Verbotenes begangen zu haben, machte er sich davon, in der steten Furcht, vom Dorfe her gesehen zu werden.

Jedes Unrecht zu vermeiden, trat er nicht zur Seite, sondern setzte in dem engen Gräblein hübsch einen Fuß vor den anderen, gerade auf einen dicken Weidenstamm lossteuernd, der am Rande des Baches stand, wo dieser eine Biegung machte.

Der Gedanke, allein soviel Aehren nach Hause zu bringen, wie die übrigen zusammen, erfüllte ihn mit Stolz und erfüllte sein ganzes Sinnen.

Auf einmal hörte er ein Plätschern und blieb erschreckt stehen. Jetzt bemerkte er Kleider auf der Spitze der kleinen Halbinsel, die durch den Bach und einen wenig tiefen Nebenarm gebildet war und die durch hohe Binsengebüsche an den zusammentreffenden Ufern der beiden Bäche zu einem Versteck gemacht war. Eine schwere Ahnung machte Adolfs Herz lebhafter pochen. Nun tauchte ein weißer Arm hinter dem Weidenstamme hervor, nun eine schimmernde Schulter und jetzt ein schöner Mädchenkopf mit losgelösten schweren Flechten: die schöne, durch ihre Güte und Freundlichkeit berühmte Müllerstochter war es, die am heißen Augusttage, geschützt durch das Gebüsch beim Auskleiden und durch ihre Ernteleute auf dem Hügel bewacht gegen Ueberraschung und neugierige Belauscher, hier ein Bad nahm und zum Glücke das Gesicht nach der anderen Seite gewandt hatte.

In zitternder Aufregung wollte Adolf sich zurückziehen; da aber die Müllerin in seine Nähe gekommen war, so konnte sie das Geräusch seiner Schritte hören, weshalb Adolf sich nicht zu rühren wagte und Qualen ausstand über seine unglückliche Lage, jeden Augenblick im Begriffe stehend, den Rückzug anzutreten, stets sich aber unentschlossen dieser ins Gras niederkauernd. Denn auf alle Fälle, sobald er entdeckt war, mußte man glauben, er habe sich in böser Absicht hergeschlichen.

Er konnte sich aber nicht enthalten, ins Wasser zu blinzeln, wo die Müllerstochter lustig plätscherte. Er wurde von großer, aufrichtiger Bewunderung ersaßt für sie, da sie nicht nur richtig schwimmen konnte, was Adolf von einem Mädchen unglaublich schien, sondern sogar den Hundsschwumm konnte und das Wasserstampfen. Kräftig zerteilten ihre Arme das Wasser, und sie warf sich von einer Seite auf die andere, tauchte selbst unter, daß sie das Haar aus dem Gesichte lösen mußte.

Jetzt stand sie, bewegte sich gegen das Ufer, ihre Schultern und der blanke Rücken entstiegen dem Wasser — erschrocken wollte Adolf die Flucht ergreifen und der Müllerin durch einen warnenden Ausruf seine Anwesenheit verraten, — in der gleichen Sekunde aber ertönte auf der Höhe ein Pfiff, das Mädchen schnellte ins Wasser zurück, erblickte den Knaben, dessen Gesicht glühend rot geworden: „Wart, Du Schlinge!' Das hätte ich nicht von Dir geglaubt, Adolf, daß Du so einer wärst!"

Bei den Ernteleuten war ein Hallo entstanden: Adolf sah von allen Seiten Verfolger auf sich einstürmen, die Scham brannte ihm im Gesicht, und schreiend rannte er das Ufer entlang bis zur Wuhre, wo das Wasser unter der geöffneten Schwelle im brausenden und schäumenden Falle in den Mühlenkanal stürzte. Er flog über den schmalen Steg über dem Abgrund, nur am Anfang vor dessen Gefährlichkeit zurückschreckend. In seinen Ohren klang das Geschrei der Verfolger, die Kniee zitterten und wankten bisweilen im Laufe, daß er beinahe zu Boden sank. Aber noch furchtbarer als der Schrecken vor der Meute, der eingebildeten, von allen Ecken drohenden Feinde, war die Verfolgung des schrecklichen Wortes der Müllerstochters: „So einer!"

Jetzt befand sich der Gehetzte auf dem rasigen Wege am Fuße des Hügels und glaubte sich schon in Sicherheit. Da kam von der Mühle her der als Raufbold berüchtigte lange Sägeknecht. Mit erneutem Geschrei und der letzten Kraft der verfagenden Kniee klomm Adolf den Abhang hinan, vermochte hier trotz der Angst und der verzweifelten Anstrengung nicht mehr weiterzukommen, da ihn die Beine nicht mehr trugen, und er konnte nur noch, sich in sein Schicksal ergebend, in das dichte Gebüsch schlüpfen, das auf der Kante des Hügels von Haselsträuchern und Hollunderbüschen gebildet war.

Hier erwartete er schweißgebadet und zitternd die Ankunft seiner Peiniger, wenigstens den Trost besitzend, daß noch einiger Aufschub gewonnen war, und etliche Augenblicke der Ruhe bis zur Einrichtung. Doch alles blieb still, er hörte den Sägeknecht unten vorbeigehen, und nur die Vögel zwitscherten im Gezweige und balgten sich mit großem Geräusch. Ein kleines gelbes Haselmäuschen kletterte neben ihm an einem Stämmchen empor, lief auf seine Schulter hinüber und spazierte ohne Furcht auf seinem Nacken, da er sich nicht zu rühren wagte, und entfloh erst, als er durch das Kitzeln etwas zuckte. Eine Ewigkeit verging.

Endlich wagte er, den Kopf aus dem Gebüsch zu strecken, niemand war in der Nähe, und nun trat er vorsichtig heraus, noch saft gelähmt von der Angst, aber doch froh, dem Unheile entronnen zu sein. Jedoch die Hoffnung auf die reiche Aehrenlese auf des Müllers Acker war zu nichte geworden.

In kleinlauter Stimmung schritt er über das Feld gegen das Waldthal, das jenseits der oberen Landstraße hinter dem großen Bauernhofe und neben dem grünen Bühl sich öffnete. Aber dort lag das Korn auf dem großen Acker vor dem Walde noch ausgebreitet zum Trocknen, und niedergeschlagen schlenderte er mit dem Aehrenkorbe am Rücken und dem großen Sack darin gegen den Waldsaum zurück.

Hier wußte er ein Nest junger Wildtauben, trat in den Wald, fand um den Baum zerstreut eine Menge Flaum, kletterte mit schlimmer Ahnung hinauf und fand das Nest leer.

In der Nähe kannte er eine besreundete Igelfamilie, die ihr Nest in einer Höhle unter einem großen Stein hatte. Oft hatte er die jungen Igelsöhne, wenn sie hervorgekrochen waren, zu einer Gruppe zusammengetragen und sie gehütet, ohne ihnen ein Leid zu thun oder den Kameraden sein Geheimnis zu verraten. Als er zu ihrer Wohnstätte gelangt war, fand er ein Schlachtfeld vor, das mit Stacheln bedeckt war, und das Gras zeigte Spuren des Kampfes.

Ein tiefer Schmerz durchzuckte ihn.

Er folgte dem Stimmengelärm gegen die Waldecke. Hier fand er in dem kleinen, verlassenen Steinbruch, dessen Schutthaufen mit Preisensträuchern bewachsen waren, einen grünfarbigen Zigeunerwagen. Am Eingange in die Schlucht lag ein Igelfell mit den glänzenden, braunweißen Stacheln, unter dem Wagen leckte der große gelbe Hund seine blutende Schnauze, und im Kessel über dem Feuer, um den sich der schwarze, zerlumpte Zigeuner eifrig zu schaffen machte, brodelten ohne Zweifel Igel und Wildtauben! Ein Zorn gegen das bis dahin so bewunderte seltsame Volk ersaßte ihn.

Voll Neugierde aber machte er des Hundes wegen einen Umweg, um ungesehen vom Rande des Felsens herab das Treiben der merkwürdigen Gesellschaft zu belauschen. Dort aber traf er am Waldsaume seitab sitzend eine junge, schöne Zigeunerfrau, deren Kopf mit dem glänzenden schwarzen Haar von einem roten Tuch umwunden war. Große schwere goldene Ringe glänzten in ihren Ohren. Die braunen, mandelförmigen Augen in dem schönen, ovalen Gesicht blickten ihn freundlich an, so daß er sich getraute, vor sie hinzustehen, zuletzt niederzukauern und sie unverwandt zu betrachten. Da geschah etwas Wunderbares. Die schöne Zigeunerin öffnete das Kleid, daß der braune Hals und die ganze Brust bloß waren, und das heftig verlangende Kind auf ihrem Schoße trank gierig. Und Adolf schaute mit

Digitized by Google

derselben Andacht den seinen Hals und die braunen Brüste und den seltsamen Vorgang. Die Abendsonne am Horizont vergoldete den ganzen Waldsaum und die braune Mutter und das Kind, und selbstvergessen kauerte Adolf noch immer am Boden und wandte kein Auge von ihnen. Die schöne Zigeunertrau lächelte, und Adolf lächelte unwillkürlich mit; das Lächeln der Frau mit der rötlich braunen Brust dauerte fort und wurde so sonderbar, und jetzt wurde Adolf plötzlich verlegen und purpurn im Gesicht, stand unsicher auf und entfernte sich. —

Zugleich überfiel ihn die Angst vor der Heimkehr mit leeren Händen. Und auf einem längst geleerten Roggenacker fand er einige magere, halb verweste Aehren. Auf der Landstraße unten kamen von des Müllers Acker her die Aehrenleser, und von dem Purpur des Abends hoben sich ihre großen Bündel auf dem Kopfe ab wie schwarze Wolken. Adolf aber schaute lange verwundert in seinen leeren Korb mit dem großen Sacke darin. —

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Themen allgemeiner Natur wurden in dieser Berichtsperiode nicht oft behandelt. Im „Dresdner Journal“ (124) untersucht Adolf Bartels in einer Studie („Das ‚Durchdringen‘ der Dichter“), wann und wie eigentlich die Dichter unserer älteren Litteraturepoche — von Klopstock bis Schiller — „durchgedrungen“ sind, wobei er unter Durchdringen das Sichdurchsetzen eines Dichters mit der Gesamtheit seiner Werke und der durch sie gespiegelten Persönlichkeit zu allgemein nationaler, günstigstenfalls internationaler Geltung versteht. Bei Klopstock — so wird im einzelnen ausgeführt — liegt der Fall vor, daß der Tageserfolg auch zugleich Durchdringen bedeutet; denn die drei Gesänge seines Messias, die im Jahre 1748 erschienen, schufen einen dauernden, niemals mehr ernstlich erschütterten Dichterruhm. Lessing hat erst spät allgemeine Anerkennung erlangt, aber niemals die jubelnde Begrüßung durch die ganze Nation. Goethe hat sich erst mit dem vollendeten Faust durchgesetzt, Schiller viel rascher, aber eine ernst zu nehmende Kritik hat er erst bei Hebbel und Ludwig gefunden. — Können nun — wie es natürlich ist — die großen Dichter immer nur bei den Besten ihrer Zeit durchdringen und niemals einen Massenerfolg davontragen, so wird der Versuch, sie dem Volke schmackhaft zu machen, immer eine edle Donquichotterie bleiben. Aber nicht aus diesem Grunde bekämpft Bartels in einem Aufsatz „Das Volk und die Kunst“ (Deutsche Welt, 35) den Versuch des verstorbenen Ludwig Jacobowski, spottbillige Ausgaben mit Fragmenten von Goethe u. a. unter dem Volke zu verbreiten, sondern weil Bruchstücke keinen Dichter charakterisieren könnten, und weil in der von Jacobowski geplanten kleinen Sammlung auch — Heinrich Heine vertreten war. — In diesem Zusammenhange mag noch ein Artikel von Prof. Dr. Max Schneidewin über „Die Not unseres geistigsten Gewerbes“ (Der Tag, 235) erwähnt sein, der oft gehörte Klagen über die Gewohnheit des Deutschen, keine Bücher zu kaufen, vorbringt und in dem hübschen Schlußsatz gipfelt: „Jeder gebildete und nicht unbemittelte Mensch sollte sich doch bei Neuerscheinungen, die ganz und gar in seine wissenschaftliche oder Geschmacksrichtung passen, die Frage vorlegen: ‚Wenn Du sie nicht kaufst, wer soll sie denn eigentlich kaufen?‘“

* * *

„Handschriftliches von Goethe“ hat Frau E. Mentzel in der National-Bibliothek zu Neapel gefunden und teilt es in der „Frankf. Zeitung“ (161) mit. Es handelt sich um einen unbedeutenden Brief, einige deutsche und einige französische (von Mancroix stammende) Verse. — Ueber den Nachlaß E. T. A. Hoffmanns orientiert ein kleiner Beitrag von Hans v. Müller in Berlin (Frankf. Ztg., 163), der die Absicht hat, eine Gesamtausgabe von Hoffmanns Tagebüchern und Briefen herauszugeben, und alle Besitzer von Hoffmann-Autographen um Ueberlassung ihres Materials bittet. — Der 100. Geburtstag des deutsch-böhmischen Dichters Karl Egon Ebert (5. Juni) hat eine Anzahl von Studien gezeitigt, von denen zunächst die von Prof. Alfred Klaar erwähnt seien (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil., 22, 23; Bohemia, 152, 153). Klaar lernte den Dichter 1871 kennen und blieb bis zu dessen Tode (1882) in persönlichem Verkehr mit ihm. Ebert hat Gedichte, Epen, Dramen und kurze poetische Erzählungen veröffentlicht; letzteren giebt Klaar den Vorzug und meint, ein Bändchen, das diese Dichtungen („Schelm vom Berge“, „Der Königstochter Launen“ u. a.) umschließe, hätte gegründete Hoffnung, in der Litteratur lebendig zu bleiben. Am Schlusse seines Aufsatzes beleuchtet der Verfasser das Verhältnis Eberts zu Hamerling und teilt mit, daß der zwischen den beiden Dichtern geführte Briefwechsel in Kürze der Oeffentlichkeit übergeben werden solle. — Einen Auszug aus seinem anläßlich der Ebert-Feier in Prag gehaltenen Vortrage, der in dem soeben erschienenen Ebert-Hefte (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Nr. 273 bis 275; Prag, Fr. Härpfer) abgedruckt ist, giebt Prof. Adolf Hauffen im „Prager Tagblatt“ (153). Sympathisch und anerkennend stehen dem Dichter noch zwei weitere Artikel gegenüber (Deutsche Ztg., Wien, 10568 und N. Fr. Pr. 13210), während ein Aufsatz in der prager „Politik“ (153) ihn dichterisch sehr gering wertet und ihn politisch als Todfeind der Böhmen bezeichnet. — „Fritz Reuters Verhältnis zu seinem Vater“ behandelt Dr. Friedrich Düsel (Neue Hamb. Ztg., 260, 262) auf Grund der Briefe Reuters an seinen Vater, die Dr. Franz Engel 1895 herausgegeben hat.

* * *

Von Charakteristiken lebender Autoren ist nur eine einzige zu erwähnen: Hans Benzmann schildert in der „Neuen Hamburger Ztg.“ (256) die dichterische Eigenart Detlevs von Liliencron. — Zwei Werke der alten Schule haben ausführlichere Würdigungen erfahren. Friedrich Spielhagens neuester Roman „Frei geboren“ und Marie v. Ebner-Eschenbachs Erzählungen: „Aus Spätherbsttagen“. Den spielhagenschen Roman analysiert Prof. J. Mahly (Züricher Post, 127) und faßt sein Urteil dahin zusammen, daß der Roman trotz einzelner Schwächen in manchen prächtigen Kapiteln doch die Züge des alten, d. h. des bisherigen ausgezeichneten Spielhagen zeige. Noch wärmer ist die Anerkennung, die Prof. Ad. Stern den Erzählungen der Ebner zuteil werden läßt (Dresd. Journ., 134). „Diese Geschichten haben einen Hauch ewiger Jugend, die volle Frische der Auffassung, der lebendigen Teilnahme an altem Menschenglück und -leid, das unartikulierte Sozialgefühl der Dichterin, das so viel mehr wert ist, als alles in Systeme und Paragraphen gebrachte.“ — Zusammenfassend bespricht Kurt Aram (Frankf. Ztg., 150) eine ganze Reihe von Versdramen (Salus, Susanna im Bade; Schnitzler, Der Schleier der Beatrice; Geucke, Sebastian u. a.). — Von einzelnen Werken wurden in besonderen Aufsätzen besprochen: Karl Henckells Dichtungen „Neues Leben“ (Dr. Franz Diederich, Bremer Bürger-Ztg., 132), Josef Trübswassers Märchendrama „Christes“ (Karl Hans Strobl, Ostdeutsche Rundschau, Wien, 149) und Franz Kranewitters Schauspiel „Andre Hofer“ (Hermann Bahr, N. W. Tagbl, 136).

* * *

Am 13. Juni beging das Theater an der Wien das Jubiläum seines hundertjährigen Bestehens. Dieser Gedenktag hat mehrere Festartikel hervorgerufen. Rückblicke auf die Geschichte des Theaters gaben Fritz Lang-

Digitized by Google

(Deutsches Volksbl., Wien, 4468) und Rudolf Kars (Fremdenblatt, Wien, 160), und Dr. Hans Daffis (Frankf. Ztg., 162) stellte Schikaneder, den Gründer des Theaters, in den Mittelpunkt seiner Betrachtung. — Den ersten Band von Adolf Bartels „Geschichte der deutschen Litteratur“ und Carl Weitbrechts „Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts“ zeigt Karl Berger an (Deutsche Welt, 36) und macht auf die gemeinsamen Merkmale der beiden Werke aufmerksam: den nationalen Standpunkt und die Gegnerschaft gegen die scherersche Schule. — Wilhelm Bölsches neues Essaibuch „Hinter der Weltstadt“ wurde an zwei Stellen anerkennend besprochen, in der „Beil. zur Allg. Ztg.“ (129) von Dr. Hans Bethge und in der „Bremer Bürger-Ztg.“ (128, 129) von Dr. Franz Diederich. — Als „fast einsam dastehende, treffliche Leistungen psychologischer und künstlerischer Kritik“ werden Leo Bergs Bücher „Das sexuelle Problem in Kunst und Leben“ und „Gefesselte Kunst“ von K. W. Goldschmidt (Brsl. Ztg. 397) warm empfohlen.

* * *

„Hamlet und kein Ende!“ nennt Prof. Dr. Eugen Wolff einen längeren Artikel (Frankf. Ztg. 154, 156), in dem er sagt, die Gestalt Hamlets biete keine Rätsel, man sähe vielmehr die folgerechte Entfaltung eines geschlossenen Charakters, das organische Ausleben einer individuellen Persönlichkeit. „Man mag denn suchen, den Gehalt dieser Persönlichkeit immer tiefer auszuschöpfen: man lasse endlich von den temperamentvollen Entdeckungsreisen nach dem „wahren“ Hamlet, der gewöhnlich ein einseitiger ist!“ Nachdem Wolff die bedeutendsten Charakteristiken des Dänenprinzen kurz erwähnt hat, entwickelt er seine eigene, die er dann also zusammenfaßt: „Aus der nordischen Landschaft tritt Hamlet als sinnender nordischer Mensch hervor. Fett und kurz von Ateu, alles eher als ein Herkules, ist er schon von Natur nicht zu ausgreifender That organisiert. So ist er auch von Temperament nicht jäh und heftig, wennschon er, herausgefordert, momentan aufbraust. Repräsentative Würde und Fürstenstolz sind ihm fremd. Er ist echter Freundschaft und echter Liebe zugänglich und sucht sie beide unter seinem Stande, weil nur die innere Würde für ihn Wert hat. Tugend, Güte und Edelsinn machen ihn einer Gewalthat wenig geneigt; peinliche Gewissenhaftigkeit hält ihn um so mehr von übereilter Rache fern. Im Gegenteil läßt sein argloses, vornehmes Gemüt fürchten, daß er selbst eher in die Schlingen der Hinterlist fällt, als er dazu gelangt, sie offen aus dem Wege zu räumen. Doch überhaupt neigt er mehr zum Denken als zum Handeln, mehr zur Versenkung in die innere Welt als zur Bethätigung in der äußeren Welt. Er hat Phantasie und Philosophie. Und nun wird sein jugendlicher Idealismus und Optimismus durch furchtbare Frevelthaten im Kreise seiner Nächsten grausam zertrümmert: als ekel, schal und thatt erkennt er das ganze Treiben dieser Welt; er hat keine Lust mehr am Manne — und am Weibe auch nicht. So gelangt er zur Gleichgiltigkeit gegen das Leben. Aber in seinem Weltschmerz droht auch sein persönlicher Schmerz zu versinken, zumal er als wissenschaftlicher Geist, als philosophischer Kopf nicht auf die Dauer subjektiven Antrieben unterworfen bleibt. Derart wirken Natur, Temperament und Charakter mit Hamlets geistiger Verfassung und Weltanschauung zusammen, um die Antriebe zum Handeln immer wieder lahm zu legen, um seinen angeborenen und wohlausgebildeten physischen Mut von einer bewußten Rachethat immer wieder zurückzuhalten, um seine Thatkraft immer wieder durch Zaudern zu hemmen. Ein solches Wesen, so edel es ist, ja zum Teil weil es so edel ist, erscheint in dieser Welt zum Untergang prädestiniert.“ — Neuere Shakspere-Biographieen bespricht zusammenfassend H. Jantzen (Beil. zur Allg. Ztg. 136) und verweist länger bei dem jüngst herausgekommenen Buche des Amerikaners Hamilton Wright Mabie (William Shakspere. Poet, dramatist and man. London, Macmillan & Co. 1900. 421 p.), dem er reiches Lob spendet. — Zum 25. Todestage der George Sand schrieb Anna Brunnemann einen Gedenkartikel („Eine Vorkämpferin für die Frauenbewegung“, Neue Hamb. Ztg. 261; vgl. „Die Frau“, Sp. 1349). — Björnsons neueste Schöpfung wurde noch in der „Neuen Freien Presse“ (13 207) und im „Sonntagsbl. des Bund“ (von F. V. Widmann) gewürdigt. Widmann nennt das Drama eine antinietzscheanische dichterische Kundgebung und umschreibt seinen gedanklichen Inhalt mit folgendem Satze: „Die ethische Kultur der heutigen Menschheit erträgt keine ataxistischen Rückfälle mehr in die nach Moral nichts fragende egoistische Sinnlichkeit des natürlichen Menschen.“ — Zwei moderne, französisch geschriebene elsässische Romane werden in den „Münchner N. Nachr.“ (252) ausführlich besprochen, nämlich „L'oubli“ von Th. Cahu und L. Forest (vgl. Sp. 760) und „Française du Rhin“ von Charles de Rouvre. Während der erstgenannte Roman eine versöhnliche Haltung hat und den Franzosen den endgiltigen Verzicht auf Elsaß-Lothringen als Notwendigkeit darlegt, zeigt das Buch von Charles de Rouvre, daß die Protestlust bei dem nämlichen Teil der Elsässer im Schwinden begriffen ist, heftig aber in der weiblichen Jugend in voller Stärke lebt. Diese eigentümliche Erscheinung ist zurückzuführen auf den ungeheuren Einfluß, den der unversöhnliche katholische Klerus des Elsaß auf die Frauen ausübt. „Wie überall, wo der Deutsche mit einem fremden Stamm um seine Existenz ringt, steht auch im Elsaß der katholische Priester auf der Seite der Fremden.“ — Endlich seien noch zwei kurze Essais über die beiden erfolgreichen Russen Maxim Gorki (Arthur Eloesser, Voss. Ztg. 265) und Anton Tschechow (F. X. Kurz, Chemn. N. Nachr. 133) registriert.

L. V.: K. Q.

„Die Schweiz als Kulturboden.“ Von Carl Albert Bernoulli (Sonnt.-Bl. des Hannov. Cour. 546). „Der unbefangene Beobachter muß vor allem über die Mannigfaltigkeit erstaunen, in der sich die vitalen Funktionen eines Volksganzen hier äußern. Nicht nur hat jeder größere Gau überhaupt seine eigene Sprache, für den Wanderer, der zu horchen versteht, verschiedt sich die Nuance des Dialekts von Meile zu Meile. Selbst unter den kleinen und kleinsten Leutchen wird man kaum zwei finden, die sich genau gleich sehen: jeder hat an seinem Wesen noch, sei es einen Kropf, sei es einen Buckel, der ihm zu einem persönlichen Gepräge verhilft. Es ist jener pudige, krause, wie um sich selbst verlegene und nun durch ein ihn liebendes Genie unsterblich gewordene Menschenschlag von Seldwyla. Auf seine Beschaffenheit hin ist dieser gute Hausdämon der Eidgenossen nicht in einem einzigen runden Begriff zu erschöpfen: am nächsten trifft es wohl, ihn einfach Gemüt zu heißen. Nur muß man darunter nicht ausschließlich stille, leselnvolle Innerlichkeit verstehen wollen, sondern ebenso und noch mehr den schalkhaften Humor mit dem schallenden, goldhellen Lachen, und muß dann überdies auch diesem noch ab und zu erlauben, ein Uebriges zu thun in derben Possensprüngen. Wer daher im Gemüt die vornehmste und edelste Begabung des menschlichen Wesens anerkennt und sich die Mühe nicht will verdrießen lassen, auch für dessen seltsame und weniger anmutige Aeußerungen Verständnis zu erwerben, wird der Schweiz und den Schweizern nie ernsthaft böse werden können; denn immer wird ein leiser Zauber schweben bleiben. Der Einklang von Natur und Volk gewährt immerzu ein von den Dächern nicht erschöpftes und überhaupt unerschöpfliches Feld für die dichterische Darstellung.“

„Der Dichter Wilhelm Rabener.“ Von Franz Blankmeister (Dresd. Anz., Mont.-Beil. 22, 24).

„Roß und Reiter im Spiegel der Sprache.“ Von Ernst Haupt (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 65).

„Hauptspieler und Dichter.“ I. „Martersteig, Der Schauspieler.“ Von Dr. H. H. Houben. (Beil. zur Nordd. Allg. Ztg. 127.)

„Die Großen unter sich. Ungedruckte Briefe an Gottfried Keller von Freiligrath, Kinkel, Auerbach, Rosegger, Emil Kuh, C. F. Meyer, Heyse, Richard Wagner, Nietzsche.“ Herausgegeben von Max Kaufmann (Neue Fr. Presse, 13207).

„Der altgriechische Chor.“ Von Wolfgang Kirchbach (Tägl. Rundsch., Unterh.-Beil. 127, 128; spl. Sp. 1047).

„Chinesische Novellistik.“ Von E. M. Köhler (Saale-Ztg. 264).

„Ein vergessener Dichter.“ Ein Gedenkblatt von Julius Lohmeyer (Tägl. Rundsch., Unterh.-Beil. 134, 135). Gemeint ist Hermann Neumann (1808—1875), der die patriotische

Digitized by Google

Dichtung „Erz und Marmor“, die epische Dichtung „Jürgen Bullenweber“, das dramatische Gedicht „Das letzte Menschenpaar“ u. a. veröffentlicht hat.

„Unser Volkstum im Lichte der Person- und Familiennamen.“ Von Dr. Alfred Meiche (Dresd. Anz., Mont.-Beil. 20—24).

„Zu Paul Gerhardts 225. Todestage.“ Von Joh. Peter (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 67).

„Eckermann als Bearbeiter von Goethes Faust.“ [Eckermann, Goethes Faust am Hofe des Kaisers. Herausgeg. von F. Tewes.] Von Julius Rütfert (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 65).

„Von der Regie.“ Von Dr. Martin Zickel (Der Zeitgeist, 22).

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. III, 16. „Das dramatische Problem Egmont bei Goethe und Schiller“ beschäftigt S. Lublinski. Beide Dichter, von denen der eine sich als Dichter, der andere als Kritiker mit dem Egmontproblem auseinandersetzte, wandten ihre ganze Kunst und ihren Scharfsinn auf, um für die Grundfrage: „Warum bleibt Egmont, warum flieht er nicht?“ eine entscheidende Lösung zu finden. Nachdem Lublinski über Goethes Egmont und über Schillers Einwände gegen ihn gesprochen hat, versucht er selbst einige Keime, die sich schon bei Goethe finden, fortzuentwickeln. In seiner Skizzierung fällt Egmont, ganz wie bei Goethe, als Opfer seiner Natur, seines königlichen Optimismus. „Nur ist seine Individualität jetzt besser mit den öffentlichen Verhältnissen verflochten und erweist sich als ein Produkt des niederländischen Volkscharakters überhaupt. Nun hier aus erscheint denn auch erst der fünfte Akt der Egmont-Dichtung in seiner vollen Größe. Egmont geht nicht als ein pathetischer Märtyrer zu Grunde, sondern mit einer männlich gelassenen schmerzlichen Rührung nimmt er vom Leben Abschied. Sein Sinn für die Gesetzlichkeit in den Dingen sagt es ihm: wir alle gehen einmal diesen Weg. Und er weiß ganz genau, die Revolutionäre und Weltverbesserer, seine Feinde, werden dennoch keinen Schritt vorwärts kommen und schließlich erlahmen. Mit dieser Gewißheit und inneren Ruhe besteigt er das Schaffott.“ Im selben Heft giebt Jasef Flach einen kurzen Ueberblick über „Drama und Theater in Polen“ (vgl. den Artikel „Das polnische Drama“ desselben Verfassers im LE I, Heft 19). — An einer Reihe von Dramen zeigt Marcus Landau (Nr. 17), wie „Schauspieler als Bühnenfiguren“ verwandt worden sind. Die deutsche Litteratur ist an guten Schauspielerstücken viel ärmer als die französische und italienische, unsere großen Klassiker haben die ganze Gattung verschmäht. Goethe hat das Theater wahl im Roman behandelt, es aber nicht auf die Bühne gebracht. Und auch aus neuerer Zeit haben wir sehr wenige Dramen dieser Art, die sich den ausländischen an die Seite stellen ließen. In Sudermanns „Heimat“ erscheint Magda so wie Bettina in Musſets gleichnamigem Lustspiel außerhalb der Sphäre des Theaters. Auch in Gutzkows „Urbild des Tartüffe“ ist das eigentlich Theatralische mehr Nebensache; der Held ist mehr der Dichter als der Schauspieler Molière.

Deutsche Rundschau. XXVII, 8, 9. Die Beziehungen Heines zu Rudolf Christiani untersucht Ernst Elster an der Hand von fünfzehn bisher ungedruckten Briefen Heines an Christiani, den der Dichter 1823 in Lüneburg kennen lernte. Christiani, fast ein Jahr älter als Heine, war am 27. Januar 1797 in Kopenhagen, wo sein Vater als deutscher Hofprediger wirkte, geboren; hier blieb er bis zu seinem zwölften Lebensjahr, und diese frühen Beziehungen zu Dänemark und zum dänischen Hofe wurden für ihn noch in reifen Jahren von erheblicher Bedeutung. Seit 1810 besuchte Christiani die Schule zu Lüneburg, wo der Direktor Wagner, ein ausgezeichneter Kenner des klassischen Altertums, besonderen Einfluß auf ihn ausübte; er studierte in Göttingen die Rechte, erhielt bereits 1818 den Doktorhut und ließ sich hierauf als Advokat in Lüneburg nieder, wurde bald danach auch mit dem anspruchslosen Aemtchen eines Stadtsekretärs betraut, das er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1846 inne hatte. In seiner Jugend machte sich eine entschiedene Neigung zur Schriftstellerei bei ihm geltend. Was nun die hier mitgeteilten Briefe betrifft, so liefern sie manchen interessanten Beitrag zur Biographie Heines. Einmal spricht der Dichter über sein Nationalgefühl: „Ich weiß, daß ich eine der deutschesten Bestien bin, ich weiß nur zu gut, daß mir das deutsche das ist, was dem Fische das Wasser ist, daß ich aus diesem Lebenselement nicht heraus kann, u daß ich — um das Fischgleichnis beizubehalten — zum Stockfisch vertrocknen muß wenn ich — um das wässrige Gleichnis beizubehalten — aus dem Wasser des deutschthümlichen herausspringe. Ich liebe sogar im Grunde das deutsche mehr als alles auf der Welt, ich habe meine Lust u Freude dran, u meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls, wie meine zwei Bücher ein Archiv deutschen Gesanges sind. Mein erstes Buch [Gedichte, Berlin 1822] ist auch in seiner Aeußerlichkeit ganz deutsch, damals war die Liebe zum deutschen noch nicht in mir getrübt; mein 2es Buch [Tragödien nebst einem lyrischen Intermezza, Berlin 1823] ist nur innerlich deutsch, doch fremdartiger ist seine Aeußerlichkeit.“ Aus den folgenden Briefen ist bemerkenswert, was Heine über Immermann, Philipp Spitta und seinen Besuch bei Goethe schreibt. Heine sah Immermann nur einmal: „Immermanns Aeußere ist nicht einnehmend; Ich sehe weit besser aus. Ueberhaupt scheint ihm die Jugend zu mangeln. Dafür aber ist auch ein Kolos an Kraft und Ruhe . . . . . Seine kritische Schrift über Göthe hält er selbst für nicht bedeutend. So wie er überhaupt noch nicht weiß, worinn eigentlich seine Farce besteht.“ Wenn Heine mit Immermann in Freundschaft verbunden blieb, so kam er mit Spitta bald auseinander: „Es ist ein Mensch warin Poesie ist u ich achte ihn. Nur ist jetzt die Frage: was wird aus ihm werden? Jedoch, ich bin der Meinung es steckt etwas mehr in ihm als ein auf der grünen Jünglingsspiese gemüthlich hingepißtes Frühlingslebchen.“ Nachdem Heine 1824 die später von ihm beschriebene Harzreise gemacht hatte, besuchte er am 2. Oktober Goethe, bei dem er sich Tags zuvor angemeldet hatte: „Ueber Göthes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht geib und mumienhaft, der zahnlose Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfälligkei. Vielleicht Folge seiner letzten Krankheit. Nur sein Auge war klar u glänzend. Dieses Auge ist die einzige Merkwürdigkeit, die Weimar jetzt besitzt. Nicht war mir Göthes tiefmenschliche Besorgnis wegen meiner Gesundheit. Der seelige Wolf [der berühmte Philologe, der am 8. August 1824 gestorben war] hatte ihm davon gesprochen. In vielen Zügen erkannte ich den Göthe, dem das Leben, die Verschönerung u Erhaltung desselben, so wie das eigentlich praktische überhaupt, das Höchste ist. Da fühlte ich erst ganz klar den Contrast dieser Natur mit der meinigen, welcher alles Praktische unerquicklich ist, die das Leben im Grunde geringschätzt und es trotzig hingeben möchte für die Idee. Das ist ja eben der Zwiespalt in mir daß meine Vernunft in beständigem Kampf steht mit meiner angeborenen Neigung zur Schwärmerey. Jetzt weiß ich es auch ganz genau warum die göthischen Schriften im Grund meiner Seele mich immer abstießen, so sehr ich sie in poetischer Hinsicht verehrte u so sehr auch meine gewöhnliche Lebensansicht mit der göthischen Denkweise übereinstimmte. Ich liege also in wahrhaftem Kriege mit Göthe und seinen Schriften, sowie meine Lebensansichten im Krieg liegen mit meinen angeborenen Neigungen und geheimen Gemüthsbewegungen.“

Finländische Rundschau. (Leipzig.) 1901. Zweites Heft. Den finlschen Dichter Karl August Tavastjerna macht W. Zelm zum Gegenstand einer Studie.

Digitized by Google

Als Tavaststjerna seine Architekturstudien am helsingforser Polytechnikum beendet hatte, wollte er sie in Paris fortsetzen. Hier lernte er Lie und Björnson kennen, und sein Interesse für die Litteratur trat in den Vordergrund. Er ließ die Architekturstudien liegen und begann zu schreiben, als er wieder daheim war. Dann machte er längere Reisen und kehrte nach Finland zurück, um eine Stellung als Redakteur einer Provinzzeitung zu übernehmen. Die Keime von Bitterkeit und Pessimismus, die von Anfang an in ihm ruhten, wuchsen sich später zu einer großen Verzweiflung aus, die sein Dasein überschattete und ihm nur wenig Freude gönnte. Seine Produktivität war sehr bedeutend. Während der vierzehn Jahre, die sein Schaffen umfaßt, veröffentlichte er einundzwanzig Bücher, das zweiundzwanzigste erschien kurz nach seinem Tode. Dazu kommen noch zwei ungedruckte größere dramatische Werke, Ueberſetzungen, unveröffentlichte Gedichte, Vorträge, Korrespondenzen und Zeitungsartikel. Fünf Gedichtsammlungen erschienen von ihm in kürzeren Zwischenräumen: „In der Morgenbrise“ (1883), „Neue Verse“ (1885), „Gedichte in Erwartung“, „Gedichte“ und „Laureatus“. Unter seinen Novellen und Romanen ragen hervor: „Jugendtreuende“, „Ein Eingeborener“, „Harte Zeiten“, „Im Bunde mit dem Tode“. Seine starke Persönlichkeit gestattete keinerlei fremden litterarischen Einflüssen in höherem Grade sich bei ihm geltend zu machen. Originalität ist ein ganz bestimmter Zug in seiner Schriftstellerphysiognomie, Originalität sowohl in der Wahl der Motive wie in ihrer Behandlung, und das hat für alle Gebiete der Dichtung Geltung, auf denen er sich mit ungewöhnlicher Vielseitigkeit bewegte. Er ist ein Meister wie kaum ein anderer in der Kunst, durch seinen Ausdruck Stimmungen zu suggerieren, vor allem solche feiner Erotik und milder Naturbetrachtung, aber auch schwermütiger Trauer, herber Melancholie und ironischer Bitterkeit. Seine Bedeutung für die finländische Litteratur ist offenbar; auf allen Gebieten bricht er Bahn, er ist der erste Vertreter des modernen Realismus in Finland.

Die Frau. VIII, 9. Welche Bedeutung George Sand für die Frauenbewegung gehabt hat, sucht Anna Brunnemann in einem Aufsatz darzulegen, der anläßlich des fünfundzwanzigsten Todestages der französischen Dichterin geschrieben ist. Drei Produktionsepochen treten im Lebenswerk der großen Schriftstellerin scharf hervor. Sie sind eng mit ihrem äußern Lebensgang verknüpft und greifen nur wenig in einander über: die romantische, die soziale und die idyllische. Will man ihr als Selbstbefreierin, als Vorkämpferin für die großen Umgestaltungen, die sich allmählich in der sozialen Lage der Frau vollziehen sollten, näher treten, so kommen nur die beiden ersten Perioden ihres Schaffens in Betracht. Die Dichterin feierte zunächst mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln das Recht der Leidenschaft, das Anrecht des weiblichen Individuums auf selbstgewähltes Glück, sie trat sofort in offenen Kampf mit der Gesellschaft. Brunhildengleich verteidigte George Sand die Liebesleidenschaft als elementare, unbezwingliche Naturkraft gegen die kaltherzige Fricka, das heuchelnde Gesetz harter Sitte. Bezeichnend dafür ist vor allem „Indiana“ und „Valentine“. Nachdem sie in dem wunderlich phantastischen Roman „Lelia“ ein Symbol übersinnlich-sinnlichen Liebesverlangens auf dem Hintergrund venezianischer Maskenfeste der Renaissance gegeben, tritt sie in weiteren Romanen der Wirklichkeit wieder näher und führt die Forderung, die Frau dürfe frei über sich verfügen, bis in die letzten Konsequenzen durch. Die Saint-Simonisten, mit denen sie durch ihre lyrischen Predigten immer mehr Berührungspunkte gewann, zogen sie bald völlig in ihren Bannkreis; war sie bisher nur subjektive Verkünderin ihres eigenen Schicksals, ihrer eigenen Gefühlswelt gewesen, so sah sie sich jetzt zu einer wirklich reformatorischen Mission berufen. George Sand zahlte anfangs dem Saint-Simonismus ihren Tribut, wurde aber gerade dadurch allmählich geläuterter, vielseitiger und zielbewußter. Sie tritt nicht mehr einseitig für das unbefriedigte Weib der guten Gesellschaft auf, sondern sucht das ganze sie umgebende soziale Leben zu überblicken. Ihre Liebe zum Volk treibt sie zu getreuer Beobachtung der Arbeiterbevölkerung, die durch die wachsende Industrie in den Großstädten stark im Zunehmen begriffen war. Sie erkennt ihre bittere Notlage; sie glaubt in der mit falscher Sitte überkünstelten Kaste der Besitzenden die Wurzel alles Uebels zu finden und preist die Tugenden des vierten Standes. Als ihr bestes Buch muß hier „Horace“ gelten, eine beißende Satire auf den jungen Bourgeois, dem die schlichte Tugendhaftigkeit des Mannes aus dem Volk gegenübergestellt wird. Künstlerisch weniger geschlossen und nur durch ihre Theorieen interessant sind „Le Compagnon du Tour de France“ und „Le Meunier d'Angibault“. „Spiridion“ beschäftigt sich mit religiösen Fragen, mit der Erneuerung der Menschheit durch das Evangelium der Nächstenliebe und Gerechtigkeit, teilweise durch Lammenais inspiriert. Ueberhaupt war George Sand zur damaligen Zeit nur ein guter Säemann, der rastlos auf dem durch revolutionäre Stürme zerwühlten Boden auszusäen ging, was ihm bedeutende Männer an Ideen gaben. Bald begnügte sie sich nicht mehr mit Romanen, sie stürzte sich in den Parteikampf der Journalistik. Dabei erlebte sie die volle Unzulänglichkeit der utopistischen Träume von Brüderlichkeit, Liebe und Abschaffung des Leidens. Jetzt schrieb sie ihr erstes Idyll. Indes sie alterte, gewann ihr Name überall Ruf, besonders das „junge Deutschland“, voran Gutzkow mit seiner „Wally“, folgte dankbar ihren Spuren.

Die Gegenwart. XXX, 19. Unter den jungösterreichischen Novellisten stellt Hermann Ubell den Wiener Stefan Großmann und den Tiroler Hugo Greinz voran, gelegentlich einer Besprechung ihrer beiden letzten Bücher. Während bei jenem die Novelle zu ihrem Ursprung, zur Anekdote, zur novella der alten Florentiner zurückzukehren scheint, hat sie sich bei diesem am weitesten von jenem Ursprung entfernt. Denn nicht im Besonderen, sondern im Typischen sucht sie ihren Reiz, und nicht im Erzählen, sondern im Musizieren. Und während der Großstädter Großmann bei Parisern und Russen in die Schule gegangen ist, zeigt Greinz eine innige Verwandtschaft mit den stammverwandten neuen Dichtern des skandinavischen Nordens, denen er sich ja auch durch seine Uebersetzerthätigkeit genähert hat. Zu Großmann und Greinz tritt Altenberg, der das naive Gestalten immer mehr zu verlieren droht, dem immer häufiger der Hygieniker, Aesthetiker, Sozialreformer und sonst wer dreinredet und das Konzept verdirbt, wie das sein letztes Buch zeigt. Mit warmen Worten empfiehlt Ubell dann Ertis „Mistral“ und Weber-Luttows neukleinrussische Geschichten „Die schwarze Madonna“. — In Nr. 21 unterſucht Ludwig Bellermann „die stilistische Gliederung des Pentameters bei Schiller“ und stützt mit Beispielen seine Behauptung, daß bei Schiller ganz besonders im Pentameter die Schärfe des Gedankens, sowie die Symmetrie und Eleganz des Ausdruckes hervortritt. — In den beiden folgenden Nummern (22, 23) analysiert Anton Weiß-Ulmenried die „Moderne Dramatik“, indem er an Ibsen, Hauptmann, Browning und Maeterlinck die Elemente nachweist, aus denen das moderne Drama seine typische Gestalt erhalten hat. In den Volksstücken und den nationalen Dramen sieht er dann „verheißungsvolle Vorboten eines segensreichen Umschwungs in der modernen Dramatik“. — Den Lebensgang eines „Dichter-Zigeuners des mittelalterlichen Frankreichs“ schildert Dr. Maximilian Kohn (Nr. 23). Gemeint ist François Villon, dessen Familienname eigentlich Montcorbier war. Villon wurde 1431 geboren, erhielt trotz der Armut seiner Eltern eine leidlich gelehrte Bildung, geriet später in schlechte Gesellschaft, sollte wegen allerlei Gaunerstückchen und wegen Diebstahls gehängt werden, wurde zweimal begnadigt und galt seit dem Jahre 1461 als verschollen. Villon war ein echter Volksdichter, der eine echte Herzenssprache redete. Sein „Grand testament“ enthält seine besten

Digitized by Google

Balladen. — In derselben Nummer bespricht Professor Eduard von Bamberg die Bearbeitung, die Eckermann 1834 vom ersten Akt des zweiten Teiles von Faust lieferte, und die Friedrich Tewes soeben herausgegeben hat.

Der Kyffhäuser. III, 4. Dem Preise Paul Scheerbarts gilt ein Aufsatz Strobls. „Er ist eine litterarische Abnormität. Man sieht vor seinen bizarren Phantasieen wie vor einer ungeheueren Nebelwand, hinter der man einen ungeheueren Feuerschein mehr ahnt als sieht. Das ist ein ungreifbares graues Etwas, es wallt und wogt und rollt und ballt sich, dünne, graue Nebelgacken schießen bald da, bald dort aus der formlosen Masse, bald einzeln, bald zu Bündeln vereinigt, im Augenblick wieder verschwindend. Und man sieht und starrt mit schmerzenden Augen in das graue Gewoge und sucht und sucht. Nichts Festes ist in dem Nebel, kein Punkt zum Ruhen. Bis dann endlich sich Schleier auf Schleier zu heben beginnt und die Wand immer dünner wird und durchsichtiger und endlich der rote Feuerschein durchbricht. Und jetzt weiß man auf einmal, das ist der Schein eines Herdfeuers, eines stillen, ruhigen, wärmenden Feuers, eines Feuers der Liebe. . . . Keiner hat wie Scheerbart den tiefen Blick für das Tragikomische des Lebens. Er wollte ausdrücken, was ihm am Leben am bemerkenswertesten erschien, die seltsame Mischung von niederschmetternder Tragik und läppischer Albernheit in sogenannten ehernen Schritt des Schicksals wollte er schildern. Keine der vorhandenen Formen paßte ihm hierzu. Und so schuf er sich nach langem Ringen seine Form, jene kurzen, absatzreichen Bilder in Worten, in denen jeder einzelne Satz kräftig und hell hinausklingt wie ein Tubaton." — Amalie Skrams Novelle „Lucie" rühmt Hans Bethge als ein tiefes Buch für ernste Leute, die von Signe Rink gesammelten Erzählungen grönländischer Seehundsfänger, „Kajakmänner", empfiehlt er allen Freunden der Weltlitteratur. „Die Sammlung ist in kultureller Hinsicht nicht weniger interessant, wie in litterarischer. Sie giebt einen guten Einblick in das Gefühlsleben und den Intellekt dieses weltentlegenen Volkes. Sie enthält keine Kunstwerke im höheren Sinne, sondern zunächst nur Denkmale einer ursprünglichen Volksseele, die als Urquell späterer Kunstwerke anzusehen sind."

Das Magazin für Litteratur. 70; 18. Eine Charakteristik Frank Wedekinds giebt Hans W. Fischer. Die zügellose Ausgelassenheit der drei letzten Werke Wedekinds („Der Kammersänger", „Der Liebestrank", „Die junge Welt") findet sich wieder in seiner Lyrik. Er stilisiere hier nicht, seine Sprache sei ungekünstelt, oft brüchig, hin und wieder in eingelnen Wendungen wenig originell: aber das tobende Triebleben, das aus den regelmäßigen Strophen herausbricht, die stumpfe Verzweiflung, die uns die schwerfälligen und eintönigen Rhythmen wie Hammerschläge empfinden läßt, der wahre Hohn eines Mannes und selbst der nackte Cynismus, der aus intimster Lebenskenntnis stammt, geben seinem Gedichtbuch „Fürstin Russalka" einen Inhaltswert, den wenige neuere Gedichtsammlungen haben. Seine „Katja" sei wohl der stärkste erotische Schrei der modernen Lyrik. Sich und die anderen als existierend hinzunehmen ohne die Frage nach einem „Warum?" oder „Wozu?" — sei die Lebensweisheit Wedekinds. Mit dem „Marquis von Keith" sei er zur äußersten Konsequenz seiner Weltanschauung vorgeschritten. — „Die Mängel unserer modernen Schulbildung" sieht Kurt Holm (Nr. 19) in der grenzenlosen Zerstachung und Oberflächlichkeit in der Unterrichtsmethode, die sich ebenso wohl in den alten und den neuen Sprachen, wie ganz besonders im Deutschen zeige. Im besonderen wird die geringe Beschäftigung mit der Lyrik beklagt. „Man verkennt dabei vollkommen das ihr innewohnende erzieherische Moment, man übersieht, in welch hervorragender Weise das Sprachgefühl dadurch verfeinert und gegen Härten und Unschönheiten des Ausdrucks empfindlich wird, eben weil sie erkennen läßt, wie jedes kleinste Beiwort, jede Endung und Silbe von höchster Bedeutung sein kann." Man sollte die Lyrik auch pflegen, um der herrschenden Geschmacksverrohung, die sinnlose Gassenhauer- und Tingeltangellieder unseren Volks- und Studentenliedern vorzieht, wirksam entgegenzutreten. Vom Fortschritt der Naturwissenschaft wisse die moderne Schule nichts und dürfe sie nichts wissen. — In Nr. 20 bespricht Ludwig Weft anerkennend Sigmar Mehrings Buch „Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert" (vgl. Sp. 1040), und in Nr. 21 weist Hans H. Ewers auf „zwei deutsche Zeitschriften des Auslandes" hin, auf den in Detroit (Michigan) erscheinenden „Armen Teufel" und auf den „Scherer" (Innsbruck); beide hätten sich große Verdienste um die deutsche Kultur im Ausland erworben.

Die Wage. IV, 22. Seit einigen Jahren, so führt Guido Eugen Lammer aus, begann bereits eine bewußte Agitation für die Einigung betreffs der „Aussprache des Deutschen". Naturgemäß gingen hier die vornehmen Bühnen voran, denn in den Parlamenten hat ja leider das Temperament alle Freude an der schönen Form totgeschlagen, auf Katheder und Kanzel wieder sprießt zumeist dürre, formlose Sachlichkeit, nur die Bühne pflegt noch bewußt den Wohllaut der Rede und leidet deshalb unter dem Mangel einer sprachlichen Norm am meisten. Darum die eingehenden Beratungen und Beschlüsse über eine ausgleichende Regelung der deutschen Bühnenaussprache im Jahre 1898 in Berlin. Selbstverständlich mußten bei einer Gemeinsprache die Dialekte erhalten bleiben, das Patois freilich verschwinden. „Die Logik der Sprache selbst fordert es, wo die eine und wo die andere Sprache zur Anwendung käme: bei allen Gelegenheiten, wo wir ja schon heute unsern sprachlichen Sonntagsrock anziehen, bei offiziellen Anlässen, in Vertretungskörpern, auf der Bühne, bei Vorträgen und Reden, auf der Kanzel, in Schulen jeder Kategorie, im Verkehr mit Deutschen anderer Sprachgebiete — die tadellose Einheitssprache; dagegen in der Familie, im vertrauten Verkehr mit engeren Provinzgenossen — der unverfälschte ungewässerte Dialekt unseres Heimatswinkels also z. B. das Niederösterreichische vom Viertel unterm Wienerwald oder das Lerchenfeldericch Chiavaccis. Denn wir sind zugleich Heimats- und Kulturmenschen, nicht armselige Deracinés, Halb und Halbe, die weder hier noch dorthin gehören. Ordinär wäre es dann nur, kein Taktgefühl zu besitzen, bei welcher Gelegenheit die eine oder andere Sprache passend ist, oder beide stillos zu vermengen." — Otto Stößls Referat über die Neuausgabe der Gedichte der Annette von Droste-Hülshoff durch Wilhelm von Scholz wird zu einer knappen treffenden Würdigung der großen Dichterin, deren Leben still einsam, wie das eines adligen westfälischen Landfräuleins verging. — Aus der vorhergehenden Nummer (21) ist noch eine längere, anerkennende Besprechung des jüngsten Buches von Peter Altenberg durch Marie Weyr zu verzeichnen. — Welchen Einfluß die Frauenbewegung auf den modernen Roman in Frankreich gehabt hat, legt Edmond Jalour dar (Nr. 23). „Die Mehrzahl der Romanschriftsteller hat sich begnügt, Charaktere von Frauenrechtlerinnen im sozialen Sinn zu studieren. Gründerinnen von Verbänden, Veranstalterinnen von Konferenzen und Kursen, Agitatorinnen, kurz und gut, etwas zerfahrene, aufgeregte Wesen." Jalour geht auf die Werke einiger Autoren ein, um an ihnen zu zeigen, wie diese darüber denken. Marcel Prévosts Schlußfolgerung ist: die Liebe ist die Gefahr des Feminismus, denn mit ihr erscheint wieder die alte moralische Organisation des Weibes. Paul Adam hat den Typus der „Circsse" aufgestellt, den unbewußten Weibes. Das sich selbst nicht kennt, der Schauspielerin, die in ihr Ich in tausend Verhältnissen und tausend verschiedenen Seelen verzettelt hat und von ihrer Persönlichkeit nichts mehr wiederfindet. In der Vorrede zur „Ennemie des Rêves" spricht Camille Mauclair über die Frauen; er erhebt sich gegen die feministische Forderung, aus dem Weibe ein neues Exemplar des Mannes zu machen. Das Weib

Digitized by Google

sei dem Manne nicht inferior, sie sei produktiv wie der Mann, nur auf anderem Gebiete; ihre Domäne sei der Instinkt und nicht der Gedanke. Mauclair glaubt, daß die künftige Gesellschaft sich nicht auf das Individuum, sondern auf das Paar gründen wird. Wenn der höhere Mensch heute allein stehe und keine Gesährtin finden könne, so werde der Feminismus diesen Zustand nicht ändern. Was vor allem nötig, sei eine ganz neue Erziehung der Frau, die nach ihrem Instinkt, aber nicht zum Zweck der Emanzipierung geleitet wird. Von dem Typus des sich durch Empörung befreienden Weibes erhob sich Léon Daudet zu neuen Gestalten in seinen beiden letzten Romanen, er schilderte das schöne naive Mädchen aus dem Volk, das keine Erziehung, aber die Gabe des Herzens und Verstandes besitzt, das Weib, auf das alle hoffen, die ihr Denken und die Lüge, die Eitelkeit und die Künstelei einer korrumpierten Gesellschaft zu Grunde gerichtet hat. Er zeichnete andererseits ein männlich erzogenes Mädchen, das aber seine verführerische Anmut nicht eingebüßt hat. Doch die noch so vernünftige Erziehung kann dies Mädchen nicht vor sinnlichen Versuchungen bewahren, ihre ganze Intelligenz kann sie vor der Schönheit eines heuchlerischen Dummkopfs nicht schützen. Jaloux hofft, daß nach dem Beispiel dieser Romanfrauen ein neues Geschlecht mutiger und bewußter Frauen erstehen werde.

Die Zukunft. IX, 34. Schlichtegrolls enthusiastische Wertung Sacher-Masochs wehrt kühl Albert Eulenburg ab. „Sacher-Masoch war eine überwiegend liebenswürdige, sympathische, aber von früh auf unter dem Bann einer verhängnisvollen psychosexualen Veranlagung stehende, in sich ungefestete und haltlose Natur." Die ihm eigene Wendung des erotischen Problems mag einer eigenartigen, zumal im slavischen Volksboden wurzelnden Auffassung des Verhältnisses der Geschlechter zu einander entsprungen sein, einer Auffassung, die nicht ohne tiefe Berechtigung in der Liebe wesentlich einen Kampf der Geschlechter und in diesem Kampf das Weib als den stärkeren siegreichen Teil sieht, wie es ja unzweifelhaft gerade bei einzelnen slavischen Völkerschaften infolge der reichen Begabung und stärkeren Willenskraft ihrer Frauen in gewissem Grade der Fall ist. Wenn also auch zuzugeben ist, daß Sacher-Masoch häufig aus einem bestimmten Milieu, oft auch aus eindrucksvollen Jugenderinnerungen heraus schöpfte, und daß seine Gestalten wenigstens zum Teil in thatsächlich bestehenden kulturellen und ethnologischen Verhältnissen wurzeln, so entwickelten sich doch diese früh eingesogenen Anschauungen und Vorstellungen nur vermöge der innern Schwäche und Widerstandslosigkeit seiner Natur für ihn zu „überwertigen Ideen, die ihn sein ganzes Leben lang nicht mehr losließen und nicht nur auf sein gesamtes künstlerisches Schaffen, sondern leider auch auf seine persönliche Lebensführung den verhängnisvollsten Einfluß behaupteten". — Henry Bevte, der sich Stendhal nannte, bei uns in Deutschland „einzuführen", ist die Absicht Benno Rüttenauers, der Nietzsche als seinen geistigen Verwandten nennt und die gemeinsamen Punkte zwischen beiden Persönlichkeiten aufzeigt (Nr. 36). Auch Stendhal, dem der Sinn für die Komposition eines großen Werkes fehlte, habe in Wahrheit Aphorismen geschrieben, und wunderbare Bücher könnten entstehen, wenn man diese Aphorismen aus seinen Werken ausgöge und nach ihrem innern Zusammenhang aneinanderreihte. Gegen Georg Brandes Vorwurf, Stendhal habe einen schlechten Stil, erhebt Rüttenauer Einspruch und zeigt, daß Stendhal „in Stilfachen außerordentlich empfindlich" war. — Eine enthusiastische Würdigung von Fritz Mauthners Werk „Beiträge zu einer Kritik der Sprache" aus der Feder von Gustav Landauer (Nr. 32) bleibt noch zu erwähnen.

I. V.: Dr. Alfred Semerau.

„John Ruskin." Von H. Driesmans (Ernstes Wollen, Berlin; III, 41).

„Ueber unsere Kraft. Juristische Glossen zum zweiten Teil des björnsonschen Dramas." Von Stadtrat Dr. Flesch (Deutsche Juristen-Zeitung, Berlin; VI, 11). „Es wäre denkbar, daß der schwedische Dichter mit seinem Schauspiel sich um die Rechtswissenschaft, speziell um die Lehre vom Nebelbvertrag, ein ähnliches Verdienst erwürbe, wie seiner Zeit in England Dickens, dessen Romane von so großem Einfluß auf das vernachlässigte englische Armenwesen und Unterrichtswesen geworden sind."

„Dr. Augustin Wibbelt." Eine litterarische Skizze von Gerhard Hennes (Dichterstimmen, Baden-Baden; XV, 9). Wibbelt ist ein westfälischer Dialektdichter, von dem bisher zwei Sammlungen von Erzählungen erschienen sind („Drüke-Möhne", 2 Bde.; „Wildrupps Hoff").

„Alphonse Daudet." Von Paul Hensel (Der Lotse, Hamburg; I, 36). Besprich das Buch von B. Diederich über Daudet (vgl. Sp. 1298).

„Hamburger Heine-Erinnerungen. Mit ungedruckten Briefen des Dichters und seines Bruders." Von Gustav Karpeles (Der Lotse, Hamburg; I, 36).

„Tschechows Novelle „In der Schlucht"." Von Professor Owsjaniko-Kulikowski (Die Neue Zeit, Stuttgart; XIX, 35, 36).

„Neues von Björnson." [„Ueber unsere Kraft", „Geographie und Liebe", „Laboremus".] Von Dr. Theodor Poppe (Die Umschau, Frankfurt a. M.; V, 24).

„Bei Eduard Mörike." Von Hans Schneck (Deutsche Heimat, Berlin; IV, 37). Giebt eine Anzahl Stilproben aus Mörikes Gedichten mit verbindendem Text.

„Adolf Pichler als Prüfungskommissär." Eine Erinnerung von Heinrich von Schullern (Deutsche Heimat, Berlin; IV, 36). Ist identisch mit dem auf Sp. 1275 erwähnten Artikel.

„Auch ein moderner Dienstbotenroman." [Mirbeau, Journal d'une femme de chambre]. Von Siegfried Weinberg (Die Neue Zeit, Stuttgart; XIX, 34).

„Ein revolutionärer Reaktionär." Von Manfred Wittich (Neue Bahnen, Wien; I, 8/9). Gemeint ist John Ruskin, „dessen Ideale hinter seiner Zeit in der Vergangenheit lagen".

Echo des Auslandes

Westschweizerischer Brief.

Genf, das nach der „Eingemeindung" seiner Vororte nahezu 150000 Einwohner haben wird, ist hier im Südwesten die einzige Großstadt, in der naturgemäß das geistige Leben am wechselvollsten ist. Der Genfer liebt das Neue und begeistert sich gern für diese oder jene Tagesfrage, an deren Diskussion dann echt demokratisch die verschiedenen Schichten starken Anteil nehmen. Da hielt z. B. Herr Avennier, der jugendliche Herausgeber der jugendlichen „Revue helvétique", zwei Vorträge über Deutschland, deren Pessimismus das Eingreifen der Polizei gegen die wildgewordenen Deutschen und Deutschenfreunde fast nötig gemacht hätte: zum Märtyrer seiner Ideen geworden, konnte Herr Avennier sich glücklich preisen. Dann riefen Freimaurervorträge des Sohnes von Carl Vogt durch ihre Anspielungen auf bekannte Persönlichkeiten einen neuen Sturm hervor. Mit der Kritik der Broschüre „Vovos" — sein Spitzname — die den Titel „J'accuse" trägt, werden sich die Geister wohl abkühlen. — Hatte des Psychophysikers Flournoy Buch über die somnambulistischen Gedankenschöpfungen von Helene Smith nur die akademisch Gebildeten stark interessieren können — drei Auflagen in einem Jahr sind für ein wissenschaftliches Buch bei unserem kleinen Publikum immerhin viel — so regten die theosophischen Vorträge des Dr. Pascal alle Denkfähigen zur Stellungnahme an. Die „Semaine littéraire" hatte den klugen Gedanken, einige Akademiker um ihre Meinung über den Gegenstand zu fragen, und die verschieden begründete, aber einmütige Ablehnung veranlaßte den Vorsteher der Unterrichtsabteilung zu einer Art Rechtfertigung des Dr. Pascal, der sich selbst schon sehr lebhaft verteidigt hatte.

Im Theater gab es manche Neuerungen. Da wurde zunächst durch mehrwöchentliches Streiken des zischenden

Digitized by Google

und pfeifenden Galleriepublikums dem wenig sympathischen Direktor gekündigt. Dann dankte der Kapellmeister ab und wurde durch den Zürcher Lauber ersetzt, der mit musikalischen Mitteln der bisher so stiefmütterlich behandelten deutschen Kultur auf der genfer Bühne die Wege ebnen wird. „Hänsel und Gretel“ hat zwar schon vor seinem Amtsantritt eine begeisterte Aufnahme gefunden. — Aus der überreichen Vortragschronik nenne ich nur die beiden Abende, an denen Henri Lichtenberger aus Nancy über Nietzsche und Wagner sprach. — Bernard Boudier, der Schöpfer der von Hunderten jährlich besuchten litterarisch-sprachlichen Ferienkurse für Ausländer, hat einen Ruf für neuere französische Litteratur an die berliner Hochschule abgelehnt, und so bleibt der genfer Hochschule dieser Verlust erspart. Auch ein anderes Mitglied der philosophischen Fakultät hat die Gemüter in letzter Zeit mit Recht beschäftigt. Charles Borgeaud vollendete den ersten Band seiner „Geschichte der Akademie Calvins“ bis 1798; ein starker Folioband, Genf, Georg) nach jahrelangen Studien im In- und Auslande. Zu gleicher Zeit hatte Philippe Monnier sein „Quattrocento“ abgeschlossen, und der Gedanke, die beiden Autoren an einem Abend öffentlich zu feiern, fand fröhlichen Widerhall und eine gelungene Durchführung. — In Lausanne fand ein Wechsel in der Besetzung des Lehrstuhls für neuere französische Litteratur statt. Georges Renard erhielt einen Ruf nach Paris in dem Augenblick der Vollendung seines anregenden Buches „La méthode scientifique de l'histoire litteraire“ (Paris, Alcan) und wurde durch den Waadtländer Henri Warnéry, bisher Professor an der Akademie in Neuchâtel, ersetzt, der seinerseits in dem hochverdienten Philippe Godet einen berufenen Nachfolger fand. Von beiden war ja oben schon des Weiteren die Rede.

Ein großes, wissenschaftliches Werk, das noch auf lange hinaus unsere Gelehrten beschäftigen wird, ist der „Glossaire des patois de la Suisse Romande“. Die gleiche Arbeit ist in der deutschen Schweiz unter dem Namen Idiotikon schon zur Hälfte gethan. Für uns liegt die Hauptschwierigkeit in der Thatsache, daß die zu klassifizierenden welschen Dialekte meist nicht mehr gesprochen werden. Wallis und Freiburg haben sie noch am besten erhalten, Neuenburg und Genf am meisten verloren, während die Waadt und der berner Jura noch deutliche Spuren aufweisen. Die Kommission besteht aus den Romanisten unserer Hochschulen, den Lokalhistorikern und anderen kompetenten Mitarbeitern. Das Arbeitsfeld wurde in Bezirke geteilt und innerhalb eines jeden, außer den persönlichen Nachforschungen und Streifzügen des Kommissionsmitgliedes noch durch die je einen Anschauungskreis (Feldarbeit, Hausgeräte, Landwirtschaft u. s. w.) erschöpfenden Fragebogen die Mitarbeit der Schullehrer, Pfarrer, Ortsärzte ꝛc. ermöglicht. Auch der Phonograph spielt dabei seine Rolle. Wie es scheint, kann in den nächsten zehn Jahren nicht einmal an die Herausgabe des ersten Bandes gedacht werden. Dafür sollen andere Veröffentlichungen vorausgehen: so ist die Bibliographie der Dialekte beendigt. Folgen soll zunächst ein dialektologischer Aufsatz und ein toponymisches Wörterbuch. Die Unterstützung des Bundes und der Kantone scheint die nicht geringen Kosten nahezu völlig zu decken.

Daß auch bei uns der Kampf um die neue Orthographie entbrannt ist, bedarf kaum der Versicherung. Belgien und die Schweiz müssen wohl oder übel dem Mutterlande Frankreich folgen, wenn sie nicht noch größere Zurücksetzung erfahren wollen, als es ohnehin schon der Fall ist. Offiziell ist zwar noch nichts geschehen. Nur die Lehrerversammlungen und die Zeitungen diskutieren einstweilen das Für und Wider. Die kantonalen Erziehungsdirektoren werden in einer schon anberaumten Konferenz das entscheidende Wort sprechen.

Verzeichnen wir noch zum Schluß zwei Neuigkeiten: In Neuenburg hat der junge Philosophieprofessor Ernest Murisier ein Buch über die Krankheiten des religiösen Gefühls geschrieben (Les maladies du sentiment religieux. Paris 1901, Alcan), dessen Thema (eine Analyse des Fanatismus und der Ekstase) schon Aufsehen erregen würde, wenn die Darstellung geringere Vorzüge besäße. — Die „Geisterseher“ wurden durch eine französische Truppe in Genf mit Erfolg zum ersten Male gegeben. Wie fremd Ibsen dort noch ist, kann die Unterschrift seines in einer Kunsthandlung ausgestellten Porträts beweisen: „Herr Henrik Ibsen, Verfasser des Dramas ‚Gespenster‘!“ Und doch wohnt der erste französische Ibsenübersetzer, Graf Prozor, seit langen Jahren in der Stadt Calvins. — Den die Aufführung einleitenden Vortrag hielt der mit der Truppe reisende Henri Tuilhade. In dreiviertelstündiger (!) Vorlesung setzte er dem ungeduldigen Publikum die Tendenz des Stückes auseinander und kam schließlich zu dem Resultat, es sei eine Empfehlung der freien Liebe! — Vor Jahren hat einmal der Engländer W. Archer in systematischer Zusammenstellung die ganze Masse des Unsinns gebucht, die in seiner Heimat über Ibsen geschrieben worden war. Das Gleiche ließe sich für Frankreich mit sicherer Aussicht auf Erfolg versuchen — und vielleicht auch für Deutschland? *)

La Tour-de-Peilz. *Eduard Platzhoff.*

Italienischer Brief.

Enrico Panzacchi beschäftigt sich in der „Nuova Antologia“ (1. Mai) mit dem 5. Gesange des dantischen „Inferno“, den er den „Gesang des Mitgefühls“ nennt. Er untersucht das Wesen Francescas von Rimini unter Prüfung der geschichtlichen Thatsachen und gelangt zu einer Deutung der Episode, die mit der zuerst von Ugo Foscolo aufgestellten übereinstimmt. Die vielkommentierten Verse

Amore ,
Prese costui di bella persona,
Che mi fu tolta, e il modo ancor m'offende

enthalten nach seiner Auffassung nicht die Klage Francescas über ihre gewaltsame Tötung, sondern über den schndden Betrug, durch den man ihr den gehofften schönen Gatten entzog. — Ueber eine große Zahl neuer „Dante-Studien“ berichtet C. Mele im ersten Junihefte der „Flegrea“, indem er unter Anerkennung der großen Verdienste Scartazzinis um die Danteforschung an seinen Werken „schroffe Behauptungen, Abweichungen, Lücken, Ausfälle gegen Andersdenkende“ rügt.

Das Aprilheft der „Rivista d'Italia“ enthält den Anfang einer Studie W. Giabotinkis über Leo Tolstoi. Der Verfasser hat Tolstoi inmitten seiner Familie und in seinem, abends nur durch eine Kerze erhellten, entlegenen Arbeitszimmer gesehen, wo er jovialer erscheine als im Besuchszimmer. In den mündlichen Erörterungen nehme er kein Blatt vor den Mund; er könne beißend und ausfallend sein, wenn Behauptungen aufgestellt werden, die seinen ästhetischen und moralischen Grundsätzen zuwider sind, während er in anderen Augenblicken große Zartheit der Empfindung und ausgesuchte Liebenswürdigkeit bekunde. — Aus einer durch zahlreiche Beispiele von Traumwirkungen, Vergeßlichkeiten und unbewußten künstlerischen Regungen belegten Betrachtung über „das Unbewußte im Genie“ (ebenda) zieht C. Lombroso den Schluß, daß in der Thätigkeit der genialen Menschen das Unbewußte weit mehr mitwirke als bei den anderen. In der Thatsache, daß die schmerzhaften Regungen tiefer in die Regionen des Unbewußten hinabreichen als die freudigen, glaubt er eine Antwort auf die von Fogazzaro aufgeworfene Frage finden zu können, warum jene weit mehr künstlerische Anregungen geben als diese, die sich in äußeren Kundgebungen entladen. Mit gewohnter Einseitigkeit und Uebereilung sieht Lombroso in der er-

*) Den Anfang hat bereits Philipp Stein mit einer größeren, in „Bühne und Welt“ abgedruckten Studie gemacht (vgl. Sp. 836 und 989). D. Red.

Digitized by Google

wähnten Wirksamkeit des Unbewußten eine „Bestätigung der Annahme von der Wesensgleichheit des Genies und der seelischen Epilepsie". — Eine sehr eingehende, ablehnende Kritik findet (ebenda) D'Annunzios „Canzone di Garibaldi" seitens G. Vitalis, der dem vielgerühmten Gedichte Mangel an Größe der Auffassung, Wahrheit der Empfindung und Kraft zu begeistern vorwirft. — Auch ein Kritiker der „Nuova Antologia" (1. Juni) geht mit der „Canzone di Garibaldi" und mit D'Annunzios gesamter Poesie, in der er die gesuchte und kalte Rhetorik des 17. Jahrhunderts wiederfindet, scharf ins Gericht. Auch er wirft ihm Mangel an wahrem Gefühl und an Phantasie vor und warnt die Scharen der jugendlichen Verehrer vor dieser „falschen Poesie". — Das Maiheft der „Rivista d'Italia" ist ausschließlich dem Leben und Wirken G. Carducci's gewidmet, dessen vierzigjährige Lehrthätigkeit an der Universität Bologna auf seinen Wunsch ohne Festlichkeiten, aber nicht ohne die begeisterte Teilnahme aller den Genius und Charakter ehrenden Kreise gefeiert worden ist. Infolge ungewöhnlich energischer Ablehnung des Meisters mußte der Gedanke fallen gelassen werden, eine große Gesamtausgabe seiner Werke auf Kosten der Nation zu veranstalten und ihm den Ertrag als Ehrengabe darzubringen.

In einem „I poeti Vittoriani" überschriebenen Artikel der „Rassegna Internazionale" (1. Mai) giebt Alice Schanzer, von einer Parallele zwischen den Dichtern der Zeit Elisabeths und denjenigen der Zeit Victorias ausgehend, einen Ueberblick über die letzteren von Byron bis auf Alfred Austin. Sie findet, daß wahrhaft geniale Schöpfungen in der Periode Victorias mangeln, daß es aber nicht an guten Dichtern fehle, unter denen als der charakteristischste und populärste Tennyson bezeichnet wird. Einen gewaltigen Unterschied weise die Bühnendichtung auf: an die Stelle der lebensvollen Schöpfungen Marlowes, Fletchers, Shakspeares sei das Buchdrama getreten. Immerhin lasse die Aufnahme, die Stephen Phillips „Paul und Francesca" und „Herodes" gefunden haben, Gutes hoffen. — Im selben Hefte finden wir das litterarische Profil des D'Annunzioschülers und „Malers Diego Angeli, des 1869 in Florenz geborenen, in Rom lebenden Verfassers der „Roma sentimentale" und der Romane „L'inarrivabile" und „Liliana Vanni". — In derselben Zeitschrift (15. Mai) behandelt E. Corradini Giosuè Carducci als Bildner der Jugend und geistigen Führer der Nation, J. Palmarini die jüngst durch A. Graf aufgeworfene Frage der „litterarischen Müßiggängerei" in Italien (vgl. Sp. 1202) und J. L. Pagano Gaspar Nuñez de Arce; in der Nummer vom 1. Juni der letztere Ivan Maragall, den „catalanischen Schwan", der in einem Gespräch mit ihm sehr lebhaft die Berechtigung, Bedeutung und Zukunft einer catalanischen Heimatlitteratur verficht.

Ein neues, litterarisches Journal, betitelt „Fiamma", das dem florentiner „Marzocco" nachgebildet ist und den Wahlspruch „Incendere et accendere" an der Spitze trägt, hat mit dem 1. Mai in Turin zu erscheinen begonnen. Die zweite Nummer (15. Mai) enthält einen Aufruf T. Giordanas an die Litteraten zur Beteiligung an der Politik zum mindesten als Erwecker, Rufer im Streit und Herolde der Ideale, damit die Staatenpolitik nicht aller geistigen Ziele, alles höheren Schwunges und edleren Tones baar werde. — Ganz im Gegenteil verlangt G. Barzellotti in einem sehr beherzenden Artikel, „Unsere Litteratur und die nationale Seele" („Nuova Antologia", 16. Mai), daß die Schriftsteller sich der Teilnahme am politischen Treiben enthalten sollen, um alle Kraft der intellektuellen und moralischen Hebung der Nation, der Förderung von Wissenschaft und Kunst, der Belebung des idealen Strebens widmen zu können, wodurch allein auch der Politik frisches Lebensblut zugeführt werden könne. Barzellotti erklärt den Tiefstand und die Einseitigkeiten der modernen italienischen Litteratur aus der Unbekanntschaft mit den wichtigsten modernen Lebensproblemen und dem mangelnden Zusammenhange mit dem Leben überhaupt, einer beklagenswerten Erbschaft aus der Nachrenaissance. Er empfiehlt eine bisher noch nie versuchte Erklärung der Inferiorität der Prosalitteratur gegenüber der Poesie in Italien, die schon Leopardi erkannt und scharf gerügt hat, und er sieht in ihren Mängeln und Schwächen solche des Charakters und Lebens des italienischen Volkes, das, besonders nach der Renaissance, im ganzen 17. und einem großen Teil des 18. Jahrhunderts, geformt oder besser geschwächt und ausgesogen worden ist durch die drückenden geschichtlichen Zustände", weshalb es mit den geistigen, namentlich den philosophischen Fortschritten anderer Nationen nicht habe Schritt halten können. — Das gleiche Heft der „Nuova Antologia" enthält einen Essai E. Romussis über „Felice Cavallotti als Journalisten" und einen solchen von Rico über „Carducci im Leben Bolognas", worin die nicht ohne Widerstand, aber unaufhörlich steigende Bedeutung des revolutionären Sängers für das geistige und gesellschaftliche Leben der alten Universitätsstadt geschildert wird.

Zu den italienischen Faust-Uebersetzungen von Scalvini, Persico, Guerrieri-Gonzaga und Maffei ist eine neue in Versen von Giuseppe Biagi hinzugekommen (vgl. LE II, 1566). Eine Vorrede von A. Franchetti rühmt sie in vielen Punkten als den Vorgängerinnen überlegen. — Domenico Tumiati hat einen neuen „Melolog" mit dem Titel „Emigranti" geschrieben und mit großem Erfolge unter Musikbegleitung in Ferrara vorgetragen. Die Verschmelzung der Recitation mit der Musik wird als gelungen bezeichnet. — Der durch die „Lettura" in Mailand ausgeschriebene Preis (von 500 Lire) für eine Novelle ist von der unter dem Pseudonym Teresah schreibenden Schriftstellerin Teresa Corinna Ubertis gewonnen worden. — Ein neuer Roman G. Marcottis, Sekretärs der italienischen Dantegesellschaft, betitelt „L'oltraggiata, scene della vita nella Venezia Giulia" (Bologna, Zanichelli 1901), ist durch die Statthalterschaft in Triest wegen Aufreizung zum Haß gegen die slovenische Nationalität und die katholische Geistlichkeit, Majestätsbeleidigung u. s. w. mit Beschlag belegt worden. Der Roman ist eine kühne Streitschrift zu Gunsten des Italienertums im österreichischen Küstenlande und schwingt eine scharfe Geißel über dessen slavischen und klerikalen Bedrängern. Er entwirft ein packendes Bild vom politischen, sozialen und kirchlichen Leben jener tief aufgewühlten Gebiete des Kaiserstaates, weshalb die Veranstaltung einer deutschen Uebersetzung (von Catharina Brenning in Kiel) zu loben ist. — In italienischer Uebersetzung von C. Barese erscheint Ludwig Fuldas „Herostrat". — Sudermanns „Johannesfeuer" ist von G. E. Nani übersetzt und in Neapel mit Erfolg aufgeführt worden.

Die hundertfach wiederholte Frage nach den Gründen, die aus E. De Amicis, dem ehemaligen Offizier und Paladin des Militarismus, dem strengen Konservativen und ausgesprochenen Schöngeist, einen begeisterten Vorkämpfer sozialistischer Ideale gemacht haben, findet in den (bei Nerbini in Florenz) soeben erschienenen „Lotte civili" eine beredte und erschöpfende Beantwortung. Das Buch beleuchtet die wichtigsten sozialen Probleme der Gegenwart und die sehr entschiedene Stellung des Dichters zu ihnen. — Arrigo Boitos künstlerische Tragödie „Nerone" (Mailand, Treves) führt uns den Sohn der Agrippina in einer ganz ungewohnten Beleuchtung vor: als den von Reue über den Muttermord Gepeinigten und von den Furien (die auf der Bühne auftreten) Verfolgten. Er erscheint im ersten Akte mit der Aschenurne Agrippinas auf der Via Appia, flehend vor den Gespenstern; in der Schlußszene des letzten Aktes bricht er ohnmächtig zusammen, umringt von den drohenden Geistern der Gemordeten. Tigellinus, Simon Magus, der Brand Roms, die Christen und ihre Martern, die Zirkusspiele, Prunk- und Liebes-Episoden können nichts daran ändern, daß das Stück mehr ein Gemälde als eine dramatische Handlung vorführt. Die Sprache ist

Digitized by Google

hochpoetisch und läßt nicht verkennen, daß das Werk als Musiktext geschaffen ist.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Russischer Brief.

Mit dem schönen Wort „Décadence" pflegt im heiligen Rußland neuerdings nicht nur das große Publikum, sondern auch die sogenannte „Kritik" alles zu bezeichnen, was das Begriffsvermögen des Normalmenschen überfteigt. Nietzsche, Hauptmann, Böcklin, Wagner, Ibsen — alles wird in den einen großen Topf geworfen. Max Nordaus „Entartung" hat in Rußland nur zu viel begeifterte Leser gefunden.

Trotzdem macht „die neue Kunst" bei uns immer mehr Eroberungen. Ihre Vertreter sind freilich nicht eben geeignet, die alten Vorurteile zu besiegen. Die großen litterarischen Bewegungen sind in Rußland immer zu spät gekommen. Schiller war schon längst tot, Goethe war ein Greis — und in Petersburg ließ der talentvolle Oserow noch seine Alexandrinertragödien mit den samosen drei Einheiten aufführen. Die positiven Resultate der „Moderne" in West-Europa zu verkennen, kann heutzutage nur noch einem moskauer Zeitungsrezensenten einfallen; unsere „Dekadenten" sind alles noch Ringende, Werdende — sie ahnen die neue Schönheit, sie suchen sie, aber noch keiner hat sie gefunden, noch keinem hat sich ihr Wesen entschleiert . . .

Vor mir liegt ein elegant ausgestattetes Büchlein „Blumen des Nordens" für das Jahr 1901, gesammelt von der Verlagsgesellschaft „Skorpion". In den Zwanzigerjahren gab der alte Puschkin einen Musenalmanach dieses Titels heraus. Die moskauer Verlagsgesellschaft, die durch ihre russischen Ausgaben der Werke Ibsens, D'Annunzios, Knut Hamsuns u. v. a. bereits viel für die Popularisierung der „Moderne" getan hat, will nach siebzigjähriger Pause das Unternehmen erneuern. Dieser Almanach soll „außerhalb der herrschenden litterarischen Parteien stehen und alles in sich aufnehmen, was wirklich poetisch ist, zu welcher Schule der Autor auch gehören möge". Die Hauptvertreter der russischen Moderne geben sich in dem Buch ein Stelldichein, leider aber durchweg nicht mit ihren besten Leistungen, und so ist trotz manchem Gelungenen der Gesamteindruck des Sammelwerks kein erquicklicher. Am höchsten stehen die novellistischen Beiträge. Da ist vor allem eine Skizze von Anton Tschechow, „Nachts", in der ein überaus heikler Stoff (ein junger Ehegatte verkauft in der Brautnacht sein Weib einem reichen Bankier) in künstlerisch durchaus unanfechtbarer Weise behandelt wird. Ferner eine geistreiche satirische Novelle „Der Kluge und der Dumme" von Mark Krinizki, ein kleines Stimmungsbild von Iwan Bunin, entschieden dem talentvollsten Lyriker der ganzen „modernen" Gruppe. Seine jüngste Gedichtsammlung („Blätterfallen") zählt zu den bervorragendsten Neuerscheinungen auf lyrischem Gebiete. Wie die Sonne im September, dem Monat des Blätterfallens, klar, rein und sanft, sind seine Dichtungen. Leider hat er für die „Blumen des Nordens" nicht einen Vers beigesteuert. Ueberhaupt die Lyrik in diesem Almanach! Da ist der begabte Konstantin Balmont. Seine Verse zeichnen sich durch eine wunderbare Melodik aus, bald tönt es aus ihnen wie Onellenrauschen, bald wie Donnergeroll — aber der Inhalt, den er in diese wundervollen Formen gießt, ist unbedeutend, oft überhaupt nicht verständlich. Eine bei weitem tiefere Natur ist Valerius Brjussow, ein junger Dichter, der sich langsam von geradezu fürchterlichen Nachahmungen der französischen Dekadenten (wofür er mit Recht dem ätzenden Spott des verstorbenen Dichterphilosophen Wl. Ssolowjow anheimfiel) zu reineren und vollendeteren Kunstschöpfungen durchgerungen hat. Er bringt u. a. ein längeres Fragment episch-lyrischen Charakters, das die Sehnsucht der freien Seele nach Licht, nach Luft, heraus aus den Fesseln der Konvenienz, der veraltenden Staats- und Gesellschaftsordnung, stellenweise schön und ergreifend zum Ausdruck bringt. In den meisten seiner übrigen Gedichte wird der Genuß durch eine Unmenge schiefer Vergleiche, mißlungener Bilder und unerlaubter Freiheiten in der Versbehandlung getrübt. Was die übrigen lyrischen Mitarbeiter des Musenalmanachs betrifft, so sind ihre Leistungen mit wenigen Ausnahmen mattiert und völlig ungenießbar. Man braucht durchaus kein Banause zu sein, um sich von dieser Art Poesie abzuwenden, trotz der theoretischen Rechtfertigung, die V. Brjussow ihr in seinen Aphorismen, die den Almanach beschließen, zu geben sucht. Er sagt nämlich: „Zweck des Schaffens ist nicht, sich mitzuteilen, sondern sich selbst zu befriedigen und sich selbst zu erkennen. Alle wahren Kunstwerke sind gleichwertig. Es giebt keine großen und kleinen Dichter, ebenso wie es keine niedrigen und falschen Empfindungen giebt. Was in mir ist, das ist wahr. Nicht der Mensch ist das Maß der Dinge, sondern der Augenblick. Wahr ist das, was ich anerkenne, jetzt anerkenne, heute, in diesem Augenblick." Meinetwegen. Aber wozu wird denn solche Augenblickspoesie gedruckt und verkauft, wenn sie nur der Selbstbefriedigung und Selbsterkenntnis des Dichters dienen soll?

Ein hervorragendes litterarhistorisches Werk, das es wohl verdiente, auch in Deutschland bekannt zu werden, ist Ende März auf dem Büchermarkt erschienen. „Jakob Reinhold Lenz, sein Leben und seine Werke", breitet sich ein über 500 Seiten starker Band, als dessen Verfasser M. N. Rosanow, Privatdozent an der Universität Moskau, zeichnet. Das Buch ist die Frucht fünfjähriger angestrengter Arbeit an einem Material, das durch halb Europa verstreut war. In Berlin, Straßburg, Riga, Zürich, London hat Rosanow nach Ausgaben lenzischer Werke und Handschriften gesucht, und er bietet uns nicht nur die erste, sondern die z. B. auch denkbar vollständigste Biographie des unglücklichen Dichters, der ein Freund Goethes und Karamsins war und auf diese Weise als Vermittler zwischen den Litteraturen zweier Völker für den russischen Forscher noch von ganz besonderem Interesse ist. Schritt für Schritt verfolgt der Biograph den Entwicklungsgang seines Helden und bietet besonders in den letzten Kapiteln, die Lenzens nur zu frühen Lebensabend schildern, auch dem Spezialisten viel Neues, bisher Unbekanntes. Vortrefflich ist auch die allgemeine Einleitung (Charakteristik der Sturm- und Drang-Periode), die Schilderung des straßburger Genie-Kreises und das Kapitel über den Franzosen Sebastian Mercier, dessen starker Einfluß auf die deutschen Kraftgenies bis vor kurzem fast ganz unbeachtet geblieben war. Im Anhang zu seinem Buche bringt Rosanow eine bedeutende Anzahl bisher ungedruckter Briefe von und an Lenz, deren Originale sich auf der königl. Bibliothek zu Berlin und der städtischen Bibliothek zu Riga befinden. Eine Uebersetzung des Buches ins Deutsche wäre im höchsten Grade wünschenswert, im Interesse sowohl der Spezialforscher, als auch des litteraturliebenden großen Publikums.

Ueber die bedeutenderen Zeitschriften-Artikel in meinem nächsten Briefe. Der Sommer ist nicht nur auf politischem, sondern auch auf litterarischem Gebiete eine Zeit der Erholung, des Stillstands.

Moskau. *Arthur Luther.*

Schwedischer Brief.

Unter den bisher vorliegenden Erscheinungen der Frühjahrslitteratur ist die jüngste Veröffentlichung Berner von Heidenstams: „Heliga Birgittas pilgrimsfärd" (Die Pilgerfahrt der heiligen Brigitta) an erster Stelle zu nennen. Der Dichter hat sich hier die Aufgabe gestellt, die Gestalt der königlichen Büßerin, die im kirchlichen und gesellschaftlichen Leben des Nordens einen mehrere Jahrhunderte umfassenden Einfluß entfaltete, auf rein menschlicher Grundlage zu entwickeln. Heidenstam vermeidet in seiner Erzählung jeden Hinweis auf

Digitized by Google

mystische „Offenbarungen“ und prophetische „Gesichte“; seine Brigitta ist ein Weib, in dem sich Willenshärte und glühender Glaubenseifer, Herrschsucht und fatalistische Resignation zu einem seltsamen Gewebe vereinen. Der Verfasser hat sein Hauptaugenmerk auf einen späteren Lebensabschnitt der heiligen Brigitta gerichtet, in dem diese bei dem großen Endziel ihrer religiösen Mission, der Errichtung des nach ihr benannten Klosterordens, angelangt ist. Genau genommen, dreht sich der ganze äußere Aufbau der Erzählung um jene Episode, deren historische Seite in Heidenstams meisterhafter Darstellung zu einem großangelegten Kulturbilde aus dem letzten Teile des Mittelalters ausgesponnen worden ist. — Unter den lyrischen Neuheiten der letzten Wochen ist eine Sammelausgabe von Gustaf Frödings Gedichten („Samlade Dikter“) zu erwähnen. Ueber Schwedens Grenzen hinaus ist der Name des jungen upsalenser Poeten bisher nur wenig bekannt geworden, — leider, denn gerade Fröding zählt zu den stärksten lyrischen Talenten, die seit Jahrzehnten dem skandinavischen Boden entsprungen sind. Großes Aufsehen erregte vor vier Jahren sein Gedicht-Cyklus „Stänk och likar“, der den für Fröding eigentümlichen Realismus in ausgereifter Form hervortreten ließ; dem Verfasser gleichzeitig aber auch eine höchst deplazierte Maßregelung seitens der Censurbehörde eintrug. Die jetzt vorliegende Sammlung umfaßt eine Auswahl aus den trefflichen (für die Uebersetzung allerdings kaum zugänglichen) Bermlandsklängen, König Eriks Weisen, Aus Tiefen und Weiten, sowie verschiedene Uebertragungen.

Aus der periodischen Litteratur ist eine Apologie zu gunsten Per Hallströms in der Zeitschrift „Varia“ (Heft 4) zu erwähnen. Der Verfasser bezeichnet darin die Vorwürfe, die von der schwedischen Presse gegen einige neuere Arbeiten Hallströms, insbesondere „En venezianskˇkomedi“, erhoben wurden, als unhaltbar. Per Hallström habe in allen früheren Arbeiten so erlesene Proben seiner künstlerischen Originalität, seiner gewählten, eindrucksvollen Sprache und technischen Reife abgelegt, daß niemand das Recht habe, von gesuchtem Raffinement, prätentiöser Diktion oder geschweige gar von Anlehnung an fremde Vorbilder zu sprechen. Dies gelte ganz besonders von der venezianischen Komödie, in der einzelne Kritiker die Spuren eines Renaissance-Einflusses à la Brantôme und Boccaccio entdeckt haben wollten, während andere gewisse Anlehnungen an Shakspeares „Komödie der Irrungen“ geltend zu machen suchten. Man dürfe nicht vergessen, daß Hallström seiner Sprache diejenige Form habe geben müssen, die der geschnörkelten Ausdrucksweise zur Zeit der Renaissance thatsächlich entsprach, um sich innerhalb des einmal gewählten historischen Milieus bewegen zu können. — In Heft 5 der gleichen Zeitschrift begegnen wir einer eingehenden Besprechung von Heidenstams jüngster Arbeit, in der beklagt wird, daß der Dichter seine Erzählung nicht zu einem, die ganze Persönlichkeit der heiligen Brigitta — vor allem in ihren Beziehungen zur Mystik — umfassenden Seelengemälde erweitert habe. — „Dagny“ (Heft 8) bringt eine nachträgliche Würdigung des Romans „Genvor Thoradotter“ von Alvilde Prydz, der vor kurzem aus dem Norwegischen ins Schwedische übertragen wurde. Alvilde Prydz habe sich durch die vorliegende Erzählung einen künstlerischen Namen erworben, heißt es dort, der neben den vornehmsten Dichtern Norwegens genannt werden dürfe.

Stockholm. *Valfyr.*

Echo der Bühnen.

Wien. Am 1. Juni spielte das „Deutsche Volkstheater“ zum ersten Male Olga Wohlbrücks dreiaktiges Schauspiel „Der fremde Herr“. In diesem Stücke wird der Versuch gemacht, das bekannte Lustspielmotiv von der geschiedenen Frau, die sich an der Seite des zweiten Gatten nach dem ersten zurücksehnt, zu einem ernsten psychologischen Problem zu gestalten. Das ist Frau Wohlbrück, die sich übrigens als gewandte und meist geschmackvolle Schriftstellerin erwies, gänzlich mißlungen. Es blieb ihr versagt, das Interesse des Publikums für ihre Heldin zu erobern, die aus bloßem Hang zum Wohlleben den ersten Gatten, einen armen Musiker, verläßt, später, des begüterten Zweiten überdrüssig, dennoch nicht den Mut findet, mit dem ersten die Dürftigkeiten des Daseins zu ertragen; die ihn zum Geliebten will und dann selbstverständlich verschmäht und hinausgeworfen wird. Die Kraft der Verfasserin reicht eben nicht aus, um das Interesse des Zuhörers auf die Trägerin dieser alltäglichen und wenig dramatischen Eigenschaften zu konzentrieren. Es geht auch nicht an, eine Hauptfigur, wie es die des zweiten Gatten ist, im ersten Akte lächerlich zu machen und im letzten ganz vernünftig, ja vornehm auftreten und Recht behalten zu lassen. Das sind unheilbare Fehler, die schon in der Stoffwahl und in der ganzen Anlage gegründet sind. Zwei gelungene Nebenfiguren, die mit glücklichem Griff aus der berliner Bohème herausgeholt sind, sprechen für die Begabung der Verfasserin, rechtfertigen aber noch nicht die Aufführung des Schauspiels, das für ein Drama zu oberflächlich, für ein Theaterstück zu schwerfällig ist. Die Darstellung war vorzüglich; Frau Odilon und Frau Glockner, Kutschera und Kramer zeigten wieder, welche Kräfte dem Volkstheater zur Verfügung stehen, und ließen es bedauern, daß die Direktion keinen Gebrauch von ihnen macht, wenn sich's darum handelt, echte Dichterwerke würdig herauszubringen. Ich denke hier an Ruederers köstliche „Fahnenweihe“, die vor 14 Tagen von Schauspielern vorlegten, letzten und allerletzten Ranges in Grund und Boden gespielt wurde.

Richard Wengraf.

Kurze Anzeigen.

Böcklin-Litteratur.

Von **Max Osborn** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Als Goethe starb, war die deutsche Welt von litterarischen Gedanken und Bestrebungen erfüllt, die weitab lagen von dem Wunderreich, das der Gewaltige geschaffen hatte. Nur eine kleine Gemeinde wußte, daß er nun, da er tot war, erst recht anfangen würde, unsterblich zu sein, daß sein Erdewallen erst in kommenden, vielleicht fernen Tagen im vollen Glanze seiner Herrlichkeit erstrahlen und unserer Kultur ein Leitstern werden würde. Aehnlich ist die Situation nach dem Tode Arnold Böcklins. Auch er stand fast allein. Rings um ihn herrschte, beinahe souverän, eine Auffassung von der Malerei und ihren Zielen, die just nach der entgegengesetzten Richtung strebte, wie der Meister von San Domenico. Und wieder taucht das Bewußtsein auf, daß der Geschiedene nicht allein für alle Zeiten lebendig bleiben, daß vielmehr seine ragende Gestalt von Jahr zu Jahr noch wachsen, daß erst die Zukunft seiner unvergleichlichen Lebensarbeit Erfüllung bringen wird. Freilich, der Pulsschlag der Zeit ist in den zwei Menschenalter seit Goethes Hingang rascher geworden, und Böcklin erlebte noch in den letzten Jahren seines Daseins die Vorzeichen der Epoche, da sein Werk nicht nur als ein bestauntes Wunder, sondern als ein Führer zu neuen Zielen gelten wird. Der Einfluß zeigt sich seltsamerweise vorläufig noch stärker auf dem Gebiete der Litteratur als auf dem der bildenden Kunst. Gründe mannig-

Digitized by Google

facher Art haben dazu geführt, daß Böcklin heute mehr für unsere Dichtung und für unser allgemeines künstlerisches Empfinden ein wichtiger und bedeutungsvoller Faktor ist, als für unsere Malerei. Es ist daher nur natürlich, daß sich die unbegrenzte Verehrung, die des Meisters Name gegenwärtig genießt, zunächst nicht in den Ateliers, sondern in den Studierstuben zu Thaten umsetzt, und daß vor allem die Schriften und Abhandlungen über ihn zu Stößen, ja zu Bergen anwachsen.

Kurz vor dem Januartage, da die Kunde von Böcklins Tode über die Alpen drang, erschienen, von Tschudi und Flaischlen herausgegeben, die lang erwarteten Tagebuchaufzeichnungen Rudolf Schicks[1]), von denen früher schon der „Nan" eingelne Proben gebracht hatte — ein merkwürdiges, in seiner Art einziges Buch. Schick, ein berliner Maler, der als junger Mensch von 25 Jahren 1866 mit Böcklin in Rom verkehrt wurde und ihm 1868—69 in Basel bei der Ausmalung der Treppenwände des dortigen Museums helfen durfte, hat diesen Blättern mit der unermüdlichen Sorgfalt eines Eckermann getreulich alles anvertraut, was sein geliebter Meister mit ihm gesprochen, und was ihm sonst noch aus dem täglichen Verkehr mit Böcklin innerhalb und außerhalb seines Ateliers interessant erschien. Die Aufzeichnungen wurden sicherlich nicht mit der Absicht niedergeschrieben, daß sie später einmal durch den Druck der Oeffentlichkeit unterbreitet werden sollten, aber gerade darin beruht ihr Reiz. Sie geben uns ein wundervoll intimes Bild; alles spricht ganz unmittelbar zu uns. Wir sehen Böcklin in seinen häuslichen Verhältnissen, im vertrauten Umgang mit den Freunden, auf Spaziergängen, beim Chianti, und hören ihn über Menschen, Ort und Welt reden, über den Beruf und die Pflichten des Künstlers überhaupt, über seine eigenen Ziele und Pläne, am meisten aber — und hierin beruht der Hauptwert der Veröffentlichung — über technische Fragen, über die Geheimnisse der Komposition, der Zeichnung, der Raumwirkung und vor allem über koloristische Probleme, sowie über die Zubereitung der Farben, die der Meister sich bekanntlich wie ein alter Alchimist am liebsten selbst mischte und rieb. Das Buch ist eine Bibel für den Maler, und für den Kunstfreund und den Laien ist es eine hochwillkommene Mahnung, das Handwerkliche in der Malerei nicht zu vergessen, sondern, dem Wege des Künstlers selbst nachgehend, von hier aus erst zur Betrachtung ihrer anderen Elemente vorzudringen.

Während wir mit Entzücken in diesem unschätzbaren Werke blätterten, kam die Trauernachricht aus Florenz. Und wenige Wochen später ward, gerade zur rechten Zeit, der Böcklin-Gemeinde zum ersten Male eine umfassende und mit dem ganzen Apparat kritischer Methode durchgearbeitete Biographie des Einzigen beschert: das seit Jahren mit größtem Fleiße vorbereitete Buch von Henri(ette) Mendelsohn[2]). Die Verfasserin hat sich damit den wärmsten Dank der deutschen Kunstwelt erworben. Alle Seiten dieses reichen Lebens hat sie mit hingebungsvollem Eifer durchforscht und durch ihre Darstellung alle bisherigen Versuche, Böcklins Wirken und Schicksale zu schildern, weit überholt. Wer hier frauenhaftes Behagen an redselig-breiter Schwärmerei anzutreffen fürchtet, der sei beruhigt. Wohl ist von Böcklins poetischer Kraft die Rede, und sein Werk wird in den großen Zusammenhang der deutschen Kunstgeschichte des vergangenen Jahrhunderts gerückt, aber alles geschieht auf dem positiven Grunde der sicher überblickten Thatsachen. Die Verfasserin hat sich keine Mühe verdrießen lassen. Mit wissenschaftlichem Ernst sind alle Quellen studiert, alle authentischen Mitteilungen berücksichtigt, alle Persönlichkeiten, die etwas Neues geben konnten, befragt. Manche Einzelheiten lernt man zum ersten Male kennen: Briefe vom Meister selbst und von anderen an oder über ihn, ein Sonett von Jakob Burckhardt auf den frühen Tod von Böcklins basler Jugendliebe Luise Schmidt, der „einsamen Frühlingsblüte", und eine Probe von des Malers musikalischem Dilettantismus: die Komposition eines geibelschen Gedichtes. Sehr ansprechend werden der im ganzen historisch gehaltenen Darstellung einige allgemeine Kapitel angefügt: „Religiöse Bilder", „Technik der Tafelbilder", „Böcklin im Urteil seiner Zeitgenossen". Ein chronologisches Verzeichnis der Hauptwerke und eine umsichtige Angabe der wichtigsten Litteratur über Böcklin machen den Schluß. „Ein Nachschlagebuch," sagt die Verfasserin in der Vorrede, „wollte ich nicht schreiben." Es ist, wenngleich im besten Sinne, dennoch eins geworden, und ein sehr zuverlässiges; eine zweite Auflage wird hoffentlich auch das vorläufig noch schmerzlich vermißte Register bringen. Man kann nicht sagen, daß Henriette Mendelsohns Arbeit bereits „das" große Böcklin-Werk ist, auf das wir hoffen, man wird über manche Wendungen, Ungleichmäßigkeiten und kleinere Versehen, deren Besprechung an dieser Stelle zu weit führen würde, mit der Verfasserin rechten können, wird schließlich wünschen, daß an mehreren Stellen die Schilderung straffer wäre und sich weniger in Einzelheiten verlöre. Aber man wird auf der anderen Seite bedenken, daß im ersten Anlauf nicht gleich alles glücken kann, und der vortrefflichen, zweifellos auf lange Zeit hinaus unentbehrlichen Arbeit die wohlverdiente Anerkennung nicht verringern.

Eine wichtige Ergänzung zu dieser Biographie bildet Rudolf Kleins[3]) Essai. Hier wird der ernste Versuch unternommen, das kunstphilosophische Problem Böcklin zu lösen, zugleich aber auch sehr glücklich seine eigentümliche historische Stellung innerhalb der Geschichte der modernen Malerei präzisiert. Klein stellt Böcklin dar als den großen Erfüller und Einiger, der in doppeltem Betracht zum ersten Male divergierende Elemente, die sich immer weiter von einander zu entfernen drohen, zu einer höheren Harmonie verschmilzt: auf der inhaltlich-ideellen Seite das Pantheistische mit dem Individuellen und auf der technisch-materiellen Seite die analytische Manier der seit dem siebzehnten Jahrhundert langsam emporgestiegenen, durch die großen Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts konsolidierten, spezifisch „modernen" Malerei und der synthetischen Art der alten Meister.

Der Tod Böcklins hat daneben zahlose Publikationen hervorgerufen, selbständige kleinere Schriften und Zeitschriftenaufsätze). Zwei daraus möchte ich besonders hervorheben. Einmal das Böcklin-Heft des Kunstwart (Erstes Februarheft 1901); es enthält außer einem kurzen, an klugen und anregenden Gedanken reichen Nachruf von Avenarius einen prachtvollen Brief des schweizer Malers Albert Welti — er darf sich mit Recht einen „Schüler" des Alten nennen und giebt in wenigen schlichten Zügen ein packend lebendiges Bild von seinem Wesen — sowie eine Reihe von trefflich gewählten losen Erinnerungsblättern an den Meister, darunter ein höchst eindrucksvolles Porträt des greisen Riesen von Leopold Weber, dem er Anno 98 im Café Franz Josef am münchner Maximiliansplatz als „etwas großartig Verwittertes und Elementares" erschien, als „etwas, das auffallend an die Meereswunderwesen seiner eigenen Bilder gemahnte". Und dann den herrlichen Aufsatz

[1]) Rudolf Schick, Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren 1866, 1868, 1869 über Arnold Böcklin. Mit zahlreichen Skizzen nach Bildern und Entwürfen Böcklins und mit Böcklins Bild aus dieser Zeit, in Holz geschnitten von Alb. Klaiber. Herausg. von Hugo von Tschudi, geätzt von Cäsar Flaischlen. Berlin, F. Fontane & Co. 1901. M. 12,— (15,—).

[2]) Böcklin. Von Henri Mendelsohn (Geisteshelden. 40. Band). Berlin, Ernst Hofmann & Cie. 1901. M. 2,40.

[3]) Arnold Böcklin. Von Rudolf Klein (Moderne Essais zur Kunst und Litteratur, herausg. von Dr. H. Landsberg, Heft 7). Berlin, Gose und Tetzlaff. 1901. M. —,50.

[4]) Arnold Böcklin. Rede bei der Gedächtnisfeier zu Florenz im Palazzo Medici-Ricardi am 27. Januar 1901 von Heinrich Brockhaus, Direktor des kunsthistorischen Institutes zu Florenz. Leipzig, F. A. Brockhaus 1901. — Eug. Lessing, Worte am Grabe Böcklins. Florenz 1901. — H. von Tschudi, Die Kunst (Kunst für alle), Februar 1901.

Digitized by Google

von Henri Thode in den „Bayreuther Blättern" (24. Jahrg., 4.—6. Stück), der in tiefschürfenden, gedankenvollen Sätzen, mit geistreichen Seitenblicken auf Goethe (Pandora und klassische Walpurgisnacht), sich über die Bereicherung klar zu werden sucht, die unsere Seele durch Böcklin erfuhr.

Romane und Novellen.

Am Hofe Herrn Karls. Vier Erzählungen von Felix Dahn. (Kleine Romane aus der Völkerwanderung, Bd. XI.) Leipzig, Breitkopf und Härtel. 330 S. Mk. 5,— (6,—).

Die kleinen Romane aus der Völkerwanderung sind offenbar Dahn so nebenher entstanden, wie ihn gerade ein Stoff ergriff, der ihm nicht für einen großen Roman geeignet schien. Dennoch sind unter diesen nunmehr elf Romanen etliche seiner besten, insbesondere die, in denen aus dem Blut und den Greueln jener Zeit die natürliche, lebensfrohe und lebenslustige Menschlichkeit auftaucht. Statt eines Romans giebt uns Dahn diesmal vier anspruchslose Erzählungen, deren Mittelpunkt Karl der Große ist. Und es ist ihm gelungen, die so ungemein vielseitige Person dieses Großen in immer neuen merkwürdigen Lebenslagen, Entschlüssen und Handlungen aufs anschaulichste vorzuführen. Daß dabei nicht bloß der Kriegsheld erscheint, sondern auch der Staatsmann, der Organisator, der Gatte und der Vater, ist selbstverständlich. Wir werden mit Papa Karl recht intim, fast mehr als ehrfürchtiger Scheu vor den Großen zuträglich ist, aber wir werden mit dem Historiker Dahn nicht rechten, ob er die Linie des Wahrscheinlichen hierbei überschritten hat. Das muß Dahn eigentlich doch besser wissen als seine Kritiker. Wir gestehen indessen, daß uns die erste Erzählung, wo die alles überragende und alle in ihren Bann ziehende Größe Karls kunstvoll und künstlerisch zum Ausdruck kommt, einen tieferen Eindruck gemacht hat als die anderen mit Papa Karl. Der Geschichte von Einhart und Emma ist eine uns neue Spitze gegeben worden; wir denken aber: über den Beweggrund, warum Karl den beiden verzeiht, wird Dahn geschichtlich ebenso Aufschluß geben können, wie über alles andere, sonst würden wir ihn sehr künstlich finden. Und eine juristisch spitzfindige Spitze hat auch die letzte Erzählung — derartige Lösungen auch im Gewande eines Kapitulars Karls des Großen sind uns doch fast zu kindlich.

Im übrigen bedarf es keiner weiteren Ausführung, daß die Vorzüge und die Mängel der dahnschen Darstellung auch hier zu finden sind. Es überwiegen aber hier wie bei allen anderen dahnschen Erzählungen die Vorzüge weit die Mängel; und wenn es auch viele giebt, die die ganze dahnsche Erzählungsart für eine genre mauvais halten: wir unsererseits und mit uns viele werden durch den nationalen Gehalt, den Dahns Erzählungen in hundertfältiger Gestaltung haben, und ihre Lebensfülle immer wieder gefesselt.

Wimpfen a. N. *Richard Weltbrecht.*

Hinterlassene Schriften und Gedichte von Hermann Lauscher. Herausgegeben von H. Hesse. Basel, N. Reich Buchhandlung, 1901. gr. 8°. 83 S.

Es ist das ein eigentümliches, ja, ich möchte sagen: ein typisches Buch. Wenn ein seiner Menschendarsteller es unternähme, mit Herauschälung auch der subtilsten Facetten, eine moderne Aesthetenpersönlichkeit in einem Roman wiederzuspiegeln, so könnte er wenig mehr erreichen als diese Konfessionen eines — soll ich ihn dekadenten Menschen nennen — nein, ich will lieber sagen: eines schwermütigen Ironikers, eines übersensiblen Nervenmenschen, der zur Zeit der Romantiker sicher eine Rolle gespielt hätte, den aber, wie wohl manche andere Kraft, die unheilvolle Lust unserer Uebergangszeit zermürbt und vernichtet hat. Aus den Tagebuchaufzeichnungen, der tübinger Skizze und den Gedichten spricht eine formale Veranlagung, die so hoch wie nur die unserer ersten modernen Formtechniker einzuschätzen ich nicht anstehe. Die Prosa ist eben so präzis und dabei tieftönig wie die Verse. Das echteste poetische Fluidum zittert darin, wie es durch die Seelen Großer gezittert ist, um Geniales zu schaffen, hier aber die Seele, die nicht stark genug war, zermorschte und zerbrach. Ich wünschte, daß ein Schilderer unserer Litteraturströmungen dieses Buch aufgriffe, um daraus all das Typische zu nehmen . . . Aber auch sonst wünsche ich dem unscheinbaren Werke, in dem so viel Seele, wirkliche Seele und so viel beklemmendes Schicksal liegt, feingestimmte Leser, die das Buch auch dann nicht aus der Hand legen, wenn der Cynismus die Saiten schüttert. Das goldönige „Idyll" besonders wird jeder Richtung ins Herz leuchten!

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Litteraturwissenschaftliches.

Johann Jakob Bodmer. Denkschrift zum 200. Geburtstag (19. Juli 1898). Veranlaßt vom Lesezirkel Hottingen und herausgegeben von der Stiftung von Schinder von Wartensee. Zürich, Albert Müller, 1900. XII und 418 S. gr. 4°.

Eine Henne für Talente hat Goethe in einer, in seinem Nachlaß vorgefundenen Notiz Johann Jakob Bodmer genannt und damit sein herbes Urteil, er sei zeitlebens theoretisch und praktisch ein Kind geblieben, wohlwollend gemildert. Als Beschirmer strebender Talente und urväterlicher Pfleger alles Guten erscheint uns auch der zürcher Dichter in der vorliegenden Festschrift, die, frei von panegyrischen und apologetischen Absichten, mit rühmenswerter, durch keine lokalpatriotische Engherzigkeit gestörter Objektivität das Leben und Wirken des Patriarchen in der alten Limmatstadt uns vorführt.

Das achtzehnte Jahrhundert ist nicht arm an Persönlichkeiten, die, ohne Unvergängliches geleistet zu haben, durch neidloses Fördern der Talente, durch selbstlose Freundschaft für begabte Genossen sich dauernde Verdienste um die Litteratur erworben haben. Was aber Bodmer eine diese Gönner überragende Bedeutung verleiht, ist, daß er sich nicht nur zum „Evangelisten" und „Glücksdirektor" einzelner Dichter aufwarf, sondern gleichzeitig als einer der stärksten geistigen Anreger seiner Zeit das Medium wurde, das der werdenden neuen deutschen Dichtung die Kunstanschauungen und Werke ästhetisch gereifterer Nationen fruchtbringend zuführte. Trotz seiner geistigen Sensibilität und psychischen Reizbarkeit, trotz einer mitunter schrullenhaften Rechthaberei hielt er sich als der sittlich Geistigere frei von jenem blindwütigen Dogmatisieren, das uns in Gottscheds Wirken so abstoßend berührt, und da er nicht nur als Theoretiker, sondern auch als Mensch den freieren Standpunkt in den Schlachten zwischen Zürich und Leipzig vertrat, so war es kein Wunder, daß während es um Gottscheds immer einsamer wurde, alles was in Deutschland Talent besaß oder zu besitzen glaubte, dem anmutig freundlichen Giebelhause auf dem Schönenberge zustrebte, wo der „Vater der Jünglinge" Klopstock, Wieland, Ewald von Kleist, Goethe und die Scharen der schweizer Genossen und Freunde in herzlichster, manchmal schlecht gelohnter Gastfreundschaft empfing.

Alle diese menschlichen und geistigen Beziehungen werden nun in diesem Werke bald leicht angedeutet, bald in gründlicher Ausführlichkeit dargestellt, und so erweitert sich das Bild, das von Bodmer entworfen wird, zu einer kulturhistorisch lehrreichen Schilderung der geistigen Bestrebungen der Schweiz im 18. Jahrhundert, von der auch ein helles Licht auf das Werden und Erwachen der neueren deutschen Litteratur überhaupt fällt.

Die Herausgeber haben, wie sie selbst bekennen, wohl empfunden, daß es nicht leicht sei, nach Boechtolds umfassender Darstellung in seiner Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz neue Züge im Bilde ihres Dichters aufzuzeigen. Aber durch eine vortreffliche disponierte Arbeitsteilung, durch Auswahl der berufensten Mitarbeiter ist es doch möglich geworden, auf einem

Digitized by Google

scheinbar schon völlig abgemähten Felde noch reiche Nachlese halten zu können. In den Einzeluntersuchungen, die von Bey, Donati und Theodor Beiter über Bodmers Beziehungen zur französischen, italienischen und englischen Litteratur beigesteuert wurden, sind sogar über den besonderen Zweck hinaus wertvolle Ergebnisse gewonnen worden. In einer Analyse aller Beiträge den Gewinn im einzelnen zu buchen, ist hier nicht der Ort. Die Leser sollen „des schönen Buches hohes Fett“, um mit Rabelais zu sprechen, selbst aufspüren. Die frische, lebendige Art, mit der der schreibseelige Dichterpatriarch uns in seinen Leistungen und Wirkungen geschildert wird, macht die Lektüre des reich und prächtig ausgestatteten Werkes zu einem anregenden Vergnügen, die intime Schilderung der persönlichen Beziehungen, der Besuche im Bodmerhause, der daran sich knüpfenden Irrungen und Wirrungen steigert sie zu einem Genuß. Einzelne Beiträge, wie z. B. von Hedwig Waser, lesen sich wie ein Kommentar zu J. H. Füßlis charakteristischer Zeichnung „Bodmer im Schlafrock“. Neben tüchtiger schweizer Wissenschaft steckt in diesem Buche auch ein gut Stück schweizer Heimatkunst in Wort und Bild.

Heidelberg. *Max von Waldberg.*

Grazie und Grazien in der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Franz Pomezny. Herausgegeben von Dr. Bernhard Seuffert (Beiträge zur Aesthetik, herausgegeben von Theodor Lipps und Richard Maria Werner. VII.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1900. VI und 247 S. M. 7,—.

Im Jahre 1806 las Clemens Brentano den Briefwechsel von Heinse, Gleim und Maler Müller. Da fühlte sich der Romantiker der älteren Generation bald so nah und bald so fern; er richtete an Achim von Arnim ein Bekenntnis des wechselvollen Eindrucks: „Wunderbar verwirrend ist mir diese Lektüre, denn oft meine ich, ich schriebe Dir alle diese freundlichen Worte. Dann aber kommen so unzählig oft die Worte Elysium, Grazien, Heiliger, Charitinnen . . ., und da merke ich dann dran, daß diese lieben Leute nun tot sind, und das erschreckt mich.“ Brentanos Worte*) bezeugen, wie rasch litterarische Lieblingswendungen veralten. Um 1770 stoßen wir Schritt für Schritt auf Grazien und Charitinnen; ein Menschenalter später hat die fortschreitende Kultur sie wie eine Schlangenhaut abgestreift. Wie lange wird es dauern, bis unsere heute schon mählich verblassenden Idmen, deren Ende jüngst Otto von Leixner in einem humoristischen Zukunftsbilde geschildert hat (vgl. Sp. 687), nur noch Reliquien einer abgeschlossenen, scheinbar längstvergangenen und fast vergessenen Zeit sein werden. Grazien und Charitinnen gehören um 1800 schon der Vergangenheit an. Und doch hatte kaum zehn Jahre vorher Schiller seine Abhandlung von der sittlichen Grazie, von „Anmut und Würde“ verfaßt! Heute scheint mir auch der modernere Ausdruck „Anmut“ vergessen und abgethan. Wer zunächst wagt heute noch, Schiller auf rauhem Pfade zu folgen und die Anmut allein zum Ausdruck einer „schönen Seele“ zu machen; oder — da uns heute Schönseligkeit etwas wesentlich anderes dünkt als der Zeit Schillers — wer möchte heute überhaupt dem Anmutigen ausschließlich einen ethischen Hintergrund leihen, so es auch nur auf den Menschen beschränken? Aber noch mehr: das Wort „Anmut“, ebenso wie Goethes Lieblingsepitheton „anmutig“, wird es nicht der Dichtung fremder und fremder, dem heutigen Kritiker weniger und weniger geläufig?

Um so seltener gestaltet sich ein Rückblick in die völlig abgeschlossene Zeit, da die Grazien und Charitinnen in Deutschland herrschten. Rokoko- und Zopfzeit schwelgten in den beiden, sich nicht immer völlig decken-

*) Reinhold Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano. S. 166. Aus reicher Belesenheit das Alter einiger Schlagworte bestimmend, hat Richard M. Meyer jüngst (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, 1900, Abteilung 1, V, 476) das interessante Zeugnis wieder hervorgezogen.

den Vorstellungen Grazie und Anmut. Doch auch sie haben hier nicht Originelles geschaffen, danken vielmehr dem siebzehnten Jahrhundert entscheidende Anregung, während wiederum der Klassizismus Schillers den ethisch-ästhetischen Begriff schönseliger Anmut aus dem Gegensatze zu Kants ethischem Rigorismus erstehen läßt. Alle diese Wandlungen des Begriffes zu verfolgen und im ganzen zu überschauen, ist kein leichtes Stück Arbeit. Wie wenig Vorstudien zur Verfügung stehen, offenbart ein Blick in Grimms Wörterbuch, das doch einer, die Geschichte dichterischer Lieblingsworte verfolgenden Untersuchung bestes und reiches Material zuführen sollte; wie für fast alle ästhetische Terminologie des achtzehnten Jahrhunderts hat auch in diesem Falle Blanckenburg in den bibliographischen Anmerkungen, die er seit 1786 der steifen und verzopften „Allgemeinen Theorie der schönen Künste“ des schweizer Aesthetikers Johann George Sulzer beifügte, das Beste geleistet. Ihm ist wohl auch unser Historiker der Grazie und der Grazien, Franz Pomezny zu Dank verpflichtet; freilich hat der strebsame Verfasser aus eigenem so viel Material hinzugebracht, daß er mit Fug und Recht seine Arbeit nicht mit Schiller, sondern schon vor Schiller abschließen konnte. Auch so hat er einen stattlichen Band geliefert. Er setzt im siebzehnten Jahrhundert ein; die Begründung einer deutschen Renaissancedichtung ließ sich die anakreontischen Gestalten der Charitinnen nicht entgehen. Rasch und nicht mit der Absicht, den Stoff auszuschöpfen, durcheilt Pomezny das siebzehnte Jahrhundert und verzeichnet dann in einem ausführlicheren Kapitel die theoretischen Formulierungen des Anmutsbegriffes im achtzehnten Jahrhundert: Gottsched und seine schweizer Gegner, der schottische Philosoph Shaftesbury, Hogarth, Burke, Home in England, Voltaire und einige weitere Franzosen, in Deutschland Mendelsohn, Winckelmann, Kant und Lessing — das sind die wichtigsten Gewährsmänner. In voller Breite ziehen dann die dichterischen Vertreter der Grazien an uns vorüber: zunächst die Anakreontiker, dann Wieland und seine Genossen (von ihnen aus fällt ein Blick auf die parallelen französischen Bestrebungen), endlich Gessner, J. G. Jacobi und, als letzter, Herder. Die Fülle der Erscheinungen ermächtigte den Verfasser zu dem Worte, der Grazienkult drücke dem Jahrhundert seinen Stempel auf. An der Hand der Huldgöttinnen wandelt die deutsche Dichtung von bloßer Beschreibung zu lebendiger Gestaltung, von toten Worten zu lebenden Geschichten. Zugleich aber entwickeln die Grazien sich von starren und unsinnlichen poetischen Requisiten zu lebendigen Individualitäten. In Frankreich eine Stütze des Esprits, in England der Ausdruck seelischer Schönheit, werden die Grazien alsbald selbst zum Gegenstand der Dichtung, während sie zugleich auf die Kunst und ihre Theorie, auf die Ethik und nicht zuletzt auf die Ausbildung der Weiblichkeit in der Dichtung (wie wohl auch im Leben) fördernd und gestaltend wirken. Solche Wege beschreitet Pomeznys fleißige, nicht immer übersichtliche, zuweilen etwas äußerlich chronologisch disponierte Studie und erhebt sich auf ihnen zu weiten Umblicken nach den benachbarten Gebieten der Geschichte von Ethik und Kultur.

Pomezny erhebt nicht den Anspruch der Vollständigkeit. Unter der Menge zugehöriger Litteratur blieb ihm einzelnes unzugänglich. Freuen wir uns seiner zahlreichen Nachweise, die vieles in neues Licht setzen, etwa die Geschichte des Begriffes „schöne Seele“ (S. 20) wesentlich bereichern. Der von Schopenhauer uns wieder näher gerückte, von Borinski mit der Vorstellung der „schönen Seele“ in Zusammenhang gebrachte Balthasar Gracian fand allerdings keine Berücksichtigung. Dies sei nicht zum Tadel der trefflichen Erstlingsarbeit gesagt, die gewiß von dem Verfasser da und dort noch vervollständigt worden wäre, hätte er sie selbst zum Abdruck bringen können. Zum zweitenmale mußte Prof. Bernh. Seuffert der traurigen Pflicht genügen, die Arbeit eines verblichenen Schülers zu edieren. Er hat zusammen mit seinem grazer Kollegen Spitzer seines Amtes treu-

Digitized by Google

lich gewaltet und gerettet, was von den Hoffnungen überblieb, die er mit Recht auf Pomezany setzen durfte.

Bern. *Oskar F. Walzel.*

Wandlungen der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers. Von Heinrich Moser. Mit zahlreichen Erstabdrücken und Zwischenfassungen und den zum ersten Mal gesammelten Gelegenheitsgedichten. Leipzig, H. Haessel, 1900. CII, 112 S. M. 4,— (5,—).

Nach der Behauptung Heinrich Moſers begegnete in den Sechzigerjahren, als Conrad Ferdinand Meyer zuerſt auftrat, jeder Schweizer als Dichter zenſeits des Rheins dem eingewurzelten Vorurteil, daß ſeine Sprache notwendig mangelhaft und der Gehalt ſeiner Dichtungen dürftig ſein müſſe. Danach müſſen ſich die Zeiten gewaltig geändert haben. Es iſt intereſſant, zu beobachten, wie kräftig ſich gerade die Teilnahme für ſchweizeriſche Poeten jetzt bei uns regt. Keller und Meyer haben Biographen gefunden, die ganze Folianten ſchon heut über ſie geſchrieben, während Dichter, die ſie zum Teil überragen — Platen, Immermann, Eichendorff, Hauff, Raimund, Mörike u. ſ. w. — noch immer auf den rechten Erlöſer warten.

Das hier vorliegende Buch Heinrich Moſers giebt mehr, als ſich nach dem Titel erwarten läßt. Vor allem iſt dieſer Heinrich Moſer ein poetiſcher Feinſchmecker, wie wir leider Gottes nur wenige haben. Die landsmannſchaftliche Liebe zu Conrad Ferdinand hat ihn nur ſeiten zu Uebertreibungen geführt. Im Innerſten weiß er ganz gut, wo der wunde Punkt in der meyeriſchen Lyrik liegt. Hätte er ihn ſchärfer betont, ihn feſter ins Auge gefaßt, ſo würde ſein großes Lob der meyeriſchen Künſtlerſchaft nicht um eine Nuance kleiner geworden ſein, aber die Wertung der dichteriſchen Geſamtperſönlichkeit wäre vielleicht ein wenig anders ausgefallen.

„Jenes undefinierbare Ferment, das recht eigentlich den Lyriker ausmacht, war Conrad Ferdinand Meyer nicht in vorzüglichem Grade eigen," ſagt Heinrich Moſer einmal. Zwei oder drei andere Sätze ſind in ſeinem Buche, die in anderer Weiſe ähnliches ausdrücken. Aber er geht immer wieder ſchnell darüber hinweg, um ſich an der künſtleriſchen Durchbildung der Form zu erfreuen. Wir ſpüren zu wenig davon, daß dieſe Umbildung, dieſe ewige künſtleriſche Arbeit an den Gedichten, doch nur — im höchſten Sinne — Notbehelf iſt; daß eine gewiſſe Tragik in alledem ſteckt, das manchmal wohl halb verzweifelte Schaffen eines Künſtlers, dem für den urſprünglichen Gefühlsausbruch die Lippen verſiegelt ſind, der in bewunderungswürdigem, nimmermüdem Ringen die meiſten zurückläßt und einen hohen Gipfel erreicht, um dort doch zu ſehen, daß die Lerchen noch höher fliegen. Gerade das Gedicht „Möwenflug", das Heinrich Moſer auch zitiert und „merkwürdig" nennt, iſt in ſeiner „tiefſinnigen Symbolik" eines der Gedichte, in denen ſich Conrad Ferdinand am meiſten verrät und entſchleiert, in denen er die letzten Konſequenzen aufdeckt, zu denen die Art ſeines Talentes führt und führen muß: daß Schein und Weſen ſich thun, dem Phantaſiedichter, ſchließlich vertauſcht. Leben und Tod fließen ineinander. „Und ich ſelber — bin ich echt beſtiegelt oder nur gemalt und abgeſpiegelt?" Die Frage läßt ſich ſeinen Gedichten gegenüber ſtellen. Und — wieder von einem Standpunkte, vor dem allerdings nur wenige beſtehen — die Antwort muß lauten: nicht echt beſiegelt, nur abgeſpiegelt. Nicht Blut färbt das Antlitz ſeiner Geſtalten, ſondern „ein Schein von Blut". Nicht warmes, helles, lebenerweckendes Sonnenlicht flutet uns entgegen, ſondern, wie er ſelbſt es ſagt, „Firnelicht", d. h. der Widerſchein der Sonne auf kühlen Schneegrenzen. An anderer Stelle habe ich das weiter ausgeführt.

Geibel war es, der den Ausſpruch that: der echte Poet zeige ſich erſt im Korrigieren, der vom „Brüten" des Dichters über dem Gedicht ſprach. Und doch wird es keinen Lyriker geben, der wie Conrad Ferdinand etwa arbeiten könnte. Mit Gedichten iſt's wie mit Eiern. Man darf ſie beim Brüten nicht kalt werden laſſen. Meyer jedoch läßt Jahre lang eine Faſſung ſtehen, zerſchlägt ſie dann, giebt eine neue, feilt wieder nach Jahren auch daran herum, ſetzt endlich wohl eine ganz neue dritte Form ein. Das iſt nur dann möglich, wenn ihm an ſich ein Gedicht fernſteht. Nur dann kann er ſo arbeiten. Deshalb entfernt er gleich von Anfang an den Gefühlsſtein des Kunſtwerks von ſich: er objektiviert ſeine Stimmung, indem er ſie hiſtoriſchen Perſönlichkeiten unterlegt. Aber auf dem weiten Weg geht viel Friſche und Wärme verloren.

Heinrich Moſer hat, wie geſagt, das alles nur ganz zart angedeutet. Er verfolgt die Metamorphoſen der Gedichte von der vollſtändigen Umgeſtaltung bis zur bloßen Titeländerung, und es iſt erfreulich, daß er mit wirklich ſehr zarten und feinen Fingern, wie man es ſelten ſieht, anfaßt. Gerade ein Buch, wie er es geſchrieben, erfordert viel Takt, Liebe, Verſtändnis. Er bringt ſie mit. Und die Freunde deutſcher Lyrik müſſen ihm gerade für die feinen Finger dankbar ſein.

Berlin. *Carl Busse.*

Verſchiedenes.

Richard Wagner in Zürich. Von Hans Bélart. Band I: Wagners Wirken im Intereſſe Zürichs. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 78 S. M. 2,—.

Die Reſultate ſeiner in den Jahren 1885 bis 1896 in Zürich angeſtellten Forſchungen über Wagners ehemaliges Wirken im Intereſſe Zürichs und ſeine geſelligen und familiären Beziehungen daſelbſt, die zunächſt in einer Reihe von Zeitſchriften und Zeitungen publiziert worden waren, hat der Verfaſſer nunmehr in umgearbeiteter und vervollſtändigter Geſtalt zu einer kleinen Broſchüre zuſammengefaßt, die als intereſſante Spezialſtudie für die „äußere" Biographie des bayreuther Meiſters nicht ohne Wichtigkeit iſt. Bei der Spärlichkeit des für die Erforſchung der Zeit von Wagners züricher Exil heute ſchon zugänglichen urkundlichen Materials war Bélart vielfach darauf angewieſen, das wenige, was aus Briefen Wagners, ſeiner Freunde und Bekannten — faſt den einzigen hierfür in Betracht kommenden Quellen — über des Meiſters Leben und perſönliche Beziehungen zu erfahren war, durch die Ergebniſſe mündlicher Erkundungen zu ergänzen. Nun iſt die mündliche Tradition in allen Fällen eine Quelle, die nur mit der äußerſten Vorſicht und unter Anwendung beſonnenſter Kritik zu benutzen iſt, und als doppelt unzuverläſſig muß ſie in dieſem beſonderen Falle gelten, wo bereits 27 bis 36 Jahre zwiſchen Wagners züricher Aufenthalt und dem Beginne der bélartſchen Nachforſchungen verſtrichen ſind, und es ſich überdies um ein in vieler Beziehung extravagantes und, wie kaum ein zweites, die geſchäftige Fama zu üppiger Mythen- und Legendenbildung verlockendes Künſtlerleben handelt. Ob Bélart dieſe notwendige Kritik immer mit der erforderlichen Schärfe gehandhabt und nicht manchmal allzu voreilig das allgemein Geglaubte und Weitergeredete für ausgemachte Wahrheit gehalten habe, mag dahingeſtellt bleiben, zumal da es ſich zum Teil — wie z. B. bei den Beziehungen Wagners zum Hauſe Weſendonk — um Dinge und Verhältniſſe handelt, die ſo zarter und zugleich problematiſcher Natur ſind, daß ihre würdige und gerechte Behandlung ein nicht gewöhnliches Maß von pſychologiſchem Tiefblick und taktvoller Delikateſſe verlangt. Hier die richtige Mitte zu halten zwiſchen der überall pikantes witternden Trivialität der chronique scandaleuse und einer mir ebenſowenig ſympathiſchen Vertuſchungs- und Beſchönigungsſucht, von der ſich gerade manche Biographen Wagners aus an ſich ja ſehr wohl zu billigenden Motiven nicht immer frei zu halten verſtanden haben, iſt ungeheuer ſchwer, und ich möchte Bélart keinen allzuſchweren Vorwurf daraus machen, daß er dieſe gefährliche Klippe nicht ganz zu vermeiden wußte. Gerade wer des feſten Glaubens iſt, daß in dem Leben eines Mannes wie Wagners ſchlechterdings nichts anzutreffen ſei, was die Vertuſchung und Sekretierung

Digitized by Google

Schloß Coppet.

nötig hätte, daß vielmehr auch die menschliche Größe dieses wunderbaren Geistes- und Herzenshelden um so gewaltiger und herrlicher sich uns offenbaren wird, je unverhüllter und nackter wir seine Gestalt erblicken, der wird jene von einem falschen Pietätsgefühle eingegebenen Beschönigungen für viel gefährlicher halten, als eine auch vor „Menschlichem, Allzumenschlichem“ nicht scheu zurückbebende, unbekümmerte Forschung, wenn er auch andererseits gerne zugeben wird, daß für die lebendige und fruchtbare Erkenntnis des innersten Wesens eines großen Mannes all diesem biographischen Detailkram überhaupt nur ein sehr bedingter Wert beizumessen ist.

München. *Rudolf Louis.*

Notizen.

Coppet von heute.

Wir landen mit dem Dampfer und werfen noch einen Blick zurück auf den grand lac, der im Morgennebel uferlos seine Wellen über eine Unendlichkeit zu breiten scheint. Hier kommt er uns wie ein herrlich breiter blauer Strom vor, dessen grüne Ufer, mit freundlichen Dörfern besäet, den Anblick des Wohlstandes und der Behaglichkeit gewähren. Die „Stadt“ Coppet — bis zum ersten Tausend der Einwohnerzahl fehlt zwar noch ziemlich viel — macht davon keine Ausnahme; sie ist der Typus des waadtländischen Seedorfs. Da hängen die Fischernetze dicht bei den leise schaukelnden Booten; da spielen und singen die Kinder am Strand; da erhebt sich der stämmige Gendarm und, mit behaglichem Schmunzeln seine Pfeife ausklopfend, begiebt er sich zu den waschenden Weibern am Brunnen, um dann mit gutem Gewissen seinem Oberen zu berichten, er sei über die Verhältnisse und Gesinnungen seiner Diözese nicht im Unklaren. Trotz des unvermeidlichen elektrischen Lichtes, der städtischen Reklameplakate und des nach ebenso modernem als billigem „Comfort“ schmachtenden Gasthauses zeugen die Kirche und die Arkadengänge einiger gemütlicher Bürgerhäuser noch von alter Ehrenfestigkeit und bequemem Wohlleben. Die Empfindung, wie man's doch so gut daheim habe, ist jetzt und einst gleich stark und gleich allgemein.

Doch was ragt dort über die Häuser weg in schwerfälliger Größe? Von welchen Tagen giebt die verschlossene Fensterreihe Kunde? Es ersteht mit einem Male eine Welt von Gedanken und Erinnerungen gar verschiedener Art. Dort hat der Geist geherrscht, von dort gingen Gedanken aus, die heute, zerstreut und verbreitet, zum Besitz der Kulturvölker geworden sind, die Frucht trugen, neues schufen und noch unabsehbare Wirkungen ausüben. — Aber dort wurde auch gelebt, gekämpft und gelitten. Neben all diesem Geist — „o viel Geist, daß man für eine Plattheit herzlich dankbar war“ (v. Boufflers) — hinter dem anmutigen Spiel in Darstellung und Rede lebte hier eine Seele voll Leidenschaft in Hingabe wie im Machtwillen.

Von dem allen scheint auch die letzte Spur verwischt. Sie sind alle noch da, die Großen, die hier die Republik der Geister regierten, erstarrt zu einer regelrechten Reihe verstaubter Büsten, vergeistigt zu vergilbten, friedlich sich vertragenden Büchern hinter blinden Glasscheiben. Da stehen noch die Möbel „gerade so“, da hängen die Urkunden, da schauen die strengen Gesichter von den Wänden herab, alles bis aufs Tintenfaß und die Kaffeetassen, wie es der gewissenhafte Baedeker verheißt. Als einziger lebendiger Geist in diesem Leichenhaus der bekannte unausstehliche Ciceronentypus, diese Qual aller Schloß- und Museenbesucher, dessen demütigende Allwissenheit das Trinkgeld nicht nur erlangen, sondern auch verdienen will. Daß Flaubert der Psychologie dieses Hausmeisters im zweiten Bande seines Bouvard et Pécuchet bei seiner fanatischen Vorliebe für alle unheilige Einfalt auch ein Plätzchen gegönnt hätte, ist mir außer Zweifel. Noch einen Blick vom Balkon aus, ehe der Unselige mich weiterschleift. Vorn Coppet und der ganze petit lac, dann die Savoyerdörfer und die Montblanckette; drüben rechts glänzen die Dächer der Peterskirche von Genf und reben von andern Zeiten und Menschen. Das war die Aussicht, der die Schloßherrin eine Pfütze in der Rue du Bac vorzog; das die Landschaft, die ihr eine magnifique horreur einflößte!

Ueber den Hof gehe ich durch den Park zur Bahn. Alles grünt und blüht; geheimnisvoll rauschen zwei Bächlein hindurch und drängen „zum Meere hin, zum Meere hin“. Dunkel wölben sich hohe Bäume um die Grabstätte von Vater und Tochter, die dem Vandalismus früherer Besucher zufolge nicht mehr zugänglich ist; wozu auch sich an diesen Spirituspräparaten das Grausen holen?

Wir scheiden durch ein Pförtchen, das sich nach dem schmucken, kleinen Bahnhof öffnet. Sollen wir mit Pierre Loti klagen über die „unvermeidliche Traurigkeit“ alles Vergangenen; oder ist es nicht viel mehr erfreu-

Digitized by Google

tich, eine geschichtlich bedeutsame Stätte nach einem Jahrhundert noch unverändert zu finden? So unverändert, daß man an den Prinzen glaubt, der diesen schlummernden Dornröschenpalast mit einem Worte wieder zum Leben erwecken könnte.

E. P.

Nachrichten

Herman Grimm †. Herman Grimm, der am 16. Juni aus dem Leben geschieden ist, wurzelte tief in der Kultur des älteren Goethe; besonders mit dem Goethe Eckermanns verband ihn eine gewisse Wesensverwandtschaft. Grimm wurde am 6. Januar 1828 als der Sohn des bekannten Altertumsforschers Wilhelm Grimm zu Kassel geboren, studierte die Rechte, wandte sich dann kunsthistorischen und philologischen Studien zu und habilitierte sich 1870 als Privatdozent für neuere Kunstgeschichte an der berliner Universität, wurde 1872 Professor und übte bis vor kurzer Zeit seine Lehrthätigkeit an dieser Universität aus. Grimm war eine universale Natur. Er versuchte sich auf dem Gebiete des Dramas („Armin", 1851, „Demetrius", 1854), der Novelle („Novellen", 1856) und des Romans („Unüberwindliche Mächte", 1867), und er umspannte die beiden großen Bezirke der Kunstgeschichte und der Litteraturgeschichte. Auf dem Gebiet jener schuf er seine großen, vorbildlichen Biographieen Michelangelos (1860; 9. Aufl. 1901; große illustr. Ausg. 1900) und Raphaels (1872; 3. Aufl. 1895); aus seinen Studien über Goethe erwuchsen seine „Vorlesungen über Goethe" (1876; 6. Aufl. 1899), und in seinem „Homer" legte er eine ganz individuelle Auffassung der Ilias nieder. Außerdem behandelte er in zahlreichen Essais die verschiedensten wissenschaftlichen und kulturellen Fragen. Die Erinnerung an den edlen Mann, der als Universitätslehrer seinen Schülern die fruchtbarsten Anregungen bot, wird bei allen, die ihm geistig nahe gestanden haben, lebendig bleiben.

* * *

In London verstarben kurz nacheinander die Schriftsteller Sir Walter Besant und Robert Buchanan, jener am 9., dieser am 10. Juni. Besant war am 14. August 1836 in Portsmouth geboren worden, studierte in Cambridge Theologie, war sechs Jahre Professor am College Royal auf Mauritius und wandte sich dann der Schriftstellerei zu. Er verfaßte außer kritischen Schriften eine große Anzahl von Romanen, Novellen und Dramen, darunter mehrere mit James Rice, einem geistreichen Rechtsanwalt, zusammen. Besants bekannteste Romane sind: „The revolt of man", „All sorts and conditions of men", „Life in a hospital", „The children of Gibeon" u. a. In vielen seiner Romane bewährt sich der Verfasser als ein ausgezeichneter Kenner des düstersten Stadtteils von London, des East-End, und seinem Roman „Allerlei Arten Leute" ist die Stiftung des gemeinnützigen Volkspalastes zu verdanken (vgl. LE II, 1288). — Robert Buchanan, der am 18. August 1841 geboren worden war, war eine von Besant grundverschiedene Natur. Ebenso vielseitig wie dieser und auf allen Gebieten produktiv, besaß er doch nicht dessen Versöhnlichkeit, sondern hatte sein Leben lang mit litterarischen Kämpfen zu thun. Er hatte Fehden mit Archer, mit Bernard Shaw, mit Rossetti, mit Swinburne, mit Tennyson u. v. a. Sein lyrisches Drama „Napoleon fallen", dessen dritter Sang Bismarck zum Helden hat, machte ihn in Deutschland bekannt. Später wandte er sich der Bühne zu und hatte große Erfolge. Sein Drama „Allein in London" gehört dem ständigen Repertoire der englischen Bühnen an.

Der Verlagsbuchhändler Wilhelm Hertz verschied am 5. Juni in Berlin im Alter von 79 Jahren. In seinem Verlage erschienen u. a. die Werke Paul Heyses und Gottfried Kellers, sowie die ersten Romane und die „Wanderungen" von Theodor Fontane. Zu den Gelehrten, deren Arbeiten Hertz verlegte, gehörten Jakob Bernays, Ernst Curtius, Herman Grimm u. v. a.

* *

Allerlei. Die erste Dorfnovelle („Tod und Teufel") Ludwig Anzengrubers, die dieser unter dem Pseudonym Ludwig Gruber veröffentlichte, hat Dr. Anton Bettelheim (Wien) in dem 2. Jahrgang des „Gemeindeboten", einer alten wiener Zeitung, aufgefunden. — Auf dem alten Nikolaifriedhof zu Hannover wurde am 12. Juni das schon seit längerer Zeit geplante Hölty-Denkmal enthüllt, das im wesentlichen der im 1. Jahrg. des „Lit. Echo" (Sp. 405) gegebenen Abbildung entspricht. — Auf Heinrich Heines Grab in Paris soll ein monumentales Denkmal errichtet werden, und zwar aus dem Ertrage einer Sammlung, die die freisinnigen wiener Bürger, Frauen und Studenten veranstaltet haben. In Aussicht genommen worden ist das Denkmal, das der Bildhauer Hasselriis im Auftrage der Kaiserin Elisabeth geschaffen hat.

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Achleitner, A. Angela. Tiroler Nov. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 142 S. M. 1,—.

Baierlein, J. Walter Carpenters Nachlaß. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 270 S. M. 3,50.

Bauer, M. Evelyns Lehrjahre. Roman. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 2 Bde. gr. 8°. 229 u. 288 S. M. 7,—(9,—).

Blittersdorff, Philipp Frhr. v. Staub. Skizzen und Novellen. Linz, O.-ö. Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft. 171 S.

Bodman, E. v. Jakob Schläpfle u. a. Geschichten. (Kleine Bibl. Langen. 37. Bd.) München, Albert Langen. 12°. 156 S. M. 1,—.

Bonus, Beate. Malergeschichten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 404 S. Geb. M. 6,—.

Fogt, M. Mein Herz den Frauen. Erlebnisse eines jungen Fürsten. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 128 S. M. 1,—.

Forsten, H. Aus dem Reiche des Bachschisch. Skizzen und Erz. aus dem Orient. Berlin, M. Greyl. Schmal gr. 8°. 218 S. M. 2,— (3,—).

Freudenthal, F. Wied und fied. En plattdütsch Geschichtenbook. Bremen, Carl Schünemann. 204 S. M. 2,—(3,—).

Gutheil, A. Angelos Bild. Roman. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 270 S. M. 3,— (4,—).

Hanoum, K. Xia. Weiteres vom Orient und Occident. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. Schmal 8°. 161 S. M. —,75 (1,—).

Hopfen, Hans. Zehn oder elf? Erz. aus dem Süden. Stuttgart, J. Engelhorn. 158 S. M. —,50 (—,75).

Kronecker, Th. Die da leiden. . . Berlin, M. Greyl. 230 S. M. 2,— (3,—).

Kupffer, E. v. Doppelliebe. Novellen aus dem Estland. Zürich, Caesar Schmidt. Schmal 8°. 143 S. M. 2,—.

Kurz-Elsheim, F. Die schöne Wittwe. Nov. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 112 S. M. 1,—.

Mackay, John Henry. Der Schwimmer. Die Geschichte einer Leidenschaft. Berlin, S. Fischer. 404 S. M. 4,—.

Nast, E. Litauisch Blut. Erzählungen aus Preußisch-Litauen. Berlin, Otto Janke. 75 S. M. —,50.

Pasque, E. Das Dombaufest zu Köln. Erz. aus den Oktobertagen des Jahres 1880. 401 S. M. 4,— (5,—). — Aus vergangenen Tagen. Erzählungen. 232 S. M. 3,— (4,—). Breslau, Schlesische Buchdruckerei.

Polenz, Wilhelm v. Der Pfarrer von Breitendorf. Roman in 2 Bänden. 2. Auflage. Berlin, F. Fontane & Co. 302 und 315 S. M. 8,— (10,—).

Pomeranz, R. Im Lande der Not. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 306 S. M. 3,— (4,—).

Reich, O. Zwanzig Skizzen und Erzählungen. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 218 S. M. 3,50 (4,50).

Digitized by Google

Saffeini, W. K. Unsere jungen Mädchen. Studien nach dem Leben. Freiburg i. Br., Friedr. Ernst Fehsenfeld. 12°. 142 S. M. 1,—.

Schiefer, W. Der Frack. Humoristischer Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 188 S. M. 3,—.

Schlicht, Frhr. v. Excellenz Seyffert. Humoristischer Roman aus dem Militärleben. Dresden, Heinrich Minden. 304 S. M. 4,— (5,—).

Schwartz, Karl Joh. Der Ungebändigte. Roman. Eberswalde, Verlag „Jung-Deutschland“ (E. Dyck). 215 S. M. 3,— (4,50).

Telmann, K. Visionen. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 151 S. M. 1,—.

Terburg, F. Erinnert. Erz. Berlin, Emil Goldschmidt. 218 S. M. 3,—.

Waldmüller, Robert. Don Adone. Dem berühmten Fabulanten Gian Francesco Sabattini nacherzählt. 2. Aufl. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 440 S. Geb. M. 6,—.

Bang, Hermann. Leben und Tod. Drei Erzählungen. Berlin, S. Fischer. 182 S. M. 2,—.

Maupassant, Guy de. Das Loch u. a. Nov. (Kleine Bibl. Langen. 38. Bd.) München, Albert Langen. 12°. 121 S. M. 1,—.

Reade, Charles. Kloster und Herd. Roman. Deutsche Bearbeitung. Stuttgart, Robert Lutz. 2 Bde. 339 und 361 S.

Sienkiewicz, H. Die Kreuzritter. Historischer Roman. Deutsch von C. Hillebrand. Leipzig, O. Gracklauer. 2. Bd. gr. 8°. 484 S. M. 3,75 (4,50).

Sienkiewicz, H. Vergebens. Roman. Uebers. von L. A. Hauff. Berlin, Otto Janke. 147 S. M. 1,—.

Sienkiewicz, H. Eine Komödie der Irrungen u. a. Geschichten. Deutsch von B. W. Segel. Berlin, Hugo Steinitz. 128 S. M. 1,—.

Tschechoff, A. Ja, die Frauenzimmer u. a. Nov. (Kleine Bibl. Langen. 39. Bd.) München, Albert Langen. 12°. 150 S. M. 1,—.

b) Lyrisches und Episches.

Baudiß-Mercy, E. Geträumtes und Erdachtes. Mit e. Geleitwort von Felix Dahn. Prag, Gustav Neugebauer. Schmal gr. 8°. 47 S. M. 2,—.

Boeltz, Martin. London. Soziale Gedichte. Eberswalde, Verlag Jung-Deutschland. Schmal 8°. 44 S. M. 1,—.

Egel und Ewers. Ein Fabelbuch. Buchschmuck von H. Frenz, Horst-Schulze, J. J. Vriesländer. München, Albert Langen. 4°. 114 S. M. 3,50 (4,50).

Freudenthal, F. Heidekraut und Ginster. Gedichte. Bremen, Carl Schünemann. 148 S. M. 1,80 (2,50).

Grimm, Richard. Frühling und Liebe. Eine Sammlung moderner Lyrik. Herausgegeben und geschmückt. Leipzig, R. Voigtländer. 46 S. M. —,80.

Koulen, J. Frühlingsfahrten durch Italien. Dichtungen. Köln, J. P. Bachem. 12°. 98 S. M. 1,20.

Neumann, Arthur. Lieder des Herzens. Dresden, E. Pierson. 76 S.

Stern, Maurice Reinhold v. Abendlicht. Neue Gedichte. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt. 98 S.

Stibert, R. Gedichte. Berlin, G. H. Meyer. 76 S. M. 2,— (3,—).

c) Dramatisches.

Brody, Armand. Die Vergessenen. Schauspiel in vier Akten. Eberswalde, Verlag „Jung-Deutschland“ (E. Dyck). 102 S. M. 2,—.

Eggert, E. Gerechtigkeit. Drama. Stuttgart, Strecker & Schröder. 164 S. M. 2,— (2,80).

Faldenberg, Otto. Der Sieger. Ein dramatisches Gedicht. München, Verlag der deutsch-französischen Rundschau. gr. 8°. 58 S.

Ficker, Ludwig v. Und Friede den Menschen. Eine Christnachts-Tragödie. Linz, Oesterr. Verlagsanstalt. 98 S.

Gutheil, A. Diamanten. Schauspiel. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. gr. 8°. 78 S. M. 1,—.

Hanz, G. Nur d' Lieb! Schwank. Mit ere Dedkezchng. von L. Schnug. Straßburg, Schleier & Schweikhardt. 92 S. M. 2,—.

Hieber, Albert. Sündige Rechte. Drei Einakter. Dresden, E. Pierson. 68 S. M. 1,50.

Höcker, P. O. Sekt! Lustspiel in vier Akten. Stuttgart, Paul Unterborn. 12°. 111 S. M. 2,—.

Kranewitter, Franz. Andre Hofer. Schauspiel in vier Aufz. Linz, Oesterr. Verlagsanstalt. 95 S.

Kubach, Oscar E. Maddlene. Ländl. Charakterbild in 1 Akt. Stuttgart, Paul Unterborn. 12°. 31 S. M. —,60.

Sawka, Michael. Nach freier Wahl. Lustspiel in 1 Akt. Wien, Verlag der „Blauen Donau“. 25 S.

Stibert, R. Galileo Galilei. Trauerspiel. Berlin, G. H. Meyer. 105 S. M. 2,— (3,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Hassel, Ulrich von. Streiflichter auf die Unterhaltungs-Litteratur der letzten 20 Jahre. Stuttgart, Chr. Belser. gr. 8°. 50 S. M. —,80.

Hauffen, A. Karl Egon v. Ebert. Zum 100. Geburtstage des Dichters. — Blütenlese aus den Dichtungen Eberts. Prag, Fr. Haerpfersche Buchh. gr. 8°. 48 S. M. —,80.

Leo, F. Die griechisch-römische Biographie nach ihrer litterarischen Form. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. 329 S. M. 7,—.

Nordau, Max. Zeitgenössische Franzosen. Litteraturgeschichtliche Essais. Berlin, Ernst Hofmann & Co. gr. 8°. 357 S. M. 5,60 (6,80).

Steig, R. Heinrich von Kleists berliner Kämpfe. Berlin, W. Spemann. gr. 8°. 708 S. M. 12,—.

e) Verschiedenes.

Breysig, Kurt. Kulturgeschichte der Neuzeit. II. Band, 2. Hälfte: Entstehung der Christentums. — Jugend der Germanen. Berlin, Georg Bondi. gr. 8°. XXXIX und S. 521—1443. M. 12,50 (14,—).

Cohen, Dr. G. Die Philosophie der Höflichkeit. Hannover, M. & H. Schaper. 70 S. M. 1,—.

Delbrück, Hans. Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. 2. Teil, 1. Hälfte: Römer und Germanen. Berlin, Georg Stilke. gr. 8°. 231 S. M. 4,50.

Fechner, G. Th. Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung. 2. Aufl. Besorgt von Kurd Laßwitz. 1. Bd. Hamburg, Leopold Voß. gr. 8°. XXII, 360 S. M. 6,—.

Frauf, Hermann. Das Abendland und das Morgenland. Eine Zwischenreichsbetrachtung. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 184 S. M. 2,50.

Golz, C. Frhr. v. der. Krieg und Heerführung. Berlin, R. v. Decker. gr. 8°. XVII, 298 S. Geb. M. 8,—.

Jaeckel, E. Die Natur der Frau. Anthropologische Studien. Charlottenburg, Martin Hildebrandt. gr. 8°. XVI, 301 S. M. 3,—.

Jentsch, K. Friedrich List. (Geistesbelden. 41. Bd.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. 216 S. mit Bildn. u. 3 Fksm. M. 3,60 (4,80 und 5,70).

Kahl, Wilhelm. Deutsche mundartliche Dichtungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig, G. Freytag. 201 S. mit 1 Karte. M. 2,—.

Klein, Rudolf. Arnold Böcklin. Moderne Essais. Herausgegeben von Hans Landsberg. Heft 7.) Berlin, Gose & Tetzlaff. 44 S. M. —,50.

Stern, Bernhard. Abdul Hamid II. Seine Familie und sein Hoftaat. Nach eigenen Ermittelungen. Budapest, Siegmund Deutsch & Co. 234 S. M. 3,—.

Zell, Dr. Th. Polyphem ein Gorilla. Eine naturwissenschaftliche und staatsrechtliche Untersuchung von Homers Odyssee, Buch IX, V. 105 ffge. Berlin W. Junk. gr. 8°. 184 S. M. 2,50.

Dreyfuß, A. Fünf Jahre meines Lebens. Mit 8 Zeichnungen und Fksms. Berlin, John Edelheim. gr. 8°. 340 S. M. 3,— (4,—).

Finot, Jean. Die Philosophie der Langlebigkeit. A. d. Französischen von Alfred H. Fried. Berlin, Hermann Walther. gr. 8°. 300 S. M. 4,—.

Gobineau, Graf. Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe von L. Schemann. 4. Bd. Stuttgart, Fr. Frommann. gr. 8°. XLIV, 380 S. M. 4,50 (5,50).

Pierkins-Stetson, Charlotte. Mann und Frau. Die wirtschaftlichen Beziehungen der Geschlechter als Hauptfaktor der sozialen Entwicklung. Uebers. von Marie Stritt. Dresden, Heinrich Minden. gr. 8°. 286 S. M. 3,—.

Ruysbroeck, J. van. Die Zierde der geistlichen Hochzeit. — Vom glänzenden Stein. — Das Buch von der höchsten Wahrheit. Drei Schriften des Mystikers Ruysbroeck (1293 bis 1381). A. d. Flämischen von F. A. Lambert. Leipzig, Th. Grieben. gr. 8°. 226 S. M. 3,— (4,—).

Tolstoi, Graf L. Mußte es denn so sein? Deutsch von A. Syrkin. Berlin, Hugo Steinitz. 108 S. M. 1,—.

Tolstoi, L. Der Sinn des Lebens. Uebers. von M. Czumikow. München, Albert Langen. 92 S. M. 1,—.

Zola, Emile. Der Siegeszug der Wahrheit. Die Affäre Dreyfus. A. d. Französischen von Paul Seliger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 289 S. M. 2,— (3,—).

Verantwortlich für den Text: J. V.: Karl Cuenzet in Charlottenburg; für die Anzeigen: Hans Böttcher in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Digitized by Google

Zweites Juli-Heft.

III. Jahr, No. 20. Juli 1901.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Karl Berger
. . . . Schiller und wir

H. H. Houben
. . . . Karl von Perfall

Karl von Perfall
. . . . . Im Spiegel

Reinhold Schoener
. . . Italienische Bücher

Eduard Hly
. . . . Dame oder Tiger?

F. E.
Das deutsche Jahrhundert

Th. Achelis
Zur Völkerkunde

Echo der Zeitungen ◦ Echo der Zeitschriften

Echo des Auslandes
Englischer Brief (Elizabeth Lee) — Belgischer Brief (Heinrich Bischoff) — Polnischer Brief (J. Flach) — Amerikanischer Brief (A. von Ende)

Franz Diederich
Lyrisches

Kurze Anzeigen
von Kurt Martens, Eduard Höber, Richard Wengraf, H. Bromse, Anselm Heine, Max Martersteig, H. Jantzen

Nachrichten — Der Büchermarkt

Hierzu das Porträt von Karl von Perfall

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger

Berlin

Verlag: F. Fontane & Co.

Digitized by Google

Werke von Rudolf Lindau

Das rote Tuch. Novellen
geh. M. 3,—; geb. M. 4,—

Robert Ashton
geh. M. 3,—; geb. M. 4,—

Reisegefährten. Novellen
geh. M. 3,—; geb. M. 4,—

Die kleine Welt. Novellen
geh. M. 3,—; geb. M. 4,—

Der lange Holländer. Novellen
geh. M. 3,—; geb. M. 4,—

Gute Gesellschaft. Roman
geh. M. 3,—; geb. M. 4,—

Liebesheiraten. Roman
Dritte Auflage geh. M. 3,—; geb. M. 4,—

Der Flirt. Novellen. Zweite Auflage
geh. M. 3,—; geb. M. 4,—

Schweigen. Novellen. Zweite Auflage
geh. M. 2,—; geb. M. 3,—

Aus China und Japan
geh. M. 5,—; geb. M. 6,—

Erzählungen eines Effendi
Novellen geh. M. 2,—; geb. M. 3,—

Türkische Geschichten
geh. M. 4,—; geb. M. 7,50
Liebhaberausgabe geb. M. 12,—

Der Fanar und Mayfair
Roman. Zweite Auflage
geh. M. 6,—; geb. M. 7,50

Zwei Reisen in der Türkei
geh. M. 2,—; geb. M. 3,—

Gesammelte Romane und Novellen. Sechs Bände
geh. M. 18, —; geb. M. 24,—
Prachtausgabe geb. M. 30,—

Im Park von Villers — Gordon Baldwin — Das rote Tuch — Verkehrtes Leben — Gute Gesellschaft — Souvenir — Tödliche Fehde — Robert Ashton — Das Glücksspiel — Die kleine Welt — Lebensmüde — Liquidiert — Der Seher — Treu bis in den Tod — Reisegefährten — Der Gast — Zwei Seelen.

Der letzte Band der Gesammelten Romane ist mit dem Bilde des Verfassers in Photogravüre geschmückt.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom Verlag
F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Abschriften mit der **Schreibmaschine**
von **Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen**
auch nach Diktat
Autographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret.
Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine
Berlin W., Lützow-Ufer 2.

Soeben erschien:
Der Flurschütz
Roman von
Alfred Bock.
Geh. M. 1,—; geb. M. 2,—.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag
F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 7.

Soeben erschien:
E. Viebig
Die Rosenkranzjungfer
Geh. M. 3,—; geb. M. 4,50.

Früher erschienene Schriften von
E. Viebig:

Kinder der Eifel. Novellen. Geh. M. 3,50; geb. M. 5,—.
Rheinlandstöchter. Roman. Geh. M. 6,—; geb. M. 7,50.
Dilettanten des Lebens. Roman. Geh. M. 3,50; geb. M. 5,—.
Vor Tau und Tag. Novellen. Geh. M. 3,—; geb. M. 4,—
Barbara Holzer. Schauspiel in 3 Akten. Geh. M. 1,50.
Es lebe die Kunst. Roman. Geh. M. 6,—; geb. M. 7,50.
Das tägliche Brot. Roman in 2 Bänden. Geh. M. 8, —; geb. M. 10,—.
Das Weiberdorf. Roman. Geh. M. 3,50; geb. M. 5,—.
Pharisäer. Komödie in 3 Akten. Geh. M. 1,50.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Digitized by Google

Das litterarische Echo

♥♥♥♥♥♥♥ Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde ♥♥♥♥♥♥♥

Herausgeber	Dritter Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger Berlin W. 50, Schaperstr. 37 Telephon: VIa, 11600	Heft 20 Juli 1901	F. Fontane & Co. Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.

Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag

Schiller und wir.

Von **Karl Berger** (Worms).

(Nachdruck verboten.)

Schiller und wir — wie steht unsere Zeit, unser Volk, die bunte Menge der Gebildeten, das große Publikum, die Welt der Schaffenden, die Halbwelt der Schöngeister zu Schiller? Welche Rolle spielt er im geistigen Leben der Nation? Lebt er noch? Und wenn sein Stern augenblicklich matter leuchten sollte, kann Schillers Dichterpersönlichkeit nicht auch in künftigen Tagen wieder Leitstern werden auf stürmischer Fahrt? Den Propheten spielen zu wollen, fällt mir nicht ein, aber sollte es nicht möglich sein, aus dem Verhalten der auf einander folgenden Geschlechter zu Schiller und seiner Stellung in der Gegenwart auch Schlüsse für die kommenden Tage zu ziehen?

Schiller und wir? Giebt es denn überhaupt eine solche Frage? Ohne Zweifel, eine Art Schillerfrage besteht, und ein charakteristischer Zug im Bilde unserer Zeit würde fehlen, wenn sie nicht existierte: die Schillerverehrer brauchen sich das nicht zu verhehlen, sie würden seines Geistes keinen Hauch verspürt haben, wenn sie, den Kopf im Sand, feige den harten Fragen des Lebens ausweichen wollten. Selbsttäuschung, Illusionismus war nie die Sache des großen Bekämpfers und geistigen Ueberwinders der gemeinen Wirklichkeit. Aber auch die, die aus Anlagen ihrer Natur und unter der Einwirkung des herrschenden Zeitgeistes oder auch aus schnellfertigem Unverstand zu Schiller nicht kommen können oder über ihn hinaus zu sein glauben, sollen nicht glauben, diese Frage kurzerhand zu Ungunsten des „Ueberwundenen" entscheiden zu dürfen. Die Entwickelung der Menschen und Dinge hat diese Frage mit heraufgebracht, aus Zweifel und Vertrauen heraus ist sie gewachsen, nur auf dem Wege der weiteren Entwicklung, nicht im leichten litterarischen Frage- und Antwortspiel wird sie sich lösen und abwickeln lassen: mit ästhetischen Schlagworten und modischen Parteiprogrammen ist noch nie eine geistige Kraft aus dem Leben eines Volkes weggeredet worden.

Die Zweifel an Schiller sind ja nicht von heute, wenn sie auch neuerdings sich erst zu einer „Frage" verdichtet und zugespitzt haben. In litterarischen und Fachkreisen war von jeher ein gewisses Schwanken und eine Ungleichheit in seiner Einschätzung zu bemerken, wenn er auch dem Volke im ganzen als der auserwählte Nationaldichter galt: bis in das sechste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinein war seine Wirkung und sein Ansehen stetig im Wachsen, was sich sogar zahlenmäßig nachweisen läßt. Einen äußerlichen Höhepunkt der Volkstümlichkeit erreichte Schillers Name am Schillerfeste 1859, wo alles, was deutsch war, sich um den geistigen Führer auf dem Wege zur Einheit und Freiheit scharte. Diese Entwicklung hatten einzelne Widersacher oder auch eifrige Gruppen von Gegnern nicht hindern können. Aber ohne Nachwirkung blieb es doch nicht, wenn z. B. die Romantiker, mehr aus Gründen persönlicher Gegnerschaft als aus dem Drange nach ästhetischer Wahrheit, gegen die „Rhetorik" Schillers Stimmung machten. Diese Phrase wurde als leicht gangbare Münze an die Oberflächlichen von Generation zu Generation weiter gegeben und kann heute noch mühelos als vollwertig an den Mann gebracht werden. Gerade nur-künstlerische „Kenner" und sich „vornehm" dünkende Feinschmecker, denen allezeit etwas von romantischer Ueberheburg und exklusivem Dünkel anhaftet, lassen sich darin gerne täuschen. Damals zwar hat der Olympier mit seinem Quos ego die aufgeregten Geisterchen eine Zeit lang gebannt, aber der einmal eröffnete Kampf um unsere Klassiker stand von da ab unter einem verhängnisvollen Zeichen. Goetheverehrung verband sich fast stets mit Schillerverachtung oder -verkleinerung (und umgekehrt, wenn auch seltener, wie in dem schreckenerregenden Beispiel der Menzel und Börne). Die Namen der beiden Dichter, die einst gemeinsam, trotz der Verschiedenheit ihrer Naturen, den höchsten Zielen zugestrebt hatten, wurden als Parteifahnen herausgehängt; der Streit, wer von den beiden der Größere sei, wurde zu einem vielbeliebten schöngeistigen Sport, der bis heute seine Liebhaber findet. Ich glaube nicht, daß das den Deutschen im Blute liegt, aber es stimmt

Digitized by Google

zu dem doktrinären, rechthaberischen Zug, der sich in thatenfremder Zeit ausgebildet hatte und das vielgestaltige Leben an vorgeschriebenen Schablonen messen, durch die Parteibrille betrachten lehrte. In der Kunst vor allem gilt jede Persönlichkeit für sich, da sollten wir Freiheit für alle und einer jeden ihre Besonderheit gelten lassen, aber der deutsche Geist scheint selbst heute noch nicht genug in sich gefestigt, er ist noch zu zwiespältig, um auch nur diesen zwei einzigartigen Geistern auf einmal gerecht werden zu können und sich nach Goethes Wort zu freuen, daß wir überhaupt zwei solche Kerle haben. Nein! Gerade die Wissenschaft, die sich um Goethe bemühte, hat zur Verschärfung dieses müßigen Streites viel beigetragen, leider nicht immer, ohne es zu wollen. Gewiß, zunächst förderte sie, und das mit Recht, das Verständnis für den lange verkannten oder doch vernachlässigten Goethe. Aber wie die Goetheverehrung, die selbstverständlich gar nicht tief und innig genug sein kann, sich oft ins Kleinste und Kleinliche verlor, in die Breite statt in die Tiefe ging, da wurde sie auch oft genug zur Sektiererei und zum ausschließlichen Goethe-Götzenkult, da wurde es auch mehr und mehr Sitte aller Goethe-Reisen — und beim Goethejubiläum vor zwei Jahren machte ja jeder Festredner und jede weißgekleidete Ehrenjungfrau scheinbar auf diesen Namen Anspruch — über Schiller die Nase zu rümpfen und ihn von Goethe, den wir doch auf dem weimarer Denkmal mit jenem gemeinsam den Kranz halten sehen, möglichst weit abzurücken. Nun wurde schon nicht mehr Schillers „blutlose Rhetorik“ allein für „abgethan“ und sein Stil für „veraltet“ erklärt, auch über seine Persönlichkeit fielen abfällige Urteile; die Volkstümlichkeit des Dramatikers aber, die man nicht gut bestreiten konnte, wurde geradezu als ein Zeichen seiner künstlerischen Minderwertigkeit hingestellt. In Herman Grimms großartig-einseitigem Goethebuch erreichte diese „vornehme“ Behandlung Schillers ihren rückhaltlosesten Ausdruck: in diesem Tempel ist neben den ragenden Altären für Goetheandacht auch nicht ein Eckchen für eine unbefangene Anerkennung schillerscher Dichtergröße. Durch einen Satz, wie: „Schillers Erlebnisse werden nicht zu Elementen seiner Dichtung“, ist dem „Rhetoriker“ kurzerhand jeder Anspruch auf echtes, volles Dichtertum abgeschnitten. Kein Wunder, daß in der Folge mancher ohrenseuchte Jüngling sich seine Sporen für die Goetheritterschaft durch schnellfertiges Absprechen über Schiller erwerben zu können glaubte.

Aber auch aus anderen Quellen nahm die Strömung gegen Schiller Zuflüsse auf. Den ganzen Klassizismus, Schiller und Goethe, hatte aus Gründen einer mißverstandenen nationalen Aesthetik schon Ludwig Tieck verworfen; als erster hatte er, schon fünfzig Jahre vor Otto Ludwig, im Gegensatz zu den übrigen Romantikern grundsätzliche Kritik an Schillers Dramatik geübt. Dem Thüringer blieb Goethe zwar „ewig gleich groß“, mit Tieck aber stimmte er in der günstigeren Einschätzung der Jugenddramen Schillers und in dem Ruf überein: Zurück zu Shakspere! Ludwig ging von einer ausschließlich und einseitig psychologischen und ethischen Auffassung der schillerschen Dramatik und einer ebenso einseitigen Shakspearebewunderung aus und kam so zu einer völligen Verwerfung von Schillers dramatischem Schaffen; Stilfragen wurden ihm zu dramatischen Fragen, an dem einzig maßgeblichen Stilmuster des „poetischen Realisten“ gemessen, mußte der „Idealist“ zu kurz kommen. Gewiß war Ludwigs Kritik im einzelnen oft treffend, aber im ganzen ist sie verfehlt gegenüber einem Dichter, der sui generis ist und sich seine eigenen Formen und Ausdrucksmittel für seinen besonderen Gehalt schafft; eine solche Persönlichkeit kann verlangen, an Maßstäben gemessen und an Gesetzen gewertet zu werden, die des Dichters eigenem Wesen und Wollen entsprechen. Ludwigs „poetischer Realismus“ hat seine Berechtigung, und sicherlich entsprach er der Denk- und Gefühlsweise seiner Zeit, entspricht wohl auch — als Stil — dem deutschen Geist mehr als der antikisierend-klassizistische Stil und ist deshalb entwickelungsfähig; er konnte vor allem zu einer Befreiung von der hohlen Jambendramatik der kraftlosen Schillernachahmer führen, aber Schiller selbst gerecht werden konnte er nicht: er sah „Idealismus“ und „Antikes“, wo oft echter, deutscher, moderner, realistischer Geist war, gerade im vielberedeten „Wallenstein“. Wenn Ludwig immerhin in Schiller den großen Dichter verehrte, so wurde seine Kritik doch „ein gefundenes Essen für alle die, welche Schiller überhaupt gern am Zeuge flickten“, sie wurde mißverstanden und trug viel dazu bei, falsche Vorstellungen von Schillers „Idealismus“ zu erwecken, in künstlerischer und ethischer Beziehung. Und als dann aus dem Realismus der Naturalismus hervorging und in Sturm und Drang einer „neuen Zeit“ alle „alten“ Größen, echte und falsche, Goethe nicht ausgeschlossen, hinweggefegt werden sollten, da wurden die Worte des grübelnden Kunstrichters zu kritiklos übernommenen Glaubenssätzen: um den „veralteten Patheliker“ schien es nun völlig geschehen zu sein. Idealismus! — huh! wie wirkte dieses Wort auf die damalige laute Jugend, wie wirkt es noch heute auf den echten Modernen! Und Schiller war ja „Idealist“ — also fort mit ihm zum alten Eisen! Um gerecht zu sein, muß eins gesagt werden: das Wort war nicht ganz mit Unrecht in üblen Geruch gekommen, seitdem sentimentale Schwärmer, Vertreter einer rückständigen Weltanschauung, die den ehernen Gang der Geschichte nicht begriffen und über die Nichtswürdigkeit der Jugend klagten, allerlei Träume und rückwärtsgewandte Sehnsucht für Idealismus ausgaben, seitdem viele Dichter ihre neblichten, gestaltlosen Phantasieen, die an keine sinnliche Erscheinung und keine menschlich wahre Empfindung gebunden waren, dafür ausgaben; begreiflich war die Auflehnung gegen einen Geist, der unsere geistige Entwicklung zu hemmen drohte. Was sich unter dem Namen von Idealismus breit machte, war oft weiter nichts als überlebte, erstarrte Geistesform einer thatsächlich überwundenen Epoche. Der Fehler war nur, daß man sich gegen allen und jeden Idealismus wandte, daß man Schiller mit den andern in einen Topf warf. Der Mann, der das tiefe Wort gesprochen hat: Der Lebende hat Recht, der wußte auch und hat es bewiesen in Leben und Dichtung, daß Idealismus keine bloße allgemeine Sehnsucht und Schwärmerei nach unerreichbar Hohem, Nebelhaftem ist: er ist eine Kraft, die Fähigkeit, das Leben nach selbsterworbenen Idealen zu gestalten. Die Idealität seiner Dichtungen ist auch in seinem Leben und Empfinden tiefstes Streben und wirkende Kraft gewesen, sein Ideal ist ihm inneres Erlebnis, That; ihm ist das Ideal, das er in sich erlebt, die Natur, die Wahrheit selbst, und seine Werke sind der künstlerische Ausdruck davon. Wir erleben es ja heute an und mit den Buren,

Digitized by Google

welche Steigerung der Gefühle, des inneren Lebens das Vertrauen ins Ideal zu wirken vermag — beim Telldichter war es innerste, tiefste Lebenskraft, der Kernpunkt seines Wesens: dieses Vertrauen, sein Leben und seine Werke können es uns jederzeit geben.

Aber, selbst bessere Einsicht vorausgesetzt, was hätten die jungen Stürmer und Dränger, die freilich selbst trotz aller naturalistischen Gebärden Idealisten, wenn auch nicht vom „reinsten Wasser", sondern recht unreife, waren, was hätten sie mit schillerschem Idealismus anfangen sollen? Sie schrieen allerdings viel nach „Persönlichkeit", aber sie waren selber keine; was sie darunter und unter „freiem Sichausleben" verstanden, deckte sich jedenfalls nicht mit Schillers Freiheitsbegriff und Auffassung vollen Menschentums. Diese ichstolzen Jüngsten mußten mit einer Art Idiosynkrasie, einem natürlichen Widerwillen, ihrem größten ästhetischen und ethischen Gegensatz gegenübertreten: er hatte „der Menschheit große Gegenstände" in großzügigen Dichtungen dargestellt, während sie am Kleinen, Unbedeutenden haften blieben; er will Thaten, Handlung, großes Wollen und starkes Kämpfen, sie kommen über ihr Milieu, den thatlosen Zustand, die nackte Thatsache nicht hinaus; bei ihm wächst der Menschen Schicksal, das den Menschen erst hebt, wenn es den Menschen zermalmt, aus dem Kampfe zwischen Notwendigkeit und Freiheit, Weltgesetz und Persönlichkeitsmillen hervor, bei ihnen aber geht der Mensch ohnmächtig und willenlos an der harten Kette vererbter Zustände und ungewollter Verhältnisse wie ein Fronknecht durch das Leben, wofür er sich allenfalls schadlos hält durch „freies Ausleben", d. h. unbeschränkten Genuß irdischer Süßigkeiten. Dort ist Schwung, Erhabenheit, echtes, aus den Grundtiefen einer leidenschaftlich bewegten Seele geborenes Pathos, hier Nüchternheit, Begeisterungslosigkeit und genaues Beobachten aller möglichen Zustände. Dort großartige Synthese, hier peinliche Analyse. Und so tausend dichterische und menschliche Gegensätze mehr! In jener Zeit, vor etwa 15 Jahren, galt es als modern, sich als „größten Schillerfeind" zu bekennen oder, wie Otto Brahm im Vorwort seiner Schillerbiographie, zu gestehen: „Als Student war ich Schillerhasser." Der viel nachgestammelte Meister unserer Jüngsten, Nietzsche, gab dann noch einen neuen Ton für die Bewertung von Schillers ethischer Persönlichkeit, indem er ihn in seiner „Götzendämmerung" der verstoßenen Schar der „Unmöglichen" einreihte und als „Moraltrompeter von Säkkingen" dem witzlosen Behagen einer pietät- und kritiklosen Jüngerschar preisgab. Vom „vornehmen Menschen" Nietzsches, von seinem „rücksichtslos Starken", seinem Uebermenschen, ist allerdings Schillers volles, reiches, organisches Menschentum weit entfernt. „Thue deine Pflicht, wenn sie auch noch so schwer ist! Aber erziehe dich so, daß sie dir zur Natur wird. Erfülle sie mit Neigung, so machst du das Gesetz überflüssig." — diese Ergänzung von Kants kategorischem Imperativ steht in diametralem Gegensatz zu der überspannt individualistischen Selbstsuchtsphilosophie des geistvollen Zeitgemäß-Unzeitgemäßen. Mit dieser aber ließ sich viel leichter ästhetisch-künstlerische Spielerei treiben, sie bot auch eine Art Gegengewicht zu dem demokratisch-sozialistischen Hang und Drang der Zeit.

Der Naturalismus wurde bald aus einem Revolutionär ein strenger Regeltyrann, und gestrenge Herren regieren nicht lange, — aber so ganz überwunden, wie die ihm folgenden „Richtungen" glauben machen könnten, ist er doch noch nicht. So viele dieser übrigens auch waren, durch Schiller wurden sie weiter nicht geniert. Zum Spiritualismus, Psychismus, Neu-Romantizismus, Mystizismus — es schaudert einen! — sind sie zwar inzwischen schon zurück- und durchgeglitten, aber was sollten diese willensschwachen Träumer, Dekadenten und Nur-Künstler mit Schillers eherner Tragik, mit seiner Herrenart gemein! Sie übermenscheln besser!

Wichtiger als das Verhalten dieser litterarischen Gruppen ist die Stellung des Volkes zu Schiller. Gewiß ist, daß Schillers Dramen nach wie vor wirksam sind; seine Bedeutung als Dramatiker ist unerschüttert, soweit nicht das „Neue" an sich eine erholungsuchende Menge mehr anzieht als „klassische" Stücke. Gegen das „Weiße Rößl" und „Als ich wiederkam" haben echte Dichter noch nie aufkommen können, auch nicht gegen die unauslöschliche Firma Kotzebue-Iffland neuesten Datums. Aber heute wird doch niemand mehr im Ernst daran zweifeln wollen, daß Schiller, der so manche „Schule" mitsamt allen seinen Nachahmern überdauert hat, auch die Sudermann, Dreyer, Ernst und Genossen aushalten wird. Vor zehn Jahren allerdings, da glaubten manche Leute allen Ernstes, was ein berliner Coupletsänger im Spotte meinte:

„Schiller, jetzt bist nicht mehr du der Mann,
Sondern jetzt ist es Sudermann."

Im deutschen Bühnenspielplan 1899/1900 nimmt Schiller unter seinen Pairs (Shakspere, Goethe, Lessing) noch bei weitem den ersten Rang ein. Und doch, im Vergleich zu seiner Volkstümlichkeit etwa vor dreißig, vierzig Jahren, ist eine kühlere Haltung namentlich der Gebildeten dem Dichter gegenüber nicht zu verkennen. Das eigentliche „Volk", die unteren, bildungsfähigen und -bedürftigen Klassen, auch die nationale Jugend und die Frauen lassen sich noch willig von Schillers oft erprobter Sturmkraft fortreißen, ganz verschließen wird sich ihm kein Warmherziger so leicht. Der Einzelne wird sich ja verschieden zu ihm verhalten, auch die einzelnen Lebensalter: Otto Brahms Beispiel ist da typisch. In den Jahren jugendlicher Entwickelung reißt uns der Klang der Worte, die Pracht der Rhythmen fort, ohne daß wir in die Tiefe des dichterischen Gehaltes eindringen. Die Schule, statt uns anzuregen und die Keime für ein tieferes Verständnis in uns zu legen, „erledigt" den Schiller: mit dem Reifezeugnis spätestens ist der Pennäler über diesen „Jugenddichter" hinaus. Die Abwendung von Schiller wird innerlich gefördert, sobald der Jüngling die ersten notwendigen Erfahrungen im Leben „gesammelt" zu haben glaubt. Wie anders, so meinen sie dann, ist doch das Leben, namentlich in Berlin, als der edle Dichter es uns zeigte! O über den Idealisten und Schönredner — lauter überwundene Illusionen! Der „mature" Jüngling überlegt nicht, daß er seine eigene Schwäche und Unfertigkeit dem Dichter aufbürdet! Kommt er noch einmal dazu, wenn er wirklich durch ein gut Stück Leben sich durchgekämpft hat, sich in Schiller zu vertiefen und sein Urteil nachzuprüfen, dann kommt er wohl auch in ein neues, ungeahntes Verhältnis zu

Digitized by Google

dem einst nur halb verstandenen Dichter und lernt ihn erkennen „nicht mehr als den einzigen Dichter, wohl aber als denjenigen, der uns eine ewige Form der Menschennatur, die ideale und erhebende, wie keiner durch seine Dichtungen offenbart hat"; er lernt den tiefen Lebensgehalt verstehen und die Form würdigen, er stößt auf den festen Kern, aus dem Schillers Leben und Dichtung hervorgewachsen: seine Freiheits- und Herrennatur. Aber ach! wie wenige kommen zu dieser Nachprüfung. Der Drang nach vertiefter ästhetischer und künstlerischer Bildung ist heute gerade in den Kreisen, die auf ihre „akademische" Bildung pochen, verteufelt schwach — denn diese geht nach Brot! Wie sollten sich da die Leute mit Schiller, dem „Ueberwundenen", aufhalten, wo das „Leben" seine Anforderungen stellt: man muß doch auf der Höhe der Zeit bleiben! Die seitherige politische und kulturelle Entwickelung hat überhaupt die Gleichgiltigkeit der bürgerlichen Kreise gerade gegenüber einem Dichter wie Schiller außerordentlich gefördert. Wenn er einst in den Kämpfen um Einheit und Freiheit der Bannerträger des deutschen Bürgertums war, so scheint er heute dort überflüssig: heute besitzen wir oder scheinen zu besitzen, was damals ersehnt wurde, wir sind geboren im Besitz: eine satte Bourgeoisie aber kann des Bannerträgers leicht entraten. Ruhe erscheint heute vielen als die erste Bürgerpflicht, der Dichter aber ist ein Kämpfer und Rufer zum Streit. Der „unpraktische Idealist" — was kann er den Thatsachenmenschen, den Manchesterleuten, dem kleingeistig liberalen Bürgertum von heute nützen, — denn auf den Nutzen in bar sehen sie vor allem. Wir sind Realpolitiker, Wirklichkeitsmenschen, Fanatiker des Nüchtern-Praktischen, aber wir verlieren auch den weiten Blick und vergessen, daß das wahrhaft Ideale immer auch das wirklich Praktische ist: denn, wie gesagt, echter Idealismus ist That, jeden Tag und jede Stunde bewährte Kraft im Dienste einer großen Idee. Der bloße Eigennutz allerdings ist keine Idee. Und gewußte Thatsachen, unverbundene Kenntnisse geben noch keine echte Bildung. Alle diese Verhältnisse wirken, so scheint es, zu Schillers Ungunsten.

Und nun behaupte ich, daß Schillers Lebenskraft sich nie so stark bewiesen hat, als gerade in dieser Zeit, wo sein Ansehen mehr als je gefährdet und erschüttert scheint, wo die Schillerfrage sich eigentlich erst zugespitzt hat. Und ferner habe ich die unerschütterliche Ueberzeugung, daß Schillers Zeit wieder kommen wird, daß unser Volk ihn (und natürlich Goethe) noch auf lange nicht entbehren kann und gerade heute schillerschen Geist wieder nötiger hat als je. Vor zehn Jahren etwa stellte ein wiener Litteraturblatt die Frage: „Ist Schiller noch lebendig?", und Franz Guntram Schultheiß beantwortete sie mit einem wohlerwogenen „Ja"; heute würde die Frage überhaupt nicht mehr in dieser Form gestellt werden. „Unzweifelhaft, er lebt noch," sagt selbst Adolf Bartels, der sonst in seiner soeben erschienenen „Geschichte der deutschen Litteratur" eine sehr kritische Stellung zu dem Dichter einnimmt. Vom ersten Erscheinen bis auf den heutigen Tag hat Schiller gewirkt, er wirkt heute trotz der ungünstigsten Gesamtlage. Von seinem Geiste und seinen Schöpfungen ist eine Fülle von Gedanken und Kraft in unsere Sprache und Bildung übergegangen; Gestalten wie Wallenstein, Maria Stuart, Tell u. a. haben ihr Leben in Sinn und Geist des Volkes nur von Schillers Gnaden empfangen. Der heilige Ernst seines Lebens und seines Schaffens wirkt fortzeugend und gestaltend, wenn nicht in der „Kunst", so doch im Leben. So viele haben schon bekannt, aufgefordert und freiwillig, was ihnen Goethe war — uns allen, auch mir war er viel. Karl Frenzel hat bei der bekannten Rundfrage des „Litt. Echo" erklärt, daß er die Grundlagen seines Wesens nie in Goethe, sondern in Schiller und Kant gefunden habe; Ed. v. Hartmann meinte, daß das nächste Jahrhundert gegenüber Schiller manches gut zu machen habe, er selber habe von Schiller, Shakspere und Lessing größere Einwirkung empfangen als von Goethe. Wolfgang Kirchbach räumt Schiller als „Weltanschauungsdichter" den Platz vor Goethe ein. Marie von Ebner-Eschenbach stand von Jugend an unter dem Einfluß von Schillers aktiver, heroischer Natur, wie ihr Biograph Moritz Necker bezeugt. Ich glaube, diese Stimmen ließen sich ins Erstaunliche vermehren. Mir selbst — ein persönliches Bekenntnis wird hier wohl erlaubt sein — ist Schiller zum „Erzieher" im tiefsten Sinne des Wortes geworden, und ich weiß, daß er auch andere von falschen Menschlichkeitsidealen zu Heimat und Volkstum zurückgeführt hat — er, der Dichter des Weltbürgertums. Es ist gewiß auch kein Zufall, daß gerade in den letzten zehn Jahren fünf größere Lebensbeschreibungen des Dichters erschienen sind, die neben einer Reihe von Einzelschriften neues Licht über die Eigenart und Entwickelung seiner Persönlichkeit als Mensch und Dichter gebracht haben, und vor allem die tiefen Beziehungen zwischen seinem Leben und seiner Dichtung aufdeckten. Gerade die Gefahr, ihn zu verlieren, hat das Bedürfnis geweckt, den Besitz schillerschen Geistes erst recht uns zu erwerben durch neue Eroberung und Erkenntnis seines Wesens. Ich weiß, daß das an sich noch kein rechtes Leben bedeutet, aber auch davon wird allmählich etwas ins Volk durchsickern und die lobende und tadelnde Phrase über Schiller bannen helfen, wenn auch die gelehrte Forschung bei uns mit der gesamten geistigen Arbeit des Volkes weniger verbunden ist als z. B. in England, wo der Essai die weiteste Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse sichert. Doch das wird ja auch bei uns besser. Aber am meisten verspreche ich mir für Schiller aus den idealen Kämpfen, die unsere Tage mehr und mehr bewegen: die deutsche Bewegung, das Alldeutschtum, und auch die soziale Frage, wo sie nicht einseitig als Magenfrage aufgefaßt wird, wird die Sehnsucht nach schillerschem Geist wecken. Man wird Schiller wieder besser verstehen lernen, je mehr die Tendenzen, die heute noch herrschend sind, zurücktreten. Auch auf dem Gebiete der Dichtung! Aus allen Ecken und Enden, wenn auch noch vereinzelt, ertönen die Rufe nach einer vollen, reichen Dichtung, die nicht nur die künstlerische Technik betont und Litteraturkunst, Nervenkunst, Spielerei und Tüftelei bleibt, sondern „endlich wieder die organischen Grundlagen aller Kunst und Poesie, alles Geisteslebens und aller Kultur" beachtet und großen ethischen, menschlichen und gedanklichen Gehalt in eins zu verschmelzen weiß. Wir wollen wieder etwas von der „Menschheit großen Gegenständen" auf unseren Bühnen sehen, nicht nur „Idyllen des Elends, gröbere oder feinere Herzensfachen mit einem mehr oder minder süßen Mädel, und geistige Ent-

Digitized by Google

wicklungsnöte eines jungen Menschen", wie Freiherr v. Berger sagt. Weil Schiller öffentliches Leben unter historischen Sinnbildern erschütternd dargestellt hat, deshalb nennt ihn derselbe „allen Lästerungen zum Trotz" den modernsten Poeten.

Ueberall im geistigen und politischen Leben thut uns Schillers praktischer Idealismus und seine heroische Lebensauffassung not. Schillers Geist wirkt modern, der ist nicht veraltet. Wie weit er davon entfernt ist, wie er im Gegenteil geradezu verschiedenen wesentlichen Bedürfnissen der Gegenwart entgegenkommt und richtunggebend für die Zukunft werden kann, das hat neuerdings der stuttgarter Dichter und Aesthetiker Carl Weitbrecht in seinem vortrefflichen Büchlein „Schiller und die deutsche Gegenwart" dargestellt (Stuttgart, Bonz; M. 1,80). Weitbrecht will keine kritikscheue Bewunderung des Dichters, er weist nachdrücklich auf die Schwächen und Mängel seines Stiles, auf das Vergängliche seiner Dichtungen hin: wie er ein Gegner ist alles ästhetischen Formalismus und Absolutismus, so liegt es ihm auch fern, Schiller als Stilmuster hinzustellen; aber lernen von dem Dramatiker kann man auch heute noch das Wesentliche der dramatischen Kunst, nicht das Aeußerliche seines Stils, nicht seine poetische Technik im einzelnen, sondern alles, was eben den Dramatiker macht. Weitbrecht hat einen tiefen Blick für die so oft vernachlässigten Zusammenhänge zwischen Schillers Leben, Persönlichkeit und Dichtung, für die Beziehungen ethischer Mächte, ästhetischer Anschauung und künstlerischer Gestaltung bei Schiller. Die tragische Wucht und Gewalt seiner Dramen entspringt nicht einer künstlerischen Theorie, Zeitideen oder Tagestendenzen, sondern den Naturtiefen einer großen Dichterpersönlichkeit. Warum und wie gerade unsere „Gegenwart" Männlichkeit, weite Horizonte, Zucht und Gewissen, Begeisterung, einheitlich geschlossene Weltanschauung, also gerade das, was sie braucht, bei Schiller finden kann, legt Weitbrecht eingehend und einleuchtend dar. Besonders lehrreich für unsere jungen Dramatiker sind die Ausführungen über die Beziehungen der Jugenddramen Schillers zum modernen Leben und zu dem, was das moderne Drama in seinen besseren Stunden gewollt und gesucht hat: wie in einem Spiegel zeigt er dem modernen Drama, worin es auf dem Holzweg ist und was ihm fehlt, um wahrhaft und im guten Sinne modern zu sein. Denen, die allzu rasch mit Schillers Lyrik fertig werden, sei der tiefgründige Aufsatz „Schillers Lyrik an zwei Jahrhundertwenden" empfohlen. Einen besseren Führer zu Schiller als Weitbrecht wüßte ich unter den heute Lebenden (außer Weltrich, dessen Biographie der Vollendung ferne ist) nicht; zur Anregung und Belehrung sei die Schrift allen Schillerfreunden und -feinden bestens empfohlen.

Goethe und Schiller wird es im 20. Jahrhundert wieder heißen. In den Zeiten der Ruhe und des Friedens, da hielt — wie ganz ersichtlich nach 1866 und 1870/71 — Goethes bewegliche Weisheit ihren Einzug in die warmen, behaglich gestimmten Herzen und lehrte das schwer Errungene ausbauen, vollenden und beschaulich genießen. In den Tagen des Kampfes aber um ideale Güter, um Selbstbehauptung, da richtet Schiller die Verzagenden auf und entflammt die Gemüter zu entschlossener That und zu freudigem Beharren. Die Tage der stillen Betrachtung sind schon längst für viele vorüber. Der Ausbau des neuen Reiches wird noch Kämpfe und Stürme genug heraufbeschwören: im Kampfe um bedrohte Ideale wird Schiller, wie er es heute schon den ringenden unteren Klassen wieder ist oder werden kann, wie er drüben in Oesterreich im Vorkampf steht, aufs neue Führer und Mahner sein. Ich schließe mit den Worten Weitbrechts: Wer über ihn weg zu sein glaubt, der glaube es und sehe, wie weit er damit kommt; uns aber, die wir wissen, was wir an ihm haben, hebt sich immer wieder die innere Kraft, der deutsche Mut und der deutsche Glaube, wenn seines Geistes ein Ton durch die Lüfte geht, wenn

„wir hören seines Adlerfittichs Rauschen
Und seines Bogens starken Klang."

Karl von Perfall.

Von Dr. Heinrich Hubert Houben (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die Vorherrschaft Berlins, die allem, was außerhalb der hauptstädtischen Grenzen sich ereignet, den Charakter der „Provinz" beizulegen liebt, hat wohl niemand so stark empfunden, wie ein Schriftsteller, der im Westen Deutschlands, vor allem auf der Rheinlinie einer der bekanntesten und beliebtesten ist, dessen Bücher von ihrem Verlagsorte Köln*) in vielfachen Auflagen in die Welt gehen und außerdem ein so großstädtisches Gepräge tragen, daß man glauben müßte, er würde in jeder Weltstadt mit offenen Armen aufgenommen. Man kennt in Berlin Anton v. Perfall, er erscheint in zahlreichen Zeitschriften und in kleinen Bändchen, die man so zum Dessert zu sich nimmt. Von seinem jüngeren Bruder Karl v. Perfall, der die wirksame Vermittelung wochen- und monatweise erscheinender Organe verschmäht und in nicht zu schneller Folge wohldurchdachte Werke als ansehnliche Bücher veröffentlicht, weiß man in Berlin nicht allzu viel. Und doch verdient es seine sehr stark ausgeprägte Eigenart, verlangt es die stattliche Reihe seiner bisher erschienenen Werke, daß man sich ernsthaft mit ihm beschäftigt.

Noch eine geradezu aktuelle Frage knüpft sehr passend an ihn an. Es ist zweifellos, daß ein großer Teil der modernen Litteratur die Ehe völlig außer Kredit gebracht und mehr wie je das Junggesellentum mit seinen oft sehr zweifelhaften Reizen auf seine Fahne geschrieben hat. Die augenblicklich massenhafte Blüten treibende Variétékunst basiert auf dieser Verschiebung der geschlechtlichen Verhältnisse. Perfall nun hat die zweite Periode seines Schaffens dem erotischen Problem fast ausschließlich gewidmet; es interessiert daher, welchen Zielen er damit zustrebt.

Ueber den äußeren Lebensgang Perfalls darf ich hinweggehen, da der Autor selbst an einer anderen Stelle des Heftes zu einer kleinen Selbstbiographie das Wort nimmt. Sein erster Roman, „Vornehme Geister", erschien 1883, fast zu gleicher Zeit wurde sein zweiter Roman, „Die Langsteiner", von der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht. Er sowohl wie die kunstkritischen Leistungen Perfalls

*) Albert Ahn.

Digitized by Google

wurden die Veranlassung zu dessen Berufung an dieses niederrheinische Hauptblatt. Als Kunstkritiker und Feuilletonist ist er dort noch heute in anregender und anerkannter Wirksamkeit.

„Die Langsteiner" erschienen, wie gesagt, in der „Kölnischen Zeitung"; diese Notiz kontrastiert einigermaßen mit einer lustigen Charakteristik, die ich auf einem Kalenderblatt finde, und die besagt, daß Perfalls Romane „insbesondere in den Kreisen lebensreifer, weltkundiger Damen sehr beliebt" seien. Das deutet auf eine Entwickelung hin, die der früher noch für rheinische Zeitungen koursfähige Romanschriftsteller im Laufe der Jahre durchgemacht hat. Bis 1887 respektierte er die Grenzen der Familienblattlektüre und des ängstlichen Zeitschriftendekorums: da sprengte der Roman „Ein Verhältnis" diese beengende Hülle; hier stehen wir also vor einem Markstein: was auf der einen älteren Seite liegt, schließt sich zu einer festen Epoche zusammen; die andere dehnt sich noch in die Weite, nur ihre Richtung ist scharf vorgezeichnet.

Gegensätze der Bildung, Geistesaristokratie, falsche und wahre, das Märchen von der Bildungsrepublik, wissenschaftliche Gleichheit, gesellschaftliche Erniedrigung, die unüberbrückbar scheinende Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen Adel und Bürgertum — diese Probleme beunruhigten den Studenten der Juristerei; diese sozialen Stoffe drängen sich vor in seinen ersten Romanen. Zwei Musensöhne werden Freunde; der eine ist Baron, reich, begabt, Poet, aber unthätig im Phlegma des Wohllebens; der andere ein armer Teufel, ein Arbeitstier, wissenschaftlich tüchtig, ein störrischer Charakter, gesellschaftlich von rührender Unbeholfenheit. Der Aristokrat zieht den Bürgerlichen in seine Sphäre; die Formen des Salons werden mühsam überwunden. Mit der zunehmenden Sicherheit aber stellen sich die Ansprüche ein. Was eine Gunst des Glückes war, wird zum Gegenstand der Forderung; die aber wird energisch abgewiesen. Die große Welt fällt in Trümmern über dem Plebejer zusammen, er wirkt einfach komisch; wissenschaftliche Bildung ist keine Brücke, er wird zurückgestoßen in seine Niedrigkeit. Das ist die Lüge der „Vornehmen Geister". Eine soziale Kriegserklärung ist dieser Roman aber nicht, die Heerlager nähern sich nur bedrohlich einander, scheiden sich aber schließlich in reinlichster Weise. Nur in der Perspektive ist ein Ueberläufertum angedeutet. Perfall hetzt die Parteien nicht aufeinander; er begnügt sich damit, lange Diskussionen über seine Konflikte anstellen zu lassen, sie beizulegen, statt zu lösen. Die Probleme waren so noch nicht erschöpft und gährten weiter. Eine andere Sphäre öffnete sich: der junge berühmte Schriftsteller heiratet ein einfaches Mädchen, die wenig litterarisches Verständnis, aber viel Liebe besitzt. Als erst die Sorge ihre Schatten über die junge Ehe wirft, entwickelt sich jener nervöse Zustand zwischen den Gatten, in dem man jede naive Aeußerung als Kränkung empfindet; als endlich der große Erfolg kommt, zerreißt die Eifersucht vollends das gelockerte Band. Die Lüge der „Vornehmen Geister" wiederholt sich. In der aristokratischen Sphäre, in die der junge Ruhm ihn gehoben, wird der Dichter gemißbraucht, an eine Gleichberechtigung denkt niemand. So kehrt er reuevoll zu seiner Gattin zurück. „Die Langsteiner" heißt dieser zweite Roman. In beiden Werken wird die gut bürgerliche Moral gelehrt, daß man sich zufrieden geben solle mit dem, was man ist, dieses Ich vertiefen und nicht dorthinaus wollen, wo man scheitern muß. Auch die weibliche Frage ist in einer gediegen bürgerlichen Weise gelöst. Der Konflikt der Künstlerehe, der in den letzten zwanzig Jahren, seitdem der Künstler fast der unvermeidliche „Held" in der Litteratur geworden, in zahllosen Dramen und Novellen behandelt wurde, verlangt bei Perfall keine Ausnahmegesetze; die Rechte des Herzens erweitern sich nicht durch Vorzüge des Geistes, geniale Ungebundenheit ist ein Irrtum. Die Reste dieser ganzen Ideenwelt haben sich später noch zu Perfalls Drama „Wanda" zusammengefügt, das für seine Entwickelung bedeutungslos und dazu ein jedes Interesses bares Intriguenstück nach französischem Muster ist.

In dieser ersten schriftstellerischen Epoche besaß Perfall noch Humor, der hier und da in eine scharf charakterisierende, aber nie beleidigende Satire überspringt. In den „Vornehmen Geistern" sind das Interieur der Studentenbude, die erste Tanzstunde u. a. prächtige Leistungen. Ganz auf diesen Ton gestimmt sind „Die Langsteiner"; mit übermütig behaglichem Humor werden die Verhältnisse der Kleinstadt in ihrer lächerlich gespreizten Wichtigkeit vor uns ausgebreitet, und die Ereignisse des Romans, aufgefangen in dem Spiegel des Neides, der Eifersucht, der Klatschsucht, ergeben ganz ergötzliche Karikaturen. Ab und zu wachsen sie sogar aus der lustigen Niederung empor zu tragischer Größe. Später hat sich Perfalls Humor fast ganz verflüchtigt.

In Stil und Charakteristik steht Perfall im sicheren, altbewährten Boden. Gut stilisierte und oft recht poetische Reden werden von nicht immer gebildeten Personen gehalten; lange Charakteristiken rein beschreibender Art drängen sich hervor. Auch enthalten diese beiden Romane nichts, was sie den Augen eines jungen Mädchens entziehen müßte. Auch fehlt nicht der wohlbekannte „edle Mann", den wir mit Unrecht perhorreszieren, seitdem, dank Ibsen, die „edle Frau", die Dulderin, in allen Tonarten durch die Litteratur seufzt. Es giebt Leute, die nicht zugestehen wollen, daß ohne mindestens ein Fleckchen moderner Nacktheit auch noch Kunst möglich sei, aber umgekehrt gerne alles zur Litteratur rechnen, was der Warnungstafeln der Familienlektüre spottet. Daß aber auch in diesem Kreise künstlerische Ansprüche befriedigt werden können, beweist Perfall durch seine Novelle „Vicomte Bossu"; sie ist ein Meisterstück.

Der Künstler und Kunstkritiker Perfall mit seinem feinen ästhetischen Empfinden hat den hier behandelten Stoff aufgespürt. „Das Gesetz der Harmonie," läßt er in dieser Novelle einen Maler sagen, „ist ein tiefwirkendes Lebensgesetz, und das, was Sie Aesthetik nennen, gilt nicht bloß für die Erscheinungen der Frauenwelt als Maßstab, es greift bei uns Kulturmenschen bewußt oder unbewußt in die innersten Verhältnisse ein. Das Schöne, das Harmonische ist uns nicht blos Genuß, sondern Notwendigkeit." Perfall wendet dies Gesetz der Harmonie auf das erotische Problem an, indem er eine schöne Frau und einen buckligen Mann sich in Liebe finden läßt, und der tragische Ausgang bestätigt die an Raphael Mengs Theorieen erinnernde

Digitized by Google

Hypothese eben jenes Malers: „Der entstellte Körper entstellt die Seele in dieser oder jener Weise, wie wahrhaft schöne Menschen auch gute Menschen sind.“ Die Technik dieser Novelle ist eine klassisch einfache; Eifersucht ist die Hauptkraftquelle, und die systematische, aber treffliche motivierte Verstärkung ihres Stromes bringt eine fast dramatische Steigerung zustande. Der Charakter des Vicomte, der, um seine äußere Mißgestalt zu verschmerzen, durch andere Vorzüge mit jedem seiner Freunde wetteifert, kein Bemitleideter sein, sondern gar über seine normalen Mitmenschen triumphieren will, darüber eitel und maßlos mißtrauisch wird und an diesem Gewaltsamen seiner Lebensenergie, an der krankhaft elementaren Wucht seiner Empfindung zugrunde geht, ist eine Figur von vollendeter Meisterschaft. Stilistische Einflüsse aus Perfalls pariser Zeit sind hier unverkennbar. Aber in der Komposition fehlt kein Bindeglied, alles ist klar und folgerichtig, die Nebenfiguren fesseln, ohne sich vorzudrängen, ein künstlerischer Aufbau von Anfang bis zu Ende.

Feine Analysen weiblicher Seelenzustände gingen durch alle bisherigen Schöpfungen Perfalls. Ihnen wandte er sich jetzt ausschließlich zu. Da stieß er auf eine Grenze. Er schrieb „Die Heirat des Herrn v. Radenau“. Auch hier vereinigen sich zwei verschiedene Geschlechtssphären, der Aristokrat heiratet die Erzieherin des Hauses, in dem er zuerst als Freier der Tochter auftritt. Geldsorgen führen auch hier den ersten Unfrieden herbei. In hilfloser Angst nimmt Charlotte von einem Verehrer Hilfe an, gerät dadurch aber in eine seelische Verwirrung, aus der sie keinen Ausweg sieht, als sich zu töten, um vor ihrem Gatten rein dazustehen. Das erotische Problem drängte sich aber jetzt überall vor, wo die Psychologie eines Weibes der Gegenstand dichterischer Behandlung war. Es nur zu streifen, fast zu umgehen, wie in dieser „Heirat“, mußte die Wahrheit der Darstellung schädigen. Perfall verzichtete daher auf seine bisherigen Leser und suchte sich ein neues Publikum.

Schon im „Vicomte Bossu“ begegnet uns ein energisches Wort gegen die hyperidealistische Auffassung der Geschlechtsfrage und eine beredte Verteidigung der schönen Sinnlichkeit, der Freude am Naturtrieb, und in der „Heirat des Herrn v. Radenau“ regte sich die Satire gegen die irrtümliche Gleichstellung der Etikette mit dem Sittengesetz. Diese Probleme brachen plötzlich mit ungestümer Gewalt hervor, alle Rücksichten bei Seite werfend; Perfall schrieb seinen Roman „Ein Verhältnis“, der 1887 erschien und achtmal aufgelegt wurde, ein großer Erfolg, wenn man bedenkt, daß Norddeutschland mit Berlin so gut wie nicht daran beteiligt war. Es war ein Buch von hohem sittlichem Ernste, von sozialer Bedeutung; es ist auch eine Dichtung im besten Sinne des Wortes und mit einer Begeisterung geschrieben, mit einem nicht erlahmenden Schwung entworfen, der nur aus der ernstesten Vertiefung in das Problem seine Kraft schöpfen konnte. Bei der dritten Auflage des Werkes fühlte sich Perfall veranlaßt, jede mißdeutende Auffassung durch eine Vorrede zurückzuweisen; sie war ein Programm, das er bis heute eingehalten hat. Er sagt darin: „Die Grundregel ist, daß erotische Situationen zwar einen Teil ihrer Berechtigung aus dem Begriffe der künstlerischen Sinnenfreudigkeit, aus dem Gedanken des dabei zur Geltung kommenden sinnlich Schönen schöpfen, aber ihre tiefere Berechtigung doch nur in der psychologischen Bedeutung ihres Wesens finden können. Die sinnlichen Vorgänge an sich sind nicht der Hauptzweck der Darstellung, sondern sind die unerläßlich notwendige Folge oder Grundlage einer charakteristischen Darstellung seelischer, sittlicher, gesellschaftlicher Vorgänge. Sie müssen daher mit innerer Notwendigkeit aus dem Gesamtbilde des Kunstwerks hervorgehen und genau in dem richtigen Verhältnis ihrer Bedeutung für dasselbe sich in ihrer Wirkung verhalten. Sie dürfen nicht mit unverhältnismäßiger Grellheit hervorspringen. Damit ist gesagt, daß sie niemals das Endziel, der Zweck eines Kunstwerkes, sondern nur ein Teil seiner bewegenden Kraft sein können und vor allem, daß sie niemals als überflüssige Ausschmückungen erscheinen dürfen, die für den eigentlichen Gang der Handlung entbehrlich wären. Da, wo sie sich als Notwendigkeit des Kunstwerkes ergeben, darf der Künstler ohne Aengstlichkeit in voller Entschleierung der Natur alle jene Elemente entwickeln, die ihm für die bezeichnende Herstellung des psychologischen Bildes nötig erscheinen. Er

Karl von Perfall.

Digitized by Google

wird aber auch in solchen Einzelheiten alles vermeiden, was etwa als selbstverständlich in den Umständen gelegen überflüssige Breite erzeugt, denn er muß sich davor hüten, die Perspektive zu nahe zu nehmen und auf den Leser einen Zwang auszuüben, daß dieser aus der Wiederspiegelung Empfindungen gewinne, die eigentlich der Wirklichkeit allein angehören. Der Leser darf nicht das Hauptziel des Werkes im Verweilen bei solchen Szenen aus den Augen verlieren. Da aber im Wesen solcher sinnlichen Szenen eine besondere plastische Kraft und bei vielen Lesern aus menschlicher Schwäche eine besonders willige Aufnahmefähigkeit vorhanden ist, so wird er nicht die erstere mißbrauchen, auf die letztere freventlich sündigen, sondern die Perspektive in solchen Fällen erst recht vorsichtig berechnen. Es stehen ihm dazu gewisse sichere Mittel zur Verfügung in der äußeren Form des wörtlichen Ausdrucks, die nicht mit süßlich lüsternem Lächeln verhüllen, nicht in schwüler Extase verzückt sein soll, sondern den Charakter einer klaren, taktvoll das Wort wählenden Offenheit hat, die zwar dem Schönheitsgedanken gerecht wird, aber eher nach dem schlicht Bezeichnenden, als nach dem prunkvoll Malenden greift. Eine Erzählung ‚befingt' nicht, sondern ‚berichtet', deshalb muß es auch der Künstler verstehen, gewissermaßen geschlechtslos zu erzählen, d. h. solche Szenen niemals aus dem einseitigen Gesichtspunkte männlicher Anschauungen vom weiblichen Geschlechte darzustellen, sondern objektiv aus der Seele des Weibes ebenso gut, wie aus der des Mannes die Strömungen und Regungen zu lösen. Selbstverständlich ist es, daß ein Künstler nie die Auffassungen eines Physiologen oder Arztes sich zu eigen macht."

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Perfall schon fünfunddreißig Jahre alt war und schon in achtjähriger glücklicher Ehe lebte, als er sich dieser Spezialität zuwandte, die er seit dem „Verhältnis" in ihren verschiedensten Ausstrahlungen erforscht und vertieft hat. So unterscheidet er sich schon äußerlich von der jüngstdeutschen naturalistischen Schule. Durch alle seine weiteren Werke geht der gemeinsame Zug, das Recht der Sinnlichkeit als einer Glücksquelle, als eines Hauptfaktors der individuellen Entwicklung zu verteidigen und sie unter dieser Perspektive, durch das Gesetz des Lebens geläutert, der Schönheit zuzuführen. „Warum soll der Mann ein Hehl daraus machen, daß er in den körperlichen Reizen eines Weibes ein entzückendes Naturwunder erkennt und daß ein solcher Anblick für ihn einen Genuß bedeutet? Warum soll das Weib, allerdings in jenen Grenzen, die die natürliche Schamhaftigkeit auferlegt, sich nicht in seiner Schönheit rückhaltlos freuen und sich selber das Glücksgefühl verhehlen, das ihr die Erfüllung ihres Lebensinhaltes bietet? Sobald wir aber erkennen, daß die Sittlichkeit nicht in einer naturwidrigen und darum unhaltbaren Selbstsucht beruht, sobald wir uns nicht mehr zwingen, was wir als schön, als beglückenden Lebensinhalt finden, für häßlich zu nehmen, sondern mit klarem Bewußtsein unsere ehrliche Sinnenfreudigkeit der vernünftigen Notwendigkeit des Sittengesetzes beugen, liegt auch kein Grund vor, das natürliche Interesse, das wir an den nächstliegenden Daseinsfragen haben, nicht auf die künstlerischen Darstellungen des Lebens zu übertragen und die Wandlungen und Färbungen der in uns wohnenden Naturkraft bemerkenswerter, Geist und Gemüt ergreifender zu finden, als irgend eine andere, dem Einzelnen weniger nahegehende Frage der Zeit."

Sicher berührt sich Perfall in seinen Zielen mit Emile Zola; ihre Wege jedoch sind verschieden. Der Franzose lebt in der Auffassung einer mächtigen Naturkraft, die sich selbst reguliert und damit die Gesetze der Schönheit erfüllt; bei dieser großen dichterischen Auffassung ist er stark Physiologe und Arzt, wenn er sie in den Erscheinungen des Lebens begründet. Diesen vegetativen Standpunkt teilt Perfall nicht, und er erkennt in all seinem Streben nach künstlerischer Freiheit immer noch ein Sittengesetz, das vom Verstande diktiert wird. Deshalb geht er auch nicht so weit wie Zola, der, um seine Schönheit frei zu entfalten, eine völlig neue Weltordnung nötig hat. So finden Perfalls Romane, die hier zunächst in Betracht kommen, „Ein Verhältnis", „Die fromme Witwe" (1889) und „Natürliche Liebe" (1890), auch wieder eine gut bürgerliche Lösung. „Wenn auch die Kunst selbst die freie Himmelstochter ist," sagt er darüber, „die keine Ketten trägt, so zerbricht sie doch auch nicht die Ketten, die der Mensch tragen muß, wenn er Mensch bleiben soll. Sie ist nicht, wie leider sogar falsche Kunstfreunde mit den kunstfeindlichen Zeloten behauptet haben, eine höhnende Gegnerin des Sittengesetzes, sondern, wird nur dieses richtig verstanden, eine rücksichtsvolle Begleiterin desselben." Perfall so wenig wie Zola gehört zu diesen „höhnenden Gegnern" des Sittengesetzes, denn dieser hat wenigstens in seinen letzten Arbeiten den Kampf gegen das Bestehende als Ziel aufgegeben, er schreibt für eine Zukunft, die seine eigene Utopie ist, deren Grundlage er mit kühner Genialität selbst schafft; Perfall schreibt für die Gegenwart und sucht diese in sich zu versöhnen, indem er das Verkrüppelte und Ernierigte in die schöne Harmonie der Lebensentwicklung emporzuheben trachtet. Und dieses Streben, darf man kühnlich behaupten, fließt aus einem versöhnten Geiste, aus einem Gemüte, das seinen festen Halt in seiner Arbeit, in seiner Entwickelung gefunden, in der Odyssee des Lebens eine glückliche Insel in dem Umkreise entdeckt hat, den es sich selbst in klarer Erkenntnis seiner Kraft gezogen. Das ist es, worauf die so vielfach mißverstandene „Individualität" im Grunde doch immer hinauswill.

Perfall ist keine Kämpfernatur, die lärmend an die Pforten einer neuen Zeit schlägt, ohne zu wissen, was denn eigentlich sich dahinter verbirgt. Er hat von seinen ersten Werken an das respektiert, was sich ziemt, und ist durchaus ein Gegner der Auffassung: erlaubt ist, was gefällt. Aber die natürlichen Gesetze sind für ihn maßgebend, sie läßt er nicht beliebig ausdehnen oder beschränken. So wird sein „Verhältnis" durch die unerbittliche Konsequenz der Thatsachen, durch die objektive Klarheit der Darstellung dennoch zu einem Protest gegen das Garçontum, das, um mit Sudermann zu reden, „seine Lüste spazieren führt und lächelnd weitergeht"; ein Heiligtum giebt es, das nicht ungestraft angetastet wird, die echte Liebe des Weibes, die sich hingiebt, aber nicht der gewohnten Bequemlichkeit geopfert zu werden verdient. So protestiert er in der „Frommen Witwe" gegen das mißverstandene, religiös-asketische Dogma, daß alle Natur Sünde sei und die höchste Beseligung darin liege, die natür-

Digitized by Google

lichen Regungen, die Sinnen- und Schönheitsfreude zu vernichten, und zeigt, wie solchen Fanatismen oft gleisnerische Frömmigkeit und heimliche Verdorbenheit zu Grunde liegen. So schildert er in der 1890 erschienenen Erzählung „Natürliche Liebe“ ein Wesen, das nicht schlecht, sondern fast griechisch-naiv sich den kräftigen natürlichen Instinkten seiner körperlichen Schönheit hingiebt, bis es zuletzt, durch die Konsequenzen seines Lebenswandels erschüttert, aus eigenstem Bedürfnis in die sogenannten gesitteten Bahnen einlenkt.

Alle diese Einzelprobleme faßte Perfall 1894 in einem dreibändigen Roman zusammen, der sich einer zeitgeschichtlichen Bedeutung rühmen darf. „Verlorenes Eden — Heiliger Gral“ nannte er dieses Werk, und den aus diesem klangvollen Titel sich ergebenden Gegensatz erläuterte er wieder selbst in der Vorrede. In einer Stufenfolge von Gestalten und Schicksalen wollte er die tiefe Bedeutung und den idealen Gehalt der erotischen Lebenselemente auf breiter Grundlage darlegen. „Der seelische Aufschwung,“ sagt er, „der unmittelbar auf die sinnlichen Thatsachen des natürlichen Lebens zurückzuleiten ist, schließt meines Erachtens eine Größe des Empfindens in sich, die das innerste Wesen jener geistigen Schönheit bildet, in der wir zugleich die Gesundheit sehen müssen. Ein angeblicher Idealismus, der sich aus irgend welchen Gründen scheut, auf den sinnlichen Ursprung des Gemütslebens zurückzugehen, kann unmöglich die volle Schönheit der menschlichen Seele entfalten. Die glückliche Ehe auf der Höhe moderner Gesittung, das edle, sinnenfrohe Weib, sie mußten die Spitze bilden. Es verknüpfte sich damit zugleich der Gedanke, ohne auffällige Wendung mittelbar gegen jene Strömungen einen Gegensatz zu bilden, die es als eine besonders wertvolle dichterische Aufgabe ansehen, an der Ehe eine negative Kritik zu üben.

Zunächst entwickelt der Roman das Wesen der Sinnlichkeit in der besonderen Erscheinung, die sich nur in der Erotik findet, daß aus einer und derselben Quelle höchste Schönheit und tiefste Erniedrigung entspringen. Er führt ferner aus, daß die rein verstandesmäßige Unterschätzung der sinnlichen Faktoren in ihrem Werte für den Lebensinhalt des höher gesitteten Menschen im Grunde ein sittlicher Irrtum, ein Mangel der vollen Gemütsentfaltung, also eine Unvollkommenheit, ein Fehler ist. Es fügt sich daran die Beziehung des schönen Nackten zur Sittlichkeit. Das Problem wird in dem pessimistischen Sinne gelöst, daß die Menschen, wenigstens in unserem Klima, das Nackte leider nur grobsinnlich zu begreifen vermögen und der Idealismus der schönen Form, von der Geschlechtlichkeit befleckt, an seiner Unkenntnis der wirklichen Menschennatur verblutet .... Gutes und Böses, Schönes und Häßliches führt er vor und zeigt neben der Wirklichkeit von Sünde und Laster die Möglichkeit höchster menschlicher Schönheit, zeigt vor allem auch das Wesen der zwischen bös und gut ringenden Seelen in ihrem Begehren und Sehnen. Absichtlich schließt er mit der Empfindungsweise eben solcher schwankender Mischnaturen, die das Eden verloren haben und den Gral wohl sehnend ahnen, aber nicht finden können.“

Wie die vorhergehenden Romane — „Ein Verhältnis“ spielt in München, „Die fromme Witwe“ in Regensburg, Perfall rechnet hier mit den religiösen Eindrücken seiner Jugend ab, für „Natürliche Liebe“ boten Erinnerungen an sein väterliches Gut den Hintergrund — wurzelt auch dieses Werk im süddeutschen Leben, das freier und daher künstlerischer sich giebt, als das norddeutsche; ein preußischer Offizier a. D. ringt sich in dieser ihn zuerst abstoßenden Atmosphäre zum echten Künstler und freien Menschen durch. Charaktere aus allen Klassen gehen da vor uns auf und ab, aus der Stickluft der Kellnerinnenkneipen führt uns der Dichter in das Atelier des Künstlers, der naiv wie ein Kind, unter dem Zwange einer Naturgewalt schafft und in seinem Weibe, das ihn verständig leitet, das schönste und beglückendste Lebensrätsel findet. Die Huldigung vor dem Nackten in der Kunst sehen wir als einen heiligen Kultus gefeiert, dessen Vermischung mit grobsinnlichen Elementen sich schwer an den Irrenden rächt. Die Dirne zeigt uns Perfall wie die glänzende Hetäre des Salons und als ein Mittelding die Künstlerin, die trotz der Vertrautheit ihres heißen Lebens in ihrer Kunst einen sittlichen Halt findet. Gleiche Typen bietet uns die Männerwelt, die zu all diesen Frauen in Beziehung tritt, Leichtsinn und Verworfenheit, ernste Lebensanschauung und Philisterhaftigkeit, großes Streben und behagliches Schritthalten im Takt des täglichen Lebens. Eine Reihe von Charakteren sind meisterhaft gezeichnet, während andere noch nicht ihre rechte Auflösung gefunden. Perfall drängte es, viel zu sagen, und so wird auch in diesem Roman viel geredet über allgemeine Fragen, die das Problem des Geschlechtslebens ergründen helfen, über Preußen und Bayern, über König Ludwig, mit dessen Tod der erste Band machtvoll abschließt, und Richard Wagner. Besonders der dritte Band leidet unter diesem Allzuviel des Gewollten, unter der Größe des Plans, der Ideenfülle, die nicht immer künstlerisch verarbeitet ist. Perfall begnügt sich nicht mit der Technik der naiven Dichtung, er läßt nicht nur die Thatsachen zu uns reden, er erläutert sie und charakterisiert manchmal etwas breit, statt uns mit einem kräftigen Fortschritt in der Handlung mitten in den Kern der Persönlichkeiten hineinzuversetzen. „Verlorenes Eden — Heiliger Gral“ ist geistig zweifellos sein Hauptwerk, an künstlerischer Abrundung steht es dem vorigen nicht gleich. Gestalten, wie der Vater in „Natürliche Liebe“, die verschiedenen Priestertypen in der „Frommen Witwe“ treten uns zwar auch hier entgegen, aber sie verschwimmen etwas in der großen Flut der Lebensbeziehungen, der man einen geregelteren Wellenschlag wünschen möchte.

Auch der Kunstkritiker Perfall hat sich von Roman zu Roman breiter ausgedehnt. Wir empfinden das an manchen Posen und Situationen, an dem Behagen in der Schilderung von Kunstwerken, Bauwerken; die Salons, in die er uns führt, werden immer luxuriöser, und er schwelgt in Zimmerdekoration u. s. w. Gelegenheit dazu gab ihm nun vor allem sein Hofroman „Das Königsliebchen“, der uns in eine Sphäre von Pracht und Luxus hineinführt, von der der gewöhnliche Sterbliche meist nur eine blasse Vorstellung besitzt. Perfall schildert uns hier die Carrière eines schönen Mädchens, das, schutzlos dem Theatergetriebe in die Arme geworfen, von einer schlechten Sängerin zur einflußreichen Mätresse des Königs avanciert. Perfall ist hier von seinen Hauptproblemen etwas seitab gegangen, das pikante Milieu verführte dazu, und das Stichwort von der Einsamkeit

Digitized by Google

auf Königsthronen giebt auch eine ethische Grundlage. Tiefer greift der zweite Hofroman „Sein Recht", ein erschütterndes Kapitel aus dem europäischen Sklavenleben, die fürstliche Ehe, die auf tiefster Demoralisation beruht und dennoch nach außen hin mit allen Mitteln verteidigt wird, das Recht des Ehegerrn, den Geliebten seiner Frau ohne weiteres niederzustoßen, bleibt bestehen, auch wenn er selbst die Ehe durch Ausschweifungen geschändet hat. Zwei Charaktere sind hier besonders gelungen, die Prinzessin, in der die schöne Emerence aus „Natürliche Liebe" mit ihrer ungezügelten Sinnlichkeit neu erstanden ist, und die alte intrigante Gräfin, die mit ihrer feinen Spürnase, ihrem cynischen Witz und ihrer weisen Lebenserfahrung die ganze Gesellschaft an der Leine führt.

Perfalls letzter Roman, der im vorigen Jahre erschien, heißt „Damals" und teilt sich in zwei Bücher, die man mit „Einst" und „Jetzt" überschreiben könnte. Aus seiner journalistischen Praxis hat Perfall hier einen Konflikt herausgegriffen, der so nahe liegt und doch kaum jemals ernstlich behandelt worden ist; die Stellung des Theaterkritikers, besonders einer kleineren Stadt, zu einer schönen Schauspielerin bietet eine Reihe von novellistischen Möglichkeiten, die nach ihrer ernsteren Seite hin auch Perfall nur gestreift hat. Nach einer flüchtigen Verliebtheit treffen sich beide Beteiligte nach Jahr und Tag wieder, sie ist die zufriedene Frau eines wohlhabenden Weinhändlers, er der Schwiegersohn eines reichen Kunsthändlers. Ihre Künstlerträume haben beide aufgegeben. Aber die gemeinsame Erinnerung führt sie jetzt wieder zusammen, es kommt zu einer Augenblicksschuld, die aber nur dazu dient, den poetischen Reiz der Vergangenheit, die immer noch wie ein sonniger Horizont ihre Blicke fesselte, ganz zu zerstören, und zuletzt findet jeder in seinem Lebenselement wieder seine Beruhigung. Mir scheint Perfall in diesem Werke nicht auf seiner Höhe zu stehen; schon der wenig gefeilte Stil verrät eine flüchtige Arbeit, das Unentschlossene, Nachträgliche, Treppenwitzartige der ganzen Handlung ermüdet, und die Personen sind uns gleichgiltig. Zum ersten Mal hat hier Perfall seine süddeutsche Heimat verlassen und den Schauplatz des zweiten Teils nach Berlin verlegt, ein Ortswechsel, der vielleicht praktisch, aber künstlerisch keineswegs vorteilhaft ist. Perfall wurzelt in dem Schauplatz seiner früheren Romane, er giebt uns als Sohn seiner Muttererde besonders in „Verlorenes Eden — Heiliger Gral" ein Stück Heimatkunst, und wir würden ihn ungern aus diesem Kreise scheiden sehen.

Diese Skizze sollte nur ein Bild geben von dem Schaffen eines Mannes, der in reger Thätigkeit, mit eifriger Selbstprobe ein Feld gefunden, auf dem er sich zu einer Persönlichkeit entwickelt hat. Ein selteuer Geistesreichtum tritt uns aus seinen Schöpfungen entgegen; wir sind durch die einseitig artistische Richtung der Moderne in dieser Hinsicht nicht verwöhnt, und man atmet daher befriedigt auf, hier wieder einer produktiven Kraft zu begegnen, die zu der Form auch nach einem Inhalt sucht, die weiter blickt und mehr erstrebt, als sich lediglich selbst den Puls zu fühlen und das Unzulängliche des kleinen Ich zum Ereignis zu machen. Perfall steht noch im kräftigen Schaffensalter; einen Höhepunkt seiner Produktion hat er gewiß schon überschritten; damit soll nicht gesagt sein, daß dieser vereinzelt bleiben muß. Vielleicht zeigt uns sein nächstes Werk neue Ziele.

* *

Diese Skizze war schon abgeschlossen, als mir Perfalls neuester Roman „Der schöne Wahn" zur Hand kam. Er bedeutet einen neuen Aufschwung seines Verfassers. Mit sicherer Kenntnis und feinem Gefühl hat er hier eine Frage aufgeworfen, die wohl manchen jungen Mann beunruhigen mag, die Frage, ob das Kind die Ehe zerstöre, und sie entsprechend seiner früheren Denkweise in dem Sinne beantwortet, daß die Familie gerade die Ehe emporhebe zu einem weihevollen Ereignis der Natur, dessen Zauber sich zu entziehen, einfach eine Vereinung der Natur bedeute. Der „schöne Wahn" besteht darin, daß sich ein junger Mann eine hyperidealistische Vorstellung von der Ehe macht und durch ihre allzu reichlich auftretenden Folgen aus seinem vagen Traume aufgeweckt wird. Seine Gattin mit ihrer sich regelmäßig vermehrenden Kinderschar wird ihm peinlich; so hatte er sich das „Leben in Schönheit", das sie als Brautleute und Flitterwöchner geplant, nicht gedacht, und in seiner Angst vor dem ihm drohenden Philisterium sucht er Trost bei einer schönen und koketten Schwägerin. Der natürliche Instinkt der Gattin aber entdeckt die Untreue des Mannes bald, in einer psychologisch sehr feinen Badeszene der beiden rivalisierenden Schwestern gipfelt die Katastrophe, die den Mann reuig in seine Familie zurückführt. „Sie, das Weib, hatte die Weisheit gefunden, die aus der Liebe stammt, sie hatte das Ziel der Ehe erreicht, die Beseelung der Natur. Wo war er geblieben? In der Schönheitslüge der Wollust!" In dieser schließlichen Erkenntnis steckt ein sehr ernster Protest gegen das heute sehr verbreitete Mißverständnis, das mit dem Schlagwort „Leben in Schönheit" sich über jede Grenze hinwegsetzen zu dürfen glaubt und für ein sich entwickelndes ganzes Leben — Entwicklung ist Schönheit! — sogenannte schöne Sensationen eintauscht. Auch dieser Graf Rothkreuz hat das Eden verloren und kann den heiligen Gral noch nicht finden, obgleich er den redlichsten Willen besitzt. Der Entwicklung der Frau in der Mutterschaft steht er noch fast wie ein Jünggeselle gegenüber, dessen ästhetisches Empfinden davor zurückweicht. Das Familiengefühl des Mannes tritt später ein, aber eintreten wird es gewiß, und zu Irrtümern muß es führen, wenn diese Entwicklung mit dem Spottwort „Philister" abgethan wird. Die Deutung dieses Wortes durch die Ehegegner ist naturgemäß eine völlig irrige; mehr oder weniger ist jeder diesem „Philisterium" verfallen, darin besteht eben die natürliche, reifende Entwicklung, und sie gewaltsam hemmen, muß Katastrophen verursachen. Zolas „Fruchtbarkeit" dürfte auf die Entstehung dieses Buches von entscheidendem Einfluß gewesen sein; aus beiden Werken weht der gleiche „Familienduft" und dieselbe ehrfürchtige Hochachtung vor der Mission der Frau als Mutter, dasselbe Streben nach harmonischer Ausbildung auf natürlicher Grundlage. Auch an der freien Ausdrucksweise des Franzosen hat Perfall sichtlich viel gelernt. Im Aufbau und in der Staffage bleibt Perfall immer derselbe geschickte, denkende und geschmackvolle Künstler. Die Gegensätze der beiden Schwestern sind vortrefflich herausgearbeitet, einzelne Figuren, wie die der wohlthätigen, verwachsenen Komtesse, außerordentlich ge-

Digitized by Google

winnend, die Episoden an für die Handlung toten Stellen richtig eingeschoben; auch Perfalls ältestes Problem: Adel und Bürgertum, begegnet uns hier wieder als Motiv zur Charakterisierung. Leider bleibt Perfall auch immer derselbe Stilist, immer der gleiche glatte Fluß, kein Versuch persönlicher Charakterisierung durch die Rede, nichts Kerniges, Schlagendes, aus der Situation unvoneinanderstehlich Geborenes, ewig cuivre poli! Auch bei diesem neuen Werk muß man sich über das einförmige Aeußere hinwegsetzen, um zu dem großen und schönen Kerne durchzudringen. Das aber verlohnt wahrlich der Mühe!

Im Spiegel.

Autobiographische Skizzen.

VIII.

Karl von Perfall.

(Nachdruck verboten.)

Ich bin am 24. März 1851 zu Landsberg am Lech geboren. Dieses altertümliche bayerische Amtsstädtchen befindet sich gerade an der Grenzscheide des bajuvarischen und alemannischen Volksstammes, und zwar auf bayerischer Seite. Meine Familienabstammung aber weist auf die Inngegend, von wo die Perfalls Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach ihrem heutigen, in nächster Nähe Landsbergs gelegenen Familiensitze Greifenberg am Ammersee kamen. Dort brachte ich die Kindheit und später alle meine Schulferien zu. Die untersten Gymnasialklassen besuchte ich in der alten Reichsstadt Regensburg, und hier war es ein Hauslehrer, ein katholischer Priester, der viele Jahre später zum Altkatholizismus übertrat, der einen mächtigen Einfluß auf mich ausübte, ja, ich möchte sagen, mein ganzes Leben bestimmte. Ich war ein schwächlicher Knabe und infolgedessen zu den gewöhnlichen Zeitvertreiben der Jugend weder geeignet noch geneigt. Er führte mich spielend auf Spaziergängen, in Planderstunden in die Geschichte kirchlicher Kunst ein und legte damit den Grund zu allen meinen späteren künstlerischen Neigungen. Andererseits hielt er mich freilich auch streng katholisch. So kam es, daß ich bis zu meinem sechzehnten Lebensjahre als Ziel meines Ehrgeizes den Traum pflegte, einmal Bischof zu werden. Der wackere Mann war längst nicht mehr an meiner Seite, als ich für die höheren Gymnasialklassen nach München kam. Nun wurde der Bischof bald zurückgedrängt, und litterarische Neigungen bekamen die Oberhand. Ich war ein Bücherwurm erster Ordnung, aus dem sich nun der Theaterenthusiast um so mehr entwickelte, als die verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem bekannten Generalintendanten mich in den nächsten Verkehr mit den Theaterkreisen brachten. Der Umgang mit Malern war für den Universitätsstudenten in München sehr naheliegend, und nicht minder erklärt es sich aus meinen Familienverhältnissen, daß ich mit höfischen Vorgängen und Sitten bald Bescheid wußte. Ich war kein unfleißiger Student und interessierte mich für alle möglichen Wissenszweige eigentlich mehr als für die Rechtsweisheit, zu der mich der väterliche Wille hingelenkt hatte.

Während meiner Studienzeit begann die Schriftstellerei. In der belletristischen Beilage der „Augsburger Abendzeitung" erschien im Herbst 1872 mein erstes Opus, eine kleine Theaternovelle, unter dem Pseudonym „Theodor von der Ammer". Dann schrieb ich ästhetische Artikel in mehr oder minder verborgenen Zeitschriften, bis ich endlich in Paynes „Salon" die Novellistik mit einem „Wintermärchen" wieder aufnahm. Aus dem Studenten war indessen der Rechtspraktikant oder Referendar geworden, der für die „Didaskalien", das Beiblatt des „Frankfurter Journals", „Münchener Bilderbogen" schrieb. Der Bureaudienst, der den hochgemuten Kunstenthusiasten und Schriftsteller zum Schreiber erniedrigte, wurde mir so entsetzlich, daß ich nach abgelegtem Staatsexamen sogar aus München floh. Auf Herumzügen in Dresden, Wien, Genf und Paris — wo ich eine junge Landsmännin freite — trieb ich meine Schriftstellerei weiter, ohne litterarische Verbindungen, so unpraktisch als nur möglich und daher auch mit sehr zweifelhaftem Erfolge. Nach Deutschland zurückgekehrt, wollte ich mich nur vorübergehend in Düsseldorf aufhalten, und ein reiner Zufall war es, daß ich dazu kam, die Redaktion der „Düsseldorfer Zeitung" zu übernehmen und infolgedessen sechs Jahre, an die ich trotz mancher Kämpfe gerne zurückdenke, dort zu verbringen, bis ich 1886 an die „Kölnische Zeitung" berufen wurde. Während meines düsseldorfer Aufenthaltes erschienen die ersten Romane unter meinem wirklichen Namen und zwar zuerst der münchner Studentenroman „Borneyme Geister". Daß ich auch Theaterstücke schrieb, ist selbstverständlich. Ein Schauspiel, „Wanda", wurde in Düsseldorf, mehrere Jahre später ein anderes, „Die Brüder", an unserem Hoftheater aufgeführt, zwei andere Schauspiele liegen noch im Manuskript in meiner Schreibtischschublade. Schade um die Zeit, die damit verloren wurde! Eins aber habe ich nie gethan — eine Gedichtsammlung herausgegeben. Es dürften noch in der Welt mir abgerungene Gelegenheitsverse existieren in Stammbüchern und auf Fächern, aber mehr Sünden dieser Art habe ich nicht auf dem Gewissen.

Köln. *Karl v. Perfall.*

Italienische Belletristik.

Von **Reinhold Schoener** (Rom).

(Nachdruck verboten.)

Es versteht sich beinahe von selbst, daß Antonio Fogazzaro, mit dem wir unsere Uebersicht eröffnen wollen, auch in seinem neusten Roman „Piccolo mondo moderno" (Mailand, Höpli, 1901) sich als der geist- und verständnisvolle Charakterzeichner, der scharfe Beobachter, der Meister der Milieuschilderung bewährt hat, als der er aus „Malombra", „Daniele Cortis", „Il mistero del poeta" und „Piccolo mondo antico" bekannt ist. Ebenso begreiflich ist es, daß die italienische Kritik sich schon während der Veröffentlichung des Romans in der „Nuova Antologia" eingehend mit ihm und mit den ästhetischen, moralischen und sozialen Fragen beschäftigt hat, die bereits durch den Roman „Piccolo mondo antico" (vgl. die Besprechung in LE I, 422) angeregt waren. Wie schon der Titel erkennen läßt, findet der letztere in dem uns vorliegenden Roman

Digitized by Google

seine Fortsetzung. Der Held ist Piero Maironi, der Sohn Francos und Luisas, der von der Urgroßmutter den reichen Besitz — über dessen Rechtmäßigkeit Zweifel obwalten —, von den Eltern die widerstreitenden Geistes- und Gefühlsrichtungen geerbt hat. Die frommen, mystischen Neigungen des begeisterungsfähigen, aber willensschwachen Vaters, der im Jahre 1859 — vor der Geburt Maironis — im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes gefallen ist, werden in ihm auferweckt und entwickelt durch die streng religiöse Erziehung, die er im Hause der hochadligen, bigotten, im Vermögen herabgekommenen Verwandten empfängt. Das Erwachen der Sinnlichkeit verursacht dem Jüngling, der nach Reinheit und Heiligkeit ringt, eine Fülle von inneren Qualen. Auch die Ehe mit der Tochter des Marchese Seremin, seines Vormundes, bringt ihm den ersehnten Frieden nicht. Eine unheilbare Gemütskrankheit der jungen Frau macht die Trennung nötig und wirft ihn wieder in die Seelenkämpfe zurück. Sie werden umso quälender, als die Begegnung mit einer von ihrem Gatten getrennt lebenden hochsinnigen, empfänglichen, ihm mit Leidenschaft entgegenkommenden Frau die Thatkraft, die Liebe zum Leben, das Bedürfnis nach Selbstbestimmung, nach Freiheit und Höhenluft, das Erbe seiner Mutter, in ihm weckt. Der Roman ist die Geschichte dieser inneren Kämpfe. Der Glaube trägt den Sieg davon; oder vielmehr: Pietro flüchtet vor der Liebe zu Jeanne Dessalles, als diese ihn zu überwältigen droht — nicht ohne zweimaliges, beinahe fatalistisches Eingreifen der kranken Gattin, von deren Totenbette im Irrenhause er in die weite Welt geht, um nicht wieder gesehen zu werden. Wird er sich für immer in einem Kloster begraben, wie es oft seine Sehnsucht gewesen? Wird er, im Innern ausgeöhnt, noch einmal ins Leben treten? Steht doch noch eine Vereinigung mit der Geliebten bevor? Der Autor läßt uns darüber im Ungewissen. Der Schluß des Romans als solcher ist also unbefriedigend. Aber welche Feinheit der psychologischen Analyse, welcher Reichtum an Gedanken, welche Fülle von Gestalten und Bildern im Rahmen dieser Seelen- und Liebesgeschichte! Wenn den Hauptpersonen eine gewisse Unbestimmtheit anhaftet, so sind die zahlreichen Nebenfiguren aus der Nobilität, den bürgerlichen und niederen Kreisen der venetianischen Mittelstadt mit ihrer Lebensweise, ihren Sitten, Anschauungen, Interessen, Leidenschaften, Ränken, Lastern, Schwächen, Lächerlichkeiten mit einer Lebenswahrheit, einer Kunst und einem Humor dargestellt, die uns die Unzeitgemäßheit des Problems erst spät zum Bewußtsein kommen lassen. Unzeitgemäß ist sicher der reiche und begabte Sproß eines Adelsgeschlechtes, der, 1860 geboren, in der Gesellschaft und im municipalen und politischen Leben des neuen Italiens eine Rolle spielend, sich nach der Mönchskutte sehnt, seine Besitzungen zu einem kommunistischen Experimente bestimmt und den Blicken der Seinigen entschwindet, weil er durch eine Vision sich zu einer geistlichen That auserseh en glaubt. Aber die magische Kunst Fogazzaros hat selbst das Unmoderne im „Piccolo mondo moderno" zu einer Quelle geistigen Genusses gemacht.

Gute Romane von Gelehrten sind in Italien noch seltener als in Deutschland. Der Litterarhistoriker, Kritiker und Dichter Arturo Graf, einer der besten Prosaschriftsteller Italiens, hat uns jetzt mit einem erzählenden Werke beschenkt, das zweifellos seinen Namen auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt machen wird. „Il riscatto" („Die Erlösung") ist die in der Form des Selbstbekenntnisses geschriebene Geschichte eines vornehmen, geistig hochstehenden Mannes, dessen Innenleben unter dem Banne einer tragischen erblichen Belastung steht. Aurelio Ronieri wächst, von ausgesuchter Sorgfalt und Liebe umgeben, in einem reichen adligen Hause auf, bis er durch einen Zufall entdeckt, daß er nicht der Sohn derjenigen ist, die er seine Eltern nennt. Sie haben ihm seine Herkunft verborgen, um ihn, dem letzten Wunsche seines Vaters entsprechend, womöglich vor dem forterbenden Verhängnisse zu schützen, das viele seiner Ahnen, so auch seinen Vater, zum unerklärlichen Lebensüberdrusse und zum Selbstmorde getrieben hat. Mit der Entdeckung des Geheimnisses beginnt in ihm der Kampf der Vernunft und der Liebe zum Leben, das ihm alle Freuden bietet, mit den inneren Gewalten, die ihn dem Abgrunde zuführen wollen. Auf dem Hintergrunde spannender äußerer Erlebnisse wird der allmähliche Sieg dieser Gewalten, die augenscheinlich dem psychopathologischen Gebiete angehören, ohne die geistige Klarheit ihres Opfers je trüben zu können, mit großer Kunst geschildert. Das Schicksal Aurelios wird nur tragischer durch die volle Bewußtheit, mit der er das notwendige Ende seiner Widerstandskraft herannahen sieht. Ehe es soweit kommt, begegnet er einer Frau, die trotz seiner — wie er glaubt, durch Ehre und Pflicht gebotenen — Gegenwehr es auf sich nimmt, mit jenen Gewalten den Kampf um den Geliebten und Liebenden zu bestehen. Am Schlusse des Buches steht ein sonniges Idyll. Wird es Dauer haben, oder wird die alte Schwermut wieder die Oberhand gewinnen? Diese Frage darf mit Recht gestellt werden. Keinesfalls aber verdient Graf den Vorwurf einiger Kritiker, daß seine Lösung den Vererbungstheorieen widerstreite. Etwas mehr Berechtigung möchte der Vorwurf haben, daß der Stil der Erzählung allzu gemessen, abgeklärt und gleichförmig sei. Doch läßt sich erwidern, daß die Abwesenheit des Wechsels und der Bewegtheit in der Redeweise, verbunden mit der gleichmäßig formvollendeten Sprache, der vornehmen Würde des Redenden vortrefflich entspricht und etwas vom Hauche des unabwendbaren Schicksals über die Erzählung verbreitet, die in ihrer genialen Durchdringung von Wissenschaftlichkeit und Romantizismus in der erzählenden Litteratur Italiens nicht ihresgleichen hat.

Von einer realen, aber nicht minder geheimnisvollen Welt zieht Matilde Serao in ihrem Roman „Suor Giovanna dalla Croce" (Mailand, Treves, 1901) den Schleier weg. Die Schwester Johanna vom heiligen Kreuz hat gehofft, gleich den übrigen bejahrten Nonnen ihre Tage im Kloster der „Lebendig Begrabenen" in Neapel zu beschließen, ohne wieder mit der gefürchteten und vergessenen Welt in Berührung zu kommen, aus der sie sich vor Jahrzehnten als Luisa Bevilacqua, die betrogene Verlobte Silvio Fanellis, zurückgezogen hat. Die Aufhebung der Klöster durch die neue Regierung stößt die weltfremd gewordenen, hilflosen Bräute Christi wieder aus dem Klosterfrieden hinaus. Johanna, die bei ihrer Schwester, der Witwe Silvio Fanellis, eine Zuflucht findet, wird von dieser mitleidlos verstoßen, als die gehoffte Rückerstattung eines Kapitals an die Nonnen unterbleibt. Auf

Digitized by Google

eine geringe Regierungspension angewiesen, die immer mehr beschnitten wird, sinkt die Wehrlose von einer Stufe der Entbehrungen, der Demütigungen und des Elends auf die andere, bis sie die Hand nach Almosen ausstrecken muß. Matilde Serao läßt die erschütternden Thatsachen für sich reden; sie mischt keine eigene Betrachtung ein und erzielt damit eine außerordentliche Wirkung. Niemand wird diese Leidensgeschichte ohne Bewegung lesen, und jeder italienische Leser wird von Scham darüber ergriffen werden, daß im Namen des Staates und des Gesetzes solche Leiden über Unschuldige und Hilflose verhängt werden können. Manchen werden die meisterhaften neapeier Sittenschilderungen mehr interessieren, als die Gestalt und die Erlebnisse der vertriebenen Klosterschwester. Wo sie unbillig vorzuwiegen und die Gestalt der Heldin in den Hintergrund zu drängen scheinen, rechtfertigt sich dies durch die künstlerische Absicht, die Letztere immer mehr als willenlosen Spielball der sie vernichtenden sozialen Ordnungen und äußeren Zustände erscheinen zu lassen. Allerdings fehlt es dem Roman ganz an dramatischer Verwicklung; aber die Schilderungen der modernen neapeler Zustände sind so dramatisch, daß man jenes Mangels kaum gewahr wird.

Nicht nur eine Person, sondern eine ganze Klasse, die unter der Geißel der modernen Gesellschaftszustände seufzt, wird uns in dem sozialen Roman „Folla“ („Die Masse“) von Paolo Valera (Mailand, 1901) vorgeführt. Die italienische Kritik bezeichnet seinen Stil als vandalisch, aber sie erkennt ihm große Originalität, hohen sittlichen Ernst, scharfe Beobachtung und ungewöhnliche Darstellungskraft zu. Seine Helden sind die Bewohner einer der abschreckenden riesigen mailändischen Mietskasernen für kleine Leute. Wir schauen in die Wohnungshöhlen, in denen sie, durch harte Arbeit und Entbehrungen aufgerieben, in Unwissenheit und Laster versunken, der Verzweiflung oder der Empörung in die Arme getrieben, von menschlichem Reiz ebensowenig wie von menschlichem Empfinden und Menschenwürde übrig behalten. Die große Begabung des Verfassers und die Herrschaft über seinen Stoff zeigt sich darin, daß diese Masse nicht wie ein mechanisches Konglomerat aus Einzelwesen erscheint, sondern wie ein mastodontisches Wesen mit gewaltigen, aber gefesselten und falsch geleiteten Kräften, fähig, ebenso bei einsichtiger wohlwollender Leitung Gewaltiges zu schaffen wie bei verkehrter Behandlung unerhörtes Unheil anzurichten.

Unter dem Pseudonym Donna Paola veröffentlicht Paola Baronchelli-Grosson (bei Aliprandi in Mailand, 1901) „Le confessioni di una figlia del secolo (Epistolario di una morta)“. Diesen Titel hat sie dem Buche gegeben, weil darin, wie sie sagt, „die Seele einer Frau unserer Zeit bloßgelegt ist, wie vor dem Throne Gottes“. Vor den Augen der Menschen, wenigstens der feinfühligen und die Reinlichkeit liebenden, wird nicht alles Gnade finden, was in den äußerst offenherzigen Bekenntnissen ans Licht gezogen wird. Die Aufzeichnungen der Offenherzigen, die nicht ohne Verstand und Bildung, aber vor allem sinnlich und genußsüchtig gewesen ist, machen den Eindruck, als verdankten sie nicht lediglich der Phantasie der Schriftstellerin ihre Entstehung. Sie haben die Form von Briefen, die von Viviana, der „Tochter des Jahrhunderts“, zwischen ihrem 16. und 40. Jahre an verschiedene ihr nahe, teilweise sehr nahe getretene Persönlichkeiten geschrieben wurden. Einige Stichproben werden genügen, um die flott geschriebenen Seelenschilderungen zu kennzeichnen. Im ersten der Briefe, der an die jüngere Freundin gerichtet ist, schildert Viviana das Erwachen ihrer Sinnlichkeit in der klösterlichen Erziehungsanstalt, in der sie sich mit jener befand. Sie wirft ihr vor, ihr ein dekolletiertes Bildnis geschenkt zu haben, durch das sie sehr aufgeregt worden sei, und spricht von der nächtlichen Unruhe, mit der sie „ein Kissen an sich gepreßt habe, um einem unbegreiflich heißen Drange genugzuthun“. Mit 24 Jahren lernt sie einen Stiefbruder kennen und wird von einer Zuneigung zu ihm ergriffen, die um ein Haar über die Grenzen der geschwisterlichen Liebe hinausgeht. Mit 29 Jahren heiratet sie, um einer unsicheren Zukunft auszuweichen, einen reichen Mann. Später schreibt sie ihm in einem bitteren Rückblick auf die Ehe: „Vom ersten Tage, an dem ich Dir angehörte, habe ich Dich gehaßt.“ Sie hat dann mehrere Liebhaber gehabt und klagt einem würdigen Geistlichen, daß der Mangel des Glaubens und der Mutterfreuden an ihrem Unglück schuld sei. Als sie endlich ihrem Ideal begegnet, „einem gesunden und normalen Manne von Gewissenhaftigkeit und Kraft, nicht einer ausgestopften Puppe“, findet sie, daß ihre Jugend dahin, „von dem vergeudeten Leben nur armselige Fetzen übrig sind“, und — sie macht ihrem gequälten Leben ein Ende. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Psychologie der weiblichen Seele.

Der Raum gestattet nicht, alle bemerkenswerten Neuerscheinungen auf den Gebieten der Novelle, der Lyrik und des Dramas eingehend zu würdigen, die in unseren „Italienischen Briefen“ jeweils verzeichnet werden. Wir greifen nur die von Ferdinando Russo (bei L. Pierro in Neapel, 1901) veröffentlichten „Scene della mala vita“ heraus als ein Beispiel der Energie und Aufopferung, mit der sich die begabtesten süditalienischen Schriftsteller auf das Studium einer trostlosen Welt des Elends, des Verbrechens, der abschreckenden Entartung werfen, wie sie die neapolitanische Camorra und die sizilische Mafia darstellen. Die drei in dem Bande vereinigten Novellen sind gleich fürchterlich, so daß man sich fragt, ob denn wirklich unter diesen verkümmerten und giftigen Pflanzen nie eine tröstende Blume sich entfalten könne. In „La confessione“ weht von Anfang bis zu Ende ein eiskalter Hauch, der wie aus Gräbern aufsteigt; Schädel und Totengebeine schimmern im Mondschein. Wenn ein Raufbold, wie Gaetano Ranucci in „Lo spadaccino“, eine großmütige Aber hat und Wehrlose schützt, so wird er meuchlings hingemordet. Man kommt aus der Gesellschaft der Messerhelden, der Dirnen, der Meuchelmörder und Gauner, der ruchlosen Alten und der verdorbenen Jugend, aus den Lasterhöhlen und Hospitalsälen nicht heraus. Durch Nachahmer, denen nicht die Gestaltungskunst Russos zu Gebote steht, könnte diese Richtung leicht zu einer Gefahr für den Geschmack und das sittliche Gefühl werden.

Unter den zahllosen lyrischen Erzeugnissen der letzten Zeit nehmen die Lieder der venetianischen Edeldame Vittoria Aganoor eine ganz hervorragende Stelle ein. Enrico Nencioni urteilte über sie: „Leidenschaft und Kraft zeichnen die Verse der venetianischen Dichterin aus. Sie besitzt den Geist

Digitized by Google

eines Mannes und das Herz einer Frau. Manche Strophen ihrer historischen Gesänge haben Töne von ganz ausnehmender Energie, während in manchen lyrischen Gedichten die Saite der Leidenschaft so schrill, schmerzhaft und laut tönt, daß wir daran augenblicklich das Weib erkennen." Vittoria Aganoor ist wie Fogazzaro eine Schülerin und Verehrerin Giacomo Zanellas, und sie stimmt mit dem vicentinischen Romantiker in der Richtung ihrer Kunst auf das Hohe, Edle und Sittliche merkwürdig überein. Ein konservatives und aristokratisches Element, begleitet von tiefreligiösem Empfinden, aber ohne Engherzigkeit und Scheu vor kühnen Fortschritten und Reformen, findet sich bei beiden. Aber die Dichterin hat ein ungleich heißeres Herz und schwingt sich bei allem Adel der Sprache zu weit freieren und leidenschaftlicheren Gefühlsergüssen auf. In ihrem ganzen Werke und Vermögen lernt man sie in der im vorigen Jahre (bei Treves in Mailand) erschienenen Sammlung ihrer Liebeslieder kennen, die nach dem ersten der drei Abschnitte „Leggenda eterna" benannt sind. Mit Zartheit, aber ohne Ziererei führt sie uns in den Roman ihrer Jugend, eine schmerzvolle Herzensgeschichte, ein, in der Enttäuschung und Tod die Aufgabe der Knotenlösung übernommen haben. — Eins der in seiner feierlichen Einfachheit ergreifendsten Gedichte der Sammlung, das auffälligerweise nicht in den ersten Abschnitt aufgenommen ist und gerade dadurch den Leser auffordert, in ihm eine Erklärung für das Lebenslos der hochherzigen Sängerin zu finden, ist „Rinuncia" (Entsagung) benannt. Es erzählt im Legendenton von einer Dame, an deren Thor ein Ritter erscheint, um ihr dringend und immer dringender mit Hinweis auf ihre entschwindende Jugend zur Flucht mit ihm zu raten. „Ich bin die Liebe!" ruft er, und sie antwortet: „Ich bin allein mit meiner alten Mutter." — Die beiden anderen Abschnitte sind „Intermezzo" und „Risveglio" betitelt. In ihnen tritt die Dichterin, da sie keine Herzensgeheimnisse mehr zu ehren hat, uns freier und unumwundener entgegen. Wir erkennen eine nach allem Höchsten strebende, allem Schönen und Edeln offene Seele, sei es, daß sie den tausend Regungen des geheimnisvollen Naturlebens lauscht, sei es, daß sie ihre Leier für die Wiedergabe der Kindheitserinnerungen, die Verherrlichung der Familie und der Freundschaft, die Verklärung intimer Fragen und Schmerzen oder den rauschenden Ausdruck patriotischer Begeisterung stimmt. Eine starke und edle Persönlichkeit spricht sich in dem Buche aus, dem eine weite Verbreitung zu wünschen ist.

Unter den neuen dramatischen Erzeugnissen hat lebhaften Beifall und Widerspruch E. A. Buttis vieraktiges Drama „Lucifero" (Mailand, Treves, 1901) gefunden. Es ist der zweite Teil einer Trilogie „Gli Atei" („Die Atheisten") und hat den Gegensatz einer wissenschaftlich-materialistischen und einer frommgläubigen Weltanschauung zum Hintergrunde. Ein gelehrter, charaktervoller Freigeist, der Professor Alessandro Alberini, der aus Ueberzeugung dem Priesterstande den Rücken gekehrt und ruhig die daraus sich ergebende Isolierung und Bevormundung auf sich genommen hat, erzieht seine Kinder rein rationalistisch. Sein Sohn Guido, der die Philologenlaufbahn einschlägt, ist nicht getauft. Ein Jugendfreund und Mitschüler Alberinis, der strenggläubige Professor Senardi, hat eine in seinen Anschauungen aufgewachsene Tochter. Die beiden jungen Leute lieben sich; sie sind für einander geschaffen und verstehen sich fast in allem. Nur über die höchsten Fragen haben sie diametral entgegengesetzte Ansichten, wie auch die Väter vergebens einen Boden des Verständnisses suchen. Senardi will nicht in die Heirat willigen, und er sagt sich von der geliebten Tochter los, als diese sich trotzdem vermählt und dem Gatten in eine Gymnasialstadt der Provinz folgt. Mathilde ist ein schlichtes, liebebedürftiges, hingebendes Weib; aber an ihrem Glücke nagt der Kummer darüber, daß ihrer Ehe der Segen des Vaters und der Kirche fehlt, daß ihr Mann der ewigen Güter beraubt ist. Nach wenigen Monaten verfällt sie in eine tötliche Krankheit. Dem drohenden Verluste gegenüber hält Guidos weltliche Vernunft nicht Stand. Verzweifelnd sucht er nach Halt und Hoffnung, und während der Tod in sein Haus seinen Einzug hält, fragt er seinen Vater vorwurfsvoll, warum er ihn von der einzigen Quelle sicheren Trostes ferngehalten. Vergebens sucht Alberini, dem auch eine Tochter auf Abwege geraten ist, seinen Unglauben zu begründen und zu verteidigen. Sein Sohn ist jetzt davon überzeugt, daß nur im Glauben Heil sei, und der letzte Akt schließt mit der wehmütigen Frage des Alten: „Wer weiß es?" Der Dichter deutet durch diesen Schluß an, daß er selber nicht, wie man an ihm leidenschaftlich getadelt und gerühmt hat, als Advokat für oder wider auftreten wollte. Wir haben kein Thesen- oder Tendenzdrama, sondern sozusagen ein logisch-naturwissenschaftliches Stück vor uns. Der Dichter stellt Personen und Anschauungen, wie sie im Leben vorkommen, vor uns hin und läßt ohne Gewaltsamkeit und Kunstgriffe aus den vorhandenen Gegensätzen die dramatischen Ereignisse mit Notwendigkeit hervorgehen. Er hütet sich, Partei zu nehmen. In den knapp und spannend geführten Dialogen verteilt er Wind und Sonne gleichmäßig. Auch die Lösung giebt er stillschweigend nur als eine unter den möglichen, nicht als die vorbestimmte, absolut notwendige, die in allen ähnlichen Fällen zu erwarten wäre. Das Drama hat beim Publikum ungeteilteren Beifall gefunden als bei der durch die vermutete Tendenz irregeführten Kritik. Es verdient ihn wegen des guten Aufbaues, der spannenden Handlung, der trefflichen Charakterzeichnung, des meisterhaften Dialogs und der Freiheit von allem, was Schema, Konventionalismus, Phrase und Tirade genannt werden könnte.

Proben und Stücke.

Dame oder Tiger?

Von **Eduard Aly** (Dresden). *)

(Nachdruck verboten.)

Ich weiß nicht, wo ich die Geschichte gelesen habe. Auch den Namen des Verfassers vermag ich nicht zu nennen. Ich weiß nur, daß sie, wenn ich nicht irre, mit der Frage überschrieben war: Dame oder Tiger?

*) Aus: Geschichten aus Sachsen-Sieben-Indien. Des Wolkenkuckucksheimer Dekamerone zweiter Teil. Von Eduard Aly. Berlin W., F. Fontane & Co. 197 S. M. 3,— (4,50).

Digitized by Google

An den barbarischen Hof eines orientalischen Gewaltherrschers, über die Anfänge der Geschichte hinaus, hatte der Verfasser den Schauplatz der Ereignisse verlegt. Den einleitenden Worten hatte er die nachdrückliche Mahnung beigegeben, daß der Leser, um den rechten Standpunkt zur Beantwortung der Frage zu gewinnen, sich in die Zeiten zurückzuversetzen habe, da von kruppschen Kanonen und Strafgesetzbüchern, von Friedenskonferenzen und christlicher Nächstenliebe noch nicht die Rede war.

Der liebenswürdige und geistreiche Verfasser — die beiden Eigenschaftswörter genügen nach menschlichem Ermessen, mir sein Wohlwollen zu erwerben, — möge mir um der Sache willen gestatten, ihm schlecht und recht nachzuerzählen, was sich an der Wiege des Menschengeschlechts, da es noch in den Windeln ursprünglicher, sich selbst noch unbewußter Empfindungen lag, viele Jahre vor Christi Geburt eines schönen Tages zugetragen hat.

Mangels eines geordneten Gerichtsverfahrens mit Staatsanwalt und Verteidiger als dem bösen und dem guten Engel zur Linken und zur Rechten des Angeklagten, war es zu jener Zeit und in jenem Lande Sitte und Brauch gewesen, Schuld oder Unschuld des Angeklagten durch eine Art Gottesgericht zu erweisen. Zu diesem Zwecke wurden zwei dicht verbullte Käfige benutzt. In einem der Käfige wurde ein Tiger gehalten. Im anderen mußte wohl oder übel am Tage des Gerichts die schönste Dame des Hofs Platz nehmen.

Der Leser darf aus dieser Thatsache schließen, daß es schon lange vor Christi Geburt Hofdamen gegeben hat, ohne welche der allerursprünglichste Hof schlechterdings undenkbar ist.

War nun jemand eines todeswürdigen Verbrechens verdächtig, so wurde er angesichts des versammelten Volkes vor die schlimme Wahl gestellt, einen der in der Arena aufgestellten Käfige zu bezeichnen, deren Geheimnis keines Menschen Auge oder Ohr zu durchdringen vermochte. Ein solches Schauspiel wird unzweifelhaft die Leute weiblicher vergnügt haben, als uns christliche Kulturmenschen die Vorführung dressierter Störche oder Walrosse. Wählte der Arme den Käfig mit dem Tiger, so war das Verfahren ohne weiteres erledigt. Er wurde als schuldig der Mordlust des Raubtiers überantwortet. Wählte er den Käfig mit der Dame, so galt seine Unschuld als erwiesen. Die Dame wurde aus ihrer Haft befreit und alsbald unter festlichem Gepränge dem fälschlich Angeschuldigten vermählt. Der Leser beachte: Schon damals mußte man in Prozessen einigermaßen Glück haben, um mit heiler Haut als Sieger aus dem Kampfe um das Recht hervorzugehen.

Was nun kommt, ist die alte Geschichte. Ich fasse mich kurz. Personen: Ein Prinz, wie er schöner als in dieser Geschichte nur in weiblichen Romanen vorkommen kann. Zweitens: Ein überweiblich schönes Mädchen, Hofdame von Beruf. Er liebt sie. Sie liebt ihn. Das ereignet sich noch heute alle Tage an den allerchristlichsten Höfen, wenn schöne Prinzen überschönen Hofdamen zu nahe kommen. Gutes kommt dabei nicht heraus. — Dritte und Hauptperson: Die Prinzessin-Tochter. Sie ist nicht übel, aber schon in den Jahren, in welchen Mädchen immer noch schön sind. Auch sie liebt den Prinzen mit dem ihren Jahren und den mehr rot- als blaublütigen Damen des Landes angeborenen südlichen Feuer. Ich merke an: Sie weiß gar wohl, daß das Herz des Prinzen der ihr an Reizen überlegenen Nebenbuhlerin gehört.

Der Prinz gerät bei dem Gewaltherrscher in den Verdacht des Hochverrats. Meines Erachtens und nach modernen Begriffen genügt schon sein kaltsinniges Benehmen gegen die liebenswürdige Prinzessin, — welche Prinzessin wäre unliebenswürdig? — die Anklage auf Hochverrat zu begründen. Er muß sich der bedenklichen Wahl unterziehen, um seine Unschuld zu erweisen. Die verschmähte Sultanstochter erfährt, daß die von dem unklugen Prinzen geliebte Dame ausersehen ist, ihn mit ihrer Hand zu beglücken, wenn er den Käfig wählt, der sie unschließt.

Das Gericht beginnt. Das Volk ist in gespannter Erwartung der Entscheidung in der Arena versammelt. Der Sultan nimmt auf erhöhtem Sitz den Käfigen gegenüber Platz, an seiner Seite seine Tochter, deren dunkle Augen in dem zuckenden Antlitz gefährlich glühen.

Der Angeklagte wird von waffenstarrenden Leibwächtern hereingeführt. Einen verzweifelnden Blick sendet er im Vorbeischreiten zu der Prinzessin hinauf. Sie allein weiß, welcher Käfig den Tiger birgt, welcher die Geliebte. Sie kann ihn retten vor furchtbarem, schmachvollem Tode.

Soweit der unbekannte Verfasser. Er wird mit christlicher Milde entschuldigen, wenn meine auf das Sachliche beschränkte Wiedergabe hinter dem Reiz seiner Erzählung zurückgeblieben ist. —

Wir bewundern die hohen, sturmbewegten Gestalten der dramatischen Dichtung. Wir sehen mit herzlicher Teilnahme und Erhebung, wie leidenschaftliches Begehren sie in Schuld und Verbrechen verstrickt und sie denen unabwendbaren Untergange entgegenführt. Aber die Kunst formt in ihren Werken den rohen, menschlichen Stoff mit bildender Hand. Sie adelt ihre Indenden durch die Größe ihres Wollens, sie dämpft die grellen Farben der Wirklichkeit, sie bedeckt die menschliche Blöße mit weichen, fließenden Gewändern. Wo sie einmal in überschäumender Kraft das schöne Maß verliert, sehen wir mit Grausen die Raubtiernatur des Menschen in unverhüllter Nacktheit zu Tage treten. Penthesilea zerfleischt mit ihrer Meute um die Wette den geliebten Leib des von ihr getöteten Peliden mit den Zähnen.

Vor den brennenden Augen der Sultanstochter steht nur ein Bild, das Bild der glücklichen Nebenbuhlerin, die ihre Arme um den Nacken des vom Tode geretteten Geliebten schlingt. Wie auch die Entscheidung fallen möge, sie wird ihn nicht besitzen. —

Armer Prinz aus dem Morgenlande! Rechnest du auf einen Thränensturm aus diesen fieberhaft glühenden Augen? Rechnest du darauf, daß diese vor Erregung zitternden Hände sich fromm über der still atmenden Brust falten werden? Rechnest du darauf, daß in diesem heftig auf- und niederwogenden Busen sich ein mitleidiges Sentimentchen regen wird? Glaubst du, daß diese hohe, kräftige Gestalt, das stolz erhobene Haupt, die kühn geschwungene Nase, das starke Kinn, der Mund mit den vollen, fest aufeinander gepreßten Lippen, — glaubst du, daß diese Züge, deren scharf gezeichnete Linien dem vertrauten Spiegel das Geheimnis schwindender Jugend verraten, von Schwäche wissen, von wehmütigem Entsagen?

Armer Prinz! Du bist einige tausend Jahre zu früh geboren. Du mußt dich von der Prinzessin-Tochter ehrlich hassen lassen, wenn du sie nicht ehrlich lieben magst. Ach, nach einigen tausend Jahren werden die Leute viel besser daran sein, als du, ganz abgesehen vom Reichsgericht und von Verteidigern, die dich ohne Zweifel mit Hilfe eines Revisionsgrundes aus deiner peinlichen Lage befreit haben würden. Sie werden statt der zwei großen und starken Empfindungen des Menschenherzens deren tausend haben und einige mehr und all den festbaren Mischungen sauber destillierter Gefühle nicht mehr wissen, wie es Eurereinem zu Mute war, den Käfig mit dem Tiger vor Augen und ein verschmähtes Weib im Rücken. —

Soll sie den Geliebten retten und die Nebenbuhlerin töten? Selbst wenn es noch Zeit wäre! Nein. Die Rache wäre erbärmlich. Die Tochter eines Sultans um neunzehnhundert vor Christus fühlt anders, als eine pariser Grisette um neunzehnhundert nach Christus. Er würde leben, er würde eine andere finden! Er würde leben, er, der . . . Oh! Sie denkt der brennenden Schmach, da er ihr den Rücken kehrte! —

Die Prinzessin hat gewinkt. Fast unmerklich hat sie den goldgeschmückten Arm nach rechts bewegt. Der verzweifelt spähende Blick des Prinzen hat die Bewegung

Digitized by Google

gierig aufgefangen. Mit sicheren Schritten geht er auf den Käfig rechter Hand zu. — Die weite Runde erfüllt atemloses Schweigen. —

Armer Prinz! Wäre ich an deiner Stelle gewesen, ich hätte den Käfig linker Hand gewählt, den, welchen der goldgeschmückte Arm nicht bezeichnet hatte.

Besprechungen

Das deutsche Jahrhundert.

Das deutsche Jahrhundert in Einzelschriften versch. Verfasser, herausg. v. George Stockhausen. I. Bd. VIII u. 797 S. gr. 8°. Berlin, F. Schneider & Co. 16 v. 30 Liefrgn. zu 50 Pfg.

Der Jahrhundertwechsel hat neben kleineren Unternehmungen drei Sammelwerke hervorgerufen, die alle den Zweck verfolgen, den Kulturinhalt des abgelaufenen Jahrhunderts zusammenfassend darzustellen. Im größten Stile hat diese Aufgabe der Verlag von Georg Bondi in Berlin mit der von Paul Schlenther geleiteten Sammlung „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung“ begonnen, von deren elf vielhundertseitigen Bänden fünf — darunter die Litteraturgeschichte von Richard M. Meyer — jetzt vorliegen. Im Wettbewerb mit diesen schweren Panzerfregatten hat der Verlag von Siegfried Cronbach eine ganze Flottille von kleinen Kuttern vom Stapel laufen lassen: das Sammelwerk „Am Ende des Jahrhunderts“, eine Rückschau auf hundert Jahre geistiger Entwicklung, die auf etwa dreißig Bände von je 10—12 Bogen berechnet und zum größeren Teile schon erschienen ist. Diese Sammlung, an der 17 Mitarbeiter beteiligt sind, ist populärer dem Inhalt, handlicher der Form, wohlfeiler dem Preise nach (der Band kostet 2,50 Mark), entbehrt jedoch des einheitlichen Charakters insofern, als die Arbeiten ihr Thema teils nur für Deutschland, teils für die ganze Kulturwelt behandeln, teils vom rein historischen, teils vom entwicklungsgeschichtlichen oder — wie z. B. die vierbändige Litteraturgeschichte von St. Lublinski — vom soziologischen Gesichtspunkt abgefaßt, auch im Umfang etwas willkürlich verschieden gehalten sind. In gedrängtester Form, in der Stärke von nur zwei Bänden, hat das dritte dieser Ueberschriftswerke seinen Stoff verarbeitet: es nennt sich „Das deutsche Jahrhundert“ und besteht in einer Vereinigung von 12 Einzeldarstellungen, deren jede ein fest umrissenes Gebiet umfaßt. Von seinen dreißig Lieferungen liegt bisher die erste Hälfte und damit der erste Band abgeschlossen vor, der die Abteilungen Litteratur, Musik, Kunst, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, politische Geschichte und Philosophie enthält; der zweite Band wird Einzelschriften über Physik, Chemie, Biologie, Hygiene, Kriegskunst und Marine bringen. Den Namen „Das deutsche Jahrhundert“ hat der Herausgeber, wie er in einem kurzen Vorwort begründend ausführt, dem Werke gegeben, weil das 19. Jahrhundert den Deutschen wenigstens auf geistigem Gebiete die Weltherrschaft gebracht habe und deshalb den Beinamen „das deutsche“ wohl verdiene. Dem umfassenden Namen hätte aber auch ein umfassenderes Programm entsprechen müssen. Konnte die Religionsgeschichte ebenfalls fehlen, weil manche ihrer wesentlichen Punkte in der Darstellung der deutschen Philosophie schon eingeschlossen sind, so hätte doch die Kulturgeschichte und vor allem die Technik, diese stolze Blüte deutscher Intelligenz, ebenfalls behandelt werden müssen. Nicht minder bleibt es unklar, weshalb die Medizin ausgeschlossen und nur ihr freilich wichtigstes Teilgebiet, die Hygiene, herangezogen worden ist. Dafür hätte man recht wohl die noch sehr junge Geschichte der deutschen Kriegsmarine (von Kapt.-Lt. Schäfer) in die Geschichte der Kriegskunst überhaupt (von Karl Bleibtreu) mit einweisen können. Diese ansechtbare Disposition fällt dem Herausgeber zur Last, dessen Namen die der Mitarbeiter auf dem Titelblatt in doppelt fetter Schrift überstrahlt, obwohl er selbst außer dem Arrangement nichts als die drei Vorwortseiten zu dem Werke beigesteuert hat.

Trotzdem es nicht so allseitig und dem geringeren Umfang entsprechend natürlich auch weit weniger gründlich ist, als die beiden anderen Sammelwerke, scheint mir dieses den praktischen Zweck einer Jahrhundertübersicht für den Gebrauch der Allgemeinheit am besten zu erfüllen; denn die anderen stellen in ihrer Gesamtheit an die Zeit und auch an den Geldbeutel des Einzelnen allzu hohe Ansprüche, als daß viele sich aus ihnen über den ganzen Entwicklungsgang des Jahrhunderts unterrichten könnten. Ihr Wert liegt in den einzelnen Werken, aus denen sich ihre Bandreihen zusammensetzen; der des „deutschen Jahrhunderts“ liegt gerade in der geschlossenen Gesamtheit kurzgefaßter Uebersichten, die dem Leser eine leichte und rasche Bewältigung ermöglicht und es ihm überläßt, sich tiefer dringende Spezialkenntnisse auf diesem oder jenem Gebiet an anderen Stellen zu verschaffen. Die „Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert“, die Carl Busse geschrieben hat, steht an vorderster Stelle; sie ist naturgemäß auch der Teil des Werkes, der hier vor allem gewürdigt sein will*).

Die enge Raumgrenze — 160 Seiten, von denen beiläufig ein Viertel auf die unten beigegebenen biographischen und Litteraturangaben entfällt — verbot es dem Verfasser, auf einzelne Werke einzugehen; durchweg beschränkt er sich auf die Charakteristik der Strömungen und Epochen im ganzen und der Persönlichkeiten, die sie hauptsächlich vertreten. Die Hauptvorzüge in Busses Arbeit sind der ununterbrochene Fluß der Darstellung, die fast immer leicht und ohne Gedankenakrobatik den Uebergang vom einen Gegenstand zum anderen findet, und die erfreuliche Unbefangenheit des Urteils, die sich nichts um Autoritäten, nichts um die Richtstriche und Stempelmarken der zünftigen Litteraturgeschichte kümmert. Mag er sich dabei nach der Ansicht des Einzelnen hier einmal verbauen, dort seinen persönlichen Antipathieen (z. B. der unverdienbaren Abneigung gegen das Oesterreichertum) zu sehr die Zügel schießen lassen, im ganzen kommt ein in Perspektive und Beleuchtung richtiges Bild des letzten Litteraturjahrhunderts heraus. Als der jüngste unter denen, die uns dieses Bild bisher entworfen haben, geht Busse mit manchen kanonisierten Litteraturgrößen unsanfter um, als seine Vorgänger, und das kritische Sieb, mit dem er das bleibend Wertvolle vom vorübergehend Erfolgreichen sondert, hat recht weite Drahtmaschen, durch die z. B. so ziemlich das ganze Junge Deutschland als dichterische Gruppe einfach in den Orkus fällt. Starke Abstriche an ihrem litteraturgeschichtlichen Guthaben müssen sich auch Zacharias Werner, Rückert, Grillparzer („der echte, bequeme, verweichlichte Oesterreicher“), Hamerling gefallen lassen, Bodenstedt wird überhaupt aus der Reihe der Dichter gestrichen („ein Poet für Bonbondevisen“), Heine bei allem Bemühen, ihm gerecht zu werden, doch mehr im Sinne der Denkmalsgegner charakterisiert. Unbekümmert um den heutigen hohen Kurszstand der Hebbel-Verehrung spricht Busse die Ansicht aus, daß dieser in Extremen und Problemen mächtige Dichter doch auch in Zukunft stets abseits vom großen Entwicklungswege des Volkes liegen und der Nation im Innersten fremd bleiben werde, ein Urteil, zu dem heute schon ein gewisser Mut gehört. Am unerklärlichsten in seinem Element ist er, wo er über Lyriker zu sprechen hat; seine Charakteristiken eines Geibel, Mörike oder Storm sind bei aller Knappheit fein und treffend. Daß ihm im übrigen bei einer so ge-

*) Eine Separat-Ausgabe erschien soeben. (Preis M. 3,—)

Digitized by Google

drängten Darstellung mancher Name nicht der Aufzählung wert schien (Mosen, Schwab, Ebers u. a.), ist zu rechtfertigen, unverständlich aber und unverzeihlich das Fehlen Jean Pauls! Ich wüßte nicht, womit sich diese einzige große Lücke des Buches halbwegs vernünftig begründen ließe.

Den ganzen Stoff hat Busse in neun Abschnitte eingeteilt und sich dabei im wesentlichen an die gebräuchlichen Gruppierungen gehalten. Ganz ohne etwas Gewaltsamkeit und „Schablonenmetrie" geht es nun einmal bei dem Aussuchen der einzelnen Kapitelformen nicht ab, das bewiesen auch andere neuere Litteraturgeschichten, aber im ganzen sind hier doch die natürlichen Grenzlinien benutzt und eingehalten worden. Mehr ließe sich gegen die Gewaltsamkeit einiger historischer Parallelen einwenden, für die Busse eine gewisse Vorliebe hat. Die ausgeführte Parallele Faust-Bismarck z. B., deren Sinn es sein soll, daß Bismarck die Erfüllung des „Faust" und das bismarckische Zeitalter von Goethe in der Tragödie zweitem Teil „vorahnend und weisheitsvoll schon gestaltet und beschlossen" gewesen sei, riecht allzu sehr nach hegelschem Kleister. Bedenklicher schon kann man es finden, wenn an anderer Stelle Karl Immermann, Luther, Björnson und Stöcker als kongeniale Naturen in Vergleich gebracht werden, weil sie alle vier massive protestantische Bauerschädel haben, Prediger oder Predigerssöhne und glänzende Redner waren oder sind u. s. w. Busse verwendet anderthalb Seiten darauf, uns mit dieser Quartettbildung zu befreunden, wie er überhaupt gerade bei Immermann mit großer Ausführlichkeit verweilt und ihm allein so viel Raum zuwendet, wie nachher Raabe, Freytag, Keller, Reuter, Ebner-Eschenbach und noch einigen anderen Dichtern zusammen. Solcher Ungleichheit liegt allerdings offenbar nicht das Maß seiner Wertschätzung zugrunde, sondern derartiges, daß er sich in der Raumverteilung beim Schreiben verrechnet hat, ähnlich wie es manchen Professoren mit ihren Semesterlesungen ergeht; so kommt es, daß seine Darstellung in ihrer Mitte erst bis zur Zeit von Goethes Tode gelangt ist und bei der Behandlung der neueren Zeit zunehmend summarischer wird, was naturgemäß auch eine Ungleichheit des Werkes zugunsten der älteren Epoche zur Folge hat. Ganz flüchtig werden die zwei letzten Jahrzehnte mit wenigen Seiten und Namen abgethan, wobei die außerordentliche Geringschätzung des Verfassers für den modernen deutschen Roman sich vielleicht auch aus der Thatsache erklärt, daß eine nähere Beschäftigung mit unserer reichen erzählenden Litteratur sehr viel größere Ansprüche an die Zeit und Liebe des Einzelnen stellt, als die mit Lyrik und Drama. Daß Busse für die Kunst der Prosa nicht übermäßig viel übrig hat, möchte man auch aus seiner eigenen Schreibweise schließen, die mir bisweilen allzu sorglos und schlotzdig erscheint und durch eine Vorliebe für lateinische und griechische Ausdrücke in der Ursprache nicht gerade gehoben wird. Er schreibt frisch, nachdrücklich, temperamentvoll, aber öfters flüchtig und ohne feineres Stilgefühl. „Mit den reichsten und merkwürdigsten Gaben ausgestattet, hat bittere Armut seine Jugend bestimmt", heißt es z. B. von Hebbel; oder es wird von Richard Voß und seinen Werken gesagt, daß „verzehrende Stichflammen blendend darüber flackern, jede andauernde Wirkung unterbindend". Stichflammen flackern gewöhnlich nicht, und „unterbinden" kann eine Flamme schon gar nicht. Und dgl. m. Indessen, was oben an dem ganzen Sammelwerk schon gesagt wurde, daß sein Wert auf seiner Ganzheit beruhe und auf dem überschlichlichen Panorama über die geistige Arbeit des Jahrhunderts, das es entrollt, gilt auch im besonderen von dieser Litteraturgeschichte, die bei mancher Ansechtbarkeit im Einzelnen doch ihre Aufgabe, in großen Zügen und für weite Kreise ein klares, eindrucksvolles Bild der Entwicklung unserer Dichtung von Schiller bis Hauptmann zu entwerfen, mit Glück und Verständnis löst und sich jedenfalls durchweg anregend liest.

Denselben Vorzug besitzen von den übrigen Einzelschriften in besonderem Maße die Kunstgeschichte von Max Osborn und die Musikgeschichte von Leopold Schmidt. Im Gegensatz zu Busse hat Osborn, der namentlich auch den Beziehungen zwischen bildender Kunst und Dichtung überall die verdiente Aufmerksamkeit schenkt, der modernen Epoche den breiteren Raum gegönnt und die ältere Zeit kürzer behandelt, während bei Schmidt das Verhältnis wieder mehr das umgekehrte ist. Bei beiden vermißt man leider eine Einteilung in Kapitel, die gerade dem Laien das historische Verständnis und die Einprägung zu erleichtern vermag. Die verdienstvolle Geschichte der deutschen Philosophie im 19. Jahrhundert, die sich im wesentlichen bei Kant, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche aufhält, rührt von zwei Verfassern her: da der greise Dr. J. Duboc, dem sie ursprünglich übertragen war, die ganze Arbeit nicht in der nötigen Zeitspanne bewältigen konnte, trat ihm als jüngere Kraft Paul Wiegler zur Seite. Aeußerlich tritt es nicht zutage, in welcher Weise diese Arbeitsteilung stattgefunden hat. Eine Rückschau auf „Wirtschaft und Recht im 19. Jahrhundert" von Dr. A. Berthold und ein Abriß der politischen Geschichte Deutschlands im gleichen Zeitraum von Prof. Dr. Richard Schmitt vervollständigen den ersten Band des Werkes, in dem sonach eine ansehnliche Summe von Arbeit und Wissen zu einer gemeinnützigen Leistung zusammengetragen und dem Bildungsbedürfnis weiterer Volkskreise vorgestreckt worden ist.

J. E.

Zur Völkerkunde.

Von **Th. Achelis** (Bremen).

(Nachdruck verboten.)

Jeder wissenschaftliche Fortschritt kennzeichnet sich durch die organische Verknüpfung genauer monographischer Arbeiten und allgemeinerer Gesichtspunkte, die gerade gegenüber dem früheren engeren Horizont den Blick ganz erheblich erweitern. Dies Symptom läßt sich auch in den letzten Jahren an der Völkerkunde erfreulicherweise beobachten, was um so wichtiger ist, als gerade diese Disziplin immer mehr Fühlung mit der Kulturgeschichte gewinnt. An erster Stelle nennen wir das gediegene Werk von H. Schurtz: Urgeschichte der Kultur (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900). Es handelt sich um die äußerst schwierige Aufgabe, eine psychologische Entwickelung derjenigen Elemente zu entwerfen, die unsere heutige Gesittung ausmachen. Selbstverständlich kann das nur in den äußeren Umrissen geschehen, unter Preisgabe jeder detaillierten Untersuchung und völlig souveräner Stoffbeherrschung. Man kann, wie das ja nur zu nahe liegt, über einzelnes mit dem Verfasser rechten: so scheint uns die Gliederung des Themas — Die Gesellschaft, Die Wirtschaft, Die materielle und die geistige Kultur — nicht ganz logisch zu sein, indem die sozialen Faktoren unstreitig zum Recht, also in das zuletzt behandelte Gebiet gehören, die Wirtschaft wiederum ganz und gar in den Rahmen der materiellen Kultur aufgeht. Auschlaggebend ist aber jene eben angedeutete unlösbare Verknüpfung seiner psychologischer Analyse und umfangreicher Induktion und Vergleichung, dieses methodisch so äußerst fruchtbaren Hilfsmittels unserer Forschung. Auch hier werden wir uns öfter begnügen müssen, die Probleme zu fixieren oder die Richtung anzudeuten, in der wir uns ihrer Lösung nähern, ohne sie wirklich bis auf den letzten Rest enträtseln zu können, so z. B. das schwierige Verhältnis des individuellen Bewußtseins zum Milieu, zur Volksseele oder wie man sich sonst ausdrücken mag, — die landläufigen, noch von Buckle unbedenklich gebrauchten Schlagwörter zeigen sich bei näherer Betrachtung als völlig unzulänglich. Ich will auch nicht zu bemerken unterlassen, daß eine wirklich umfassende und die wahren Triebfedern des Geschehens

Digitized by Google

ergründende Völkerkunde auf eine zureichende philosophische Mitarbeit und Erkenntnis rechnen muß, wie das von allen Sachkennern auch bereitwillig zugegeben wird. Unrichtig scheint es mir nur zu sein, wenn bestimmte Kriterien und Schablonen auf den reichen Inhalt der Erfahrung angewandt und nun die widerspenstigen Thatsachen nach diesem Schema umgemodelt werden; dieser Vorwurf ist m. E. auch der sonst so löblichen Richtung nicht zu ersparen, die neuerdings lediglich wirtschaftliche und praktische Rücksichten als psychologische Erklärungsmomente verwertet. Endlich sollten wir uns hüten, über die freilich recht flüssige Grenze unserer kritischen Erfahrung hinauszugehen zu den vermeintlen „Anfängen" und „Ursprüngen" menschlichen Geisteslebens, die wir mit allem Scharfsinn doch nicht zu enträtseln vermögen, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil wir uns nicht außerhalb und vor jene Entwickelung stellen können, deren Produkt wir sind und mit uns die ganze Menschheit in ihrem thatsächlichem Bestande. Wer von diesem Randbezirk noch weiter rückwärts zu steigen sucht, muß notwendigerweise jeden sicheren Pfad in wallenden Nebelmassen verlieren. Daß das anregend geschriebene und durch eine Fülle vortrefflicher Abbildungen geschmückte Werk auch an den weiten Kreis der Gebildeten sich wendet, dient ihm vollends nur zur Empfehlung.

Wo von Völkerkunde die Rede ist, darf der Name Adolf Bastians nicht fehlen, der nicht nur die Grundlinien seiner Wissenschaft vor vier Dezennien feststellte, sondern mehr als irgend ein anderer ungeheures, fast unübersehbares Material aus allen Ecken des Globus zusammengetragen hat. Wir führen zunächst die Titel der letzten Werke an: Die wechselnden Phasen im geschichtlichen Sehkreis (vier Hefte. Berlin, Ernst Bohlen, 1900); Kulturhistorische Studien unter Rückbeziehung auf den Buddhismus, I (Berlin, A. Haack, 1900); Die Probleme humanistischer Fragestellungen (Berlin, E. Bohlen, 1901); Die humanistischen Studien, Prolegomena zu einer ethnischen Psychologie (Berlin, 1901, Ferd. Dümmler). Es ist übrigens beachtenswert, daß der Altmeister der Völkerkunde überall feinfühlig die Verknüpfung der Ziele seiner Wissenschaft mit praktischen Interessen, so des Handels, der Kolonialpolitik u. s. w., herzustellen weiß. Wir wollen nur einen Punkt herausgreifen, nämlich die Förderung der Ethnologie durch den Unterricht, die sich als immer dringlicher herausstellt, sowohl für die Universität als unsere höheren Schulen. Es war, wie Bastian sagt, mit einem Schlage, auf den ersten Blick die kausale Verknüpfung ethnologischer Sammlungen mit sozial weittragenden Lebensfragen im internationalen Verkehr des Welthandels erkannt, und damit war der Alarmruf erhoben, der auf der Naturforscherversammlung im September 1899 zum Ausdruck gekommen ist. Dazu kommt noch bekanntlich, daß hächste Eile im Bezuge ist, indem die Reste der Naturvölker, die wir noch auf Erden haben, unwiederbringlichem, jähem Aussterben geweiht sind. Was aber die humaniora anlangt, so beginnt sich unzweideutig in unseren Tagen eine gewisse Begriffsumbildung zu vollziehen, indem durch die geographische Erweiterung unseres Gesichtskreises auch die Weltgeschichte eine nicht unerhebliche Bereicherung erfahren hat, die uns ganz ungeahnte Aufschlüsse über die Entwickelung der Menschheit in Aussicht stellt. Ein unzweideutiges Anzeichen dieser Einwirkung ist die Thatsache, daß auf den verschiedensten Gebieten neuerdings grundumwälzende Umarbeitungen vorgenommen werden, — wir erwähnen nur die Ethik, Psychologie, Rechtswissenschaft, ja neuerdings auch die Aesthetik. Was den Buddhismus insbesondere anlangt, so handelt es sich selbstverständlich um dessen gründliche sprachwissenschaftlich-philosophische Erforschung, nicht um den modischen Aufputz, der neuerdings in Europa mit ihm von einigen zerfahrenen Köpfen betrieben wird. „In großartiger Inwohnung einer ältesten und weltverbreitetsten Religion auf dem Erdenrund," schreibt Bastian, „erweist sich der Buddhismus aus Einheit des physischen und moralischen Gesetzes als ein einheitlich geschlossenes Ganze im kosmologischen Umblick mit ethischem Einschlag des Karman: ein Meisterstück deduktiver Denkarbeit, und obwohl vor dem induktiv geschärften Einblick unseres Zeitalters der Naturwissenschaften nichtig zerfallend, sind gerade ihm die wichtigsten Daten zu entnehmen für deduktive Kontrolle der Induktion."

Wie bereits angedeutet, hat sich auch die Kultur- und Rassengeschichte neuerdings einer lebhaften Befruchtung durch die Völkerkunde zu erfreuen; dafür sei die im großen Stil angelegte Untersuchung des Grafen Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, angeführt, deren dritter Band jetzt vorliegt (Deutsch von Ludwig Schemann, Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1900). Freilich ist, wie ich gleich von vornherein bemerken will, der berühmte, auch auf religionsgeschichtlichem Gebiet erprobte Verfasser durchaus nicht frei von bestimmten Vorurteilen; maßgebend ist für ihn die Vorliebe, um nicht zu sagen Schwärmerei für die Arier, die berufenen Träger aller wahren Bildung und Gesittung. Es ist für ihn ein Axiom, das kaum eines Beweises bedürftig ist, daß Geschichte, wie er sich ausdrückt, nur aus der Berührung mit den weißen Rassen entspringt, daß der Westen immer der Mittelpunkt der Welt war und die große Werkstätte, wo die wichtigsten Fragen der Menschheit behandelt worden sind. Es liegt auf der Hand, daß die Verwendung solcher Schemata, derartiger allgemeiner Schlagworte manchen Bedenken ausgesetzt ist, da sie sich nicht immer mit der einfachen Erfahrung verträgt. Nur zu leicht mischt sich in die nüchterne Untersuchung eine gewisse phantasievolle Rhetorik mit hinein, die wir heutzutage in der strengen Wissenschaft nicht mehr zu Recht bestehen lassen. Dahin gehören z. B. Urteile Gobineaus, wie über Asels als echten „Finen-Arier" — von diesem angeblichen Bodensatz des finischen Elementes bei den Griechen wissen wir thatsächlich nichts. Außerdem ist nicht zu vergessen, daß wir in den letzten vier und fünf Dezennien erheblich weiter gekommen sind in der Ethnographie, als zur Zeit, da Gobineau (Mitte der Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts) schrieb. Endlich bedarf das in Rede stehende heikle Problem noch ganz anderer Vorarbeiten, um glücklich gelöst werden zu können, als wir sie hier vorfinden; mit einigen glänzenden Aperçus läßt sich die Frage von der Verschiedenheit der Begabung der verschiedenen Menschenrassen, ihrer Abhängigkeit sodann von Klima, Boden und anderen äußeren Ursachen nicht abtertigen, hier bedarf es eben eines ebenso tiefen psychologischen Studiums als eines ausgedehnten Thatsachenmaterials. Vorzüglich gelungen sind dem Autor die zusammenhängenden kulturhistorischen Schilderungen, so die des Zusammenbruchs von Rom durch den Ansturm der Germanen, wo Gobineau mit Recht gegenüber der gewöhnlichen Auffassung von der wilden Zerstörungslust unserer Vorfahren den Standpunkt vertritt, daß ohne diese nachhaltige Hilfe das morsche Weltreich noch viel eher auseinander gefallen wäre, als sonst. Die Darstellung zeichnet sich durch Glätte des Stils, gelegentlich durch Pathos und rhetorische Wucht, wie sie unseren westlichen Nachbarn zu eigen zu sein pflegt, vorteilhaft aus.

Ausschließlich der Völkerkunde gehört ein kleines Buch von B. Jaekel an: Studien zur vergleichenden Völkerkunde, mit besonderer Berücksichtigung des Frauenlebens (Berlin, S. Cronbach, 1901). Der Verfasser, der zunächst, wie er sagt, blanke Thatsachen geben will, hat mit dem Hinweis auf die Vergleichung das punctum saliens der ethnologischen Forschung getroffen, da in der That hier der einzige und jedenfalls verläßliche Maßstab für alle Echtheit und Verläßlichkeit ethnographischer Untersuchungen liegt. Der berühmte englische Anthropolog Tylor sagte seiner Zeit mit vollem Recht, daß nicht die Person des Berichterstatters als solche, sondern seine

Digitized by Google

Beobachtung selbst schon über die Wahrscheinlichkeit seiner Notiz entschiede, nicht „quia“, sondern „quid“. Deshalb eben die immerfort von Bastian und allen Sachverständigen betonte Dringlichkeit einer möglichst umfassenden Materialsammlung, wie sie jetzt ja übrigens sowohl in Amerika als in Europa völlig planmäßig betrieben wird, sogar zum Teil unter Beteiligung des Staates. Der Verfasser führt uns in der Hauptsache in das weite Gebiet des sog. Animismus, der mythologischen, abergläubigen, religiösen und sittlichen Anschauungen, die das Völkerleben begleiten. Oefters handelt es sich auch um den Anteil, der dem Weibe auf den Stufen niederer Gesittung in der Gesellschaft zufällt, und der zuweilen größer ist, als man denken sollte. Etwas anderes ist es, ob man sich zu der seiner Zeit von Bachofen aufgestellten Hypothese von der rechtmäßigen Vorherrschaft der Frauen, von der sog. Gynäkokratie, entschließen will, deren Nachweis Joekel mit Recht noch nicht als erbracht ansieht. Leider sind verschiedene wertvolle amerikanische Arbeiten, so von Newell, Boas, Fewkes, Brinton, Powell u. a. nicht benutzt, sonst würde sich der Ausblick und das Ergebnis nicht selten anders stellen; übrigens darf das beschiedene Büchlein zur Einführung für Laien wohl empfohlen werden.

Die folgende kleine Schrift greift allerdings über den Rahmen der eigentlichen Völkerkunde hinaus, sie gehört der Anthropologie an, die man aber immerhin als einen Seitensproß jener anderen Disziplin ansehen darf: Mensch oder Affe von Dr. Joh. Bumüller (Herm. Kitz, Ravensburg, 1901). Selbstverständlich können wir uns hier nicht um das anatomische Detail kümmern, wir müssen uns vielmehr mit einigen Hindeutungen begnügen. Der Verfasser hält mit Virchow und Ranke an der selbständigen Entstehung des Menschen fest. Die anatomische Vergleichung spricht ganz gegen die Abstammung des Menschen vom Affen. Aber nicht nur die Anatomie, nicht nur der Mangel an paläontologisch nachgewiesenen Bindegliedern, auch die allgemeine Erfahrung der Paläontologie über die Entwicklung der organischen Welt weist nicht zum mindesten auf die postulierte Abstammung des Menschen hin, wenn wir ihn als eigene Klasse oder gar als eigenen Stamm der animalen Welt ansehen (S. 59). Jedenfalls hat Bumüller Recht mit seiner Mahnung, daß man in diesen heiklen Fragen nicht unbedenklich die Lücken des Wissens und der Erfahrung mit angeblichen Postulaten ausfüllen dürfe, solange noch die Sphäre exakter wissenschaftlicher Erkenntnis geachtet wird. Persönlich kann man es niemandem verdenken, wenn er sich aus diesen oder jenen subjektiven Gründen auf die eine oder die andere Seite stellt, nur sollte man sich hüten, aus diesen Glaubensansichten eine kritische Forderung zu entwickeln. Der Pithec-anthropus erectus von Dubois, der 1891 in Java gefunden wurde, hat wenigstens als objektiv überzeugendes Beweisstück für die Descendenzlehre bei allen Unbefangenen Fiasko gemacht*). Der übrigens ganz maßvoll auftretende Verfasser faßt seine Erörterung folgendermaßen zusammen: „Der Mensch gehört systematisch nicht zu den Affen, er steht — abgesehen von Sprache und Verstand — in der übermäßigen Entwicklung des Gehirnteils, des Nervensystems einzig in der animalen Welt da, so daß ihm unter derselben auch eine selbständige Stellung eingeräumt werden muß. Die Wissenschaft spricht aber auch nicht für die Abstammung des Menschen von dem Affen, denn man hat noch kein Bindeglied nachgewiesen, sei es, daß man beim Menschen oder beim Affen anknüpfen wollte. Ebenso spricht die Tendenz der Halbaffen und der Affen, sich während ihrer höheren Entwicklung im anatomischen Bau vom Menschen immer mehr zu entfernen nicht weniger als die allgemeine paläontologische Erfahrung gegen die Möglichkeit eines solchen Bindegliedes.“

Auf dem fast entgegengesetzten Standpunkt steht ein Büchlein des als eifriger Anhänger Häckels und seines Monismus bekannten Wilhelm Bölsche, Die Eroberung des Menschen (Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften Dr. John Edelheim, Berlin, Bern 1901). Es ist ein Dithyrambus, wie ihn dieser phantasievolle Schriftsteller liebt, und zwar auf die Descendenztheorie bis zu Darwin und Häckel herunter, in dem sich die Problemlösung über die Herkunft und Entstehung des Menschen vollendet. Freilich ist Bölsche philosophisch zu gut geschult, um nun wirklich zu glauben, daß jetzt der Weisheit letzter Schluß erkolgt sei, weshalb er denn erklärt: Wir haben den Menschen in seiner Embryologie, seinen prähistorischen Kulturanfängen, endlich seinem über Weltalter hinreichenden tierischen Stammbaum zurückgeführt auf Dinge, Vorgänge, Ergebnisse, Gesetze der Natur. Ist damit nun das Wunderbare und Rätselhafte des Menschen überhaupt beseitigt? Ich denke nicht. Das Rätsel liegt eben jetzt in der Natur, und zwar ist das allgemeine Rätsel der Natur vergrößert um den Riesenprozentsatz des Rätselhaften, den der Mensch für sich darstellt. Die Natur nimmt dann das Rätsel des Menschen in sich auf. Sie ist es, die größer, ungeheurer, abgrundtiefer wird, aber das Rätsel selbst verschwindet nicht etwa (S. 48). Das ist immerhin gegenüber mancher Voreiligkeit im naturwissenschaftlichen Lager schon ein nicht unwesentliches Zugeständnis, das wir zugleich mittelbar auf die monistische Weltanschauung überhaupt ausdehnen möchten. die ebenfalls noch ungelöste Reste für das Denken und Erkennen übrig läßt. Im übrigen ist hier das biologische Material in großen Umrissen, soweit es sich eben um die Entstehung des Menschen und die verschiedenen Phasen seiner Entwicklung handelt, sehr ansprechend, fast mit überredender Anschaulichkeit vorgetragen, so daß die Lektüre selbst für den, der nicht mit dem Verfasser übereinstimmt, ein müheloser Genuß ist.

*) Bekanntlich weilt Ernst Häckel gegenwärtig zu weiteren Nachforschungen in dieser Richtung auf Java. D. Red.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Zwei alten Freunden, Nachbarn und Altersgenossen wurden in diesen Wochen Kränze gewunden; dem einen legte man sie auf die Bahre, dem anderen auf den Geburtstagstisch. Was das künstlerische und geistige Leben Berlins und Deutschlands überhaupt mit dem Hinscheiden Herman Grimms verlor, konnten den, der es nicht selbst ermaß, die seinem Tode folgenden Artikel lehren. Grimms historische Rolle in unserer Kulturentwicklung bezeichnet Max Osborn („Herman Grimm als Künstler und Lehrer“, Nat.-Ztg. 382, 386) als die eines Hüters unserer klassisch-romantischen Traditionen. „Er, der durch verwandtschaftliche und persönliche Beziehungen zwischen der Wissenschaft und der Kunst stand, der Sohn Wilhelm Grimms, der selbst schon, stärker noch als sein Bruder Jakob, Gelehrsamkeit und dichterische Empfindung wunderbar in sich vereinigt hatte, sah voll Schmerz, wie unter den Händen der rein methodischen Wissenschaft die Früchte der glorreichsten Epoche deutschen Geisteslebens mehr und mehr verloren gingen.“ Er erkannte die Gefahr, die für die Zukunft der deutschen „Phantasiethätigkeit“, wie er Kunst und Dichtung zusammenfassend nannte, in dieser Entwicklung lag, und seine ganze Lebensarbeit kann man als einen Kampf gegen diesen Zustand und diese Gefahr bezeichnen. „Grimm wies mit allem Nachdruck darauf hin, daß die litterarhistorische und kunstgeschichtliche Betrachtung nicht mit der wissenschaftlichen Methode auskommen kann, sondern selbst wieder Kunst erfordert, und er gab in der langen Reihe seiner Schriften die schönsten Beispiele dafür, wie auf diesem Wege zu arbeiten sei. Ein Kunstwerk ward jedes seiner Bücher, jeder seiner Essais.“ So sind seine gelesensten Bücher,

Digitized by Google

der „Michelangelo“ und die Vorlesungen über Goethe, nicht wissenschaftlich disponierte Fleißwerke, sondern epische Dichtungen großen Stils und hohen Fluges. Obwohl selbst keine politische Natur, wie sein vertrauter Freund Heinrich v. Treitschke es gewesen, fand er doch, wie Osborn sich ausdrückt, „die verbindende Linie zwischen dem goethischen und dem bismarckischen Deutschland“, denn er betrachtete — was man ihm ungerechter Weise zum Vorwurf gemacht hat — „auch Bismarck, Moltke, Kaiser Wilhelm I., die ganze Geschichte der Wiederaufrichtung des Reiches sub specie des Aesthetischen“. — Anders urteilt Julius Hart (Der Tag, 255), der das goethische und das bismarckische Deutschland als Gegenpole und Grimm durchaus als den Vertreter des ersteren auffaßt. „Wer dem einen angehört, kann das andere nicht mit gleicher Lust, Bewunderung und Liebe umfassen. Und Herman Grimm war ganz goethisches Deutschland. Im Tiefinnersten mußte er das bismarckische als das einer geistigen Verflachung empfinden. Seine Wurzeln gehen ins Aesthetische. — Die ganze Weltgeschichte wird ihm zur Kunstgeschichte. Der Poeta steht im Mittelpunkt aller Erscheinungen, und er ist der Maßstab, an dem die Menschheit gemessen werden muß. Dieser grimmsche Kerngedanke enthüllt das rein enthusiastische Wesen in seiner Schriftstellernatur. Er kommt nicht als Gelehrter zur Kunst, sondern wie ein Künstler zur Gelehrsamkeit. In ihm steckt wie in Treitschke ein Agitator. Er will für seine Sache, für die ästhetische Erziehung der Menschheit werben, erwärmen und begeistern. Und es ist ihm zuletzt viel weniger um die Wahrheit, als um die Schönheit zu thun. Er erweckt uns die Freude und Lust an seinen Gestalten, er sieht mit Bewunderung zu ihnen empor, daß auch wir mit Bewunderung zu ihnen aufschauen. Vorbilder stellt er uns auf, giebt uns Götter und einen Tempel der Andetung. Die Geschichtsauffassung Herman Grimms ist im Grund und Kern jene künstlerisch religiöse, wie sie in am gewaltigsten bei Carlyle hervortritt und dann bei Emerson, dem der Verstorbene am nächsten steht. Er besitzt nicht die große und tiefe Persönlichkeit dieser beiden Angelsachsen, und wenn Carlyle Jericho-Posaunen bläst, dann spielt Herman Grimm wohl nur eine lyrische Flöte. Wenn jener sich ingrimmig in den Kern der Dinge hineinwühlt, so lockt ihn mehr die schöne und vornehme Außenseite. Aber seine Anbetung ist immer echt und dringt aus der Ergriffenheit hervor. Wie warmes Abendsonnenlicht fließt es um seine Gestalt. Er war einer der letzten Priester am Altar und im Dienst jenes erhabenen Idealgedankens von einer reinen Menschheit und Menschheitlichkeit, der die Religion des ästhetischen Deutschlands ausmachte.“ — Aehnlich wird der Verstorbene von J. J. David (N. Wien. Journ. 2747), Franz Zweybrück (Wien. Fremdenbl. 169), Hans Trog (N. Züricher Z. 167), Andreas Heußler (Allg. Schweiz. Ztg., Sonnt.-Bl. 26), Alfred Semerau (Leipz. Ztg. Wiss. Beil. 76) gewürdigt, seine Lehrthätigkeit im besonderen von Walter Paetow (Tgl. Rdsch., U.-Beil. 141—43) und Walter Gensel, der in dem näheren Verhältnis eines Schülers zu dem Heimgegangenen stand und mit ihm korrespondierte (Münch. N. Nachr. 294). Seine persönlichen Erinnerungen an den Toten glaubte auch Sigmund Münz in der „N. Fr. Pr.“ (13225) veröffentlichen zu sollen; nach ihm war Herman Grimm im Leben ein Poseur, als Schriftsteller ein Manierist, im ganzen ein Mensch, der, „um nicht alltäglich zu sein, alles that, um sich als Klassiker zu geben“. Ein Vorwurf, den man jedenfalls dem Verfasser dieser „Erinnerungen“ nicht machen wird.*)

Die Nekrologe auf Grimm wurden abgelöst durch die Glückwunsch-Artikel zum 70. Geburtstage Julius Rodenbergs, seines kurhessischen Landsmannes und langjährigen Hausnachbarn, der sich übrigens den Strapazen seines Ehrentages durch eine Flucht nach Edinburgh entzogen hatte. Die Freunde des Hauses brachten ihre Gratulation in Form einer litterarischen Gabe dar, die nicht für den Buchhandel und die weitere Oeffentlichkeit bestimmt ist: Marie Ebner und Paul Heyse, Erich Schmidt und Bernhard Suphan, Karl Frenzel und Paul Schlenther haben sich neben andern zur Absfassung dieser Festschrift verbunden (vergl. Voss. Ztg. 291). Frenzel hat außerdem im eigenen Blatte (Nat.-Ztg. 376) dem Freunde eine knappe, aber allseitige Charakteristik gewidmet, worin er u. a. zeigt, wie auf den jugendlichen Dichter einst die englischen Vorbilder wirkten — Burns und Moore auf den Lyriker, Dickens und Macaulay auf den Erzähler — während später die berliner Atmosphäre ihn so stark beeinflußt habe, daß seine „Bilder aus dem berliner Leben“ unwillkürlich an Chodowiecki oder Menzel gemahnten. In der publizistischen Thätigkeit Rodenbergs rühmt Frenzel ganz besonders das „Talent des Kapellmeisters“, das er als Leiter der „Deutschen Rundschau“ so glänzend bewährt habe. Von den zahlreichen sonst erschienenen Festartikeln seien genannt: Arend Buchholz (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 25), Wilhelm Goldbaum (N. Fr. Pr. 13230), Paul Wittko (W. Fremdenbl. 173), Walter Paetow (Hannov. Cour. 23229).

* * *

Ein paar Vorkommnisse von der Art, die das Reporterdeutsch mit dem Eigenschaftswort „sensationell“ zu schmücken liebt, haben auch in der Presse ihr Echo gefunden. Das eine war die Versetzung des berliner Konsistorialrats Georg Reicke nach Königsberg, die allgemein als eine Maßregelung für Reickes Zugehörigkeit zum Vorstand des Goethebundes und vielleicht auch für seine litterarische Thätigkeit — er ist mit einigen Dramen und kürzlich mit einem Band Lyrik hervorgetreten — aufgefaßt wurde. Eine Art Seitenstück war der Fall Arthur Schnitzlers in Wien (s. unter „Nachrichten“), den das militärische Ehrengericht wegen seiner Novelle „Leutnant Gustl“ des Offizierscharakters verlustig erklärte. Prof. Alfred Klaar, der in der „Voss. Ztg.“ beide Vorfälle erörtert, bemerkt zu dem zweiten u. a.: „In dem Falle Arthur Schnitzler tritt der innere Widerspruch derartiger Maßregelungen besonders kraß zu Tage. Das Heer ist seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland und in Oesterreich das Volk in Waffen; es schließt prinzipiell die ganze wehrfähige Bevölkerung in sich, und das tritt ja auch in dem Falle, um den es sich handelt, deutlich genug zu Tage; denn Arthur Schnitzler ist, wie männiglich bekannt, seinem wesentlichen Berufe nach Schriftsteller und leistet nur, — da er Doktor der Medizin ist — als Regimentsarzt in der Reserve seiner Militärpflicht Genüge. Wenn nun thatsächlich Volk und Heer identisch sind, und andererseits jedes Ehrengericht eines Regiments über die Zulässigkeit einer litterarischen Produktion einen scharfen, praktisch wirksamen Urteilsspruch fällen kann — ist da nicht mit einemmale die ganze von Männern der besten Jahre ausgehende Litteratur der Anschauung der Regimenter unterstellt?“ — Aufsehen erregte gleichzeitig ein anderes Vorkommnis, die Ermordung der Frau Dagny Przybyszewska, die in Tistis ein gewaltsames Ende fand (vgl. den „Polnischen Brief“). Als eine Folgeerscheinung gewisser dekadenter Litteraturbewegungen will ein Mitarbeiter der „N. Fr. Presse“ (13221) diese „Tragödie der freien Liebe“ betrachtet wissen, die ihre litterarischen Dokumente in Przybyszewskis dreibändigem Roman „Homo sapiens“ und der angeblichen Antwort darauf, Strindbergs „Inferno“, besitzt. Ein anderer Eingeweihter erzählt im „N. W. Tagbl.“ (162) von dem „schwarzen Ferkel“, einer kleinen Weinkneipe in der berliner Neuen Wilhelmstraße, wo sich anfangs der Neunzigerjahre das Hauptquartier der nordischen Schriftsteller befand: Strindberg, Holger Drachmann, Gunnar Heiberg, Christian Krogh, die Maler Munch und Thaulow u. a. Die jetzt ermordete Frau Dagny, geschiedene Przybyszewska, der Herkunft

*) Beiläufig: Grimm schrieb seinen Vornamen nie anders als Herman. Man sollte ihm auch diese selbstgewollte ältere Schreibweise des Namens lassen.

Digitized by Google

nach Norwegerin und Witwe eines Arztes, war die „Aspasia" dieses Kreises.

* * *

Einige „Beiträge zur Litteraturgeschichte" von Th. Stromberger (Sonnt.-Bl. des Bund, 25) behandeln die Beziehungen Lavaters zu Sailer, zu Claudius und zu Klopstock. Während sich das Verhältnis Lavaters zu Sailer, dem ehemaligen Bischof von Regensburg, der er 1793 auf seiner Reise nach Kopenhagen kennen lernte, und den er fünf Jahre später in Zürich wiedersah, durchaus herzlich gestaltete, konnte er mit Claudius und Klopstock keine rechten Berührungspunkte gewinnen, mit Klopstock um deswillen nicht, weil dieser über die französische Revolution anders dachte als Lavater und dessen Bekehrungseifer übel vermerkte. Alle diese Verhältnisse sind neuerdings durch die von dem dänischen Gelehrten Louis Bobé besorgte Herausgabe eines Tagebuchs Lavaters über seine Reise nach Kopenhagen und durch den in der „Christoterpe" (Jahrgang 1899) veröffentlichten Tagebuchabschnitt des schon genannten Sailer ans Licht gerückt worden. — Die „neue Faust-Erklärung" Hermann Türcks (vgl. Sp. 1104) legt Eugen Wolff (Ztg. f. Litt.: Beil. des Hamb. Corresp., 12) ausführlich dar, um sie schließlich abzulehnen. — Zwei goethische Frauentypen — Dorothea, Ihhigenie — charakterisiert Dr. Georg Böhling (St. Petersb. Ztg., 152, 159). — Die Berichte Eduard Hitzigs, des Freundes und Biographen E. T. A. Hoffmanns, über dessen letzte Jahre ergänzt Hans v. Müller (Frankf. Ztg., 174), indem er darauf aufmerksam macht, daß Hoffmann seinem Freunde Hitzig immer mehr entfremdet wurde und sich im Kreise erfahrener und geistreicher Weltmänner oder Künstler wohler fühlte. Seine Freunde waren damals in Berlin vornehmlich der Hauptmann Freiherr von Lüttwitz, den Heine in seinen „Briefen aus Berlin" erwähnt, der spätere Kammerherr von Rebeur, der zu den intimsten Freunden von Bismarcks Eltern gehörte, ferner Ludwig Devrient und die Sängerin Johanna Eunike, zu der Hoffmann in einem herzlichen, väterlichen Freundschaftsverhältnis stand. — Das litterarische Porträt der Droste-Hülshoff zeichnet auf Grund der neuen, von Wilhelm von Scholz besorgten Ausgabe Viktor Wall (Östd. Rdsch., Wien, 163). — Einen Brief von Ernst von Feuchtersleben an Adarl Gottfried von Leitner teilt Franz Ilwof mit (Grazer Tagespost, 168). — Unter dem Titel „Ein vergessener Anzengruber" macht Julius Duboc (Magdeb. Ztg., 316) auf das Trauerspiel „Hand und Herz" (1874) aufmerksam, das das einzige bedeutende, ganz hochdeutsch geschriebene Stück Anzengrubers ist. Jedenfalls sei es wertvoll genug, um eine Bühnenaufführung feiern zu dürfen. — Dem unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexiko, der am 19. Juni 1867 erschossen wurde, setzt Franz Jesser (Östd. Rdsch., Wien, 166) ein kleines Denkmal, indem er ihn gegen Johannes Scherr in Schutz nimmt. Der Schriftsteller und Poet Maximilian bedürfe einer Erweckung: in seinem anonym erschienenen „Reiseskizzen" (1859) habe er unserer Litteratur ein ganzes deutsches Werk geschenkt. — Zur Theatergeschichte liegen zwei Beiträge vor. In der „Bohemia" (169) schildert der vor kurzem verstorbene Oscar Teuber die Schicksale Josefs von Kurz-Bernau in Prag. Der große Spaßmacher hielt sich zweimal in Prag auf, jedesmal weil man ihn in Wien nicht mehr dulden wollte, und zwar das zweite Mal über drei Jahre, von 1860 bis Anfang 1864. Schließlich wurde er auch aus Prag wieder hinausgedrängt, weil dem böhmischen Obristburggrafen bedeutsame Winke aus Wien zugekommen waren. — Das Gedächtnis Schikaneders, des Gründers des Theaters an der Wien, erneuert noch einmal ein Feuilleton der „Deutschen Ztg." (Wien, 10577). — Endlich wären noch einige bedeutsame Briefe Wilhelm Scherers zu verzeichnen, die in einem, „Eine Schenkung von Autographen an die k. k. Hofbibliothek" betitelten Aufsatz der „Neuen Freien Presse (13228) mitgeteilt werden, und die aufs neue beweisen, daß Scherer wenig Anlage zu gelehrtenhafter, philologischer Thätigkeit hatte. Die Briefe gehören einer Autographensammlung an, die Hofrat Prof. Reinisch jüngst der Hofbibliothek in Wien zum Geschenk gemacht hat.

* * *

Zur Aesthetik der modernen Dichtung nahmen ziemlich gleichzeitig zwei Antipoden auf diesem Gebiete das Wort: Carl Weitbrecht, der (Deutsche Welt 39) in einer Ausführung über das „Was und Wie in der Kunst" aufs schroffste die Theorie bekämpft, daß es in der Kunst mehr auf das Wie ankomme, als auf das Was; und Hermann Bahr („Erotisch"; N. W. Tagbl. 169), der für die Berechtigung des erotischen Elements im modernen Roman mit dem besonderen Hinweis auf dessen Entwicklung aus dem griechischen Roman eintritt. — Von einzelnen neueren Autoren wurden Ferdinand v. Saar (Wilh. Goldbaum, Pester Lloyd 141), Adolf Stern (H. H. Houben, Nordd. Allg. Z. 137), Gustav Falke (Wilh. Holzamer, N. Hamb. Z. 282), J. E. v. Grotthuß, (Adolf Stein, Frankf. Gen.-Anz. 143) in besonderen Studien charakterisiert. — Ein paar Raabe-Erinnerungen giebt Prof. Hanns Fechner, von dem das im ersten Jahrgang unserer Zeitschrift (VI 1, 322) wiedergegebene Raabe-Porträt herrührt, zum besten (Der Weltspiegel, Beil. z. Berl. Tagebl., 48). — Bierbaums gesammelte Gedichte, die unter dem Titel „Irrgarten der Liebe" jüngst erschienen sind, bespricht Albert Geiger (Allg. Z., Beil. 141), der von dem Eindringen des „Variété-Stils" in die Lyrik nichts wissen will. — Für die bei uns oft unterschätzte Kunst der Skizze bricht Martin Wenck anläßlich einer Besprechung von Polenzens „Lugisland" und C. Viebigs „Rosenkranzjungfer" eine Lanze (Die Hilfe, 26). — Liliencrons „Kriegsnovellen" preist ein Feuilleton von Hans Benzmann (Berl. N. Nachr. 291).

* * *

Das spanische Tendenzstück „Electra" von Perez Galdós (vgl. Sp. 763 ff.), das in Spanien immer noch die Gemüter beunruhigt, liegt nunmehr in einer deutschen Uebersetzung vor (Wien, Wiener Verlag). Diese bildet die Unterlage zu einem Feuilleton von Prof. Alfred Klaar, der das Drama nicht sehr hoch wertet und schließlich meint: „Man braucht nur einen Moment an das Ende von Björnsons „Ueber unsere Kraft" zu denken, um die ungeheure Kluft vor sich zu sehen, die diesen angeblich spanischen Aufklärer von der Klärung des germanischen Geistes trennt. Daß diese Electra die Spanier nicht nur elektrisieren, sondern von ihnen sogar als eine befreiende Geistesthat gedeutet werden konnte, ist gewiß kulturell merkwürdig, aber eine Merkwürdigkeit von trauriger Art, die auf eine ungemein tiefe Stufe der Entwickelung hinweist." — Aehnlich urteilt S. Samosch, der die Besprechung des Dramas mit der Charakteristik der „Novelle im Straßenbahnwagen" („La novela en el tranvia") desselben Autors verbindet („Pérez Galdós als „Humorist"; Nat.-Ztg., 374). — Sehr anschaulich schildert A. M. Mayer die erste akademische Vorlesung, die Giosuè Carducci, der kürzlich sein vierzigjähriges Lehrjubiläum feiern konnte, am 12. Januar d. J. nach langer Krankheit hielt (Politik, Prag, 170). — Von zusammenfassenden Charakteristiken ausländischer Autoren sind zu nennen solche über Multatuli (A. v. Falke, Wiener Fremdbl. 168), über Knut Hamsun (Clara Mautner, Neue Fr. Pr., 13228), über Henryk Sienkiewicz (W. Dannenberg, Bresl. Morgen-Ztg., 282), über Leo Tolstoi (W. v. Massow, Tägl. Rdsch., Unterh.-Beil., 148—150; L. v. Schroeder, „Leo Tolstoi und seine Weltanschauung", Beil. zur Allg. Ztg., 142), über Maxim Gorki (Richard Braungart, Beil. zur Allg. Ztg., 135). Ueber die jüngst erschienene Sammlung tolstoischer Aphorismen, „Ueber den Sinn des Lebens", verbreitet sich Karl Trost (Beil. zur Nordd. Allg. Ztg., 141). — Ueber das Verhältnis Ibsens zur norwegischen Sprache orientiert ein kurzer Aufsatz in

Digitized by Google

der „Vossischen Ztg." (297), der seinerseits aus dem Buche R. Woerners über Ibsen schöpft. — Aus dem Gebiete fernerliegender Litteraturen sei noch ein Artikel über „Die chinesische Lyrik und ihre Klassiker (Reichswehr, Wien, 2649) und eine Studie von Heinrich Renner über „Die Liebe in der bosnischen Volkspoesie" (Frankf. Ztg., 173) erwähnt.

„Zur Geschichte des Figaro." Von Karl Witte (Voss. Z. 291).

„Die Jüngstdeutschen." [A. v. Hanstein.] Von F. B. (Voss. Z. 293.)

Echo der Zeitschriften

Die Christliche Welt. (Marburg). Ernst Rolffs versucht, im Anschluß an „Richard III." und „Macbeth" unter dem Titel „Die Psychologie des Gewissens nach Shakspere" ausführlich Shaksperes Darstellung des bösen Gewissens wiederzugeben, und rühmt an ihr, daß sie unserer Selbsterkenntnis wertvolle Dienste leisten könne. Sie kann unser Ohr schärfen, daß wir aus dem Gewirr der Stimmen in unserer eigenen Brust, der Furcht, der Sorge, der Reue, des Aergers, der Trauer und der Scham klar und hell die heilige Stimme vernehmen, die uns sagt, was unser Herz und Leben wert ist. — In Nr. 23 bedauert Hans Fischer aufs tiefste den geringen Erfolg, den die „Spiele" gelegentlich der Ausstellung der darmstädter Künstlerkolonie beim Publikum gefunden haben. Manches möge bei diesen Darbietungen wertlos sein, weil es zu weich, zu verschwommen sei. Aber in diesen lyrischen Szenen, die man wohl „Romanzen des inneren Lebens" nennen könne, und die ästhetisch dasselbe Recht hätten, wie Rezitationen lyrischer Gedichte und Balladen, zeige sich doch ein schönes Können, das sich das höchste Ziel setze, ohne pikante Mittel zu verwenden. Ein solches Unternehmen müßte bestehen können trotz mancher Schwächen und Mängel, an denen doch auch andere weniger hochstehende Unternehmungen litten. Könne es das nicht, so sei das weniger des Unternehmens, als des Publikums Schande. — Paul Göhre bespricht in Nr. 24 Björnsons „Laboremus", vermißt an ihm, daß es uns die Lösung der Fragen, in denen uns „Ueber die Kraft" stecken ließ, schuldig bleibt, rühmt an ihm die charakteristischen Vorzüge des modernen Dramas und vor allem den tiefen christlich-sittlichen Ernst, der es durchweht. Das Christlich-Sittliche im Sinne Kants sei der tiefste Grundgehalt des Stückes.

Die Gegenwart. XXX, 24. Ein „Unterhaltungsschriftsteller erster Ordnung" wird Rudolf Straß in einer Studie von Dr. Curt Heinrich genannt. Als solcher habe er sich gleich bei seinem Auftreten 1893 vorzüglich eingeführt, als er sich den berliner Roman zum Arbeitsgebiet erwählte. „Er kennt vor allem genau seine Leute ‚in' und ‚unter dem Schlitten', die Kreise, in denen die goldene Jugend sorglos mit dem allen ehrlichen Adel zwischen Turf und grünem Tisch, Börse und Alkoven, Uhl und Moabit dahinpendelt. Hier hat er seine Beobachtungen gemacht, und daß er sie gerade hier machte, hat seinen ersten Büchern zu dem ersten Erfolg mit verholfen." Diese ersten Bücher waren die Romane „Unter den Linden", „Die kleine Ellen", „Arme Thea", zwei Novellenbände und der kleine Kasernenroman „Dienst". Einem neuen Stoffgebiet wandte er sich mit dem 1897 erschienenen Roman „Der weiße Tod" zu, der „vom berliner Asphalt in die Firnenhöhe, vom Spieltisch in die Gletscherhütte" führte. Es folgte im nächsten Jahre der Roman „Die letzte Wahl", der den Parteienkampf um einen Reichstagswahlkreis zum Hintergrunde hat, 1899 der teils in Marocco, teils in den Hochalpen spielende Roman „Montblanc", weiter der einem ähnlichen Szenenwechsel unterworfene Roman „Die thörichte Jungfrau" und neuestens „Die ewige Burg". Gemeinsam ist diesen Werken insbesondere eine Vorliebe für männliche Kraftnaturen, für „Kenner und Könner, Männer, die aus breitem Brustkasten Ja sagen und doch nie den verräterischen Zug um die Mundwinkel verlieren". — Unter dem Titel „Ungewollte Komik" sammelt (in Nr. 26) Dr. Marcus Landau eine Anzahl sachlicher und sprachlicher Entgleisungen aus verschiedenen älteren und neueren Werken: Dickens, Schopenhauer, Lagarde, Nordau, Fulda u. a. bekommen hier für allerhand Versehen ihr nachträgliches Strafmandat.

Die Grenzboten. LX. In Nr. 22 und 23 stellt Otto Kaemmel die Satiren des Horaz in das Licht des modernen italienischen Lebens. Er meint, daß nur der das Stück altrömischen Lebens, das sie vor uns aufsteigen lassen, ganz verstehen werde, der die heutigen Italiener auf ihrem eigenen Boden in ihrer der antiken so nahestehenden Art kennen gelernt habe. Dann verndge man den Menschen des Horaz ins Herz zu sehen, die geistig überaus beweglich sind, leicht erregbar, sinnlich, schönheitsfreudig, immer in der Oeffentlichkeit und Gesellschaft ahnenstolz und demokratisch, ein Stadtvolk und doch mit dem Landvolk in tausend Beziehungen, heimatliebend und doch von weitem Horizont, trotz ihrer alten Kultur im Grunde naiver und natürlicher, als wir, aber freilich auch im Ringen nach einem neuen Lebensideal und einer Weltanschauung so wenig befriedigt, wie unsere eigene gährende Zeit. — Das Anwachsen der Memoirenlitteratur giebt P. Busche Anlaß, in Nr. 24 auf den Vater dieser litterarischen Gattung hinzuweisen. Es ist Jon von Chios, ein Zeitgenosse der drei großen griechischen Tragiker, und zwar haben wir von ihm — allerdings nur in dürftigen, aber immerhin wertvollen Bruchstücken — seine Reise-Erlebnisse, die den Titel „Epidemieen" getragen haben müssen. Proben daraus werden mitgeteilt. — Im selben Heft wird Konrad Burdachs neues Buch über Walther von der Vogelweide warm empfohlen, nicht nur wegen seiner eindringenden Forschung, sondern auch wegen seiner hervorragenden Darstellung.

Die Kultur. (Wien.) II, 6,7. Mit „Martin Greif und seinen Werken" beschäftigt sich eine Studie des dresdner Kaplans Paul Rentschka, die auch Biographisches mitteilt. Greif, der ursprünglich Friedrich Hermann Frey hieß, kam in Speyer als Sohn des Regierungsrats Max von Frey — der Adel war nur persönlich — 1839 zur Welt. Mit der Versetzung des Vaters kam er 1856 nach München, trat als Regimentskadett in die bayrische Artillerie ein und wurde 1859 Leutnant. Der Kasernendienst sagte ihm aber auf die Dauer nicht zu, und er schied 1867 aus dem Heere wieder aus, um sich ganz seinen dichterischen Arbeiten zu widmen. 1862 war er mit Freiligrath in London zusammengekommen, mit Rückert wurde er 1863 bekannt, mit Mörike 1867. Letztere beiden munterten ihn auf und beurteilten seine Gedichte günstig. Geibel dagegen sprach ihm poetisches Talent ab. Die folgenden Jahre widmete er seiner Weiterbildung, teils an der Universität, teils auf Reisen durch Europa, besonders Italien. Von 1869—1880 wohnte er in Wien in regem Verkehr mit Laube, Alfred Meißner, A. Feuerbach u. a., von da an in München. Seit 1882 führt er mit landesherrlicher Erlaubnis sein Pseudonym Martin Greif als bürgerlichen Namen. — Prof. Dr. Albert Ehrhard unternimmt die Widerlegung einer Anzahl von Sätzen aus H. St. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", insbesondere der Angriffe auf die katholische Kirche, und Prof. Dr. P. Rivard Schlägt beginnt einen mit Uebersetzungsproben ausgestatteten Essai über „Die heilige Poesie der Hebräer".

Das Magazin für Litteratur. 70, 22. „Napoleon I. im deutschen Drama" behandelt ein Aufsatz Lothar Briegers, der unter den vier von ihm besprochenen Dramen, Babos „Josephine", Pfordtens „1812", Richard Voß „Wehe den Besiegten" und Grabbes „Napoleon",

Digitized by Google

das letzte am höchsten stellt, weil es allein uns eine Ahnung von der Größe des Korfen gäbe. — Maximilian Kohn (23) lenkt die Aufmerksamkeit auf die Sapphobes sechzehnten Jahrhunderts, Luise Labé, von der uns drei Elegieen und vierundzwanzig Sonette aufbewahrt sind. „Zu einer Zeit, wo alles in steife Formen eingepreßt war, redete das merkwürdige Weib eine echte Herzenssprache." Merkwürdig genug ist auch eine Stelle in der Einleitung zu ihrem Prosabüchlein „Débat de Folie et d'amour": „Da ich einen Teil meiner Jugend mit Musikübungen hingebracht und der Rest meiner Zeit meines mangelhaften Verstandes wegen mir zu kurz gewesen, um meinem guten Willen für die Hebung meines Geschlechtes dadurch Ausdruck zu geben, daß ich es nicht nur an Schönheit, sondern auch an Wissen und Tüchtigkeit über oder gleich den Männern dastehen lassen möchte, so kann ich weiter nichts thun, als die tugendhaften Frauen bitten, ihren Geist doch ein wenig über den Spinnrocken zu erheben, um der Welt zu zeigen, daß sind wir auch nicht zum Besehlen geschaffen, wir doch als Gefährtinnen in persönlichen wie öffentlichen Dingen von denen nicht zu verschmähen sind, die zu befehlen haben." — Nach den in einer Auswahl von Wilhelm von Scholz herausgegebenen Dichtungen Annettes von Droste zeichnet Th. Achelis das Porträt der westfälischen Dichterin (24). — Robert Reitzel, den Begründer und langjährigen Leiter der Zeitschrift „Der arme Teufel", die für den vaterlandsmüden Deutschen mehr als eine Oase in Amerika bedeutet, charakterisiert Johannes Gaulke als einen deutschen Kulturträger im Geiste Goethes; er sei kein chauvinistischer Patriot, aber der besten Deutschen einer. — Eugène Montfort rühmt Anatole France als den einzigen Schriftsteller unserer Zeit, der über alltägliche Dinge elegant und beleser spricht, als einen Mann von Maß und von Stil, des Aufmerkens- und Nachdenkens, als einen Mann, in dem die reinste französische Tradition fortlebt (25). — Allen Verehrern Daudets empfiehlt Franz Philips in derselben Nummer einen Vortrag Benno Diederichs als das Beste, Charakteristischste, das bisher über den französischen Dichter gesagt sei. — Juristische Glossen zum zweiten Teil von Björnsons „Ueber unsere Kraft" macht Dr. Flesch (vgl. Sp. 1354).

Die Nation. XVIII, 35. Auf die Verwandtschaft des jungen Börries von Münchhausen mit dem Grafen Moritz von Strachwitz weist Richard M. Meyer hin. In der Stoffwahl, im Ton, ja bis in metrische Eigenheiten hinein stehe jener unter dem unzweifelhaften Einfluß dieses ritterlichen Poeten. Wenn aber Strachwitz eine wirkliche Zeitstimmung erfaßte, so fragt man sich angesichts der beiden letzten Bücher Münchhausens („Balladen" und „Juda"), ob nicht aus dem romantischen Einfühlen in fremde Verhältnisse ein absolutes Mißverständnis der Gegenwart entsprungen sei. — Gorki, den man etwas zu einseitig als den Dichter des Proletariats rubriziert habe, sei gar nicht, meint Felix Poppenberg, der Dichter der Masse, im Gegenteil, er suche vielmehr in ihr nach den Herrenmenschen und stelle sie mit Vorliebe in Gegensatz zur misera plebs. Er sei kein Armeleutemaler, sondern eher ein Jan Steen, freilich mit einem Schuß slawischer Melancholie. Seine Erscheinung bedeute in der russischen Litteratur etwas ganz Neues. „In dieser Dichtung, die mit tiefer, herzaufwühlender Gewalt durch Tolstoi und Dostojewsky die brennenden Wonnen des Mitleids und die Entsagungswollust des Altruismus verkündet, erscheint ein unverbildeter, ganz instinktiver Mensch und spricht mit größter Kraft und Kunst ohne alles Theoretische, Verkündigungsmäßige, ganz selbstverständlich, wie für sich, vom Herrenrecht und Persönlichkeitsglück des Einzelnen, der seine Sach' auf nichts gestellt, der lachen kann und hart ist und das Leben nicht in christlicher Zerknirschung, sondern in heidnischem Trotz und dreimaliger Verachtung überwindet." — In Nr. 36 skizziert M. Handl das Leben und Schaffen des englischen Realisten George Bernhard Shaw (vgl. Sp. 400). „Erobern wird Shaw die Bühne nie. Nicht die englische, weil er zu fremd, nicht die fremde, weil er zu englisch ist. Seine Stoffe sind englisch, seine Gedanken kontinentell. Die Satire ist die einzige Brücke, die diese Extreme mit einander verbindet, und Shaw, von Haus aus ein unbezähmbarer Spötter, überschreitet sie mit einem Behagen, das die Leute an beiden Enden manchmal zur Verzweiflung bringt." — Auf die krasse Symbolik in Zolas „Travail" macht Ola Hansson (37) aufmerksam; die meisten der Figuren lebten und bewegten sich nur kraft dieses symbolischen Charakters; die menschlichste unter ihnen, freilich symbolisch genug gehalten, die kleine Josine mit ihrer verstümmelten Hand, sei eine dichterische Schöpfung allerersten Ranges, ein ganzes Weib voller Reiz und Süße. — Den Festartikel zu Julius Rodenbergs siebzigsten Geburtstag schreibt Ernst Heilborn, der die Lyrik und die „Bilder aus dem berliner Leben" für die entscheidende Leistung Rodenbergs hält.

Westermanns Monatshefte. Heft 538. Friedrich Düsel vergleicht Detlev von Liliencron und seinen Schüler Gustav Falke mit einander. Letzteren, meint er, bezeichne man richtiger als das lyrische Seiten- und Gegenstück Liliencrons, als die weibliche Ergänzung zu Liliencrons ausgeprägter Männlichkeit; im Vergleich zu diesem sei Falke der Weichere, Zartere, Träumerische, Sinnigere, nicht nur in seiner Gefühls- und Vorstellungswelt, sondern auch in der Behandlung der künstlerischen Form. Mit dem Leben und seinen Fragen sei er bei weitem nicht so schnell fertig wie jener, der sich damit begnüge, immer nur den Augenblick auszuschöpfen; vielmehr suche er gesetzmäßig die geheimnisvollen Tiefen des Daseins auf und spüre Problemen und Rätseln nach, über die Liliencron mit einem Sprunge hinwegsetze. Gehe Liliencrons temperamentvoller Realismus ganz in der Außenwelt auf, so lausche Falke mit Vorliebe den leisen Stimmen seines Innern, und deutlich sei in seiner Entwicklung eine wachsende Neigung zu geistiger und idealistischer Betrachtung der Dinge zu erkennen. Aus der individualistischen Einsamkeit, hinter der sich Liliencrons dichterische Persönlichkeit verschanzt halte, steige er ein paar Stufen herab zu dem gut bürgerlichen juste milieu, das die Geselligkeit liebt und sich nicht trotzig entschlossen zurückzieht, wenn es heißt, mit Sitte und Geschmack der guten Gesellschaft, ohne sich gerade viel zu vergeben, ein paar gefällige Kompromisse zu schließen. Stärker als Liliencron wurzele er in den Ueberlieferungen unserer heimischen Dichtung; habe jener nur lose an Sturm angeknüpft, um alsbald auf freien und eigenen Wegen zu schreiten, so sei bei Falke vielmehr eine Rückentwicklung zu beobachten, die von Liliencron ausgehe und bei seinem lübeckischen Landsmann Geibel ende. Wie man bei Liliencron überall, auch da, wo er einen absichtlich tändelnden Ton sucht, noch das leise Klingen des Degens hindurchhöre, schwinge bei Falke in allen seinen Gedichten die feine Saite eines unsichtbaren Instrumentes mit, das Inhalt und Form in stetem ebenen Gleichmaß halte. — Vom Hebbelhaus in Ort und von Christine Hebbel plaudert Karl Zeiß.

Wiener Rundschau. V. 8. Die „Moralités Légendaires" von Jules Laforgue, „wohl dem feinsten und bizarrsten Geiste unter den Dichtern, die man unter dem Namen Jungfrankreich kennt", geben Rudolf Kaßner den Anlaß, sich mit der Persönlichkeit dieses Dichters zu beschäftigen, die er zusammenfassend so charakterisiert: Er gehört zu den vier bis fünf jungen Dichtern, denen der frühe Tod etwas Symbolisches gab. Unter diesen Dichterjünglingen, Keats, Novalis, Baudenargues, ist Laforgue der Lachende, und dieses Lachen ist immer wie das Wissen des Endes und des großen Trugschlusses. Er war ferner ein Unentschiedener. Und wenn er sich entschied, mit einem Wort, einer Geste, einem Gedichte, seinem Leben, so war seine Entscheidung das Lachen über seine Unentschiedenheit und Grundlosigkeit, seine Geburt. er mußte lachen über alles, was sich entschied

Digitized by Google

und aussprach. Die einzig mögliche Entscheidung war ihm das Kunstwerk. Er war ein Gespaltener und einer, der täglich, augenblicklich seine Einheit in Bildern und Gedanken finden mußte, er litt an dem ewigen Widerspruch zwischen Denken und Fühlen. „Mit seinen Gedanken war er immer am Ende der Dinge, mit seinen Gefühlen immer vor dem Leben, vor jedem Augenblicke; seine Gedanken hätten alles Mögliche immer überholt, allem Möglichen immer schon gleichsam das Ende und den Tod geholt, seine Gedanken hatten alles ausgesprochen, seinen Gefühlen war alles fern und unnennbar und eigen. Darum litt er an seinem Wissen wie an seinem Schicksal, und seine Sehnsucht langte nach den Augenblicken und Wellen des Meeres mit allen Sinnen wie mit Armen. Laforgue gehört zu den Menschen, die immer außer sich sind und sich selbst niemals besitzen." — Am Schlusse einer Betrachtung Stephan Mallarmés wirft Camille Mauclair die Frage auf, was von Mallarmé übrig bleiben werde. Er hält den Dichter für eine Eingelerscheinung, ein für sich abgeschlossenes Individuum, das mit seinen Kollegen nicht die geringste Aehnlichkeit hatte. Alles an ihm: Gestalt, Ideen, Existenz, Schriften, entstammt einer ursprünglichen Originalität und ist mit nichts zu vergleichen. Er hat keine Zeit gehabt, ein abgeschlossenes Werk zu schaffen. Es bleibt uns nur sein System und das Andenken seiner hohen Persönlichkeit sowie ferner die Dichtungen seiner ersten Methode, die von bedeutendem Werte sind und unter den genialen und außergewöhnlichen Schöpfungen der französischen Litteratur einen Platz finden werden. Der angebliche Chef der Dekadenten war eigentlich niemandes Chef, sondern der Freund einiger Männer, die sich für dieselben intellektuellen Fragen begeisterten. Er teilte mit Paul Verlaine die Verwunderung einer Minderheit; wie dieser wurde er vom Publikum verhöhnt und erst spät geachtet, mehr auf seinen Namen und seine Haltung hin, als mit Rücksicht auf seine Arbeit. Er war eine unglaublich zarte Intelligenz, ein unendlich verfeinerter Organismus, ein gegen seine eigene Sensibilität ankämpfender Logiker. Mallarmé ward der Schmerz zu Teil, sich vor seiner lyrischen Inspiration hüten zu müssen und sich als ohnmächtig verschreien zu hören, während er diese angebliche Ohnmacht doch nur dem Skrupel verdankte. Er wird in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, in der seine starke Eigenart und sein außergewöhnliches Bemühen ihm einen bestimmten Platz sichern, als ein Essayist, philosophischer Dichter und Aesthetiker erscheinen, der sich aus diesen verschiedenen Titeln eine merkwürdige Gestalt schuf, die sich mit keiner andern vergleichen läßt. — Carl Bleibtreu tadelt (in Heft 12) an Zolas letztem Roman „Travail", daß er so unbestimmte Contouren, so blasse Schemen, so blode Engels- und Teufelsfratzen zeige, daß wir in diesem großgedachten Freskogemälde des Kampfes zwischen Proletariat und Bourgeoisie gerade den fleißigen, energischen „Arbeiter" Zola nicht wiedererkennen. Ueberall da, wo seine eigentliche Arbeit einsetzen sollte, huscht er mit Redensarten darüber weg, speist uns wie in den Kriegsbildern der „Débâcle" mit chronikartig trockenen Berichten ab, bricht alle psychologischen Begründungen übers Knie. An sich betrachtet, enthält Zolas Zukunftsbuch einige „prachtvolle" Einzelheiten im besten Stil, doch der Mangel an Wahrheit hat sogar sein Talent des Natürlichsprechens vermindert.

Die Zeit. (Wien.) XXVII, 348. Zwei „neue Bücher über den alten Faust" kritisiert Max Burckhard. Dem einen, „Christus und Faust, Gedanken über Religion und Sittlichkeit" von Hans Marbach, rühmt er nach, daß man in ihm manches Vernünftige über Religion lesen, für den Faust aber nicht viel daraus gewinnen könne; in dem andern, Minors „Goethes Faust, Entstehungsgeschichte und Erklärung" (vgl. Sp. 1102 ff.) scheine der Faust zunächst in eine Anzahl von Stücken zerrissen und dem Verständnis eher ferner als näher gebracht; aber gerade aus der gesonderten Betrachtung der verschiedenen Entwicklungsphasen der Dichtung ergäben sich wertvolle Resultate, vor allem die einfache, natürliche Betrachtung des Faust als dramatischen Bearbeitung einer volkstümlichen Sage. — Anknüpfend an sein vor wenigen Monaten erschienenes Buch „Rothkäppchen" entwirft Laura Marholm ein Bild der Dichterpersönlichkeit Henrik Pontoppidans, der einer bis in die Reformationszeit zurückreichenden, weitverbreiteten Pastorensamilie entstammt. „In den protestantischen Pastoren hat immer ein Stück Geschichtsschreibertum gesteckt, und dies ist auch der wesentliche Zug in der Dichtung Henrik Pontoppidans. Seine Beiträge zur Physiologie und Psychologie des Pietismus — unscheinbar versteckt in Erzählungen aus Bauern- und hauptstädtischen Kreisen — sind ebenso amüsante wie lehrreiche Profilzeichnungen zur Kulturgeschichte unserer Zeit. Mit besonderer Liebe hat er sich in dieses Studium dem kleinen Mann mit der großen geheimen Machtsphäre zugewandt; eine Gestalt wie den „Weber" studiert und gezeichnet zu haben — dieses schleichenden Verleumder aus dem Armenhause, dessen Kanäle sich hoch hinauf verlieren und dessen Feindschaft Personen aus den besten Kreisen und Verbindungen untergraben kann — das ist keine appetitliche, aber eine nützliche Leistung; ebenso nützlich und ebenso wenig appetitlich wie die Untersuchung der Motive, aus denen ein Bauernknecht zum Missionsprediger wird, und wie er es anfängt, ein keusches Leben zu führen." — „Zur Theater- und Bühnenreform" äußert sich in Nr. 349 Johannes Schlaf. Wir sollten, führt er aus, die Reform organisch aus den modernen Verhältnissen und aus der modernen Zeitseele heraus entwickeln, nicht im Geiste eines spukhaften Pseudodeutschtums aus der gotischen Rumpelkammer durchführen; wir würden den Naturalismus zwar in gewissen seiner Erscheinungen zu überwinden und abzutun haben, den Internationalismus, die Ausländerei, die ihm anhafteten, durch Konzentration des individuell deutschen Geistes beseitigen müssen, aber um den Naturalismus überhaupt nicht mehr herum können. „Der zur modernen Höhenkunst und zur Schönheit eines einheitlichen deutschmodernen Stiles gesteigerte Naturalismus wird der Geist eines neuen, wahrhaft modern-deutschnationalen Theaters sein." — Aus Nr. 350 bleibt noch der erste Teil eines Aufsatzes von Max Burckhard zu erwähnen, der die „drei Künstlerdramen" Ibsens, Björnsons und Hauptmanns mit einander vergleicht.

* Unter dem Titel „Blätter für Bücherfreunde" erscheint seit dem Juni d. J. im Verlage von F. Volckmar in Leipzig eine neue Zeitschrift (jährl. 10 Hefte, 4°), die von Julius N. Haarhaus herausgegeben wird. Der Schwerpunkt des Unternehmens soll in einer möglichst vollständigen, systematisch angeordneten Bibliographie aller Neuerscheinungen von allgemeinem Interesse liegen. Außerdem bringt das Blatt kleinere Aufsätze — im 1. Heft u. a. solche über Rodenberg von Eugen Zabel und über Björnson von Philipp Stein — und Proben aus neuen Büchern. Es ist als Vertriebsmittel für die Buchhändler gedacht, wird in einer Auflage von 50,000 hergestellt und kostenlos verteilt, kann aber auch abonniert werden (jährl. 2 Mk.).

Zur Begründung des Unternehmens heißt es in einem Prospekt des Verlags: „An litterarischen Fachzeitschriften fehlt es nicht, und kein Einsichtiger wird ihre Bedeutung für die wissenschaftliche Kritik leugnen. Aber die meisten von ihnen wenden sich an ein ganz kleines Publikum, auf dessen Neigung zum Bücherkaufen sie infolge der häufig allzu polemisch gehaltenen Fassung der Referate durchaus nicht immer einen günstigen Einfluß ausüben." In gemeines Deutsch übertragen will das sagen: die litterarischen Fachzeitschriften haben die üble Gewohnheit, einen kritischen Maßstab an die Neuerscheinungen zu legen, was allerdings nicht immer im Interesse der Verleger und Autoren liegen mag. Demgemäß wird in den „Bl. f. B." die Besprechung der Novitäten den Verlegern selbst überlassen, und zwar durch „Referate im Charakter redaktioneller Besprechungen". Dies heißt also, die „Waschzettel"-Sitte, gegen die oft und mit recht geeifert wird, die aber bis zu einem gewissen Grade dank unseren Pressezuständen ein notwendiges Uebel ist, aus der Tagespresse auf die Fachschriftenpresse und zwar auf ein litterarisches Spezialblatt übertragen, das den ausdrücklichen Zweck verfolgt, dem

Digitized by Google

bücherkaufenden Publikum als Ratgeber zu dienen. Solche Referate, meint der Verlag sehr offenherzig in seinem Prospekt, müssen „den Absatz eines Buches weit günstiger beeinflussen, als Anzeigen im Tone lauter Reklame, in welchen der Leser sofort die Stimme des dabei geschäftlich Interessierten erkennen muß". Damit also der Leser diese Stimme nicht erkennt, werden die Anzeigen unter der äußeren Form von Kritiken in den bibliographischen Teil der Zeitschrift eingeschaltet. Der Leser wird auch in keiner Weise darüber aufgeklärt, daß diese scheinbaren Besprechungen nicht von unbefangener Seite, sondern von den einzelnen Verlegern selbst herrühren, daß sie sogar — und das verschärft den Unterschied von dem Waschzettelunfug der politischen Presse — mit 1 Mk. 50 für die Zeile bezahlt sind. Er muß den Charakter dieser verkappten Selbstanzeigen um so mehr verkennen, als die bibliographische Rubrik der Zeitschrift gleich dem übrigen Teil unter der Verantwortung des Herausgebers steht, obgleich es sich keineswegs um einfache objektive Referate, sondern vielfach um direkte Lobpreisungen der Bücher handelt. So lange nicht an sichtbarer Stelle der Zeitschrift dem Leser mitgeteilt wird, daß die Bücherbesprechungen bezahlte Empfehlungen der Verleger selber sind, wird man diese Methode, den Absatz eines Buches „günstig zu beeinflussen", objektiv als eine Irreführung des Publikums bezeichnen müssen, das nach Zuschnitt und Ausstattung der Zeitschrift ohne weiteres annehmen muß, ein in seinem Urteil unabhängiges Litteraturblatt vor sich zu haben. *K.*

„Amalie Skram." Von Karl Bergmann (Internat. Litt.-Ber.; VIII, 12). Amalie Skram wurde 1847 in Bergen als Tochter eines Großkaufmanns geboren und verheiratete sich 1884 mit dem Kapitän Bernt Müller, mit dem sie zehn Jahre auf Seereisen verlebte. 1883 erschien ihr erster Roman „Madame Hoyers Mietsleute". 1884 ging sie eine zweite Ehe mit dem dänischen Schriftsteller Erik Skram ein und ließ sich dauernd in Kopenhagen nieder. 1887—90 erschien ihr vierbändiger Roman „Die Hellemyrsleute", es folgten das Schauspiel „Agnete" (deutsch von D. E. Hartleben) und eine Anzahl neuer Roman- und Novellenbände, zuletzt der Roman „Julehelg" (Weihnachtsheil), der als ihr bester bezeichnet wird. Sie hat auch einige Arbeiten gemeinsam mit ihrem Mann verfaßt, so „Zolas innere Wandlungen." Von A. Brunnemann (Aus fremden Zungen, Stuttgart; Nr. 12).

„Arno Holz." Von Kurt Holm (Stimm. d. Gegenwart; II, 6).

„Der Schauspieler. Ein künstlerisches Problem." [Max Martersteig.] Von Otto Kienscherf (Deutsche Bühnen-Genossenschaft; X N. F., 20—28).

„Gerhart Hauptmann und der Naturalismus." Von Max Kirschstein (Magaz. f. Litt.; 70, 26).

„Vierundzwanzig Jesuitendramen der litauischen Ordensprovinz." Bearbeitet und mitgeteilt von G. Lühr (Altpreuß. Monatsschr., Königsberg; 38, 1—2).

„Georges Rodenbach. 1855—1898." Von Fr. v. Oppeln-Bronikowski (Aus fr. Zungen; XI, 11). Vgl. LC. I, 807 f.

„Die Zukunft des Dilettantismus." Von Heinrich Pudor (Stimm. d. Gegenw., Eberswalde; II, 6).

„Michael J. Lochemes." Von Johannes Rothensteiner in Frederickstown (Dichterstimmen, Baden-B.; XV, 10). Lochemes ist ein deutsch-amerikanischer Dichter, der 1860 in New York geboren und später in Milwaukee zum Priester geweiht wurde, wo er als Rektor eines Lehrerseminars wirkt. Er schrieb u. a. das Märtyrerdrama „Theodotus", das in mehreren amerikanischen Städten zur Aufführung kam, ferner einen Band Verse unter dem Titel „Dreiguds un Roshens" in dem aus Pfälzerdeutsch und Englisch gemischten pennsylvanischen Dialekt. Seine hochdeutsche Lyrik hat er noch nicht gesammelt.

„Gottsched der Büchersammler." Frankfurter Bücherfreund; II, 4, 5.) Gottsched war ein eifriger Büchersammler und brachte es auf eine Bibliothek von etwa 5000 Werken, die nach seinem Tode versteigert wurde. Von dem gedruckten Auktionskatalog befindet sich noch ein Exemplar in der frankfurter Stadtbibliothek.

Wissenschaftliche Zeitschriften.

Alemania. (Freiburg i. Br.) XXVIII, 3. Auf eine neue Vorlage für Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" weist Paul Beck hin. Es ist die Erzählung von der 1336 gestorbenen Königin Elisabeth von Portugal, wie sie Karl Stengel, Abt des Benediktinerklosters Brenz-Anhausen in Schwaben, in seinem „Stammbuch oder denkwürdige Historien" (München, 1668) berichtet. Diese Legende ist dann wiederholt verarbeitet worden, auch nach Schillers Gedicht, so 1841 von einem portugiesischen Dichter Ignaz Pizarro de Morães Sarmento, sie ist weiter nach Böhmen übertragen worden, wo sie von König Wenzel IV. und seiner Gattin Johanna berichtet wird. — Von dem Reichtum an deutschen Drucken, besonders fliegenden Blättern und Liedern in der Riesenbibliothek des British Museum in London, giebt die Aufzählung der Liederdrucke im britischen Museum von Mary Elizabeth Marriage eine Vorstellung. — Friedrich Pfaff widmet dem „Vater der badischen Volkskunde", dem 1840 verstorbenen Carl Heinrich Freiherrn von Fahnenberg, ein Blatt der Erinnerung. — Aus dem Archiv der Stadt Freiburg giebt Peter P. Albert Aktenstücke zur Geschichte des deutschen Buchhandels im 15. Jahrhundert heraus. Sie zeigen einen der drei Altmeister der Buchdruckerkunst, Peter Schöffer, in einer Civilprozeßangelegenheit, in der es sich um eine widerrechtliche Pfändung seines Gutes, besonders eines Troges gedruckter Bücher, handelte. Aus derselben Quelle, dem freiburger Archiv, teilt J. Kartels ein freiburger Weihnachtsspiel aus dem Jahre 1598 mit.

Euphorion. (Wien.) VII, 3, 4. Am zahlreichsten sind in diesen beiden Heften die Goethebeiträge. Des Dichters Bekanntschaft mit Rétif de la Bretonne, besonders mit dessen „Monsieur Nicola", weist Heinrich Düntzer nach. — Zu den Goethegesprächen trägt Albert Haas die Aufzeichnungen aus dem „Journal intime" Benjamin Constants nach, der 1804 in Weimar war und wiederholt mit dem Dichter verkehrte. — Kleine Faustiana rühren von Max Morris her. — Eine umfangreiche Abhandlung von Ludwig Wyttel zeigt, daß ein Schauerroman: „Die Blutende Gestalt mit Dolch und Lampe, oder die Beschwörung im Schlosse Stern bey Prag. Wien und Prag, bey Franz Haas o. J.", eine der Hauptquellen zu Grillparzers „Ahnfrau" gewesen ist, die eine oft wörtliche Uebereinstimmung mit dieser Vorlage zeigt. — Das künstlerische Problem in Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn" erörtert Max Speier. — Aus Christian Dietrich Grabbes Nachlaß macht Robert Hallgarten (München) interessante Mitteilungen. Wie sorglos der Dichter mit seinen Manuskripten umging, hat er in Briefen an Immermann wiederholt erzählt. Nun hat sich im Nachlaß seines 1898 verstorbenen Freundes Hartenfels einiges gefunden, so das bislang nur dem Namen nach bekannte dramatische Fragment „Kosciuszko", dann eine Kritik über „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", die fast im höhnischen Geiste gehalten ist und von persönlichen derben Ausfällen gegen Goethe und Bettina strotzt. „Goethe, der kein so interessantes Gesicht als Schiller hatte, suchte bekanntlich aus seiner Patrizier-Visage immer einen Jupiter zu machen, und so hat ihn Tinchen (Bettina) auch auf diesem Bilde erfunden und ihm einen Lorbeerkranz in die rechte Hand gegeben. Das ist recht — Goethe selbst sagt ja, daß nur Lumpe bescheiden sind . . . Goethes Antworten sind kurz. Gut das, aber besser, diese berechneten Briefe des zum Höfling gewordenen Kaufmannssohnes wären ganz kurz, wären gar nicht." — Stoffgeschichtliches erfahren wir durch Joh. Bolte, der „des Trinkers Gründe" zusammenstellt. Als Probe ein Gedicht von Friedrich Kind:

Sieben Gründe giebts zu trinken:
Freundesankunft, Nummer Eins!
Zwei: Wenn schöne Mädchen winken;
Drei: Besond'rer Wert des Weins;
Vier: Ein Trinklied hoch zu achten;
Fünf: Ein trock'ner Gaum und Mund;
Sechs: Die Furcht vor künft'gem Schmachten;
Sieben: Jeder and're Grund.

A. Hauffen behandelt die Quellen der „Gesichte Philanders von Sittewald" (Pobagralitteratur). — Der Sage von Ermanerich, die Uhlands Dramenfragment „Speerwurf" behandelt, forscht Oswald von Zingerle nach. — Das Motiv von Otto Ludwigs „Maria", das dem der kleistschen „Marquise von O. . . ." ungefähr gleicht, verfolgt Ferdinand Baldensperger durch die Litteratur der französischen Romantik.

Digitized by Google

Indogermanische Forschungen. Herausgegeben von Karl Brugmann und Wilhelm Streitberg. (Straßburg.) XII, 1, 2. Wesen und Entstehung „künstlicher Sprachen" erörtert R. M. Meyer. Wodurch können künstliche Sprachen entstehen? 1. Durch unwillkürliche oder absichtliche Störung der natürlichen Entwicklung. Diese Störung kann bestehen in Bewahrung des allgemein Abgestoßenen, in Abstoßung des allgemein Bewahrten. Der ersteren Gruppe gehören an die Kindersprache, die durch ursprünglichen Ausdrücke instinktiv neu bildet und verwendet, die Sondersprachen, die innerhalb einer Familie, einer Gesellschaft gesührt werden und nur den Mitgliedern verständlich sind; dazu gehört die Studentensprache, die Soldatensprache. Der umgekehrte Fall, die Abstoßung des allgemein bewahrten Sprachstoffes, tritt zu Tage in den Berufssprachen, wie der Weidmannssprache, Rechtssprache u. a., wo in gewisser Ausdruck, z. B. Schweiß für Blut, verwandt wird, während alle anderen üblichen synonymen Worte abgestoßen werden. 2. entstehen künstliche Sprachen durch unwillkürliche oder absichtliche Veränderungen des Sprachstoffes. Auch hier wieder bietet die Kindersprache mit ihren „Geheimsprachen" reiche Belege. Jeder kennt die p-Sprache, die in jede Silbe des ursprünglichen Wortes ein p einschaltet: wipir wopolleyen soport gepehn = wir wollen fortgehen, oder die Erbsensprache: duerbse woerble illereerbe sterbse nerble ichterbse = du willst nicht? Diese Verschleierung der Sprache findet dann ihre breiteste Anwendung in den Gauner- und Krämersprachen, die zugleich der 3. Gruppe künstlicher Sprachen der durch Uebersetzung aus dem gewöhnlichen Sprachstoff hervorgegangenen angehören. Mit der Gaunersprache, dem Rotwelsch aller Länder haben sich zahlreiche Sprachforscher beschäftigt, in Deutschland Ave-Lallement und neuerdings Friedrich Kluge in seinem grossen Werk „Rotwelsch". Eine 4. Klasse der künstlichen Sprachen entsteht durch berechnete Kombination wie Kontamination mehrerer Einzelsprachen. Hierher gehören die Versuche, eine Weltsprache zu schaffen, aus deren großer Zahl J. M. Schleyers Volapük, Steiners Pasilingua, Hilbes Zahlensprache, Léon Bollacks „Blaue Sprache" hervortreten (vgl. Sp. 625f). — Die Bedeutung, die Rudolf von Raumer für die Sprachforschung besitzt, legt ein Artikel im selben Heft von Max Hermann Jellinek dar.

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte. (Berlin, Alexander Duncker.) I, 1, 2. Als Fortsetzung der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte führen sich diese neuen, unter der gleichen Redaktion — Prof. Max Koch in Breslau — stehenden Studien vielversprechend ein. Den Spuren der Geschichte vom Zauberring des Gyges, die Hebbel bekanntlich dramatisiert hat, folgt Karl Reuschel und vergleicht das Drama mit einer denselben Stoff behandelnden Novelle Théophile Gautiers. — Tomo Matić (Spalato) weist als Quelle von Molières Tartuffe ein Stück der italienischen Stegreifkomödie, Flaminio Scalas „Il pedante" nach, übersieht aber dabei, daß diese „Entdeckung" bereits zweimal, und zwar 1883 von Ach. Neri und 1894 von W. Vollhardt gemacht worden ist. — Einen Ausschnitt aus der „Polenlitteratur" des 19. Jahrhunderts giebt Erwin Kircher, indem er Platens Polenlieder mustert. — Das beliebte und oft (besonders von Alfred Biese) behandelte Thema „Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Dichtung und Kunst" greift noch einmal Eduard Hoffmann-Krayer auf und giebt, ohne Neues zu bringen, in übersichtlicher Darstellung die Geschichte der Naturbegeisterung und Naturschilderung seit dem 8. Jahrhundert. — Mit litterarischen Einflüssen und Wechselwirkungen beschäftigen sich mehrere Abhandlungen. Theodor Zeiger stellt die deutschen Einflüsse auf die englische Litteratur am Schlusse des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts fest. Klopstock und Haller waren die ersten, die jenseits des Kanals bekannt wurden; Wieland und Bürger fanden Nachahmer, Kotzebue hatte wie in Deutschland den lautesten Tageserfolg. Goethe ist vornehmlich durch „Werthers Leiden", Schiller durch die „Räuber" allgemein bekannt geworden. Umgekehrt untersucht Irvin Clifton Hatch den Einfluß, den Shaftesbury auf Herder geübt hat, und Hermann Stanger den, den Ludwig Tieck von Ben Jonson erfuhr. — Hermann Henkell stellt in Ergänzung seines Buchleins „Goethe und die Bibel" weitere Bibelzitate bei Goethe zusammen, und Karl Boßler deckt für Goethes „Generalbeichte" (Lasset heut im edlen Kreis . . .) eine Ballade von Lorenzo de Medici als Quelle auf; Robert F. Arnold endlich löst ein Anonymon der politischen Litteratur auf, indem er nachweist, daß die 1834 erschienenen „Seufzer aus Oesterreich", deren Verfasserschaft lange Anton Groß-Hoffinger zugeschrieben wurde, eine Uebersetzung des englischen Pamphletes „Austria as it is" von Charles Sealsfields (1828) darstellt. — Arthur L. Jellinek beginnt mit einer fortlaufenden Bibliographie der auf die vergleichende Litteraturforschung bezüglichen Erscheinungen.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. (Leipzig, Teubner XV, 1—4.) Ein bisher ungedruckter Brief Lenaus wird durch Walther von Arx herausgegeben. Er ist an Ludwig von Pfost in New York gerichtet und handelt unter anderem von der damals eben vollendeten Dichtung Lenaus „Savonarola" und von der Absicht des Dichters, nach Amerika zu ziehen und sich dort niederzulassen. — Die übrigen Beiträge der Hefte knüpfen zum größten Teile an Goethe oder Schiller an. „Rückterne Erwägungen über Goethes Spinozismus" rühren von Theodor Vogel, „Sozialpolitische Randbemerkungen zu Goethes „Götz von Berlichingen" von Max Hodermann her. — Die Montgomery-Szenen in Schillers „Jungfrau von Orleans" und die Rudenzhandlung im „Tell" behandelt recht breit Eugen Grünwald. — L. Koch analysiert die zwei jüngsten „Lehrerschauspiele", Max Dreyers „Probekandidaten" und Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher" und giebt ihnen vom Standpunkt des Lehrers Recht. Viel Interessantes findet sich im Sprechsaal. Dazu gehört kaum Heinrich Düntzers Aufsatz, der die Frage, ob Goethe Klinger Geld geborgt hat oder nicht, nochmals weitläufig aufrollt. — Bemerkenswert dagegen sind die Vorläufer von Webers „Freischütz", Ferdinand Rosenaus und Alois Gleichs gleichnamige Opern, die 1816, also ein Jahr vor Weber-Kind, in Wien aufgeführt wurden und auf die Egon von Komorzynski aufmerksam macht.

Wien. *A. L. Jellinek.*

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Deutsche haben oft ihre Verwunderung darüber geäußert, wie wenig Artikel in den englischen Zeitschriften sich mit Aesthetik und verwandten Gegenständen befassen und wie spärlich auch Bücher dieser Art hierzulande erscheinen. Mr. W. J. Courthope bietet in seinem neuen Werk „Life in Poetry: Law in Taste" eine Erklärung dafür. Er führt aus: „Es ist ein Wesenszug der Engländer, auf den meisten Gebieten des Lebens oder der Wissenschaft bereitwillig den Ansprüchen des Gesetzes und der Ordnung Folge zu leisten. Wir verlangen streng Unterwerfung unter die Vorschriften des Moralgesetzes. Wir wissen, daß unsere bürgerlichen Freiheiten von der treuen Beobachtung des gemeinen Rechts im Lande abhängen. Wir erkennen die Notwendigkeit, die Freiheit der individuellen Willkür unter die strengen Gesetze der Naturwissenschaft zu beugen. Aber es giebt einen sehr ausgedehnten Bezirk der Erkenntnis, innerhalb dessen ein jeder von uns dazu neigt, eine absolute Befreiung vom Gesetz für sich zu beanspruchen; wir geben nicht zu, daß für das Individuum eine Verpflichtung besteht, seine Auffassungen in Sachen der Kunst und des Geschmacks zu prüfen, zu meistern

Digitized by Google

und zu regulieren . . . Und so weit haben wir diese Freiheit getrieben, daß die Kritik an einer Darstellung der ästhetischen Gesetze in eine Art von Verrus bei uns gelangt ist." Der Grund hierfür liegt nach der Ansicht M. Courthopes in der festen Entschlossenheit der Engländer, bei den Ergebnissen der Erfahrung zu beharren, und in ihrer Liebe zum Praktischen. Und doch ist jeder Mensch eben durch die Beschaffenheit des Verstandes kritisch veranlagt. Es möchte so scheinen, in England wenigstens, daß jeder Mann von Geist ängstlich darauf bedacht ist, seine eigene künstlerische Meinung vorherrschen zu lassen, und gerade wie in der Politik wird er alles, was ihm zur Verfügung steht, zur Erreichung dieses Ziels ausbieten. Dem beständigen Widerstreit von Myriaden von individuellen Geschmacksrichtungen, die ohne Methode und mit all der Hitze des Parteigeistes verteidigt werden, muß der unglückliche Ruf, der sich an den Namen der englischen Kritik heftet, zugeschrieben werden. — Andere Abschnitte des Buches handeln von der dichterischen Konzeption, dem dichterischen Ausdruck, der dichterischen Décadence; für letztere werden interessante Gründe beigebracht. Das leidenschaftliche Streben nach Freiheit hat eine gewaltige Zunahme des Selbstbewußtseins bewirkt, und dieses erklärt die Uebertreibung des individuellen Elements in der modernen Poesie. Gefühlsanalyse, nicht die ideale Darstellung der Fabel, ist in der That der oberste Grundsatz der zeitgenössischen Komposition, sowohl der epischen wie der dramatischen, wogegen die beste Kunst die Verschmelzung des Unbesellen mit dem Individuellen ist. Ein bedeutsamer Zug des Buches ist die ins einzelne gehende Studie über die Auffassung des Gesetzes, wie sie sich in der französischen, deutschen und englischen Dichtung äußert. Wo Mr. Courthope von der deutschen Poesie handelt, verliert er sich aufs Prophezeien. Er erklärt für ihre Hauptmerkmale in der Vergangenheit die im Empfindsamen und einem Geist der Schwärmerei und Träumerei. Wie wird dann die dichterische Einbildungskraft die starke Leidenschaft des deutschen Geistes für Freiheitsliebe und Spekulation, verbunden mit der Herrschaft des militärischen Absolutismus, zum Ausdruck bringen, die das notwendige Werkzeug zu sein scheint, um den Ehrgeiz des neuen deutschen Reichs zu verwirklichen? Augenblicklich giebt es keine Poesie in Deutschland. Die Muse ist verstummt. Wenn sie durch den Genius eines großen Dichters wieder zu Worte kommt, wird sie wahrscheinlich die Form des Romans oder des Dramas anwenden und darin allgemeine Gedanken vom Leben und Handeln äußern. Das Buch ist aus Vorlesungen erwachsen, die Mr. Courthope als Professor der Poetik in Oxford in den Jahren 1895 bis 1900 hielt, und im Verlag Macmillan erschienen.

Die Wissenschaft der vergleichenden Litteratur bildet den Gegenstand eines Beitrags zum Juniheft der „Contemporary Review" von Prof. H. Macaulad Posnett. Auch das ist ein Thema, das in England keine Gnade findet. Die Methode des Studiums der litterarischen Thatsachen, aus der eine litterarische Wissenschaft begründet werden kann, wird dargelegt. Die Hauptbedeutung eines solchen, gehörig betriebenen Studiums besteht darin, daß es die Freundschaft der Nationen erhellen und ausbreiten sowie die Kenntnis und die Sympathieen einzelner Männer vermehren werde. — Im Juniheft von „Nineteenth Century" giebt Mr. Frederic Harrison, der kürzlich zwei Monate in den Vereinigten Staaten zubrachte, seine Eindrücke von Amerika zum besten; er faßt sie in folgenden Schlußworten zusammen: „Ich bekam den Eindruck, daß in Amerika die Beziehungen der Geschlechter in einem weit gesünderen und reineren Zustand sind als in der alten Welt. Ich schließe mit der Empfindung, daß die neue Welt ein weites moralisches und intellektuelles Feld darbietet für die friedliche Entwicklung eines Industriestaates, daß diese Gesellschaft in der Hauptsache kräftig, rechtschaffen und gesund ist; daß der Eifer zur Wissenschaft, Gerechtigkeit und Menschlichkeit so tief im amerikanischen Herzen wurzelt, daß sie damit schließlich die beiden schweren Probleme lösen werden, die ihnen für die Zukunft übrig bleiben: der ewige Kampf zwischen Kapital und Arbeit und die Kluft zwischen den Farbigen und den Europäern." — Die Vorlesung, die Mr. Harrison an der Harvard University über die Schriften König Alfreds (vor kurzem bei Macmillan erschienen) hielt, ist für Litterarhistoriker hochinteressant. Alfred darf nicht nur als ein Staatsmann gelten, der in barbarischen Zeiten den Wert der Erziehung erkannte, sondern auch als ein Schriftsteller, der eine englische Prosa begründet und festgelegt hat, die in ihren Hauptzügen typisch geblieben ist.

Mr. Giffings neuer Roman „Unser Freund Aufschneider" (Our Friend the Charlatan) ist wohl der Lektüre wert. Sein Held ist ein charakteristischer moderner Typus, ein Mann, der durchs Leben geht mit der Theorie, daß die Frauen einfach als Mitarbeiter zu betrachten sind und daher unter allen Umständen mit einer freimütigen Kameradschaft behandelt werden müssen; er ist höchlich überrascht, als ihm eine Frau sagt, daß unter der Voraussetzung vollständiger Gleichheit und Kameradschaft für die Frau nicht mehr Grund vorliegt, ihre Zukunft dem Manne zu opfern, als für den Mann, um einer Frau willen auf seine Ziele zu verzichten. Freilich, er ist bloß ein Abenteurer, etwa wie Anthony Hopes „Quisants" oder Zangwills Mr. Broser im „Mantle of Elijah"; er redet, aber handelt nicht. Zum Schluß muß er die Witwe heiraten, die ihr Geld an ihn verloren hat, und so müssen sie ihre Ehe mit 200 Pfund Sterling jährlichem Einkommen beginnen.

Das Textbuch zu Dr. Villiers Stanfords Oper „Viel Lärmen um Nichts" stammt aus der Feder eines vollendeten litterarischen Künstlers, Mr. Julian Sturgis, und ist im ganzen recht befriedigend. Aber wenn die Zuschauer nicht bis zu einem gewissen Grad mit Shaksperes Komödie vertraut wären, möchten sie vielleicht ihre Schwierigkeit haben, der Oper zu folgen. — Die Theater sind gerade dabei, nach einer nicht besonders günstigen Saison ihre Pforten zu schließen. Mr. Beerbohm-Tree verspricht zum Herbst das neue dramatische Gedicht von Mr. Stephen Phillips „Ulysses" (s. u. Sp. 1455) ein Shakspearisches Stück in neuer Einfindierung und vielleicht ein modernes Drama. Das Deutsche Theater in London eröffnet eine neue Reihe von Vorstellungen im Oktober. Ein englischer Direktor hat sich Fuldas „Zwillingsschwester" geschert; und es sind Verhandlungen im Werk, die Mr. Forbes Robertson bestimmten sollen, den „Fuhrmann Henschel" in einer angemessenen englischen Uebersetzung zu spielen. — Miß Laurence Alma-Tadema, eine Tochter des Malers, hat einen merkwürdigen kleinen Einakter geschrieben, der augenscheinlich stark von Maeterlinck beeinflußt ist und von der Stage-Society herausgebracht wurde. „Der unsichtbare Steuermann" (The unseen Helmsman). Es handelt sich darin um das Problem, ob eine Frau die ganze Liebe eines Mannes beanspruchen kann, oder ob sie sich mit einem Teil zufrieden geben muß.

Die englische Litteratur hat durch den Tod Sir Walter Besants und Robert Buchanans beträchtliche Verluste erlitten (vgl Sp. 1373). Besants Leben war ein reiches; 1838 (nach der Angabe von „Whos who" 1836) in Portsmouth geboren, war er abwechselnd Kritiker, Romanschreiber, Antiquar. Seine Rabelais-Monographie ist vielleicht die eindringlichste und belehrendste Studie über den großen französischen Klassiker, die den englischen Lesern zu Gebote steht. 1871 that er sich mit Mr. James Rice zusammen; die Früchte dieser Vereinigung waren eine Reihe von Romanen, deren erster „Ready-Money Mortiboy" (1872), deren letzter „The Seamy Side" (1881) war. Der Treffer dieser gemeinschaftlichen Arbeit war „Der goldene Schmetterling" (1877). Nach Mr. Rices Tode erschien 1882 Besants Roman „Alle Arten und Stände von Menschen"; darin träumte er von einem Palast zur Erquickung der Armen des Ostends von London. Der

Digitized by Google

Traum ist bis zu einem gewissen Grad verwirklicht worden durch die Errichtung des Volkspalastes, den die Königin Viktoria 1887 in Mile End eröffnete. Seine Bücher über London und seine Altertümer verleihen ihm beinahe den Rang eines Historikers. Ueberdies gründete er den Schriftstellerverband (Incorporated Society of Authors), um unbekannte und ringende Angehörige des litterarischen Berufs vor der Ausbeutung durch die weniger rühmlichen Herren Verleger zu schützen. Daß er zum Lohn für diese verdienstliche Thätigkeit 1895 in den Ritterstand erhoben wurde, war nicht mehr als billig. — Robert Buchanan, 1841 geboren, schrieb Gedichte, Dramen und Novellen. Er war ein Mann von großem Talent, ein herzhafter, leidenschaftlicher Schriftsteller; aber es fehlte ihm das gewisse Etwas, das ihm unter den englischen Schriftstellern eine erste Stellung erobert hätte. Seine zahlreichen Dramen werden sich in der Litteratur nicht behaupten: seine Novellen, denen es gewiß nicht an Kraft gebricht, sind gewaltsam und melodramatisch; von seinen lyrischen Leistungen stehen die Balladen obenan, seine sonstigen Verse lassen Stil und Geschmack vermissen. Vielleicht wird er am ehesten fortleben durch seinen wütenden Angriff auf die Gedichte Rossettis und Swinburnes, die er als die „fleischliche" Dichterschule brandmarkte.

London. *Elizabeth Lee.*

Belgischer Brief.

Gegenüber der überraschend schnellen Entwicklung der belgischen Lyrik und Epik ist das Drama stark zurückgeblieben. Die belgischen Theater nähren sich fast ausschließlich von französischen Produkten. An Versuchen, diese durch einheimische zu ersetzen, hat es nicht gefehlt, einen durchschlagenden Erfolg hat jedoch bis jetzt kein belgisches Drama erreicht, obschon gerade die besten unserer heutigen Dichter sich, in richtiger Erkenntnis des Uebelstandes, immer wieder an diese Dichtgattung wagen. G. van Zype, dessen Roman „Claire Fantin" kürzlich hier besprochen wurde (vgl. Sp. 319), hat im brüsseler Parktheater ein soziales Drama, „L'aumône", aufführen lassen, das erste dieser Gattung in unserer Litteratur: es errang einen Achtungserfolg. Der Grundgedanke des Dramas ist, daß das wirkliche Mitleid mit den Enterbten der Erde der heutigen Gesellschaft abhanden gekommen sei. Unsere Mildthätigkeit sei selbstsüchtig und kalt; nicht die milde Gabe an sich thue es, sondern die Art und Weise, wie man gäbe. Der in einem öffentlichen Armenhause spielende dritte Akt des Dramas erinnert an die „Weber". Die Gestalten, mit Ausnahme einer einzigen — eines zynischen, geistreichen Bagabunden — bleiben allzusehr im Konventionellen stecken. — Fast gleichzeitig und in demselben Theater fand die Erstaufführung eines historischen Dramas „Philippe II." von Emile Verhaeren, unserem talentvollsten Lyriker, statt. Der Titelheld ist kaum skizziert, und nur ein einziger Charakter, nämlich der des Don Carlos, ausgeführt. Verhaerens Don Carlos ist aber bei weitem nicht die ritterliche Figur Schillers, auch nicht die widernatürlich-wahnsinnige der neueren historischen Forschung; er hält weislich die Mitte zwischen beiden. Das an manchen Einzelschönheiten reiche Stück kommt über eine dramatische Skizze nicht hinaus. — Das vlämische Theater in Brüssel hat in letzter Zeit keine nennenswerte Novität zur Aufführung gebracht. Den größten Erfolg erreichte es mit Hauptmanns „Fuhrmann Henschel", mit dem die Truppe dieses Theaters soeben eine Rundreise in Belgien angetreten hat.

Ein merkwürdiger Novellenband von G. van Zype: „L'instinct" (Brüssel, G. Balat) bringt zwölf kleine Erzählungen, von denen eine jede irgend einen menschlichen Trieb analysiert. — Eine hübsche Reihe von versinnigierten Volksgeschichten aus dem Blumenlande, in Bänkelsängerton, bieten die kürzlich erschienenen „Petites légendes" (Brüssel, Deman) von Verhaeren. Zahlreiche im Laufe dieses Jahres erschienene Gedichtsammlungen, sowohl in französischer, als in vlämischer Sprache, meist Erstlingswerke, erheben sich nicht über das Mittelmaß. Das beste verdankt die belgische Litteratur der „Heimatkunst". Das hervorragendste Talent auf dem Gebiete der Dorfdichtung ist der westflandrische Bäcker Stijns Streuvels, ein Neffe des größten vlämischen Lyrikers Guido Gezelle (vgl. Sp. 1066). Neben ihm tritt in Westflandern der katholische Pfarrer Hugo Verriest auf, der soeben ein Bändchen hübscher Dorfskizzen mit dem etwas gesuchten Titel: Regenboog uit andere Kleuren (Roussélaere, De Mester) herausgegeben hat. Das Kempenland schildert G. Segers in einem Bande mittelmäßiger Novellen: Bij de Kempenaars (Gent, Siffer). Denselben landschaftlichen Hintergrund haben die bereits hier besprochenen Romane von G. Virrès: „La bruyère ardente" und von G. Eekhoud: „La Faneuse d'Amour" (vgl. Sp. 319). — Als ein Nachahmer Eekhouds kennzeichnet sich der Brabanter Sander Pierron, dessen „Délices du Brabant" (Brüssel, Lacomblez) eine bedeutende Beobachtungs- und Schilderungsgabe verraten. Eine tüchtige Leistung ist das Buch von J. Sottiaux: „L'Effort du sol natal" (Brüssel, Schepens), der das „schwarze Land", den hennegauer Kohlenbecken, in anschaulich ergreifenden, oft grandiosen Bildern besingt. Eine Reihe von interessanten Charakterköpfen aus dem wallonischen Volke im allgemeinen liefert das Buch von Maurice des Ombiaux: „Nos Rustres" (Liège, Edition de „La Mouse").

Auf dem Gebiete der litterarischen Kritik ist zunächst das Buch von G. Legrand zu verzeichnen: „Styles et caractères" (Brüssel, Schepens), das eine Reihe von hübschen Studien über französische Schriftsteller, wie Bazin, Loti, Rosand, Droz, Coppée u. a. bietet. — Eine wissenschaftliche Ausgabe der Fastnachtsspiele des brügger Rederijkers C. Everaert, besorgt von Muller und Scharpé, ist im Erscheinen begriffen (Leiden, Brill). — Die kgl. vlämische Akademie hat die erste Lieferung eines bio-bibliographischen Lexikons der vlämischen Schriftsteller herausgegeben, die keine großen Hoffnungen auf die wissenschaftliche Gründlichkeit dieses Unternehmens erweckt. — Viel besser kündigt sich die Sammlung alter niederländischer Volksleder an von Fl. van Duyse: Het oude nederlandsche lied, wereldlijke en geestelijke liederen uit vroegeren tijd, teksten en melodieën (Antwerpen, Nederlandsche boekhandel), von der bis jetzt 4 Lieferungen erschienen sind und die ein würdiges Seitenstück zu Erks und Böhmes Sammlung zu werden verspricht; das Ganze ist auf 35 Lieferungen von je 64 Seiten berechnet. — In demselben Verlage erscheint eine ausführliche illustrierte Geschichte der vlämischen Litteratur von Coopman und Scharpé: „Geschiedenis der vlaamsche letterkunde van het jaar 1830 tot heden"; bis jetzt liegen die vier ersten Lieferungen vor. — Eine neue vlämische Volksbibliothek erscheint von Oktober 1900 an in Gent: „Flandrias Novellenbibliotheek." Sie enthält Novellen von vlämischen Dichtern: monatlich erscheint eine Nummer zum Preise von 10 Centimes. — Ein ähnliches Unternehmen katholischer Tendenz ist die „Duimpjesuitgave" (Maldeghem, V. De Lille), von der bis jetzt ungefähr 20 Bände erschienen, darunter eine Uebersetzung von Webers „Goliath" (Bd. 16).

Die belgische Zeitschriftenlitteratur ist, wie immer, sehr arm an litterarischen Beiträgen. Längere Besprechungen von Rostands „Aiglon" brachten „Durandal" (Aprilheft) und die „Revue générale" (Maiheft). In „Durandal" (Januar) setzt A. Cuppens seine Studie über Guido Gezelle fort, desgleichen Frl. Belpaire in „Dietsche Warande en Belfort" (März) ihre Studie über das Landleben in der Litteratur mit einer eingehenden Behandlung von R. Bagins „La terre qui meurt". In der „Germania" (April) teilt Simons eine Probe einer vlämischen Uebersetzung des Walthariedes mit, die demnächst erscheinen wird. — Das Maiheft von „Dietsche Warande en Belfort" enthält den

Digitized by Google

ersten Teil einer längeren Abhandlung über H. Hansjakob vom Unterzeichneten; es wird darin, nach einem kurzen Ueberblick über die deutsche Dorfdichtung, Hansjakobs Stellung in deren Bezirk gekennzeichnet. — Deutsche Chroniken, enthaltend Bücherbesprechungen, Zeitschriftenschau, Verschiedenes, bringt von nun an regelmäßig die „Revue de l'Instruction publique" (Gent).

Lüttich. *Heinrich Bischoff.*

Polnischer Brief.

Die polnische Litteratur beklagt den Tod zweier Dichter. Der eine von ihnen, kaum ein Jüngling, Stanislaw Brzozowski endete in Warschau durch Selbstmord; er war bedeutend als moderner symbolistischer Lyriker und hat auch Baudelaire, Verlaine u. a. vortrefflich übersetzt. Der andere, bereits an der Grenze zwischen dem Mannesalter und dem Abende des Lebens, Aureli Urbanski, ein Epigone der patriotischen Poesie, schrieb Lyrisches und Dramatisches, in beiden Richtungen voll Gefühl, ja, sogar Leidenschaftlichkeit, wenn er auch im Drama („Die Tragödie einer Nacht") das Tragische mit dem Gräßlichen verwechselte. Für die deutsche Litteratur ist er von Bedeutung als der beste polnische Heine-Uebersetzer. Kurz vor seinem Tode gab er noch den „Romancero" heraus, für den er lange Zeit vergeblich einen Verleger gesucht hatte. Noch ein dritter Todesfall muß erwähnt werden, der auch in der deutschen Presse ein starkes Echo weckte. Dagny Przybyszewska, die frühere Gemahlin des polnisch-deutschen Dichters Stanislaw Przybyszewski, wurde in Tiflis von ihrem Geliebten ermordet, der dann auch sich selbst erschoß. Sie war die Witwe eines norwegischen Arztes, trat in persönliche Beziehungen mit Strindberg (vgl. sein „Inferno") und Przybyszewski (vgl. seinen „Homo sapiens"), wurde dann die Gattin des letzteren und schrieb damals moderne Dramen und Skizzen, die ihr Mann übersetzte. Ihr Tod ist der letzte Akt einer blutigen Tragödie, die an Przybyszewskis „Goldenes Vließ" erinnert (vgl. oben Sp. 1416).

Den Bericht über den Inhalt der polnischen Zeitschriften mögen einige Worte über einen Aufsatz im warschauer „Tygodnik illustrowany" (Illustriertes Wochenblatt, Heft 22) eröffnen, der sich mit Goethe und A. v. Humboldt als Mitgliedern der warschauer „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft" beschäftigt. Humboldt wurde 1829 zum Mitgliede ernannt und sandte einen französischen Brief an den Präsidenten der Gesellschaft, den Dichter J. U. von Niemcewicz, in dem er von den „liens parmi les hommes" spricht, „qui survivent aux grandes révolutions, qui affligent l'humanité". In demselben Jahre stellte der Bahnbrecher der polnischen Romantik, Kasimierz Brodzinski den Antrag, „St. Exzellenz Hochwohlgeboren W. von Goethe, Minister im Großherzogtum Weimar", zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft zu ernennen und motivierte ihn damit, daß „Goethe erst in dieser Zeit Gelegenheit hatte, manche Produkte der slavischen Musen kennen und schätzen zu lernen, und sich für die polnische Litteratur jetzt besonders interessiert". Mit einem lateinischen Briefe vom 13. Mai 1830 dankte Goethe höflich für das Diplom; er sprach seine Freude darüber aus, daß sein Name „etiam ad exteras nationes, lingua et stirpe longe diversas, ita propagetur", bedauerte, daß er „provectus aetate" an den Arbeiten der Gesellschaft nicht im Wetteifer mit den Jüngeren werde teilnehmen können, doch versprach er, „me pro viribus ita acturum esse, ut desidem Vobis adiunxisse non videamini". — In dem Maiheste der „Biblioteka warszawska" (Warschauer Bibliothek) findet sich der letzte Artikel in der Serie über „die Wendung im deutschen Modernismus" von Josef Flach, der sich diesmal mit dem Roman befaßt und zum Schlusse auf die „Heimatsbewegung" hinweist.

Großes Aufsehen machte ein heftiger polemischer Artikel in der modernen Rundschau „Chimera" (2. Heft) aus der Feder ihres Leiters Zenon Przesmycki (Miriam), der den ewigen Kampf gegen die Kunst charakterisiert. Indem er die Worte Schiegels zitiert — die Schriftstellerei sei, je nachdem man sie treibe, eine Insanie, eine Ausschweifung, eine Taglöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Tugend — spricht er über die journalistische Kritik das strenge Urteil aus, von diesen sechs Kategorieen seien die letzten beiden immer in der Minderheit gewesen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts seien sie beinahe vollständig in der Hochflut der vier ersten verschwunden. Gerade die letzten Wochen lieferten ihm ein schlagendes Argument. Nach einer gehässigen Rezension des neuen Dramas von Przybyszewski „Das goldene Vließ", die eine lemberger Tageszeitung brachte, beschwerte sich im dortigen Stadtrate ein Herr, von Beruf ein Cafetier, darüber, daß man ein so „unmoralisches" Stück im „Stadttheater" aufführe. Das Drama wurde dem auch gleich darnach vom Spielplan abgesetzt. Nun veröffentlicht der Autor einen temperamentvollen Protest gegen diese Schädigung der moralischen und materiellen Interessen eines einheimischen Dichters, indem er sich darauf beruft, daß gerade der Rezensent eines für klerikal geltenden Blattes, J. Flach, einen enthusiastischen Bericht über das Werk schrieb und entschieden den Vorwurf der Unmoralität abwies. Der Protest machte viel Lärm, doch bis jetzt ohne positiven Erfolg.

Wie man ernst und gründlich eine neue Richtung in der Litteratur vom Standpunkte der traditionellen sog. klassischen Dichtung beurteilt, zeigt ein Aufsatz von Professor Stanislaw Tarnowski im „Przeglad polski" (Allgemeine Rundschau, Mai und Juni), der gleichsam alles enthält, was ein begeisterter Verehrer Schillers gegen „Das moderne Drama" vorbringen kann. Sehr scharf, wenn auch vollkommen ruhig vorgetragen, ist der Abschnitt über Hauptmann, der freilich nur in einer eingehenden Kritik der „Versunkenen Glocke" besteht. Der Verfasser vermißt hier in den grundlegenden Situationen und in der Charakteristik der Personen die innere Wahrheit.

Eine der vornehmsten polnischen Monatszeitschriften, das „Ateneum", das 26 Jahre lang der Mittelpunkt der fortschrittlichen litterarischen Kreise in Warschau gewesen ist, ist leider eingegangen. Die Rundschau, die auch materiell so ziemlich gut stand, ist wegen kleinlicher Gründe politisch-persönlicher Natur von ihrem Eigentümer aufgegeben worden. — Das Theaterjahr geht zu Ende; ein glänzender Epilog wird das lemberger Gastspiel der berühmtesten polnischen Tragödin Frau Modrzejewska in den ersten Tagen des Juli sein. — Auf dem Büchermarkte ist ein neuer lyrischer Band von Lucyan Rydel zu verzeichnen, der u. a. liebenswürdige Gedichte an seine Braut, ein schlichtes Bauernmädchen, enthält.

Lemberg. *J. Flach.*

Amerikanischer Brief.

Die panamerikanische Ausstellung in Buffalo nimmt zur Zeit in den litterarischen Magazinen ungebührlich viel Raum in Anspruch; seitenlange Beschreibungen und Reproduktionen der Skulpturwerke haben den litterarischen Essai fast ganz verdrängt. In der Juninummer des „Critic" ist der lesenswerteste Beitrag ein Gespräch zwischen William Archer und Stephen Phillips, das interessante Schlaglichter auf die elende Verfassung der englischen Theaterkritik wirft. Archer meint, das englische Publikum müsse sich auf die „Times" beschränken, wenn es einen zuverlässigen Bericht über ein Drama wünsche; die dramatische Rezension der übrigen Blätter sei Leuten anvertraut, die an das Schauspiel den Maßstab des Sports legen. Außer A. B. Walkley, dem „Times"-Rezensenten, sei ihm keiner bekannt, der auch nur annähernd mit den französischen Kritikern zu vergleichen wäre, es sei denn Max Beerbohm. Phillips spricht über das poetische Drama Englands und behauptet, daß es seit mehr als zweihundert Jahren durch

Digitized by Google

die shakspearische Tradition erdrückt werde. Auf die Frage, ob irgend ein seit der Restauration entstandenes Drama sich wirklich lebensfähig erwiesen habe, weiß Archer ihm keines zu nennen. Ueber sein eigenes Wirken befragt, erklärt Phillipps, er strebe nach Einheit der Wirkung, die elisabethanischen Dramatiker hingegen hätten Vielfältigkeit angestrebt und das ganze mannigfaltige Gewebe des Lebens in ihre Bilder zu drängen gesucht. Er arbeite zur Zeit an einem Odysseus-Drama, trage sich aber auch mit der Idee, einen biblischen Stoff zu benutzen: David und Batseba. Diese Mitteilung veranlaßt Archer, das Gespräch mit folgenden Bemerkungen zu schließen: „Um Gotteswillen, daran dürfen Sie nicht denken! Bedenken Sie doch, daß Sie in einem freien Lande leben, wo das absolute Detret eines Gentleman im Hinterhofe von St. James Sie der Arbeit vieler Jahre berauben kann, sobald diese gegen seine Vorurteile oder die Traditionen seines Amtes verstößt! In gottlosen und unter Tyrannenjoch seufzenden Ländern wie Frankreich, Italien und Deutschland, konnte Racine ‚Esther' und ‚Athalie' schreiben, Alfieri seinen ‚Saul', Sudermann seinen ‚Johannes', aber im freien, aufgeklärten und tugendhaften England sind solche Ungeheuerlichkeiten undenkbar. Sie können die Religion parodieren und entwürdigen, wie im ‚Sign of the Cross', aber Sie dürfen Ihre unheiligen Hände nicht an eine Episode aus dem alten Testament legen."

In der Juninummer des „Bookman" schließt die Serie von Artikeln über die Besuche europäischer Autoren in Amerika, in der die deutschen Gäste von litterarischer Bedeutung nur nebenbei behandelt worden sind. — Die Litteraturspalten des „Commercial Advertiser" enthielten unlängst einen scharfen Angriff auf William Dean Howells ungünstiges Referat über Barrett Wendells Geschichte der amerikanischen Litteratur. Es heißt darin: „In Prof. Wendells Buch befindet sich auch nicht ein Urteil von so kleinlicher und ungenügender Art, wie Mr. Howells Urteil über ihn . . . Er kritisiert ohne Maßstab, ja sogar ohne ein konsequentes Vorurteil. Es sind nervöse, unsichere, weibische Leistungen, die eine Schar unsähiger junger Leute ermutigt haben, ihr Geringstes zu leisten. Es ist in den vielen Jahren kein junger Mensch aus dem Süden oder dem Westen gekommen, der sich nicht seine Gunst erobert hätte . . . Der Weg, den sein Lob genommen, ist mit den verwelkten Hoffnungen seiner Leser besteuert." So wird dem Manne gedankt, der der neueren Schule Führer und Ratgeber gewesen. Aber Howells wird sich kaum darob grämen. — Im „Cosmopolitan" plaudert Richard le Gallienne anregend über „Aucassin et Nicolette", und Harry Thurston Peck giebt litterarischen Anfängern in seiner „Psychologie der gedruckten Seite" wertvolle Winke. — Eine Bereicherung der Magazinlitteratur ist die von Arthur Hornblow redigierte Monatsschrift „The Theatre".

Unter den neuen Erscheinungen des Büchermarktes überwiegen gegenwärtig die „Nature-Books" und unter diesen wiederum J. P. Mowbrays „Journey to Nature", das so frisch empfunden und so fesselnd geschrieben ist, daß ihm die Popularität beschieden sein sollte, die „Elizabeth and her German Garden" in England und hier genoß. — Die hervorragendste belletristische Erscheinung ist Winston Churchills Roman aus der Zeit des Bürgerkrieges: „The Crisis", in dem Nachkommen seines Richard Carvel die Hauptrollen zuerteilt sind. Da dies aber der einzige Zusammenhang mit dem früheren Werke ist, so stören die häufigen Hinweise auf jenes. Die Charakteristik jedoch ist gut, der Stil unanfechtbar, und die Handlung, wie es die stürmisch bewegte Zeit und die rasche Folge wichtiger Vorgänge gegen den Schluß zu mit sich bringen, lebhaft und spannend.

Eines der interessantesten Ereignisse in der litterarischen Welt New Yorks, das von der Tagespresse fast gar nicht berücksichtigt wurde, war die Zusammenkunft der Whitman-Genossenschaft an des Dichters Geburtstag. Es war eine kleine Gesellschaft, die sich im Hotel St. Denis versammelt hatte, aber sie repräsentierte eine geistige Elite dieses Landes. Geradezu überraschend ist die ethische Bedeutung, die dem Dichter von seiner Gemeinde beigemessen wird. Nach seinen Worten scheinen seine treuesten Jünger, die in dem „Conservator" ihr eigenes Organ besitzen, ihr Walten und Wirken einzurichten. Die durch ihre Beiträge zur Frauenlitteratur und durch den Band sozialer Lyrik „In This Our World" bekannte Charlotte Perkins Gilman führte in einer kurzen, klaren Ansprache aus, daß Whitman unsere Haltung den Dingen dieser Welt gegenüber bestimme, indem er lehre, sich in das Gegebene zu finden und auf dem Bestehenden weiterzubauen. Mrs. Alma Calder Johnston, in deren Hause sich der Dichter häufig längere Zeit aufgehalten, legte durch Auszüge aus seinen Dichtungen seine Ansichten über Klugheit und Ehrlichkeit dar. Der Mayor der Stadt Toledo, Samuel M. Jones, in der Politik des Landes als der Mann ohne Partei bekannt, wies auf Whitmans Unabhängigkeit von jeder Parteischablone hin. Der siebzigjährige Dichter und litterarische Kritiker Joel Benton erklärte das Herumwerfen mit Schlagwörtern wie Realismus und Romantik als unwesentlich, da es nur jenseits jeder Schablone stehende Individualitäten seien, die sich dauernd behaupten. Die einzigen Amerikaner unter den amerikanischen Klassikern nennt er Longfellow, Emerson und Hawthorne; Whitman aber sei als die Verkörperung des echten Amerikanertums auf sie gefolgt. Der durch seinen „Man with the Hoe" und andere in zwei Bändchen vereinigte soziale, durchaus modern empfundene Gedichte vielgenannte Edwin Markham bezeichnete Whitman als den ersten amerikanischen Dichter überhaupt. John Swinton, der alte sozialistische Kämpe, dessen Mitarbeiterschaft die „Sun" trotz seiner ketzerischen Ansichten nie entbehren konnte, ging noch bedeutend weiter. Er erklärte in seiner brüsken, kaustischen Art, Whitman sei nicht nur der erste, sondern auch der letzte Amerikaner gewesen. „Denn heute europäisieren wir uns," meinte er, „wenigstens im Osten; wir sind Hibernier, Gallier, Deutsche, . . Kosmopoliten" — und nach einer Reihe weiterer Benennungen — „Eunuchen." Auch in Boston wird der 31. Mai alljährlich von den Whitmanianern durch ein solches Symposion gefeiert.

New York. *A. von Ende.*

Kurze Anzeigen

Lyrisches.

Von **Franz Diederich** (Bremen).

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine sehr bunte, ungleichwertige Gesellschaft, die ich auf meinem Streifzuge zu treffen das Vergnügen und das Mißvergnügen hatte. In einem künstlich angelegten Gärtlein saßen die einen, durch die unverkünstelte Natur streiften die andern. Stolz in die Sammetjacke gesteckt, schauten jene umher und wollten anspruchsvoll gesehen und bewundert sein — das schien bei den meisten der Fall. Wenige nur sahen sich und in sich selbst und sanden so in guter Fülle, was den meisten nur selten vor die Augen kam. Eine große Seltenheit aber waren die, in denen die Kraft sich regte, das Empfundene in nicht entlehnter, nicht erlernter, sondern frei und neu geborener Form zu geben, in eben jener Form, die den Lesenden zu gleichem Empfinden, zum Mitempfinden auch der seineren seelischen Regungen zwingt. Verwundern wird dieses Resultat niemanden. Die Epigonen sind nun einmal zahlreich wie der Sand am Meere, die Epigonen älteren, vermehrt um diejenigen neueren Datums, und echte, selbständige Kunst wird nicht mit jedem Tage dutzendweise geboren. Aber, wenn man

Digitized by Google

auch weiß, daß nicht in jeder Muschel eine Perle steckt, so wird man doch jede Muschel auf Perlen untersuchen müssen. Ein guter Fund macht schließlich viele Enttäuschungen wett.

Unter dem allzusehr verbrauchten Titel „Sturm und Stille“ (Berlin, Karl Siegismund) hat Olga von Gerstfeldt einen starken Band Gedichte erscheinen lassen. Die Poesieen wollen etwas bedeuten. Aber weder Sturm noch Stille wecken ein Echo. Es bleibt bei dem Wollen, die rhythmische Gewalt fehlt. Es zeigt sich ein Fühlen, aber kein tieferes Schauen. Die Gedichte haben mit wenigen Ausnahmen etwas von der Kälte des Marmors, es fehlt ihnen der ausstrahlende Reiz echten Lebens. Die Worte schallen vorüber, wühlen nicht auf und lindern nicht. Die Verfasserin arbeitet epigonisch. Alle bekannten Versmaße und Strophenschemata hat sie durchgeprobt. Das hat — ich komme von dem Eindruck nicht los — etwas Sportliches. In den Sonetten stecken klare Gedanken, aber sie geben sich so lehrhaft kalt; weibliches Wesen tragen sie nicht an sich.

Da ist die Gabe einer aus vorgerückter Lebenszeit ins Vergangene schauenden Frau — L. v. Hoya: „Junger Sang aus alten Tagen“ (Berlin, Ernst Hofmann & Co.) — weit reizvoller. In zweiter vermehrter Auflage liegt dieses Buch vor. Es tritt anspruchslos vor den Leser, und anspruchslos ist die Form der Verse. Aber man liest und liest nicht widerwillig bis zum Ende. Das ist alles so echt, so gar nichts scheint entlehnt, so gar nichts großtuerisch gewollt. Aus größter Schlichtheit des Ausdrucks atmet Gefühlstiefe, echte Innigkeit. Es ist ein gesundes, frisches, lebensfrohes Frauenherz, was sich da auftut. Ein Herz, das vor allem imstande ist, sich ganz so zu geben, wie es wirklich ist. Je weiter man liest, um so mehr blickt ein Gesicht aus den Blättern heraus, das man deutlich zu erkennen und gar zeichnen zu können glaubt. Als prächtige Sachen stehen in diesem Rahmen die Gedichte „Was sich der Mond erzählt“, „Was ich geträumt“ und „Großmutter und Enkel“.

Ein ganz anderes Bild bietet der Band „Gedichte“ von T. Resa (Königsberg i. Pr., Thomas & Oppermann). Es sind die Verse einer im schäumenden Leben stehenden Frau, die — wie einige Gedichte vermuten lassen — den schlimmsten Schmerz der Gattin gekostet, aber sich kraftvoll zum Weiterleben durchgerungen hat. Den Spießrutengang an Glück, Ueberdruß, Qual, Sehnsucht nach Vergangenem vorüber hat sie überwunden. Stark ist sie aus der Prüfung des Lebens hervorgegangen, nun kann sie stark in das Neue, das jeder Tag bringt, greifen. Der Eindruck dieser Gedichte ist überaus wohlthuend. Man fühlt: hier hat man eine innerlich gefestigte Natur vor sich, die aus einem an allen Gaben und Erfahrungen menschlichen Empfindens reichen Leben schöpft, die den Augenblick zu ergreifen versteht und nicht nur von Sehnsucht nach wesenlosem Vergangenen und Zukünftigen erfüllt ist. Das Seiende ist das Plastische, und sie nimmt es mit offenem Auge und offenem Herzen, mit ganzer lauterer Leidenschaft, deren inbrünstige volle Hingabe auch jene Dosis Lebenshumor besitzt, ohne den der Kern der Erscheinungen nicht mit sicherer Hand herauszuheben ist. Den Humor nennt sie selbst ihr „Schutzkind“. Hier haben wir es sicher mit einer Künstlerseele zu thun, die mit ihrem nächsten Buche hoffentlich die besten Seiten ihres Talentes noch reicher offenbaren wird. Dies Buch scheint, wie gesagt, viel Erinnern an einen großen Schmerz, den des Gattenverlustes, zu bergen. Aber darin gerade ist es besonders groß. Ich weiß auf das tiefempfundene Gedicht „Heimkehr“ hin, das etwas Durchschauerndes hat. Diesem Ereignis gelten auch die Stimmungsstrophen „Das alte Lied“. Im ganzen muß allerdings gesagt werden, daß T. Resa im Liede weniger eigene Töne und Rhythmen zu geben weiß. Hier öffnet das ausströmende Gefühl weniger Durchblick ins Plastische des Lebens oder irgend einer Lebensepisode. Ueberall, wo sie sich launig giebt, tritt ihr Bild viel schärfer hervor. Ich nenne die Mutterlieder „Mein Bub“ und „Vorwurf“, und weiter „Wandlung“ und die anekdotischen „Die Händlerin“ und „To Hus“, die in ihrem kecken, frischen Zugreifen an Liliencron erinnern. Die dithyrambisch inbrünstig-jauchzende „Bitte“ am Schluß faßt den Geist des ganzen Buches zum geschlossenen Bilde zusammen, sie ist das lyrische Selbstporträt der Dichterin, die ohne Scheu das Pseudonym abwerfen dürfte.

Das böse Beispiel des Ambrosius-Rummels schien unlängst eine Wiederholung erfahren zu sollen. Nimmt man die beiden Bändchen in die Hand, die von der Erzgebirglerin Grete Baldauf unter den Titeln „Lieder des Mädchens aus dem Volke!“ (2. Auflage) und „Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke!“ (Dresden, E. Pierson) erschienen sind, so muß man über die Dreistigkeit staunen, für dergleichen überhaupt eine Reklame zu wagen. Irgend eine auffälligere künstlerische Höhe haben diese Lieder keineswegs. Auch ist es heute keine besondere Seltenheit mehr, daß eine Proletarierin Gedichte schreibt. Die Verse haben vorwiegend nur den Wert, den eine halbwegs geschickte Reimimprovisation hat. Kennzeichnend ist, daß Grete Baldauf so gar nicht darauf verfällt, der sozialen Sphäre, an die der Erwerb sie fesselt (sie ist oder war Kellnerin), dichterische Stoffe zu entnehmen. Diese ihr zunächst liegenden Stoffe würden ihrer Lyrik scharfe, ausgeprägte Züge geben können, die bis jetzt noch fehlen. Auch die „Neuen Lieder“, die nur in der epigonisch geglätteteren Form einen Unterschied gegen das erste Bändchen aufweisen, ändern an diesem Urteil nichts. Hinter dem Cyklus „Romanfragmente“ lugen lyrische Stoffe hervor, die etwas bedeuten könnten: der Cyklus selbst beweist nicht, daß Grete Baldauf diese Stoffe bereits zu sehen vermöchte. Sie hat es noch allzu sehr mit ihrem „girrenden Herzeleid“ zu thun.

Zehn Bogen Windmühlen-Gedichte hat Traute Bergmüller im Verlage von Theodor Fritsch in Leipzig erscheinen lassen. Ein drolliges Köpfchen voll Laune und Uebermut, das frisch daraus sein Büchlein den Namen „Müller-Lieder“ giebt. Das ist sehr keck, denn sonst ein Titel verpflichtet zu mehr, als die Verfasserin geben kann. Der Titel ist schließlich das am meisten Auffallende an dem ganzen reimeschnurrenden Buche. Ich fand nur zwei Gedichte darin, die nennenswert wären: „Wildfang“ und „Im Heu“. Das Gedicht „Wildfang“ ist so launig, daß es sast aufs Ueberbrettl Anspruch machen könnte. — Der Riesenband „Gedichte“ von Louis Engelbrecht schüttet eine Fülle in der Wolle gefärbter sogenannter „Lokalblattpoesie“ aus. Erschienen ist er in Braunschweig bei Benno Goeritz, und über die braunschweigischen Stadtgrenzen hinaus wird er keine Beachtung finden. — Höher als dieses Buch sind auch Friedrich Wiegershaus „Erste Akkorde“ (Elberfeld, Baedekersche Buch- und Kunsthandlung) nicht zu stellen, die von Trivialitäten wimmeln und nichts Künstlerisches verraten.

Arnold Camillus Hübner bereitet in der Einleitung zu seinen „Funken und Flammen“ betitelten Gedichten (Dresden, E. Pierson's Verlag) auf Großes vor, aber solche Einleitungen sind doppelt gefährlich, wenn das gegebene Versprechen nicht eingelöst wird. Hübner bringt eine Anzahl recht weitschweifig gehaltener freier Rhythmen, die Symbolisches geben sollen, aber nur rhythmisierte Prosa ohne jenes „Etwas“ sind, das den echten Dichter verrät. Nur das Gedicht „Trost“ ist durch seine Knappheit erträglicher, in seinem Gedanken schön und von moderner Anschauung getragen. Der kraftvoll zugreifende Optimismus, der sich aus allem Müden, Verzagten aufringt, wirkt an sich sympathisch, aber im Kunstwerk thut es die vortrefflichste Lebensanschauung allein nicht. Zu viel poetische Jugendsünden, die lediglich für den Verfasser Wert haben mögen, andere Leute aber unmöglich interessiren können, hat Hübner seiner Sammlung einverleibt. — Viktor Günther handhabt in seinem Bande „Lyrik“ (Riga, Jonck & Poliewsky) gut die traditionellen Reimformen. Er ist in den Naturstimmungen wärmer und farbiger, aber vergebens sucht man nach einem typischen

Digitized by Google

Heimatkolorit. Kein eigenes Stück Natur, kein eigenes Stück Leben, alles konventionell und verbraucht. Auch die Liebespoesie Günthers macht davon keine Ausnahme. — Am dem Buche „Denken und Träumen“ von Max B. Weinstein (Berlin, Ferd. Dümmler) geht man am besten mit beschleunigten Schritten vorüber. Der Autor arbeitet oft mit unglaublichen Mitteln, und ein Versuch, die alte, glattgeordnete Strophenform aufzulösen, mißlingt ihm durchaus.

Eugen Stangens im Verlage von Caesar Schmidt in Zürich erschienene „Dunkelflammen“, Neue Gedichte, lesen sich — nach dem ersten Eindruck zu urteilen — wie ein Rückschlag in die Erotik der ersten Jahre der jüngstdeutschen „Lyriker-Revolution“. Man hat das Gefühl, als sei an Stangens Zerknirschung und Leidensmiene ob seiner „Sünde“ eine gewisse Koketterie mitwirksam. Seine Philosophie steckt in sehr alten Schuhen. Ihn ärgert die niedere Menschengier, und er redet von Höhenträumen, die ihn erfüllen. Er leidet am Weibe, aber das Weib ist ihm der Angelpunkt seines Menschseins. Die Art, wie er das alles giebt, ist aber für Dichter von heute gar zu abgeschmackt. Die Gedichte sind, was man „formvollendet“ zu nennen pflegt. Das heißt, Stangen meistert alle Formen ohne Stocken in absoluter Glätte und Virtuosität. Aber das genügt nicht. Es ist noch nicht lyrische Kunst, am wenigsten lyrische Eigenkunst. Das Beste an dem stangenschen Buch, das in zweiter Auflage vorliegt, ist das Streben, jede dichterische Idee in der Natur der Alpenlande wurzeln zu lassen. Darin ist es entschieden ursprünglich, trägt es klargeprägt die Züge echter Heimatkunst.

Es ist sehr schnell zu spüren, wenn man einmal das Glück hat, an einen wirklichen Dichter zu geraten. Georg Trepplin kündigt sich in seiner bei A. Schupp in München erschienenen Sammlung „Werden“ als ein solcher an. Wenn wir ihm manchmal nicht ganz zu folgen vermögen, wenn seine Impressionismen der Seele oft genug keinen reinen, andere Seelen zum Mitschwingen zwingenden Stimmungston geben, so darf das bei einem Anfänger nicht Wunder nehmen. Es giebt eine Sorte journalistischer Besserwisser, die es darauf abgesehen haben, die lyrischen Gaben der jungen modernen Generation für den Philister, der von seiner Zeitung um jeden Preis unterhalten sein will, auszubeuten. Sie schneiden etwelche Verszeilen aus, kleistern sie mit irgend einer verulkenden Bemerkung zusammen und wissen dieses Elaborat ihres Witzes in die Feuilletons zu bringen, sogar in die Feuilletons solcher Zeitungen, die Kunstgeschmack zu besitzen vorgeben. Diesen traurigen Helden ist auch Georg Trepplin zum Opfer gefallen. Aber er ist dichterisch stark genug, um unverletzt darüber hinwegkommen zu können. Trepplin putzt sich nicht kokett mit modernen Empfindungen auf, er durchlebt sie fühlbar, sie leben in ihm. Sehr viele Blätter sind trübe überdunkelt, aber im Kerne ist der Dichter kein mit der Welt Zerfallener. Er duldet die Schmerzen jener Gährung, wie sie die Jugend, die an die rauhe Außenwelt mit der ganzen ungeschwächt reagierenden Empfindsamkeit ihres Wesens herantritt, erzeugt. Schon diese Blätter zeigen, wie Trepplin diese Schmerzen überwindet und in den besten Stunden überwunden hat. Er besitzt die Kunst, den Augenblick in seinen feinen Berührungen der Seele bewußt zu genießen. Die zartesten Empfindungen der Liebe hat er besonders sicher festgehalten. Scharfe Charakteristiken, ausgeprägte Naturstimmungen sind ihm oft gut gelungen. Die ganze dritte Abteilung der Gedichte hat einen Zug ins Große. Den Autor beseelt ein Gefühl der Universalität, des Aufgehens ins All, der Allspiegelung in sich. Die besten Gedichte sind die, in denen der Rhythmus sich dem Inhalt natürlich angliedert. In einigen Sachen neigt er nach Mombert hinüber, in einigen merklich nach Arno Holz, aber trotzdem geht seine Selbständigkeit nirgends verloren.

Romane und Novellen.

Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen. Von Richard Schaukal. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 5 Mk.

Unter unseren jungen Lyrikern nimmt Schaukal eine hervorragende Stellung ein. Liebhaber der exklusiven Kunst rühmen den Schmelz seiner Verse und schließen daraus auf eine reife, geschmackvolle Persönlichkeit. Da bereitet nun diese Sammlung abgelagerter Skizzen und Studien, eine Art Tagebuch, unnütze Enttäuschung. Der Verfasser selbst stellt sein Buch nicht hoch. Im Vorwort erklärt er, daß er es nicht liebe, im Nachwort fordert er es ausdrücklich auf, andere zu ärgern, in der Widmungs-Epistel aber weiß er zu seinen Gunsten nichts besseres anzuführen, als daß es aufrichtig ist. Aufrichtig pflegt jeder Anfänger, jeder Dilettant zu sein. Diesen kargen, selbstverständlichen Vorzug sollte ein Richard Schaukal am wenigsten zu betonen haben. Er beginnt mit Erinnerungen an verschiedene harmlose Liebeleien in dem allzu bekannten wiener Stil, der Sentimentalität für Tiefe hält, schaltet unter dem Titel „Fragment“ einige Seiten ein, die für die Erkenntnis des Knabenherzens von Wert, auch in der Darstellung nicht reizlos sind, stellt uns dann neben dem Helden, dem Typus des müden wiener Dichterjünglings, dessen Kameraden vor, den Gustel, den Pepi u. a., alles recht unerfreuliche Bürschchen ohne Ziele, ohne Rückgrat, die den Snob spielen, von ihren Maitressen schwatzen und sich im günstigsten Falle vom Leiden dessen vielfach erwähnte Gedichte vorlesen lassen. Dann folgen einige Studien in der Altenberg-Weise, halb parodiert, halb ernstlich nachempfunden, hierauf Tagebuch-Notizen von einer unbegreiflichen Bedeutungslosigkeit, zum Schlusse kurze Betrachtungen über neu erschienene Bücher, über Mitterwurzer, über den Opportunismus, den Neid u. s. w. Der seine Artist Richard Schaukal ist in diesen Jugendbekenntnissen nicht wieder zu erkennen. „Dieses Buch ist eine Befreiung,“ entschuldigt er sich, „. . . . heute ist nur notwendig, es los zu werden. Ich gab es preis. Jetzt ist mir besser.“ Gewiß, es scheint verständlich, daß der erwachende Dichter solche Mißgellen sich von der Seele schreibt. Aber ist es zu dieser Befreiung auch notwendig, daß der reifere Künstler sich mit deren Veröffentlichung eine Blöße giebt?

Lorchwitz b. Dresden. *Kurt Martens.*

Geschichten aus Sachsen-Sieben-Indien. Des Wolkenkuckuksheimer Dekamerone zweiter Teil. Von Eduard Aly. Berlin, F. Fontane & Co. 1901. 197 S. 3 Mk. (4,50).

Seinem „Wolkenkuckuksheimer Dekamerone“, das ich vor zwei Jahren an dieser Stelle als ein geistreiches und originelles Buch freudig willkommen heißen konnte, hat Eduard Aly jetzt einen zweiten Teil folgen lassen. Wieder bietet er, ein jüngerer Bruder der deutschen Romantiker, in losterem Gefüge ein Gemisch von Ernst und Scherz, von erdenwandelnder Realität und schwärmender Phantastik, führt uns bald in das Normalheim und Alltagsleben der engherzigen Philistermenschheit, bald in das schöne Wolkenkuckucksheim der freien Geister, erzählt von der Liebe Lust und Leid, besingt die alten heidnischen Götter und die Wunder Italiens und plaudert, scherzt und spottet vom Zehnten ins Hundertste. Und doch scheint mir dem Buch die anziehende Frische des ersten Bandes zu fehlen, es schmeckt die und da nach zweitem Aufguß. Man gerät auf tote Strecken in den „Geschichten aus Sachsen-Sieben-Indien“, dem Humor fehlt manchmal die siegsfrohe Frische, und die Satire bleibt hier und da auf der Oberfläche der Dinge haften. Denn sieben freilich andere Partieen gegenüber, die sich würdig den besten Kapiteln des „Dekamerone“ anreihen: die herbe, geschlossene Tragik in Frau Lillis Liebesgeschichte, das geistreiche Capriccio vom verirrten Eros, die grandiose Pracht der Feier vom Mephistodenkmal im Traumwald. Sie legen von neuem Zeugnis dafür ab, daß ihr Schöpfer, abhold allem Durchschnitts-

Digitized by Google

wesen und Durchschnittswirken, edle Ziele vor Augen hat und vielfältiger Begabung Herr ist.

Berlin. *Eduard Höber.*

Wie Hans die Weiber kennen lernen wollte. Von Hermann Bardach. Wien, Carl Konegen, 1899.

Hans ist der hoffnungsvolle Sproß einer wohlhabenden wiener Bürgerfamilie. Er ist kein tiefer Denker und keine hypersensitive Natur, aber ein guter und ehrlicher Junge mit einer ganz und gar nicht aufdringlichen, innerlich Vornehmheit. Unerfahren wie Parsifal, zieht der Sechzehnjährige in die Welt, die für ihn, wie für jeden richtigen Sechzehnjährigen — zumindest in Wien — das Weib bedeutet. Da ist kein Typus, den er nicht kennen lernt: die unverstandene Frau der Welt und die verständige der halben, das „süße Mädel“ und die Kellnerin in der kleinen Kneipe, alle ziehen an ihm vorbei, aber er sieht sie immer durch ein Glas, wie die bunten Bilder des Kaleidoskops, denn wie Parsifal versäumt er's, im rechten Augenblick die entscheidende Frage zu thun, ein tumber Knabe muß er aus Monsalvat ziehen. Und dann ist es die Wahl der Eltern, die dem schüchtern, keden Helden zu einer Frau verhilft — Emmy ist lieb und sanft, und wir wünschen dem blutjungen Gatten von Herzen Glück. Denn für Leute von Hansens Schlage ist es am Ende besser, wenn sie nicht „die Weiber“ kennen lernen.

Bardachs reizende Abenteuersammlung ist nicht nur ein trefflicher Bädeker für junge Leute, die „die Weiber“ kennen wollen, nicht bloß eine hübsche Reiseerinnerung für jene, die sie zu kennen vermeinen — sie ist das Werk eines echten, humorbegabten Dichters. Daß der Schriftsteller Bardach mit dem Dichter nicht immer Schritt hält, daß die Form stark hinter dem Inhalt zurückbleibt, das alles fällt nicht zu schwer ins Gewicht neben dem Zauber dieses im guten Sinne unlitterarischen Buches. Ernstlich störend wirken zwei sehr schlechte Gedichte, die je am Anfang und am Ende des Werkes stehen. Sie sollen den Leser in intimere Fühlung mit dem Autor bringen, statt dessen trüben sie die reine Stimmung des Ganzen.

Wien. *Richard Wengraf.*

Musikanten und Sonderlinge. Neue Musikantengeschichten von Karl Söhle. Berlin, 1900, B. Behrs Verlag (E. Bock). M. 2,50 (3,50).

Söhle ist ein Vertreter der Heimatkunst. Seine Stoffe sind ganz schlicht, die sogenannte äußere Handlung sowohl, wie die innere; kurze Geschichten aus dem Landleben der Provinz Hannover; in den meisten steht Frau Musika im Mittelpunkt. Um sie drehen sich die Gedanken des Autors und seiner Gestalten, besonders um einen ihrer Lieblinge: Richard Wagner. Für Musikfreunde ist der Inhalt anziehend und genußreich, nicht minder für alle die, die an feinsinniger und temperamentvoller Naturschilderung ihre Freude haben. Ob das Buch auch vom rein künstlerischen Gesichtspunkt — nicht von dem Spezialstandpunkt des Naturfreundes oder des Musikanten oder des für Heimatkunst Schwärmenden aus — das große Lob verdient, das Söhle mannigfach zu teil geworden ist, erscheint mir zweifelhaft. Daß aus einem Buch ein inniges, gesundes, deutschempfindendes Gemüt spricht, ist gewiß eine gute Empfehlung; aber zum Kunstwerk wird es allein durch das an sich dichterisch Wertvolle. Um Söhles Neuen Musikantengeschichten gerecht zu werden, muß man in ihnen zwei Elemente unterscheiden. Zunächst ein lyrisches: seine Stimmungsbilder aus Feld und Heide sind höchst reizvoll, und daselbe läßt sich vom manchen Stellen des erzählenden Teiles sagen, an denen sich die Handlung zum Genrebildchen formt. Dagegen erscheint das rein epische Element als das wesentlich schwächere. In der Wahl der Fabel zeigt Söhle selten einen glücklichen Griff, das Herausarbeiten der Hauptmomente könnte klarer und plastischer sein; — man vermißt die scharfe Silhouette, die Heyse von einer Novelle fordert. Trotz der lebendigen Frische in Einzelheiten ist das Tempo der gesamten Darstellung ein wenig schleppend. Endlich scheint es mir recht erheblich an psychologischer Feinheit in der Charakterzeichnung zu mangeln. Gerade dieser Uebelstand gilt für mich als der bedenklichste. Manches in dem Buche, so die Erzählung „Die Treietrommel“, erinnert an Kalender- und Spinnstubengeschichten mittlerer Sorte. Die besten Stücke sind für meinen Geschmack die freilich im Inhalte nicht recht konzentrierte Erzählung: „Der heilige Gral“ und das Schlußstück: „Die Konferenz“, in der ein Kampf pro et contra Wagner fesselnd dargestellt wird.

Hamburg. *H. Brömse.*

Vom neuen Weibe und seiner Liebe. Ein Buch für reife Geister von Elisabeth Dauthendey. Berlin, Schuster und Loeffler. M. 2,—.

Seit einiger Zeit taucht in den litterarischen Produktionen weiblichen Ursprungs immer wieder der Gedanke auf, die Frau von heute sei verstrüpt, weil es den Mann noch nicht gebe, der ihre würdige Ergänzung bilden könne. Die Konsequenzen, die von den Autorinnen aus dieser Voraussetzung gezogen werden, sind mannigfaltige. Frau Egerton zum Beispiel vertritt in ihrer „Mütte Gottes“ die Idee, die Frau der heutigen Generation habe sich dafür als liebendes Wesen völlig auszuschalten, sich reflgniert an der Hoffnung zu freuen, daß das künftige Frauen-Geschlecht höher entwickelte Männer vorfinden würde. Auch Elisabeth Dauthendey vertritt diese Ansicht; aber sie bleibt nicht bei der bloßen Resignation stehen, sie giebt ein förmliches Rezept zur Erziehung der männlichen Jugend. Zum Schlusse ihres Buches sagt sie: „So muß das neue Weib mit aller Inbrunst nach der Freundschaft mit dem Weibe suchen. Und die ruhige Beglückung, die das Weib im Weibe finden wird, das wird die weckende Frage und Verwunderung werden, welche zur neuen Annäherung der Geschlechter helfen wird. Sie sind glücklich ohne uns. Was geben sie einander? Warum wollen sie uns nicht mehr? Oder brauchen sie wohl etwas anderes, als wir ihnen bislang gaben? — So werden die besten unter den Männern fragen, wenn immer mehr der besten des Weibgeschlechts sich der Ehe, wie sie jetzt ist, verweigern.“ Man sieht, es läuft auf eine Art Streikbewegung hinaus, dabei vielleicht auch auf ein Mandöver, wie man es bei jungen Mädchen oft beobachtet, die inmitten junger Männer Arm in Arm, scheinbar ganz beglückt miteinander tuscheln und sehr wohl fühlen, wie kleidsam diese Intimität sei und wie sehr sie den männlichen Neid erweckt.

Aber das Buch verdient nicht so billigen Spott. Es ist voll leidenschaftlichen Denkens und, trotz ein wenig zu aufdringlicher Polemik, ein Kunstwerk. Es giebt sich, im Nietzscheiil, wie ein Propheten- und Erzlehungsbuch, und alles Philosophisch-Entwicklungsgeschichtliche darin ist überaus ergreifend in seiner knappen, wuchtigen und heißen Darstellung:

> „Das neue Weib ist da. Die Jahrhunderte seines Leidens haben es langsam heranreifen lassen. Tropfen um Tropfen hat es jedes erdenkbare Weh in seine Psyche aufgenommen — erduldet, in einen Teil seines Wesens verwandelt und dann plötzlich gefühlt, daß es nicht mehr dulden könne, daß es zugrunde gehen würde an seiner Leidsähigkeit, wenn es nicht endlich auch etwas anderes wollen könnte — etwas Stärkeres, Gesünderes, Freudigeres als das Leid. Und langsam in der Stille, wie eine köstliche Frucht reifte diese Erkenntnis heran. So geräuschlos und schämig verhüllt, daß, als sie endlich ihre Hülle sprengte und als strahlende Frucht am Baume des Lebens aufleuchtete, — alle verblüfft dastanden. Das Weib selbst am meisten. Denn es fühlte nun aller Augen auf sich gerichtet, und daran mußte es sich erst gewöhnen. Dem beleidigenden Staunen, dem stachelnden Spotte, dem brutalen Zweifel stand zu halten — das mußte als letztes noch zu seinem Leide kommen, um es ganz zu befreien vom Alten, vom Ueberwundenen.“

Die ersten zwei Kapitel des Buches, die so die Geschichte des „neuen Weibes“ theoretisch darstellen, sind

Digitized by Google

durchaus fesselnd. Nun aber kommt der Roman — und da schafft diese aufgerade Linie zur Tendenz dem feinfühligeren Leser oft ein ästhetisches Unbehagen. Auch das verletzt, daß die Gestalten nur so beschaffen sind, wie die Verfasserin sie zur Demonstration braucht, daß sie in solchem Sinne Typen sind; der rotmähnige Mann mit dem weißem Teint und dem üppigen Vollbart, der nur sinnliches Begehren kennt der Frau gegenüber und jede Sehnsucht nach Seelengemeinschaft als krankhaft verdrängt. Danach der edle Seelendurftige, der gelähmt ist bis zur Hälfte seines Körpers und der in seinem Siechtum zur Schätzung des Weibes kam. „Was ich jetzt bin, hat das Leiden aus mir gemacht," sagt er — „und nur so kann sich die Umwandlung meines Geschlechts vollziehen. Es muß leiden lernen um das Weib."

Nachdem Leonora, die Heldin des Buches, vor der unedlen Glut des rothaarigen Arztes zurückgewichen ist, verbindet sie sich mit seinem Gegensatze, dem vergeistigten Kranken. Tapfer nimmt sie die Entbehrungen auf sich, die ihr diese Scheinehe auferlegt, in dem Bewußtsein, daß ein ganzes Glück dem Weibe von heute noch nicht beschieden sei und daß es gelernt habe, das Wertlosere dem Wertvolleren zu opfern. Sie nimmt das Kind einer Freundin zu sich und erzieht es. Die Schilderung dieses erwachsenen Mädchens ist voll dithyrambischer Schönheit. Yvette hat schon alle Instinkte und Abneigungen des „neuen Weibes". Sie entwickelt sich unter der Leitung Leonoras zu einem stolzen, reinen und wahlhaften Geschöpf. Ihre Pflegemutter läßt sie die nichtigen Freuden der Geselligkeit, vor denen sie zurückschreckt, dennoch kosten, denn „um sicher zu wissen, ob man mit einer Sache fertig ist, muß man ihre Bitterkeit und ihre Süße kennen gelernt haben an den eignen Sinnen". Danach giebt Leonore ihrem Pflegling drei Jahre, sich selbst zu finden. Sie selber, die inzwischen Verwittwete, zieht sehnsüchtig durch die Welt und sucht „das Weib". Die Eine aber, die sie glaubte gefunden zu haben, wollte nur die sapphische Liebe bei ihr. Endlich, nach den drei Jahren der Trennung, findet sie in Yvette die Gesuchte und verbindet sich mit ihr fürs Leben. Denn auch Yvette ist zu der Einsicht gekommen, daß der Mann, den das neue Weib braucht und der es braucht, noch nicht da ist. Auch sie verzichtet auf das höchste Glück, die Vereinigung der Würdigen mit dem Würdigen.

Man sieht, das Ganze spielt sich auf einer Höhe ab, die nur wenigen einzelnen Atmungsmöglichkeit verleiht. Mich friert da oben im Abstrakten ein wenig. Ich träume mir lieber eine noch stärkere Stärke des künftigen Weibes, wo ihr Selbstgefühl so mächtig geworden ist, daß sie den Mann nimmt — wie er uns nimmt: als Zuthat.

Berlin. *Anselm Heine.*

Litteraturwissenschaftliches.

Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen, gehalten an der Universität Wien von Dr. Emil Reich. Dritte vermehrte Auflage. Dresden, E. Pierson. 1900. M. 3,—.

In verhältnismäßig kurzer Zeit erscheinen die 1893 zuerst veröffentlichten Ibsen-Vorlesungen von Emil Reich in dritter Auflage. Hieraus dürfte ohne weiteres nicht auf den Wert des Buches geschlossen werden, denn gemeinhin fällt Werken über Aesthetik und Dramaturgie solch ein günstiges Geschick nur zu, wenn sie aus ihrem Stoff breite Bettelsuppen kochen für jedermanns Behagen. Reichs Ibsenbuch dagegen zeichnet sich durch einen fast schwerfälligen Ernst aus. Freilich ist es sehr warm geschrieben. Aber das pädagogische Gewissen des Verfassers gestattete diesem nicht, die verehrungsvolle Ergriffenheit, die ihm aus dem langwierigen Prozeß begreifender Erkenntnis, der selbst eine Phase heftiger Gegnerschaft zu überwinden hatte, erwachsen war, unmittelbar auf seine Hörer und Leser zu übertragen und sie zu seiner eigenen Empfindung zu überreden. Von der erkämpften Einsicht selbst nun sicher geleitet, dient Reich dem Leser mehr als Wegweiser denn als Ausleger; er führt vorsichtig, Schritt für Schritt, in die oft dämmerhafte Welt des ibsenschen Geistes und zeigt, wie jedes Werk ein Merkstein dieses Wahrheit suchenden Lebens ist, jedes fast eine Trophäe einer gewonnenen Geistesschlacht über ein Lebensproblem, — manches aber auch, wo es an den scharfen Biegungen dieser vielverschlungenen Straße steht, ein Wahrzeichen mit furchtbarer Ausrichtigkeit bekannter Niederlagen und müder Resignationen. Er sucht nicht das Problematische und Vieldeutige der Ibsen-Dramen zu verhüllen, sondern bemüht sich, die zwingende Notwendigkeit solcher problematischen Fassungen darzulegen. In der Wahrhaftigkeit, die Reich an das Werk des weltwahrsagenden Dichterdenkers der letzten Jahrhunderthälfte setzt, liegt der starke Reiz dieses Buchs; darum ist sein Erfolg ein ehrlicher und erfreulicher. In einzelnen Abhandlungen mag von anderen Ibsen seiner noch und vielleicht vor allem „künstlerischer" behandelt worden sein, denn bei Reich überwiegt ersichtlich die Bedeutung, die er dem soziologischen Moralisten Ibsen beilegt; als einheitliche Darstellung aber des ganzen Lebenswerks dieses Wegbahners in das „dritte Reich" dürfte Reichs Buch unübertroffen sein.

Die drei neuen Vorlesungen über „Klein Eyolf", „John Gabriel Borkmann" und „Wenn wir Toten erwachen", wie auch die wesentlich erneute Vorlesung über Ibsens Technik bieten wieder eine Fülle von Anregungen. An „Klein Eyolf" entwickelt Reich sehr überzeugend die altruistische Lehre, zu der, am letzten Ende, Ibsen, der schroffe Individualist, zurückgelangt: die in sich vollendete freie Persönlichkeit muß sich der errungenen Freiheit aus freien Stücken wieder begeben, soweit das wichtigere Interesse der Gesamtheit dies erfordert. — Das wäre nach Reich Ibsens letztes Postulat. Aber ist dieses Postulat in dem Epilog „Wenn wir Toten erwachen" nicht wieder in Frage gestellt? —

Berlin. *Max Martersteig.*

Walther von der Vogelweide. Philologische und historische Forschungen von K. Burdach. I. Teil. Leipzig. Duncker & Humblot. 1900. XXXIII u. 320 S. M. 7,20.

Alle Freunde der älteren deutschen Litteratur werden es mit lebhafter Freude begrüßen, daß Burdach nunmehr von diesem seit über vier Jahren versprochenen und erwarteten Buche wenigstens den ersten Teil veröffentlicht hat. Gleich nach dem Erscheinen seiner trefflichen Lebensbeschreibung Walthers in der Allgemeinen Deutschen Biographie (1896) sollte eine Sonderausgabe davon, vermehrt durch Exkurse und Anmerkungen, herausgegeben werden; welche Umstände das Werk noch so lange hingehalten haben, erzählt der Verfasser selbst eingehend in seinem Vorworte. Ein Hauptgrund war, daß die geplanten Untersuchungen umfangreicher und weitgreifender ausfielen, als ursprünglich beabsichtigt war, so daß man sich nun durch eine um so gründlichere und dankenswertere Leistung für die lange Wartezeit als entschädigt betrachten kann. Das „Lebensbild" des Dichters, das nur ganz wenige Aenderungen der ersten Fassung gegenüber aufweist, füllt die ersten 122 Seiten des Bandes, dann folgen die „Untersuchungen". Die erste, „Walthers Scheiden aus Oesterreich", betrachtet diese Frage von zwei neuen Seiten aus und kommt zu dem Ergebnis, daß der Dichter erst im Frühsommer, nicht schon im Mai 1198 sein österreichisches Dienstverhältnis gelöst habe. Die zweite, wichtigste, handelt über „Walthers ersten Spruchton und den staufischen Reichsbegriff". Sie ist eine neue, geistvolle, scharfsinnige, ungemein kenntnisreiche, sachliche Interpretation des berühmten ältesten, datierbaren Spruches Walthers „Ich hôrte ein wazzer diezen". Das Fruchtbare dabei ist, daß Burdach in einem bisher nicht gewohnten Maße die politische Geschichte in den Dienst der Philologie stellt. Aus einer eingehenden quellenmäßigen Erörterung der staufischen Auffassung

Digitized by Google

von Reich und Kaisertum, wodurch zunächst der Ausdruck „arme künege“ ganz klar wird, ergiebt sich schließlich, daß der Spruch in Worms Ende Juni 1198 entstand und vor einem Kreise von Reichshofbeamten und „dienstmannen unmittelbar vor der Königswahl vorgetragen wurde. Kürzer werden die beiden anderen Sprüche desselben Tones behandelt. Die letzten Seiten (273 bis 320) enthalten eine Reihe von kritischen und erklärenden, zum Teil sehr ausführlichen Anmerkungen und Nachträgen. — Hoffentlich erfreut uns der bewährte Forscher recht bald mit dem Schlußband seines Werkes, der u. a. auch eine neue Auffassung und Erklärung der sogenannten Elegie Walthers bringen soll.

Breslau. *H. Jantzen.*

Nachrichten

Todesfälle. Der Chefredakteur der „Wiener Zeitung“, Regierungsrat Oskar Teuber, † in Dornbach im Alter von 49 Jahren. Er verfaßte ein Drama „Ulrich von Hutten“, Militärhumoresken und Klostergeschichten, schrieb eine dreibändige „Geschichte des prager Theaters“ und redigierte das Werk „Die Theater Wiens“.

Der Pfarrer Alfred Formey, der mehrere Gedichtsammlungen und den Text zu Goldmarks „Kriegsgefangenen“ schrieb, † auf dem ungarischen Gut der Herzogin von Oldenburg, 57 Jahre alt.

Der Bühnendichter Alexandre Parodi † in Paris. Parodi war 1840 in Smyrna geboren worden und ließ sich später in Frankreich naturalisieren. Er verfaßte außer einem Roman („Der letzte der Päpste“) eine Anzahl von Dramen, von denen „Rome vaincue“ ihn bekannt, ja sogar berühmt machte.

Der spanische Kritiker und Universitätsprofessor Leopoldo Alas, der unter dem Pseudonym „Clarin“ bekannt war, † in Madrid. In ihm verliert Spanien einen gediegenen litterarischen Kritiker, der aufstrebende Talente unterstützte und selbst an litterarischen Größen eine strenge, aber gerechte Kritik übte.

* *

Angekündigte Bücher. Im Herbst des Jahres erscheinen 12 litterarhistorisch-bibliographische Essais von Edwin Bormann unter dem Titel „Die Kunst des Pseudonyms“ (Leipzig, Selbstverlag; Subskriptionspreis 8 Mk.) Das Buch ist ein Beitrag zur Bacon-Theorie und beschäftigt sich nach einem historischen Rückblick über die Pseudonymbildung zum größten Teil mit den Original-Ausgaben der shakspereschen Dichtungen. — Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart wird demnächst als einen neuen Band ihrer einbändigen Klassiker-Ausgaben Lessings Werke mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Holthof erscheinen lassen (geb. 3 Mk.).

* *

Allerlei. Arthur Schnitzler, der Regimentsarzt der Reserve war, ist vom militärischen Ehrenrate seiner Offizierscharge verlustig erklärt worden, weil er in seiner Novelle „Leutnant Gustl“ der Ehre des österreichischen Offizierkorps zu nahe getreten sei, und weil er auf eine in heftigem und persönlichem Tone geschriebene Kritik dieser Novelle nicht reagiert habe. — Paul Meurice, der Besitzer des Victor Hugo-Hauses an der Place des Vosges in Paris, hat dieses der Stadt Paris zum Geschenk gemacht. — Der Geh. Justizrat Schwanitz in Weimar wird in Kürze nachgelassene Briefe und Dichtungen Victor v. Scheffels herausgeben, dessen Freund und Studiengenosse er war. — In Mainz ist ein Gutenberg-Museum eröffnet worden. — Der Verlag der beiden Zeitschriften „Vom Fels zum Meer“ und „Die weite Welt“ ist von der „Union Deutsche Verlagsgesellschaft“ in Stuttgart an die Firma August Scherl G. m. b. H. übergegangen.

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Becker, G. Drei Erzählungen. Dresden, E. Pierson. 255 S. M. 2,50.

Bock, Alfred. Der Flurschütz. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 96 S. M. 1,—.

Brentano, M. Aller Gradaus, der Geniale. Eine Ferienlaune. Berlin, Richard Eckstein Nachf. 153 S. M. 2,—.

Castilla. Mehr Pulver! Erz. a. d. österr. Gesellschaft. Dresden, E. Pierson. 231 S. M. 2,50 (3,50).

Duncker, D. Die große Lüge. Roman. Illustr. Berlin, Richard Eckstein Nachf. gr. 8°. 199 S. M. 1,— (1,50).

Elde, A. v. der. Des lustigen Heinz Bekenntnisse. Roman. Berlin, Otto Janke. 293 S. M. 4,—.

Engel, T. H. Sinnesmenschen. Roman. Dresden, E. Pierson. 213 S. M. 2,50 (3,50).

Hansjakob, H. Aus dem Leben eines Glücklichen. Eine Erzählung. Stuttgart, Jos. Roth. 12°. 47 S. M. —,40.

Helgendorf, H. v. Gegen den Strom. — Auf heimem Boden. 2 Novellen. Dresden, E. Pierson. 103 S. M. 2,— (3,—).

Herzog, A. Der Adjutant. Roman. Dresden, E. Pierson. 283 S. M. 3,—.

Holzamer, Wilhelm. Im Dorf und draußen. Neue Novellen. Mit Buchschmuck von O. Ubbelohde. Leipzig, Eugen Diederichs. 178 S. M. 3,— (4,—).

Kaiser, Isabelle. Wenn die Sonne untergeht. Novellen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 236 S. M. 2,50 (3,50).

Karlweis, C. Martins Ehe. Nov. in Briefen. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). 112 S.

Klausner, L. Die Macht der Frau. Roman. Dresden, Heinrich Minden. 257 S. M. 3,— (4,—).

Klinck-Lütetsburg, F. Reimers Sorgenkind. Roman. Höchst, M. Graf. 210 S. M. 2,—.

Knoop, G. O. Das Element. Roman. Berlin, Schuster & Loeffler. gr. 8°. 191 S. M. 3,—.

Lee, Heinrich. Die Partheein. Roman. Berlin, Richard Eckstein Nachf. 190 S. M. 2,—.

Leitgeb, O. v. Sidera cordis. Ein Roman aus Friaul. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. 410 S. M. 4,— (5,—).

Lieres und Wilkau, G. v. Die Muse. Roman. Berlin, G. Grote. 284 S.

Marriot, E. Schlimme Ehen. Novellen. Berlin, G. Grote. 226 S. M. 2,50 (3,50).

Ouckama, G. Quitschee. Novellen. Dresden, E. Pierson. 160 S. M. 2,50 (3,50).

Perfall, Karl v. Der schöne Hahn. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 350 S. M. 4,—.

Pulvervoß, H. Wat en pommerschen Jäger vertellen kann! Neudamm, J. Neumann. gr. 8°. 124 S. mit Abb. M. 2,— (3,—).

Schlicht, Frhr. v. Der grobe Untergebene u. a. Militärhumoresken. Berlin, Otto Janke. 186 S. M. 3,—.

Sperl, A. Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. 403 S. M. 7,— (8,—).

Spielhagen, Friedrich. Im zwölfter Stunde. Illustr. Stuttgart, Carl Krabbe. gr. 8°. 155 S. M. 2,— (3,50).

Staël-Holstein, L. Freifr. v. Wang-hgan-Chê. (Chinas Reformator.) Roman. Dresden, E. Pierson. 151 S. M. 2,— (3,—).

Viebig, C. Die Rosenkranzjungfer und anderes. Berlin W., F. Fontane & Co. 275 S. M. 3,—.

Weymann, O. Ein Kampf ums Glück. Aus den Blättern eines Tagebuches. Dresden, E. Pierson. 81 S. M. 2,—.

Loti, Pierre. Mein Bruder Yves. Ueberf. von R. Prölß. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellsch. 222 S. M. —,75 (1,—).

Mirbeau, Octave. Tagebuch einer Kammerjungfer. Roman. Aut. Ueberl. a. d. Franz. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner). 432 S. M. 3,—.

Mirbeau, O. Der Garten der Qualen. Deutsch v. F. Hofen. Budapest, Gustav Grimm. gr. 8°. 266 S. M. 3,—.

Digitized by Google

Paris, Das lachende. Eine Sammlung von Meister-Humoresken erster pariser Autoren. Deutsch von W. Thal. Illustr. Wiesbaden, Chr. Limbarth. gr. 8°. 115 S. M. 1,—.

Sienkiewicz, H. Am lichten Gestade. Roman. A. d. Poln. von S. Horowitz. Berlin, Otto Janke. 136 S. M. 1,—.

Thoresen, M. Signes Geschichte. — Der Luknehof. — Niels Lockenhaus. Erz. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 504 S. Geh. M. 6,—.

b) Lyrisches und Episches.

Bierbaum, Otto Julius. Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885—1900. Berlin, Schuster & Loeffler. (Verlag der Insel). 12°. 456 S. M. 1,—.

Gutheil, A. Von Einst und jetzt. Verse. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. gr. 8°. 93 S. Geh. M. 3,—.

Hofmann, B. Neues und Altes. Ausgewählte Gedichte. München, C. H. Beck. 145 S. M. 3,—.

Holzamer, Wilhelm. Spiele. Mit Zeichnungen von Olbrich. Leipzig, Eugen Diederichs. gr. 8°. 55 S. M. 1,—.

Marie Madeleine. Die drei Nächte. Liebeslieder. Berlin, Eckardt & Gutmann. 136 S. mit Bildn. Geb. M. 3,50.

Neumann, Herm. Kunibert. Das Hohelied. Dresden, Heinrich Minden. 175 S.

Schlabrendorff, A. v. Liederkranz. Dessau, A. Haarth. gr. 8°. 64 S. Geh. M. 3,—.

Sonnenthal, H. Fräulein Pose. Ein Märchen. Wien, Gerold & Comp. Schmal gr. 8°. 16 S. M. 1,—.

Strasburger, Egon H. Von der Lieb. Gedichte. Straßburg i. Els., Jos. Singer. gr. 8°. 57 S.

c) Dramatisches.

Grabbe, Christian. Hannibal. Tragödie. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet von C. Spielmann. Halle, Herm. Geisenius. 100 S. M. 2,— (3,—).

Grabbe, Christian. Kaiser Heinrich der Sechste. Tragödie. Für die Bühne bearb. von J. Henningsen. Hamburg, Conrad Kloß. gr. 8°. 104 S. M. 1,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Ackermann, Richard. Lord Byron. Sein Leben, seine Werke, sein Einfluß auf die deutsche Litteratur. Heidelberg, Carl Winter. gr. 8°. 188 S. M. 2,— (3,—).

Goethe-Jahrbuch. Herausgeg. von Ludwig Geiger. 22. Band. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. gr. 8°. 312, 26 u. 73 S. M. 10,—.

Hebbel, Friedrich. Sämtliche Werke. Historisch-krit. Ausg., bes. von R. M. Werner. 3. Bd. Berlin, B. Behr. gr. 8°. LXI, 492 S. M. 2,50 (3,50).

Kellermann, Alfred. Sechs Dichter und Denker der „roten Erde". Halle a. S., Friedr. Stolte. 56 S. M. —,75.

Kohm, J. Schillers Braut von Messina und ihr Verhältnis zu Sophokles Oidipus Tyrannos. Gotha, Fr. A. Perthes. gr. 8°. 202 S. M. 2,40.

Moißl, K. und F. Krautstengl. Die deutsch-österreichische Jugendlitteratur. 2. Teil. Auflg. Aug. Grohmann. gr. 8°. 221 S. M. 4,—.

Müller, Ernst. Schiller-Büchlein. Hilfsbuch für Schule und Haus. Leipzig, G. Freytag. 164 S. mit 12 Abb. u. e. Ffsm. Geb. M. 2,—.

Sauer, August. Die deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrh. Herausgegeben (Deutsche Litt.-Denkmale des 18. und 19. Jahrh. Nr. 91—104). Berlin, B. Behr. CLXXII, 654 S. M. 8,60 (9,50).

e) Verschiedenes.

Brandt, M. v. 33 Jahre in Ostasien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten. 2 Bd. Leipzig, Georg Wigand. gr. 8°. XV, 386 S. mit Bildn. M. 6,50 (8,—).

Brinckman, J. Kaleb und Swinegel. 200 bei Briden geit üm. Mit Bildern von M. Bernuth (Jungbrunnen. 22. Bdch.). 42 S. — Grimm, Gebr. Marienkind u. a. Märchen. Mit Bildern von F. Müller-Münster. 37 S. Berlin, Fischer & Franke. 4°. Je M. 1,50.

Brun, H. Italienische Reiseskizzen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 155 S. M. 2,—.

Bülow, G. Thomas Babington Macaulay. Sein Leben und seine Werke. Ein Gedenkblatt. Leipzig, Gustav Fock. gr. 8°. 70 S. M. 1,50.

Hahn, F. Afrika. 2. Aufl., nach der von W. Sievers verf. 1. Aufl. umgearb. und erneuert. Mit 173 Abb. im Text, 11 Karten und 21 Tafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut. gr. 8°. XII, 681 S. Geb. M. 17,—.

Heuberger, R. Im Foyer. Gesammelte Essais über das Opernrepertoire des Augenblicks. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 303 S. M. 2,80 (4,—).

Heuberger, R. Musikalische Skizzen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 95 S. M. 2,40 (3,20).

Hilty, C. Für schlaflose Nächte. Leipzig, J. C. Hinrichs. 12°. 349 S. M. 3,-- (4,— u. 5,50).

Kohut, Adolf. Berühmte israelitische Männer und Frauen. 2. Bd. Leipzig, Ph. Reclam jun. gr. 8°. 432 S. mit zahlr. Portr. u. sonst. Illustr. M. 7,20 (10,—).

La Mara. Im Lande der Sehnsucht. Cicerone durch itat. Kunst und Natur in Versen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 16°. 255 S. M. 2,50 (4,—).

Leiningen-Westerburg, K. E. Graf zu. Deutsche und österreichische Bibliothekszeichen, Exlibris. Ein Handbuch für Sammler, Bücher- und Kunstfreunde. Stuttgart, Julius Hoffmann. gr. 8°. XVIII, 610 S. mit Abbildgn. und 4 Tafeln. Geb. M. 12,50.

Mackowsky, H. Perrocchio. (Künstler-Monographieen. LII.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 102 S. mit 80 Abb. M. 3,—.

Martenson, A. Jagdbilder aus Rußland. Riga, J. Deubner. gr. 8°. 263 S. M. 6,—.

Moll, M. Reminiscere. Gedenkblätter aus dem Feldzuge 1870/71. Leipzig, Georg Wigand. 123 S. M. 2,— (3,—).

Münzer, G. Heinrich Marschner. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft. gr. 8°. 90 S. mit Abb., 1 Faksl. und 3 Fksms. Geb. M. 4,—.

Oeser, W. Aus der Kunststadt Karl Theodors. Heimatliche Studien über das Kunstleben Mannheims. Mannheim, J. Bensheimer. gr. 8°. 148 S. M. 3,—.

Paulsen, F. Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrh. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. gr. 8°. 34 S. M. —,80.

Perl, H. Napoleon I. in Venetien. Nach authent. Daten. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. gr. 8°. 243 S. mit 1 Abb. M. 3,60.

Pestalozzi, H. Sämtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffarth. Liegnitz, Carl Seyffarth. 9. Bd. 608 S. M. 5,70 (7,20). — 10. Bd. 635 S. M. 6,— (7,50).

Reclams Universal-Bibliothek. 4181—4185. Dumas, A. 20 Jahre später. Forts. von Die drei Musketiere. Deutsch von H. Conrad. 2. Tl. — 4186. Heuert, H. Der Tiroler Franzl. Volksstück. 4187. Dahl, J. Ernstes und Heiteres. Norw. Erz. Deutsch von H. Holm. — 4188. Keller, J. Mädel, sei schlau! Lustspiel. — 4189. 4190. Brinckman, J. Kaiser-Ohm un ick. Herausgegeben von H. Bandlow.

Schur, E. Von dem Sinn und der Schönheit der japanischen Kunst. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 37 S. M. 2,—.

Schwarz, H. Das sittliche Leben. Eine Ethik auf psychologischer Grundlage. Mit einem Anhang: Nietzsches Zarathustra-Lehre. Berlin, Reuther & Reichard. gr. 8°. 417 S. M. 7,— (8,—).

Seeliger, E. G. An der Riviera. Fresken und Arabesken. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 171 S. M. 3,— (4,—).

Seemann, A. Der Hunger nach Kunst. Betrachtungen. Leipzig, E. A. Seemann. gr. 8°. 145 S. mit 1 Farbendr. M. 1,50.

Segnitz, E. Richard Wagner und Leipzig. (1813—1833.) Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 80 S. M. 2,—.

Sörensen, S. J., Johannes. Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst (Kunstlehre, 4. Teil). Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsh. gr. 8°. 333 S. mit 2 Farbendr. und 92 Abb. M. 6,— (8,—).

Stählin, F. Die Stellung der Poesie in der platonischen Philosophie. München, C. H. Beck. gr. 8°. 68 S. M. 2,—.

Trinius, A. Durchs Saalthal. Minden, J. C. C. Bruns. 247 S. M. 3,25 (4,25).

Fleury, Graf. Die berühmten Damen während der Revolution und unter dem Kaiserreich. Uebers. von S. J. Berlin, Karl Siegismund. gr. 8°. 361 S. M. 4,—.

Gourgaud, G. de. Napoleons Gedanken und Erinnerungen. St. Helena 1815—18. Nach dem 1898 zum ersten Mal veröffentl. Tagebuch. Deutsch bearb. von H. Conrad. Stuttgart, Robert Lutz. XVI, 356 S. mit 6 Portr. M. 5,50 (6,50).

Tolstoi, Graf L. Ueber den Sinn des Lebens. Deutsch von R. Sorkin. Berlin, Hugo Steinitz. 96 S. M. 1,—.

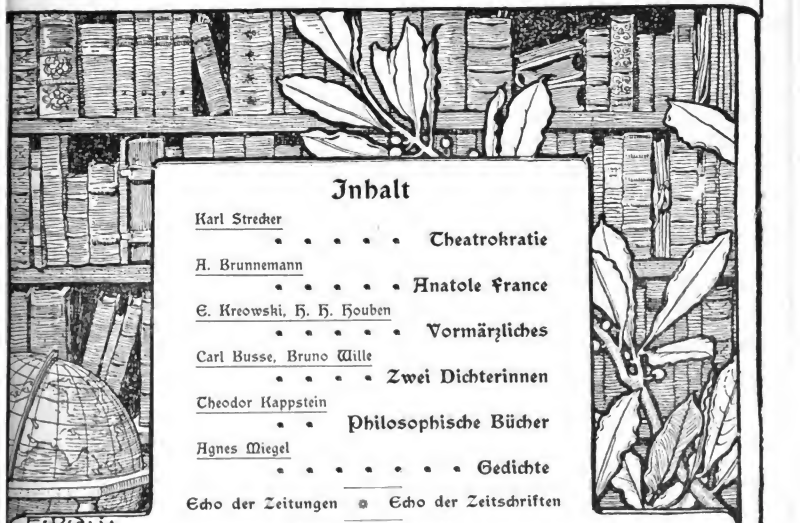
Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Hans Bülow; beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Digitized by Google

III. Jahr, No. 21. August 1901.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde



Inhalt

Karl Strecker . . . . . Theatrokratie

A. Brunnemann . . . . . Anatole France

E. Kreowski, H. H. Houben . . . . . Vormärzliches

Carl Busse, Bruno Wille . . . . . Zwei Dichterinnen

Theodor Kappstein . . . . . Philosophische Bücher

Agnes Miegel . . . . . Gedichte

Echo der Zeitungen ◦ Echo der Zeitschriften

Echo des Auslandes

Französischer Brief (Henri Albert) — Italienischer Brief (Reinhold Schoener) — Holländischer Brief (Max Conrat)

Kurt Aram

Auslandsdramen in deutscher Sprache

Kurze Anzeigen

von Karl Berger, Richard Weitbrecht, Arthur Goldschmidt, Gustav Kühl, H. H. Houben, A. K. T. Tielo, Wilhelm von Scholz, E. von Sallwürk, Ernst Gnad, Ludwig Fränkel, Edgar Steiger, Ludwig Jacobowski (†), Karl Zeiß.

Nachrichten — Der Büchermarkt — Zuschriften — Antworten

Hierzu die Porträts von Anatole France, Helene Voigt-Diederichs und Robert Schweichel, sowie eine Illustrationsprobe.

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger

Berlin

Verlag: F. Fontane & Co.

Digitized by Google

Printed in Germany

Anatole France

neueste Werke

in vorzüglichen deutschen Uebersetzungen mit Umschlag-Zeichnungen von **Thomas Theodor Heine** u. A.

Der Gaukler unserer Lieben Frau
Novellen Geheftet M. 2,50, geb. M. 3,50

Bienchen Ein Märchen
Mit Buchschmuck von **Wilh. Schulz**
Geheftet M. 3,—, geb. M. 4,—

Das rote Ei Novellen
Geheftet M. 2,—, geb. M. 3,—

Die rote Lilie Roman
Geheftet M. 4,—, geb. M. 5,—

Der Name Anatole France ist dem deutschen Publikum ebenso geläufig, wie nur irgend ein anderer der grossen französischen Schriftsteller. Man kann von dem berühmten Akademiker ruhig sagen, dass er der bedeutendste und vornehmste lebende französische Schriftsteller ist.

Gegen Einsendung des Betrages und Porto (20 Pf.) zu beziehen vom Verlag **Albert Langen in München-Le.**

Eine Mark-Bücher

aus dem Verlag von
F. Fontane & Co.
Berlin W.

Eva A. von Arnim . Dem Tag entgegen
Georg Bendler . . . . . Barmherzigkeit
Alfred Bock . . . . . Der Flurschütz
Hans Brennert . . . . . Modeworte
Cäsar Flaischlen . . . Im Schloß der Zeit
P. O. Heims . . . . . Seemannslatein
Georg Hermann . . . . Modelle
Wilhelm von Polenz . Luginsland
Rudolf Presber . . . . Das Fellahmädchen
Rudolf Stratz . . . . . Belladonna
Rudolf Stratz . . . . . Dienst
H. Wachenhusen . . . . Vom ersten bis zum letzten Schuß
Ernst von Wolzogen . Die rote Franz
Ernst von Wolzogen . Fahnenflucht
Fedor von Zobeltitz . Die Tierbändigerin

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Abschriften mit der Schreibmaschine
von **Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen**
auch nach Diktat
Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret.
Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine
Berlin W., Lützow-Ufer 2.

Soeben erschienen und wird gratis versandt:
Katalog VI: Littérature française:
Autoren des XIX. Jahrhunderts, zum Teil mit Illustrationen von Grandville, Gavarni, Vidal, Rops etc.
J. Gamber, Antiquariat, 7 Rue de l'Université, **Paris.**

Soeben erschien:
Der
Pfarrer von Breitendorf
Zweite umgearbeitete Auflage
Roman in zwei Bänden
von
Wilhelm von Polenz
Preis geh. M. 8,—; geb. M. 10,—
Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom Verlag
F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Soeben erschien: **Die zweite umgearbeitete Auflage**
von
DÖRCHERPACK
Blätter aus einem bescheidenen Menschensein
von
Richard Bredenbrücker
Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Das litterarische Echo

♥♥♥♥♥♥♥ Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde ♥♥♥♥♥♥♥

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schwerdtr. 37
Telephon: VIa, 11600

Dritter Jahrgang
Heft 21
August 1901

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Abonnementspreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cims.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag

Theatrokratie und Stilwirrnis.

Von Karl Strecker (Hamburg).

(Nachdruck verboten.)

Die Theater haben die Pforten geschlossen" — so konnte man früher aufatmend um diese Jahreszeit des heimlichen Reifwerdens sagen. Heutzutage aber haben die Direktoren nur die Pfortenschlüssel ausgetauscht. Man spielt: „Verwechselt das Bühnchen!" Die Kritiker heben wehklagend die Hände.

* *

. . . Die Wehklage: daß der Theaterteufel heute despotisch in Litteratur, Kunst und Leben herrscht, Schätze und Lorbeeren gegen Verdienst und Würdigkeit austeilt, allerorten die große Pauke schlägt und jeden feineren Ton in den Schwingungen unserer Zeit mordet — ich will sie nicht anstimmen. Denn wer bezweifelt das noch? Man braucht nur zu vergleichen, was etwa Herr Gustav Kadelburg im Gegensatz zu einem echten Humoristen und Dichter wie Wilhelm Raabe an Ruhm und Gold einstreicht, um zu erkennen, wie hier die Dinge liegen und dort die Sachen stehen. Für heute soll eine andere Klage und Anklage ihr „litterarisches Echo" suchen, eine andere Seite des Themas, die den Betrachter von der Theaterherrschaft unserer Zeit zu der Stilwirrnis unserer Litteratur führt.

* *

Unter den ersten Neuaufführungen des vergangenen Winters sah ich eine Bühnenbearbeitung von Otto Ludwigs „Heiterethei" und bald darauf eine Dramatisierung von Hamerlings „Ahasver in Rom". Bei der Heiterethei mußte ich daran denken, daß ich früher schon einmal eine dramatische Zerhackung von „Zwischen Himmel und Erde" auf der Bühne miterleben sollte. Und noch an etwas anderes mußte ich denken: — in der prächtigen Novelle „Die Heiterethei" sagt der Schneider einmal: „Heiterethei! Guckt! Der Name tanzt ordentlich, wie das Mädel selber". Von diesem Gesichtspunkt der Namenklangdeutung aus hätte das Stück „Rummeldebum!" heißen müssen, das Leichte war plump, das Feine grobschlächtig im Bühnenzuschnitt geworden. Wenn jenes Dorfschneiderlein zufällig einen vortrefflich gearbeiteten Gehrock eines „allerersten" pariser Schneiderkünstlers in die Hände bekommen hätte und sich nun sagte: „Aha, der Rock ist ein Meisterstück! Das liegt im Stoff. Folglich werde ich die drei bestellten Westen aus diesem Rocke schneidern, die werden dann ebenso vortrefflich ausfallen" — und sich flugs mit der Schere über den Gehrock hermachte: das Schneiderlein würde nicht viel thörichter handeln, als diese Dramenschneider, die da meinen, eine Meisternovelle brauche man nur in drei Akte zu zerschneiden, so habe man ein Meisterdrama, es liege im Stoff. Als ob ein Dichter wie Otto Ludwig nicht selber gewußt hätte, daß dramatische Stoffe dramatisch, epische episch zu behandeln sind! Er hatte wahrlich das Zeug dazu, einen Gegenstand dramatisch anzupacken; wenn er aber „Heiterethei" und „Zwischen Himmel und Erde" als Novellen schrieb, so laßt eure Hände davon, ihr auf dem Gebiete des künstlerischen Stils Ahnungslosen, ihr dramatischen Flickschneiderlein!

Der Umdichter des hamerlingschen „Ahasver in Rom" hat offenbar die besten Absichten gehabt, man merkt ihm den Ernst an; er glaubte vielleicht, eine künstlerische That zu vollbringen, aber er hat dennoch dem Theaterteufel zuliebe eine Stilwidrigkeit begangen. Ich habe auf diesen speziellen Fall seinerzeit schon im „Kunstwart" hingewiesen, daher hier nur soviel: der junge Bearbeiter hält sich so eng als möglich an das Epos des Dichters, und es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Prinzip auf den ersten Blick einleuchtet bei der Fülle dramatisch bewegter Szenen, plastischer Bilder, mächtig aneinanderprallender Motive, edler Gedanken, die in dieser Dichtung Hamerlings enthalten sind. Dennoch wirkte das Stück auf der Bühne nicht, trotz guter Darstellung und glänzender Ausstattung. Ahasver im Mittelpunkt der Handlung! im Epos — jawohl, da ist es eine der reizvollsten Gestalten für eine Dichterphantasie, im Drama — nein. Ein Wanderer, der nicht sterben kann, ein Ruheloser voll brennender Todessehnsucht ist lyrisch und episch ein Vorwurf großer Art; das

Digitized by Google

Wandern entspricht dem Epos, das Sehnen der Lyrik, aber nur lebenskräftiges Handeln dem Drama. Will man diesen bedeutenden Stoff dramatisch anfassen, so muß man etwa den impulsiven Nero in den Mittelpunkt der Handlung stellen; der müde, passive Nihilist Ahasver kann höchstens symbolisch etwa im Sinne des Chors in der Antike auf der Bühne verwendet werden, so freilich, wenn der Dichter Geschick und Größe hat, recht gut. Die Vorzüge und Bedingungen eines Epos sind nun einmal andere, müssen andere sein, als die des Dramas. Die Grundgesetze des künstlerischen Stils lassen ihrer nicht ungestraft spotten. Und man soll dem Buche lassen, was des Buches ist.

Die beste Absicht hat offenbar auch der sicherlich in anderer Hinsicht künstlerisch empfindende Josef Kainz gehabt, wenn er in diesem Winter den „Sardanapal“ von Byron auf die Bühne brachte. Aber der Mißerfolg war auch hier vorauszusehen. Der Versuch, Byron für die Bühne zu erobern, ist ja nicht neu. Mit technischem Geschick hatte zuletzt im Jahre 1893 der theaterkluge Adolf L'Arronge am Deutschen Theater eine eigenhändige Bearbeitung des „Kain“ gegeben, und der Faustzerarbeiter war diesmal für seine Verhältnisse schonend genug ans Werk gegangen — dennoch war es nicht Byron, den er herausgebracht hatte, nicht der philosophisch-phantastische Gehalt, nicht die düstere Majestät dieser tiefsinnigen Dichterschöpfung, sondern ein weltschmerzliches Ausstattungsstück mit buntglizernden Dekorations- und Beleuchtungseffekten. Man sollte endlich einsehen, daß es ein Mangel an künstlerischem Stilgefühl ist, Byrons in dramatischer Form geschriebene Gedankendichtungen als Bühnenstücke anzusehen; sie wollen gelesen und nicht „bearbeitet“ sein, sie bedürfen der „Ausstattung“ so wenig wie etwa die Kartons des Cornelius der Farbe bedürfen. Zahllose Stellen in Byrons Dramen, die gar nicht zur Handlung gehören, sondern die der Dichter niederschrieb, weil er sich als Lyriker diese Gedanken und Stimmungen von der Seele singen mußte — werden schon allein zur Stilwidrigkeit, wenn man sie im Kostüm und im Licht der Rampen zwischen die Handlung zwängt.

Aber derartige Versuche werden so wenig vor dem letzten Theaterdirektor aussterben, wie der grobe Unfug, aus guten Novellen und Romanen schlechte Dramen zu schneidern. Die dramatische Wursthackerei, die alles „verarbeitet“, der alles Wurst ist, bleibt ein Typus unserer Zeit. Schon wird in den Zeitungen für den nächsten Winter eine Dramatisierung des freytagschen „Das Nest der Zaunkönige“ von dem ehemaligen Direktor des Berliner Theaters, Herrn Aloys Prasch angekündigt. Wie ist doch die Sage vom Zaunkönig? Er setzt sich auf den Rücken eines Großen und meint: so geht's bequem in die Höhe.

Wenn eine plumpe Hand einen farbenschillernden Schmetterling hascht, streift sie ihm den schönen sammetnen Goldstaub von den zarten Flügeln; nun hat aber am Theater nicht nur der Koulissenschieber eine plumpe Hand . . . Als Guy de Maupassant vom Vaudeville-Direktor Albert Carré aufgefordert wurde, seine Novelle „Yvette“ zu dramatisieren, schrieb er ihm wörtlich: „Das Theater langweilt mich in der That außerordentlich . . . Und wenn man das Unmöglichste versuchen wollte, ich glaube, es bleibt immer eine tote Kunst. Alles, was im Roman unterhaltend und leidenschaftlich wirkt: die Menschen, die man bis in ihre letzten Falten schildert, das Milieu, das man zeichnet, das ganze Leben, das man in seiner kleinsten Nuance wiedererstehen läßt, diese unendliche Mannigfaltigkeit im einzelnen und in den Charakteren, die so lustig zu erfassen sind — all das verschwindet in dem Bedürfnis der Vergröberung, in der Notwendigkeit, auf den Effekt zu arbeiten und die menschliche Persönlichkeit, wie man sie gesehen hat, durch Künstler ersetzen zu müssen, selbst wenn diese das größte Talent haben . . .“

An dem übertriebenen Götzendienst, dem Kniebeugen vor dem großen Moloch Theater hat aber die heutige Tagespresse eine schwere Schuld. Nehmen wir als deutlichstes Beispiel die in Deutschland ja wohl am meisten gelesene Tageszeitung, den „Berliner Lokalanzeiger“. Ich gehöre, das sei vorweg bemerkt, nicht zu den wütenden Antischerlianern, die in diesem kundigen Tag- und Wochenmann mit seiner Aktiengesellschaft das Grundübel des Zeitalters sehen. Ach nein, ihr Herren, das Grundübel steckt anderswo, und Herr Scherl war nur der kluge Mann, der „die Konjunktur ausnutzte“. Jedes Zeitalter verdient die Zeitung, die es bevorzugt. Kann Scherl dafür, daß dem Geschmack der Menge der Lokalanzeiger und die Woche zusagt? Wärs nicht Scherl, wärs ein anderer, vielleicht weniger geschickt und darum bald von anderen überholt; kurzum: diese Herren, die auf den Sack, Scherls Geldsack, schlagen, und den Esel, der ihn trägt, den Zeitgeschmack, meinen sollten, machen eine komische Figur, sie gleichen dem Mann mit dem wüsten Gesicht, der auf den Arm losstickt, der ihm den Spiegel vorhält. Der Lokalanzeiger ist so ein Spiegel, auch was das vom Theaterteufel Besessensein angeht. In seinem Hauptblatt füllt er täglich etwa sechs Feuilletonspalten mit den wertlosesten Theaternotizen, Privattelegrammen über jedes durchgefallene Stück jedes unbekannten Autors, über Provinzpremieren von Stücken, die in allen Großstädten schon längst gegeben oder vergessen sind. Eine Krippe voll Waschzettel der Direktionen muß der Leser täglich wie Häckerling schlucken, die Gastspiele x-beliebiger Histrionen in Kobbelbude oder Schievelbein, Bulletins über das Dichten bekannter Bühnenschriftsteller, vom Tag der Infizierung bis zur Krisis, Meldungen über verschnupfte Mimen und an Durchfall leidende Autoren — — von solchem Kram strotzt und wimmelt das ganze Feuilleton des Hauptblattes! Und wo wird von der wirklichen Litteratur gesprochen? Ganz hinten, in Diamantschrift, acht bis zehn Zeilchen in dem letzten Eckchen der Unterhaltungsbeilage genügen dafür. . . . Die meisten großstädtischen Tageszeitungen machen es nicht viel anders; über ein jammervolles, nach Verdienst durchgefallenes Stümperstück wird fast überall mehr geschrieben als über einen wertvollen Roman. Dafür trifft die Redakteure, die ja meist an unseren großstädtischen Blättern ästhetisch gebildete Herren sind, nicht so sehr die Verantwortung; das Publikum will es so haben, denn wie der Buchdruckereibesitzer Thomsen im „Volksfeind“ sagt: „nicht die Redakteure leiten die Zeitungen, das thun die Abonnenten“. „Glücklicherweise ja“, fügt der Herr Bürgermeister befriedigt hinzu. Die Abonnenten, das Publikum will es haben, daß über jede Indisposition einer Schauspielerin unter dem Strich berichtet wird, bis es unsereinem über den

Digitized by Google

Strich geht, es will sich aufregen, wenn ein hypochondrischer Komiker wegzugehen droht, es beansprucht ein Feuilleton, wenn zwei Direktoren sich in dem letzten Rest ihrer Haare liegen, es schwätzt einen ganzen Sommer von Schauspieler-„Krisen", und wenn Direktor Schlenther einmal auf einem Bierfilz ausgleitet, geht ein Rauschen durch die Blätter, als ob die ganze Hofburg wackelte. Diese Abonnenten, es sind dieselben Leute, die für einen mäßigen Theaterabend ohne Besinnen zehn Mark hingeben, die aber Zeter schreien würden, wenn man ihnen zumuten wollte, für zehn Mark ein paar gute Bücher zu kaufen.

* *

Wen kann es bei solchen Zuständen wundern, wenn die heutigen Schriftsteller fast ausnahmslos den Reigen um den Theatermoloch, um das goldene Tantièmenkalb in hohen Sprüngen mitschwingen? Vieles dieser Art ließe sich noch ertragen, wenn nicht eine Vergröberung und Verrohung des litterarischen Geschmacks die unausbleibliche Folge wäre. Ich war jüngst Zeuge, wie das selbe, feinem Stande nach sehr „distinguierte" Theaterpublikum, das dem „Weißen Rößl" dröhnend zugejubelt hatte, eine intime Dichtung wütend auszischte, und ich mußte an Nietzsches Wort denken: „Mißerfolg am Theater? Da spitze ich die Ohren und fange an zu achten".

Daß bei dieser wachsenden Vierschrötigkeit des Geschmacks infolge der Theatrokratie edle schlanke Linien künstlerischen Stils völlig untergehen müssen unter den rohen Strichen, die von allen Kunstarten fast heute zum Theater führen, ist kein Wunder. Freilich: das Geschwätz des Tages meint es anders. „Wir haben wieder einen Stil", sagt der Möbeltischler und deutet auf die langgeschweiften Streichholzbeine eines Sofatisches. „Wir haben wieder einen Stil", sagt der Kaffeehaus-Litterat und hebt den vom Cigarettenbrand gebräunten Zeigefinger. Ja wohl, wir haben wieder einen herrschenden Stil, den Stil der litterarischen Pfandleihe, wo alles zusammengehäuft wird, was irgend welchen Wert zu haben scheint. Wie sieht es denn in unserer gegenwärtigen Litteratur aus: — transcendentale Mystik neben skeptischer Haeckelei, sozialistische Kampftendenz neben stirnerscher Herrenmoral, Symbolismus und Naturalismus schwesterlich gesellt, dramatisierter Märchenspülicht und wolzogensche Ueberbrettelei, „Heimatkunst", „Höhenkunst" und was sonst noch in dieser unklassischen Walpurgisnacht herumspringt — das ist unser Stil, das nenn ich einen Stil! Man darf auf den billigen Einwand gefaßt sein: „Mein Gott, wir leben eben in einer Uebergangszeit, das alles wird sich klären; wenn sich der Most auch ‚absurd gebärdet', es giebt doch endlich u. s. w."

Jede Zeit ist eine Uebergangszeit. Was aber unsere Zeit von anderen unterscheidet, was ihre Litteratur teilweise so ungenießbar und widerwärtig macht, ist das geschmacklose Uebertreiben, das Maßverlassene, Zielloseste und darum Stillose jeden Genres, ist die Hast und Sucht, jedem Erfolg die Schleppe zu tragen. Kaum taucht etwas anscheinend Neues auf, so stürzt die große Horde der Zeitgemäßen darüber her, tritt es breit, reckt es auseinander, ahmt es nach, sucht es zu überbieten und verzerrt es so ins Groteske. Kaum haben wir an ein paar Liedchen des wolzogenschen „bunten Theaters" unsere Freude gehabt — eine kleine, aber doch eine Freude — so wissen wir schon nicht mehr, wohin wir uns retten sollen vor der Ueberbrettelei. Und nähmen wir Flügel der Morgenröte und flöhen ans äußerste Meer, so würden wir finden, daß die Welt dort mit einem Ueberbrettl vernagelt ist. In Berlin waren schon im Mai 42 Ueberbrettl angemeldet, jetzt mögen doppelt so viele im Schoß der Zukunft schlummern. Wien, Leipzig, München, sie alle haben ihre bunten Theater, mit denen es wahrlich zu bunt wird. In München kamen im Juni die „Elf Scharfrichter" auf — flugs thaten sich in einem anderen Lokal als Paroli „Zwölf Scharfrichterinnen" zusammen. Das ist recht bezeichnend für unsere Zeit: nur immer übertrumpfen, nur immer eins höher bieten; sagt X. 11, sagt Y. 12, dann ist das Dutzend voll und in unserer Zeit der Dutzendkünste alle Aussicht auf Erfolg.

Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage. Ein weiteres Beispiel für die ziel- und stillose Uebertreibung jeder Neuheit ist der „deutsche Buchschmuck". Es war ein frischer erfreulicher Ton, der vor einigen Jahren die Verleger zur Sorgfalt einer geschmackvollen künstlerischen Buchausstattung rief. Heute ist die Ausartung auf dem Gebiete des „Buchschmucks" beinahe zum groben Unfug geworden. Der fadeste Schmöker wird mit einem künstlerischen Brimborium umgeben, als wärs ein hohes Kunst- und Meisterwerk, der Kieselstein wird in Gold gefaßt und wie ein Kleinod präsentiert. Die Verschwendung an weitläufigen Sezessionslinien, langstieligen Tulpen, kohlköpfigen Lorbeerbäumen wird in der ewigen Wiederkehr nachgerade abgeschmackt und unausstehlich. Wer erretlet unsere Buchtitel von der Raupenplage? Den Buchstaben der Titelseite werden die Hälse langgereckt und so ineinandergehakt, daß man eher ein Rebus raten oder ein Verserbild enträtseln kann, als diese Schrift. Thatsächlich gebraucht man heute dreimal soviel Zeit als früher, wenn man die Titel der in einem Schaufenster ausliegenden Bücher lesen will. Es hat sich eine Meiningerei im Buchgewerbe breit gemacht, die außer acht läßt, daß ein Buch doch in erster Linie zum Lesen da ist, die durch grotesk gekünstelte Buchstaben und exaltierte Form des Satzkörpers — z. B. in einen spitzen Winkel zulaufend — das Lesen zu einer Plage macht. Die Verrückung des Satzes ist zur Verrücktheit ausgeartet. Aber was hilfts? Wir leben in der Zeit der Konkurrenz, des Ueberbietens, Ueberschreiens, Uebertrumpfens. Nachgerade ist es mit dem Buchschmuck geworden, wie mit jeder Mode, das Gigerltum hat sich ihrer bemächtigt. Ein Gigerl trägt bekanntlich das lang oder spitz, was andere Leute kurz oder breit, das weit, was andere eng tragen, und umgekehrt. So giebt es heute Verleger, die das Wesen eines künstlerischen „Buchschmucks" darin sehen, daß es um jeden Preis anders sein muß, als man es sonst zu sehen gewohnt ist. Beweis:

Einer der auf dem Gebiet moderner Buchausstattung verdienstvollsten und rührigsten Verleger ist ohne Frage Herr Eugen Diederichs. Aber wieweit auch ihn heute schon die Konkurrenz von der Manier zur Manie getrieben hat, dafür nur ein Beispiel. Wie jede Meiningerei, so strebt auch die des Buchgewerbes danach: aus jeder belanglosen Kleinigkeit etwas Besonderes zu machen, die Perspektive zu löschen; so war man beim „Buchschmuck" mit den Seitenzahlen umgesprungen, als ob sie von ganz besonderer Wichtigkeit wären. Daß die Seitenzahl

Digitized by Google

oben in der Mitte stand, war natürlich zu altmodisch. Man setzte sie unten in die Mitte, dann oben innen in die Ecke, dann rechts unten oder umgekehrt. Dann wars vorbei. Eine weitere Neuerung ließ sich nicht ausdenken. Das Unglück war da: man mußte's schließlich doch machen, wie andere Verleger auch, die Seitenzahlen ließen nicht weiter mit sich jonglieren. „Um Gotteswillen eine Neuerung!" ruft Herr Eugen Diederichs in Nöten und setzt — baff! — die Seitenzahl unmittelbar vor die letzte Zeile der Seite, bezw. dahinter. Nun bitte, lesen Sie! Da ist Maurice Maeterlinck in der trefflichen oppelnschen Uebersetzung, sehr schön ausgestattet; im schaurigen „Eindringling" sagt Seite 9 „Die Tochter: Es ist sehr schön: Hört ihr die 9 Nachtigallen schlagen?" In „Die Blinden", Seite 65. „Der sechste Blinde: Ich glaube, es sind keine 65 Sterne mehr am Himmel". In „Zu Hause", Seite 79. „Der Alte: Gebt acht, man weiß nicht, welche Macht eine abgeschiedene Seele noch über die 79 Menschen hat," u. s. w.

Der Zug unserer Zeit: Innerliches durch Aeußerliches zu ersetzen, das Schaugericht an Stelle geistiger Nahrung zu geben, ließe sich noch an manchem Beispiele zeigen. Oder nicht? Ein flüchtiger Blick auf die Darmstädter dekorativen Stimmungshäuschen, oder lieber noch in das Zeughaus der modernen musikalischen Kunstmittel, der Uebermusik unserer Neutöner — und wir werden Verwandtes spüren. Es ist die jüngste Technik im Reich der Töne, die nach Geist sucht und Geister findet. „Moderne Musik will schildernd, darstellend, charakterisierend auch noch auf ein außer ihr liegendes Vorgestelltes bezogen werden können." Nicht wahr? Theater, Theater! Der heimliche Geist in der Kunst genügt nicht mehr, das Aeußerliche muß herrschen, der Zweck wird hineingetragen. Schnell freilich verbrauchen sich derartig forcierte Reize, kurze Herrschaft haben kleine Einfälle, Marotten, Tagesexperimente in der Kunst, und es ist ein kleiner Trost, daß der „Stil von heute" morgen schon ein Stil von gestern sein wird.

Die Umwandlung unserer illustrierten Zeitschriften in geistlose Bilderfibeln, diese moderne biblia pauperum gehört ganz hierher, ins Zeltalter der Coulisse — ein System, das sich schon auf Bücher erstreckt (vgl. Kürschners Konversationslexikon, das in der neuesten Ausgabe auf jeder Seite mit ein paar undeutlichen Porträts den Raum verschwendet). Die Manier ist sogar bei einigen „modernen" Schriftstellern zu erkennen, die durch die Aeußerlichkeit einer Art Interpunktionshypnose den Leser zu betäuben suchen; statt der Pointen setzen sie eine Reihe von Punkten, statt der Gedanken Gedankenstriche.

Das Eine bleibt heute unverrückbar im Vordergrunde ruhiger Betrachtung stehen: wir leben im Zeitalter des Theaters, der Aeußerlichkeiten, der Pose, des Plakates, der großen Worte — das läßt sich nicht nur in Kunst und Litteratur, es läßt sich auch im Geschäftsverkehr, in der Politik, ja sogar schon beim „rauhen Krieger" heutiger Zeit symptomatisch nachweisen. In der Litteratur aber gehen Theatrokratie und Stilwirrnis Hand in Hand. Die Wahrheit über diese Zustände kann nicht oft genug gesagt werden. Wendet uns jemand ein: gerade in diesen Sommertagen, in der beinahe theaterlosen, der köstlichen Zeit, da die Rosen blühen, sollte man davon nicht reden, so bitten wir Herrn Servibilis zu hören:

Servibilis:

Gleich fängt man wieder an.
Ein neues Stück, das letzte Stück von sieben:
Soviel zu geben ist allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geschrieben,
Und Dilettanten spielen's auch.
Verzeiht, ihr Herr'n, wenn ich verschwinde;
Mich dilettiert's, den Vorhang aufzuziehn.

Mephistopheles:

Wenn ich Euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut, denn da gehört Ihr hin.

Charakteristiken

Anatole France.

Von **A. Brunnemann** (Dresden).

(Nachdruck verboten.)

Anatole France, einer der geistreichsten unter den jetzt lebenden französischen Schriftstellern, ist in Deutschland nur wenig bekannt. Es mag größtenteils daran liegen, daß er ein „schwieriger Schriftsteller" ist: nicht wegen seines Stils, der kristallklar dahinfließt oder in kurzen Erzählungen herrlich geschnittenen Kameen gleicht, wohl aber wegen seiner Anspielungen auf Zeitverhältnisse, die eine große Kenntnis der sozialen und politischen Kämpfe in Frankreich voraussetzen. Die scharfe Ironie, die unverhüllte Zeitsatire ist dem Durchschnitt der Leser von französischen Romanen wenig erquicklich, kaum verständlich, darum kennen sie France nur als Verfasser von „Le Lys rouge", einem der farbenglühendsten romans passionnels der französischen Litteratur*). Und auch hier geht man fehl, wenn man ihn nur als Verfasser einer leidenschaftlichen Liebesgeschichte ansieht. Die Fabel diente ihm vorwiegend dazu, prächtige Bilder von Florenz zu entrollen, die ihn als einen vornehmen, mit den feinsten Fasern des Empfindens alles Künstlerische erfassenden Kunstfreund offenbaren, wie wir solchen bei unseren Nachbarn so häufig begegnen. Viele seiner Schilderungen stehen auf gleicher Höhe mit Bourgets tief innerlichen „Sensations d'Italie"; France hat zugleich treffliche Künstlertypen geschaffen. Schon dadurch hebt sich „Le Lys rouge" über die übliche pariser Romanware hinaus.

Gleich zu Anfang seiner Laufbahn gewann sich Anatole France (geb. 1844), ein pariser Kind von vornehm humanistischer Bildung, den Akademiepreis durch die köstliche Erzählung: „Le Crime de Sylvestre Bonnard". Wie so ganz andere Saiten des Empfindens schlägt es an, als die bis zum Ueberdruß abgehetzte Ehebruchsgeschichte! Aber gerade vielleicht mit seinem feinen, vornehmen Dufte wird es seltener gepflückt als all die starkduftenden sinnbethörenden Blumen im Garten der französischen Litteratur. „Le Crime de Sylvestre Bonnard" könnte durchaus germanischen Ursprungs sein, so durchsättigt ist es von harmonischer, gesunder Lebensauffassung. Nur die feine Ironie über die armseligen Dinge des Lebens, über die Schwächen der

*) Eine deutsche Ausgabe erschien bei Albert Langen, München.

Digitized by Google

Menschheit, die das Buch von Anfang bis zu Ende unaufdringlich und doch eindringlich durchzieht, zeugt von dem Geiste jenseits des Rheins, der gar zu gern, statt treuherzig zu schauen und frisch zu gestalten, als leise spöttelnder Selbstkritiker daneben steht und das eben Aufgebaute belächelt. Für Sylvestre Bonnard bedeutet dieser Ton nur eine Erhöhung des Zaubers, der von dieser prächtigen Greisengestalt ausgeht. Er ist ein alter Gelehrter, ein Junggeselle, der mit seiner respektablen, goldtreuen, aber sehr engherzigen Haushälterin ein monotones Leben führt, das nur durch gelegentliche heimliche Wohlthaten unterbrochen wird. Zufällig entdeckt der Alte in einer sehr ungemütlichen Pension die reizende Jeanne, die Tochter einer Frau, der er einst herzlich zugethan war. Jeanne, arm und verwaist, wird von der Pensionstyrannin als Aschenbrödel behandelt, und der Alte entführt sie nach allen Regeln der Kunst und gewährt ihr eine Heimat in seinem Hause. Mit Freuden sieht er ein Liebesidyll zwischen ihr und seinem einstigen Lieblingsschüler entstehen. Das Glück der jungen Eheleute wird der Trost seines resignierten Alters. Doch auch ihren tiefen Schmerz muß er teilen: Jeanne hat ihr erstes Kindchen verloren. Trotzdem schließt das Buch, das Greisenalter und Jugendfrische so harmonisch vereint, das in seinem engen Rahmen und seiner schlichten Darstellung das ganze Menschenleben umfaßt, mit einer erhabenen Lebenshoffnung: „Heute sind Vater und Mutter auf sechs Wochen unter das Dach des Greises gezogen. Da kommen sie eben aus dem Walde zurück, Arm in Arm. Jeanne ist in einen großen schwarzen Shawl gehüllt, und Henri trägt Krepp an seinem Strohhut. Aber sie strahlen beide in Jugendschöne und lächeln einander liebevoll zu. Sie lächeln der Erde zu, die sie trägt, der Luft, die sie umweht, dem Licht, das ein jeder in des anderen Augen erglänzen sieht. Ich winke ihnen mit meinem Taschentuch, und sie lächeln meinem Alter zu. Jeanne steigt rasch die Treppe hinauf, umarmt mich und flüstert mir ein paar Worte ins Ohr, die ich mehr errate als verstehe. Gott segne Dich, Jeanne, Dich und Deinen Mann bis zu Deinen fernsten Nachkommen! Et nunc dimittas servum tuum, Domine."

Anatole France.

Ueber alle Widersprüche, über alle Tragik oder erbärmliche Komik des Lebens hilft dem Greise der tiefe starke Glaube an das Leben selbst hinweg, das immer wieder über den Gräbern emporblüht. „Alles vergeht, aber das Leben ist unsterblich, und das müssen wir in seinen unaufhörlich sich erneuernden Gestalten lieben." „Le Crime de Sylvestre Bonnard" ist kein Buch fin de siècle, sondern ein gesundes Buch, aus dem uns der frische Morgenwind eines aufsteigenden Jahrhunderts entgegenweht. Der Dichter wäre zum Aufbauen wie geschaffen, er bevorzugt das Niederreißen. In kleinen köstlichen Idyllen aus dem Alltagsleben, aus den Freuden und Leiden des Kinderdaseins: „Le Livre de mon ami" und „Pierre Nozière" giebt er uns noch manche Perlen, manchen guten Stein zur Gründung sicherer starker Zukunftsbauten. Er lehrt uns lieben und erkennen, denn „mit Wissenschaft und Liebe gestaltet man die Welt".

Dann aber zeigt er plötzlich ein ganz anderes Gesicht. Der alte Weise, der nachsichtiges Mitleid mit den menschlichen Schwächen, stille Resignation vor dem Unabwendbaren, Notwendigen und eine mit erhabener Heiterkeit verwandte Ironie in seinem gütigen Wesen zur Schau trug, wird zum Faun in den beißenden Zeitsatiren: „La Rôtisserie de la Reine Pédauque" und „Les Opinions de l'Abbé Jérôme Coignard". Ein verbummelter Priester, der Abbé Jérôme Coignard, tritt eines Tages, vom Hunger getrieben, in die Garküche des Meisters Ménétrier. Des Wirtes Söhnchen, Jacques Tournebroche (der den Bratspieß dreht) strebt über den väterlichen Beruf hinaus und studiert Latein. Für Speise und Trank wird der Abbé Lehrmeister des jugendlichen Lateiners und führt ihn in seine Welt ein, in die Welt der lasterhaften Abenteurer, der verbummelten Genies, der vornehmen Okkultisten und Alchemisten. Eine tolle Gesellschaft ohne Moral und Sitte ersteht vor uns; es wimmelt von galanten Abenteurern und bösen Orgien; das ganze achtzehnte Jahrhundert in seiner lasterhaften Galanterie und seinem abergläubischen Alchemistentum wird in der „Rôtisserie de la Reine Pédauque" vor uns entrollt. Trotzdem er ein Prediger des zügellosesten Lebensgenusses ist, verachtet der treffliche Abbé im Grunde dieses Treiben, und nach cynischen Auslassungen gegen alles, was die menschliche Gesellschaft in geordneten Schranken erhält, sucht er nach einer höheren Gerechtigkeit, nach einer eingeborenen Moral. Infolge eines galanten Abenteuers wird er meuchlings ermordet, tief betrauert von seinem Schüler, der trotz aller Lasterhaftigkeit seiner Umgebung naiv bleibt und ein instinktives Gefühl für den guten Kern des verbummelten Alten hat. Mit rührender Pietät pflegt er das Andenken von „mon bon maitre" und giebt dessen Memoiren heraus, die den zweiten Band „Les Opinions de l'Abbé Jérôme Coignard" füllen. Hierin wendet sich France in altertümelndem, unübertrefflich satirischem Stil noch deutlicher gegen auffallende Schwächen seiner Landsleute wie der ganzen Menschheit und der heutigen Gesellschaft. Der mit den Verhältnissen Vertraute erkennt scharf heraus, wo etwas faul im Staate Frankreich ist. Dem oberflächlichen Leser scheint der Abbé beweisen zu wollen, daß jegliche Moral und Sitte wertlos ist, daß die Menschen nicht aus ihrer Niedrigkeit und Dumm-

Digitized by Google

heit heraus können, daß sie nicht einmal für diese verantwortlich gemacht werden dürfen, sondern nur Mitleid oder Verachtung verdienen.

Aber der groteske Alte hat auch große Momente: „Lange," so erzählt Jacques Tournebroche am Schlusse der Memoiren, „betrachtete mein guter Lehrer die blauen Höhen am Horizont. Seine Züge waren ernst und traurig. Dann legte er sanft die Hand auf meine Schulter und sprach zu mir in einem Tone, der tief in meiner Seele nachzitterte: Tournebroche, mein Sohn, Du siehst mich plötzlich verwirrt und stammelnd — und doch setzt nichts die Kühnheit meines Denkens in Erstaunen. Merke auf das, was ich Dir sage. Die Wahrheiten, die die Vernunft entdeckt, bleiben unfruchtbar. Das Herz allein ist fähig, die Träume zu befruchten. Es durchtränkt alles, was es liebt, mit Leben. Durch das Gefühl wird die Saat des Guten in die Welt gestreut. Der Verstand besitzt keine solchen Tugenden. Und ich bekenne Dir, daß ich bis jetzt zu verstandesgemäß bei meiner Kritik von Sitte und Gesetz vorgegangen bin, darum wird diese Kritik fruchtlos vergehen und vertrocknen, wie ein Baum, den der Aprilfrost getötet hat. Um den Menschen zu nützen, muß man alle Vernunft wie einen überflüssigen Ballast bei Seite werfen und sich auf den Flügeln der Begeisterung erheben. Kommt man mit Vernunftgründen, so wird man niemals emporfliegen."

Hier blicken wir mit einem Male in die verborgensten Tiefen der Seele dieses Kindes einer lockeren Zeit, das vom Treiben seiner Zeit angewidert, Nihilist sein möchte und doch eine dem instinktiven Gefühl für Güte und Gerechtigkeit entsprungene, hoch über den erbärmlichen zeitlichen Dingen stehende höhere Ordnung der Dinge ahnt und in „dunklem Drange" zu ihr hinstrebt. Wir verstehen die Verehrung, die der gutmütige Tournebroche für seinen verkommenen Lehrer hegt. Zugleich berühren wir den Urgrund von Frances Denken, der aus diesem Gefühl für höchste Güte und Gerechtigkeit nach aller Zerstörungslust den wahren Fortschritt der Menschheit herleitet und trotz seines anscheinenden bitteren Pessimismus an einen solchen Fortschritt glaubt.

Freilich scheint er in seinen letzten Werken, den drei Bänden: „Sous l'Orme du Mail", „Le Mannequin d'Osier" und „l'Anneau d'Ametyste", die den Gesamttitel: „Histoire Contemporaine" tragen, auch diesen Glauben zu verneinen. Hier hat er die Gestalt des erbarmungslosen Skeptikers Monsieur Bergeret geschaffen, der in allen drei Bänden in den Vordergrund des Interesses tritt. Professor in einer kleinen Stadt, führt er mit eingebildeten Präfekten und ehrgeizigen Priestern nach Art der „Opinions de l'Abbé Jérôme Coignard" lange Gespräche über politische und wirtschaftliche Zustände, religiöse Verhältnisse; das Ganze, lose aufgereiht an eine sehr einfache Fabel — zwei Priester bewerben sich mit tausend Intriguen und Spitzfindigkeiten um den Bischofssitz zu Tourecoing — bildet einen satirischen Zeitspiegel. Er ist für Frankreich besonders berechnet, denn der Panamaskandal, die Dreyfusaffaire treten mit greifbarer Deutlichkeit in den Vordergrund, doch erscheint jeder Angriff des zersetzenden Gelehrten als ein furchtbares Pamphlet, das den Schäden der ganzen heutigen Gesellschaft entgegengeschleudert wird. Bergeret, der verkörperte nüchterne Verstand, kommt zu dem trostlosen Ergebnis: „Schwer ist zu begreifen, daß vernünftige Menschen noch Hoffnung hegen können, den Aufenthalt auf dieser kleinen Kugel, die sich unbeholfen um eine gelbe, schon halb erkaltete Sonne bewegt, erträglich zu gestalten. Das Leben ist an und für sich eine Katastrophe, eine unaufhörliche Katastrophe. Das Leben einer Nation, wie das des Individuums ist ein fortgesetzter Ruin, eine Reihe von Zusammenbrüchen, eine unendliche Entfaltung von Elend und Verbrechen. Unser Vaterland besteht auch, wie die anderen Länder, nur durch die Erneuerung seines Elends und seiner Fehler."

Ist nun Monsieur Bergerets Weisheit das Schlußergebnis von Anatole Frances Denkprozeß überhaupt? Ist der gereiftere, erfahrenere Denker in ihm als Enttäuschter bis zur völligen Verneinung alles Fortschritts, aller Lebenshoffnung gelangt? Nein, obwohl sich France neuerdings bei seinen articles du jour in gelesenen Tageszeitungen unter dem Pseudonym Bergeret versteckt, ist er durchaus nicht ganz identisch mit diesem zersetzenden, nüchternen Verstandesmenschen. Wohl bedeutet dieser das auflösende Element, das jetzt unverkennbar die Oberhand in den Werken des geistvollen Schriftstellers behält, zum Schaden auch ihres dichterischen Gehaltes, der immer mehr abnimmt, aber bisweilen wird „dem Geiste, der stets verneint" energischer Widerspruch entgegengesetzt. „Sie stellen treffliche Sophismen auf, Herr Bergeret," heißt es einmal. „Trotzdem glaube ich mit Renan, mit Zola, daß die Wahrheit eine durchdringende Kraft besitzt, wie sie weder Irrtum noch Lüge enthalten. Ich sage die weder Wahrheit, und Sie verstehen mich, Bergeret! Denn es genügt nicht, die so schönen Worte von Wahrheit und Gerechtigkeit zu definieren, um ihren wahren Sinn zu begreifen. Sie haben durch sich selbst eine Schönheit, die leuchtet, ein himmlisches Licht. Ich glaube also an den Triumph der Wahrheit."

Und France läßt Herrn Bergeret zu sich emporreifen. Ein neuer Band, „M. Bergeret à Paris" ist kürzlich erschienen (Paris, Calman Lévy), und in dieser jüngsten Zeitsatire durchläuft der ehemalige Provinzgelehrte, der in das Herz Frankreichs versetzt wurde, in umgekehrter Folge die Stadien des francischen Geistes. Zunächst ist er der Nihilist, der über Thorheiten der Menschen um ihn her eine Flut vernichtenden Spottes ausgießt. Freilich kam er zum richtigen Augenblick, er fand sie mitten in den lächerlichsten politischen Kämpfen stehend: der Dreyfusskandal erregte alle Gemüter, und mächtig erhob sich das hohle Geschrei der Nationalisten. Auf die köstlichste Weise werden diese durch das in der Form einer mittelalterlichen Chronik geschriebene Kapitel: „Les Trublions" gegeißelt. Nichts vom Cynismus des Abbé Jérôme Coignard erspart er uns, wenn er die Machtstellung des Ewig-Weiblichen in der politischen Intrigue schildert. Endlich aber blickt eine wunderbare sympathische Gestalt aus dem alternden M. Bergeret, Sylvestre Bonnard, der greise Weltweise, der mit der ringenden und irrenden Menschheit unendliches Erbarmen fühlt. Er wagt es nicht, Utopieen für die Zukunft aufzustellen (siehe das herrliche Gespräch Bergerets mit seiner Tochter), er glaubt nicht, wie die Rousseausünger, an ihre ursprüngliche Güte, die nur eine widersinnige Civilisation verderbt hat, wohl aber setzt er seine erhabenste Hoffnung in ihre Vervollkommnungs-

Digitized by Google

fähigkeit, in ihre allmähliche Läuterung durch Güte und Gerechtigkeit.

Auch in diesem Buche führt uns France zurück zu dem eingeborenen moralischen Bewußtsein, das die Welt, die er zerstört, wieder aufbauen, wieder erneuern wird, zurück zu dem Gefühl des Wahren und Guten, das sich immer wieder von neuem an das Licht ringt.

Besprechungen

Vormärzliches.

I.

Im Jahre 1898/99 beging man im Reich und draußen den fünfzigjährigen Gedenktag der deutschen Revolutionsbewegung von 1848/49. Diese Erinnerungsfeier brachte es mit sich, daß eine Menge von monographischen, memoiristischen und belletristischen Schriften auf den Markt geworfen wurden, die teils von berufenen oder unberufenen Historiographen und Romanschreibern, zum weitaus größten Teil aber von Mitkämpfern jener Zeit herrührten. Da nun einmal die Erinnerung an das „tolle Jahr" gründlich geweckt worden war, so kann es nicht weiter verwundern, daß noch immer litterarische Nachzügler dieser Gattung erschienen, von denen einige mir hier zur Besprechung vorliegen. Ich beginne mit zwei Büchern belletristischer Natur, und zwar zunächst mit einer „Erzählung" von Hans Blum: „Aus dem tollen Jahr"[1]). Der Autor ist der Sohn Robert Blums, des Freiheitshelden sonder Furcht und Tadel, und hat uns anläßlich der Fünfzigjahrfeier ein dickleibiges Werk „Die deutsche Revolution 1848/49" beschert. Ich kenne es nur flüchtig, und es liegt auch nicht im Rahmen meiner Aufgabe, mich darüber zu äußern. Aber mit der eben genannten „Erzählung" ist es doch eine triste Sache. Im Vorwort bemerkt Blum, daß die Erzählung „überall auf damaligen (1) Aufzeichnungen Mithandelnder fuße", und daß sie „unter treuester Schilderung der damaligen (2) Zustände und Ereignisse die gesamt-deutsche damalige (3) Bewegung in ihren Licht- und Schattenseiten geschichtlich treu (?), spannend (?) und ergreifend (?) in den Schicksalen der Helden und Heldinnen" darstelle. An den historischen Unterlagen will ich nicht zweifeln; es kommt hier nur darauf an, wie sie verarbeitet wurden. „Der Standpunkt der Beurteilung," sagt der Verfasser, „ist der, der dem Sohn Robert Blums und dem Schüler Heinrich von Treitschkes zukommt, d. h. der vollkommener geschichtlicher Gerechtigkeit." Der politische Parteistandpunkt Hans Blums, der hier zwar nicht berührt werden soll, aber wohl kaum von seinem Träger zu trennen ist, spielt in dem Buche eine maßgebende Rolle. Alle Demokraten und Sozialisten kommen in dieser „Erzählung" miserabel weg: sie werden gemeinhin als Gesindel, als verstoffene Kerls, als nichtsnutzige Demagogen bezeichnet, die nur stets „rauhe und drohende Worte" und Reden führen. Die „Gerechtigkeit" Blums läßt es sogar zu, daß selbst die Stöße der Eisenbahnwagen bei der Anund Abfahrt auf den „neuen republikanischen Bahnbetrieb" exemplifiziert werden. Daß sämtliche „Demagogen" — ganz entgegen jeder historischen Wahrheit! — ebenso ungehobelte als ungebildete, ja ganz blödsinnige Kerle sind oder zu solchen gestempelt werden, erhellt aus der Charakterisierung des „Helden" der „Erzählung". Dieser nämlich ist ein — Oberprimaner des raststatter Lyceums, mit Namen Albert Wehrle. Es ist erstaunlich, was dieser achtzehn-, neunzehnjährige Junge, der doch noch nicht einmal trocken hinten den Ohren sein dürfte, für ein Hauptkerl ist. Ein vorgeahnter Bismarck an diplomatischem, ein Moltke an militärisch-strategischem Genie, ein erfahrener Politiker, ein unergründlicher Volks- und Parteikenner, dazu ein „Patriot" und „Monarchist" vom reinsten Wasser, kaum Wehrle gar nicht anders, als daß er die Führer der revolutionären Bewegung in Baden mitsamt den eingesessenen Festungskommandanten, preußischen und anderen Generälen wie Hampelmänner am Schnürchen zieht. Ferner verrichtet er wahre Wunderthaten durch die Rettung von Freunden und Bekannten, macht sich selbst die Feinde dankschuldig und beweist schließlich durch seine Verlobung — er, der Gymnasiast! —, daß er auch im Punkte der Liebe ein unwiderstehlicher Schwerenöter und Sieger ist. Daß die königstreue Gesinnung später belohnt wird, versteht sich bei Hans Blum von selber. Die ganze „Erzählung" wimmelt von Unwahrscheinlichkeiten, Plattitüden und älteren fliegenden Blätter-Witzen. In stilistischer Hinsicht stößt man Seite um Seite auf jene Sorglosigkeit, der niemals die Versündigung am Geiste unserer herrlichen, aber ungemein schweren Sprache zum Bewußtsein gekommen sein kann. Die historische und die litterarische Gerechtigkeit muß Blums Buch als eine total verfehlte Leistung, die den überreichen Aufwand von Papier und Druckerschwärze bedauern macht, entschieden ablehnen.

Anders, ganz anders gestaltet sich das Verhältnis des Lesers zu dem Roman „Frei ist der Bursch"[2]) Das Buch interessiert von vornherein. Man ist Feuer und Flamme, wenn man einige Seiten gelesen hat. Aber dann liest man in einem Atemzuge fort bis zum Ende, um sich nun staunend zu gestehen, daß man da ein gewaltiges Stück Zeitgeschichte im Geiste miterlebt hat. Leipziger Burschenschafter sind die Helden des Buches, das mit dem Jahre 1847 einsetzt, die Bewegung in Leipzig, die dresdner Barrikadenkämpfe vom Mai 1849 auftollt, im dänischen Feldzug desselben Jahres weiterspielt und mit dem Tode des letzten studentischen Helden daheim wehmütig ausklingt. Welch großer Horizont thut sich hier auf! Die sächsischen Aufstände, die Revolution in Baden, die holsteinische Frage, die wiener Krawalle, Hoffmann v. Fallersleben, Robert Blum, später dessen Fäsilierung spielen in die Geschichte hinein, nicht minder das metternichische System und die gewaltthätige reaktionäre Polizei- und Beamtenwirtschaft im Reiche. Das alles ist, wie Albert Träger im Vorwort durchaus zutreffend sagt, „mit der Ueberzeugungskraft der Wahrheit" geschildert. Und dann Wartenburgs studentische Jugend: — wie echt, wie plastisch aus Selbstgeschautem und Selbsterlebtem heraus gezeichnet! „Seine Jugend," sagt Träger, „ist der Held, die ganze vormärzliche Jugend des deutschen Volkes, die das verpönte und grausam verfolgte schwarz-rot-goldene Band auf der bloßen Brust trug, im Herzen für Vaterland und Freiheit glühte, schwärmerisch an Idealen sich begeisterte und trotzigen Mutes den Spähern und Häschern, von denen sie umringt und belauert war, ihr „frei ist der Bursch" wie einen Fehdehandschuh in das freche Gesicht schleuderte." Jeder, zumal die deutsche Studentenschaft, wird es Albert Träger von Herzen Dank wissen, daß er uns dies köstliche, dabei geschichtlich und persönlich wertvolle Buch des bereits am 24. April 1889 gestorbenen Dichters aus dessen litterarischem Nachlaß gerettet hat.

Dokumentarischer Wert darf auch den Erinnerungen an „Das ‚tolle' Jahr"[3]) von Alexander Büchner zuerkannt werden. Der Verfasser, dessen charakteristisches Porträt dem Buche vorangeht, ist der jüngere Bruder der genialen Geschwister Georg, Luise und Ludwig, sowie des Entdeckers des Ultramarin, Wilhelm Büchner, und lebt seit

[1]) Heidelberg, 1901, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 330 S. M. 5 (6,—).

[2]) Roman aus Deutschlands Sturm- und Drangzeit von Karl Wartenburg. Mit einem Vorwort von Albert Träger Basel i. O., 1901, Verlag Ed. Allmers.

[3]) Das ‚tolle' Jahr. Vor, während und nach. Von einem, der nicht mehr toll ist. Gießen, 1900, Verlag von Emil Roth. 379 S. M. 4,— (5,—).

Digitized by Google

1849 im Ausland; seit 1862 bis in die letztere Zeit wirkte er als Professeur honoraire an der Universität von Caen in Frankreich. Wohl deckt der Titel des Buches nicht ganz den Inhalt, oder vielmehr der Inhalt nicht ganz den Titel. Vom „tollen Jahr" im Hessen-Darmstädtischen handelt eigentlich nur der gleichnamige Artikel, ferner „1849 und was folgt" und die geheimbündlerische Studentenerzählung „Maldowliana". Das Kapitel „Wunderliche Erinnerungen", die „Bilder aus Arkadien" (Darmstadt), „Die graue Puppe", „Das Studentendorf" (Gießen) führen in das Vormärz vor 1848 liegende Jugend- und Studentenzeit zurück und enthalten manche köstliche Reminiscenz und Anekdote. Alles in allem sind Alexander Büchners „Erinnerungen" lesenswert, zumal der Verfasser über eine brillante, des sarkastischen Humors nicht entbehrende Schreibweise verfügt und auch den Beweis erbringt, daß ihm, entgegen den Behauptungen mißgünstiger deutscher Chauvinisten, trotz seiner Naturalisierung in Frankreich deutsche Art und deutsches Wesen niemals abhanden gekommen sind.

Stuttgart. *Ernst Kreowski.*

II.

Das junge Deutschland und die preußische Zensur. Nach ungedruckten archivalischen Quellen von Ludwig Geiger. Berlin, Gebr. Paetel. 1900.

Zur rechten Zeit, mitten in der nachgerade ermüdenden Debatte über die Berechtigung der Zensur ist dieses Buch erschienen, um fern von den aktuellen Ereignissen des Tages den historischen Beweis dafür anzutreten, wie wenig die Bevormundung des öffentlichen Geistes durch staatliche Organe von jeher gefruchtet hat. Der Kampf um die Zensur hat sich aus dem Zeitalter des jungen Deutschlands in die Gegenwart fortentwickelt; er führte in diesen Dreißigerjahren zum erstenmale zu einer Katastrophe. Die Resultate, die sich aus der historischen Untersuchung ergeben, sind wenig erfreulich. Ein Ueberblick über die Geschichte der Preßgesetzgebung leitet das Buch Geigers ein, um dann die von den Zensurmaßregelungen betroffenen jungdeutschen Schriftsteller im einzelnen vorzunehmen. Der Zeitraum der Verfolgung ist 1835 bis 1842. Am 14. Nov. 1835 erging das Verbot Preußens, das sämtliche Schriften von Laube, Gutzkow, Mundt und Wienbarg verpönte; nachträglich kam Heine hinzu. Der Bundestagsbeschluß vom 10. Dez. desselben Jahres rief die übrigen Regierungen zu ähnlichen Heldenthaten auf. 1842 wurde dann der Bann wieder gelöst, nachdem von den Verfolgten Laube und Mundt eine schriftliche Garantie gegeben, Sitte, Religion und Staat fürderhin in Frieden zu lassen.

Das historische Material der preußischen Untersuchungsakten, die Geiger zu seinem Buche benutzte, ist sehr bedeutend. Vor allem wertvoll sind die Aufschlüsse über das Verhalten der einzelnen Persönlichkeiten; denn wenn diese Ereignisse längst überwunden sein werden, bleibt die Wertung jener bestehen. Mundt und Laube kommen sehr schlecht weg; die Politik verdarb ihren Charakter. Wienbarg tritt von vornherein zurück, er hatte nicht viel zu verteidigen. Heine war in Sicherheit, er lebte in Paris. Am mannhaftesten bewährte sich Gutzkow. Eine intimere Kenntnis der einzelnen Schriftsteller wäre diesen Untersuchungen sehr dienlich gewesen, hätte sie vertieft. In jedem Fall sind das umfassende Material, die Fälle der Details und zahlreiche orientierende Skizzen eine dankenswerte Veröffentlichung.

Bei der verblüffenden Schnelligkeit aber, mit der Geigers rastloser Fleiß ein Buch nach dem andern, und zwar über die verschiedensten Gegenstände, auf den Markt bringt, kann es nicht fehlen, daß dem oft erhobenen Vorwurf allzu rascher und daher flüchtiger Arbeit vielfache Nahrung gegeben wird. Der Wert dieser Veröffentlichung besteht hauptsächlich in einem Zusammentragen massenhafter Einzel-Thatsachen und Daten, und nur von einem fast künstlerisch hohen Gesichtspunkt war Ordnung in dies Gewirre zu bringen. Der aber fehlt bei Geiger, und so läßt das Buch die klare Uebersicht stark vermissen. Man wird irre, wenn der Verfasser einmal gegen die mißverständliche Auffassung eines bundestäglichen „Verbotes" der jungdeutschen Schriften polemisiert und dann selbst von dem „Verbot des Bundestages" spricht. Es war thatsächlich nur eine Verwarnung, was auch schon damals öffentlich richtig gestellt wurde, aber sie wirkte wie ein Verbot; daher ihre Bedeutung. An Einzelheiten darf man sich bei Geiger erst recht nicht heften. Das Buch von Proelß hat gewiß in der Komposition manche Fehler, aber es hat einen reichen Inhalt, und manches daraus hat Geiger übersehen. Der nicht zu verkennende Wert der in den Akten befindlichen Selbstbiographie Laubes bedarf mancher Einschränkung, wenn er z. B. von seinen zwei Schriften über Polen nichts erwähnt (s. Proelß, S. 206); auch Geiger kennt nur eine. Die biographisch sehr wertvollen Vorreden Laubes zu seinen Dramen sind Geiger ebenso unbekannt gewesen wie eine Reihe von autobiographischen Feuilletons, die Laube 1883 in der Neuen Freien Presse veröffentlichte, als seine eigentlichen „Erinnerungen" schon abgeschlossen waren. Daß Gutzkows „Vorrede" und die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam" der „Wally" zeitlich weit vorhergehen, mußte sich eigentlich aus den Zensurdaten ergeben — Geiger behandelt trotzdem die „Wally" zuerst. Berichtigungen wie die, daß der Name des Kaufmanns Achenfeld, der Laube und Gutzkow und nach ihm von Proelß längst genannt ist, könnten reihenweise aufgeführt werden. Auch an Genauigkeit der Zitate und Stellennachweise blieb manches zu wünschen übrig. Das Verdienst Wienbargs, den Namen des „jungen Deutschlands" geprägt zu haben, ist sehr zweifelhaft; jedenfalls hat Laube dabei mitgewirkt; eine Andeutung Mundts darüber in einem Aufsatz, den Geiger selbst zitiert, entging ihm. Hier teilte Mundt auch mit, weshalb Börne, über den sich keine Zensurakten vorfinden, der Maßregelung entging: „in der Eile wurde nicht an Börne gedacht", sagt er, und er konnte es wissen. Jedenfalls hätte Geiger dies nicht unbeachtet lassen dürfen, ebenso wenig wie die Bemerkung Proelß (S. 295), daß schon 1832 der Gesamtverlag Campes und damit auch Börnes „Pariser Briefe, Gutzkows „Narrenbriefe" in Preußen verboten worden waren, besonders da er Vermutungen über ein Zensurgesetz des Jahres 1832 ausspricht.

Aus diesen Andeutungen geht hervor, daß, so verdienstlich Geigers Buch für die Litteraturgeschichte der Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts ist, es einer sorgfältigen Revision bedarf, die aber, da das Neue im wesentlichen schon vorweg abgeschöpft ist, nur ein frommer Wunsch bleiben dürfte.

Berlin. *H. H. Houben.*

Zwei Dichterinnen.

I.

Agnes Miegel.

Gedichte von Agnes Miegel. Stuttgart 1901, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Vor Jahr und Tag schickte mir ein junges Mädchen hoch oben her aus der Pregelstadt ein paar Blätter Verse. Viel Angelesenes darunter, doch immer wieder eine Nuance, ein feinbeobachteter Zug, ein lyrisch vollendeter Akkord, eine persönliche Empfindungsart darin, die frappierten. So begann ein Gedicht: „Es war der schönste Wald, den ich gekannt, | Mit einem fremden, reichen Märchenleben, | Mohnblüten brannten rot an seinem Rand, | Und Rehe tranken abends aus den Gräben." Wie prächtig schließen sich die beiden letzten Zeilen an den nicht sonderlich bedeutenden Anfang, den sie mit heben! Das rote Brennen der Mohnblüten — die sich an Farben und Flammen berauschende, in

Digitized by Google

wildem geheimem Begehren daran kreisende Phantasie; und dann tiefster Abendfriede: „Rehe tranken abends aus den Gräben.“ Wer wenig Sinn für Lyrik hat, wird schwerlich verstehen, wie wunderbar das ist, daß die Rehe aus den Gräben trinken, und daß sie trinken. Oder ein anderes Gedicht: „Das alte Buch“, das ihr beim Suchen in die Hand fällt. „Ein halbverwischter Bleistiftstrich am Rand | Steht hin und her noch auf den schmalen Seiten.“

Immerhin, das war noch stürmisch. Aber es ist besser, wenn sich ein junger Mensch zu Einem Poeten in die Schule giebt, als daß er der üblichen Mischmaschpoet ist, für den die Sprache dichtet. Mit den Jahren entwickelte sich die Eigenart stärker, ob es auch kein leichtes Aufwärtssteigen und Freiwerden wurde, sondern ein langsames fast schwerfälliges Mit-sich-selbst-Ringen. Heute liegen die „Gedichte“ von Agnes Miegel im cottaschen Verlage vor. Das Buch ist schmächtig, trotzdem es doch die Ausbeute von etwa fünf Jahren enthält. Die geborenen, die reinen Lyriker geben in dieser Zeit, wenn sie um die Zwanzig herum sind, das Sechs- und Zehnfache. Nur einem spröden Talent ringt man so wenig ab.

Aber dieses „Wenig“ ist doch dabei sehr viel. Mit allem Nachdruck sei es deshalb erlaubt, auf dieses Versbuch hinzuweisen. Denn selbst was darin nachempfunden ist, hat einen so starken Zusatz persönlicher Art bekommen, daß es mit besonderem Klang im Ohre liegt. Daneben jedoch stehen Gedichte von seltsamer und eigentümlicher Schönheit, die mit bezwingender Eindringlichkeit und einer ungewöhnlichen Phantasie- und Darstellungskraft uns dies oder jenes Bild vor die Seele stellen. Mit und aus dem Bilde schlägt uns dann die Stimmung in Bann. Das Gefühl nimmt also gleichsam einen Umweg. Die reinen Lyriker sprechen es rein aus; die Lyriker zweiten Ranges, die nicht so ursprünglich sind — ich wies schon bei Conrad Ferdinand Meyer, Gustav Falke u. s. w. darauf hin — bannen es in eine Szene, ein Bild, entfernen es von sich, bis es dekorativ wirkt, aber nicht mehr so warm und frisch erscheint. Ich möchte das, was diese Art von Poeten für die Litteraturküche liefert, „Dosengemüse“ nennen.

Agnes Miegel teilt mit diesen Dichtern den Reichtum, das Ueberwiegen der Phantasie, die in Farben und Bildern schwelgt und am glücklichsten ist, wenn sie schildert. Hand in Hand geht und muß gehen das Streben nach künstlerischer Form. Und wie Falke etwa Gedichte nach Bildern von Hans Thoma und Meyer nach klassischen Kunstwerken dichtet, wie dieser die Geschichte, jener Symbole aus der Mythologie zu Hilfe ruft, weil sie das wache Leben nicht genug meistern, und weil es ihnen deshalb zu wenig giebt — so trägt auch Agnes Miegel ihre Phantasien in Sage und Geschichte hinein, und vor diesem und jenem Gedichte meint man das Bild zu sehen, nach dem es entstanden ist. „Sancta Cäcilia“ und „Der Tanz“ (s. u. Proben) sind Muster dafür. Im verlassenen Saal, im Schein „herabgebrannter“ Kerzen, die jungen Töchter des Hauses. Wie die älteste spielt, wie die „müden, blonden Zwillingsschwestern“ sich wiegen, wie die jüngste, die rote Nelke im Gürtel, tanzt, immer heißer, wilder, in der unerklärlichen Lebenssehnsucht, das blonde Haupt im Nacken, das Haar gelöst, bis dann knisternd die Kerze erlischt, bis sie erschrocken einhält und merkt, daß sie allein und ganz im Dunkeln ist — das ist meisterhaft geschildert. Wunderbar plastisch wächst das Bild vor einem auf. Ich meine immer, ich hätte es schon gesehen. Doch ist es möglich, daß mich die Kunst der Dichterin, die eindringliche Darstellung, nur täuscht. Wie viel Unausgesprochenes lebt in diesem Gedicht! Wir sehen das blasse Kind nur tanzen — aber alle wilden Wünsche, alles wilde Begehren, heiße Genußsucht, geheime, unverstandene Sinnlichkeit entschleiern sich. Und — was gar nicht gesagt ist, was ich in der Nacherzählung aber unbewußt einfügte — wir fühlen zuletzt, wie die Tänzerin mit großen erschrockenen Augen dasteht, in halbem Schreck über sich selbst. Deshalb ist die letzte Zeile des Gedichtes schlecht. Es verläuft dadurch ratlos. Das Kind hört wohl den Sturm, aber es ist ein viel Stärkeres, Innerliches, was es am meisten packt.

„Sancta Cäcilia“ und „Die Kinder der Kleopatra“ stellen sich dem „Tanz“ ebenbürtig an die Seite — das sind die Gedichte, in denen Agnes Miegel nicht nur ihr Bestes und Eigenstes giebt, sondern ein Bestes in der spezifischen Gattung überhaupt. „Die Kinder der Kleopatra“ sind in ihrer Art ganz unübertrefflich; aus jedem Wort atmet glühende Sinnlichkeit; es strömt förmlich heiß daraus entgegen. Aus ihnen bricht am gewaltigsten jener Schrei, der das ganze Buch, mühsam gedämpft, durchzittert, der Schrei, den der verschlossene Conrad Ferdinand Meyer mäßigt und in die Worte preßt: „Genug ist nicht genug!“ Ich bitte auch an dieser Stelle, diese nach Genuß lechzende Sehnsucht und Sinnlichkeit, die als eingepreßte Flamme in den Versen glüht, und die nie durch die grobe Situation, sondern immer durch die Form und Klangfärbung wirkt, nicht mit der nur äußerlichen Glut der weitberühmten Marie-Madeleine zu verwechseln. Da scheint das „Dampfen“ die Hauptsache zu sein — hier ist die Oberfläche ruhig, und die innere Glut färbt dunkel und vollströmig die Verse.

Vieles Gute und manches minder Gute ließe sich dem Buche noch nachsagen. Ich habe es an anderer Stelle — in der „Zukunft“ — ausführlicher behandelt. Hier, auf enger gemessenem Raume, möchte ich nur die Aufmerksamkeit auf diese Verse lenken, die zwar nicht Tausende und Zehntausende in Bann schlagen, aber sich ihr Publikum — und wenn es auch nicht heute und morgen ist — erringen und erzwingen werden.

Berlin. *Carl Busse.*

II.

Helene Voigt-Diederichs.

Unterstrom. Gedichte von Helene Voigt-Diederichs. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig, 1901. 95 S. 4 M. (5,50).

Der Frauen-Emanzipation huldige ich nicht derart, daß ich dem Weibe schlechthin dieselben geistigen Leistungen wie dem Manne zutraue. Originales Schaffen in Kunst und Weltanschauung ist selten dem Weibe gegeben, das auf diesen Gebieten mehr nachzuahmen, als zu zeugen versteht. Es kommt mir vor, als sei die weibliche Bildungskraft von der Natur wesentlich auf den Mutterberuf konzentriert, — das Kind ihr bestes Gedicht. — Um so beachtenswerter sind die spärlichen Fälle, wo ein Kraftstrom echter Geistesplastik aus der Frau hervorbricht. Er bringt uns dann Offenbarungen der weiblichen Seele, in die ein männlicher Künstler mit all seiner Intuition nicht intim genug einzudringen vermag. Garborgs „Bei Mama“ ist gewiß eine feine Mädchen-Psychologie. Gleichwohl habe ich nach dem Lesen des Romans „Regine Bosgerau“ *) von Helene Voigt-Diederichs den Eindruck, hier sei das Mädchen noch lebenswahrer geschildert, und eben nur ein Weib könne gewisse zarte Linien des weiblichen Schicksals zeichnen.

Denselben hohen Vorzug finde ich an den Gedichten „Unterstrom“. Wir haben es hier mit einer Gestaltungskraft zu thun, die aus echt weiblicher Seele heraus mit einer männlichen Energie produziert, wie sie zum Beispiel Annette von Droste-Hülshoff aufzeichnet. Diese Lyrik ist ehrlich, aus innerem Drange entstanden — kein gereimtes Geschwätz, eher harmonisches Schweigen, keine schön gemachte Rede, sondern tiefes Gefühl, das wortlos bliebe, wenn es nicht in der Dichtung den einzig möglichen Ausdruck fände. Solche echte Lyrik liebt es, wortkarg, mit wenigen Naturlauten und epigrammatischer Zuspitzung, doch um so wuchtiger die innere Bewegung

*) Einstweilen erst in einer Zeitung erschienen.

Digitized by Google

hervorzubringen. Wie Storm und Greif hat auch Helene Voigt-Diederichs die Gabe, durch bloßes Andeuten, durch ein stimmungsvolles Symbol, einen einzigen Akkord, eine flüchtige Naturskizze tief zu ergreifen und den Leser gewissermaßen zu einer dichterischen Thätigkeit, zum Ergänzen und Ausgestalten anzuregen. Solche Kunst der Zurückhaltung treibt die Ausdrucksmittel gleichsam durch ein Sieb, derart, daß eine Auslese entsteht, ebenso stark in der Wirkung, als knapp an Umfang. Ich führe zum Beispiel das Gedicht „Tick-tack“ an, in dem etwas von der spröden, gedrungenen Zeichnung, zugleich auch von dem deutschen Humor und der frommen Ergebung eines Dürer oder Aethel liegt.

Ihre stillen Traumeskreise
Zieht bei Tag und Nacht
Um mich eine tote Weise,
Tönt bald laut und tönt bald leise,
Hat mich trüb gemacht.

Folgt mit stummen Todesblicken
Treulich meiner Spur.
Muß darein mich tapfer schicken —
Schließlich ist's ja nur das Ticken
Meiner kleinen Uhr.

Wie alle tiefen Naturen zeichnet sich unsere Dichterin durch ein reizvolles Gemisch gegensätzlicher Stimmungen aus. Sie offenbart die spröde Schüchternheit der jungfräulichen Seele, in der zugleich schwärmerische Liebenssehnsucht zittert.

Zwei Kerzen erglühten am Fenster,
Die dritte stand einsam und hoch.
Auf sie keine Flamme
Sengend sich niederbog.

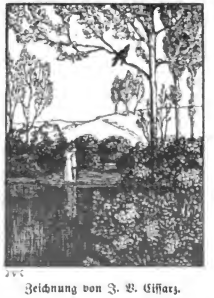
Sie wußte nicht, was für ein Trauern
Ihr heimlich die Seele durchzog.
. . . Schauernd verglühten die Schwestern,
Sie selber blieb weiß und hoch.

Und weiter offenbart sich hier jene rührende Mädchenseele, die in trauernder Liebe, bescheiden und hingebend sich verzehrt, wie Schnee an der Frühlingssonne, und dabei wehmütiges Glück empfindet.

Im Blütenbaum die Amsel,
Die singt den ganzen Tag.
Ich mag nicht gehn im Garten,
Zu lauschen ihrem Schlag.

Goldstern und Schwarzdornhecken
Sind heimlich aufgewacht.
Was soll ich hin und sehen
Die süße Frühlingspracht?

Am Fenster laßt mich horchen
Nur auf der Winde Wehn
Und weinen still und schauen
Die Sonne untergehn.



Zeichnung von J. B. Cissarz.

Und doch, neben solchem Schweigen in weicher, elegischer Träumerei begegnet uns auch wieder eine wilde, kühne Leidenschaft, eine geradezu imposante Männlichkeit. Walkürenhaft todt die Jungfrau auf stürmischem Rosse ihre Unrast aus und hebt sich höhnend im Bügel —

Nun gilt es zweierlei;
Löschen oder Vergluten,
Vergessen oder Bluten —
Noch bin ich frei.

Der Sinn einer Brunhilde, die Rauheit des Nordlands, herbes, schroffes Reckentum, wie es Meister Storm in mancher balladenhaften Novelle gestaltet hat, spricht wuchtig aus dem charaktervollen Gemälde „Vorm Begräbnis“:

Rosenweiß und Weinlaubrot
Inniglich zum Kranz vermählt.
Auf dem Tisch ein Brief erzählt
Von dem Dämon der zum Tod
Hat ein Mannesherz gequält.

Hart im Zimmer nebenan,
Schwarzes Kleid und weißes Tuch,
Sitzen Frauen, schwatzen klug.
Wie man nur so handeln kann!
Thränenguß und Selbstbetrug.

Klaren Blicks am Eingang stehn
Ernste Männer im Gespräch.
Und wenn ich im Sarge läg —
Niemand anders sollte gehn
Mit mir meinen letzten Weg.

Wie in diesem Gedichte, so äußert sich oft bei Helene Voigt-Diederichs eine starke Empfindung für das Schicksal. Da tändelt keine Flatterhaftigkeit. Philosophischer Ernst schaut aus der Tiefe aller Erlebnisse hervor, doch ohne abstrakt zu wirken. So berührt uns schon der Titel des Buches „Unterstrom“. Sein zunächst etwas dunkler, aber charakteristischer Sinn findet Erläuterung in einem Gedichte, wo es heißt:

Welch wundertich verborgner Strömung Kraft
Treibt jenes Zweiglein hin? Als seine Schwester
Muß ich mich fühlen und gesenkten Hauptes
Hinunterstarren in die Nixenflut.

Ja, den Unterstrom spürt die nornenhaft spinnende Dichterin unter allem Wellenspiel des Lebens. Wie ein tiefer, düster getragener Ton klingt es durch die hohe Melodie der Heiterkeit. Schriller Schmerz zerreißt zuweilen die sanfte Freude. Der Tod schaut ins blühende Leben herein.

War eine Mauerwand,
Dran die Leiter stand,
Rote Pfirsichbäume nah.
Scharfes Messer glitt
Zwischendurch und schnitt
Zweiglein hie und Zweiglein da.

Schimmernd im Knospenkleid,
Schon dem Tod geweiht —
Wunderlich ward mir zu Mut:
Weh, was sterben muß
Ohne Sonnenkuß
Starken Lebenskeim im Blut . . .

Da noch ich traurig sann,
Sah mich einer an,
Der vorüber kam am Steig,
Sah so trüb und lang,
Nickte gleichnisbang
Zum todenbigtoten Zweig . . .

Ein Vorzug, der Schleswigs Dichterin vielleicht ebenbürtig neben die Dichterin der roten Erde stellen wird, ist ihr lebhaftes Naturgefühl und ihre plastische Stärke in der Behandlung des Landschaftlichen. Ein Kind der jütischen Marschen und Heiden, aufgewachsen auf dem elterlichen Gutshof, rüstig in aller Landwirtschaft, hat sie das Weben in Flur und Wald, den Wechsel der Jahreszeiten, das Wetter, die Wolken, die Lichter, den Fluß und die See scharf und empfindsam beobachtet. Und solche eigene, originale Anschauung macht ihre Gemälde verblüffend wahr. Ich nenne die

Digitized by Google

Helene Voigt-Diederichs.

meisterhaften Schilderungen „Juniabend", „Fallendes Laub", sowie die Hafenbilder Seite 15 und 27. Ich zitiere die köstliche Vorfrühlings-Stimmung „Noch":

Noch liegt der Schnee
An Wällen und Wegen,
An Hecken und Stegen,
Umfängt voll Erbarmen
Mit kaltfeuchten Armen
Pflugland und Klee.

Noch alles schweigt.
Nur Töne sich stehlen
Aus rotigen Kehlen,
Wenn über die Halde
Im blattlosen Walde
Die Schnepfe streicht.

Noch schläft das Blühn.
Nur Goldstern und Nieren
Die Ruhe verlieren.
Saft kreist in den Bäumen
Mit bämmernden Träumen
Von jungem Grün.

Noch Sonne fehlt.
Nur lichtgraues Schimmern
Und lanhelles Flimmern,
Wenn Märzlüfte raunen
In frohem Erstaunen
Ahnungsbefeelt. —

Zum Schlusse verdient rühmliche Erwähnung auch die Ausstattung des vorliegenden Buches. Alle Pracht über die der geschmackvolle Verlag Eugen Diederichs verfügt, ist hier aufgeboten. Der lyrische Zeichner Eisserz hat jedes Gedicht mit einem Rahmen stilisierter Pflanzen umgeben und eine Fülle stimmungsvoller Bilder eingestreut, die sich landschaftlich an die Heimat der Dichterin anlehnen. Mit seiner Naturwahrheit, seinen zarten, an Jacobsen gemahnenden Linien, seiner romantischen Träumerei und Symbolik gestaltet er eine Seite dieser Dichtungen malerisch kongenial. Aus den dunkeln Formen der Büsche und Fluren, aus Wolken und Wellen lugen rätselhafte Seelen. Besonders das Mischen der Gefühle und das Verschleierte ist dem Zeichner gelungen.

Friedrichshagen. *Dr. Bruno Wille.*

Philosophische Bücher.

Von **Theodor Kappstein** (Berlin).

1. Arthur Schopenhauer. Von Johannes Volkelt. Mit Bildnis. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff); Band 10 der Klassiker der Philosophie. 392 S. M. 4,—.
2. Ernest Renan. Ein Lebensbild von Eduard Platzhoff. Dresden, Verlag von Carl Reißner. (Band 9 der Sammlung: Männer der Zeit.) 201 S. M. 2,40.
3. Lametterie. Sein Leben und seine Werke. Von J. E. Poritzky. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 356 S. M. 4,— (5,—).
4. Philosophenwege. Ausblicke und Rückblicke. Von Karl Joël. Berlin, A. Gärtner (Hermann Heyfelder). 308 S. gr. 8°.
5. Das Bewußtsein der Außenwelt. Grundlegung zu einer Erkenntnistheorie. Von Rudolf Eisler. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 100 S. gr. 8°. M. 2,—.
6. Philosophie der Form. Von Abraham Levy. Berlin, E. Ebering. 80 S. gr. 8°.
7. Kants Lehre vom inneren Sinn und seine Theorie der Erfahrung. Von Robert Reininger. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.
8. Philosophia militans. Fünf Abhandlungen gegen Klerikalismus und Naturalismus. Von Friedrich Paulsen. Berlin, Reuther und Reichard. 192 S. gr. 8°. M. 2,—.

Viele haben über Arthur Schopenhauer geschrieben, um ihn kritisch zu zerreißen, andere priesen ihn als den Anfänger und Vollender der Philosophie. Dem Leipziger Johannes Volkelt ist es gelungen, in seiner meisterhaften Monographie über den Vater des deutschen Pessimismus das Große und zugleich die Schranken an Schopenhauer uns zu zeigen. Aber durch alle Einseitigkeiten und Widersprüche bricht immer leuchtender das Bedeutungsvolle seiner Gedankengänge hervor. Schopenhauer ist weit weniger als die meisten deutschen Philosophen ein Gelehrter oder auch nur ein reiner Denker gewesen. Seine Gedanken erwuchsen ihm immer zugleich aus den Wurzeln und Säften seiner stark ausgeprägten Persönlichkeit. Der Verfasser hat deshalb Recht daran gethan, den Gedankenreihen seines Helden das mächtig bewegte Leben des Mannes zum Untergrund zu geben. Sein System erscheint uns so als inneres Erlebnis. Und als eine Geistesmacht; denn diese Gedankenrichtungen, Lebensstimmungen und Wertgefühle sind — wer wagte dies zu leugnen? — in die Entwicklung des modernen Geisteslebens färbend, bestimmend und treibend, im guten wie im schlimmen Sinne, eingedrungen. Schopenhauer will nicht nur kritisch, sondern ebenso kulturgeschichtlich genommen sein.

In 28 Abschnitten hat Volkelt seinen Stoff bezwungen; immer weiß er uns zu fesseln durch die Höhe der Betrachtung und durch die virtuose Feinheit seines leuchtenden Stils. Das Buch ist ein Wurf; man darf dem stuttgarter Verlage zu diesem Bande der nicht genug zu lobenden Sammlung seiner „Klassiker der Philosophie" ganz besonders Glück wünschen. Die Persönlichkeit Schopenhauers, seine Lehre, seinen Glauben hat uns Volkelt zum teil ganz neu ins Licht gerückt, und auch wo er Bekanntes sagt, weiß er ihm mit glänzendem Geschick neue Gesichtspunkte abzugewinnen.

Zu der gediegenen Sammlung von Monographieen über hervorragende Männer der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit, die seit einigen Jahren Dr. Diercks herausgiebt, hat Eduard Platzhoff eine gut lesbare Biographie des vielberufenen Ernest Renan beigesteuert. Der französische Schriftsteller ist den meisten nur als Theologe bekannt, als berüchtigter Autor des „Lebens Jesu", der die heiligen Ueberlieferungen der Christenheit lächelnd in duftige Poesie auflöste, wie D. F. Strauß sie mit deutscher Gründlichkeit grimmig gelehrt zerzaufte. Der Verfasser will demgegenüber Renans philosophische, politische, dramatische und allgemeinhistorische Arbeit auf Kosten seiner, wie er meint, „nun genugsam diskutierten Theologie" herausstellen. Man

Digitized by Google

darf ihm das Zeugnis geben, daß ihm diese Absicht überaus erfreulich gelungen ist. Wir sehen den sinnenden Bretonen unter Duponloups Händen sich zum theologischen Seminaristen entwickeln; er liest die deutschen Philosophen — um nach verzehrenden inneren Kämpfen zu erkennen, was sein fanatischer Lehrer Gottofren dem verwegenen Priesterseminaristen auf den Kopf zugesagt hatte: daß er kein Christ mehr sei. Durch Goethe und Herder in ihrer Mischung von Poesie und Philosophie mächtig angezogen, giebt er sich dem Gesetz seines Lebens gefangen und zieht den Priesterrock aus. Die Priesterschulen von Chardonnet, Issy und St. Sulpice haben ihn nicht zu binden vermocht. Er überträgt seine ganze scheue Verehrung, die früher der Kirche gegolten, nun auf die Wissenschaft, schreibt sein leidenschaftliches Erstlingsbuch, fügt sprachwissenschaftliche Studien hinzu und wird in sicherer Entfaltung seiner Kräfte zu dem Historiker der Entstehungszeit des Christentums, dessen geniales künstlerisches Nachschaffen die tote Vergangenheit des Orients zu neuem Leben zu erwecken weiß. Die Studienfahrt nach Phönizien, die er im Jahre 1860 im kaiserlichen Auftrag unternahm, befestigte ihn in den Anschauungen, die seit mehreren Jahrzehnten D. F. Strauß in der gelehrten Welt bereits vertrat. Aber welche Distanz zwischen dem deutschen und dem französischen Skeptiker! Strauß kommt in schwerster Rüstung, mit dem Gewicht wissenschaftlicher Argumente um die bessere Ueberzeugung des Gegners ringend, für deren Notwendigkeit er die ganze Kraft einsetzt. Keine Spur davon bei Renan. Mit beweisloser Selbstverständlichkeit dichtet der Franzose einen Roman, der dem Maler unter den Historikern unerhörte Triumphe seiner Milieukunst eintragen hat. An Farbenpracht und Stimmungsgehalt suchen seine Bilder von Palästina ihresgleichen. Aber Jesus und seine Umgebung sind konstruierte Romanfiguren; der Nazarener ist die Staffage zur Landschaft. Jenseits der Dokumente wird Jesus zum jungen Gott, der einen Augenblick über die Menschenwelt tiefen, sanften Glanz breitet, bis der zarte Schwärmer sich in den glühenden Asketen wandelt, der einer fixen Idee zum Opfer fällt. Paulus präsentiert sich uns als kleiner häßlicher Jude mit schlechtem Syrergriechisch, der durch seine rücksichtslose Energie das herrliche Hellenentum zugleich mit den lieblichen Träumen seines Propheten auf immer zerstört. So wirtschaftet Renan mit der Geschichte: die ihm sympathischen Gestalten verähnlicht er sich selbst, um sich mit voller Naivetät darin zu spiegeln; sind sie ihm unsympathisch, so weiß er sein Unbehagen nur schlecht zu verbergen, und unversehens werden Karikaturen daraus. Verzeichnung dort wie hier! Die ganze Welt ist sein Reflektor: der Dichter verdirbt den Historiker in Renan in allen Punkten. Ein Schimmer dustiger, ins unklare verschwimmender Poesie ist über alle seine Arbeiten ausgebreitet.

Zwei „Gewißheiten“ tragen sein Weltbild: die Leugnung des Uebernatürlichen, und — nachdem der deutsch-französische Krieg ihn zum aristokratischen Skeptiker gewandelt — die Leugnung der Wahrheit. Die Wahrheit ist in Wahrheit — die Nüance, ein Imponderabile aus These und Antithese. Ein unruhiger, mehr als uns oft lieb ist biegsamer Geist mit einer in unverwüstlichen Optimismus getauchten Grundanschauung, — ob ihr schon die skeptische Furche in die Stirn geprägt ist. Ein geistiger Feinschmecker, der, wie Playhoff geschickt nachweist, in buntem Wechsel das Glück des Starken und des Zarten genoß, des Helden und des Träumers, ohne doch eigentlich ihre Leiden zu fühlen; der jetzt wie ein neugieriger Junge durch die Brille der großen Leute schaute, und weil er ihr Auge nicht hatte, die Welt in sonderbaren Maßstäben sah, der durch das Leben des Geistes tändelte, wie ein Kind am Frühlingsmorgen Blumen auf der Wiese sucht, jauchzend, lachend im Sonnenschein, aber völlig unbedenklich. In dem älter werdenden Renan tritt der Zug zur geistigen Bequemlichkeit dann immer stärker hervor, der Verzicht auf den mühseligen Kampf. Er blieb seinem Temperament treu; und seine Mittel erlaubten ihm das. Ob er Bücher und Abhandlungen schreibt oder ästhetische Dramen dichtet oder in der Akademie Vorträge hält: er wollte Eindruck machen, und er machte Eindruck. Freilich — für die sanfte Bosheit, den zartverhüllten Spott, die diskrete Vertraulichkeit und den träumerischen Glanz seiner Bilder zahlte er mit der Freiheit und der ernsten Energie des Denkers. Das gebildete Europa klatschte ihm Beifall. Dahin war es mit der Größe des ganz echten Künstlers; der Virtuose Ernst Renan steht vor uns, der immer heiter lächelnde Vermittler zwischen dem Genius und dem Publikum. Er ist eine sprechende Illustration des goethischen Wortes: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach.“

Lamettrie, der Verfasser des „Homme machine“, erfährt durch J. E. Poritzky eine fleißige und umsichtige Würdigung. Im Zeitalter Darwins bedarf der kecke Verfechter des Materialismus unter uns keiner Schutzrede mehr — F. A. Lange und Emil du Bois-Reymond haben ihm die Ehrenzugerechtigung in Deutschland errungen. Er hat der schon welken spiritualistischen Schule, die er vorfand, die tödliche Medizin eingegeben. Aber er hat das Lebenselixir für die Menschen nicht gefunden. Er hat als Negierer und Fragesteller seine wichtige Stelle; aber „das Opfer der Theologen und der Dummköpfe“, wie der alte Fritz zu Maupertuis von ihm sagte, als er ihn für die letzten sechs Jahre nach Potsdam berief, hat mit seinem zäh einseitigen Mechanismus nicht das letzte Wort und darf es nicht haben; daß die Pflanzen wie die Menschen Maschinen sind, die durch die Sonne in Bewegung gesetzt werden, wie unsere Dampfmaschine durch das Feuer der Steinkohlen — das kann der Weisheit letzter Schluß nicht sein. Das schließt nicht aus, sondern ein, daß wir rückhaltlos anerkennen, wie Lamettrie, der im Leben so leichtsinnige und übermütige Lamettrie, unser Wissen um die Natur der Seele als Erster mit zäher Konsequenz auf eine objektive Basis gestellt hat: statt der verstaubten theologischen Doktrinen die Forschungen der Aerzte und der Naturforscher. Und dem Verfasser sei die Anerkennung nicht versagt, daß er den französischen Philosophen mit Geschick und Geschmack unserem deutschen Verständnis nahe zu bringen gewußt hat.

Karl Joël ist eine erfreuliche Erscheinung auf Friedrich Nietzsches Lehrstuhl in Basel. Schätzen wir ihn schon seit Jahren als den verständnisvollen Interpreten des Platon und Sokrates, denen er ein umfassendes Werk gewidmet hat, so wenden sich die feinsinnigen Essais, die er hier vorlegt („Philosophenwege“), an alle Gebildeten schlechthin. Er ist seinem innersten Zug nach Aesthetiker: von Platos Idealismus ausgehend, trachtet er, Denken und Fühlen aufzulösen in das von ihm einheitlich verstandene Seelenleben. Eine heiße Leidenschaft durchglüht ihn für die Verschmelzung von Philosophie und Dichtung — darum ist Giordano Bruno sein Held, dem er als dem Philosophen der sittlichen Schönheit und Harmonie in der geistvollen Schlußbetrachtung des Buches die begeisterte Schutzrede hält. „Vom Besuv war sie aufgestiegen, diese Feuerseele, die das leuchtende Sternenreich erweitert; auf dem Scheiterhaufen findet sie das Grab. Aber höher als die rote Glut, die vor 300 Jahren zum Himmel stieg, höher als die Flamme, die Bruno verzehrte, lodert die Flamme, die ihn belebte, lodert zu ewiger Mahnung. Ein Ketzer war er, aber dieser Ketzer hatte mehr Glauben, als unsere zahme Zeit. Ein Dichter war er, aber dieser Dichter hatte mehr Wahrheit in seinem Weltbild, als ein ganzes Jahrhundert. Ein Denker war er, aber dieser Denker hatte mehr Poesie als alle unsere Dichter des Tages. Die heiße Andacht zum Großen, Weltersüllenden war's, die ihn emporzog in jene Sphäre, in der die höchsten Seelentriebe der Menschheit, Dichten, Denken und Glauben, eins werden, so himmelhoch über all die kleinen Triebe unserer armen nüchternen Zeit.“ Ich habe

Digitized by Google

den Schlußsatz des gedankenseinen Bandes hierher gesetzt, um auch auf den sorgsamen, durch Eleganz und Präzision charakterisierten Stil des Verfassers hinzuweisen.

Aeltere und jüngere Arbeiten, Essais und Vorträge stehen neben einander. Ich empfehle die Abschnitte vom ethischen Zeitalter (der neue Geist, das Herz der Wissenschaft, die Schlachtreihen der Kraft und der Liebe) der Beachtung, hier wird mit eindringender Schärfe und Klarheit der Zeit ihr Spiegelbild vorgehalten — natürlich weit über die kümmerlichen Ansätze hinausgreifend, die sich heute „ethische Kultur" nennen. Eine wertvolle Ergänzung ist der Abschnitt von der Sphinx des Pessimismus, der ein Bild von der Persönlichkeit Schopenhauers entwirft. Nicht unerwähnt darf endlich bleiben, daß der Verfasser auch die Frauenfrage in zwei originellen Kapiteln einer Würdigung unterzieht: durch eine Besprechung der Rolle, die im bisherigen Lauf der Geschichte die Frauen in der Philosophie und derjenigen, die sie in der Ehe mit Philosophen gespielt haben.

Die Arbeiten von Rudolf Eisler, Abraham Levy und Robert Reininger sind rein fachwissenschaftlicher Natur, deshalb hier nur kurz zu streifen. Eisler, dem wir das gediegene Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe verdanken, versucht eine Grundlegung der Erkenntnistheorie durch die Begründung des Bewußtseins der Außenwelt. Das Problem ist die Beziehung zwischen unseren Vorstellungen und dem vorgestellten Gegenstand selbst. Eislers Standort ist ein kritischer Realismus und ein Positivismus, der die Thatsachen der äußeren Erfahrung mit denen der inneren verknüpft, wodurch einer Metaphysik als Endziel der Philosophie Raum gelassen wird; in den Einzelwissenschaften jedoch darf sie kein Heim beanspruchen. — Eigenartig baut sich Levy seine Gedankenwelt auf, indem er mit Hilfe der Mathematik eine Philosophie der Form schafft. Zeit, so führt er aus, ist ein stückweises Erkennen des Weltganzen durch die Sinne; das bringt ihn auf die andere These: Denken ist Vergleichen — also die Vorstellungen bewußt gewordene Empfindungen, das Denken aber ein Vergleichen dieser Empfindungen. Von hier aus kommt er auf die Quantität und Qualität, auf die Handlung, auf die Affekte, den Gottesgedanken, den Tod, dem er eine Denkrede widmet. Es ist nicht zu leugnen, daß sich manche krause Vorstellung bei dem Verfasser in eine noch krausere Form gekleidet hat. Nichtsdestoweniger werden Freunde des philosophischen Denkens auch (oder vielleicht gerade) an diesem Sonderling ihre Freude haben. — Robert Reininger unternimmt Kants Kritik der reinen Vernunft auf ihre Widersprüche und Unklarheiten und unternimmt es, die in Kants Theorie der Erfahrung liegenden Probleme auf idealistischem Boden zu einer Lösung zu bringen. Ausgangspunkt ist für Reininger die Thatsache, daß Kants Erfahrungstheorie einen doppelten Boden hat: neben dem von ihm gewollten transcendentalen Idealismus der daraus gewordene empirische Idealismus. Seine Untersuchungen sind scharfsinnig und zeugen von einer sicheren Beherrschung; sie bewähren zugleich die alte Erfahrung, daß wie, mit Lichtenberg zu reden, jeder seinen Homer, seinen Horaz und Shakspere, so auch jeder seinen eigenen Kant hat. Das ist kein Mangel. Kants Kritik der reinen Vernunft zumal, dies Buch voll gewaltiger Andeutungen und Anregungen, ist eben dadurch, daß es den Leser zur intensivsten Mitarbeit nötigt und ihn dann treibt, im selbstthätigen Verstehen über des Meisters Position hinauszugehen, die lebendige Schule der Philosophen bis heute geblieben.

Ein sehr gefällig ausgestattetes kleines Buch, von dem man vielfach reden hört, möge unseren heutigen Rundgang beschließen. Friedrich Paulsen, der von vielen in jeder geistigen Verlegenheit der Zeit gläubig zu Rate gezogene berliner Universitätslehrer, hat in seiner Philosophia militans — bisher kannte man nur eine streitende Kirche — fünf Abhandlungen vereinigt, die er sich im Laufe der letzten Jahre von der Seele geschrieben hat. Er verteidigt die von ihm als modernidealistisch vertretene Philosophie gegen die beiden ihr feindlichen Richtungen des Klerikalismus und Naturalismus. „Dieser," sagt er, „verachtet die Philosophie als überwundene und veraltete Form des Denkens: in unserer Zeit habe an Stelle der Metaphysik die Naturwissenschaft die Auflösung der Welträtsel übernommen und beinahe schon vollendet. Der Klerikalismus dagegen haßt und schmäht die Philosophie: sie sei schuld an dem Abfall vom Glauben." Gegen beide Gegner führt er nicht ohne Glück Kant ins Feld, dessen Bild er vor Jahresfrist in einer vortrefflichen, größeren Monographie gezeichnet hat. Kant habe den dogmatischen Naturalismus überwunden, den Materialismus als Weltanschauung, ebenso aber auch den dogmatischen Supranaturalismus, die scholastische Metaphysik. Beides kann man Paulsen zugeben: Kant hat nachgewiesen, daß die Körperwelt — also das Objekt der naturwissenschaftlichen Erkenntnis — bedingt ist durch das Subjekt und seine Funktionen, daß sie also nicht die Wirklichkeit an sich selbst ist. Er hat ebenso energisch der philosophierenden Theologie bedeutet, daß die Welt der Dinge, wie sie an sich selbst sind, von uns zwar durch notwendige Vernunftideen gedacht wird, nicht aber Gegenstand einer wissenschaftlichen Erkenntnis durch Verstandesbegriffe sein kann. Die Wahrheit liegt, wie so oft, auch hier in der Mitte zwischen den beiden Extremen; freieste wissenschaftliche und philosophische Forschung und religiöser Glaube stehen wirklich nicht im Verhältnis des ausschließenden Gegensatzes zu einander. Und Kant hat die Grenzlinien beider Reiche in großen Zügen festgelegt: die gegebene Erscheinungswelt ist das Gebiet des Verstandes, das er mit seinen Begriffen beherrscht, und das Jenseits der Erscheinung die Domäne der Vernunft, die mit notwendigem Denken über die des selbständigen und abgeschlossenen Daseins unfähige Erscheinungswelt hinausgeht, um schließlich in der Deutung der Wirklichkeit aus praktischen Ideen zur Ruhe zu kommen.

Der beste Abschnitt des paulsenschen Buches ist sein Effai über Kant als Philosoph des Protestantismus. Würdig und schön ist der Aufsatz: J. G. Fichte im Kampf um die Freiheit des philosophischen Denkens, ein Gedenkblatt zum Säkulartag von Fichtes jenenser Atheismusstreit. Und anregend sind die beiden geistreichen Auseinandersetzungen Paulsens mit Willmanns Geschichte des Idealismus und mit Hertlings „Prinzip des Katholizismus und der Wissenschaft", die manch gutes Wort zur Lage sagen. Leider aber hat es sich der Verfasser nicht versagen mögen, seinen aus den „Preußischen Jahrbüchern" bekannten kritischen Aufsatz gegen Ernst Haeckel hier noch einmal abzudrucken. Warum soll ein Professor der Philosophie seine Wissenschaft nicht verteidigen dürfen, wenn sie so scharf angegriffen wird, wie unser Haeckel in seinen „Welträtseln" mit nicht genügender Sachlichkeit ihr seine Geringschätzung mit klaren und groben Worten zu erkennen gegeben hat? Jeder rechte Mann schützt seinen Herd. Aber Paulsens Aufsatz, zu dem er jetzt selber im Buch eine mildernde Nachschrift fügt, ist im Ton maßlos, und er verfällt fort und fort aus dem kommentmäßigen, prinzipiellen Kampf in den unkommentmäßigen Stil persönlicher Kränkung. Mit hundert kleinen Wendungen, denen die Bosheit aus den Augen sprüht, wird versucht, Ernst Haeckel, den genialen Naturforscher, in seinem persönlichen Wert vor uns zu reduzieren. Was übrig bleibt, ist ein kleiner frecher Gernegroß. Das geht nicht an! Wir Theologen sind mit Haeckels hingeworfenen Bemerkungen über das neue Testament gewiß nicht einverstanden. Aber wie wir übergezogt sind, daß der Gelehrte, sobald ihm seine nächste Pflicht Raum gönnt, seine zu kurz geratenen Urteile über die Entstehung des Christentums an den Forschungen eines Adolf Harnack und Heinrich Holtzmann nachprüfen wird — ebenso bedauerlich finden wir die unerträgliche „Polemik", die Herr D. Loofs in Halle im blinden Eifer, der nur noch ärgeren Schaden stiftet, an Haeckel zu üben sich erlaubt hat. Wer ist Friedrich Loofs, um einem Ernst Haeckel zu begegnen! Und abgesehen von

Digitized by Google

der wissenschaftlichen Erörterung: welchen geradezu trostlosen Eindruck muß auf Haeckel eine Christlichkeit machen, die sich so gebärdet? Dieser Tadel trifft auch Friedrich Paulsen, den jeder schätzen und verehren wird, der ihn als Autor und Dozent kennt. „Im ersten, frischen Zorn", so gesteht er in der Nachschrift, habe er die — beiläufig 67 Druckseiten umfassende — Abhandlung niedergeschrieben. Schade! Das beruhigte Blut hätte den Verfasser freier gemacht und jedenfalls der Polemik ihre Würde gewahrt. Was uns Ernst Haeckel gab, ist so riesengroß; wir dürfen ihm wahrlich dafür ein paar philosophische und theologische Schönheitsfehler zu gute halten.

Proben und Stücke.

Gedichte.

Von **Agnes Miegel** (Königsberg)*).

(Nachdruck verboten.)

Kynstudt.

Als Herzog Kynstudt heimgekehrt
Aus der Kerkerhaft, der bittern,
Er ritt zu Tod manch geistohlenes Pferd
Auf der Flucht vor den Ordensrittern.

Und als er endlich am Niemen stand,
Da saun's durch die Flut geschwommen,
Da sprang ein triefendes Weib ans Land:
„Herzog Kynstudt, mir träumte dein Kommen!

Ich trieb durch die Heide mit Kriegsgesang
Meine braune Tatarenstute,
Ich sang ihr von deines Schwertes Klang
Und von rauchendem Ritterblute.

Neun Jahre lang trug mein Haupt keinen Kranz.
Seit du dein Volk verlassen,
Nun sieh mich geschmückt zum Reigentanz
Deine Kniee umfassen.

Herzog Kynstudt, nun kämpfe noch einmal den Kampf
Gegen Kreuz und gegen Christen,
Und nachts bei deiner Rosse Gestampf
Ruh aus an meinen Brüsten!"

Das Tanzlied der Margarete von Valois.

So sprach die blonde Margaret,
Die lustigste der Valois:
„Ich hab', im wilden Wind verweht,
Den letzten Hifthornruf erlauscht.
Des Herbstes Lust zu Ende geht,
Das nasse Lilienbanner rauscht
Sich rauschend wie ein Frau'ngewand
Und fliegt und flammt und mahnt mich laut:
Vergiß im Trubel der Courante
Der grauen Tage, Fürstenbraut!

Herbei, ihr Damen und ihr Herr'n,
Euch ruft zum Tanz die Valois,
Es tanzt der ganze Hofstaat gern,
Liebt keine Fürstin Fiedelschall,
Und froher blitzen Ordenssternen
Und Ohrgehäng auf frohem Ball.
Schließt an den weißen Seidenschuh'n
Die goldnen Spangen mit Bedacht,
Sie durften sieben Monde ruh'n,
Doch heut durchtanzen wir die Nacht.

Heut will ich tanzen, wie noch nie
Getanzt hat eine Valois,
Und schilt Marie von Medici,
Sag' ich: Das ist Franzosenart,
Noch niemals sah man müde sie
Im wilden Taumel der Gaillarde,
Und niemals noch die Braut man fand,
Die müd' das heiße Köpfchen bog,
Wenn ihres Liebsten feste Hand
Sie wieder in den Reigen zog.

Mein Tänzer ist der schönste Mann,
Der je gefreit um Valois,
Führ' ich mit ihm heut die Pavanne,
Gleich flüstert Dam' und Kavalier:
„'s ist niemand, der sich messen kann
Dem Herzog von Navarra hier!"
Ich hab, wie du, so seidnes Haar,
Bin rank und schlank, wie du es bist,
Im ganzen Frankreich giebt's kein Paar,
Das schöner als wir beide ist!

Man sagt, im Karyatidensaal
Spukt abermals ein Valois,
Im Leichenlaken, todesfahl,
Geht er dort um zur Mitternacht.
Der soll vergessen seine Qual
Und lachen, wie der Frohsinn lacht,
Wenn er uns heute tanzen sieht,
Am Ende tanzt er selber mit.
Ein Spukgeist uns'res Hauses zieht
Das Knochenbein im Ländlerschritt.

Nun, Musikanten, fiedelt schnell,
Schon tritt zum Tanz die Valois,
Es ist der Saal von Kerzen hell
Und ist von Jugendblüte bunt,
Die Geigen jauchzen laut und grell,
Und fröhlich lacht ein jeder Mund.
Nun singt mit mir, dieweil ihr schwebt
Bieglam in Reihen, Brust an Brust:
Dies ist der Hof, da Freude lebt!
Denn Tanzen ist die höchste Lust
Der Königstochter Margaret,
Der lustigsten der Valois."

Die Kinder der Kleopatra.

Wir sind die Kinder der Kleopatra,
Gezeugt in Nächten, wenn die Nilflut schwoll
Und segenspendend flutete ins Land,
Zum Leben wachgeküßt von heißen Lippen,
Noch blutend von den Küssen Mark-Antons.
Das erste Lied, deß süßer Silberton
Um uns're gold'nen Wiegen schmeichelnd klang,
Es war das Lied, das uns're Mutter sang
Dem, der als Zeus die sterbensselige,
Berauschte Semele zur Sonne trug.

Die Glut von ihrer Nächte Raserei
Lag schwül wie Weihrauch in den Prunkgemächern,
Darin wir spielten.
Ihres Spätherbsts Sonne,
Da ihres Lächelns Süße sifter ward,
Ihr Blick ganz Demut, Liebe ihre Stimme,
Durchschien mit hellem Licht die letzten Tage.
Da wir die wunderschöne Mutter sahn.
Antonius starb . . .
Und an ihn angeklammert,
Noch eifersüchtig auf Proserpina,
Starb sie dem Herren ihres Leibes nach.

Wir aber leben, uns're Jugend lacht,
Das Ptolemäerblut färbt uns're Lippen,
Und uns're Stirnen, stolz wie Römerstirnen,

*) Hierzu der Artikel auf Spalte 1464.

Tragen den Kronreif . . .
Cäsar, hüte dich!
Die Löwin schläft im Schoß der Pyramide.
Noch lebt die Brut, die sie geboren hat:
Wir sind die Kinder der Kleopatra!

Der Tanz.

Der Schritt der letzten Gäste klang im Flur,
Dann wurde dumpf die Haustür zugeschlagen,
Und in die Sturmnacht fuhr der letzte Wagen.

Des Hauses junge Töchter blieben nur
Allein im Saal, im traumhaft goldnen Glanze
Herabgebrannter Kerzen, deren Duft
Wie Weihrauchqualm durchzitterte die Luft,
So schwül und schwer noch von dem wilden Tanze.
Die älteste der schlanken Schwestern stand
An dem Klavier, und ihre Lippen sangen
Die Walzerweisen, die ihr Herz durchklangen,
Bis Ton auf Ton die schmale Rechte fand.
Die müden, blonden Zwillingsschwestern kamen
Langsam herbei und sangen leise mit,
Und wiegten lächelnd sich im Walzerschritt,
Als ihre Lieblingsweise sie vernahmen.
Die jüngste aber zog aus ihrem Strauß
Langsam der roten Nelke Glut heraus
Und steckte sie in ihre Gürtelspange,
Und raffte schweigend, wie im tiefen Traum
Ihr weißes Kleid, und schien's zu merken kaum,
Daß sie schon tanzte nach der Schwestern Sange;
Mit großen Augen schwebte sie dahin,
Langsam und feierlich, als ob sie lauschte,
Wie schwer und starr die weiße Seide rauschte
Bei jedem Schritt der blassen Tänzerin.
Sie gab nicht acht, daß allgemach verhallten
Der Schwestern Stimmen, und sie sah es nicht,
Wie leise qualmend auslosch Licht um Licht,
Vor ihren Ohren tausend Geigen hallten,
Auf ihrem Scheitel lag der Schönheit Glanz,
Strahlend und heiß, bis rot wie Apfelblüten
Die weichen, runden Mädchenwangen glühten.

Und immer schneller ward der stille Tanz
Und immer wilder. — Ihre Arme hoben
In Seligkeit und Sehnsucht sich nach oben,
Um ihre heiße Kinderstirne flog
Das langgelöste Haar in blonden Strähnen,
In ihren Augen brannten heiße Tränen,
Und tief ihr Haupt sich in den Nacken bog.

Lautknisternd losch die letzte Kerze aus,
Die Schwestern riefen fern aus ihrem Zimmer —
Hoch atmend aber stand das Kind noch immer
Und horchte, wie der Nordsturm fuhr ums Haus.

Santa Cäcilia.

Langsam und drohend steigt die Wolkenwand,
Die Luft ist schwül. Aus angstgepreßten Kehlen
Zwitschern die Schwalben. Heidefeuer schwelen
Wie Weihrauchdecken qualmend übers Land.
Ein Windstoß raschelt durch das Haferfeld
Und rüttelt an den weißen Birkenstämmen;
Von schwarzer Wetterwolken zackigen Kämmen
Posaunengleich des Sturmes Stimme schallt,
Und Antwort ruft das purpurdunkle Meer,
Mit ehrnen Stimmen singen die Geschwister,
— Durch ihrer Orgel heilige Register
Spielt die Begleitung, grollend, tief und schwer,
Santa Cäcilia, die blonde Magd. — —

Auf hoher Wolken Schieferfelsen ragt
Hoch eine weiße Burg ins fel'ge Blau.
Um ihre Türme Silbermöwen fliegen,
Um ihrer Fenster goldne Gitter biegen
Sich große Lilien, schwer von Duft und Tau.
Aufblitzend rauscht ein goldgesticktes Kleid
Durch weißer Säle helle Feierstille —
Das Haupt umflossen von des Blondhaars Fülle,
Naht Demut die Herrin dieser Einsamkeit,
Santa Cäcilia.
Ihre Hände sind,
Die fürstlich schlanken mit den blauen Adern,
Viel weißer als der Brüstung Marmorquadern.
Gesenkten Hauptes horcht sie auf den Wind,
Der traumhaft durch die goldnen Harfen rauscht,
Die blitzend in den Bogenfenstern hängen,
Es klingt wie Wiederhall von Festgesängen,
Ihr Blick wird blau und leuchtend, wie sie lauscht,
Und wandert götterruhig durch das Licht . . .

Von drunten klingt empor zu ihren Sälen
Der Lebensschrei aus Liebe, Haß und Qualen,
Der sich am Fels wie ferne Brandung bricht.
Zu ihrer hohen Silberorgel geht
Die Heil'ge lächelnd — ihre Finger streifen
Die schwarzen Tasten. Durch die Orgelpfeifen
Ein Säuseln, wie von Taubenschwingen, geht,
Das wächst und schwillt und jubelt auf und grollt,
Vom Schlaf getörte Feuerschlangen recken
Sich züngelnd auf in ihren Felsverstecken
Und schießen leuchtend nieder.
Weiter rollt
Die Fuge, die die weiße Burg durchklingt,
Im Sturmwind Sankt Cäcilias Haare wehen,
Und auf und ab die weißen Finger gehen,
Und ihre ewig junge Stimme singt . . .

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Ein Wort „an die Südwestdeutschen" richtet in der „Kölnischen Zeitung" (522) ein ungenannter Verfasser, offenbar Fritz Lienhard — die „Köln. Ztg." hält es leider noch immer für vornehm, die Namen ihrer Mitarbeiter, oft ohne deren Wissen und Wollen, zu unterschlagen —, um vor einer falschen Auffassung des Begriffes der Dezentralisation und des Schlagwortes „Los von Berlin!" zu warnen. Allgemein rege sich im Reiche die Bewegung gegen die Vor- und Alleinherrschaft Berlins in litterarischen und Kulturfragen. Allerhand neue Provinzzeitschriften suchten neue Zentren zu bilden, brachliegende Kräfte zur Entfaltung zu bringen. Aber es bestehe dabei die Gefahr, daß sich der Geist des berliner Litteratentums nun einfach über das Land ergösse, und daß so das Reich wieder nur in eine „nachhinkende Abhängigkeit" von Berlin gerate. Denn natürlich sei der Ruf „Los von Berlin" nicht derart bloß im räumlichen Sinne zu fassen, sondern als Aufruf wider berliner Dogmatismus, Modegeist, Cliquentum, und im Kampfe gegen diesen Geist solle nun das Land, die Provinz mithelfen als Mittel, reichere und reinere, stärkere und originellere Menschen in das deutsche Geistesleben abzugeben. An die Südwestdeutschen aber im besonderen wendet sich der Verfasser des Artikels mit Beziehung auf ein Wort Viktor Hehns, der seine „Gedanken über Goethe" mit einem Kapitel über „Südwest und Nordost" einleitete. „Er geht darin von dem Gesichtspunkt aus, daß der herbere Nordosten mehr zur That veranlagt ist, während der sonnigere Südwesten das poetische Element liefert; daß von dort zwar des Reiches Einheit und Dasein geschaffen worden ist, daß aber der beweglichere und temperamentreichere Süden und Westen

Digitized by Google

dieser Einheit nun erst noch die Seele, diesem Dasein nun auch das Behagen schaffen muß. Er schließt mit der Prophezeiung: „Soll wieder ein Dichter auftreten, der sich zu Goethe verhielte etwa wie in der Staatskunst Bismarck zu Friedrich dem Großen, dann wird er, wie wir glauben, kein geborener Märker oder Pommer, wohl aber vielleicht ein Elsässer sein.“ Jedenfalls also ein Süddeutscher, wollen wir großmütig erweitern. Dieser Satz läßt äußerst reizvolle Randglossen zu. Ist es nicht jedem Litteraturbeobachter längst aufgefallen, daß das verflossene Litteratur-Jahrzehnt just nicht von Süddeutschland, sondern vom Osten und Nordosten aus bestimmt war? Sudermann, Halbe, Arno Holz sind Ostpreußen, Hauptmann gehört dem allerdings Mitteldeutschland nahen, aber doch auch slavisch durchsetzten Schlesien an. Wildenbruch ist ein Preuße; Busse, Bierbaum, Hartleben, Henckell, Dehmel, Schlaf, Liliencron, Falke, Otto Ernst sind Nord- und Ostdeutsche; und jedenfalls gab das Berlinertum, seit Brahm und Schlenther den Naturalismus förderten, ganz und gar den Ton an. Die süddeutsche Warmherzigkeit und die rheinische Munterkeit kamen diesem flachländischen Doktrinarismus gegenüber nicht auf. Kaum, daß Wien und München noch eine Rolle spielten“ . . . Und der Verfasser schließt seine Betrachtung: „Geist und Genie sind an keine Stätte gebunden; wohl aber bemerken wir oft ein Ausruhen des einen Stammes, während der andere mit seinen besonderen und jeweilig gerade nützlichen Veranlagungen zu Wort kommt. Der realistischere, herbere Nordost, der das Verdienst hat, derben Lärm in der epigonenhaften Schöngeisterei geschlagen zu haben, hat vom lauten Berlin aus hinlänglich gesprochen: nun erhoffen wir von Süden und Westen her warme ‚persönliche Seele‘. Kommt aber dieser Luftzug wo anders her, kommt er von drei Ecken zumal: uns soll es recht sein. Denn auch dies ‚Südwest-Nordost‘ ist ein leiser Dogmatismus. Und vor alle dem behüt' uns Gott!“

* * *

Seine schon erwähnte Studie über das Durchdringen der Dichter setzt Adolf Bartels durch die nachklassische und neuere Zeit hin fort (Dresd. Journ. 153, 154, 157). Bei Kleist währte es noch fast zwei Menschenalter nach seinem Tode, bis er faktisch durchgedrungen war. Grillparzer stand zuerst mit der „Ahnfrau“ und „Sappho“ in der Sonne des Erfolges, bis die Niederlage von „Weh' dem, der lügt“ ihn in eine freiwillige Zurückgezogenheit trieb, aus der erst zwanzig Jahre später Laube ihn und seine Werke zu neuem Leben erweckte. Chamisso, Uhland, Heine, vollends Geibel und Bodenstedt hatten ähnlich mangelnde Anerkennung bei Lebzeiten nicht zu klagen. Die beiden letzteren, bei denen man von „Durchdringen“ überhaupt nicht wohl reden kann, brachten das größte lyrische Talent, brachten Eduard Mörike um einen Teil seines unmittelbaren Erfolges. Seine 1838 erschienenen „Gedichte“ erreichten bis zu seinem Tode (1875) nur drei Auflagen. die Geibels in der selben Zeit etwa hundert, die Bodenstedts hundertfünfzig! Freytags Entwicklung verlief normal, mit jedem Werke gewann er mehr Boden; um so länger mußte sich Gottfried Keller gedulden, bis er sich gewürdigt sah. Dem größeren Publikum ist er erst durch die „Deutsche Rundschau“ in den Siebzigerjahren bekannt geworden, seine Berühmtheit aber datiert eigentlich erst seit seinem 70. Geburtstage (1889). Vielleicht die heftigsten Kämpfe sind mit dem Durchdringen Hebbels verbunden gewesen, dessen Erstlingswerk „Judith“ vor zepl 60 Jahren erschien, und dessen Bedeutung eigentlich erst heute allgemein erkannt ist. Gutzkow, Laube, Julian Schmidt waren gegen ihn, den Münchnern war er unsympathisch, erst der Erfolg der „Nibelungen“, die den Schillerpreis erhielten, schien seinem Ruhm festen Boden zu geben; aber sein Tod hielt diese Entwicklung auf, und erst seit etwa 1885, als Felix Bamberg Hebbels „Tagebücher“ herausgab, und besonders seit dem Freiwerden seiner Werke (1893) stieg er in der Schätzung der Nation von Jahr zu Jahr, und seine Dramen erobern sich die Bühnen. Aehnlich wie Hebbels Schicksal gestaltete sich das von Otto Ludwig, der auch erst seit den Achtzigerjahren eine allmähliche Auferstehung erlebte. „Erfolg haben und durchdringen“, schließt Bartels, „sind zwei sehr verschiedene Dinge. Zum Erfolghaben gehört irgend ein Talent — die Reklame allein genügt doch nicht —, zum Durchdringen gehört außer dem Talent eine starke Persönlichkeit.“ — In mehr feuilletonistischer Form behandelt das selbe Thema Emil Rechert unter dem Titel „Der Kurszettel der Unsterblichkeit“ (Prager Tagbl. 185).

* * *

Auf die Ausführungen, in denen kürzlich Hermann Bahr das Erotische im modernen Roman als dessen von der klassischen Zeit her angestammtes Gebiet verteidigt hatte (vgl. früher Sp. 1418), giebt an der gleichen Stelle (N. Wien. Tgbl. 176) Eduard Pötzl unter der Aufschrift „Lüsternheit, Predigt in der Wüste“, die Antwort. Nicht gegen das Erotische wendeten sich die Tadler einer gewissen modernen Richtung, sondern gegen das Lüsterne. Das unablässige Spiel mit dem Gedanken an das andere Geschlecht sei schon an sich dem Deutschen fremd, der nicht so beharrlich an „die Weiber“ denke, wie der heißblütige Romane. „Das Kleinleben der Liebe, zumal das anrüchige, galante, spielt bei dem Deutschen keine Rolle, wenn man ihn nicht, wie es leider schon geschieht, mit den Sitten anderer ankränkelt. Es darf behauptet werden, daß viele Bücher der jüngsten Zeit nicht geschrieben worden wären, wenn der deutsche Großstädter Paris nicht so nahe hätte. Auch dort ist es ja bekanntlich nur eine Insel der Verkommenheit im Ozean einer sonst tüchtigen Bürgerschaft, wo die „Mondainen“ den ganzen lieben Tag nur an Liebesabenteuer denken, oder wenigstens von dergleichen Dingen lesen, weil sich begabte Schriftsteller in ihrem Hunger nach Gold nicht schämen, ihr Talent an die Sybariten wegzuwerfen. Es ist dieser Zustand vergleichbar mit dem Eindrucke, den Wien auf einen Fremden machen müßte, sofern er es nur nach einigen illustrierten Witzblättern beurteilen sollte. Da findet er die Wienerin nie anders als im Hemd oder im Trikot abgebildet, auch wenn sie ihrem Dienstmädchen irgendeinen gleichgiltigen Befehl erteilt. . . . Noch ist das eigentliche Volk unberührt von diesen verderblichen Anlehnungen an eine entartete Kultur. Aber wehe, wenn es Geschmack daran findet! Sobald eine Nation immerfort hinter und neben der Liebe herständelt, sobald sie in den Sumpf der Lüsternheit gerät, ist sie verloren. Dann kommt wieder ein ungeschlachter nordischer Barbar, der von „süßen Mädeln“ nichts hält, und tritt mit seinen groben Füßen alle die Unnatur kurz und klein, bis die alte Ordnung hergestellt ist, nach der die Kraft eines Volkes in seiner Unverdorbenheit liegt. Die Geschichte ist eine furchtbare Lehrmeisterin. Als in Rom die großen Schweinigel aufstauchten, denen nicht wie Horaz, Ovid, Martial, Catull bloß zuweilen ein Götchen in die Verse floß, sondern die mit der Zote um ihrer selbst willen hervortraten, wie die Poetae latini minores, denen wir die verschiedenen Lusus in Priapum, Pervigilium Veneris, Cento nuptialis u. s. w. verdanken, da zeigten sich im römischen Weltreich die ersten klaffenden Sprünge. Wie soll auch ein durch Unsittlichkeit entnervtes Volk den Anprall eines urwüchsigen, gesunden aushalten? — Darum hat es einen tiefen Sinn, daß unsere germanischen Verwandten, die Engländer, Amerikaner und Skandinavier, bei aller hohen Kultur einem zurückhaltenden Puritanismus wohlgeneigt sind, der mit seiner Strenge die durch das Wohlleben so leicht sich einschleichende Entsittlichung verhütet. Mag auch viel Heuchelei dabei sein — es ist besser, das Gute zu heucheln, als es durch offenkundige Frevel aller Art von der Tagesordnung gänzlich abzusetzen.“

* * *

Das deutsche Musikdrama, dessen Schöpfung man bisher irrtümlicher Weise auch auf theoretischem Gebiete Richard Wagner zuschrieb, ist vielmehr „ein Kind gottschedischen Geistes“, wie ein Aufsatz über „Gottsched und das deutsche Musikdrama“ von Eugen Reichel

Digitized by Google

(Nordd. Allg. Ztg. 150, 151) zu erweisen sich bemüht. Zu den Feinden, die Gottsched bei seiner Bühnenreform neben Haupt- und Staatsaktionen und Hanswurstiaden zu bekämpfen hatte, gehörte, wie man weiß, auch die herrschende italienische Oper: sie gab ihm verschiedentlich den Anlaß, sich in seinen theoretischen Schriften über eine vernunftmäßige Textbehandlung und über das Gleichberechtigungsverhältnis zwischen Musik und Poesie zu äußern. Durch eine Zusammenstellung dieser zerstreuten Bemerkungen soll uns hier die Ueberzeugung beigebracht werden, daß „die ganze Theorie des Kunstwerks der Zukunft" schon in Gottscheds Schriften enthalten gewesen sei. „Die Gerechtigkeit wird es erfordern, daß man den Namen Gottsched an den Anfang jeder Geschichte des deutschen Musikdramas stellt." — Gegen die Art von Reichels Beweisführung wendet sich vom wissenschaftlichen Standpunkte aus Dr. Harry Mayne („Gottsched der Deutsche"; Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 27), wenn er sagt: „Reichel kennt nur das Kapitel Gottsched; was davor und dahinter steht, ist ihm im wissenschaftlichen Sinne unbekanntes Land. . . Durch Aneinanderreihung geschickt aus dem Zusammenhange gerissener Stellen kann man Goethe zum schlechten Versmacher, Schiller zum trivialen Salbader, Lessing zum pedantischen Ignoranten stempeln." — Einige Briefe der Schriftstellerin Sophie La Roche, Wielands alter Freundin, an den Prinzen Friedrich von Gotha-Altenburg teilt Paul v. Ebart in der „Frankf. Ztg." (189) mit. — Briefe Gustav Freytags an Emil Devrient, meist Begleitbriefe zu Freytags Stücken aus den Jahren 1846—58, veröffentlicht H. H. Houben (Voss. Ztg. 301). — Daß eine 1822 im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger" unter der Chiffre „Schn." erschienene Besprechung von Heines Erstlingsgedichten, worin schon die ganze künftige Richtung von Heines Schaffen mit bemerkenswertem Scharfsinn charakterisiert ward, von Schleiermacher herrühre, sucht Dr. Julius Jeffen (Hamb. Corresp., Litt.-Ztg. 13) nachzuweisen. — Von Kleist-Beiträgen ist eine Studie über den „Robert Guiskard" von Max Meßer (Wien. Fremdbl. 180) und ein Feuilleton von Max Burckhard über den „Prinzen von Homburg" (Frkf. Ztg. 193) zu notieren. Burckhards Artikel ist eine Verteidigung gegen allerhand Angriffe, die er erfahren mußte, weil er gelegentlich (in der „Zeit") das kleistische Drama als ein „widerliches, nach Cäsarismus stinkendes Kommißknopfstück" bezeichnet hatte. — Auch ein paar Werke, die sich mit der älteren deutschen Litteratur befassen, fanden in größeren Aufsätzen kritische Behandlung: so Friedrich Panzers Buch „Hilde-Gudrun", das im Gegensatz zu den älteren Forschungen von Müllenhoff und Willmanns die formale Einheit des Gudrunliedes nachweist, von Wolfgang Golther (Allg. Ztg., Beil. 159); so der von Zeitler kürzlich verdeutschte Tristan-Roman des Franzosen Joseph Bédier von Adolf Stern („Der Roman von Tristan und Isolde und die Neuromantik", Dresd. Journ. 158), der dieser neuromantischen Rekonstruktion des alten Epos die deutsche Nachdichtung von Wilhelm Hertz vorzieht; so endlich Burdachs „Walther von der Vogelweide" von Georg Ellinger (Nat.-Ztg. 406), der dabei eine Uebersicht über die bisherige wichtigere Walther-Litteratur giebt. — Von Werken der modernen Litteraturkritik erfuhren insbesondere einige Essaisammlungen ausführlichere Betrachtung: Wilhelm Bölsches neuer Band „Hinter der Weltstadt" (von Dr. E. Goldscheider, Wien. Allg. Ztg. 7004, und zusammen mit Bahrs „Bildung" von Rudolf v. Gottschall, Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 80); Max Nordaus „Zeitgenössische Franzosen" (von A. Cloeffer, Voss. Ztg. 309); Ernst Gnads „Neue Essais" (von Dr. Hermann Ubell, Allg. Ztg., Beil. 164), Erich Schmidts „Charakteristiken", R. M. Werners „Vollendete und Ringende", Lienhards „Neue Ideale", Ellen Keys Essais (von M., Rhein.-Westf. Ztg. 489). Andere Artikel galten Werners Ausgabe von Hebbels Briefen (H. Krumm; Allg. Ztg., Beil. 148) und den Marie Ebner-Biographieen von Necker und Bettelheim, die Fritz Mauthner (Berl. Tagebl. 351) zusammen mit den letzten Novellenbänden der Dichterin („Aus Spätherbsttagen") bespricht.

*

Wie Mauthner vergleicht auch Felix Poppenberg („Marie Ebners Alterskunst", Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 28) die Spätherbstreife der österreichischen Dichterin mit dem fruchtbaren Altersschaffen Theodor Fontanes. Sonst findet man sie auch gerne mit ihrem Standes- und Landesgenossen Ferdinand von Saar zusammen gestellt, von den in diesen Tagen noch Hans Sittenberger (Wiener Ztg. 147) eine eingehende Charakteristik gab. — Ueber eine jüngere Ergänzergruppe des heutigen Oesterreichs fällt Ludwig Bauer („Jung-Wiener Geschichten", Münch. N. Nachr. 324) nach einer Besprechung der Novellenbände von Auernheimer, Dörmann, Salten, Meßer das Urteil: „Fast alle — Begabte wie Unbegabte — haben eine gewisse weiche Grazie, eine anmutige Naivetät, den sich über die kleinen Schmerzen lustig macht, sich über sie entrüstet und sie beseufzt, sie aber nie als unbedeutend empfindet. Nie weitet sich ihr Blick ins allgemeine; nur zeitlose Artistenkunst blüht aus dem wiener Boden. Das ist zweifellos dornehmer als die unendlich wackeren Tendenzhaschereien der Dreyer und Ernst, bei denen sich niemand selbst klar werden kann, ob sein Beifall den künstlerischen Qualitäten des Werkes oder den darin benutzten Ideen gilt. Hat man die Wiener nur als Feuilleton-Künstler gelten lassen, so könnte man manche Berliner dann auch Leitartikel-Künstler nennen. Mir scheint das schlimmer . . . Aber für Wien besteht die Gefahr, daß es aus der großen Bewegung der Geister ausgeschaltet wird, die sich in den Werken der drei Gewaltigen: Ibsen, Zola, Tolstoi so mächtig verkörpern. Oesterreich ist nicht nur politisch und finanziell eine Insel im modernen Europa, sondern auch geistig. Zu tief steckt in unseren Dichtern eine rein spielerische Freude am Worte, an Gefühlen und Gefühlchen. Wie in Venedig die laguna morta ein zwar höchst prächtig schimmerndes, aber faulendes und totes Gewässer ist, in das aus dem freien Meere kaum eine verlorene Welle dringt, so ist auch Wien durch unsichtbare Dämme getrennt vom dem unendlichen Ozean des modernen Lebens." — Reicheres Lob ernten an anderer Stelle drei deutsch-österreichische Lyriker in ihnen gewidmeten Aufsätzen: der jüngst verstorbene Karl Maria Heidt (N. Gerold: Deutsche Ztg., Wien, 10608), Karl Bienenstein (Jos. Stibitz, Oldtsch. Rundsch. 176) und Richard Schaukal (Karl Hans Strobl, Allg. Ztg., Beil. 152). — Ueberhaupt standen die Lyriker diesmal im Vordergrunde: eigene Artikel erschienen ferner über Gustav Falke von H. Benzmann (Hamb. Nachr., Beilet. Beil. 28), über Martin Boelitz und Otto Falckenberg von Ludwig Schröder (Rhein.-Westf. Ztg. 532), über die mecklenburgische Lyrikerin Hans Gabriel (Hella Rehberg) von K. E. Knodt (Mecklenbg. Ztg. 309). Ueber „Neue Frauenlyrik" lassen sich Heinrich Meyer-Benfey (Allg. Ztg., Beil. 153), und Paul Wertheimer (Rhein.-Westf. Ztg. 553), beide im Anschluß an Paul Remers Sammlung „Buch der Sehnsucht" vernehmen. — Den poetischen Parodieen, die Hanns von Gumppenberg jüngst unter dem Titel „Das teutsche Dichterroß" veröffentlicht hat, rühmt Willy Rath („Ein Ueberdichter", Münch. N. Nachr. 302) viel gutes nach. — Einem anderen Werkchen der humoristischen Muse, dem „Ueberbüchl" von Alex. Roskowski, spendet die „Nat.-Ztg." (G. Weißtein; 398) ebenfalls ein ganzes Feuilleton. — Von Erscheinungen der ernsthaften Belletristik wurde ein gleiches John H. Mackays neuem Roman „Der Schwimmer" (Gabriele Reuter im „Tag" 293) und Marie Janitschets „Stückwerk" (Hans Bethge; Allg. Ztg., Beil. 153), einer Romankopie des bekannten Falles Juliane Dörn, zuteil. — Zwei Geburtstags-Artikel auf den 80jährigen Robert Schweichel (Ernst Krowski; Königsb. Hart. Ztg. 321; Janus, Schwäb. Tagwacht 161) und ein Erinnerungsblatt auf die 1876 verstorbene Romanschriftstellerin Clara Bauer, die unter dem Namen Karl Detlev

Digitized by Google

schrieb (Deutsche Ztg., Wien; 10591), bedürfen noch der Erwähnung, ebenso das Charakterbild Julius Rodenbergs von Wilhelmine v. Hillern, das aus der nur als Privatdruck erschienenen Festschrift in den „Münch. N. Nachr." (322) wiedergegeben wurde.

* * *

Unter den Auslassungen über die Litteratur des Auslandes hatte wie zumeist Frankreich die Führung. Eine neuerschienene Biographie von Gaston Paris über „Frankreichs ersten modernen Dichter" François Villon (geb. 1431) nimmt eine Studie von Prof. Dr. E. Stengel-Greifswald (Frankf. Ztg. 169/70) zum Ausgangspunkt (vgl. Sp. 1350). — Vom Chanson und seiner Geschichte spricht Dr. Ferdinand Kleinmichel (Bresl. Ztg. 421). — Ueber den kürzlich halbvergessen gestorbenen Alexander Parodi (s. Sp. 1445), von dessen historischen Dramen einige die Bühne der Comédie Française passierten, schreibt St. Feldmann in dem „Hamb. Nachr." (156). — Zolas „Travail" setzt noch immer die Federn in Bewegung (A. Eloesser, Voss. Ztg. 3051; J. Norden, Nordd. Allg. Ztg. 155; Magdeb. Ztg. 333). Seinen Verfasser hat Alfred Kerr kürzlich in Paris aufgesucht und giebt den Inhalt des Gesprächs im „Tag" (273, 287) wieder: Aeußerungen über das eigene Schaffen, über Ibsen, Nietzsche, Wagner, den Katholizismus, den Zola haßt, wie das Christentum überhaupt. — Uebersichten der wichtigeren Neuerscheinungen aus der französischen Belletristik erstatten Theodor Wolff (Berl. Tagebl. 325), der die fadenscheinige Geziertheit der meisten französischen „Jungen" konstatiert, und Erich Meyer (Tgl. Rdsch., Unterh.-Beil. 167). — Ueber Henri Lavedans neuen Skizzenband „Les Déparis" (Paris, Calman Levy) äußert sich W. Fred sehr entzückt (Wien. Allg. Ztg. 6990). — Ein anderes neues Buch, die im französischen Brief unseres Heftes erwähnten „Neuen Gespräche Goethes mit Eckermann", hat bereits angefangen, die ihm dort prophezeite Aufmerksamkeit zu finden (Felix Vogt, Frankf. Ztg. 197; Wien. Allg. Ztg. 7001). Nach Vogt soll der ungenannte Verfasser Julien Benda sein, der Verfasser eines früher im gleichen Verlag erschienenen ähnlichen Buches „Dialogues à Byzance". — Als „Französische Humoristen" werden im „Tag" (271) Maurice Beaubourg, Pierre Veber, Jeanne Marni und Jules Renard charakterisiert.

Von einzelnen fremden Autoren darf sich zur Zeit Maxim Gorki unstreitig der größten Beachtung rühmen: in den letzten Monaten sind nicht weniger als neun Bände seiner Werke in deutscher Sprache erschienen, und aus den letzten paar Wochen liegt wieder ein halbes Dutzend Gorki-Feuilletons vor (Johannes Schlaf, Prag. Tgbl. 192; Rudolf Herzog, Berl. N. Nachr. 323 u. a.), darunter auch das kaum vermeidliche „Maxim Gorki und Friedrich Nietzsche" (Wien. Abdpost 152). — Einen anderen Slaven, den bulgarischen Freiheitsdichter Christo Botetf, der als Führer einer Insurgentenschar 1876 den Tod fand, schildert in biographischem Lichte Georg Adam (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 26, 27). — Ein größerer Essai über Maurice Macterlinck von Anna Ettlinger findet sich in der „Allgem. Ztg." (Beil. 155/156). — An der gleichen Stelle (146) zollt Oscar Bulle Antonio Fogazzaros neuem Roman „Piccolo mondo moderno" (vgl. Sp. 1398 f.) zwar als Kunstwerk alle Bewunderung, vermutet jedoch in seiner asketischen Tendenz ein Hindernis für den Erfolg des Buches bei deutschen Lesern. — Von einem neuen spanischen Lustspiel „Lo cursi", das den Führer der spanischen Modernen Jacinto Benavente zum Verfasser und in Madrid kürzlich großen Beifall gefunden hat, berichtet Conrad Ernst (Berl. Tagebl. 350). Das Stück ist eine Satire auf die Manie gewisser spanischer Gesellschaftskreise, sich um jeden Preis auf Kosten der heimischen Sitte von der großen Masse unterscheiden zu wollen. Alles, was nicht den Stempel dieser „Distinktion" trägt, wird mit dem Wort cursi bezeichnet, daher der Titel. — Ein paar „Budapester Romane" rezensiert Max Rothauser im „Pester Lloyd" (153), von denen als der bedeutendste Thomas Kobors neuer Lokalroman „Budapest" bezeichnet wird, der erste Band eines gleichnamigen Cyclus. — Auf englischen Boden führt ein Charakterbild Elisabeth Barret-Brownings, mit dem H. R. Haris (N. Fr. Presse 13241) an den 40. Todestag der seiner Ansicht nach noch viel zu wenig gewürdigten Dichterin erinnert; ferner ein Beitrag von Christian Eidam „Zur Frage der Verbesserung des deutschen Shakspereetextes" (Allg. Ztg., Beil. 150), der sich gegen die Shakspere-Gesellschaft und ihren kürzlich gefaßten Beschluß wendet, von einer Revision der sogen. schlegel-tieckschen Uebersetzung Abstand zu nehmen (vgl. Sp. 1083 und früher Sp. 618). — Das skandinavische Schrifttum ist mit einer Charakteristik Ellen Keys von Franziska Mann (Der Tag 279) und ein paar Ibsen-Studien vertreten („Ibsens Ideale" von H. Landsberg, Bohemia 185; „Ibsens Weltanschauung" von H. Berg; Rhein.-Westf. Ztg. 553). — Mit der Registrierung einiger selbstgesammelter masurischer Fabeln von Fritz Skowronnek (Bresl. M.-Ztg. 328) und einer Studie über die chinesische Lyrik und ihre Klassiker (K. H., Reichswehr 2649/50) sei diese Uebersicht beschlossen. *E.*

„Flachsmann, Herr E. Schlaikjer und die Kritikerthätigkeit der deutschen Lehrerschaft." Von Fr. von Borstel. (Jugendschriften-Warte, IX, 7, vgl. Sp. 1189.)

„Der Versuch einer italienischen Schauspielreform unter Cavour." Von Dr. Maximilian Claar. (Beil. z. Allg. Ztg. 151.) Italien besitzt bekanntlich kein stehendes Hof- oder Stadttheater, sondern nur reisende Gesellschaften. Einmal, von 1820—50, bestand in Turin ein Hoftheater mit 50 000 Lire jährlicher Subvention; länger wurde diese von der Kammer nicht bewilligt, und Cavours Versuch, 1858 das Theater wieder mit Staatsmitteln herzustellen, scheiterte an der Opposition.

„Von Sprache und Stil." Von Armin Friedmann. (Wiener Abendpost 150.)

„Casanova in Wien (1753 und 1767)." Von Gustav Gugly. (Frankf. Ztg. 190.)

„Flachsmann als Erzieher", der deutsche Lehrerstand und der Theaterkritiker der „Hilfe." Von Georg Heydner. (Pädagogische Reform, Hamburg, Nr. 25 u. 26; vgl. Sp. 1189.)

„Dichterbrüder." Eine litterarische Plauderei von Theodor Kraus. (Grazer Tagesp. 182.) Genannt werden die beiden Lessing, die beiden Grafen zu Stolberg, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, sowie deren Vater Johann Adolf und deren Onkel Johann Elias, die Brüder Grimm, die beiden Schwabenpaare Paul und Gustav Pfizer, Karl und Richard Weitbrecht, ferner Rudolf und Paul Lindau, Heinrich und Julius Hart, Gerhart und Karl Hauptmann, Carl und Georg Busse, Franz und Paul v. Schönthan, Hanns und Fedor v. Zobeltitz, Anton und Karl v. Perfall, Julius und Charles Ed. Dubor (Waldmüller). Französische Dichterbrüder sind: Thomas und Pierre Corneille, André und Josef Chénier, Jules und Edouard Goncourt, J. und H. Rosny, Paul und Victor Margueritte, Alphonse und Ernest Daudet.

„Gellert und die Frauen." Von Dr. Erich Michael. (Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg. 78.)

„Die Mundart auf dem Gebiete des Dramas." Von Adolf von Muralt. (Die Post 300.)

„Pessimismus und Optimismus in der Sprache." Eine Plauderei von Ferdinand Ortjohann. (Frankf. Ztg. 184.)

„Volkskultur." Von Dr. Theodor Poppe. (Frankf. Ztg. 186.)

„Auf den Pfaden Goethes. Reiseberichte aus der Schweiz." Von H. Thurow. (Frankf. Ztg. 179, 181.)

„Seltene Bibeln." Von Fedor von Zobeltitz. (Der Zeitgeist 24, 25.)

Echo der Zeitschriften

Deutsche Rundschau. XXVII, 10. Der letzte kritische Beitrag Herman Grimms wird in diesem Julihefte veröffentlicht: eine größere Besprechung von Reinhold Steigs neuerschienenem Buche „Heinrich v. Kleists Berliner Kämpfe" (Berlin, W. Spemann), aus deren Schlußsätze die folgenden Bemerkungen hervorzuheben

Digitized by Google

sind: „Professor Steig hat als deutscher Litterarhistoriker für sein Buch den besonderen Vorteil, noch „Märker" zu sein und für Kleist als Märker (Provincia Magdeburgensis) einzutreten. Wichtig, weil die deutsche Litteraturgeschichte unserer Zeit mit geringen Ausnahmen in der mainzer und bremischen Kirchenprovinz emporgewachsen ist. Heinrich v. Kleist hat in seinem miteingeborenen Biographen den rechten Vertreter seines Ruhmes gefunden. Es wird Reinhold Steig selber vielleicht oder auch es werden später ihm zuwachsende Geschichtsschreiber gleichen Aufwuchses mit ihm die Geschichte der in der Mark sich entwickelnden Dichtung, ausgehend vom ästhetischen Aufbau bei der Werke, schreiben. Kleist, Willibald Alexis, Fontane, Wildenbruch werden da eine eigene Gruppe bilden. Ohne mit einander durch sich berührende Lebensläufe verbunden zu sein, haben sie im Ton, im Fall der Sprache und der Gedanken etwas Engverwandtes. Eine gewisse gleichmäßige, stille Landschaft und Volksbildung umgiebt ihre Gestalten, eine sich ähnelnde Gedanken- und Gefühlsproduktion erfüllt deren geistiges Dasein, eine eigentümlich verwandte Lebensbehandlung beherrscht das Thun und bewirkt das Zusammenstoßen der Charaktere. Kant und Rosenkranz sind die Philosophen dieser Gruppe. Auch Ernst Moritz Arndt und Klaus Groth gehören zu ihr. Fassen wir diese Dichter und Denker als ein Ganzes zusammen, so finden sich Goethe, Schiller, Hölderlin, Clemens Brentano, Hebel, Uhland, Jean Paul und Schelling ihnen gegenüber wie von selbst zu einander und bilden bei höherer Betrachtung ein Gegenlager. Nicht als ob hüben und drüben an Kampf gedacht würde, sondern nur, daß, um ein anderes Bild zu brauchen, der Wald deutscher Eichen dort mit Fichten, Linden und Gartenbäumen, hier mit Buchen, Kiefern und Birken stärker gemischt, das Vaterland mit heiligem Grün überwölbt, daß ihre Stämme dort mehr die Ufer strömender Flüsse, hier mehr ruhende Seen umfaumen!" — Ernst Eifter beschließt im gleichen Hefte seine Veröffentlichung von Briefen Heinrich Heines an Christiani, die er im einzelnen erläutert, und M. v. Brandt geht auf Henryk Sienkiewicz und seine einzelnen Werke mit kritisch gedämpfter Anerkennung ein. — Eine schon 1891 in der russischen Zeitschrift „Russkaja Starina" erschienene Autobiographie der genialen Mathematikerin Sofie Kowalewsky wird in deutscher Uebertragung mitgeteilt.

Deutsche Zeitschrift. XIV, 19. Eine kleine Studie über lyrische Musik von Prof. Dr. J. Kohler (Berlin) geht — wie schon eine frühere Veröffentlichung des selben Verfassers über „Die Zukunft des Liedes" (Zukunft, 1892, S. 536 f.) — von dem Gedanken aus, daß wir am Ziele der lyrischen Musik noch lange nicht angelangt seien, dem Ziele nämlich: an Stelle der melodiösen Tanzform, der die bisherige lyrische Musik mit ihren ziemlich regelmäßigen kadenzierten Rhythmen folgte, die deklamatorische Weise unter voller Durchgeistigung und musikalischer Verklärung des Dichtwortes treten zu lassen. Das moderne Lied müsse stets durchkomponiert sein, wenn es nicht als Volkslied oder Quasivolkslied mehr den rhythmischen Sinn treffen, als die Poesie geistig vertiefen solle; und das so durchkomponierte Gedicht müsse im höchsten Grade deklamatorisch sein („denn Singen ist verklärtes Deklamieren"), und jeder Deklamationsfehler in der Musik sei ein Verstoß gegen den Geist des Liedes. Dieses Ideal werde heutzutage jedem Liederkomponisten vorschweben, sofern er nicht ganz in den veralteten Bahnen wandle: aber ein Blick in die Vergangenheit lehre, daß keiner der früheren Liederkomponisten dieses Ziel erreicht habe, ja, daß den meisten dieses Ziel noch nicht einmal bekannt war. Kohler führt als Beispiel mit Einzelheiten Schuberts bekannte Komposition des Mignon-Liedes „So laßt mich scheinen" an und bemerkt dazu: „Wer so wenig Einblick hat in die goethische Dichtung, wer so wenig die Aufgabe der Komposition versteht, die Geheimnisse des poetischen Empfindens verklärt wiederzugeben, der mag sonst ein leidlicher Musiker sein (wirklich? D. Red.), aber er sollte keine goethischen Lieder komponieren*) . . . Und doch singt das Publikum derartige schülerhafte Ausgeburten der musikalischen (!) Unfähigkeit, während es jeden falschen Deklamator goethischer Gedichte hinauskomplimentieren würde." — Im selben Hefte bekämpft Max Geißler („Zur Dichtung der Gegenwart") einen Aufsatz über „Dichtung und Muttersprache", den Hans Brennert kürzlich in der „Gesellschaft" veröffentlicht hatte (s. früher Sp. 837 ff.) und worin dem modernen Symbolismus die Fähigkeit zugesprochen worden war, sprachliches Neuland zu gewinnen, die alte Harfe unserer Muttersprache „mit neuen Saiten zu beziehen". Geißler seinerseits behauptet dagegen: die Symbolisten führten die Dichtung nicht zur Natur der Sprache zurück, wie einst Luther und Goethe, sondern entführten sie ihr durch unfruchtbare Künstelei.

Die Gesellschaft. (Dresden-München.) XVII. 1. Juniheft. „Ueber Björnsons Kraft" betitelt mit parodistischer Variante Dr. J. Hofmiller seine Würdigung von Björnsons drei letzten Dramen. Daß Björnson überhaupt kein Dramatiker sei, habe er durch sein neuestes Werk „Laboremus" nur bestätigt, das ein unglücklicher und undramatischer Versuch in der Art des „letzten" Ibsen sei. Ibsen hätte vielleicht den schrullenhaften Stoff durch seinen enormen Kunstverstand, seine gewaltig zusammenpressende Technik künstlerisch bewältigt, bei Björnson fehle das alles. „Ihm fehlt vor allem der Geist — so hart es klingt, es muß gesagt werden. Nicht als ob er geistlos wäre, aber es ist Esprit de monsieur Toutlemonde. . . . Prüft man diese Welt von Personen und Gedanken näher, ach, wie unintereffant, schemenhaft, unlebendig sind die Personen, wie allerweltsmäßig, moralistisch-krank, wie flach und schal die Gedanken! Und diesen Dichter will man uns jetzt als Dramatiker aufschwätzen! Man vergleicht ihn mit Ibsen! Man stellt ihn über Ibsen! Wenn es wirklich sonst nirgends gesagt werden soll, daß das Drama über Björnsons Kraft geht, daß er überhaupt kein Dramatiker ist — gut, so ist es wenigstens heute und hier gesagt worden." — In einem polemischen Leitaufsatz: „Goethe und kein Ende!" von Arthur Seidl, der das 1. Julihest einleitet, wird beiläufig behauptet, daß der im vorigen Jahre vielbesprochene Aprilscherz-Artikel der Kölnischen Volkszeitung („Ein Interview bei Roeren") von niemand anderem als dem Ehepaar Ola Hanson und Laura Mariahoinn verfaßt gewesen sei, die damit an der liberalen Presse einmal ihr Mütchen kühlen und sich für all die anläßlich ihrer Konvertierung ihnen zugefügte Unbill entsprechend revanchieren" hätten wollen. — Auch die beiden folgenden Artikel des Heftes knüpfen mittelbar an den Goethe-Bund an: Max Seiling („Goethe und Haeckel") bekämpft vom Standpunkt des Okkultisten den okkultismusfeindlichen Ernst Haeckel, und Dr. Theodor Poppe regt die Gründung einer Goethe-Universität, einer umfassenden Volkshochschule in der Goethestadt Frankfurt an, wofür das Freie deutsche Hochstift die „Urzelle" und die neugegründete „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften" vielleicht eine Art Vermittlungsglied abgeben könnte.

Der Lotse. (Hamburg.) I, 38. Auf den engen Zusammenhang, der zwischen dem Traum und dem Märchen besteht, weist eine Studie von Friedrich v. d. Leyen (München) hin. Die Entwicklung gewisser Märchen aus Träumen ahnte zuerst Ludwig Laistner, „ein Mann, in dem sich Dichter und Gelehrter recht wunderlich mischten. Er erkannte, daß viele Märchen, alte und neue, fremde und deutsche, aus Träumen ent-

*) Es ist gewiß bedauerlich, daß dieser wohlwollende Rat 80 Jahre zu spät kommt, um von Franz Schubert noch beherzigt zu werden: er wäre sonst vielleicht in sich gegangen und hätte es nicht gewagt, den „Erlkönig", „Wanderers Nachtlied", „Prometheus", „Ganymed" und andere goethische Texte durch seine Musik „herunterzuverren", wie Prof. Kohler sich ausdrückt. Sollte sich nicht ein Liederkomponist finden, der seinen seligen Genossen in Apoll gegen solchen musikgeschichtlichen Unsinn in Schutz nimmt? D. Red.

Digitized by Google

standen seien. Um diese Erkenntnis zu beweisen, durchforschte er eine endlose Zahl von Märchen und Sagen; die Resultate vertraute er seinem letzten großen Werke an, dem Paul Heyse den Namen gab: „Das Rätsel der Sphinx" (1889)". Leider fehlt es dem Werke zu sehr an wissenschaftlicher Methode. Neuerdings ist aber auch die strenge Wissenschaft zu ähnlichen Ergebnissen gelangt, wie Laistner, so in der Schrift des wiener Arztes Dr. Siegmund Freud „Die Traumdeutung" (Wien 1900). Es wird dann gezeigt, wie gewisse Mythen, so der von Sisyphos, der vom Faß der Danaiden, von Oedipus, vom Schwert des Damokles aller Wahrscheinlichkeit nach auf märchenerzeugende Träume zurückgehen. Insbesondere lassen sich nach der Ansicht des Verfassers wohl alle Sagen von Vampyren und ähnlichen blutsaugenden Unholden auf Alpträume zurückführen, ebenso die Sagen, in denen Tote uns im rasenden Lauf nachsetzen, während wir vergeblich vor ihnen flüchten. „In erregten Träumen und unruhigem Schlaf werfen wir öfter unsere Kissen und Decken von uns. Dann entstehen Träume, an die wir uns nie gern erinnern: wir stehen entblößt inmitten vieler Menschen, die nun alle besonders prächtig gekleidet sind, und wir versuchen umsonst, uns zu verbergen (Freud, S. 170). Dieser Traum ist nichts anderes, als das Märchen, das auch Anderssen so anmutig erzählt, vom König, der in mangelhafter Bekleidung inmitten seiner Unterthanen steht, die ihm das nicht sagen mögen." Auf gleicher Grundlage beruht es, wenn der schiffbrüchige Odysseus nackt, der Tochter des Phäakenkönigs entgegentreten muß, und von der Leyen will sogar die biblische Erzählung von Adam und Eva auf ein so entstandenes Märchen zurückleiten. Er glaubt, die Märchenforschung für berufen halten zu dürfen, dem Problem vom Ursprung der Poesie eine neue Lösung zu geben.

Die Rheinlande. (Düsseldorf.) I, 10. Die diesjährigen Festspiele des Goethevereins in Düsseldorf veranlassen Dr. H. H. Houben („Karl Immermann und das Düsseldorfer Stadttheater"), noch einmal die Geschichte von Immermanns kurzem Wirken als Leiter der dortigen Bühne zu skizieren, die u. a. Richard Fellner in seinem Buche „Geschichte einer deutschen Musterbühne" (1888) ausführlich dargestellt und aus der noch vor wenigen Jahren der greise Albert Ellmenreich persönliche Erinnerungen veröffentlicht hat (vgl. LE I, 572). Als Dramaturg und Regisseur hielt Immermann die Mitte zwischen der Richtung Fr. L. Schröders und dem weimarischen Stil, den er als Student aus persönlichen Eindrücken hatte kennen lernen. An Weimar hielt er sich vor allem mit der Forderung: im Ansang war das Wort; aber die stilistierte, abgemessene Ruhe der dortigen Schauspielschule mied er; wie später Heinrich Laube bevorzugte er die „schöne Wirklichkeit" vor Weimars „schöner Wahrheit" und strebte nach einem geläuterten Naturalismus. Für jedes Werk verlangte er einen eigenen, der Individualität, Nationalität und dem Zeitalter des Dichters angepaßten Stil. Szenischen Prunk vermied er, der peinlichen historischen Wahrheit in der Ausstattung brachte er keine Opfer. Virtuosenhaftes Hervortreten der Schauspieler duldete er nicht. Jedes neu zu studierende Werk las er — wie schon Schröder und Goethe gethan und später Laube that — den Schauspielern selbst erst vor, dann probte er mit jedem einzeln, dann kam die Leseprobe, dann erst die Szenenproben in ihren verschiedenen Stadien. Sein rastloser Fleiß riß die Schauspieler mit, seine strenge Wahrhaftigkeit besiegte ihren Widerstand; der künstlerische Erfolg war bedeutend. Trotzdem bewirkten bekanntlich pekuniäre und allerhand andere Schwierigkeiten, daß das verheißungsvoll aufblühende Unternehmen nach fünf Jahren (1837) eingestellt werden mußte. An der Einbuße von 16000 Thalern, mit der es abschloß, war auch Immermann selbst beteiligt. — W. Schaefer charakterisiert in knappem Umriß den „Brausekopf" Karl Gutzkow, und dieser selbst steuert eine autobiographische Skizze bei, in der er seine Entwicklung vom Erscheinen des „Poetischen Skizzenbuches" (1884) bis zu dem jüngsten Bande „Neues Leben" in Kürze schildert.

Die Wage. IV, 24. Camill Hoffmann beklagt es, daß man von der tschechischen Lyrik in Deutschland außer dem längstbekannten und übersetzten Dreigestirn Vrchlický, Zeyer und Čech nichts aus Uebersetzungen kenne: höchstens wisse man da und dort noch etwas von S. Machar, aber gerade dieser sei nach vielversprechenden Anfängen mit seiner letzten Dichtung, der „Krimreise", schon fast beim Bankrott angelangt (vgl. dagegen Sp. 348). Hoffmann nennt als begabte jüngere Poeten Otokar Brezina, den „slavischen Maeterlinck" und pantheistischen Schicksalsmystiker, ferner Otokar Theer, der seiner strengen und klaren Versform wegen mit Baudelaire und Heredia verglichen wird, sodann den romantisch vertrauten Jan Opolský, den schwermütigen Jan z Wojskowicz, der in Novalis und Jacobsen wurzelt, und schließlich Antonin Sova, eine Art tschechischen Dehmel, dessen gesammelte Gedichte aus den Jahren 1892 bis 1899 kürzlich erschienen sind („Noch einmal kehren wir zurück". Prag, Grosmann & Svoboda). „Ein wiener Kritiker sagte jüngst von den Tschechen, sie wären Musikanten, auch wenn sie malten. Man könnte richtiger behaupten, sie seien Musikanten, auch wenn sie dichten. Sie sind insgesamt geborene Lyriker, weil das Wesen aller Lyrik Musik ist. Schon der Umstand ist bezeichnend für dieses Volk, daß es in ganzen Jahrzehnten kein wirkliches Drama und nur recht wenig bemerkenswerte Romane hervorgebracht hat. Leider beginnt sich bereits ein gewisses Virtuosentum in diese Litteratur von Liedern und Hymnen einzuschleichen. Die Jungen inklinieren allzusehr — nicht bloß politisch — nach Paris. Es ist seltsam, das schwere Blut der unverbrauchten slavischen Rasse zieht es nach dem raffinierten Geiste der niedergehenden Romanen hin". — Anselm Heine bespricht (in Nr. 25) unter der Aufschrift „Berliner Neuland" die von den Brüdern Heinrich und Julius Hart ins Leben gerufene „Neue Gemeinschaft", die nach den Worten eines ihrer Manifeste „in inniger Verschmelzung von Religion, Kunst, Wissen und Leben das Menschen- und Menschheitsideal, die Vollendung der Einzelnen und der Gesamtheit zu verwirklichen sucht". Die Bestrebungen vergleicht diese Besprechungen mit denen eines andern Brüderpaares, der beiden Schlegel, vor hundert Jahren und betont die Unterschiede. „Die Schlegel und ihr Anhang waren ungeprüfte junge Leute, die wie eine Schar trunkener Bachanten in die Philisterburgen stürmten, um sie zu erobern. Die Führer der Neuen Gemeinschaft wollen die Bevalteten nicht erobern, nicht einmal überzeugen, nur Gleichgesinnte wollen sie um sich versammeln . . . Eine Art Asyl ist diese Neue Gemeinschaft, keine Fahne für Streitheere." Ziele und Wesen der neuen Bewegung werden dann eingehender beleuchtet und mitgeteilt, daß die Gemeinschaft im Begriffe steht, sich unweit Berlin in einer eigenen Kolonie zu einer Konsum- und Produktivgenossenschaft zusammenzuthun. — In derselben Nummer wendet sich Ellen Key („Die Seelenmorde in den Schulen") gegen die Schäden und Lücken des heutigen Schulsystems, und in einer folgenden (27) wird der Fall Schnitzler („Leutnant Gustl") erörtert.

Die Zeit. Nr. 351. Noch ein paar ungedruckte Briefe von Anastasius Grün an Gustav Pfizer läßt Dr. Bruno Frankl v. Hochwart seinen früheren Veröffentlichungen folgen. Es sind zwei Schreiben aus dem Jahre 1854, die sich auf die von Grün besorgte Gesamtausgabe der Werke Lenaus und seine biographische Einleitung dazu beziehen. — In einer Besprechung von Björnsons „Laboremus" betont auch Max Burckhardt (vgl. oben „Die Gesellschaft") die offenbare Anlehnung an Ibsens „Wenn wir Toten erwachen", nur daß bei Björnson der Konflikt zwischen dem Liebesleben und dem künstlerischen Schaffen viel äußerlicher erfaßt sei als bei Ibsen. — Ellen Key, die in diesem Hefte mit einem kleinen Essai über „Patriotismus" vertreten ist.

Digitized by Google

wird im folgenden (352) von Marie Herzfeld als eine hinreißende Künderin großer Zukunftsideale charakterisiert. — Ueber „Heimatkunst in Frankreich" berichtet Camille Mauclair. Sie war der Dezentralisations-Bewegung, die in Frankreich vor etwa drei Jahren so energisch einsetzte, habe Frau Juliette Adam in ihrer „Nouvelle Revue" die Initiative ergriffen, nachdem der Zwiespalt zwischen Paris und der Provinz auf politischem Gebiete durch den Boulangismus vorbereitet worden sei. Frau Adam ist eine Freundin Mistrals, um den sich heute der ganze litterarische Süden schart, und hat viel zur Förderung der „Félibrige" und der provençalischen Kunst überhaupt beigetragen. Auch die Festspiel-Aufführungen, die neuerdings in Orange und Béziers stattfanden, gingen von hauptstädtischen Freunden der Dezentralisation, wie Clovis Hugues, Paul Marieton u. a. aus. Eine andere Sonderbewegung entstand in der Bretagne unter Führung der Dichter Charles le Goffic, Anatole Le Braz (vgl. LC III, 580 f.). — Mit Maxim Gorki beschäftigt sich ein Beitrag (353) von Georg Brandes: im Romanschreiben fehle ihm die Beherrschung und Klarheit der Form, in der eigentlichen Novelle aber sei er ein Meister und vollendet, wiewohl der Reiz, den er ausübe, zweifellos zum Teil darauf beruhe, daß seine Stoffwelt uns so neu sei. — Nicht minder hoch als Novellisten stellt F. J. David der Rezensent seines neuen Novellenbandes („Troika"), Richard Maria Werner.

Zeitschrift für Bücherfreunde. (Leipzig.) V, 3. Eine Zusammenstellung der Gottfried August Bürger darstellenden Oelbilder, Kupferstiche, Schattenrisse und Zeichnungen giebt Erich Ebstein (Göttingen) mit Verwertung neuen und unbekannten Materials. Aehnliche ikonographische Arbeiten existieren bisher nur für Goethe, Schiller, Wieland, Hölty und Heine. Das älteste Bild Bürgers ist das Oelgemälde von dem älteren Tischbein aus dem Jahre 1771, das den jungen Dichter in seiner Studentenzeit darstellt und sich heute wie von Anfang an im Gleim-Hause zu Halberstadt befindet. Ein anderes noch weniger bekanntes Bild rührt von Anton Graff her und datiert aus dem Jahre 1792. Ein drittes hat der Maler und Kunstschriftsteller J. D. Fiorillo in Aquarell gemalt (jetziger Besitzer Prof. Dr. H. Althof in Weimar): es ist, obwohl man der Porträtkunst seines Urhebers nicht viel zutrauen darf, das bekannteste geworden und findet sich in Nachbildungen u. a. in den Litteraturgeschichten von H. Kurz und R. König, in Könnekes „Bilder-Atlas" und neuerdings noch in W. von Wurzbachs Bürger-Biographie. Die häufigst wiedergegebenen Stiche von Bürger-Porträts rühren von E. Riepenhausen und wiederum von Fiorillo her. Zahlreiche dieser und anderer Bilder enthält die Alexander-Sammlung in Göttingen. Angesichts der verwirrenden Verschiedenheit der Porträts ist das Ergebnis von Ebsteins Untersuchung bemerkenswert: „Die schlechten Bilder haben sich ihren Platz fast in allen Büchern errungen und ihn darin behauptet, während die wirklich guten und höherstehenden Oelbilder, Kupferstiche und Schattenrisse der Vergessenheit anheimgefallen und unbekannt geblieben sind". — Ernst Schur („Ein Roman von 1830") rühmt Stendhals „Rouge et Noir" und die Uebersetzung, die Oppeln-Bronikowski davon kürzlich veröffentlicht hat. — Im nächsten Hefte (4) steuert Robert F. Arnold („Zur Bibliographie der deutschen Restaurationszeit") einen neuen Beitrag zur Geschichte des Büchertitels bei und verfolgt insbesondere ein in den Jahren 1825—65 beliebtes Titel-Schema: „Rom, wie es ist", „London, wie es ist" u. s. w., dem Glaßbrenner durch sein „Berlin, wie es ist — und trinkt" eine erweiterte, vielfach nachgeahmte Form gab.

Die Zukunft. IX, 37. Das Verständnis und die Verehrung für Eduard Mörike sind, wie Harry Mayne in einer Charakteristik des Dichters ausführt, neuerdings erfreulich gewachsen, seine Gemeinde vermehrt sich zusehends; mit den Tönen eines Schumann, Franz, Brahms, Hugo Wolf werden seine Verse überall gesungen, das deutsche Volk besinnt sich auf sich selbst und beginnt ihn seinen Lieblingen zuzuzählen. Dennoch: „Populär im weiteren Sinne wird Mörike nie werden; dazu ist er zu tief und zu fein. Populär war Bodenstedt einmal und Geibel, der Mann der hundert Auflagen, und diesen heute wenig gekannter Lyrik der Forscher mühsam die spärlichen Goldkörner herausfucht. Die große Masse hält es mit den Dichtern, die ihr die Poesie so mundgerecht machen, daß sie sie gedankenlos hinunterschlürfen kann. Mörike aber gehört zu den echten Poeten, die bei ihren Lesern etwas voraussetzen, die sie zu Mitarbeitern machen an dem Gedicht. Bei ihnen geht das Poetische nicht restlos auf in der Form, sondern es bleibt ein geheimnisvolles Etwas übrig, das der Genießende in phantasievoller Einfühlung selbst derarbeiten muß." — Unter dem Titel „Sittengeschichtliche Parallelen" weist Professor D. Dr. Heinrich Gelzer (Nr. 40) auf die Thatsache hin, daß die von den Kirchenvätern Tatian, Tertullian u. a. zu ihrer Zeit vertretene Anschauung, das Theater sei nur der Schauplatz der Lüge, die Schauspielkunst nur verlogene Heuchelei, mit ganz ähnlichen Gedankenreihen in Edouard Paillerons 1886 gehaltener akademischer Antrittsrede wiederkehre; nur daß der moderne Franzose andere Folgerungen daraus zieht, als die urchristlichen Schriftsteller. — In der vorangehenden Nummer spricht Lady Blennerhassett eingehend und anerkennend über das Werk „Mutterschaft und geistige Arbeit" von Adele Gerhard und Helene Simon (Berlin, Georg Reimer). Es wird darin u. a. des Versuches einer kleinen Minorität von Frauen gedacht, sich dem Dilemma zwischen Mutterschaft und Beruf dadurch zu entziehen, daß sie auf eine legitime Ehe überhaupt verzichten und sich mit dem Besitze des Kindes zufrieden geben. Dazu bemerkt Lady Blennerhassett: „Inbezug auf den Bruch der Frau mit Sitte und Gesetz, auch in solchen Fällen, wo der religiöse Konflikt für sie ausgeschlossen bleibt, spricht beredter als jede Fiktion das Verhalten einer der überlegensten Frauen, die das Unglück hatte, durch eine solche Erfahrung zu gehen. George Eliot — so erzählte mir selbst eine Freundin, Mrs. G., die sie genau kannte — litt so schwer unter dem Drucke ihres durch die Umstände in den Augen Vieler zwar entschuldbaren, aber immerhin ganz illegalen Verhältnisses zu Mr. Lewes, daß sie, auf der Höhe ihres Ruhmes, sich nicht entschließen konnte, in London allein über die Straße zu gehen."

„Die wahre Schmach des Jahrhunderts." [Betrachtungen über die Jenius.] Von Volker zu Alzey (Neue Bahnen, Wien, I, 9, 10, 11).

„Allen Keys neue Essais." Von D. Bach (Neue Zeit, Stuttgart; XIX, 39).

„Bunte Bühne." Von Richard Batka (Kunstwart, XIV, 18). Sucht nach den Gründen für den Erfolg des „Ueberbrettls" und findet ihn in dem „Hang zum Kunstgenuß in kleinen Dosen", der sich „bei dem besseren Teil des Publikums einfach als Rückschlagserscheinung gegen die Zumutungen, welche die moderne Bühne an die Nerven, die Aufmerksamkeit und geistige Mitarbeit des Hörers stellt", erkläre.

„Henry David Thoreau." Von Friedrich Binde (Ernstes Wollen, III, 43, 44). Giebt eine Skizze der Lebensanschauung des amerikanischen Denkers, den man mit Ruskin, Emerson, Tolstoi zusammennennt. Ueber seinen äußeren Lebensgang hatte in derselben Zeitschrift (33) Albert Weidner berichtet.

„Heinrich Bittrich (Deutsche Heimat, IV, 38).

„Englische Litteratur." Von Hermann Conrad (Preuß. Jahrb. Bd. 104, Heft 3). Bespricht u. a. die Biographie Daniel Defoes von Wilfred Whitten (bei Regan, Paul, Trench, Trübner & Co. in London erschienen) und die neue Walter Scott-Biographie von William Henry Hudson (London, Sands & Co.), die gegenüber der früheren Begeisterung für Scott seine Bedeutung sehr nüchtern einschätzt.

„Neueste Shakspere-Litteratur." Von Hermann Conrad (ebenda, Heft 4). Außer dem letzten Shakspere-Jahrbuch und Vischers Sh.-Vorträgen wird die erste amerikanische Sh.-Biographie von Hamilton Wright Mabie (New York, Macmillan, 1900) und ein Buch der Mrs. C. C. Stopes, „Shaksperes Familie" (London, Stack), das sich in ziemlich willkürlicher Weise mit Sh.'s Vorfahren beschäftigt.

„Aesthetik und Kunstwerk." Von Egon Diſſl (Kunstwart, XIV, 20). Wendet sich gegen die Ueberschätzung der Aesthetik

Digitized by Google

als der Wissenschaft, die die ganze Kunst umfasse. „Nicht moralische, nicht intellectuelle, nicht ästhetische Werte machen das Kunstwerk aus, sondern Werte aller drei Gattungen zusammen."

„Neue Bücher." Von Arthur Eloesser (Neue deutsche Rundschau, XII, 6). Uebersicht über die letzten Bücher von Marie Ebner, F. v. Saar, J. J. David, Emil Strauß, Arthur Schnitzler, Lou Andreas-Salomé, C. Brachvogel, Clara Viebig, D'Annunzio und Gorki.

„Der Dichter vor dem Ehrengericht." [Der fall Schnitzler.] Von W. Fred (Die Nation; XVIII, 39).

„Björnson contra Ibsen." Von Kurt Walter Goldschmidt (Der Osten, Breslau; I, 7). Björnsons „Laboremus" mutet wie eine absichtliche Polemik gegen Ibsens „Rosmersholm" und „Wenn wir Toten erwachen" an; jedenfalls giebt es „Ibsen-Probleme durch Björnsons Temperament gesehen", und Björnson hat sich damit auf ein ihm fremdes Gebiet begeben, d. h. er ist „rettungslos entgleist". (S. auch oben „Die Gesellschaft" und „Die Zeit".)

„La théorie du mensonge dans Ibsen." Von L. B. Haupter (Deutsch-französische Rundschau, Goslar; Nr. 53).

„George Sand." Von L. Kaufcher (Internat. Litt.-Ber., VIII, 13, 14).

„Wilhelm Heinrich Riehl." Von Laura Koepp (Nassovia, Zschr. f. nassauische Gesch. und Heimatkunde, Wiesbaden; 1901, Nr. 11—13).

„Gerhard von Amyntor." Von Dr. Adolf Kohut (Internat. Litt.-Ber., VIII, 4).

„Franz Eichert." Von W. Kreiten S. J. (Stimm. aus Maria-Laach, Katholische Blätter, LXI, 1). Eine sehr eingehende Würdigung des Lyrikers Franz Eichert (vgl. LE II, 498; III, 966) im Anschluß an dessen letztes Gedichtbuch „Höhenfeuer" (Stuttgart, Joh. Roth) und mit Polemik gegen einen Artikel der münchener Litt. Warte", in der Eichert als „moderner" katholischer Lyriker gegen die „Kunstorthodoxen älterer Richtung" ausgespielt worden war.

„Robert Schweichel." Von Ernst Kreowski (Südd. Postillon, München; XX, 14).

„Eine Sebstin' lon 18. Jahrhundert." (Juliane v. Krüdener.) Von Moritz Necker (Die Gartenlaube, 1901; 27, 28).

„Ueber Goethes Paläophron und Neoterpe." Von Dr. Arthur Petak (Chron. d. Wien. Goethe-Ver., XV, 5—6).

„Detlev v. Liliencron." Von Kurt Piper (Neue Bahnen, Wien; I, 12).

„Kalewipoeg. Das esthnische Nationalepos." Von Franz Sandvoß (Preuß. Jahrb. Bd. 104, Heft 3). Bespricht die neue deutsche Ausgabe von F. Löwe, auf die wir noch zu sprechen kommen.

„Moderne Litteratur und Katholizismus in Frankreich." Von Paul Sauveur (Litterar. Warte, München; II, 8).

„Das jüdische Theater." Von Fabius Schach (Ost und West, I, 5). Begründer des jüdischen Theaters war Abraham Goldfaden, ein beliebter Coupletsänger in Bukarest, der 1877 eine Art Possen- und Operettenbühne ins Leben rief und damit in Rußland Furore machte. Ihm ahmten andere Unternehmer nach, bis die russische Regierung die jüdischen Theater verbot und deren Personal sich zur Auswanderung nach Amerika genötigt sah. Gegenwärtig giebt es zwei solcher Theater in New York, die auf einer künstlerisch sehr niedrigen Stufe stehen, einige in England, je eines in Venedig und Budapest.

„Goethe und das Altertum." Von Dr. Ferdinand Jacob Schmidt (Preuß. Jahrb. Bd. 105, Heft 1).

„Neuere niederdeutsche Litteratur." Von Ludwig Schröder (Niedersachsen, VI, 19). Bespricht plattdeutsche Dichtungen und Schriften von Joh. Meyer, Jos. Hinrich Fehrs, Paul Trede, Theodor Piening, Joachim Mähl, Angelius Beurhien.

„Die bernsteinische Bibliothek." Von B. W. Segel (Ost und West; I, 5). Die Bibliothek des Privatmannes Ignaz Bernstein in Warschau, deren Katalog kürzlich in 2 starken Bänden, erschienen ist, besteht aus 4761 Werken (nicht Bänden), die ausschließlich Sprach- und Sprichwörtersammlungen in 161 verschiedenen Sprachen umfassen.

„Herman Grimm." Von Rudolf Steiner (Mag. f. Litt.; 70, 27).

„Ein Sänger des Deutschtums im Elsaß." [Fritz Lienhard.] Von Heinrich Tewele, Straßburg i. E. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr., XV, 6).

„Auch eine Anthologie." [Th. v. Sosnosky.] Von Leopold Weber (Kunstwart XIV, 19). Scharfe Verurteilung der auch in Carl Busses Artikel „Ueber Anthologieen" (LE III, Heft 14) abgefertigten Anthologie Sosnoskys.

„Soziale Kunst im Ghetto." Von Theodor Zlocisti (Ost und West; I, 6). Behandelt den jüdischen Dialekt- und Volksdichter Morris Rojenfeld in New York.

„Die bulgarische Volksdichtung." (Der Orient, Berlin; IV, 1, 2).

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Am 27. Mai fand zu Paris im Hôtel des Sociétés savantes unter dem Vorsitze von Léon Dierx der dritte Kongreß französischer Dichter statt. Es wurden mehrere Ansprachen gehalten, viel disputiert, aber zu eigentlichen Verhandlungen kam es nicht. Als am Nachmittag der Skandal zu groß wurde, verließ Dierx den Saal, und Catulle Mendès übernahm die Leitung der Debatte, ohne in den entbrannten Streit über den klassischen und „freien" Vers einige Ordnung bringen zu können. Vielleicht hätte man sich begnügen sollen, Gedichtproben vorzutragen, um auf diese Weise den theoretischen Wortstreit in ein höheres Gebiet zu erheben. Damit wäre dieser moderne, utilitaristische Kongreß den früheren „cours d'amour" der Provence näher gekommen, und der hübsche Vergleich, den Ernest Gaubert (in der „Revue Universelle", 22. Juni) mit den Meistersinger-Versammlungen anstellt, hätte einigen Anschein von Wirklichkeit erhalten. Am meisten bemerkt wurde, daß mehrere gerade der talentvollsten Dichter des jungen Frankreich sich von diesem „congrès des poètes" fern hielten. Sie ziehen es wohl vor, im Schatten zu leben, und sich nur in ihren Werken der Oeffentlichkeit zu zeigen. So haben gerade die letzten Wochen mehrere wertvolle Gedichtsammlungen auf den Markt gebracht. Die Gräfin Mathieu de Noailles (geborene Prinzessin Anna Brancovan) veröffentlicht bei Calman Lévy einen Band prachtvoller Rhythmen unter dem Titel „Le cœur innombrable". Jacques Bontadès im „Figaro" und Gaston Deschamps im „Temps" haben ihr längere Besprechungen gewidmet. Von Charles Guérin, dem jungen Lothringer, erschien „Le semeur de Cendres", von Francis Jammes „Le Deuil des Primevères". Pierre Quillard vergleicht beide Talente in einem Leitartikel des „Mercure de France" (Juli), und François Coppée empfiehlt Guérin den Lesern des „Gaulois". Unter den „jüngsten" ist er sicher der talentvollste. Er hat der alten Form des Alexandriners eine unglaubliche Geschmeidigkeit gegeben und versteht es, seine tiefe Melancholie in einfach menschliche Formen einzukleiden.

In einem früheren Werke „L'Art d'écrire" hatte uns Antoine Albalat „die Prinzipien der „Kunst des Schreibens" gezeigt, und wie die Anwendung dieser Prinzipien das individuelle Talent erzeugen und entwickeln können". Jetzt deutet er in einem neuen Buche „La formation du style par l'assimilation des auteurs" (bei Armand Colin) auf die Kunst des Lesens hin, d. h. die Kunst, die großen Schriftsteller zu studieren, um sich einen persönlichen Stil zu bilden. Albalats Bücher haben den Vorzug, daß sie dem verständnisvollen Leser die Augen öffnen und ihn auf immer davon bewahren, in Banalitäten und Stil-Klischés zu schreiben. Auch dem Ausländer können sie gute Anleitungen zur Beurteilung französischer Schriftsteller geben, indem sie ihn in die Geheimnisse des Schriftstellerhandwerks einweihen. — Der Verlag der „Revue Blanche" veröffentlicht ein Buch, das besonders in Deutschland ein reges Interesse erwecken wird. Es nennt sich „Neue Gespräche Goethes mit Eckermann, 1897—1900". Der anonyme Verfasser ist ein junger Auditeur des Conseil d'Etat, dem wir eine gute Schrift über die Sozialistenkongresse verdanken (vgl. oben Sp. 1483). Goethe wird darin als Beobachter und Beurteiler des heutigen Frankreich gedacht, und es wird seinen Gesprächen ein solcher Anstrich der Wirklichkeit gegeben, daß sie vollkommen dem Tone des richtigen Eckermann entsprechen. Ob Goethe freilich sich just nach der sozialistischen und humanitären Seite entwickelt hätte, wie dies der geistreiche Verfasser voraussetzt, ist eine Frage für sich.

Digitized by Google

Wie alljährlich um diese Zeit ist der Büchermarkt mit belletristischen Novitäten überflutet. Die Verleger beeilen sich, vor der großen Ferien- und Reisezeit ihre neuen Romane auf den Markt zu bringen. Je leichter und frivoler die Ware ist, um so sicherer findet sie Absatz. Ich nenne einstweilen unter den neuen Werken bekannter Autoren: „Mademoiselle Annette“ von Edouard Rod, eine Fortsetzung der „Roches Blanches“ (bei Perrin), „Un brasseur d'affaires“ von Georges Ohnet (bei Ollendorff) und „Les Aventures du Roi Pausole“ von Pierre Louys (bei Fasquelle).

Eine interessante Figur ist der kürzlich verstorbene Louis Ménard, dem Philippe Berthelot in der „Revue de Paris“ (1. Juni) eine längere Studie widmet. Er war der letzte Zeuge aus der großen zweiten romantischen Periode der Vierzigerjahre, hatte Baudelaire intim gekannt und liebte es, Anekdoten über den genialen Dichter zu erzählen. Ménard war Chemiker, Maler und Dichter. Seine „Rêveries d'un païen mystique“ sind ein klassisches Werk geworden. In den letzten Jahren hatte der pariser Municipalrat für ihn eine Professur der vergleichenden Religionsgeschichte begründet. — Das gleiche Heft der „Revue de Paris“ enthält einen Aufsatz von Ernest Lavisse über die „neue Erziehung“. Im folgenden Hefte (15. Juni) giebt Judith Gautier chinesische Gedichte, das erste Juli-Heft bringt Ungedrucktes von Ernst Renan über Turgot und einen Aufsatz von Maurice Muret über Soeren Kierkegaard.

In der „Revue des Revues“ (15. Juni) veröffentlicht Eugène Montfort eine Umfrage über die sozialen, politischen und religiösen Tendenzen der jetzigen französischen Jugend. — Ueber unbekannte Anfänge von Emile Zola spricht Henri d'Alméras im gleichen Hefte. Danach bestand Zolas litterarisches Debüt in einer Lamartine und Musset kopierenden Dichtung „Doute“. Sie erschien 1861 in einer kleinen Revue „Travail“, zu deren Redakteuren Georges Clémenceau gehörte. Kurz danach trat Zola als kleiner Angestellter in das Verlagshaus Hachette ein. Erst 1864 gelang es ihm, für sein erstes Novellenbuch („Contes à Ninon“) in Albert Lacroix einen Verleger zu finden, der sein Talent erkannte. — Es folgen noch ungedruckte Fragmente aus dem Tagebuche von Marie Bashkirtseff. — Einen 20 Seiten langen Essai über „Das Kind im modernen französischen Roman“ steuert in der selben Revue (1. Juli) M.-A. Leblond bei, indem er die verschiedenen Kindertypen aus den Romanen von Daudet, Zola, Maupassant, Mirbeau, Ajalbert, Prévost, Bourget, Guy, Willy, Renard, France, Loti, Adam, Berne, Margueritte, Rosny Revue passieren läßt. — J. W. Bienstock berichtet über eine Kolonie von Tolstoianern in England, an deren Spitze der bekannte Verlagsvertreter Tolstois, Wladimir Tschertkow, ein Schwager von Leo Tolstoi jun. und der frühere Chef eines Verlagshauses in Moskau, steht. Tschertkow und seine mitthätige Gemahlin sind noch jetzt die einzigen geschäftlichen Vertreter des Grafen für das Ausland. Ihr Wohnsitz ist Christchurch bei Bournemouth; um sie hat sich eine kleine Kolonie von Tolstoianern zu einer Art Gemeinde geschart, von denen ein Teil in der Druckerei, ein anderer wirtschaftlich beschäftigt ist. — Eine Uebersicht über neue deutsche Litteratur im selben Heft bespricht Max Nordaus Essaiband „Zeitgenössische Franzosen“, Bruno Willes „Offenbarungen des Wachholderbaums“ (Leipzig, E. Diederichs), die Werke von Carl Hauptmann und Kurt Geuckes Tragödie „Sebastian“. — Das Juniheft des „Mercure de France“ druckt einen gehässigen Artikel von Léon Bloy über Johannes Joergensen und die katholische Bewegung in Dänemark ab. Im Juliheft schreibt Pierre Lasserre über den „germanischen Geist“. — Die „Revue Universelle“ widmet ein ganzes Heft (6. Juli) den verschiedenen Volksschauspielen der französischen Provinzen. Das Heft ist reich illustriert und enthält wertvolles Material. — Jacques Morland giebt in „L'Ermitage“ (Juli) eine frisch geschriebene Studie über Franz Grillparzer.

Paris. *Henri Albert.*

Italienischer Brief.

Schon C. Steiner in seinem 1891 erschienenen Buche „Cristoforo Colombo nella poesia epica italiana“ hat die erstaunliche Dürftigkeit, um nicht zu sagen, der beinahe vollkommenen Mangel älterer dichterischer Erzeugnisse, die sich mit dem großen Genueser beschäftigen, beklagt und darauf hingewiesen, daß erst die spanischen Eroberer seinen Ruhm in Italien verbreitet haben. G. Bianchini in seinem 1893 veröffentlichten, ganz ähnlich betitelten Buche glaubt sogar behaupten zu können, daß das ganze 16. Jahrhundert keine einzige Dichtung zum Lobe des Columbus hervorgebracht habe. Vittorio Cian teilt jetzt in der „Nuova Antologia“ (1. Juli) ein Sonett mit, das bei aller Gedankenarmut und Gezwungenheit doch beweist, daß das 16. Jahrhundert und die Italiener die obigen Vorwürfe nicht ganz verdienen. Das Sonett befindet sich in der Bibliothek von Parma unter anderen unveröffentlichten, die berühmten Zeitgenossen des Verfassers — Michelangelo, Tizian, Bembo, Vittoria Colonna, G. Contarini u. a. — gewidmet sind; der Verfasser ist der bisher nicht als Dichter bekannte bolognesische Prälat und Litterarhistoriker Lodovico Beccadelli, der Biograph Bembos und geschätzte Erforscher Petrarcas. Die Abfassung setzt Cian in die Jahre zwischen 1530 und 1550. Nicht lange nachher verherrlichte der Mantuaner Ippolito Capilupi den Entdecker Amerikas in einigen Distichen, deren Anfang lautet: „O Ligur, Italiae decus et lux certa, Columbe“. Immerhin bleibt das befremdende Mißverhältnis zwischen der gewaltigen That des Genuesen und der spärlichen und unbedeutenden dichterischen Produktion, die sie hervorrief, bestehen. — In derselben Nummer der „Nuova Antologia“ giebt E. Checchi eine kurze Uebersicht der italienischen Theaterdichtung in den letzten fünfzig Jahren — von Paolo Ferrari, Vincenzo Martini und Gherardi Del Testa bis auf Bracco, Giacosa und D'Annunzio. — G. Mestica beschäftigt sich mit der Deutung der Hauptpersonen in den „Paralipomeni“ Leopardis, dem er das Zeugnis größen bürgerlichen Mutes ausstellt, weil er in seinem komischen Heldengedicht unter durchsichtiger Maske in dem „Camminatorte“ den Fürsten Metternich, im „Re Senzacapo“ den Kaiser Franz darzustellen wagte.

Die großen Erfolge, die die Werke und Vorträge einiger mundartlicher Dichter in neuester Zeit gehabt haben, sind Anlaß zu einer lebhaften Erörterung der Berechtigung und des Nutzens einer Verwendung des Dialektes im modernen Roman geworden. Als Hauptargumente dafür werden die größere „Wahrheit“ und Natürlichkeit der Charakteristik und des Ausdrucks, sowie der Reichtum, die Frische und erneuernde Kraft der Volkssprache, als Argumente dagegen die Beeinträchtigung des nationalen Einheitsgefühls und die Verzögerung einer allgemeinen Annahme und Vervollkommnung der Schriftsprache ins Feld geführt. Fogazzaros „Piccolo mondo moderno“ muß Waffen für beide Parteien hergeben. A. Albertazzi (in „Flegrea“, 20. Juni) bezeichnet es als kurios, „daß derjenige Romanschriftsteller, der von Anbeginn den Ausartungen des Naturalismus am kräftigsten entgegengetreten schien, in seiner Sprache am stärksten der naturalistischen Sucht huldigte, Symbole für die Wahrheit zu finden“. Er findet, daß Fogazzaro in seinen Gestaltenschöpfungen die Farben etwas zu stark auftrage, aus dem Dialekt ein Werkzeug der Karikatur mache und durch zu viel „Milieu“ und Lokalton in ein Uebermaß von äußerlichem Berismus verfalle. Nach der Ansicht des Kritikers liegt mehr Kunst und mehr Verdienst darin, lebendige, naturwahre Gestalten ohne Anwendung des Dialekts zu schaffen.

Einem „ewig jungen Dichter“, Mario Rapisardi, von dem im vorigen Jahre eine Art autobiographischer und apologistischer Dichtung „L'impenitente“ und soeben eine tief pessimistische philosophische Dichtung „L'avvoltojo“, sowie eine Ode auf Tolstoi erschienen sind, ist eine Betrachtung in der „Rivista popolare“

Digitized by Google

(30. Mai) gewidmet. Der Verfasser, Tomaselli, geht in überschwänglicher Bewunderung soweit, Ravisardi in der Seelenkunde noch über Leopardi und als dichterischen Interpreten der Zeit neben Dante zu stellen.

Neue Romane sind erschienen von Luigi Capuana, Giulio Bechi („Miles"), G. B. Biauchi, Remigio Zena, Jacopo Turco u. a. Capuanas „Il Marchese di Roccaverdina" ist die äußerst aufregende, durch einen spiritistischen Einschlag noch packender gemachte Geschichte eines vornehmen Verbrechers, den Gewissensbisse und Furcht wahnsinnig machen und umbringen. Ein gewalttätiger sizilianischer Schlossherr, der Erbe unbändiger, tyrannischer und genußsüchtiger Barone, findet es bequem, die hübsche Magd, die ihm nichts versagen darf, dem ergebensten seiner Beamten zur Frau zu geben, der sich verpflichten muß . . . nicht ihr Mann zu sein. Als er argwöhnt, daß der infame Pakt nicht eingehalten werde, schießt er den Untergebenen bei Nachtzeit nieder. Der Verdacht fällt auf einen armen Teufel, der verurteilt wird und im Zuchthause stirbt. Aber der Täter hat nicht mit dem eigenen Innern gerechnet. Seine Furcht, trotz allem noch entdeckt zu werden oder sich zu verraten, wird immer neu angefacht durch einen Advokaten, der überzeugt ist, mit den Geistern in Verbindung zu stehen und eines Tages von dem Ermordeten auch den Namen des wahren Mörders zu erfahren. Zahlreiche scharf gezeichnete Nebenfiguren und die farbenreichen Gemälde der Natur und des sozialen Lebens Siziliens machen das Buch zu einer fesselnden Lektüre. — Das Gleiche läßt sich von Zenos „L'apostolo" sagen, der die moderne römische Gesellschaft ungleich lebenswahrer zu schildern weiß, als es Zola in „Rome" vermocht hat, wenngleich sein Held, der junge katholische Asket Marco Cybo, der eine große Familienähnlichkeit mit Fogazzaros Piero Maironi besitzt, uns ebenso wie dieser im Zweifel darüber läßt, aus welchen tiefsten Beweggründen er die schöne liebende Gegnerin lieber flieht als zu bekehren sucht. — G. Bechis „La saga dell'amore" ist eine Folge von leichten, lebensvollen und farbigen Szenen des italienischen Familienlebens, in denen mit frischer Begeisterung mehr als eine Lanze für die echte, selbstlose, gesunde Liebe und gegen die schnöde Jagd nach dem Gatten und dem Geldsack gebrochen wird. — G. B. Bianchi hat für seinen Roman „Primo Maggio" (der 1. Mai) den Titel eines Buches gewählt, das man seit langem vergebens von E. De Amicis erwartet hatte. Die Erzählung baut sich auf den krassen sozialen Gegensätzen in einem oberitalienischen ländlichen Ausstandsgebiete auf. Die Tochter des stolzen Gutsherrn giebt alles auf, um dem hochherzigen sozialistischen Apostel zu folgen und sich den Elenden und Gedrückten zu widmen. — Jacopo Turcos „Fede" ist die Geschichte eines Mädchens, das die Liebe zu einem vor der Welt als ihr leiblicher Bruder geltenden Adoptivbruder, dem sie sich mit schwesterlicher Hingebung widmet, verbirgt, bis ihr Geheimnis offenbar wird und ihr ein, bald durch den Tod zerstörtes Glück erblüht.

Ebensoviel Verständnis für die Natur wie für das menschliche Herz und die sozialen Widersprüche zeigt unter der nicht geringen Zahl ganz moderner Lyriker L. Pirandella in seinen Naturdichtungen „Zampogna". In vielen herrscht ein schwermütiger Grundzug; manche der ländlichen Sittenschilderungen und ergreifenden Gestalten wird man nicht leicht vergessen. — Mit Kunst und tiefem Gefühl behandelt auch D. Tumiati in seinen „Emigranti" die Tragödien des Lebens der niederen, besonders der ländlichen Klassen, und warme Begeisterung für das Hohe, Edle, Schöne neben kraftvollem Lebensgefühl und Verständnis für das Poetische und Bleibende in Tagesvorgängen zeigt N. Pantini in seinen „Canti", in denen das politische Ideal Silvio Spaventas ebenso tief und klar erfaßt ist, wie das Dramatische im Leben der Gräfin Castiglione.

Ein neues Schauspiel von G. Antona-Traversi ist am 4. Juli im hiesigen Costanzitheater zum ersten Male aufgeführt worden. Es behandelt die Frage nach der Möglichkeit der reinen Freundschaft zwischen einer jungen, schönen, lebhaft fühlenden Frau und einem ausgezeichneten Manne. Der von erfolgreichen Forschungsreisen zurückgekehrte Ugo Santorri lebt in der Villa seines Busenfreundes, des Grafen Giorgio Delfiore in der Brianza, der seine Frau sehr viel allein läßt und erst durch die médisance der aristokratischen Nachbarschaft darauf aufmerksam gemacht werden muß, daß die rasch geschlossene Freundschaft zwischen der schönen, unbefriedigten Dina und dem Hausfreunde der einige Gefahren berge. Auch die beiden grundlosen Verdächtigten gewahren endlich, daß die Ehre ihnen gebiete, zu scheiden, ehe es zu spät sei, und Ugo geht auf Nimmerwiedersehen, nicht ohne der Dame ein feuriges Bekenntnis abgelegt zu haben. Was nachher wird, sagt uns der Dichter nicht. Vielleicht leidet von den Dreien der Unschuldigste am meisten.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Holländischer Brief.

Die von der Stadt Mainz zur Gutenbergfeier herausgegebene Festschrift hat L. Enschedé veranlaßt, die Streitfrage über die eigentliche Heimat der Buchdruckerkunst wieder einmal zu Gunsten seines Vaterlandes zu entscheiden (Technisch Onderzoek naar de Uitvinding van de Boekdrukkunst, Haarlem, 1901. De Erven F. Bohn.) Für ihn ist die Frage, die von den Deutschen vom Boden der Thatsachen in das Gebiet des blinden Glaubens verpflanzt worden sei, bis heute nicht entschieden. Ein sicheres Ergebnis lasse sich nicht sowohl aus der Prüfung der unzureichenden Quellenüberlieferung, als vielmehr aus der technischen Untersuchung der ältesten holländischen Drucke ergieten; bei einer solchen aber habe sich ihm als ganz zweifellos ergeben, daß diese nicht erst aus der Zeit stammen könnten, da die Erfindung von Mainz her nach den Niederlanden gedrungen sei: eine Bestätigung der Angabe der kölner Chronik vom Jahre 1490, daß schon vor Gutenberg in Holland der Donat gedruckt worden sei und von hier aus die neue Kunst ihren Anfang genommen habe.

Lebhaftes Interesse hat sich neuerdings auch hier der Frage der Gründung von Volksbibliotheken und Volkslesehallen zugewendet. J. van Heuffel berichtet über die Versuche, die auf holländischem Boden, besonders von Seiten der berühmten Gesellschaft Tot nut van't Algemeen gemacht worden sind (Vragen des tijds; Juli-August), und T. J. De Boer schildert an der Hand des Buches von Dr. Ernst Schultze („Freie öffentliche Bibliotheken", s. unten Sp. 1508) die Leistungen, die Nord-Amerika, England und Deutschland auf diesem Gebiete aufzuweisen haben, macht Vorschläge über die Gründung von Lesehallen in den Niederlanden und empfiehlt eine besondere Pflege und Berücksichtigung der Belletristik (Gids; Juni). — Dem Kongreß für vergleichende Litteraturgeschichte, der während der Weltausstellung in Paris tagte, widmet im Anschluß an seine Untersuchungen über die Wissenschaft der modernen Litteratur (vgl. Sp. 1066) A. G. van Hamel einen interessanten Bericht (Gids; Juli).

Auf dem Gebiete der holländischen Litteraturgeschichte ist neuerdings eine regere Thätigkeit unverkennbar. Am wichtigsten ist von neueren Veröffentlichungen die nunmehr in Buchform erschienene Studie, die G. Kalff, Professor in Utrecht, dem „Vater" Cats gewidmet hat („Jacob Cats"; Haarlem, 1901, H. D. Tjeenk, Willink en Zoon). Cats, der Schöpfer manches geflügelten Wortes, gehört dem 17. Jahrhundert an, besitzt aber als Dichter von immenser Popularität, dessen Werke noch im neunzehnten Jahrhundert viele Auflagen erlebt haben, in der Litteratur Hollands große Bedeutung. Kalff skizziert das Leben des Dichters, analysiert seine Werke und giebt schließlich ein Gesamtbild und eine Gesamtwertung von Cats dichterischer Persönlichkeit: keine eben hohe Einschätzung des Mannes, von dem gesagt wird,

Digitized by Google

er habe hauptsächlich dazu beigetragen, das litterarische Leben Hollands für lange Zeit auf niedrigem Niveau zu halten. — Einem Zeitgenossen des Dichters, der heute fast vergessen ist, obschon ihn der Verfasser in mancher Hinsicht höher stellt, als Cats, Simon van Beaumont (1574—1654), widmet J. Eysten eine Skizze (Tijdspiegel: Juni). Eine Fortsetzung seiner wertvollen Studien über Vondel liefert J. Koopmans (Taal en Letteren, Heft 6).

Eingehend beschäftigt sich Augusta de Wit mit Clara Biebig, indem sie eine getreue Nacherzählung von einzelnen ihrer Romane liefert und ihre innerhalb weniger Jahre sich vollziehende Entwicklung zur Meisterschaft liebevoll darstellt (Nieuwe Rotterd. Courant, 23. bis 29. Juni). — Als flotte Nacherzählung der bekanntesten französischen Romane der letzten Jahre darf ein Buch Jan ten Brinks*) bezeichnet werden: „De roorzaamste francsche Romans der vijf laatste jaren“ (Amsterdam, 1901, N. J. Boon). — Tief- und feinsinnig erfaßt dagegen der Theologe Chantepie de la Saussaye die Eigenart der englischen Schriftstellerin Humphry Ward und ihres jüngsten Romans „Eleanor“, freilich nicht ohne Einseitigkeit und nicht ohne Spitzen gegen die Verfechter der Theorie des l'art pour l'art (Onze Eeuw, Juni: vgl. Sp. 410 u. 1283). — Die bedeutendste kritische Kundgebung ist, wie stets, L. van Deyssel zu verdanken (Tweemaand. Tijdschr., Juli; vgl. Sp. 199). Es sind Aphorismen zu Maeterlinck, Stendhal, Rousseau, zu Goethes „Dichtung und Wahrheit“ u. a. von einer Unabhängigkeit des Urteils, einer Schärfe der Wahrnehmung und einer Sicherheit des Ausdrucks, daß sie jeder Litteratur zur Zierde gereichen würden. Man möchte nur wünschen, daß diese Beiträge einer analytisch experimentellen Aesthetik sich noch einmal zu einem System erweitern möchten, zu welcher Aufgabe mir L. van Deyssel, der ja auch eine starke didaktische Ader mitbringt, berufen zu sein scheint.

Ueber die holländische Belletristik der verflossenen Jahre orientiert J. van der Oude in der Sammlung seiner Kritiken, die zuerst in dem verbreitetsten niederländischen Blatt, „Het Nieuws van den Dag“, erschienen sind („Litterarische Interludien, 2e bundel“: Leiden, 1901; S. C. van Doesburgh). Seitdem sind freilich wiederum zahlreiche Neuerscheinungen, auch solche von den angesehensten und gefeiertsten Autoren, auf dem Büchermarkt erschienen. Besonders wurde der „Haager Roman“ gepflegt, über den J. N. van Hall orientiert (Gids: März); es handelt sich dabei um eine Gattung von Erzählungen, deren Typen auf holländischem Boden gerade in jener Stadt der Ministerialbeamten, der indischen Nabobs und der Aristokraten mehr als anderswo begegnen mögen. So schildert Marcellus Emants in seinem Roman „In rijding“ (’s Gravenhage 1901, Haagsche Boekhandel en Uitgeversmaatschappij) ein Stück haager Leben, und zwar das Debut des jungen Juristen Theodor van Ondenwaarden, der in der vornehmen Welt Karrière machen will und auch ganz der Mann dazu ist. Im Mittelpunkt der Geschichte steht das Verhältnis des jungen Mannes zu Tonia, die er von einem seiner Freunde übernommen hat; das Ganze ist von tiefster Wirkung, die aber nicht durch die alltägliche Handlung und ihren Abschluß mit dem Tode der Tonia hervorgerufen wird, sondern durch die feine psychologische Kunst und das Erzählertalent des Verfassers. — Gleichfalls ein psychologischer, oder streng genommen ein psychologisch-pathologischer und zugleich ein indisch-europäischer Roman, der die Einwirkung des indischen Lebens auf den Europäer im Geiste der „Stillen Kraft“ zeichnet (vgl. Sp. 410), ist eine Erzählung von Henri Borel: „Het Recht der Liefde“ (Amsterdam, 1901, P. N. van Kampen en Zoon); es ist die Geschichte der Ehe und Liebe eines holländischen Paares, die unter dem Einfluß Indiens in die Brüche zu gehen droht, bis die junge, von ihrem Mann vernachlässigte Frau, die unter dem Klima leidet, hinauf in die Berge muß, dort mit einem höflichen Engländer einen Flirt beginnt und erst nach schwerer und lebensgefährlicher Nervenkrisis an der Seite ihres nunmehr aus seiner Erschlaffung zur Besinnung kommenden Gatten ihren Frieden findet. — Drei Erzählungen, Geschichten vom Sterben, hat J. de Meester unter dem Titel „Deemoed“ zusammengestellt (Amsterdam, 1901, L. v. van Looy): sie verdienen, scheint mir, das große Lob, das W. Kloos ihnen spendet (Nieuwe Gids, Juni).

Amsterdam. *Max Conrat.*

*) Starb dieser Tage in Leyden. S. Nachrichten. D. Red.

Kurze Anzeigen

Auslandsdramen in deutscher Sprache.

Von **Kurt Aram** (Frankfurt a. M.)

1. Boubouroche. Tragische Possen von Georges Courteline, übersetzt von Siegfried Trebitsch. Wien, Wiener Verlag, 1901. 121 S. 2 Mk.
2. Tragödien der Seele. Schauspiel in drei Akten von Roberto Bracco, deutsch von Otto Eisenschitz. Wien, Wiener Verlag, 1901. 105 S. 2 Mk.
3. Der böse Blick (Malocchio). Schauspiel in vier Aufzügen von Gerolamo Enrico Nani, übersetzt von Eduard Wüst. Lahr i. B., Otto Schauenburg & Co., 1900. 75 S.
4. Die Liebe wacht. Lustspiel in zwei Akten von Cleon Rangabé, übersetzt von E. und F. Birnbd. Berlin, L. G. Schrecker, 1900. 63 S.
5. Drei neupersische Lustspiele. Uebertragen und bearbeitet von P. Passarge, Halle, Otto Hendel. 102 S. 50 Pfg.
6. Die Parisertin. Komödie von Henry Becque. München, Albert Langen, 1901. 104 S.
7. Die tote Stadt. Eine Tragödie von Gabriele D'Annunzio, deutsch von Linda von Lützow. Berlin, S. Fischer, 1901. 200 S.

Georges Courtelines tragische Possen haben ja schon den Weg zur Bühne gefunden. Bei der Lektüre hatte ich den Eindruck, daß es witzige Possen sind, deren Tragik schwer zu finden ist. Selbst in „Boubouroche“ habe ich nichts Tragisches finden können, es müßte denn sein, daß ein gutmütiger dicker Tölpel eo ipso tragisch ist, wenn er sich überlölpeln läßt. Dagegen sind all die kleinen Sachen als Possen witzig und oft auch geistreich. „Der Herr Kommissär“ wäre sogar eine sehr wirksame Satire, wenn der übergroteske Schluß nicht verdürbe, was der geistreiche Anfang verspricht. Es sind lauter Sachen, um die der Simplicissimus die Franzosen beneiden kann.

Auch Roberto Braccos Schauspiel wurde schon aufgeführt. Es hat manche feine Einzelheiten, als Ganzes aber ist es wenig gelungen. Caterina liebt ihren Gatten Ludovico Nemi, hat sich aber doch einmal in einer schwachen Stunde dessen Freund Francesco Moretti hingegeben. Die Frucht dieser Stunde ist ein Kind. Das ergiebt allerhand seelische Komplikationen bei Mutter, Gatten und Hausfreund, die aber den Titel Tragödien der Seele nicht rechtfertigen, denn weder beruhen sie auf etwas Tragischem — nur auf sehr reeller Physik — noch entwickelt sich aus ihnen wirklich etwas Tragisches. Ja das ganze Stück wäre unmöglich ohne die Voraussetzung, daß der Gatte nichts davon weiß, daß das Kind nicht von ihm sein kann, während die Frau ganz genau weiß, daß es von dem Hausfreund sein muß. Sollte der Gatte nun wirklich in derlei so viel dümmer sein als die Gattin? Mir erscheint diese Voraussetzung unmöglich und deshalb das ganze Schauspiel spielerisch, ohne den Ernst, den auch das Schauspiel nicht entbehren kann. Das Werk giebt so feine Tragödien der Seele, sondern eine Komödie der Irrungen Ludovicos und einige Einblicke in den Zustand des geschlechtlichen Lebens Caterinas.

Digitized by Google

Ranis „Malocchio“ ist ein geschicktes, wirksames Theaterstück, das sich gegen den Aberglauben, insbesondere den vom bösen Blick, wendet. Die Tendenz wird auch bei uns verständlich sein, wo es ja auch noch mancherlei Aberglauben giebt. Aber oft genug setzt es die Kenntnis der Formen neapolitanischen Aberglaubens so sehr voraus, daß einem darin nicht bewanderten Publikum manches und nicht das Schlechteste bei einer Aufführung verloren gehen würde. Ein bedeutendes Kunstwerk ist es gewiß nicht, so sehr der Uebersetzer das auch meint, so viel dahingehende Aussprüche italienischer Größen er auch zitiert. Doch ein wirksames Tendenzstück ist ja auch etwas. Für die Theater im allgemeinen jedenfalls mehr als ein bedeutendes Kunstwerk.

Das Lustspiel von Cleon Rangabé „Die Liebe wacht“ ist sehr traurig, weil technisch und inhaltlich gar zu kindlich. Außer für Liebhabervorstellungen von Kriegervereinen u. s. w. dürfte es kaum zu verwenden sein. Aber auch hier kann es keine rechte Gegenliebe finden, weil das einzig Amüsante in diesem Lustspiel, die verstümmelten französischen Brocken, die der Diener Paul in Paris aufgeschnappt hat, einige Kenntnis des Französischen voraussetzt. Die Uebersetzung liefert ein Deutsch, das noch nicht den Ansprüchen einer höheren Tochter genügt, die sie an sich selbst stellen muß, wenn sie ins „Unreine“ übersetzt. Das Ganze: verlorene Liebesmüh.

Daneben wirken die drei neupersischen Lustspiele sehr amüsant. Sie enthalten wenigstens eine Reihe wirklich komischer Situationen und Charaktere. Die würden auch bei uns wirken. Technisch und psychologisch ist manches für Europäer allerdings gar zu einfältig. Ich glaube, es hätten sich noch wirksamere Lustspiele finden lassen. Während eines langen Aufenthaltes in Persien erstaunte ich immer wieder über den regen Witz und die schlagende Selbstironie dieser hoch begabten, aber dekadenten Menschen, womit sie sich z. B. die Mahlzeiten würzen, statt mit Alkohol. Die mißverständliche Anmerkung zu Seite 15 ändert der Uebersetzer wohl bei einer Neuherausgabe. Protestantische Perser giebt es nicht, wenn man die Perser auch oft im Kaukasus ähnlich nennen hört. Man kann sie höchstens nach Auschauung der Sunniten Ketzer nennen.

Von Henri Becques bekannter „Pariserin“ brauche ich nicht viel zu sagen. Sie steht ja allgemein in hoher Achtung. Da die Uebersetzung gut ist, sei diese Ausgabe empfohlen. Lesenswert ist auch das Vorwort von Gustave Geffroy in der deutschen Uebertragung. Was Becque einmal von Molière sagt, gilt auch von ihm: „Er wirft Charaktere auf die Bühne hin, und das sind jene Charaktere, die sich euch durch sich selbst erklären. Wodurch? Dadurch, daß sie leben.“ Ueber 16 Jahre sind seit der Veröffentlichung der „Pariserin“ vergangen, aber die Gestalten der Clotilde und ihres Gatten Du Mesnil werden noch lange leben. Und wie viel von dem Lächeln dans les petits coins, wie er es in einem seiner Sonette nennt, ist in diesem Drama! Und wie sympathisch der Mensch Becque, von dem Geffroy erzählt. Diese Verdeutschung ist einmal wirklich verdienstlich.

„Die tote Stadt“ D'Annunzios ist Mykene, die goldreiche, wie sie Homer nennt, der Herrschersitz der Atriden, der Lieblingshelden der antiken Tragiker. In der Nähe von Mykene leben Alessandro und seine Gattin Anna, dessen Freund Leonardo, der sich in den Staub der toten Stadt verwühlt, um die Königsgräber der Atriden zu finden, und dessen Schwester Bianca Maria. Zwischen ihnen spielt sich die Tragödie ab. „Ἔρως ἀνίατε μάχαν“. Dies Motto aus Sophokles deutet den Konflikt der Tragödie an. Alessandro liebt Bianca Maria und Leonardo, der Bruder, auch. Doch merkt man von dem Konflikt in den beiden ersten und längsten Akten so gut wie nichts. Sie sind durchaus episch. In ihnen huldigt D'Annunzio wie in seinen Romanen der Unart, mit badeferhafter Besissenheit seine Kenntnisse — diesmal der Antike — an den Leser und Hörer zu bringen. Es finden sich manche gar schöne, prächtige Bilder, aber auch viel Manieriertheit. Auffallend ist auch, daß die drei Personen gar nicht individualisiert sind. Alle drei sind nur der eine D'Annunzio. Doch wird das Absicht sein. Denn offenbar wollte der romanische Romantiker D'Annunzio uns in diesem Drama eine Tragödie nach Art der Antiken schenken. Auch waltet Homers Moira sichtlich über den Dreien. Aber wenn man einmal von der Kunst des Insichgesehens absieht, worin der Romane D'Annunzio Meister ist, wenn man einmal das Bewegliche, das in der Blindheit Annas liegt, vergißt — seit Maeterlinck giebt es übrigens kaum noch ein Drama, in dem nicht mindestens eine blinde Person vorkommt — so bleibt doch außer einigen sprachlichen Schönheiten und dem allerdings krassen, kurzen Schlußakt nicht viel übrig, das in tieferem Sinne bewegt. D'Annunzio blendet, aber er ergreift nicht. Und wenn er einmal auf dem besten Wege dazu ist, vernichtet er die Möglichkeit schleunigst selbst durch allzuviel Reflektiertes, Absichtliches, Gekünsteltes. Den Kothurn hat er, aber die Größe fehlt.

Romane und Novellen.

Frau Bertha Garlan. Roman von Arthur Schnitzler. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1901. 256 S. 3 M.

Lieutenant Gustl. Novelle von Arthur Schnitzler. Illustriert von W. Goschell. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1901. 80 S. 1 M.

Schnitzler ist ein Künstler der Episode, des Zwischenfalls. Was er mit Vorliebe behandelt, sind Wendungen und Hemmungen, nicht Wandlungen und Entwickelungen. Auch sein erstes größeres Prosawerk, der Roman „Frau Bertha Garlan“, ist eine Episode: das Erlebnis einer verwitweten jungen Frau, die als Klavierlehrerin mit ihrem Knaben in einer Provinzstadt lebt und nach einer einzigen flüchtigen Liebesnacht mit dem inzwischen berühmt gewordenen Manne ihrer Jugendliebe die grausame Enttäuschung erfährt, daß sie für den ihrem Kreise längst entwachsenen Künstler nur eine angenehme Episode gewesen ist. Aus diesem Novellenstoff ist nur durch die scher zu gewissenhafte Darstellung der Gefühls- und Gedankengänge — denn Frau Bertha ist im Grunde eine gutbürgerliche Alltagsnatur — dem Umfange nach ein Roman geworden. In den stillen Wasserspiegel eines bescheidenen Frauenlebens fällt ein Tropfen — zieht seine Kreise — und alles ist wie zuvor. Das wird leicht, behutsam und glatt, nicht ohne Feinheiten im einzelnen erzählt, aber die Menschen, die Vorgänge und ihr tieferer Sinn sind am Ende doch zu bedeutungslos, um stärker zu interessieren. Den Vergleich mit „Madame Bovary“, der da und dort gemacht worden ist, sollte man unterlassen.

Die Novelle „Lieutenant Gustl“, die fast zugleich mit dem Roman erschien, hat noch ausgeprägteren Episodencharakter; sie ist nur das Innenmezzo einer Nacht. Leutnant Gustl glaubt sich erschießen zu müssen, weil er am Abend von einem Bäckermeister — übrigens ohne Zeugen — beschimpft worden ist und sich gegen den viel stärkeren Civilisten nicht hat wehren können. sieht sich aber am frühen Morgen dieser Notwendigkeit enthoben, weil noch in derselben Nacht den andern der Schlag getroffen und der Vorgang nun keinen lebenden Mitwisser mehr hat. Der Fall ist ziemlich raffiniert gestellt und gelöst, das ganze Büchlein mehr ein Kunststück, als ein Kunstwerk. Gezeigt sollte werden, was in dem Kopfe eines k. k. österreichischen Leutnants vorgeht, der durch eine plötzliche und zufällige Beleidigung seiner vermeintlichen Offiziersehre zu dem Ergebnis kommt, daß er auf der Welt nichts mehr zu suchen hat. Zu diesem Zwecke bedient sich Schnitzler einer Technik, die früher einmal ähnlich der verstorbene Richard v. Meerheimb unter dem Namen Psychodrama in die Litteratur einzuführen versuchte, d. h. er läßt seinen Helden im Geiste monologisieren. Wenn ein dringendes Bedürfnis

Digitized by Google

... neues Fremdwort vorhanden wäre, würde ich er giebt ein Psychogramm von dem, was im ern seines uniformierten Todeskandidaten vor sich ... Die glänzende Virtuosität, mit der das geschieht, ich über die innere Unwahrscheinlichkeit des Verfahrens ...mag, aber irgend ein tieferes Interesse kann dieser ... die Spitze getriebene Vorfall noch weniger erwecken, wie der Fall Garlan, nicht einmal als Beitrag zu der vielumstrittenen Frage der Offizierehre. Wenn ein Mensch von so simpelhafter Beschränktheit wie dieser Leutnant Gustl aus blödem militärischem Herdentrieb in den Tod geht oder gehen will, so verliert weder die Menschheit noch die k. k. österreichische Armee an solcher Pflanze das geringste, und man versteht nicht einmal, was durch ein Opfer von solcher Qualität gegen verrottete militärische Anschauungen bewiesen werden soll. Daß sich Gustl selber einredet, er müsse sich totschießen, kann für den Leser keine Ueberzeugungskraft haben; denn es ist ja gar nicht das Gefühl des Beschimpftseins, das ihn dazu treibt (sonst müßte er sich schließlich erschießen, trotzdem seinen Beleidiger der Schlag getroffen hat), sondern nur die Furcht, daß der andere das Geheimnis verraten könnte, eine Möglichkeit, gegen die verschiedenes spricht. Der gute Gustl, wie Schnitzler ihn zeichnet, hätte sich wahrscheinlich auch ohne den Schlaganfall des Bäckermeisters die Sache im kritischen Moment noch überlegt und sich gesagt, daß er einstweilen zum Totschießen faktisch noch keinen Grund habe und vielleicht auch ...mehin nicht haben werde. Ergel, um mit Hamlets Totengräber zu reden, entbehrt die kleine Geschichte völlig des ernsthaften Hintergrundes, dessen sie bedürfte, um mehr zu sein, als eine geschickt erfonnene und virtuos erzählte Anekdote. Dank dem für den beschränkten Zivilistenverstand undegreiflichen Ehrenratsspruch, todt den Schnitzler kürzlich des Offizierscharakters verlustig erklärt wurde, hat das Büchlein im Handumdrehen acht Auflagen erleben dürfen.

J. E.

Vier Novellen von Adolf Stern. Dresden und Leipzig. E. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers), 1901. 240 S. M. 4,—.

Zwei moderne („Der erste Stein", „Der Pfarrherr von Sebuslitz") und zwei historische Novellen („Das Weihnachtsoratorium", „Die Totenmaske") hat der feinsinnige dresdner Erzähler hier vereinigt: von diesen zeigt uns die erste den erhebenden und läuternden Einfluß der Kunst Meister Bachs auf zwei verschieden geartete Schüler, die aus seiner Lehre längst in die Zwist des Lebens gekommen sind; die zweite erzählt uns die ergreifende Liebesgeschichte eines vielerprobten Bildhauers aus dem Zeitalter Palladios. Ob modern, ob historisch, immer geht Sterns Blick auf das Wesentliche und Bedeutsame, den tiefen menschlichen Gehalt in den mannigfaltigsten Schicksalen und Problemen. Kräftige Gestaltung, blühendes, farbenreiches Leben zeichnet jede dieser Novellen aus, jede hat ihre eigenartige Stimmung. So objektiv Stern ist, etwas von seiner Lebens- und Weltauffassung, eine gewisse mildversöhnliche Resignation, strömt aus den Tiefen seiner Seele in die Darstellung hinein und legt sich wie ein persönlicher Duft auf seine Gestalten. Wer die Lyrik Sterns kennt, wird das z. B. aus der „Totenmaske" herausfühlen. Niemand wird diese Novellen ohne Erfrischtheit und reichsten Genuß lesen.

Worms a. Rh. *Karl Berger.*

Luginsland. Dorfgeschichten. Von Wilhelm von Polenz. Berlin W., F. Fontane. 1901. 87 S. Preis 1 Mk.

Daß Polenz Dorfgeschichten schreiben kann, ist für jeden, der seinen Namen kennt, selbstverständlich, und es war auch von ihm zu erwarten, daß er nicht in ausgetretenen Dorfgeschichtengeleisen wandern werde. Er hat ja ein scharfes Auge sowohl für die kleinen Aeußerlichkeiten bäuerlichen Lebens, als auch für die feine Volkspsychologie; und dieses bethätigt er in den kleinen Erzählungen, die uns vorliegen. Gestalten, wie der protzige Großbauer Kumack, der fest überzeugt ist, daß die Justiz vor ihm Halt macht, oder die arme alte Mutter Mansfeld, die ihren verkommenen ehemaligen Liebsten rührend hegt und pflegt, oder der Weber Zittel und die Witwe Kötschke, der er mit seinem schwächlichen Kinde zum Opfer fällt, sind echte Bauerngestalten; am feinsten ist wohl die Psychologie in der letzten der genannten Geschichten. Die andern drei Geschichten sind mehr Ausschnitte aus dem dörflichen Leben, als eigentliche Erzählungen; alle mit vielen feinen Zügen ausgestattet und mit liebevoller Versenkung in die Seele des Dorfmenschen geschrieben.

Wimpfen. *Richard Weißbrodt.*

Leiden des modernen Werther. Roman von Max Kaufmann. Zürich, Caesar Schmidt. 1901. M. 2,—.

Das durch ein Porträt des jungen Dichters gezierte Buch ist gewidmet: „Den Manen Goethes unseres Herzogs und dem treuen Eckehard seines Geistes: dem Goethebunde!" In dem „einleitenden Vorwort" bemerkt der Verfasser: „Heute in einer nervösen, tieskranken, ich möchte sagen pathologischen Zeit, in der Tausende junger Existenzen elendig zu Grunde gehen, steht das Geschick Werthers nicht mehr vereinzelt da; im Gegenteil, es bildet geradezu Legion in unserer alternden, durch sogenannte ‚Verfeinerung' in den Säften tief verdorbenen Gesellschaft. Manch morscher Stamm fällt in Verzweiflung der Selbstvernichtung anheim, da eben Disposition und äußere Verhältnisse viel eher zum Werther-schicksale prädestinieren, als die tragische Gestalt im blauen Frack aus Goethes Tagen." — — — Glaubt der Verfasser in irgend einem Sinne an Unsterblichkeit, so durfte er sein Werk nicht den Manen Goethes widmen. Kaufmanns „Werther" — der in Berlin eine Stelle als Hauslehrer angenommen hat und zufällig seine heißgeliebte Flamme, die Soubrette Alma, als Gouvernante in derselben Familie vorfindet, nichtsdestoweniger aber sich in ein intimes Verhältnis mit seiner Brotherrin einläßt und fortgesetzt Orgien mit ihr feiert (wofür sich Alma an den flotten Stiefsohn ihrer Gnädigen hält) — dieser Don Juan-Werther ist einer der merkwürdigsten litterarischen Mischlinge. Er geht auch frühzeitig zu Grunde in einem Anfall von fiktivem Atavismus. Er tötet sich am Schluß — elektrisch — einfach darum, weil sich vor mehr als hundert Jahren Jerusalem-Werther erschossen hat; das beweisen die Citate aus Goethes „Werther", die auf den modernen Werther und seine „Leiden" nicht im geringsten passen. — Der schlimmste Fehler des Werkes ist die mehr als fragwürdige Sprache — vom Stilgefühl gar nicht zu reden.

Berlin. *Arthur Goldschmidt.*

Iphigenie. — Schneewittchen. Zwei Erzählungen von Dora Hornau. Wien. 1900. Carl Konegen. 3 M.

Dieses Erstlingswerk verrät eine sehr beachtenswerte Begabung und ernstes Wollen. Die Iphigenie ist eine junge Schauspielerin, die an der geheimen Liebe zu einem genialen, aber verheirateten Berufsgenossen zu einer Künstlerin heranwächst, bis seine Frau, ihre Freundin, den beiden selber die Gegensetzigkeit ihrer Gefühle verrät. Die Heldin wird schuldig, aber die Gattin behauptet sich in ihrer Stellung, und erst, nachdem er erkrankt und gestorben ist, finden die beiden trauernden Frauen ihre Freundschaft wieder. — Das verwaiste „Schneewittchen" kommt nach einem freiheitsherrlichen Leben bei der Großmutter auf dem ungarischen Schlosse als zwölfjähriges Mädchen zu Vater und Stiefmutter in die enge Provinzstadt, raubt nach einem mehrjährigen Dulderleben der eitlen Mutter ohne Wissen und Wollen den Verehrer und entflieht endlich den Halbheiten, da ihr Jugendfreund, der Csikos aus der Puszta, sie mit seiner Geige lockt. Das Pärchen findet in der Donau den Tod. — Der Schluß ist bei beiden Erzählungen etwas gewaltsam, der Stil hin und wieder noch etwas für Backfische berechnet; aber die bürgerlich beschränkte Familie der angehenden Schauspielerin und der Bruder, der Bildhauer, sowie die Frau des Schau-

Digitized by Google

spielers, Irene, und dann in der zweiten Novelle die Puszta und das Schloß mit der vornehmen greisen Frau, der Umzug in die Garnison und der Tanz der Stiefmutter, die das Kind schon fort weiß, das sind fest und ehrlich angepackte Momente, und man darf begierig sein, wie sich Dora Hornan weiter entwickelt.

New York. *Gustav Kühl*

Norwegische Novellen. Von Magdalene Thoresen. Uebers. von Friedr. v. Känel. Halle, Otto Hendel (Bibl. d. Gesamtliteratur 1318—1320).

An einsamen Küsten. Erzählungen von Magdalene Thoresen. Autorisirte Uebers. v. Pauline Klaiber, Leipzig 1900, Fr. W. Grunow. 385 S. geh. M 5.—.

Magdalene Thoresen, die 80jährige Dänin, die sich gleichwohl als norwegische Dichterin bekennt, nimmt ziemlich grelle Farben, aber sie weiß sie geschickt zusammenzustellen, sodaß selbst ernste Bilder immer noch einen freundlichen Eindruck machen, ganz wie die zierliche Buntheit der norwegischen Küste. Mit Psychologie befaßt sie sich nicht allzuviel; ihre Menschen denken wenig über ihr Thun nach, sie handeln nach einem heißen Gefühl, das im richtigen Augenblick alles über den Haufen stößt. Die Liebe drängt mit einer stürmischen Gewalt die größten Gegensätze zueinander. Daher haben die Charaktere, die sie schafft, etwas Knorriges, Eigensinniges, das sich aber des rechten Weges dunkel bewußt ist; die Uebergänge fehlen oft gänzlich. Ihre Männerfiguren in diesen Novellen haben alle Familienähnlichkeit: etwas gewaltsame, ja brutale Tölpel, im Augenblick der That aber wacker und treu und mit dem Herzen auf dem rechten Fleck. Es ist eine Poesie des Unbewußten. „Die Liebeswahl" ist etwas künstlich konstruiert, aber sie zeigt die höchste Tendenz der Dichterin: „Nur wahre Weiblichkeit kann ganz die Rettung des Mannes werden." Durch die impulsive Charakteristik zeigen sich die Frauen manchmal naiv, oft aber und darauf geht Thoresen aus, in einer symbolischen Größe, so besonders in „Die Jungfer" und „Dreimal begegnet". Die Uebersetzung läßt leider viel zu wünschen übrig.

Die zweite Sammlung „An einsamen Küsten" besteht zumteil aus denselben Novellen; zwei neue treten hinzu, „Es lohnte sich" und „Die Schuld". Letztere ist unstreitig die Krone aller; sie zeigt wie keine andere die hohe Fähigkeit der Dichterin, den einzelnen Fall zum Symbol auszubichten und ihm eine Perspektive in das Ewige zu verleihen. Es liegt über dieser so einfachen und natürlichen Geschichte ein goldiger Glanz, eine blendende Helle, in der die Figuren über das Menschenmaß sich dehnen; aber eine keusche Zartheit, mit der die Naturgesetze behandelt werden, führt sie immer wieder unter das niedrige Menschendach zurück. — Es ist verwunderlich, daß die Dichterin (beiläufig bemerkt die Stiefmutter von Henrik Ibsens Gattin) 80 Jahre alt werden mußte, ehe sie in Deutschland zur Geltung kam; kein gutes Zeichen für unsere Uebersetzer. Die Einleitung von Pauline Klaiber giebt einige interessante biographische Notizen. Aber auch ihre Uebertragung genügt nur teilweise.

Berlin. *Heinr. Hub. Houben.*

Lyrisches.

Gedichte. Von Rudolf Otto Consentius. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag 1901. 90 S.

Der Dichter dieser schlichten Verse starb 1887 in Karlsruhe, wo er über vierzig Jahre lang Hofschauspieler gewesen war. Seine lyrischen und dramatischen Werke waren noch bei seinen Lebzeiten in fünf Bänden gesammelt erschienen; nun hat sein Neffe aus den Gedichten pietätvoll und sorgsam eine kleine Auswahl getroffen, um sie vor Vergessenheit zu schützen, und dem Büchlein ein biographisches Nachwort gegeben. Man erfährt daraus, daß Consentius 1813 in Konitz geboren und zuerst für den Offizierstand bestimmt war, bis er in Berlin die entscheidende Anregung empfing, sich als Darsteller und Dichter dem Theater zu widmen. In Dresden fand er an Ludwig Tieck einen Freund und Berater, ging dann auf die Wanderschaft durch Deutschland und zog sich in Stuttgart durch seine Tragödie „Jesus" (1840) einen Prozeß wegen Gotteslästerung zu, der ihm drei Monate Gefängnis auf dem Hohen-Asperg eintrug. Nach einer Zeit harter Entbehrung fand er in Karlsruhe, wo sich Ludwig Dessoir für ihn interessierte, das Engagement, das ihn fortan festhalten sollte. Hier brachte Eduard Devrient 1867 sein Drama „Attila" zur Aufführung, lehnte dagegen ein früheres Schauspiel „Albvin" unerbittlich ab. Mit diesem letzteren Werke bewarb sich Consentius 1863 um den kurz vorher gestifteten Schillerpreis und hatte die Freude, daß unter den Preisrichtern August von Boeckh den „Albvin" für den Preis vorschlug. „Doch erkundigte man sich," heißt es in dem Nachwort des vorliegenden Bandes, „bei Devrient, weshalb das Stück in Karlsruhe nicht zur Aufführung gelangt sei. Devrient antwortete; der Albvin' wurde insolgedessen (?) zurückgeschoben, und Hebbels Nibelungen' erhielten den Preis." Wenn damit angedeutet werden soll, daß durch Devrients Einfluß Consentius um den Preis gekommen sei, so müßte dafür zunächst irgend ein Beweis erbracht werden, denn Boeckhs Stimme allein hätte die Entscheidung noch nicht gegeben. Wenn aber außerdem daraus hervorgehen soll, daß der „Albvin" von Consentius möglicherweise über Hebbels Nibelungen den Sieg davon getragen hätte, so getraue ich mir diese Möglichkeit auch ohne Kenntnis des Dramas, nur ausgrund der vorliegenden Gedichte für ausgeschlossen zu erklären. Es sind sormgewandte, wohlklingende Gelegenheitsverse eines Effektikers, teils hübsch und warm empfunden, teils nicht ohne Trivialität, aber schlechterdings keine Zeile verrät doch einen Dichter von der Größe, die man sich im Wettbewerb mit einem Hebbel vorstellen könnte. Daßon abgesehen, darf man das anspruchslose Buch als den Spiegel einer sympathischen Persönlichkeit von ehrlichem Schönheitswollen schätzen.

J. E.

Litteraturwissenschaftliches.

Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Litteraturgeschichte. Von Adalbert von Hanstein. Mit 113 Schriftsteller-Bildnissen. Buchschmuck von E. Büchner. Leipzig, 1900. R. Voigtländer. M. 6.—(8.—).

Im Laufe von sechs Wochen war die erste Auflage von A. von Hansteins „Jüngstem Deutschland" vergriffen. Rasch stellten sich Rezensionen ein, scharfe Ablehnungen und enthusiastische Lobsprüche. Laßt uns denn zusehen! — In dem „Vorwort" erklärt der Verfasser, er wolle nicht biographische Detail-Artikel, sondern „eine wirklich geschichtliche Darstellung geben". Er betrachtet die Litteratur der letzten zwanzig Jahre und zwar als eine Aktion, in der er selber kräftig mitthat; demgemäß beurteilt er sie aufgrund ihrer überlieferten Produkte, Schriften und Aktenstücke, aber auch aus dem Reichtum individueller Erfahrungen und Erkenntnisse. Er ist es sich bewußt, daß er „stellenweise in den Ton des Memoirenschreibers hinübergleiten" mußte. Der partiell persönliche Zuschnitt des Werkes reizt, besonders weil sich Hanstein darin als eine Persönlichkeit von Fleisch und Blut, als ein Mann von gesetztem menschlichen und künstlerischen Idealen dokumentiert. Aber es gewinnt zugleich stellenweise den Anstrich des Autobiographischen, Anekdotischen, Zufälligen. Es mangelt ihm die epische Ruhe und Gedrungenheit, der großzügige Stil, kurz die hohe, kampfentrückte Warte des wissenschaftlich beobachtenden Historikers. Ueber Otto Brahm und den „Brahm-Schüler" Paul Schlenther äußert sich Hanstein mit merkwürdiger Heftigkeit, selbst unter direkten bitterbösen Invektiven. Nebensächliche Dinge, Tagesereignisse Nachrichten über Schauspieler, Theatergründungen und -vorstellungen, litterarische Skandale, verquickt er hie

Digitized by Google

und da verwirrend mit Hauptsachen, Vorfällen von entscheidender, geschichtlicher Bedeutung. Innerhalb dieser wuchernden Fülle krankt sein „jüngstes Deutschland“ nicht selten an arger, feuilletonistischer Unvollständigkeit. Es ist nur den Anhängern der jüngstdeutschen Bewegung gewidmet; die Vertreter der älteren Richtungen sollen prinzipiell bloß skizziert werden, selbst da, „wo ihr Eingreifen die jüngste Strömung beleuchtet oder ihre Beeinflussung durch diese gezeigt wird“. Zugegeben! Dennoch hätte Hanstein vor allem Fontane viel intensiver zeichnen müssen; wuchs sich dieser doch erst als Romancier mit der jungen Generation zu einer imponierend eigenartigen, allseitig anerkannten Gestalt aus, ging er doch freundschaftlich mit ihr in seinem vornehmen Großstadt-Realismus, ward doch der „Alte“ von den „Jungen“ für ihr Heerlager rechtmäßig in Anspruch genommen! Unvollständig erweist sich jedoch auch Hansteins Behandlung der neuen Stürmer und Dränger und namentlich ihrer schönheitsfreudigeren Nachfolger. Das erste Dezennium der abgestreckten Epoche hat er am gründlichsten und ausführlichsten charakterisiert. Dem zweiten Dezennium wird er in dem gleichen Maße nur auf dem Gebiete des Dramas gerecht. Gegen das Ende seines Buches schweift er im Laufschritt durch die Lyrik der Neunzigerjahre, und erst in dem „Schluß“ wendet er dem Roman weder, gänzlich flüchtig, seine Aufmerksamkeit zu. Bergeblich sucht er das klaffende Mißverhältnis, die offene Inkonsequenz seiner Ausführung in einer glatten Entschuldigung zu verdecken. Pflichtet man aber auch seiner Ansicht bei, daß er „die Geschichte des deutschen Romans der letzten zwanzig Jahre erschöpfend“ nicht vorzuführen habe, so wird man doch die Oesterreicher J. J. David und Baron Torresani, sowie den Prinzen Schönaich-Carolath („Bürgerlicher Tod“) vermissen. Ungenannt bleibt gleichfalls Jacobowskis prächtiger „Loki“! — Obwohl Hanstein eine litterarhistorische Revue in „plumpen Schlagworten“ verwirft, kommt er doch in der Würdigung der „lyrischen Hochflut“ der Neunzigerjahre kaum um einen Schritt über die dürre Lexikon-Methode hinaus. Hier genügt er nur aus nahmsweise ernsten Anforderungen. In diesem wie in anderen Bereichen verfährt er bibliographisch außerordentlich lückenhaft. Lilliencrons „Heidegänger“ und „Neue Gedichte“ werden außer Acht gelassen; wann und wo sein „Poggfred“ erschient, das wird nicht notiert. Falke wird „bedeutender“ als Bierbaum genannt, seine Sprache „vollsaftig“ und „bilderreich“ — in ein paar eleganten Sätzen ist er abgethan. Dehmels problematische Natur mit ihren sexuell dunkeln und dumpfen Süchten, die etwa seit 1896 schwächeren, sensationslüsternen Talenten gefährlich wurde, kommt höchstens halb zum Ausdruck. Anna Ritter wird bestimmt: „Eine starke dichterische Anschauung ist ihr eigen.“ Im Ramsch zählt Hanstein S. 334 und S. 336 ziellos alle möglichen Versküntler auf, darunter vielschreibende Salontechniker wie Alfred Friedmann, wogegen er Carl Spitteler, den gewaltigsten schweizer Dichter nach G. Keller und C. F. Meyer, völlig übersieht. Er erwärmt sich für den Arbeiter-Lyriker L. Palmer; aber für den ehemaligen Buchbindergesellen G. Renner, eine bei weitem schwerere, glänzende Begabung, hat er keinen Raum übrig. Glücklicherweise wählt er gerade auf dem Felde der Lyrik ziemlich reichlich bezeichnende Proben aus, während er wichtigere Dramen und Romane meistens nur durch Inhaltsangaben auszeichnet. Diese Inhaltsangaben und namentlich die Kritiken über Dramen und Dramatiker — Hanstein hat sich selbst hochstrebend als Schauspieldichter hervorgewagt — kann ich in der Mehrheit gutheißen. Da verrät er häufig Weitblick, durchgebildetes Feingefühl, ästhetische Reife. Einzelne Kapitel wie „Der Krieg um den Sonnenaufgang“ und der Sieg der „Ehre“ und „Der Wettkampf um das soziale Drama in Berlin“ hat er in lebhaften Farben, anschaulich und selbst spannend herausgearbeitet. Zudem hält er sich von geistlosem Schablonentum und unselbständigen, prahlerischen Parteisansaren fern. Er verschafft seinen Lesern eine bunte, wenn auch vielfach einseitige Uebersicht. Trotz mancherlei schwankender Schatten und auffallender Unebenheiten hat er so dem breiten, führungsbedürftigen Publikum einen dankenswerten Dienst geleistet. Und selbst Fachgenossen werden sein Werk gewiß, wie er es möchte, als „eine nützliche Vorarbeit“ gern in die Hand nehmen.

Berlin. *A. K. T. Tielo.*

Richard Dehmel. Von Arthur Moeller-Bruck. Berlin, 1900. Schuster & Loeffler. 50 Pf.

Diese interessante kleine Schrift machte auf mich beim Lesen den Eindruck, als ob sie mitten in ihrem inneren Entstehen niedergeschrieben sei. Oft verflicht der Verfasser sich und uns seiner Gedankenbeziehungen. Man empfindet einen gewissen Mangel plastischer Darstellung: die reichen Gedanken des Verfassers drängen durcheinander. Er kann sich ihrer, habe ich das Gefühl, kaum erwehren; so machen sie sich den Rang streitig; ein unruhiger Eindruck bleibt. Diese Schrift ist wohl zu bezeichnen als die beste Vorarbeit zu einer künstlerischen Schilderung Dehmels — die vielleicht Moeller-Bruck selbst einmal schreibt. Sicherlich wird man der vorliegenden Studie an vielen Stellen mit dem Vorwurfe begegnen, sie überschätze Dehmel. Das ist unbegründet. Moeller-Bruck hätte sich freilich ein wenig deutlicher zu der natürlichen und unabwendbaren Befangenheit eines nächsten Zeitgenossen bekennen dürfen. Aber der einsichtige Leser wird von einer zeitgenössischen kritischen Arbeit nie mehr verlangen, als subjektive Berechtigung, als Wahrheit in sich. Darin beruht ihr ganzer Wert. Spätere Zeiten interessiert ein solches früheres Urteil nur historisch. Sie werden — wenn ich ganz von ihrer Wertung absehe — selbst das Problem der Persönlichkeit eines großen, vergangenen Künstlers anders stellen, anders lösen als dessen Zeitgenossen.

Weimar. *Wilhelm von Scholz.*

Richard III. Ein Vortrag von Joh. Petersen. (Heft 358 der 15. Serie der Neuen Folge der Sammlung gemeinverst. wiss. Vorträge von Virchow und Holtzendorff.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. 1901. 45 S. 8°.

Shakspere hat in Macbeth die Tragödie des Ehrgeizes, in Richard III. die der Herrschsucht geschrieben. Der Hochmut ist nach der Auffassung unseres Verfassers der Grundzug im Charakter des blutdürstigen Königs; aber Hochmut isoliert und läßt nur das Streben zurück, sich über alle anderen Menschen zu erheben. Richard thut das Böse nicht um des Bösen willen; aber sein letztes Ziel erlaubt ihm nicht, wählerisch in den Mitteln zu sein. Gemildert wird seine Schuld durch die Verhältnisse und die Anschauungen seiner Zeit und durch seinen körperlichen Mangel, der ihn der Gesellschaft entfremdet hat. So ist er ein Ungeheuer geworden, den auch Shakspeares Kunst „nicht als Hauptgestalt einer Tragödie ästhetisch zu bändigen vermocht“ hat (S. 13). Der tragische Held muß uns groß erscheinen, damit wir Anteil an seinem Schicksal nehmen; aber Richard erscheint uns nur häßlich. Er muß schuldig werden, aber nicht ein Übermaß sein. „In der antiken Tragödie ist die Schuld des Helden sein Schicksal, in der modernen ist sein Schicksal seine Schuld“ (S. 26). Danach erinnert Richard III., obgleich ein ganz modernes Stück, einigermaßen an die Tragödie der Alten. — Ich bin mit den geistreichen Ausführungen des Verfassers nicht ganz einverstanden; Shakspere hätte vor allem die Theorie der tragischen Schuld nicht angenommen. Tragisches findet sich in jedem Menschenleben, und im höchsten Grade tragisch mußte dem englischen Dichter dieser Aufwand von scharfem Verstand und angespannteter Energie sein, der schließlich doch den Untergang des Helden herbeiführt. Shakspere ist aber auch durch die psychologische Aufgabe, die Richard III. dem Tragiker stellt, angezogen worden.

Karlsruhe i. B. *Dr. E. von Sallwürk.*

Digitized by Google

König Richard der Dritte. Bühnenbearbeitung von L. Barnay und C. F. Wittmann. (Nr. 4162 der Reclamschen Universalbibliothek; 13. Band des Bühnen-Shakspere). Leipzig, Ph. Reclam o. J. 16°. 104 S.

Richard III. hat nur einfache Handlung, daher nicht den zahlreichen Szenenwechsel, der die Aufführung der Shakspereſtücke mit Doppelhandlung so sehr erschwert, und leider haben die Versuche, dem großen Briten ein seiner Bühnentechnik angemessenes Theater zu bauen, noch keinen rechten Erfolg gehabt. Die vorliegende Bearbeitung hat dem Stücke wenig Gewalt angethan. Die Voraussschickung zweier kleiner Szenen aus dem dritten Teil Heinrichs VI. ist sehr ansprechend; sonst ist nur der Text da und dort gekürzt, manchmal ein Stück aus einer Szene in eine andere geschoben und selten nur ein Zusatz von wenigen Worten gemacht worden. Der Text der Bearbeitung, die zugleich ein vollständiges Regiebuch darstellt, ist der von Wilhelm Jordan.

Karlsruhe i. B. *Dr. E. von Salwürk.*

Bauernfeld. Von Dr. Emil Horner. Leipzig, Berlin und Wien. Verlag von E. A. Seemann 1900. 164 S. 3 M.

Als fünfter Band des bekannten Sammelwerkes „Dichter und Darsteller" hat sich die im ganzen recht interessante Schrift weniger eine eingehende und umfassende litterarische Würdigung des österreichischen Dichters zum Zweck gesetzt, als die Schilderung des litterarischen und gesellschaftlichen Milieus, das sich um Bauernfeld herum gruppiert und das hier durch zahlreiche Abbildungen und Portraits noch anschaulicher gemacht wird. Es ist jedenfalls eine Arbeit, die als Zeit- und Kulturbild aus der Alt-Wiener Vergangenheit von großem Wert ist und durch ihre anregende Darstellung zu fesseln weiß.

Graz. *Ernst Guad.*

Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Von Dr. Friedrich Gotthelf. (Heft XIII der „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte". Herausgegeben von Prof. Dr. Franz Muncker.) Berlin, Alexander Duncker. 1900. VI und 68 S. 1,50 M.

Seitdem in den Tagen der älteren Romantik nicht nur Teilnahme und Verlust an der bewußt deutschtümlichen Belletristik der Renaissancezeit nach der Reformation, sondern auch litterarhistorisches Interesse dafür erweckt wurde, gab es öfters Hinweise auf das sogenannte „nationalantiquarische" Motiv, wie es innerhalb unseres Schrifttums im 16. und im 17. Jahrhundert verschiedentlich auftritt. Aber von Ton zu Ton zu verfolgen, wie stark der Nachhall altdeutscher Gedankenwelt während der verworrenen Kulturentwicklung von Karls V., des ersten, altgermanischen Wesens völlig entbehrenden Kaisers, bis zu Gottscheds, des Streitführers einer, frühere deutsche Art verachtenden Kritik, Geburt (1500 bis 1700) klinge, das blieb dem Verfasser der vorliegenden Arbeit vorbehalten. Seine Darstellung leitet uns sicher bei einem Spaziergange in jene angeblich so öden Triften deutscher romanhafter Geschichtsschreiberei der beiden genannten Jahrhunderte, die wohl nur, wie er sich rühmt, der kuriose Liebhaber älterer deutscher Kuriosa, Wolfgang Menzel, vollständig gelesen und registriert hat. So verdanken wir einen anziehenden Einblick in die Motive der ersten Stufen neudeutscher Erzählungslitteratur Gotthelfs Genauigkeit: er trägt mit geschickter Auswahl und Uebersichtlichkeit, mit glatter phrasenloser Wiedergabe die gemodelten „urteutschen" Glaubens- und Sittenanschauungen vor, ohne Pathos, auch ohne gelehrten Prunk und Fußnotenballast. Aus dem 16. Jahrhundert erstehen, um die hauptsächlichen Männer zu nennen, Hutten, Aventin, Johs. Annius, Seb. Franck, A. Althamer, B. Waldis, Jak. Schopper, M. Beuther, Theob. Hock („Schönes Blumenfeld", kürzlich neugedruckt durch Max Koch), mit ihrem Wissen oder Schwärmen von den etwas nebelhaften Altvordern auf, aus dem 17. Jahrhundert Cluver, Moscherosch, Buchholtz, Grimmelshausen. Herzog Anton Ulrich, Lohenstein. Was dieser Spiegel Gotthelfs an soich halbverwischten Zügen oder merkwürdig gut erhaltenem Volksglauben aus mythischer Ferne wiedergiebt, zeigt, wie unrecht der Gesamtheit deutscher Schriftstellerei jener Zeiten der häufige Vorwurf thut, sie ließe den patriotischen Gesichtspunkt vermissen. Freilich greift Gotthelfs Titel im Verhältnis zu dem thatsächlichen Umfange des durchrodeten Bezirks zu weit. Denn erstlich bringt uns unser Wegweiser doch nur in die Gesellschaft von Leuten der Feder, während seine Fassung des Themas doch z. B. Dürer mit Gefolge und die Erben altdeutscher Baukunst ebenfalls verspricht, dann aber fehlen sogar bei Beschränkung auf die Litteratur selbst Größe, wie Fischart und Leibniz. Den Verfasser mag angesichts seines bescheidenen Vorworts dies Verlangen erstaunen: da nämlich kündigt er bloß die für langweilig ausgeschrieenen Geschichtsromane des 17. Jahrhunderts als Gegenstand der Ausbeute an, verspricht also weniger, als er hält. Man erkennt, wie ein scharf umschnittenes Arbeitsfeld jeder litterarhistorischen Studie not thut, die aus breiten Räumen eine bestimmte Kategorie zur Grundlage ausfondert, und was eine klare Aufschrift wert ist. Indessen kann diese Aeußerlichkeit die Fülle von Gotthelfs Ergebnissen, die das Fort- und Ausleben deutschen Altertums in vorklassischer Zeit nachweisen, nicht beeinträchtigen.

Aschaffenburg. *Ludwig Fränkel.*

Verschiedenes.

Das sexuelle Problem in Kunst und Leben. Von Leo Berg. Stark vermehrte 5. Auflage. Berlin, Verlag von Hermann Walther (Friedrich Bechly). 1901. 94 S.

Es muß in Deutschland doch noch eine Anzahl Leute geben, die auch etwas anderes als Kolportageromane lesen, das beweist der buchhändlerische Erfolg der vorliegenden Broschüre, die, in ihrer ersten Fassung unverändert, nur mit kurzen Anmerkungen versehen, aber durch ein größeres, völlig neues Kapitel bereichert, nunmehr schon in fünfter Auflage erscheint. Das gestreiche — ach, vielleicht nur zu gestreiche! — Werkchen hat diesen Erfolg redlich verdient. Berg beleuchtet hier das wichtigste Problem der gesamten neueren Litteratur mit seiner Blendlaterne, die für Augenblicke die dunkelsten Schlupfwinkel unserer Sitte und Sittlichkeit, unserer Borurteile und unserer Geselschaftslügen erhellt. Freilich nur für Augenblicke! Denn Berg ist einer jener etwas zappeligen Aphorismenjäger, deren heute schon eine ganze Schar hinter den Schritten des großen Zarathustren einhertanzt. Um jeden Preis gestreich sein, durch Paradoxe glänzen, des Meisters Stil und Sprache so getreu wie möglich kopieren — giebt es ein besseres Rezept zum Unsterblichwerden? Doch, wie gesagt, man vergißt diese Aeußerlichkeiten, wenn man sich mit dem Inhalt des Buches näher beschäftigt. Es sind viel tiefe und fruchtbare Gedanken, die da zu Tage gefördert werden. Nicht nur in dem längst bekannten ersten Teil, aus dem jeder, der den Problemen der modernen Litteratur ernstlich zu Leibe gehen will, wenigstens das Kapitel über den „Feminismus" und „das Problem der Unfruchtbarkeit" lesen muß. Nein, auch in dem neuen Abschnitt, der vom „gefallenen Mann", „der Frauen Scham und Freiheit" und von „Liebe und Kultur" handelt.

München. *Edgar Steiger.*

Die berliner Volksbibliotheken und Lesehallen. 1850 bis 1900. Festschrift der Stadt Berlin. Zum 1. August 1900. 4°. 114 S.

Freie öffentliche Bibliotheken, Volksbibliotheken und Lesehallen. Von Dr. Ernst Schultze. Stettin, Sonnenberg & Cie. 8°. 362 S. M. 5,—.

Zum fünfzigjährigen Bestehen der berliner Volksbibliotheken hat die Stadt Berlin eine Festschrift veröffentlicht, deren äußeres Gewand in Typen, Papier und

Digitized by Google

Druckanordnung dem modernen Empfinden vielleicht schon zu weit entgegenkommt. Die besonnene Schrift giebt eine klare Uebersicht über einen Zweig der berliner Thätigkeit, deren Umfang leider nicht der Bedeutung entspricht, die die moderne Zeit der Lesehallen-Bewegung mit Recht zuschreibt. Von außen her brachte der Begründer der berliner Volksbibliotheken, Friedrich von Raumer, die Anregung mit. Während einer Fahrt auf dem Mississippi plauderte der Historiker mit Landleuten und Handwerkern, deren Kenntnisse in der Litteratur ihn staunen machten. Aus ihrem Munde erfuhr er, daß in den einzelnen Ortschaften Volksbibliotheken existierten und in größeren Städten wissenschaftliche Vorträge gehalten würden. Raumers Gründung, der „Verein für wissenschaftliche Vorträge“ (1841), dessen Protektor der Prinz von Preußen wurde, errichtete die ersten vier Volksbibliotheken. Wie diese vier Bibliotheken, am 1. August 1850 mit 7400 Bänden eröffnet, sich bis 1870 zu 11 mit 43 500 Bänden auswuchsen, um schließlich die Zahl 27 mit 115 000 Bänden zu erreichen, legt die Festschrift ausführlich dar. Man wird zugeben müssen, daß die jeden festlichen Ton ausschließende Darstellung zwischen den Zeilen leise Vorwürfe enthält, weil eine Gemeinde wie Berlin für die Volksbibliothek geradezu lächerliche Summen auswirft. Man darf gar nicht amerikanische Verhältnisse zum Vergleich heranziehen, um zu erkennen, daß die berliner Verwaltung hier eine große Kulturaufgabe ganz unzulänglich zu lösen gewillt ist.

Einer unserer genauesten Kenner der Volksbibliotheken- und Lesehallen-Bewegung, Dr. Ernst Schultze, hat jetzt das grundlegende Handbuch geschrieben, aus dem die künftigen Diskussionen ihr Material schöpfen werden. In Dr. Ernst Schultze steckt genug vom Pflanthropen, um seine Arbeit mit Enthusiasmus zu adeln, und genug vom unbefangenen Kritiker, der da weiß, wie schwer es ist, der Psyche der unteren Volksschichten Vertrauen zur Lesehallen- ꝛc. Bewegung einzuflößen. Das gewichtige Wort Carlyles: „Daß aber auch nur ein einziger Mensch, der Fähigkeiten zum Lernen besitzt, unwissend stirbt, das nenne ich eine Tragödie“, ist das Leitmotiv der fleißigen und mühereichen Arbeit. Die Notwendigkeit und Nützlichkeit einer gesteigerten Volksbildung wird mit schöner Wärme dargelegt, die freien öffentlichen Bibliotheken der Vereinigten Staaten von Nordamerika, England, Frankreich, Belgien wie ganz Europa ꝛc. werden aufgrund ausdauernder Sammelarbeit nach ihrer Ausdehnung und ihrem Wert charakterisiert — zahlreiche Illustrationen helfen hierbei — dann kommen die Volksbibliotheken Deutschlands an die Reihe. Ein technischer Teil folgt, der sich über Bücherverzeichnisse, Räume, Geschmack der Leser ꝛc. verbreitet. Schließlich wünscht das tüchtige Buch auch noch eine Reihe verwandter Bestrebungen, die dem Volke gute Litteratur zuführen wollen. Eine Kritik dieses Buches zu geben, ist überflüssig. Es ist nicht von jener „beleidigenden Klarheit“, die Nietzsche an Stuart Mill so haßt, sondern von jener hervorragenden Klarheit, die das Gepräge eines wissenschaftlichen Geistes und eines methodisch arbeitenden Gelehrten ist.

Ludwig Jacobowski. (†)

Allmers-Buch. Eine Festgabe zum 80. Geburtstage des Marschendichters (11. Februar 1901). Dichtungen, litterarische Studien und Zeichnungen von Allmers-freunden. Herausgegeben von Ludwig Bräutigam. Goslar, 1901. Fr. A. Lattmann, Verlag. 4°. 128 S. Reich geb. 14 Mk.

Der Gedanke, deutsche Dichter und Künstler zu einer gemeinsamen Huldigungsgabe für ihren greisen Bruder in Apoll zusammenzubitten, war nicht nur glücklich, er hat sich auch überraschend gelohnt; denn wenn man von einzelnen Nieten und Gelegenheitsbanalitäten absieht, enthält der Band — dem der Verlag eine verschwenderisch schöne Ausstattung gegeben hat — eine Fülle angenehmer Gaben in Wort und Bild. Es freut zu sehen, daß sich an der Ehrung Vertreter aller deutschen Gaue und innerhalb der Litteratur Vertreter aller Richtungen einmütig beteiligt haben, daß sich lyrische und Prosabeiträge von M. G. Conrad, Franz Evers, Karl Henckell, Peter Hille, Ludwig Jacobowski, D. von Liliencron neben solchen von Ad. Bartels, Reinhold Fuchs, Paul Heyse, Heinrich Seidel, Heinrich Vierordt u. a. finden, und daß man überall die gleiche Wärme der Verehrung für den Alten von Rechtenstelh spürt. Je nachdem ist es bald der römische „Schlenderer“, bald der Marschendichter, bald der ganze Allmers, für den die Herzen schlagen und die Worte sich schmücken. Unter den Aufsätzen interessieren einige Thatsächlichkeiten. So wenn Frau A. von der Decken (A. von der Elbe) erzählt, daß Allmers es war, der sie aufforderte, Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers“ fortzusetzen und zu beenden, was ihr dann so gut gelang, daß das Buch schon in 9. Auflage erschienen ist. Oder wenn Paul Ehlers („Allmers und die Musik“) erzählt, daß Allmers selber die wundervolle brahmsische Komposition seiner „Feldeinsamkeit“ für „verfehlt, nicht aus der Stimmung des Liedes herausgewachsen“ erklärt habe und daß seine eigenen Kompositionen derart entstanden, daß er sie auf dem Harmonium spielte und ein Fachmann sie aufschrieb, denn Allmers selbst kennt keine Note. — An der künstlerischen Ausschmückung des Buches, die zumteil in besonderen Kunstbeilagen besteht, haben sich die Worpsweder Vogeler, Modersohn und H. am Ende hervorragend beteiligt, aber auch eine Anzahl anderer tüchtiger norddeutscher Künstler: ein paar vortreffliche lebendige Allmersbilder von B. Wiegandt-Bremen sind besonders hervorzuheben. Nicht ganz auf der Höhe steht der Einband, dem leider jede künstlerische Note fehlt, wenn schon er gediegen ist. *E.*

Theodor Körners sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Mit Porträt, einem Gedicht in Faksimile, einer Abbildung der Grabstätte, sowie Biographie und Charakteristik Körners von Eugen Wildenow. Leipzig, Max Hesses Verlag. Geb. M. 1,75.

Den zahlreichen populären Körnerausgaben, die wir haben, eine neue hinzuzufügen, lag wohl kaum ein anderes als ein buchhändlerisches Interesse vor. Diese neue, gut ausgestattete Ausgabe wird aber infolge ihrer Billigkeit ihren Weg machen. Einen anderen Grund für ihre Existenzberechtigung, als den, eben berühren, vermag ich nicht anzuerkennen. Die vorausgeschickte biographische Einleitung stammt aus der Feder Wildenows, des Mitarbeiters an Emil Peschels Körnerwerk. So ist es ja klar, daß der Verfasser mit dem einfachen und leicht zu bewältigenden Stoff gut vertraut ist. Die äußeren Ereignisse in Körners Leben werden uns getreulich berichtet, auch der Zweifel des Vaters, ob die kurze Erkrankung Theodors im Jahre 1794 von einem verschluckten Knöchelchen oder einem Stück zu hart gerösteter Semmel herrühre, wird uns nicht vorenthalten. Der Biograph wird immer gut thun, bei den frühesten Knabenjahren eines Dichters sich recht kurz zu fassen, wofern er uns eben nicht das beliebte „Wunderkind“ vorführen will. Die kleinen Leiden und Freuden der Kindheit sind von den ersten Windeleregnissen an bei allen Dichtern immer dieselben. Natürlich wird eine wirklich charakteristische Neigung aus frühester Jugend, wie sie gelegentlich vorkommen mag, nicht verschwiegen werden dürfen. Viel schwieriger aber als eine Aneinanderreihung solcher biographischer Einzelzüge ist eine wirkliche litterarische Charakteristik, die uns Wildenow gänzlich schuldig bleibt. Schon das geistige Profil des Vaters Körner mußte viel schärfer herausgearbeitet werden. So etwas ist auch in einer populären Ausgabe möglich, denn großer Worte bedarf es dazu nicht. Die ästhetischen Urteile des Verfassers erheben sich nicht sehr über die der königschen „Litteraturgeschichte“. Freilich mußte auch eine ernsthafte ästhetische Analyse vielfach zu negativen Resultaten führen, und das paßte wohl nicht in eine populäre Ausgabe. Körner ist einer unserer Kulturdichter, und wir freuen uns, wenn auch heute noch unsere Gymnasiasten mit Begeisterung zu seinem Bilde emporschauen; für den

Digitized by Google

Entwicklungsgang unserer Litteratur ist er aber fast bedeutungslos. Es berührt wohlthuend, daß Wildenow, wenn wir von seinem enthusiastischen Urteil über „Zrinv" absehen, die in Körnerschriften übliche Verhimmelung vermieden hat und sich auch auf keine Prophezeiung über die bei längerer Lebensdauer erwartete Dichtergröße Theodor Körners einläßt.

Dresden. *Karl Zeiss.*

In der „Bibliothek der Gesamtlitteratur" (Otto Hendel, Halle a. S.) sind neuerdings wieder einige wohlfeile neue Textausgaben von älteren Werken der deutschen Litteratur erschienen. Eine Gesamtausgabe der Gedichte von Novalis mit dem Bilde des Dichters und einer Einleitung wird für den Preis von 25 Pf. (geb. 50 Pf.) bei dem neuerdings wiedergekehrten Interesse für diesen zartesten Lyriker der Romantik vielen erwünscht sein. Dankenswert ist auch die Auswahl aus den Werken des Satirikers Chr. V. Liscow, die gar 200. Wiederkehr seines Geburtstages von August Hoffer besorgt worden ist (Preis 75 Pf., geb. M. 1,—). Ebenfalls in einer zweckentsprechenden Auswahl sind die Gedichte von Chr. Fr. Daniel Schubart in die Bibliothek aufgenommen worden (25 Pf., geb. 50 Pf.). Als Jugendschrift endlich empfiehlt sich die im Auftrag des altonaer Prüfungsausschusses von A. Bolanarden übernommene neue Ausgabe von Hebels „Erzählungen des rheinischen Hausfreunds", der Fortsetzung des bekannten „Schatzkästleins" (50 Pf., geb. 75 Pf.).

Buren-Litteratur.

Der Freiheitskampf der tapferen Buren hat junge und ältere deutsche Dichterseelen in ebenso starke Schwingungen versetzt, wie ehedem der der Griechen — eine hübsche Parallele zwischen beiden, deren nachdenkliche Betrachtung jedem Engländer empfohlen werden darf. Außer Fritz Lienhards früher erschienenem „Burenliederm", die alsbald in weitere Kreise gedrungen sind, liegt uns schon in zweiter Auflage eine Sammlung gleichen Titels von Emil Steinweg vor (Marienburg i. Westpr., O. Stamm, 42 S.), die sich, obgleich nur ein paar Dutzend banalen, rein lyrischen Gedichten, durch kräftigen Versschritt und schöne Wärme des Ausdrucks auszeichnen, ohne freilich andere Mittel als den gangbaren Wort- und Bilderschatz der älteren Nationalliteratur aufzuwenden. — Moderner im Ton und mit schärfer geschliffenen Worten tritt Anton Renk in seiner kleinen Sammlung „Tiroler und Buren" auf (Innsbruck, Schereverlag; 51 S., 80 Pfg.), der die Tirolerkämpfe von 1809 mit dem Kampfe der südafrikanischen Republiken in Vergleichsbeziehung bringt und seine Anklagen vorzugsweise an die höchsten Stellen richtet. Unter den meist recht wirkungsvollen Stücken der Sammlung ist besonders das beschleunigende „Gebet" von Weihe und Inbrunst erfüllt. — An den zehn Gedichten „Aus dem Burenkrieg", die die Gräfin Louise Brockdorff-Ahlefeldt zum Besten der bedrängten Transvaaler veröffentlicht (Riga, Jonck & Poliewsky, 1901. 4°, 31 S. Preis 2 Mk.), ist leider der prachtvolle altgotische Druck der Firma Trunglin weniger zu loben; die Verse, größtenteils nur leicht rhythmisierte Prosa, sind bedauerlich schwach, und nur der gute Zweck kann es entschuldigen, daß sie gedruckt wurden. — Viel Sinn für Rhythmus und routinierte Behandlung der Versformen zeigen dagegen die bisweilen an Freiligrath erinnernden „Burenlieder" von Rudolf Baumbach (Dresden, E. Pierson, 92 S. 1 Mk.). Sie haben gleich denen von Steinweg schon die 2. Auflage erlebt. — Der Vollständigkeit halber nennen wir hier auch noch die uns nicht vorliegende Gedichtsammlung: „Trutz England! Lieder der Erbitterung" von Ferdinand Wittenbauer (Graz, Verlag der deutschen Vereins-Druckerei, 1901), der gutes nachgerühmt wird.

Auch die Erzählungsliteratur hat sich das dankbare Stoffgebiet der südafrikanischen Vorgänge nicht entgehen lassen: bei allen Inteligenzblättern und Kreisanzeigern herrschte während des vorigen Jahres große Nachfrage nach Burenromanen, und vollends die Jugendschriftenverlage hatten es angesichts der stürmischen Burensympathien in deutschen Sextanerkreisen eilig, für Leistoff dieser Gattung zu sorgen. Ein Buch solcher Art liegt uns vor in „Christinus von der Koedoesdrift, Erzählung aus dem letzten Burenkriege", von Karl Rode (Leipzig, E. Kempe, 1900. 409 S. 4 M.), das zwar seinem ganzen Zuo nach nur auf den Ueberstrumpf-Klasse gehört und seinen tapferen Burenjungen Christian de la Rey ein komplettes Scheusal von Engländer in der Gestalt des grausam-hinterlistigen Mr. James Fox gegenüberstellt, wenigstens aber dadurch, daß sein Verfasser selber in Südafrika ansässig war — irren wir nicht, als Photograph — auf kultur- und naturhistorische Echtheit in der Schilderung von Land und Leuten Anspruch machen darf.

Anspruch auf historischen Wert macht der Band „Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkriegs" (Stuttgart, K. Thienemanns Verlag, 192 S. gr. 8° mit 119 Bild., Preis karton. 2,50 M.), den Herr Frederik Rompel, der Kriegskorrespondent der „Volksstem" in Pretoria, kürzlich herausgegeben und dessen deutsche Ausgabe Generalmajor Dr. Albert Pfitzer mit einer Einleitung herausgegeben hat. Eine Menge Porträts und Abbildungen macht uns mit allen Persönlichkeiten, Schauplätzen und Vorgängen des großen Befreiungskrieges bekannt. Dieser Umstand und die gründliche Sachkenntnis des Verfassers sichern dem Buche seinen Erfolg bei allen Burenfreunden.

Gleichfalls durch die politischen Ereignisse veranlaßt ist die Schrift: Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre und Sprachproben von Dr. Heinrich Meyer (Göttingen, Franz Wunder, 1901. 105 S. Preis 2 Mk.). Die Sprache des Burenvolkes ist kein geodhnliches Holländisch, sondern „eine ganz eigentümliche, von allen anderen Arten Holländisch, ja zum Teil von allen germanischen Sprachen überhaupt abweichende Mundart". Außer einer älteren fraybürger Diffetation ist über die Burensprache in Deutschland noch nichtgeschrieben worden, so daß die Arbeit manchem sehr dankenswert erscheinen wird. Als Probe diene eine Strophe aus der Uebersetzung von Goethes „Erlkönig":

„Kom, kindjie lief, kom, ga met me mee,
Dan sal ik jon allerlei speulgoed gee,
En praqtige blomme. Kom, is jy gereed?
Myn moeder die skenk jou in gouwe kleed."

Endlich sei erwähnt, daß die Burenbewegung in Deutschland auch ihre eigene Zeitschrift sein erhalten hat. Sie nennt sich „Der Burenfreund" (Verlag: Berlin W., Courbièrestr. 11), erscheint seit 1. Juli halbmonatlich mit Illustrationen und ist das offizielle Organ des „Vereinigten Burenkomitées" (Preis halbjährlich 2 Mk. 40).

* *

Warum? — Mensch und Buchhändler. Lebens-Anzeichnungen von Johannes Bacmeister. Stuttgart 1900, E. Leupolds Verlag. 247 S.

Nach des Verfassers in gelegentlicher Bemerkung (S. 227) wendet sich diese Veröffentlichung seiner Erinnerungen zunächst an seine Kinder, Verwandte und Freunde. Aber auch außerhalb dieses Kreises könnten sie menschliches Interesse erregen. Man gewinnt den Eindruck daraus, daß der Verfasser in seinem arbeitsreichen Buchhändlerleben ein gerütteltes Maß trüber Erfahrungen gemacht und sich trotzdem als fester Charakter behauptet hat. Daß der Kampf mit dem Dasein und mit seinen Mitmenschen trotz aller Widerwärtigkeiten seine Kraft nicht gebrochen und sein Zuvertrauen nicht erstickt zu haben scheint, ist der ethische Gewinn aus dieser anspruchslosen Lektüre, die den Angehörigen des Buchhandels noch eine spezielle, berufliche Teilnahme einflößen dürfte.

* *

Von dem populären Mappenwerke, das der Verlag von E. A. Seemann unter dem Titel „Alte Meister" herausgiebt, liegt jetzt der erste Jahrgang mit der dritten bis fünften Lieferung abgeschlossen vor. Wir haben auf dieses Unternehmen, das eine neue Dreifarbendruck-technik zur Anwendung bringt, schon bei seinem Beginn vor einigen Monaten empfehlend hingewiesen, auch auf den ungewöhnlich billigen Preis der Sammlung (die Mappe mit 8 Tafeln Mk. 5,—). In den neuen Lieferungen findet man verhältnismäßig vortreffliche farbige Nachbildungen von Dürers „Holzschuher" und „die vier Apostel", Velasquez Selbstporträt, des bekannten „Milchmädchens" von Greuze u. v. a. Kolorit sich besonders wirksam ist die „lesende Frau" von Pieter de Hooch wiedergegeben. — Der Verlag giebt das Werk neuerdings auch ohne die nicht jedem erwünschten Passepartoutrahmen unter dem Titel „Die Malerei" heraus.

* *

Nachrichten

Bühnenchronik.

Dresden. Hart vor Thoresschluß hat das Kgl. Schauspielhaus im Juni noch zwei Neulingen auf der Bühne das Wort vergönnt. Jakob Wassermann

Digitized by Google

kam mit seiner zweiaktigen Lügenkomödie „Hockenjos“ zum ersten Mal auf eine öffentliche Bühne.*) Er hat zu diesem Zwecke den Schluß der Komödie geändert. Hockenjos, das unwürdige Ideal der Denkmalslust der Schopflocher, kommt bekanntlich von einer Irrfahrt gerade in dem Moment zurück, wo der Grundstein zu seiner marmornen Unsterblichkeit gelegt werden soll. In der neuen Lesart thut er den Schopflochern den Gefallen, gegen eine Rente für Weib und Kind, von der wohl auch für ihn etwas abfallen wird, auf Nimmerwiederkehr zu verduften. Der andere Neuling auf der Bühne nennt sich Wilhelm Schneidt, ein Musensohn, sein Werk: „Mutter Landstraße, das Ende einer Jugend“, Schauspiel in drei Aufzügen. Er ist zu früh gekommen und belastet das ohnehin müde Gedächtnis der Theatergeschichte mit einem zunächst überflüssigen Namen. Das Thema vom verlorenen Sohn wird ins Oberbayrische übersetzt, nur daß der Sohn ohne Reue, dafür aber mit Weib und Kind heimkehrt. Der Vater verweigert dem Sohn die Aufnahme, die jener mit dem kecken Wut der Verzweiflung und dem Vertrauen auf eine Liebe, die er nie geachtet, als selbstverständliches Recht fordert. In dem Gegensatz zwischen dem harten und wortkargen Vater und dem beredten, in Phrasen vom Recht des Individuums schwelgenden Sohne erschöpft sich die dramatische Kraft und die Lebenskenntnis des Verfassers. Unvermittelte Klänge einer schielenden Symbolik der Landstraßenpoesie von vorgestern und krasse theatralische Effekte beleuchten die künstlerische Unreife des Werkes, das auch bald ganz von der Bühne verschwand.

Leonhard Lier.

Totenliste. Am 7. Juli † in Zürich die Volks- und Kinderschriftstellerin Johanna Spyri, geb. Heußer, im Alter von 72 Jahren. Sie war eine Tochter der Dichterin Meta Heußer und eine Schwester des in Argentinien lebenden Arztes Dr. Heußer, der ein intimer Freund Gottfried Kellers war. Ihr bekanntestes Werk war die Erzählung „Heidis Lehr- und Wanderjahre“, ein in seiner Art klassisches Kinderbuch, das zahllose kleine Leser gefunden hat. Ihre letzte, gleichfalls der Jugend gewidmete Arbeit, „Die Stauffermühle“, ist noch in Druck und wird demnächst im Verlag von Martin Warneck in Berlin erscheinen.)

Prof. Dr. Johannes Schmidt, der bekannte berliner Universitätslehrer für vergleichende Sprachwissenschaft, † in Berlin am 4. Juli. Er war in Prenzlau 1843 geboren, wirkte in Bonn und Graz und nahm seit 1876 den Lehrstuhl Franz Bopps an der berliner Universität ein. Seine zahlreichen Arbeiten galten der indogermanischen Sprachforschung.

Kurz vor seinem 80. Geburtstage † in Berlin der Schriftsteller Dr. phil. Julius Conard, Verfasser einer Anzahl Romane und Gedichtsammlungen. Er hatte das Unglück, seit Jahrzehnten erblindet zu sein.

Der Maler Heinrich Ludwig Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, ein 1836 geborener Sohn von Schillers Tochter Emilie, † am 9. Juli in Weimar. Sein Sohn Alexander hat aus diesem Anlaß der deutschen Schillerstiftung 2500 Mark gespendet.

In Altenburg † der Verlagsbuchhändler Alfred Pierer, Chef der bekannten Verlagsbuchhandlung H. A. Pierer.

In Baltimore † der Chefredakteur des dortigen „Deutschen Correspondenten“ Eduard F. Leyh, im Alter von 61 Jahren. Er stammte aus Thüringen, war von Haus aus Lehrer, wanderte aber frühzeitig in die neue Welt aus, wo er Journalist wurde und seit Anfang der Sechzigerjahre demselben Blatt angehörte. In seinen Mußestunden war er auch dichterisch thätig (vgl. Johannes Scherr, Bildersaal der Weltlitteratur).

Am 19. Juli † in Leyden der Professor der niederländischen Litteratur Dr. Jan ten Brink (geb. 1834), ein ungewöhnlich fruchtbarer Schriftsteller, der außer zahllosen litterar- und kunsthistorischen Arbeiten auch mehrere Romane verfaßte, Zeitschriften herausgab, Theaterkritiken schrieb u. s. w.

* *

Zwei Jubilare. Am 12. Juli hat Robert Schweichel sein achtzigstes, Dagobert von Gerhardt — als Gerhart von Amyntor bekannt — sein siebzigstes Lebensjahr zurückgelegt. Schweichel, der Mitbegründer und ehedem erste Vorsitzende des Deutschen Schriftstellerverbandes (heute dessen Ehrenpräsident) stammt aus Königsberg und ward durch die Volksbewegung der

Robert Schweichel.

Vierzigerjahre aus der juristischen in die journalistische Laufbahn getrieben. Im „tollen Jahr“ mußte er nach der Schweiz flüchten und war ein Jahrzehnt in Lausanne als Professor des Deutschen thätig. Von 1869 bis 1883 leitete er die „Deutsche Romanzeitung“, seitdem lebt er als unabhängiger Schriftsteller in Berlin. Seine ersten Novellen schrieb er erst als Vierziger in der Schweiz, auf deren Gebiet auch ein großer Teil seiner Erzählungen spielt. Volksgeschichten und historistische Romane waren zumeist die Früchte seines Schaffens, von denen besonders der auf ostpreußischem Boden angelegte Roman „Der Artschwinger“ als kräftigstes Werk gerühmt wird. Zwar von den modernen Litteraturgeschichten (Stern, Meyer, Koch, Bartels) nennt nicht eine auch nur seinen Namen (nur bei Gottschall findet man ihn gewürdigt); seine vielfachen Verdienste aber um die Organisation und soziale Hebung des Schriftstellerstandes haben ihm auch ohne das die Hochschätzung weiter litterarischer Kreise erbracht und gesichert.

Auch Dagobert von Gerhardt stand schon im 44. Jahre, als sein erstes Buch („Hypochondrische Plaudereien“) erschien; auch er wandte sich mit Vorliebe — so in seinem bestbekannten Buche, dem Hohenzollernroman „Gerke Suteminne“ — der historischen Erzählung zu, hat aber als Sohn einer schlesischen Offiziersfamilie und preußischer Major a. D. eine der des Volksmanns und einstigen Revolutionärs Schweichel ziemlich entgegengesetzte Entwicklung durchgemacht. Er gehörte unter Moltke dem großen Generalstab an, wurde bei den Düppeler Schanzen

*) Stimmt nicht ganz. Die „Sezessionsbühne“ in Berlin hat das Stück bereits (in der ursprünglichen Fassung) aufgeführt (vgl. Sp. 275). D. Red.

Digitized by Google

schwer verwundet und durch ein hiervon zurückgebliebenes Kopfleiden stark genötigt, in den Ruhestand zu treten. Seit vielen Jahren lebt er in Potsdam. Aufsehen machte seine 1891 als Entgegnung auf Tolstois „Kreutzersonate“ erschienene Schrift „Die Cis-Moll-Sonate“, die sechzehn Auflagen erlebte. Seine Erinnerungen hat er vor einigen Jahren in dem „Skizzenbuch meines Lebens“ (Breslau, 1893) niedergelegt.

* *

Angekündigte Bücher. Eine Biographie Eduard Mörikes von Dr. Harry Maync wird diesen Herbst im Verlag von J. G. Cotta erscheinen. — Die erste Gesamt-Ausgabe von Adolf Pichlers Werken bereitet der Verlag von G. H. Meyer, Berlin, für nächstes Jahr vor. — Zu Wilhelm Raabes 70. Geburtstag giebt Hans von Bolzogen im Verlag von Otto Janke ein Buch unter dem Titel „Raabenweisheit“ heraus, das eine Sammlung von Reflexionen, Aphorismen u. s. w. aus Raabes Werken umfaßt.

* *

Heinse-Ausgabe. Ueber die bereits kurz angekündigte Gesamtausgabe der Werke von Wilhelm Heinse, die Dr. Carl Schüddekopf vorbereitet, besagt eine Mitteilung des Insel-Verlages: Die Ausgabe wird in 10 Bänden innerhalb dieses und der nächsten 3 Jahre erscheinen, zunächst der „Ardinghello“ (als Band 4) mit ungedruckten Vorarbeiten, demnächst (als Band 7) die Tagebücher und Aphorismen, die sämtlich noch ungedruckt sind. Preis des Bandes 4 M. 50 Pf. (geb. 6 M.), bei Subskription auf sämtliche Bände je 50 Pf weniger. Außerdem wird eine Luxusausgabe in 50 Exemplaren hergestellt, die ungebunden 100 M. kostet.

* *

Von Zeitschriften. Die seit fünf Jahren von Prof. Dr. J. Wychgram herausgegebene „Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen“ hat mit dem letzten Vierteljahresheft ihr Erscheinen eingestellt. — Eingegangen sind ferner in letzter Zeit die von Hans Land seit dem Herbst 1898 redigierte Berliner Wochenschrift „Das neue Jahrhundert“ und die seit letztem Neujahr in Frankfurt a. M. erschienenen „Modernen Blätter für Musik, Kunst und Litteratur“, ein von uns von vornherein als überflüssig und unreif charakterisiertes Unternehmen (vgl. Sp. 697).

* *

Persönliches. An die neue Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. sind die Herren Prof. Dr. K. Morf, bisher Dozent für romanische Sprachen und Litteratur an der züricher Hochschule, und Dr. Francis Curtis, bisher Lektor des Englischen an der Universität Wien, berufen worden. — Der Schriftsteller Oscar Panizza, der unter der Anklage einer Majestätsbeleidigung sich vor kurzem dem Gericht in München gestellt hatte, wurde kürzlich seines Geisteszustandes wegen in eine Heilanstalt verbracht.

* *

Allerlei. Die „Deutsche Litteratur-Gesellschaft“, die Herausgeberin der „Litterarischen Warte“ (München, Allg. Verlagsgesellsch.), setzt drei Preise im Betrage von 5000, 3000 und 2000 M. für solche Romane aus, „die auf christlicher Weltanschauung basieren und das katholische Empfinden nicht verletzen“. — Von den „Deutschen Chansons“ (Bertil-Lieder), die Otto Julius Bierbaum vor einigen Monaten herausgegeben hat, ist kürzlich das dritte Zehntausend erschienen (Berlin, Schuster & Loeffler, 1 M.). Ein neues Vorwort des Herausgebers, das diesen ungewöhnlichen Erfolg eines Versbüchleins zu begründen unternimmt, leitet die Auflage ein.

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Baranowsky, C. Moderne Ehen. Roman. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. gr. 8°. 326 S. M. 3,— (4,—).
Battke, A. Kleine Mädel. Lose Geschichten. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 95 S. M. —,50.
Beaulieu, G. v. Alte und neue Menschen. Roman. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. gr. 8°. 283 S. M. 3,— (4,—).
Beetschen, Alfred. Ein reiner Thor. Bayreuther Festspiel-Roman. Berlin, Otto Janke. 245 S. M. 2,—.
Bethusy-Huc, B. Gräfin (M. v. Reichenbach). Mausgeschichte einer Ehe. Berlin, Alfred Schall. 231 S. M. 2,50 (3,50).
Bob, A. Die Geschlechter der Menschen. Roman. Leipzig, Lotus-Verlag. 282 S. M. 4,— (5,—).
Conring, J. v. Frauenseelen. 2 Erz. Berlin, Richard Taendler. 196 S. M. 2,— (3,—).
Edberg, K., Gräfin Witwe. Roman. Berlin, Otto Janke. 3 Bde. 264, 236 u. 271 S. M. 10,—.
Fischer, F. Wandlungen. — Freunde. 2 Geschichten. Dresden, E. Pierson. 77 S. M. 1,50 (2,50).
Fließ, E. Liebesmarkt u. a. Nov. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 126 S. M. 1,—.
Friedmann, Alfred. Tantalus. Moderner Roman. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 249.) Berlin, H. Hillger. 12°. 126 S. M. —,20.
Goedicke, E. Die Ehre gerettet! Roman. Berlin, Otto Janke. 2. Tle. in 1 Bde. 124 und 204 S. M. 4,—.
Heib, H. Tagebuch eines Abenteurers. Dresden, E. Pierson. 132 S. M. 2,— (3,—).
Höcker, P. O. Von mir, von Durchlaucht und anderen. Humoresken. Berlin, A. Hofmann & Comp. 137 S. M. 1,50.
Höhle, H. Das größte Glück. Tragische Geschichte eines armen Narren. Braunschweig, Richard Sattler. gr. 8°. 117 S. M. 2,40 (3,50).
Janitschek, Maria. Olympier. Nov. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 186 S. M. 2,— (3,—).
Klein, O. Aürel Ernstes und Heiteres. Braunschweig, Richard Sattler. 138 S. M. 2,— (3,—).
Lindau, Paul. Kleinigkeiten. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 169 S. M. 2,— (3,—).
Mala de, Th. Geschichten von der Scholle. Braunschweig, Richard Sattler. 148 S. M. 1,80 (2,60).
Marco, L. Wie sie lieben. Bunte Geschichten. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50.
Ott, A. Wildfeuer. Roman aus dem Hochgebirge. Berlin, Rich. Taendler. 210 S. M. 2,— (3,—).
Pilgrim, Th. Geistlich. Roman. Leipzig, Lotus-Verlag. gr. 8°. 397 S. M. 5,— (6,—).
Prigge-Broof, M. Um des Kindes willen. Roman. Leipzig, Johannes Cotta Nachf. 243 S. M. 2,50 (3,50).
Rapp, G. Eisenbahn, Militär u. a. Geschichten. Dresden, E. Pierson. 114 S. M. 2,— (3,—).
Reisner, L. v. Die Unschuld. Humoristisch-satirische Zeitbilder. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 96 S. M. 1,—.
Rüst, Edela. Die Anhdt-Straße. Leipzig, G. Müller-Mann. Schmal 8°. 128 S. M. 1,— (2,—).
Rüttenauer, Benno. Der neue Troubadour. Eine Reisegeschichte. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 251.) Berlin, H. Hillger. 12°. 125 S. M. —,20.
Schlaifier, P. H. (Onkel Peter). Ut min Klutenpeddersjören. Jeste Deel. Madam Geelgans un ehr Libylings. Riebäll, Alex Bohnsen. M. 1,—.
Schödel, E. Talmi-Liebe. Moderne Nov. Berlin, Richard Eckstein Nachf. 96 S. M. —,50.
Stona, Marie. Im Spiel der Sinne. Novellen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 162 S. M. 2,— (3,—).
Treichel, A. Hugin und Munin. Novellen. Berlin, Rich. Taendler. 243 S. M. 3,— (4,—).
Walloth, W. Ein Sonderling. Roman a. d. italien. Renaissance. Leipzig, Lotus-Verlag. 309 S. M. 5,— (6,—).
Wendtland, C. Drei Novellen. Dresden, E. Pierson. 107 S. M. 1,50 (2,50).
Wichert, Ernst. Der Hinkefuß u. a. Nov. Dresden, Carl Reißner. 248 S. M. 3,— (4,—).
Zapp, Arthur. Durchlaucht Prinz Habenichts. Roman. Berlin, Rich. Taendler. 118 S. M. 2,— (3,—).
Zapp, Arthur. Eine wilde Ehe. Roman. Leipzig, Joh. Cotta Nachf. 201 S. M. 3,— (4,—).

Digitized by Google

Zobeltitz, F. v. Der Herr Intendant. Geschichte einer Hoftheatersaison. Roman. Berlin, Otto Elsner. 318 S. M. 3,50 (5,—).

Bicher-Clausen, J. Inga Heine. Roman a. d. Gegenwart. A. d. Dän. v. P. Klaiber. Stuttgart, J. Engelhorn. 160 S. M. —,50 (—,75).

Brändsted, K. G. Freiheit. Erz. Ueberl. von P. Klaiber. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 514 S. Geb. M. 6,—.

Gorki, Maxim. Einst im Herbst. (Ausgew. Erz. 1. Bd.) 227 S. mit Bildn. — In der Steppe. (Ausg. Erz. 2. Bd.) 289 S. Ueberl. von M. Frosianoff. Leipzig, Eugen Diederichs. Je M. 2,— (3,—).

Gorki, Maxim. Ein sonderbarer Leier. Deutsch von P. Jakoleff. Leipzig, Rich. Wöpke. 83 S. M. 1,—.

Hardy, Th. Juda der Unbekannte. Roman. A. d. Engl. von A. Berger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. 562 S. M. 4,— (5,—).

Kielland, A. L. Schnee. Erz. Ueberl. von O. Hauler. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 250.) Berlin, H. Hillger. 12°. 124 S. M. —,20.

Lagerlöf, S. Ingrid. A. d. Schwed. von K. Oberländer. Stuttgart, Jos. Roth. 12°. 135 S. M. —,40.

Maupassant, Guy de. Nutzlose Schönheit. Novellen. Frei übertr. von Georg Frhrn. von Ompteda. Berlin, F. Fontane & Co. 245 S. M. 2,—.

b) Lyrisches und Episches.

Dove, K. Aus zwei Weltteilen. Dichtungen. Heidelberg, Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei. gr. 8°. 127 S. M. 2,—.

Ritsch, H. Dummheiten. Lachende Märchen. Dresden, E. Pierson. 104 S. M. 1,50 (2,50).

Perfall, A. Frhr. v. König Wiglaf. Epische Erzählung. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 259 S. M. 3,— (4,—).

c) Dramatisches.

Berndl, Ludwig. Der Todjucher. Blüette in 3 Aufz. Dresden, E. Pierson. 40 S. M. 1,—.

Blank, M. Am Hochzeitsmorgen. Ein Familienereignis in 3 Zeiten. Dresden, E. Pierson. 94 S. M. 1,50.

Cabanis, G. P. S. Frau Ute. Schauspiel. Dresden, E. Pierson. 102 S. M. 1,50.

Falzari, F. Cloto. Ein Sommernachtstraum in 3 Bildern. Dresden, E. Pierson. 47 S. M. 1,—.

Gilg, A. Peter v. Hagenbach. Ein dramatisches Gedicht aus der Vergangenheit des Oberrheins. In 3 Teilen. Straßburg, J. Noirels Buchh. gr. 8°. 218 S. M. 2,50.

Hilm, E. Der Slawentrieg. Trauerspiel. Wien, Wilhelm Braumüller. 900 S. M. 3,—.

Kuhe, F. W. Schau- und Reimspiele. Dresden, E. Pierson. 110 S. M. 1,50.

Schäfer, Wilhelm. Rembrandt. Schauspiel in 3 Aufz. Zürich, Emil Cottis Wwe. 75 S.

Schlosser, M. Durchgerungen. Dramat. Gedicht. Dresden, E. Pierson. 70 S. M. 1,—.

Sontoneff, Mari. Abgott Mann. Schauspiel in 3 Akten. Dresden, E. Pierson. 82 S. M. 1,50.

Stavenhagen, Fritz. Der Lotse. Hamburger Drama in 1 Akt. Hamburg, Aug. Harms. 50 S.

Telmann, Konrad. Dramen. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 359 S. M. 5,— (6,—).

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bauch, G. Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt. Eine litterar. Studie zur deutschen Universitätsgeschichte. München, A. Oldenbourg. gr. 8°. 115 S. M. 3,50.

Jahrbuch der deutschen Shakspere-Gesellschaft. Im Auftrag des Vorstandes herausgeg. von Alois Brandl und Wolfg. Keller. 37. Jahrg. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchh. gr. 8°. 396 S. mit 1 Bildn. M. 10,—.

Kirchstein, M. Gerhart Hauptmann. Sein Leben und seine Werke in e. kurzen Uebersicht dargest. Berlin, Hugo Schildberger. gr. 8°. 40 S. M. 1,—.

Kraeger, H. Conrad Ferdinand Meyer. Quellen und Wandlungen seiner Gedichte. (Palaestra; XVI.) Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. XXXI, 367 S. M. 10,—.

Littmann, E. Arabische Schattenspiele. Mit Anhängen von G. Jacob. Berlin, Mayer & Müller. gr. 8°. 83 S. M. 2,80.

Oettinger, W. Das Komische bei Molière. Diss. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. Lex. 8°. 72 S. M. 2,50.

Villet, A. Das Fabliau von den Trois Bossus Ménestrels und verwandte Erzählungen früher und später Zeit. Ein Beitrag zur altfranz. u. zur vergl. Litteraturgeschichte. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. 101 S. M. 2,80.

Schücking, L. L. Studien über die stofflichen Beziehungen der englischen Komödie zur italienischen des Villy. (Studien zur englischen Philologie. IX.) Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. 109 S. M. 3,—.

Weddigen, Otto. Lord Byrons Einfluß auf die europäischen Litteraturen der Neuzeit. 2., durchaes. Aufl. Wald (Rheinland), F. W. Loosen Söhne. 153 S.

Wohlrab, M. Hamlet, Prinz von Dänemark. (Aesthetische Erklärung shakspearischer Dramen. 1. Bd.) Dresden, L. Ehlermann. 98 S. M. 1,50 (2,—).

e) Verschiedenes.

Cohn, J. Allgemeine Aesthetik. Leipzig, Wilhelm Engelmann. gr. 8°. 293 S. M. 6,— (7,—).

Delbrück, B. Grundfragen der Sprachforschung. Mit Rücksicht auf W. Wunds Sprachpsychologie erörtert. Straßburg, Karl J. Trübner. gr. 8°. 180 S. M. 4,—.

Euden, R. Der Wahrheitsgehalt der Religion. Leipzig, Veit & Comp. gr. 8°. 448 S. M. 9,— (10,—).

Fred, B. Modernes Kunstgewerbe. Essais. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 128 S. M. 2,50.

Hansen, J. Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter. Bonn, Carl Georgi. gr. 8°. 703 S. M. 12,—.

Kippenberg, Anton. Die Sage vom Herzog von Luxemburg und die historische Persönlichkeit ihres Trägers. Leipzig, Wilh. Engelmann. gr. 8°. 280 S. mit 2 Vollbildern und 11 Abb. im Text. M. 7,—.

Knet, Wh. Der Evangeliums-Baumeister Harnack. Eine populäre Auseinandersetzung über „Das Wesen des Christentums". Hamm, Breer & Thiemann. gr. 8°. 28 S. M. —,50.

Lindner, Th. Geschichtsphilosophie. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. gr. 8°. 206 S. M. 4,— (5,50).

Naumann, G. Zarathustra-Kommentar. 4. (letzter) Teil. Leipzig, H. Haessel. gr. 8°. 321 S. M. 4,— (5,—).

Nietzsche, Friedrich. Nachgelassene Werke. Unveröffentlichtes aus der Zeit des Menschlichen, Allumenschlichen und der Morgenröte (Werke, XI. Bd.). 2., völlig neu gestaltete Ausg. gr. 8°. 422 S. — Unveröffentlichtes aus der Zeit der fröhlichen Wissenschaft und des Zarathustra (Werke, XII. Bd.). 2., völlig neu gestaltete Ausg. gr. 8°. 437 S. Leipzig, C. G. Naumann. Je M. 9,— (11,—).

Palten, H. v. d. Kunst und Proletariat. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 32 S. M. 1,—.

Schmitt, E. Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit. Mit Buchschmuck von J. B. Cissarz. Leipzig, Eugen Diederichs. 225 S. M. 3,— (4,—).

Strecker, R. Der ästhetische Genuß. Gießen, J. Ricker. Lex. 8°. 87 S. M. 1,60.

Ruskin, John. Sechs Morgen in Florenz. Einfache Studien christl. Kunst für Reisende. A. d. Engl. v. A. Wilmersdoerffer. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. XVI, 220 S. Geb. M. 4,—.

Ausland.

(Die mit * bezeichneten Bücher gingen uns zu.)

Englisch.

Francke, K. History of German literature as determined by social forces. London, G. Bell & Sons. 10 sh.

Lee, W. Tennyson. London, Dent & Co. 12°. 1 sh.

Murray, H. Robert Buchanan. A critical appreciation, and other essays. London, Wellby. 5 sh.

Nettlehip, J. F. Robert Browning. Essays and thoughts. London, J. Lane. 5 sh. 6 d.

Nietzsche as critic, philosopher, poet and prophet. Choice selections from his works. Compiled by Th. Common. London, Grant Richards. 7 sh. 6 d.

Pancoast, H. S. An Introduction to English literature. London, G. Bell & Sons. 5 sh.

Französisch.

*Hennebica, Léon. L'orient grec. Grece et Sicile. Paris, Editions de L'Humanité Nouvelle. 510 p. 4 fr.

Rigal, E. Le Théatre français avant la période classique. Paris, Hachette & Cie. 16°. 3 fr. 50 c.

Stapfer, P. Victor Hugo et la grande poésie satirique en France. Paris, P. Ollendorff. 18°. 3 fr. 50 c.

Digitized by Google

*Werm, Fridolin. A Herbert Spencer. Reimpression revue. Paris, Schleicher frères. gr. 8°. 24 p.

Italienisch.

Chiarini, G. Giosuè Carducci: Impressioni e ricordi. Bologna, N. Zanichelli. 16°. 3 l.

Ferrari, V. Letteratura italiana moderna e contemporanea (1748—1901). Mailand, U. Hoepli. 16°. 3 l.

Leopardi, Giac. Pensieri di varia filosofia e di bella letteratura. Vol. VII. Florenz, Succ. Le Monnier. 16°. 3 l. 50 c.

Levi, A. R. Storia della letteratura inglese dalle origini al tempo presente. Vol. II. Palermo, A. Reber. 16°. 7 l.

Mestica, G. Studi Leopardiani. Florenz, Succ. Le Monnier. 16°. 4 l.

*Pantini, Romualdo. L'arte a Parigi nel 1900. Note. Firenze, Francesco Lumachi. gr. 8°. 277 p. L. 3,—.

Spanisch.

Apraiz, J. Estudio historico critico sobre las Novelas ejemplares de Cervantes. Madrid, M. Murillo. 3 pes.

Niederländisch.

van den Oude, J. Litterarische Interludien. II. bdl. Leiden, S. C. van Doesburgh. 3 fl. 40 c.

Kataloge.

v. Zahn & Jaensch, Antiquariat in Dresden. Katalog Nr. 127: Neuere Philologie. 65 S.

Zuschriften.

Zur Faust-Erklärung.

Als R. M. Meyers Besprechung der ersten Auflage meiner Faustschrift (GJ III, Sp. 1104) erschien, war die zweite stark vermehrte Auflage („Eine neue Faust-Erklärung". Berlin 1901, Otto Elsner, 158 S.) bereits fertiggestellt. Meyer referiert mehrfach unrichtig. Mein Vortrag in der Berliner Psychologischen Gesellschaft über „Die Psychologie des Genies in Goethes Faust" war noch nicht vorher gedruckt. Daß das „produktive Genie nur durch das Alter gebrochen werden kann", ist nicht meine Meinung; ich mache vielmehr (1. Aufl. S. 42, 2. Aufl. S. 50) auch „andere Einflüsse" dafür verantwortlich. Wenn Meyer meine Ansicht wiedergegeben glaubt mit den Worten: „Von nun an ist der an (?) Alter und Sorge gebrochene Faust kein Genie mehr, sondern ein blinder, mit Erreichbarem zufriedener Philister", so stellt er damit die Sache direkt auf den Kopf. Denn gerade der Philister hofft das Unerreichbare, nämlich ein absolutes Glück in endlichen vergänglichen Dingen erlangen zu können, während das Genie von vornherein auf das Unerreichbare verzichtet und sich mit dem Erreichbaren, dem relativen Besitz und Genuß, begnügt: „Was er erkennt, läßt sich ergreifen". Goethe selbst sagt zum Kanzler v. Müller (5. 1. 1826): „Ich weiß, was ich kann und nicht kann, und will nur das, was ich kann." Erst der von der Sorge geblendete Faust kennt keine Widerstände, seine Unmöglichkeiten mehr und hofft wie alle Philister, das Unerreichbare doch noch erlangen zu können. Eine „Technik Goethes", an die er sich streng wie an eine starre, feste Schablone gehalten, und die ihn verhindert hätte, „derartige fundamentale Umwandlungen der Charaktere" zu schildern, giebt es nicht. Wenn Goethe dergleichen sonst nicht geschildert hätte, was hinderte ihn daran, es in dem ganz besonderen Falle des Uebermenschen Faust zu thun? Ebensowenig ließ sich Goethe in der Entwicklung und dichterischen Verkörperung seiner eigenen Ideen durch „die Macht der Tradition", durch den überlieferten Stoff der Faustsage behindern. Er sagt ausdrücklich zu Eckermann (12. 2. 1826): „Beim Werther und Faust mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Busen greifen, denn das Ueberlieferte war nicht weit her". Wie er (Hempel 23, 7) gegen den finsteren Geist der Tradition Partei nahm, der in dem „etwas Uebermenschliches" in seinem Wesen besitzenden Spinoza nur einen „gott- und weltlosen" verdammten Menschen erblickte, so mochte er auch aus dem von einem stumpfen Sinn zur Hölle verdammten „genialen Abenteurer" Faust mit voller Absicht „das Prototyp des produktiven Genies", des Uebermenschen. Faust wird übrigens nicht „erst im Alter" produktiv; vielmehr zeigt sich von vornherein bei ihm der heftigste Drang, die heiseste Sehnsucht nach höchster schöpferischer Thätigkeit. Meyer irrt ferner, wenn er meint, „der alte Dichter" sei „seiner Schöpfungskraft voll bewußt gewesen". Goethe klagt vielmehr recht nachdrücklich über das Nachlassen der genialen Produktionskraft im Alter (Eckermann 11. 3. 1828), und so lag es ihm denn nahe, das, was er so schmerzlich am eigenen Leibe, wenn auch nicht bis zum völligen Erlöschen der „magischen Gabe des Genies", erfuhr, an seinem Faust sich ganz vollenden zu lassen: „Der Mensch muß wieder ruiniert werden." Meyer behauptet ferner: „Goethe hat die Selbstbeschränkung des Weisen dem Wagemut des nur (!) „groß beginnenden" Titanen oft preisend gegenüber gestellt". Am Schluß der „Pandora" sagt nämlich Eos zu Prometheus:

> „Fahre wohl, Du Menschenvater! — Werke:
> Was zu wünschen ist, Ihr unten fühlt es;
> Was zu geben sei, Die wissen's droben.
> Groß beginnet Ihr Titanen; aber leiten
> Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
> Ist der Götter Werk; Die laßt gewähren!"

Das heißt, die Titanen vermögen wohl Großes ins Werk zu setzen, „groß zu beginnen", aber der gute Ausgang steht bei den Göttern. Alles, was der große Mensch vermag, ist eben nur, „groß zu beginnen" im Vertrauen auf die Leitung einer höheren Macht. Davon, daß „die Selbstbeschränkung des Weisen dem Wagemut des nur groß beginnenden Titanen preisend gegenüber gestellt" wird, ist hierbei gar keine Rede. Daß der Titan den Wagemut besitzt, groß zu beginnen, hängt vielmehr damit zusammen, daß er auch die Selbstbeschränkung des Weisen besitzt, die Leitung einer höheren Macht zu überlassen und nicht ängstlich um den Ausgang besorgt zu sein. Gerade der Philister kennt nicht diese Selbstbeschränkung des Weisen, da er selbst Schicksal spielen, unter allen Umständen einen bestimmten Erfolg sich sichern, das Unerreichbare möglich machen möchte. Darum starrt er wie hypnotisiert und gelähmt von der Sorge um den Ausgang, fürchtend und hoffend in die Zukunft, während der Titan Großes beginnt, indem er ohne Sorge um die Zukunft, die im Schoße der Götter ruht, sich damit begnügt, die Gegenwart zu nützen und ungeduldig immer den rechten Augenblick beim Schopf zu fassen. Daher das Wort des Titanen Cromwell: „Der kommt am weitesten, der nicht fragt, wohin es führt". Ein Wort, das der Titan Bismarck wiederholt hat. Und so stürzt sich auch der Titan Faust „in das Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit", ohne Sorge um den Ausgang: „Hast du die Sorge nie gekannt?" Faust: „Ich bin nur durch die Welt gerannt."

Jena. Hermann Türck.

Antworten.

Herrn G. K. in **Prag.** Es hätte allerdings auf Sp. 1344 richtiger heißen müssen: „als Todfeind der Tschechen" statt „der Böhmen". Die Stelle konnte sonst von solchen, die nicht wissen, daß die „Politik" trotz ihrer deutschen Sprache ein tschechisches Blatt ist, mißverstanden werden.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Hans Bütow; beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Digitized by Google

III. Jahr, No. 22. August 1901.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

Fedor v. Zobeltitz
. . . . . Die Exlibris

J. Minor
. . Neues von Marie Ebner

Oscar F. Walzel
. . Zwei Ebner-Biographieen

Leo Berg
. . . . Nietzsche-Schriften

Georg Steinhausen
. Neues zur Kulturgeschichte

Echo der Zeitungen ❋ Echo der Zeitschriften

Echo des Auslandes
Englischer Brief (Elizabeth Lee) — Norwegischer Brief (Viggo Moe) — Spanischer Brief (Amando Castroviejo) — Russischer Brief (Arthur Luther) — Amerikanischer Brief (A. von Ende)

Zwei Bücher von A. Skram.
Von Anselm Heine.

Antikisierende Dichtung.
Von Eugen Holzner.

Kurze Anzeigen
von Max Bittrich, Eduard Platzhoff, Alfred Semerau, Leonh. Tier, Hans Sittenberger, W. von Scholz, Harry Mayne, Albert Geiger, Walther Wolff, Richard Schaukal, Erich Meyer, Max Meyerfeld, Paul Seliger, Sigmund Schott, Johannes Schlaf, V. Jacobson, Reinhold Schoener

Nachrichten — Notizen — Der Büchermarkt

Hierzu 5 Exlibris-Proben und die Porträts von Victor Balaguer und Hieronymus Lorm

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger
Berlin
Verlag: F. Fontane & Co.

Digitized by Google

Werke von
Georg Freiherrn von Ompteda

Romane

Die Sünde. Geschichte eines Offiziers.
Drohnen. Moderner Roman.
Unser Regiment. Ein Reiterbild.
Die Radierin. Roman.
Maria da Cuya. Roman.
Der Jeremiemeister. Roman.
Philister über die! Roman.
Monte Carlo. Roman.

Preis jeden Bandes: geb. M. 3,50; geb. M. 5,—.

Deutscher Adel um 1900

Erster Teil. **Spinckster von Geyer.**
Zweiter Teil. **Eysen.**

Preis jeden Teiles: geb. M. 10,—; geb. M. 12,—.

Novellen

Freilichtbilder. Skizzen u. Novellen.
Vom Tode. Novellen.
Die hohen Gernopp. Eine lustige Geschichte.

Preis jeden Bandes: geb. M. 2,—; geb. M. 3,—.

Unter uns Junggesellen. Freie Geschichten.
Weibliche Menschen. Novellen.
Leidenschaften. Männliche weibliche sächliche Geschichten.
Lust und Leid. Novellen.

Preis jeden Bandes: geb. M. 3,50; geb. M. 5,—.

Gedichte

Von der Lebensstraße und andere Gedichte geb. M. 1,50; geb. M. 2,50.

Theater

Eheliche Liebe. Schauspiel in drei Akten. geb. M. 2,—.

Freie Uebertragungen aus dem Französischen

Gast: Ilse.

Preis: geb. M. 2,—; geb. M. 3,—.

Maupassant: Fräulein Fifi.
Maupassant: Die Schwestern Rondoli
Maupassant: Mlle Harriet.
Maupassant: Das Haus.
Maupassant: Monsieur Parent.
Maupassant: Herr Parent.
Maupassant: Der Horla.
Maupassant: Die Schnepfe.
Maupassant: Der Liebling.
Maupassant: Ein Menschenleben.
Maupassant: Stark wie der Tod
Maupassant: Dickchen.
Maupassant: Die kleine Roque.
Maupassant: Rupiole Schönheit.

Preis jeden Bandes: geb. M. 2,—; geb. M. 2,75

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom Verlag
F. Fontane & Co., Berlin W. 35

Eine Mark-Bücher

aus dem Verlag von

F. Fontane & Co.

Berlin W.

Eva A. von Arnim . Dem Tag entgegen
Georg Bendler . . . . . Barmherzigkeit
Alfred Bock . . . . . Der Flurschütz
Hans Brennert . . . . . Modeworte
Cäsar Flaischlen . . . Im Schloß der Zeit
P. O. Heims . . . . . Seemannslatein
Georg Hermann . . . . Modelle
Wilhelm von Polenz . Luginsland
Rudolf Presber . . . . Das Fellahmädchen
Rudolf Stratz . . . . . Belladonna
Rudolf Stratz . . . . . Dienst
H. Wachenhusen . . . . Vom ersten bis zum letzten Schuß
Ernst von Wolzogen . Die rote Franz
Ernst von Wolzogen . Fahnenflucht
Fedor von Zobeltitz . Die Tierbändigerin

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Abschriften mit der Schreibmaschine

von **Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen**
auch nach Diktat

Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret.

Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine

Berlin W., Lützow-Ufer 2.

Soeben erschien:

Der Pfarrer von Breitendorf

Zweite umgearbeitete Auflage

Roman in zwei Bänden

von

Wilhelm von Polenz

Preis geh. M. 8,—; geb. M. 10,—

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom Verlag
F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Auf Wunsch versenden wir unseren illustrierten

Verlags-Katalog

gratis und franko.

F. Fontane & Co., Berlin W., Lützowstr. 2.

Soeben erschien: **Die zweite umgearbeitete Auflage**

von

DÖRCHERPACK

Blatter aus einem bescheidenen Menschensein

von

Richard Bredenbrücker

Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Das litterarische Echo

♥♥♥♥♥♥♥ Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde ♥♥♥♥♥♥♥

Herausgeber	Dritter Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger Berlin W. 50, Schaperstr. 37 Telephon: VIa, 11600	Heft 22 August 1901	F. Fontane & Co. Berlin W. 35, Lützowstr. 2 Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.

Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag

Die Exlibris.

Von **Fedor von Zobeltitz** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die Sitte der sogenannten Exlibris: mehr oder weniger künstlerisch ausgeführter Zeichnungen mit Namen oder Monogramm, die man auf den inneren vorderen Buchdeckel zu kleben pflegt, um sich dadurch das Eigentumsrecht des betreffenden Werkes gewissermaßen dokumentarisch zu sichern, ist eine sehr alte, kam aber im Laufe der Zeit ein wenig außer Gebrauch, bis sie vor etwa 25 Jahren wieder allgemeinere Aufnahme fand. Die letzten zehn Jahre haben die Exlibris-Bewegung zu besonderer Blüte gebracht; es giebt heute wohl kaum einen Bibliothekbesitzer, und sei sein Bücherschatz auch noch so klein, der nicht ein Exlibris sein eigen nennt. Die erste Anregung zu der Wiederaufnahme der hübschen alten Sitte ist dem verstorbenen Sammler H. Lempertz d. Aelt. in Köln zu danken, der auch in seinen „Bilderheften zur Geschichte des Buchhandels" (Köln, 1853/65) die deutsche Exlibris-Litteratur eröffnete. Ihm folgten August Stoeber mit der „Petite Revue d'Exlibris alsaciens" (Mühlhausen, 1881) und Arthur Benoit mit den „Exlibris de Schöpflin" (Paris, 1883), bis dann Friedrich Warnecke in seinem Werke „Die deutschen Bücherzeichen" (Berlin, 1890) den Anstoß zu einer überaus lebhaften Entfaltung der einschlägigen Litteratur gab.

In seinem kleinen Handbuche „Exlibris" (Berlin, 1895) hat schon Gustav A. Seyler die Bewegung in ihren Grundlagen und Etappen zu skizzieren versucht; das erste umfangreiche und erschöpfende Werk über die deutsche Exlibris-Kunde liegt aber erst seit kurzem vor*). Der Herr Verfasser, Besitzer der größten, an Raritäten reichen Exlibrissammlung des Kontinents und ein guter Kenner des bis ins Ungeheure angeschwollenen Materials, hat sein Buch zunächst für die londoner Firma George Bell & Sons geschrieben, die schon vorher eine Reihe von Publikationen über englische, französische, amerikanische und Damen-Exlibris veröffentlicht hat. Fast gleichzeitig mit der englischen Ausgabe ist nun auch die textlich wie an Abbildungen umfangreicher ausgestattete deutsche erschienen, die allen Bücherfreunden willkommen sein wird.

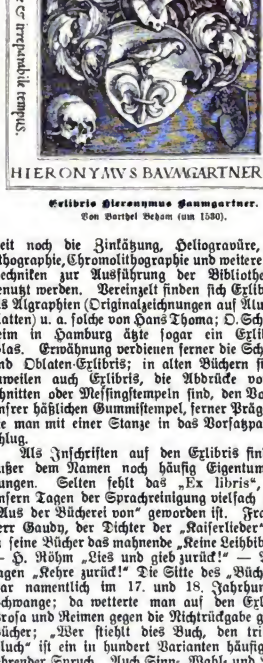
Graf Leiningen hat seinem Buche eine dankenswert übersichtliche Einteilung gegeben. Die Einleitung befaßt sich mit dem Ursprung und Zweck der Sitte, den eingeklebten, eingravierten resp. auf den äußeren Buchdeckel eingedruckten, geschriebenen und datierten Exlibris. Die Heimat der Superexlibris ist Frankreich. Die alten Grolier- und Eve-Einbände weisen häufig köstliche Wappen in Gold- oder Blinddruck auf, und bei den Bibliophilen stehen beispielsweise die Einbände mit den Wappen Heinrichs II., der Diana von Poitiers, dem Molch Franz I., dem Totenkopf Heinrichs III., den Bienen de Thous, den Emblemen des Grafen Hoym und Girardot de Préfonds in hohem Ansehen. Als deutsches Superexlibris giebt Graf Leiningen-Westerburg das sehr charakteristische das Peter Vock von Rosenberg von 1608 abbildlich wieder, das den Besitzer in Rüstung mit dem Schildbild auf dem Panzer und der Rose als Helmzier zeigt.

In den handschriftlichen Büchern vor der Erfindung Gutenbergs wurden die Exlibris gewöhnlich eingemalt. Doch treten handgemalte Exlibris auch noch bis in die Gegenwart hinein vereinzelt auf. So findet man in der donaueschingenschen Bibliothek viele Codices aus den ehemaligen Besitze des Barons Josef Laßberg, in die dieser unermüdliche Bibliophile sein gotischstilisiertes Wappen mit peinlicher Sorgfalt hineingepinselt hatte. Nach Gutenbergs Erfindung begann die Reproduktion der Exlibris auf mechanischem Wege. Als ältesten datierten Holzschnitt führt Leiningen irrtümlich einen von 1423 an; er dachte wohl an den H. Christoph mit dem Jesuskinde, doch ist die Annahme, daß hier die Jahreszahl auf das Jahr der Entstehung des Blattes hinweise, längst hinfällig geworden;

*) Deutsche und österreichische Bibliothekszeichen. Ein Handbuch für Sammler, Bücher- und Kunstfreunde von K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg. Stuttgart, Julius Hoffmann, 1901. 8°. XVIII und 610 Sp. (Mk. 12,50.)

Digitized by Google

datierte Holztafeldrucke sind mit Sicherheit erst von ca. 1450 an nachzuweisen. Neben den Holzschnitt-Exlibris erstanden im Laufe des 16. Jahrhunderts zahlreiche Bibliothekszeichen in anderen Herstellungsarten wie Kupferstich und Radierung; Exlibris in Stahlstich giebt es nur verhältnismäßig wenig, dagegen viele in Lithographie, während in neuester



Exlibris Hieronymus Baumgartner.
Von Barthel Behaim (um 1530).

Zeit noch die Einfärbung, Heliogravüre, Photolithographie, Chromolithographie und weitere moderne Techniken zur Ausführung der Bibliothekszeichen benutzt werden. Vereinzelt finden sich Exlibris auch als Algraphien (Originalzeichnungen auf Aluminiumplatten) u. a. solche von Hans Thoma; O. Schwindrazheim in Hamburg ätzte sogar ein Exlibris auf Glas. Erwähnung verdienen ferner die Schablonen- und Oblaten-Exlibris; in alten Büchern sieht man zuweilen auch Exlibris, die Abdrücke von Eisenschnitten oder Messingstempeln sind, den Vorläufern unsrer häßlichen Gummistempel, ferner Prägestempel, die man mit einer Stanze in das Vorsatzpapier einschlug.

Als Inschriften auf den Exlibris findet man außer dem Namen noch häufig Eigentumsbezeichnungen. Selten fehlt das „Ex libris“, das in unsern Tagen der Sprachreinigung vielfach zu einem „Aus der Bücherei von“ geworden ist. Franz Freiherr Gaudy, der Dichter der „Kaiserlieder“, schrieb in seine Bücher das mahnende „Keine Leihbibliothek!“ — H. Röhm „Lies und gieb zurück!“ — A. Weinhagen „Kehre zurück!“ Die Sitte des „Büchersluchs“ war namentlich im 17. und 18. Jahrhundert im Schwange; da wetterte man auf den Exlibris in Prosa und Reimen gegen die Nichtrückgabe geliehener Bücher; „Wer stiehlt dies Buch, den trifft mein Fluch“ ist ein in hundert Varianten häufig wiederkehrender Spruch. Auch Sinn-, Wahl- und Wappensprüche sind zahllos in die Exlibris eingetragen; dazu kommen allerhand Spielereien: Anfangsbuchstaben, die zugleich auf Vor- und Zunamen des Besitzers wie auch auf die Anfänge der gewählten Devise hinweisen, sowie Doppelverwendungen von Buchstaben wie bei dem thorner Geistlichen Heinrich Andreas Geret (ca. 1750), der den dritten bis sechsten Buchstaben in „Heinrich“ groß stechen ließ, wodurch die Kreuzesinschrift J. N. R. J. bemerkbar hervortrat. Die Datierung der Exlibris, für die Forschung von großem Wert, wurde früher selten vergessen, ebensowenig der Name des Zeichners und Stechers oder Holzschneiders und der Ort der Entstehung; Spielereien wie Chronogramme und Chronostichen, scherzhafte Abkürzungen, durcheinandergewürfelte Buchstaben u. a. m. kommen auch hierbei vor.

Sehr verschieden sind die Größenverhältnisse der Exlibris. Im allgemeinen richten sie sich natürlich nach den Bücherformaten; Großfolio, Folio, Quart, Oktav, Duodez und Sedez. Das größte bekannte deutsche Exlibris ist das handgemalte des Benedikt Klinkervogel von 1581, das kleinste das in Kupfer gestochene des Presbyters Joh. Bapt. Gadner von ca. 1700. Dasselbe Exlibris läßt man heutzutage oft in verschiedenen Größen ausführen, zieht für die verschiedenen Bücherformate zuweilen aber auch besonders hergestellte Bibliothekszeichen in allen möglichen Darstellungsvarietäten vor. Stichvarietäten ergeben sich aus dem Nachstich abgenützter Platten, aus den verschiedenen „Zuständen“ und den Aenderungen der Unterschrift bei Titelmehrungen und Wappenverbesserungen.

Die Geschichte der Exlibris reicht weit zurück. Als das älteste bekannte deutsche handgezeichnete Exlibris kann wohl das der ingolstädter Artistenbibliothek von 1482 gelten; das älteste auf mechanischem Wege hergestellte Bibliothekszeichen ist vielleicht das Holzschnitterlibris des Hildebrand Brandenburg, eines württembergischen Mönchs, das nach Warneke zwischen 1470 bis 1500 entstanden ist. Im allgemeinen sind aus dem 15. Jahrhundert nicht viele, mechanisch gefertigte Exlibris bekannt; Leiningen führt aus seiner Sammlung eine Anzahl an, darunter einige „Universal-Exlibris“, bei denen das leere Schild und das leere Inschriftband nachträglich ausgefüllt werden mußte. Die ältesten datierten Exlibris sind die des Bischofs Brennwald von 1502 (Schweiz), Hieron. Ebner von 1516 (Deutschland), Jean Bertaud de Latourblanche von 1529 (Frankreich), Nic. Bacon von 1574 (England), Thure Bielke von 1595 (Schweden), der Anna van der Aa von 1597 (Holland), eines italienischen Unbekannten von 1622 und des Amerikaners John Williams von 1679.

Exlibris Hans Ebald Behaim.
Von ihm selbst (1544).

Unter den älteren Mei-

Digitized by Google

stern der Exlibriskunst steht Albrecht Dürer an der Spitze. Als sicher beglaubigt rühren von ihm fünf Exlibris und fünf Entwürfe für solche her; das bekannteste dürersche Exlibris ist das für Willibald Pirckheimer entworfene. Eine ganze Reihe weiterer Holzschnittexlibris stammt aus Dürers Schule; auch unter den vielen Bucheignerzeichen, die die Kleinmeister Nürnbergs für das reiche Patriziat entwarfen, wirkte der dürersche Einfluß fort. Bartel und Hans Sebald Beham, Virgil Solis, Jost Amman, Matthias Zündt, Konrad Saldörfer und Georg Hupschmann haben eine große Fülle meist höchst reizvoller und künstlerisch überaus feiner Exlibris entworfen. Ihnen gesellten sich zu von bekannten Meistern des 16. Jahrhunderts: Jörg Breu, Lucas Cranach d. Aelt., Christoph Stimmer, Heinrich Vogtherr, die Meister J. B. und C. B., David Kandel, Anton Wierix u. a. Gewisse Exlibris, die von Hans Holbein, Hans Baldung Grün, Springinklee, Burgkmair und Schäufelin herzurühren scheinen, gelten als nicht beglaubigt.

Exlibris der Universität Tübingen.
(Gegen 1560.)

An Zahl der Exlibris übertrifft das 17. Jahrhundert das vorangegangene bei weitem, aber nicht an Schönheit der Komposition und an künstlerischer Ausführung. Der Holzschnitt tritt in den Hintergrund; der Kupferstich dominiert. Heinrich Ullrich, Hans Sibmacher, Troschel, Hauer, Johann, Rafael und Egidius Sadeler, Crispin van de Passe, Eisenhoit, die drei Custos, Joachim Sandvart und Martin Hailler haben manches Vortreffliche geschaffen; im allgemeinen aber reichen die deutschen Exlibris dieser Epoche nicht an die französischen heran. Der Rückschritt der Exlibriskunst charakterisierte sich im 18. Jahrhundert in der mehr und mehr um sich greifenden Sitte, in den Bibliothekszeichen das Wappen allein anzubringen. Erst das Rokoko mit seiner heiteren und anmutigen Dekoration schuf auch im Exlibris wieder eine gewisse Abwechslung; Nilson, Belling, Cuvillies, Wirsing, Meil, Beer, Chodowiecki u. a. fertigten ganz reizende Blätter. Künstlerische Amateure traten hinzu; so der münchener Kammerherr Graf de la Rosée und Goethe, der das kleine Bibliotheksexlibris für Kätchen Schönkopf eigenhändig radierte (s. Abbildung).

Spezialitäten auf dem Exlibrisgebiet sind die Bucheignerzeichen mit Innenansichten von Bibliotheken, über die Sir Arthur Vicars eine besondere Monographie geschrieben hat; ferner die typographischen Exlibris, die auf jedwede künstlerische Ausstattung verzichteten, ehemals aber viel in Gebrauch waren. Ungeheuer groß ist die Zahl der Exlibris von Klöstern und Geistlichkeit; stammen doch auch die beiden ältesten deutschen Exlibris, das des Hildebrand Brandenburg und des Hans Igler Knabensberg, aus den Büchereien zweier gelehrten Klosterbrüder. Leiningen giebt eine gute Uebersicht über die bisher bekannt gewordenen Klosterexlibris, bei denen das heraldische Element gewöhnlich zu starker Betonung kommt; auch von Johanniter- und Deutschritter-Bibliotheken kennt man Exlibris.

Ein Drittteil des leiningenschen Buches umfaßt die Neuzeit. In den reinheraldischen Exlibris beginnt sich nach 1800 eine vage Unmöglichkeit der Formen breit zu machen; die allegorischen sind nüchtern und langweilig geworden. Erst um die Mitte des Jahrhunderts wird es besser. Künstler wie Graf Pocci, der Lithograph Niedermeyer, wie Ludwig Richter, Hübner, Bendemann, Bürckner, Genelli, Rosmäsler waren die Fertiger manches feinen und interessanten Blattes. Aus Goethes Besitz sind nur zwei typographische Exlibris bekannt; von künstlerisch ausgeführten jener Epoche seien genannt: die des Oberzeremonienmeisters Grafen Stillfried, Kotzebues, des Ministers von Ompteda, Raumers, Strousbergs und des Professors Gesenius. Nach 1870 beginnt die zweite Blütezeit der Exlibriskunst. Für heraldische Bücherzeichen lieferten Adolf M. Hildebrandt, Emil Döpler d. J., Georg Otto, Paul Voigt, Otto Hupp, Karl Rickelt, K. L. Becker, Ernst Krahl, H. G. Ströhl und die Nichtberufskünstler Baron Foelkersam, Arthur v. Oertzen, Geheimrat von Hefner-Altenec, Baron Dachhausen, Prinz Heinrich VII. Reuß, Ed. Lorenz Meyer und Freiherr von Hausen vorzügliche Vorbilder. Exlibris-Kunstwerke entstanden ferner unter dem Griffel von Klinger, Vogeler, Thoma, Eckmann, Greiner, Gebhardt, Barlösius, Sattler, Spindler, Lechter, Diez, Pankok, Erler, Orlik, Hirzel, Ubbelohde, Staffen, Caspari, Stuck, Halm, Seitz, Dasio, Kreidolf, Burger, Graf Harrach, Helene Varges, Baluschek, Fidus, Anna von Wahl, Käte Schönberger, Marie Stüler-Walde, Lilien, Knötel, Zick, Gradl, Cissarz, Gehrts, Schwindrazheim, Mohrbutter, Mannsfeld, Schulte vom Brühl, Behrens, Wenig, Spindler, Unger, Moser, Myrbach — um nur die besten zu nennen. Auch ihnen gesellen sich abermals begabte Dilettanten bei, so der Prinz Ludwig von Battenberg, der Buchhändler Walter Bädeker, der Recitator Laurence, Fräulein Ilse von Cotta, die Damen Olga und Toni O'Swald, der Archeologe Dr. Forrer u. a., die hübsche Exlibris geschaffen haben.

In älterer Zeit kannte man häufiger sogenannte Doppel-Exlibris von Ehepaaren, die man auf den vorderen und rückseitigen inneren Buchdeckel klebte; ferner Memorien-Exlibris, die durch irgend einen

Digitized by Google

Exlibris H. M. von Günderode.
Von Joh. Striedbeck (18. Jahrh.)

Hinweis an den Vorbesitzer der Bücherei erinnerten, und Donatoren-Exlibris, in denen auf den Geschenkgeber hingewiesen wurde. Nicht häufig sind die Widmungs-Exlibris, deren Zeichnung mit einer Dedikation versehen ist, sowie die historischen Exlibris, die an bestimmte Gedenktage erinnern, wie das Exlibris der Biblioteca Palatina, das Kurfürst Maximilian von Bayern durch Rafael Sadeler stechen ließ, als er die heidelberger Bibliothek dem Papst Gregor XV. schenkte. Graf Leiningen führt ferner noch ausführliche Listen auf von Ritterschafts-, Fürsten-, Militär-, Porträt-, Monogramm-, Universal-, Kinder-, Damen-, Musik- und Landschafts-Exlibris sowie von Bucheignerzeichnern berühmter Personen und öffentlicher Bibliotheken. Die Schlußkapitel des Buchs beschäftigen sich mit den Exlibrissammlungen und ihrer Anlage, den Exlibris-Gesellschaften und den einschlägigen Litteraturen. Die größte Sammlung besitzt, wie schon erwähnt, Graf Leiningen selbst; sie zählt 20560 Blatt. Bemerkenswert sind ferner die Sammlungen des Herrn von Eisenhart in München, die des Herrn H. E. Stiebel in Frankfurt und die Langenscheidtsche in Berlin. Die älteste Sammlung dürfte eine (um 1750 angelegte irische Kollektion sein, die sich in British-Museum befindet; die älteste deutsche entstand Ende des 18. Jahrhunderts in Augsburg und ging später in den Besitz der Frau Margarete Strauß in Magdeburg über.

Die deutsche Exlibris-Gesellschaft wurde 1891 von Geheimrat Warnecke begründet; ihr Organ ist die von Professor Döpler und Dr. Brendicke geleitete Exlibris-Zeitschrift, deren treffliche Reproduktionen alter und neuerer Bucheignerzeichen auch für die kunstgeschichtliche Forschung von Wert sind. Wie Deutschland, so besitzt auch das Ausland seine litterarischen Exlibrisorgane; dem englischen Exlibris-Journal ist neuerdings in J. W. Simpsons vortrefflichem Book of Book-Plates ein gefährlicher Konkurrent erstanden. Von deutschen Blättern beschäftigen sich außer dem genannten Vereinsorgan noch häufiger mit Exlibris: die „Zeitschrift für Bücherfreunde" und die zahlreichen kunstgewerblichen Blätter. Auch Exlibris-Ausstellungen sind in den letzten Jahren vielfach arrangiert worden, so in Berlin, München, Krefeld, Hamburg, Hannover, Breslau, Brünn, Antwerpen, London, Paris und Chicago; Wettbewerbe wurden ausgeschrieben und Vorträge über die Geschichte der Bibliothekzeichen gehalten, u. a. von Graf Leiningen in München, von Dr. Brinckmann in Hamburg, Dr. Schlossar in Graz, Herrn von Zwehl in Bremen und von Zur Westen in Berlin. Im Antiquariatshandel spielen die Exlibris im letzten Jahrzehnt keine unerhebliche Rolle; die Preise für ältere Blätter und für neuere von Künstlerhand (wie von Klinger, Greiner, Hirzel und Orlick) sind meist ziemlich hoch, da sie in dem weit ausgebreiteten Tauschhandel nicht zu bekommen sind.

Ein Schlußwort in dem leiningenschen Buche befaßt sich mit dem Aussehen der Exlibris und enthält mancherlei praktische Winke. Ein ausführliches Sach-, Exlibris- und Künstler-Register ist angehängt. Das Werk ist reich illustriert; die Wiedergabe der verschiedenen Exlibris, vor allem der buntfarbigen, ist technisch außerordentlich gelungen. Auch der saubere, von der Verlagshandlung ausgeführte Druck und der sehr geschmackvolle Einbanddeckel verdienen Anerkennung.

In Leiningens Werk und in dem des Pfarrers L. Gerster über die schweizerischen Bibliothekzeichen besitzen wir nunmehr ein nahezu erschöpfendes Material zur Geschichte der deutschen Exlibris, wie es in den Werken von Leicester Warren, Vicars, Hardy, Labouchere und Ricketts für England, in Allens Buche für Amerika, in den Veröffentlichungen Uzannes für Frankreich und in denen Pol de Monts und Versters für die Niederlande vorliegt.

Exlibris Käthchen Schönkopf.
Von J. W. von Goethe (1767).

Besprechungen

Neues von und über Marie Ebner.

I.

Aus Spätherbsttagen. Erzählungen von Marie v. Ebner-Eschenbach. 2 Bde. Berlin, Gebr. Paetel, 1901. M. 8,—.

Es war ein symbolischer Zufall (einer von denen, an welchen nicht bloß die Geschichte, sondern auch die

Digitized by Google

Litteraturgeschichte so reich ist), daß wir zwischen Thür und Angel um die Jahrhundertwende den siebzigsten Geburtstag der Ebner gefeiert haben. Das Jahrhundert, das mit den romantischen Vorstößen zur Emanzipation der Frauen begonnen und knapp vor seinem Ende den Frauen auf fast allen Gebieten des geistigen Lebens zu ihrem Recht verholfen hat, konnte keinen schöneren und würdigeren Abschluß finden. Das 19. Jahrhundert hat der Frau die Bahn eröffnet, im 20. Jahrhundert wird sich die Frau auf der neuen Bahn zu bewähren haben — dann erst kann von ihrem Sieg die Rede sein. Wie aber wird die Frau des 20. Jahrhunderts aussehen müssen, wenn sie die Palme wirklich erringen soll? Weder den geistreichen, aber unsäten Frauen der romantischen Theezirkel, die bei allem Pochen auf ihre Selbständigkeit den Mann so wenig entbehren konnten, daß sie ihn vielmehr in Masse verbrauchten, noch den hochgeschürzten Emanzipierten der jungdeutschen, und auch nicht den emsigen Comitédamen der modernen Zeit, die schon einen Stich in das Geschäftsmäßige der Beamten und Juristen haben, wird sie zu Teil werden. So wie Marie von Ebner wird die Frau der Zukunft aussehen müssen, wenn sie sich bewähren soll. Nicht pochend auf die Ausnahmestellung der Frau und selbst nicht auf die des Talentes, auch wo es als ein so reiches Geschenk in die Wiege gelegt wurde, durch die Gesellschaft und durch das äußere Leben nicht sich selbst und dem inneren Leben entzogen, offen den Eindrücken der Welt, aber ihnen nicht erliegend, stark in sich selbst durch Pflichtgefühl, Mitleid und Liebe! Von dieser Frau darf man den altväterischen und oft mißbrauchten Satz aussprechen, der, besonders oder vermeinend, bisher nur von Männern gebraucht wurde: sie hat einen Mittelpunkt! Und gerade darum war sie auch zum Mittelpunkt für unsere sehr zentrifugale Litteratur geeignet, die sich gerne in den Extremen bewegt. Es könnte kommen, daß auch künftighin der Platz mitten im Herzen der Litteratur einer Frau näher liegt und leichter erreichbar ist, als unseren in die Nervosität verliebten Männern. Wohl uns, wenn wir dann immer eine Ebner-Eschenbach an der Stelle finden!

Auch diese neue Sammlung, neun Erzählungen enthaltend, zeigt uns die Dichterin in ihrem stillen Winkel mit Fragen der Gegenwart beschäftigt, an denen die Kaffeehausmodernen achtlos vorübergehen. Erschreckend häufig erscheint in den Wiener Zeitungen die Notiz, daß Mittelschüler aus Furcht vor einem schlechten Zeugnis und vor häuslicher Züchtigung in den Tod gegangen sind. Und da steht nun gleich am Beginn unserer Sammlung die Geschichte von dem „Vorzugsschüler“, die Tragödie des Mittelschülers, über dessen Haupt das Damoklesschwert der Prüfung hängt. Er ist der Sohn eines k. k. Beamten, der bloß die äußerliche Pflichterfüllung, aber nicht die Freude kennt, und der seinem Sohne, einem Knaben von Durchschnittsbegabung, das Vorzugszeugnis als Popanz vor Augen gestellt hat: eine Aufgabe, an der der kindliche Hamlet zu Grunde geht. Unter dem eitlen und harten Sinne des Mannes aber verdirbt auch die Frau, die, um das Kind nicht von Kraft kommen zu lassen und hinter dem Rücken des Mannes genügend zu nähren, zur Lügnerin wird. Auch in „Maslans Frau“ steht, wie bei der Ebner noch öfter, dem bethörten Manne die duldende und leidende Frau gegenüber; dieses Mal aber ist sie die starke und er der schwache. Der eitle Maslan hat seiner Frau die Treue und das Herz gebrochen und, als sie ihm nach der Heimkehr die Thür verriegelt, den Schwur gethan, daß er sie niemals zu sich rufen werde, ein Schwur, auf den die Frau, eine ungekehrte Basthi, mit dem anderen antwortet, daß sie niemals ungerufen vor ihm erscheinen werde. Und nun liegt der Mann wirklich, wie wir aus dem Dialog zwischen dem Pfarrer und dem Doktor erfahren, schlecht betreut auf dem Totenbett, und keines von den beiden kann das von seinem Schwur erlösende Wort finden, den er in seinem Zorn, sie in starkem Selbstbewußtsein gethan hat. Erst den Toten kann sie in ihrem Haus empfangen, und an seinem Sarge schmilzt die Eisrinde um ihr Herz. Eine gerade so selbständige Natur wie diese stolze Bäuerin ist auch das zarte und schmächtige „Fräulein Susanne“, die keinen andern Luxus als den Verschenkluxus kennt, und deren größte Freude es ist, anderen eine Weihnachtsbescherung zu bereiten. Sobald sie ihren Vetter und seine Sippschaft in ihrer Verlogenheit und Verbuhltheit durchschaut, zieht sie ihre Hand von ihnen und nimmt den Buben des Kürschners, der auch ihr eine wohlgemeinte Weihnachtsbescherung gebracht hat, zum Kinde an. Zum dritten Mal finden wir den treulosen Mann, dieses Mal neben der leidenden, unheilbaren Frau, in „Unerösfnet zu verbrennen“. Ein Packet mit dieser Aufschrift erregt noch nach dem Tode der Frau den Argwohn gegen seinen besten Freund in dem ungetreuen Gatten, der ihn von niedrigem Verdacht zu roher Mißhandlung und endlich zum Totschlag im Duell fortreißt, bis sich mit einer echten Novellenwendung zuletzt herausstellt, daß das Packet Briefe einer ganz anderen Person enthalten hat. Nicht der Zufall, nur das Mißtrauen und die Verblendung des selber schuldigen Grafen hat das Unheil heraufbeschworen.

Wie die Dichterin der „Totenwacht“ den letzten Dingen überhaupt gerne ins Auge schaut, so ruft sie uns auch in dieser Sammlung wiederholt an das Totenbett oder an die Bahre, und die leise und feierliche Stimmung des Leichenhauses weiß sie stets ergreifend zu schildern. Aber auch satirische Züge fehlen nicht: die niedrigen Anverwandten, die im Leichenwaggon Poker spielen, die „Herrenmoral“ der Helden und die Psychologie und Physiologie in der Litteratur. Stofflich berührt sich mit dieser Erzählung das Gegenstück „In letzter Stunde“, wo die unschuldige Schuld für die Gedankensünde, die in der vorigen Erzählung eine bloße Ausgeburt des Mißtrauens war, der schönen Zuversicht und dem edlen Vertrauen des Gatten sich völlig verbirgt. Zum ersten Male, wenn ich mich recht erinnere, führt uns die Dichterin in die Professorenkreise: zwei Botaniker, der eine ein Pfadfinder und Bahnbrecher der Wissenschaft, der andere mit einem Stich in den Wagner und das Echo des ersten, sind in allen Punkten einig, außer in der Ehefrage. Der eine führt als reifer Fünfziger eine in seinem Hause aufgewachsene Waise heim, der andere hält sich kopfschüttelnd an die alte Wahrheit: „alter Mann — junge Frau!“ Und er behält leider Recht. Nach acht Jahren tritt ein junger Freund und Schüler, der Privatdozent, in das Haus, und von einer Reise, auf der die Gatten von ihm begleitet wurden, bringt der Professor seine Frau hinsiechend nach Hause. Erst an ihrem Sterbebette verraten die Liebenden das Geheimnis sich selbst und dem Gatten, der jeden Gedanken seiner Frau zu kennen glaubte und dem Verdacht der Menschen unzugänglich war. Die Erzählung, die leise und humoristisch anhebt, führt auf wenig Seiten in ätherische und himmlische Gefilde. Der Geistliche, der die sterbende Frau verläßt, erklärt sie bedeutsam für eine engelreine Seele, und die Vorahnung und Beschreibung des Jenseits, mit dem ihr der Geliebte das Sterben süß machen muß, ist von einem Weihrauchduft umgeben.

Wohl die kühnste unter den Erzählungen, im Inhalt und in der Form, sind die „Reisegefährten“. Der Held ist einer der kurz angebundenen Aerzte von unfehlbarer Menschenkenntnis, wie sie die Ebner noch aus der alten wiener Schule kannte und in ihren Erzählungen („Er lasst die Hand küssen“, „Maslans Frau“) auch sonst gerne eingeführt hat. Das Thema hat Aehnlichkeit mit Storms „Bekenntnis“: der Arzt läßt den slavischen Landedelmann, der zum Popanz für seine ganze Familie geworden ist, die unter seinen Launen zu Grunde geht, sterben, um die Angehörigen zu retten. Da der Held selber der Erzähler ist, wird es der Dichterin möglich, dem bedenklichen Fall alle möglichen Vorteile abzugewinnen. Der Doktor ergeht sich zunächst gegen die Familienvampyre, d. h. gegen die bevorzugten Familien-

Digitized by Google

mitglieder, denen die anderen, und zwar stets die guten dem unwürdigsten, aufgeopfert werden. Er erörtert den Gegensatz zwischen dem anerzogenen Pflichtgefühl (dem auch der Vorzugsschüler zum Opfer gefallen ist) und der Pflicht an sich; und er nimmt für sich das Recht in Anspruch, sich über das erstere erhoben zu haben, ohne daraus ein Gesetz auch für jeden andern abzuleiten. Er empfindet daher über seine That keine Reue, aber er darf sich für sie auch nicht belohnen lassen. Darum muß er die Liebe zu der Tochter, um derentwillen er den Mord an dem Vater begangen hat, in seinem Innern unterdrücken und so auch seinerseits mit einem schweren Opfer Buße thun. Er hat aber Gelegenheit, sich von dem Glück und Segen, der aus seinem Frevel für die Familie des Ermordeten erwachsen ist, zu überzeugen, und es gelingt ihm, das Leben des Alten und Kranken, den er preisgegeben, durch das junge Leben eines Kindes zu ersetzen, das er dem Tode entreißt. So sorgfältig wird die That nach allen Seiten zu motivieren gesucht, nicht um sie als allgemein giltig, sondern um sie in dem Ausnahmefall glaublich erscheinen zu lassen. Und diesem Weltkinde stellt die Erzählerin nun zwei Kontrastfiguren gegenüber, in denen sich die That von der entgegengesetzten Seite spiegelt. Der eigentlichen Handlung gehört die eine an. Der Sohn des Pampurs hat seinen Haß auf den Vater bei dessen Lebzeiten nicht unterdrücken können; nach seinem Tode sucht er dafür im Kloster Buße zu thun, wo sein Körper den Kasteiungen bald erliegt. Und dasselbe skrupulöse Gemüßen kommt dem Doktor gegenüber auch in der Rahmenerzählung zum Worte, die eines der größten Kunststücke ist, die der Ebner je gelungen sind. Was für ein verwegener Gedanke, den weltklugen, wortkargen Doktor sein streng gehütetes Geheimnis bei der zufälligen Begegnung mit einem wildfremden jungen Menschen im Coupé eines Schnellzuges erzählen zu lassen! „Märchen, noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr!“ Auch hier hat die Dichterin alles aufgeboten, um das scheinbar Unmögliche möglich zu machen. Der Doktor ist seit einigen Tagen von der alten Geschichte in Gedanken erfüllt; dazu das Beichtbedürfnis, das jeden Sünder, auch den ungläubigen, einmal überkommt, der seltsame Reiz des Einmal und Niewieder, und endlich die vollkommene Harmlosigkeit des Menschen, dem er sich anvertraut. In der That ist diese Gegenüberstellung des alten deutschen Doktors mit dem jungen russischen Gutsbesitzer Platow einer der schönsten Kontraste, die nur in der Litteratur jemals vorgekommen sind. Der seine schmächtige alte Herr und der täppische Riese; der ärgerliche und den andern zu ärgern aufgelegte Doktor und der Landjunker von elementarer Gutmütigkeit; der skeptische deutsche Geiehrte und der fromme Slave stoßen sich scheinbar einander ab und ziehen sich doch bei der flüchtigen Begegnung rätselhaft an. Das Allermerkwürdigste und Allerseinste aber ist, wie die beiden ungleichen Charaktere gegensätzlich auf einander wirken und in dieser gegensätzlichen Wirkung gleichsam ihre Charaktere austauschen. Der alte Herr, der in dem Russen einen lästigen Plauderer gefürchtet hat, wird durch die offene Vertrauensseligkeit des anderen selber zum Plauderer. Und der fromme Russe, der durch sein qualvolles Bekenntnis, daß er die Christenpflicht der Reue nicht kenne, dem Doktor, der sich über die Reue leicht hinwegsetzt, sein Geheimnis herausgelockt hat, macht sich vor dem reuelosen Manne bei der nächstbesten Gelegenheit wie vor dem leibhaften Gottfeibeiuns aus dem Staube.

Den ungeschlachten Riesen finden wir in der nächsten Erzählung („Ein Original“) wieder; die Ebner hat für diesen männlichen Typus ein besonderes Interesse, auch der Privatdozent („In letzter Stunde“) ist ein solcher Bärenhäuter, der erst durch die geliebte Frau gebändigt wird. Die Dichterin hat mir einmal selbst erzählt, daß ihr die merkwürdige Nachricht von einem Manne, der, mit anderen Dingen beschäftigt, die Botschaft von der Geburt seines Kindes empfing und darauf die zerstreute Antwort gab: er lasse der Wöchnerin Glück wünschen, den Keim zu einer Novelle gegeben habe. Diese Novelle wird wohl das „Original“ sein. Sie führt uns einen Mann vor, dem alles gleichgiltig ist außer den Maschinen, dem aber zu der Lust an den technischen Dingen keineswegs das technische Genie gegeben ist. Dieser Mann nun ist der Zerstreute, dem das Kind geboren wird; und dieses Kind, ein Mädchen, bewirkt bei der ersten Berührung eine völlige Umwandlung in ihm, indem es den Phlegmatiker zur Lebensfreude erwärmt. Bald zeigt sich, daß der feste Druck, mit dem das Kind in der Wiege die Hand des Vaters umfpannte, ein symbolischer war, denn das Mädchen hat die Freude des Vaters an der Mechanik geerbt, und es besitzt das technische Genie obendrein. So wird zuni Entsetzen der Mutter, zur Freude des Vaters aus ihr ein „weiblicher Maschinist“. Aber vor dem ersten Erfolg fällt das Wunderkind durch einen Fehlgriff dem elektrischen Strom zum Opfer — und nun sinkt auch der Vater in sein altes Phlegma zurück, wieder ist ihm alles gleich.

In die Bahnen des „Gemeindekindes“ lenkt die Dichterin mit der „Spitzin“ zurück, die wie „Krambambuli“ von dem Hunde den Namen hat. Der Held aber ist ein von Zigeunern weggelegtes Kind, das, als Abschaum bezeichnet und verstoßen, von den Menschen die Liebe nicht lernen kann und auch die Wohlthat nur zu fordern, nicht zu erbitten gewohnt ist. Was er aber von den Menschen nicht lernt, das lernt er von dem Hunde. Eine von ihm halbtotgeschlagene Spitzin legt ihm mit bittenden Augen ihr Junges vor die Füße. Das bewirkt eine plötzliche Umwandlung auch in diesem Menschenherzen: die Mutterliebe, die der arme Findling an sich selbst nicht erfahren hat, lernt er von dem Hunde kennen, und was er für sich zu thun zu dickköpfig war, das thut er für den seinem Schutz anbefohlenen Hund, er lernt bitten um seine Milch. Die an so ernsten Sachen reiche Sammlung schließt mit einem possenhaften Satyrspiel (Die Visite): dem Besuch einer Litteratendame, die sich als greuliche Affenmutter herausstellt, bei der andern; zwischen Thür und Angel müssen sich die Damen beim Absehied gestehen, daß sie nichts von einander gelesen haben. Als frauenfeindliche Kundgebung ist diese absichtlich bis nahe an die Karikatur getriebene übermütige Skizze natürlich nicht gemeint; eher kommt darin die Abneigung gegen das litterarische Unwesen zum Wort, die der Ebner wie allen echten Dichtern eigen ist.

Unter den neueren Novellisten ist wohl kein anderer der tiefischen Forderung, daß die Novelle einen Wendepunkt enthalten müsse, unbewußt so treu geblieben, als die Ebner. In jeder ihrer neuen Erzählungen führt sie uns auf einen Punkt, an dem eine entscheidende, oft plötzliche Umwandlung in dem Charakter des Helden vor sich geht, oder von dem aus die Ereignisse in einem gänzlich veränderten Lichte erscheinen. Zur Gewohnheit wird es ihr in der reifsten Zeit, leise und langsam anzubeben und aus einem unscheinbaren Keim große Wirkungen entstehen zu lassen. Sind die Konflikte einmal herangewachsen, dann wird ihnen nichts an ihrer Kraft und Stärke genommen; in diesem Punkte ist die moderne Richtung nicht ganz ohne Einfluß auf sie gewesen. Sie zögert nicht mehr, die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen, läßt den Grafen Lothar seinen Freund mit der Faust ins Gesicht schlagen und verwendet den Dialekt unverhüllter und derber als in früherer Zeit. Gleich geblieben ist der Schauplatz ihrer Novellen, die alle auf deutschem und slavischem Boden spielen. Wir sind mit ihr auf diesem Terrain heimisch geworden und haben es durch sie lieben gelernt. Wir freuen uns aber doch, ihr in ihrem nächsten Werke, der Frucht italienischer Winter (s. unten Sp. 1589. D. Red.), auf einem neuen Boden zu begegnen.

Wien. *J. Minor.*

Digitized by Google

II.

Marie von Ebner-Eschenbach. Biograph. Blätter von Anton Bettelheim. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. Berlin, Gebr. Paetel. 1900. 256 S. M. 5,—.

Marie von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken geschildert von Moriz Necker. Mit d. Bildn. d. Dichterin. Berlin, G. H. Meyer. 1900. XXXI, 268 S. 3 M., geb. 4 M.

Noch nie habe ich soviel Geist mit einem so tiefen, echt weiblichen Gemüt vereint gesehen." Im Frühjahr 1867, da er Marie von Ebner-Eschenbach kennen lernte, hat Ferdinand von Saar den frisch empfangenen Eindruck so oder ähnlich umschrieben. Damals eine Entdeckung, ist das Urteil heute Gemeingut der Gebildeten geworden. Vor etwa dreißig Jahren trat die Ebner zum ersten Male vor das Publikum, seit etwa zwanzig Jahren pflegt man ihren Namen den besten Namen der Zeit anzureihen. Nicht viel früher hatte sie begonnen, als der spätreife Conrad Ferdinand Meyer, und doch brachte ihr der siebzigste Geburtstag im Herbst des Vorjahres Zeichen rückhaltloser Anerkennung, deren sich kein lebender Dichter rühmen kann, und wie sie nur wenigen der großen Toten unserer Litteratur in ihrer Schaffenszeit zufielen. Allein „ihr Ruhm ist nicht gemacht, sondern geworden" — das betonten mit Recht wienere Hochschullehrer, als sie dem Professorenkollegium der philosophischen Fakultät vorschlugen, Marie von Ebner-Eschenbach die Würde eines Ehrendoktors an ihrem Jubeltage zu erteilen. Nicht ihren Ruhm zu mehren, sondern ihn als feststehende Thatsache hinnehmend, hat Erich Schmidt der Jubilarin seine Huldigung in einem Aufsatze dargebracht, der jetzt, in der zweiten Reihe seiner „Charakteristiken" (Berlin, Weidmannsche Buchh. S. 296) neugedruckt, jedermann bequem zugänglich ist. Für ihren Ruhm zu sorgen, kann ihrem Biographen heute füglich erlassen werden. Was wir zunächst in einem Buche suchen, das uns jetzt schon Marie von Ebners Gesamtpersönlichkeit deuten will, sind Dokumente zur Geschichte ihrer menschlichen Entwicklung, bann Mitteilungen über die Quellen, aus denen sie selbst geschöpft, über die Kunst, die ihrer Kunst zum Leitstern gedient hat. Ihr inneres Leben wollen wir kennen lernen, der Boden soll aufgedeckt werden, aus dem ihr Schaffen keimt.

Von den beiden Bänden, die unsere Dichterin zum Gegenstande ihrer Analyse machen, kommen Bettelheims „Biographische Blätter" den angeführten Wünschen besser entgegen, als Neckers Versuch, die Ebner nach ihren Werken" zu schildern. Einen Künstler, der noch in voller Schaffensfreude wirkt, als Gesamterscheinung kritisch abzuschätzen, bleibt ein mißlich Beginnen! Was trotzdem Scharfblick und ein auf das Wesentliche gerichtetes Auge leisten kann, bewies jüngst R. M. Meyer in seiner knappen Charakteristik der Ebner („Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts". S. 598 ff.), da er, wenn nicht die wichtigsten, so doch hochwichtige Momente ihrer künstlerischen Art umschrieb. Auch Necker hat — er bekennt es — von Meyer gelernt; er versucht aus Eigenem am Schlusse seines Buches „Marie Ebners dichterische Persönlichkeit" festzuhalten. Leider lobt er sie gar zu gern auf Kosten anderer, in deren Auswahl er nicht sonderlich vorsichtig ist. Nicht enger Lokalpatriotismus hat sofort auf schweizerischem Boden die Worte abgelehnt, die er auswendet, um Keller neben der Österreicherin zu verkleinern, sondern ein Kritiker der österreichischer Kunst und Dichtung ein geneigtes Ohr leiht. „Keller ist über sein Schweizertum imgrunde nie hinausgekommen, er hat es mit ehrlicher Leidenschaft geliebt, und wollte auch nicht anders", so sagt Necker. Soll man dieser einseitigen Behauptung eine nicht minder einseitige Beurteilung von Marie Ebners „Österreichertum" gegenüberstellen, das vielleicht einem Beobachter, der einige hundert Meilen vom Stefansturm entfernt ist, etwas stärker in die Augen fällt, als Necker meint? Und der zweite Vorwurf, daß Keller an den geistigen Kämpfen der Zeit weniger teilgenommen habe, als Marie Ebner, widerspricht er nicht Neckers eigener Ansicht von der Kunsthöhe der Oesterreicherin, die auch nach ihm über ihrer Zeit steht, nicht in ihr aufgeht? Eignet nicht vielmehr beiden eine starke erzieherische Aber? Glücke es nicht beiden, diese Tendenz zu künstlerischer Wirkung zu steigern? Gerade so wie sie gelegentlich bei beiden zu allzuscharfer Kritik führte. Sie Martin Salander, dort Bertram Vogelweid: bewessen sie nicht, daß gotthegnadete Dichter in aktuellen Fragen der Politik wie der Aesthetik und Ethik auch einmal allzubüster schauen? Neckers Zusammenstellung des Schillerfestspiels der Ebner „Doktor Ritter" und von Kellers Aufsatz „Am Mythenstein" hier näher erörtern, hieße dem einfachen Essayisten Unrecht thun, der besonders durch ausgiebige Analysen der dramatischen Werke der Ebner unseren Dank verdient. In ausführlichen Inhaltsangaben und in umfänglichen Citaten führt er einzelne Romane und Novellen seinem Leser vor und druckt im Anhange Schwerzugängliches ab. Bettelheim begnügte sich sehr geschickt mit kurzen Skizzen, die seinen urkundlichen Mitteilungen freien Raum lassen und gleichwohl in scharfen Umrissen das Charakteristische der einzelnen Dichtungen hervorheben. Während indes Necker zum nicht geringen Teile ältere Aufsätze neu abdrucken konnte, mußte Bettelheim der in letzter Stunde ausgesprochenen Aufforderung des Verlegers folgen und ein allerdings seit längerem gesammeltes Material eilig zusammenstellen. Wohl nur Folge des überraschen Abschlusses sind einzelne Wiederholungen, an denen übrigens auch Neckers in unverbundene Studien zerfallendes Buch leidet. Möge eine größere Rundung der Darstellung in einer zweiten Auflage sich einstellen, die mindestens Bettelheim bald zu gewärtigen haben dürfte.

Denn eine Fülle wertvoller Quellen hat er uns erschlossen. Da steht nicht bloß das ehrenvolle Zeugnis, das Grillparzer der siebzehnjährigen Comtesse ausgestellt hat (Necker druckt es vollständiger ab), teils bloß verwertet, teils abgedruckt sind die an Marie Ebner gerichteten Kundgebungen ihrer dramatischen Förderer Eduard Devrient, Heinrich Laube und Friedrich Halm, eine ganze Reihe gewichtiger Briefe der Franzosi, reiches Aktenmaterial zur Geschichte des siebzigsten Geburtstages, ferner biographische, auch handschriftlichem Materiale entnommene Notizen aus der Hand der Dichterin, der Gräfin Schönfeld-Neumann, Saars und Felicie Ewarts. Endlich sind, gewiß nach Andeutungen der Ebner, die in ihre Dichtungen verwobenen autobiographischen Elemente zu plastischer Ausgestaltung des Charakterbildes glücklich herangezogen. So spürt Bettelheim in der Erzählung „Die erste Beichte" nach dem zugrundeliegenden Kindheits-Erlebnisse und findet einen Weg von der schon damals bethätigten Wahrheitsliebe zu den charakteristischen Zügen der reifen Künstlerin. Oder er weist in Erlebnissen von Marie Ebners Vater die Quelle einer von der Tochter reizend erzählten Anekdote („Wir bitten unterthänigst, Majestät") nach. Am stärksten aber arbeitet er heraus, was das Milieu ihrer Kindheit und Jugend, was Schloß Zdislawitz, seine Bewohner und Anwohner der späteren Kunst der Ebner bedeuten. Wesentlich erhellt wird auch die Stellung, die ihr in der Entwicklung deutscher Litteratur zufällt, durch Bettelheims sorgfältige Angaben über ihre Lieblingsschriftsteller. Anastasius Grün mit seinem „Letzten Ritter", die „Delphine" der Staël, Walter Scott, dann der Erzähler Grillparzer, aber auch das französische Sittenstück, ferner Heyse und Saar, nicht zuletzt Vouise von Francois haben mit anderen die Phantasie unserer Dichterin gelenkt, am stärksten vielleicht Turgenjew, neben dem Tolstoi bei mancher Verwandtschaft, besonders in Neckers Darstellung, als ihr Antipode erscheint, ebenso wie Ibsen und Nietzsche. Necker hat das Verbindende und Trennende, das zwischen den letztgenannten und der Ebner liegt, festzulegen versucht, während er wohl

Digitized by Google

Schillers Einfluß überschätzt. Dagegen leitet Bettelheim mit sicherem Takte zu den gedruckten Quellen der Dichtungen, insbesondere der in Galizien spielenden, indes Necker recht unmethodisch für die Würdigung des „Doktor Ritter“ eine jüngere Biographie Schillers herbeibemüht.

Aus dem Vollen geschöpft ist bei Bettelheim die Schilderung des ebnerschen Freundeskreises. Mit ihren nächsten Vertrauten, mit Betty Paoli und Frau von Fleischl, in inniger Verehrung für Louise v. Francois verbunden, schaffte Frau von Ebner-Eschenbach in Wien ein künstlerisches Zentrum, zu dessen Geschichte Bettelheim die ersten, aber doch reichlichen und ausgiebigen Zeugnisse zusammenbringt. Warum aber erscheint nur in den Anmerkungen der Name der Frau, deren Energie einst nach langen Verhandlungen mit widerspenstigen Verlegern den Druck der „Aphorismen“ durchsetzte? Etwas einseitig stellt sich Bettelheim wie auch Necker gegen den österreichischen Adel. Auch Marie von Ebner, die mit Schärfe ihren Standesgenossen gegenüber nie gespart hat, wird wohl nicht leugnen, daß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das deutschösterreichische Geistesleben dem österreichischen Adel Vieles und Schönes zu danken hatte. Unter anderem unsere Künstlerin selbst.

Bern. *Oskar F. Walzel.*

Nietzsche-Schriften.

Von **Leo Berg** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Der große Strom der Nietzsche-Litteratur, der dem Tode des Dichter-Philosophen folgte, ist offenbar zurückgedämmt; und das ist für die Erkenntnis seines Wesens und seiner Voraussetzungen ein Glück. Wer so im Mittelpunkte des Lebens steht, wie heute in Deutschland Nietzsche, über den wird die Litteratur schließlich Zeitungsgeschwätz, auch wenn sie sich in großen und scheinbar gelehrten Büchern vorstellt. Der große und ernste Stil der Behandlung hat immer zur Voraussetzung Prophetie oder Geschichte, was beides heute bei Nietzsche nicht möglich ist. Aber jeder will seine Meinung zu den von ihm angeregten Fragen geben, und so entsteht die endlose Tages-Polemik.

Wertvoll ist jetzt fast nur noch, was von Nietzsche selbst herauskommt; und auch das enttäuscht zuweilen.

Nietzsches Briefe, mit deren erstem Bande[1]) die Veröffentlichung der Briefe-Litteratur beginnt, gehören, so weit sich schon jetzt urteilen läßt, nicht zu den großen Erscheinungen auf diesem Gebiete. Und das ist nicht wunderbar. Nietzsche bedurfte nicht des Briefes als einer besonderen litterarischen Form, sich persönlich zu geben, wie diejenigen, die kein anderes Organ haben, ihre Persönlichkeit im Spiegel der Zeit spielen oder an den Erscheinungen des Tages sich reiben zu lassen, wie die nicht produzierenden Geister (Staatsmänner, Gesellschaftsdamen) oder die Künstler, die sich auch irgend wie litterarisch äußern müssen und das nur in Briefen oder Memoiren können, oder endlich diejenigen Schriftsteller, die durch die Gebundenheit ihres Stoffes oder ihrer Form innerhalb ihrer dichterischen oder wissenschaftlichen Arbeiten nicht dazu kommen, sich auch persönlich auszusprechen. So subjektiv beanlagte Künstler und Schriftsteller wie Nietzsche pflegen keine glänzenden Briefschreiber zu sein, (auch von Musikern giebt es keine große Briefliteratur). Und dazu kommt noch etwas anderes: Nietzsches Werke sind selbst so etwas wie litterarisch kristallisierte Briefe oder Brieffragmente. Wer „das dritte Ohr“ hat, hört die feine Korrespondenz zwischen ihm und den Freunden, die Auseinandersetzungen mit seinen einmal als Autoritäten angenommenen Größen, auch wo von ihnen gar nicht die Rede ist, heraus. Fast jeder Aphorismus scheint an irgend einen, wenn auch hypothetischen Freund oder Jünger gerichtet zu sein. Erinnert man sich endlich, ein wie liebenswürdiger, gütiger Mensch Nietzsche im persönlichen Umgang gewesen ist, so wird man sich nicht wundern, daß er im brieflichen Verkehr ziemlich zurückhaltend war, mehr auf den Freund eingehend, als sich selber preisgebend. Wer mit Nietzsche persönlich verkehrte, wird weder die Lehren Zarathustras noch etwa seine Ansichten über die Frauen geahnt haben. Daher die vielen Enttäuschungen und Abfälle bei seinen Intimen.

Im allgemeinen finden wir hier den Nietzsche, den wir in der Biographie der Schwester kennen gelernt haben. Den größten Raum nehmen im ersten Bande die Briefe an den Jugendfreund v. Gersdorff ein. Im allgemeinen hat dieser Band nur biographischen Wert, besonders für die Jugendzeit, da sich auch das Geistreichste über seine Entwicklung und Stellung in den Werken selber geistreicher, origineller, klassischer findet. Trotzdem giebt es da einige verräterische Stellen. An seine Ueberseherin, Frl. Marie Baumgartner, schreibt er im August 1875: „Sie müssen nicht glauben, daß ich je in meinem Leben durch Liebe verwöhnt worden sei, ich glaube, Sie haben mir's auch angemerkt. Etwas Resigniertes trage ich von der frühesten Kindheit in dieser Beziehung mit mir herum.“ Und doch hatte Nietzsche eine glückliche, von zärtlicher Liebe durchwärmte Jugend. Aber sein Herz war nicht ausgefüllt; und er begnügte sich mit einem gewissen Platonismus der Gefühle, der ebenso seinen Stolz wie seine Reizbarkeit entwickeln mußte. — Daß er gegen Erfolg und Anerkennung nicht so gleichgiltig war, wie er sich oft den Anschein giebt, ist nicht nur an der Gereiztheit erkennbar, mit der er seine Einsamkeit und die Wirkungslosigkeit seiner Werke oft betont, sondern auch positiv an der für ihn doch geradezu naiven Freude an jedem leisen Anschein eines Erfolges und der öffentlichen Aufmerksamkeit, besonders nach dem Auftreten des Dänen Brandes für ihn, der im übrigen durchaus nicht der Entdecker Nietzsches ist, für den er heute vielfach ausgegeben wird. — Sehr prägis drückt Nietzsche sein Verhältnis zur Philosophie aus, wenn er 1878 sagt, wiewohl diese Definition für eine etwas spätere Zeit erst genau zutrifft: „Jetzt wage ich es, der Weisheit selber nachzugehen und selber Philosoph zu sein; früher verehrte ich die Philosophen.“

Ein zweiter Jugendfreund Nietzsches, der Professor Paul Deussen in Kiel, an den sich auch einige Briefe im ersten Bande der Sammlung finden, hat „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche“[2]) herausgegeben und sechsundzwanzig Briefe abgedruckt. Deussen ist von seinem Freunde, wenn auch nach längerem Widerstreben, für Schopenhauer gewonnen worden, dem er später aber treu geblieben ist, und von dem aus zum Schlusse seine Kritik Nietzsches einsetzt. Daß dessen „Wille zur Macht“ recht verstanden in der Richtung der schopenhauerschen Verneinung liegen soll, kann ich nicht einsehen, man müßte denn das letzte Ziel beider außer acht lassen. Daß auch der Athlet, wie der Heilige zu seiner Kraftentfaltung der Askese, Selbstbeherrschung, Disziplin bedarf, macht doch beide nicht zu verwandten Erscheinungen.

Die Stellung Nietzsches zu Wagner haben die Briefe zum Gegenstande, die Frau Elisabeth Förster-Nietzsche in der „Neuen Deutschen Rundschau“ abgedruckt hat (Der Fall Nietzsche contra Wagner“[3]). Daß der Abfall nicht plötzlich kam, hat schon die von Nietzsche selbst zusammengestellte Schrift „Nietzsche contra Wagner“ (Werke, Bd. VIII), die zumteil bis 1877 zurückgeht, hinlänglich dargethan. Aber das hindert nicht, daß immer noch schmutzige Motive in Nietzsches Ver-

[1]) Friedrich Nietzsche. Gesammelte Briefe. 1. Bd. Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler. gr. 8°. 480 S.

[2]) Mit einem Porträt und drei Briefen in Faksimile. Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 2,50 (3,50).

[3]) Juni 1901.

Digitized by Google

halten gewittert werden: Neid, gekränkte Eitelkeit und dgl. Immerhin kann Nietzsche noch von Glück sagen; hätte er in Berlin gelebt und irgend eine von den litterarischen Größen unserer Tage angetastet, so hätte man ihm schon mindestens eine Geschäftskrankheit gegen dessen Verleger untergelegt. Persönlich das Entscheidende war für Nietzsche seiner ganzen Naturanlage nach zweierlei: erstens der Göhendienst um Bayreuth, und dann Wagners Abfall von der Freigeisterei, sein Gang nach Rom. Und nicht zuletzt natürlich das Publikum von Bayreuth. Aber wie? ereignet sich nicht heute schon Aehnliches um Nietzsche? Ist es nicht immer dasselbe Publikum in Deutschland! Ist es möglich, daß heute ein Künstler oder Philosoph nicht durch sein Publikum kompromittiert wird! Hat man ihn nicht auch an das verraten, was heute oben ist, nicht zuletzt an unseren Philologen-Geist? Ist es kein Götzendienst, wenn die Schwester schreibt: „Es werden Zeiten kommen, wo man es nicht mehr begreift, daß er gewissermaßen alle künstlerischen Fragen der Gegenwart daran gemessen hat . . . und es nicht versteht, wie ein Nietzsche, der Ewigkeitsprobleme ausgerollt hat, die ein Jahrtausend nicht zu lösen vermag, so viel Nachdenken an dieses Problem verschwenden konnte." Als ob es am Gegenstande liegt, woran ein Geist sich übt! Die vornehmsten Geister haben ein ganzes Leben mit der Kritik und oft sogar der Verteidigung der absurdesten Sätze verbracht. Und schließlich war Richard Wagner immer Richard Wagner, ganz zu geschweigen von dem, was er menschlich für den drei Dezennien Jüngeren bedeutete und bedeuten mußte! Nietzsche hat sich gerade über dieses Verhältnis so schmerzlich aufrichtig ausgedrückt, daß hierüber heute wirklich auf beiden Seiten mehr Gerechtigkeit walten könnte. Frau Förster-Nietzsche, die gerade über dieses Kapitel in ihrer Biographie so schön, so ergreifend und ergriffen geschrieben hat, scheint doch insolge der Polemiken reizbarer geworden zusein, als für die Darstellung und gerechte Würdigung der hier auftauchenden psychischen, ästhetischen und persönlichen Fragen gut ist. Hinsichtlich Wagners bleibt Nietzsches Sache gerecht, ganz gleichgiltig, wie das Jahrtausend über jenen noch denken wird. Denn es bleibt sein größtes Erlebnis und seine größte Selbstbefreiung.

Die Schriften über Nietzsche, die mir vorliegen, sind in Kürze zu erledigen:

„Die Vorträge über Nietzsche, Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken" von Dr. Ernst Horneffer[1]) sind in zweiter Auflage erschienen. Sie handeln von Nietzsche, dem „Philosophen und Propheten", dem „Uebermenschen" und der „Umwertung aller Werte". Die Verbesserung der zweiten Auflage scheint mir darin zu bestehen, daß die Vorträge etwas mehr an das gesprochene Wort anklingen und frischer sind. Trotzdem haben sie etwas Akademisches, Lehrhaftes, dem die überzeugende Kraft fehlt.

Max Falkenfeld handelt von „Marx und Nietzsche"[2]), die „die letzten Jahrzehnte beeinflußt wie kaum ein anderer Denker". Das Schriftchen hat die Tendenz „der Versöhnung" der zwei auseinander klaffenden Welten, aber ohne beiden gerecht zu werden, und zumteil mit verblüffender Naivetät. Die große That soll Nietzsche nur mit Widerstreben anerkennen, Napoleon erscheint ihm vielleicht nur darum als Uebermensch, weil Goethe bei seinem Anblick das Herz aufging! „Ueber das gewöhnliche Menschenmaß ragt nur der große Weise empor." In die Metaphysik und Psychologie Nietzsches scheint unser Versöhner noch nicht tief eingedrungen zu sein. Immerhin ist es erfreulich, den Satz zu finden: „Individualismus und Kapitalismus sind nicht eins."

Eine andere Parallele zu einer Leiterscheinung zieht Georg Tantzscher: „Friedrich Nietzsche und die Neuromantik. Eine Zeitstudie"[3]). Und zwar mit etwas mehr Geschick. Daß in Nietzsche sehr viele Elemente dessen liegen, was man die „Moderne" nennt, ist richtig. Aber deshalb sind die kleinen Helden unserer kleinen Dichtungen noch lange keine Uebermenschen. Nietzsche ist nach Tantzscher der Philosoph der Neuromantik. Da der Uebermensch ebenso wie die Neuromantik zwei Begriffe sind, die er weder erklären noch ordentlich abgrenzen kann, so läßt sich gegen diesen Satz nicht viel sagen, da man jedes Wort darin beliebig auslegen kann. Die Schrift enthält einige hübsche Bemerkungen und ist in den Zitaten nicht ungeschickt. Es ist richtig gesehen, wenn auch nicht präzis ausgedrückt, daß die Wandlungen Nietzsches, den er einen „Stimmungsphilosophen" nennt, aus seinem Aesthetizismus herzuleiten sind, den man nur nicht gerade mit „nervöser Anlage" bezeichnen muß. Der kleinste Mangel, die kleinste Disharmonie verleidet ihm eine Sache, alles Fertige, Erreichte langweilt ihn (wie jeden produktiven Geist!), und alle Wiederholung ermüdet ihn (wie jeden, der reich ist). Den Lyriker und Dithyrambiker Nietzsche preist der Verfasser und stellt ihn an die Spitze der modernen Dichter, die er übrigens sehr oberflächlich charakterisiert. „An Schönheit und Kühnheit und an mystischer Tiefe der Sprache kommt ihm keiner nahe, weil Nietzsche an Tiefe der Empfindung und an dichterischer Kraft sie alle überragt." Kunststück!

„Für gebildete Laien" schildert Dr. Julius Reiner den Philosophen[4]). Auf Seite 1 erfährt der gebildete Laie, daß „Wagners Ruhm" Nietzsche zu einigen selbständigen Kompositionen „verleitet" habe, und daß auf Emerson seine Geringschätzung der Geschichte „zurückzuführen" sei. Im zweiten Kapitel wird der Dichter Nietzsche auf Kosten des Philosophen gepriesen, der sich „auf billige Weise" durch gleich oder ähnlich lautende Worte zu seinen Gedankenzusammenhängen verleiten läßt, und den man nur „unter Einschränkungen" als solchen bezeichnen darf. Sehr von oben herab wird nun dieser behandelt, der kaum etwas bringt, was unseren Schilderer für gebildete Laien überraschen könnte. S. 53 z. B. sagt er es indezug auf den Uebermenschen, ohne den Versuch zu machen, Analogieen oder Genealogieen dieses interessanten Tiers oder „Unmenschen" zu geben; das hindert ihn aber nicht, S. 54 fortzufahren: „Wie wir bereits nachgewiesen haben, ist auch der Uebermensch keine selbständigeund neue Schöpfung Nietzsches; wir erwähnen noch" . . . Der gebildete Laie wird ja die Mogelei nicht gleich merken. Eigentlich aber ist nicht Nietzsche, sondern Sudermann die Quelle, aus der das Publikum seine Vorstellungen vom Uebermenschen bezieht, „wir nennen nur Regine im „Katzensteg" u. s. f. Ueber die Frau weiß Nietzsche im allgemeinen „nichts Vorteilhaftes zu erzählen". Na, wer weiß, wie oft er bei ihnen abgefallen ist! Aber man weiß eben nichts, auch „seine intimen Freundinnen (na, na! nicht indiskret!) Malvida von Meysenbug, Lou Andreas-Salomé und Meta von Salis-Marschlins wissen darüber nichts zu berichten." da brauchen's die gebildeten Laien auch nicht zu wissen. Aber darum nichts für ungut. Wenn auch Nietzsche vielleicht nicht vor der objektiven Kritik bestehen kann und trotz der „Verstimmung", die seine ans Paradoxe grenzenden Aphorismen „hinterlassen", so „wird man doch andererseits gefesselt" . . . Also auch hier Versöhnung.

Grimmig aber ist Wilhelm Schacht, dessen ganze Betrachtung schon sein Titel verrät: „Nietzsche". Untertitel: „Eine psychiatrisch-philosophische Untersuchung"[5]). Diese Schrift hebt an: „Der Verfasser von Jenseits von Gut und Böse" heißt Nietzsche. Wenn ich in nachfolgender Schrift von Nietzsche rede, so verstehe ich darunter einzig und ausschließlich den Verfasser jenes Buches. Wie aus diesem hervorgeht, war Nietzsche Philologe; er hatte ein äußerst empfindliches Gefühl für

[1]) Göttingen, Franz Wunder. M. 2,—.
[2]) Leipzig, Wilhelm Friedrich.
[3]) Jurjew (Dorpat), Kommissionsverlag von J. G. Krügers Buch- und Musikalienhandlung. gr. 8°. 102 S.

[4]) „Friedrich Nietzsche". Leipzig, Hermann Seemann Nachf. gr. 8°. 76 S.
[5]) Bern, Schmid & Francke. M. 1,60.

Digitized by Google

die Form“ . . . Diese Untersuchung scheint eine liegengebliebene Rezension zu sein: „Das uns vorliegende Buch“. „Was Nietzsche kann oder geschaffen hat, wissen wir nicht.“ Und dann geht er fürchterlich zu Werke mit der ganzen Anmut, die einen Büttel ziert. „Wir sind mit Nietzsche zu Ende.“ Als Geisteskranker hat er das Buch bereits geschrieben. „Mildernde Umstände“ sind ihm nicht zuzubilligen.“ Daß es auch für Wahnsinn mildernde Umstände geben kann, so daß sie sogar verweigert werden können, ist noch nicht das Drolligste in diesem ordinären Pamphlet. C'est le ton, qui fait la musique.

Zum Schluß sei eine französische Uebersetzung des Zarathustra von Henri Albert[1]) erwähnt (nach Bd. VI der Ausgabe des Nietzsche-Archivs). Ueber die Unübersetzbarkeit der Wortspiele und Wortstellungen lassen sich die Anmerkungen selbst aus. Den Rhythmus der Wendungen sucht der Uebersetzer möglichst nachzuahmen. Aber auch hier mußte er scheitern. Der Sprachgeist beider Idiome geht gerade inbezug auf Struktur des Satzes weit auseinander. Ein französischer „Zarathustra“ ist nahezu ein Unding. Denn sein Reiz und seine Stärke bestehen vorzugsweise in der Freiheit und Eigenart der Wortstellung, für die die französische Sprache eiserne Gesetze hat.

[1]) Frédéric Nietzsche. Ainsi parlait Zarathoustra. Un livre pour tous et pour personne. Paris, Société du Mercure de France. 3 fr. 50 c.

Neues zur Kulturgeschichte.

Von Universitätsbibliothekar Dr. **Georg Steinhausen** (Jena).

(Nachdruck verboten.)

Die Absicht des Herausgebers dieser Zeitschrift bei Einrichtung von Berichten über einige nicht unmittelbar zur Litteraturwissenschaft gehörige Wissensgebiete war gewiß nicht die, irgendwie erschöpfende Uebersichten über die gesamte Litteratur dieser speziellen Gebiete zu geben: es sollen diese Berichte vielmehr diejenigen Erscheinungen herausheben, die entweder von allgemeiner Bedeutung sind oder ein besonderes Interesse für die Leser gerade dieser Zeitschrift haben. In hervorragendem Maße trifft diese Voraussetzung auf ein Werk zu, mit dem ich die heutige Uebersicht eröffne, auf Kurt Breysigs „Kulturgeschichte der Neuzeit“ oder, wie der weitere Zusatz lautet, „vergleichende Entwicklungsgeschichte der führenden Völker Europas und ihres sozialen und geistigen Lebens“[1]). In einer Beziehung muß ich freilich den Lesern sogleich eine Enttäuschung bereiten: es handelt sich nicht um ein handliches Buch, das man rasch durchfliegen kann, sondern um ein mehrbändiges Werk, von dem erst der Anfang in zwei stattlichen Bänden (Bd. I und Bd. II, 1. Hälfte) vorliegt, ein Anfang, der uns auch erst bis zur Schwelle des Mittelalters bringt. Denn Breysig hat sein Gebäude auf breitem — viele werden mit Recht meinen allzubreitem — Grunde aufgeführt. Freilich that er es nicht aus dem langweiligen Streben pedantischester Gründlichkeit heraus, wie es Heinrich Heine, glaube ich, einmal bei jenem Professor schildert, der am Schlusse seiner Vorlesungen über deutsche Geschichte bis zu Sesostris gekommen war, sondern weil er diese Grundierung als eine Notwendigkeit empfand. Ihm schien es einmal von Wichtigkeit, Aufgaben, wie er sie im Auge hat, und Maßstäbe, wie er sie benutzt, auch allgemein zu erörtern und zu begründen — damit beschäftigt sich der erste Band, der über Ziele der Forschung handelt und Umrisse einer historischen Staats- und Gesellschafts-, Kunst- und Wissenschaftslehre giebt —, und ihm schien es weiterhin für das Verständnis der Kulturgeschichte der Neuzeit unerläßlich, auch ihre drei „tief in das Erdreich des Altertums hineinreichenden“ Wurzeln bloßzulegen, die hellenische Geistes-, römische Staats- und jüdisch-christliche Religionskultur, sowie über die eigenen Vorstufen der Entwicklung, germanische Jugend und Mittelalter, einen Ueberblick zu geben. Zur eingehenderen Darlegung der Entwicklung der Griechen und Römer — wie sie die vorliegende erste Hälfte des zweiten Bandes bietet — kam er aber namentlich deshalb, weil er „von dem großen Gegensatz zwischen der griechisch-römischen und der germanisch-romanischen, zuletzt auch slavischen Epoche der Geschichte Europas ausgeht“. Er faßt diese „beiden großen Entwicklungsreihen der europäischen Geschichte“ als die „zwar durch einen fast zweitausendjährigen Abstand getrennten, im übrigen aber parallel laufenden zwei bedeutendsten und längsten Linien, die die Weltgeschichte in die Schicksalstafel der Menschheit eingegraben hat. In diesem, übrigens wohl nicht immer ganz von Künstlichkeit freien Versuch, den Parallelismus jener und dieser Entwicklung darzulegen, liegt nun ein Moment, das die vorliegende Darstellung des griechisch-römischen Altertums auch für den Menschen mit vorwiegend modernen Interessen besonders anziehend machen kann — man sehe etwa den Abschnitt: „der Geist der griechischen Neuzeit“ oder den andern aus dem „hellenistischen Epilog“: „Exakte Wissenschaft, klassizistische und naturalistische Kunst“. Modern — nicht im üblen Sinne — ist überhaupt der Grundzug des Werkes. Der Verfasser — übrigens einer der jüngeren Geiehrten, die sich zu Nietzsche bekennen — hat den großen Strömungen der Gegenwart in Wissenschaft und Kunst, im sozialen und wirtschaftlichen Leben ein empfängliches Herz, das trotz aller Objektivität hervortritt, entgegengebracht, vielleicht ein zu empfängliches Herz: er will nun auch Ernst machen mit einer neuen Art der Geschichtsschreibung. Ernst vor allem mit dem Wort Entwicklungsgeschichte. Ernst mit der engen Verbindung und Durchdringung der politischen, der Sitten-, Rechts-, Wirtschafts- und der sozialen Geschichte wie der Geistesgeschichte unter dem Zeichen einer gesamtkulturellen Entwicklung. Er will auch mit und durch die Nationalgeschichte die Grundzüge der gemeineuropäischen Entwicklung gewinnen. Es ist also ein kühn angelegtes universales Werk, dessen Fortgang man mit großem Interesse verfolgen wird. Die Leser dieser Zeitschrift wird im übrigen besonders der erste Band näher interessieren, der in seinem methodologisch bemerkenswerten theoretischen Inhalt auch eine sehr eigenartige „elementare Aesthetik“ — Breysigs Lieblingsgebiet ist, worin er sich wieder als Modernen zeigt, die Kunst — birgt, die fast hundert Seiten umfaßt. Das Verhältnis von Stoff- und von Formenkunst, von Realismus und Idealismus insbesondere erfährt hier eine lehrreiche Beleuchtung.

Ist das Werk Breysigs noch seinen Worten „von einer grundsätzlichen Objektivität und Voraussetzungslosigkeit in allen nationalen und politischen, sozialen und religiösen, wissenschaftlichen und ästhetischen Streitfragen beherrscht“, so steht ein anderes Buch von freilich geringerem Umfange, das aber auch allgemeinere Fragen behandelt, ganz unter dem Bann einer bestimmten Richtung, die „Kulturstudien“ von Richard v. Kralik[2]). Sein Ziel ist, unserer Zeit die ihr verloren gegangene „einheitliche, organische, erhebende und würdige Kultur“ wieder erringen zu helfen, seine Grundmeinung aber die, daß die einzig mögliche Grundlage einer solchen Kultur jene Macht ist, die allein von allen Mächten der Zeit unzerwühlt dasteht, nämlich das positive, lebendige, zukunftreiche Christentum, wie es sich in der katholischen Kirche immer glänzender manifestiert“. Es wäre sehr thöricht, den Katholiken die Berechtigung, von einem solchen Standpunkte aus das Leben zu betrachten und Kulturgeschichte zu schreiben, bestreiten zu wollen: man

[1]) Berlin, Georg Bondi, 1901. Bd. I. 291 S. 6 Mk. — Bd. II, 1. Hälfte. 518 S. 8 Mk.

[2]) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung. 371 S. 3 Mk. (4.—).

Digitized by Google

kann sogar anerkennen, daß zur Verteidigung dieses Standpunktes sich manches historische Material zusammenbringen und verwerten läßt, aber man muß gleichwohl mit aller Schärfe die wissenschaftliche Unhaltbarkeit eines solchen Standpunktes, der im Grunde das Wesen der Geschichte, die Entwicklung verkennt oder leugnet, betonen. So ehrlich die Ueberzeugung des Verfassers ist, so geschickt und gewandt er den Kampf für sein Kulturideal führt, er kündet nicht die wahre Geschichte der Menschheit und die wahre Zukunft wohl auch nicht. Darauf näher einzugehen, verbietet sich hier um so mehr, als das Buch nur zum geringen Teil geschichtlich, vielmehr kulturphilosophisch und noch mehr kulturpolitisch ist, wie das schon eine Reihe der Themata zeigt: „Katholische Kulturaufgaben; Ueber die gegenwärtige Stellung der katholischen Litteratur; Die moderne Intelligenz und die Kirche; Katholisch und national; Giebt es eine katholische Wissenschaft?; Die Erziehung.“ Dazu kommen Themata, die wie jenes über die katholische Litteratur ein litterarisches oder künstlerisches Interesse haben, z. B. über Plakatkunst, über Festspielnen, über geistliche Festspiele, Konzertmusik und Leben. Ein wirklich historisch Durchgebildeter — und das heißt im Grunde allein gebildet — wird das Buch ohne Schaden und sogar mit Freude über einzelne treffende Bemerkungen lesen können; für sonstige nichtkatholische Leser kann es geradezu schädlich werden, um so schädlicher, als der Verfasser sehr ruhig und besonnen schreibt.

Ueber die Geschichte gesamtdeutscher Kultur und gesamtdeutschen Lebens ist in letzter Zeit auffallend wenig geschrieben worden, was sich zum Teil gewiß aus einer fast zu großen Fruchtbarkeit auf diesem Gebiet während der letzten Jahre erklärt. Von den bekannten und immer größere Verbreitung findenden „Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte“ liegt Band 7: „Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit“ von Emil Reicke*) vor, ein Buch, das, höchst gewandt geschrieben und tüchtig fundiert, nicht nur dem Universitätsgelehrten, sondern überhaupt dem litterarisch Interessierten und dem Freunde geistigen Lebens eine lehrreiche Lektüre bieten wird. Rein erfreuliches bietet so der Stoff behandelt nicht, und wenn Reicke es verstanden hat, auch seinerseits zu dem Ziele der Monographieen, den deutschen Menschen der Vergangenheit kennen zu lehren und nicht nur äußere Entwicklung zu geben, beizutragen, so kann man getrost sagen, daß der Gelehrte von jeher den deutschen Menschen nicht von der vorteilhaftesten Seite gezeigt hat. Auch heute noch kann der Stand sich vor anderen Ständen inbezug auf Charakterstärke und wahre und echte Bildung kaum eines Vorzuges rühmen.

Weniges nur von einiger Bedeutung können wir diesmal aus der seit langem immer stärker gepflegten territorialen und lokalen kulturgeschichtlichen Litteratur nennen. Das Büchlein von Jul. Steinhoff: Bilder aus der Kulturgeschichte Badens*) ist wenig vollständig, hat aber den Charakter der „Bilder“ ganz gut durchgeführt. Das sich namentlich auf das Mittelalter beschränkende Buch kann zur Einführung in die spezifisch badische Vergangenheit von Nutzen sein, freilich die Hauptaufgabe einer solchen lokalen Kulturgeschichte, der Entwicklung und Bethätigung des betreffenden Volkscharakters oder wie hier verschiedener Volkscharaktere nachzugehen, hat sich der Verfasser nicht gestellt, trotzdem er z. B. den ersten Abschnitt, die religiösen Vorstellungen der heidnischen Vorfahren, in „badischer Beleuchtung“ geben möchte und er in seiner Schilderung des klösterlichen oder des städtischen Lebens es an der Hervorhebung eigenartiger Züge nicht fehlen läßt. Der letzte Abschnitt sucht den Leser mit den oberrheinischen Minnesängern Friedrich von Hausen und Burckard von Hohenfels bekannt zu machen. — Das spezifische seiner Aufgabe herauszufinden, hat sich Willy Pastor in seinem vom Verleger nach berühmten Mustern, aber doch in ziemlicher Entfernung von diesen ausgestatteten und illustrierten Buch: „Berlin wie es war und wurde“*) mehr angelegen sein lassen. Er findet gegenüber der Meinung von dem mehr zufälligen oder gleichgiltigen Charakter der Geschichte Berlins den Gesichtspunkt der Betrachtung Berlins in der „Arbeit“. Er will versuchen, eine Geschichte der Stadt Berlin unter diesem Gesichtspunkt der Arbeit anzuregen. Diese Geschichte selbst zu geben, beansprucht er nicht. Es ist gut, daß er dies voraussichtlich. Wir haben gar nichts gegen eine feuilletonistische Behandlung der Geschichte, wenn sie von einem Historiker ausgeht, andernfalls aber wird Geist und Gewandtheit über die Lücken und Blößen nicht hinwegdringen können. Und namentlich in Pastors Ausführungen über die ältere Geschichte wird man solche oft genug entdecken. Dazu kommen allerlei recht störende Aeußerlichkeiten. Der Verleger hat z. B. manche Bilder zweifellos den „Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte“ entnommen, aber dann hätte er auch die Unterschriften richtig mit herübernehmen sollen. So stammt z. B. auf Seite 15 bei Pastor das Bild der Wagenburg aus „Livius, römische Historien (Mainz, Schäffer)“: es muß natürlich Livius und Schöffer heißen. Bedenklich ist ferner der Text unter dem Drohbrief Dietrich von Quitzows (Faksimile nach dem Original des berliner Stadtarchivs): im Original steht nicht „med Juwen weghemm“, sondern med Juwen weghenen, nicht „Jure Antwort“, sondern juwe, nicht „frenen“, sondern „freuen“ (= freuen). Das amüsante „wenn ihr nicht sogleich mit Euren Bötzow kommt“, beruht wohl nur auf einem Satzfehler und schlechter Korrektur. Ich gehöre keineswegs zu den Krittlern, und die Art gewisser Fachgenossen, überall kämische Kritik zu üben und immer nur vom beschränkten eigenen Wissens- und Anschauungskreis aus oft viel Höheres wollen und können zu verkennen und zu schädigen, ist nicht die meine. Mein Streben ist das Berdienst herauszusuchen. Und so will ich nicht verhehlen, daß ich zu diesen notwendigen Ausstellungen nur ungern mich veranlaßt sah. Es giebt auch Stellen in dem Buch, wo man dem Verfasser mit Vergnügen folgt. Sein Buch ist auch von wirklich historischem Empfinden getragen und ist infolgedessen auch geeignet, bei dem Leser, für den es berechnet ist, historische Empfindungen zu erwecken und zu fördern. — Durch Arbeit groß geworden, wie es Pastor der Stadt Berlin nachrühmt, dies Wort dürfte man auch als Motto über ein Buch setzen, das uns die Geschichte einer berühmten Familie, deren Ahnherr ein Weber war, erzählt, über das Buch A. Stanbers: „Das Haus Fugger. Von seinen Anfängen bis zur Gegenwart“*). Trotz zahlreicher und zwar zum Teil sehr wichtiger Monographieen über die Fugger fehlte es bisher an einer gedruckten Gesamtgeschichte dieser Familie, die auch ihre spätere Entwicklung bis zur Gegenwart schildert. Diese Lücke füllt jetzt Stander durch seine vom Fürsten Fugger selbst geförderte fleißige Arbeit aus. Das Interesse des Kulturhistorikers wird freilich immer wesentlich bei der Früh- und der Glanzzeit der Fugger weilen. Alle die Glieder der Familie, die uns aus jener Zeit vorgeführt werden, erscheinen uns immer im Rahmen ihrer Zeit, sei es des wirtschaftlichen Lebens, sei es der geistigen oder der künstlerischen oder auch nur der materiellen Kultur. Gerade dieser Umstand, der diese Familiengeschichte von vielen anderen lediglich personengeschichtlichen oder äußerlichen Inhalts unterscheidet, läßt uns die Lektüre des Buches sehr empfehlen.

Eine Reihe weiterer Erscheinungen beschränkt sich auf bestimmte Kulturgebiete, die sie bald für größere, bald für kleinere Zeiträume mehr oder weniger anzusprechend behandeln. Das ansprechendste Thema hat sich das weitest-gespannte Buch gewählt, Luise von

*) Leipzig, Eugen Diederichs. Mit 130 Abbild. 143 S. 4 Mk.

*) Karlsruhe, K. Scherer.

*) Berlin, Georg Heinrich Meyer. 111 S.

*) Augsburg, Lampart & Co.

Digitized by Google

Kobells „Farben und Feste, kulturhistorische Studie“[7]). Leider entspricht dem Reize des Themas nicht die Art der Behandlung, und „kulturgeschichtlich“ ist hier leider einmal wieder nur im Sinne einer äußeren Notizensammlung zu verstehen. Schon in der rein schriftstellerischen Leistung hätte ich von Frau v. Eisenhart mehr erwartet, von dem häufig hervortretenden Mangel wirklich kulturgeschichtlicher Fundamentierung ganz abgesehen. Aber wie reizvoll hätte sich doch als Kulturgeschichte im Kleinen eine Geschichte der Feste und der Farben behandeln lassen. Die Verfasserin, deren Belesenheit und Fleiß ich durchaus anerkenne, hat mit ihrer chronikalischen Aufzählung, die außerdem in etwas zerhackten Sätzen geschieht, allenfalls das Material zu einem Buche geliefert, das Buch selbst nicht.

Als zweiter Band seiner Studien zur Geschichte des menschlichen Geschlechtslebens hat E. Dühren[8]) eine Schilderung „des Geschlechtslebens in England mit besonderer Beziehung auf London“ (I. Die beiden Erscheinungsformen des Sexualelbens. Die Ehe und die Prostitution) erscheinen lassen. So sehr ich den Standpunkt des Verfassers, daß das für viele Abschreckende des Themas nicht von seiner Behandlung abschrecken darf, und den Ernst seiner Studien anerkenne, fürchte ich doch, daß sein Buch, ebenso wie der erste Band, leider weniger von ernsten Leuten gelesen werden wird als von Liebhabern pikanter Lektüre. Das ganze Ergebnis von Dührens fleißiger Sammelarbeit gedruckt vor sich zu sehen, wird dem Sozialpolitiker und dem Arzte willkommen sein: für den Kulturhistoriker wäre eine weit straffere Zusammenziehung und größere Beschränkung in der Wiedergabe der Citate (trotz der Bemerkung auf Seite 321) vorzuziehen gewesen. Aber immerhin wird ihm hier ein nicht zu unterschätzender, ja geradezu wichtiger Beitrag zur Kenntnis des englischen Volkscharakters, insbesondere auch der englischen Frau, wie zur englischen Sittengeschichte gegeben. — Auf ein erhebenderes Gebiet führt uns eine Vortragssammlung von Launhardt, „Am sausenden Webstuhl der Zeit“, Uebersicht über die Wirkung der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben[9]). Der Hauptgesichtspunkt seiner Vorträge, die über „Die sieben Weltwunder der Alten und die Wunderwerke unserer Zeit“, „Die Herrschaft des Menschen über den Raum“, „Die Entstehung und die Vorzüge der Eisenbahnen“, „Die Wirkungen der Bervollkommnung des Verkehrs“ handeln, ist wohl der, daß die heute so rapid fortschreitende „reale“, im wesentlichen also moderne Kultur in ihrem Wert gegenüber der „idealen“ erkannt und betont und die Gleichberechtigung beider Gebiete ins Licht gesetzt wird. Jedenfalls dürfen die Vorträge ihrer Qualität nach durchaus zur Lektüre empfohlen werden. Zur Entstehungsgeschichte des modernen Geistes namentlich im 16. und 17. Jahrhundert dürfte ein Kulturhistoriker allerdings recht viel Ergänzungen hinzuzufügen haben. — Wesentlich dem Preise der „realen“ Kulturerrungenschaften ist auch ein Heftchen von Bruno Borchardt, „Kulturelle Umwälzungen im 19. Jahrhundert“[10]) gewidmet. Ihre „kulturfeindlichen“ Wirkungen werden nach ihm durch die Selbstbefreiung des „Arbeiters“ verschwinden. Borchardts Ueberblick bildet das erste Heft einer von sozialdemokratischer Seite ausgehenden populären, sehr billigen Sammlung, der auch noch zwei weitere Hefte: Die Entwicklungslehre im 19. Jahrhundert von Wilhelm Bölsche und Die soziale Gesetzgebung im 19. Jahrhundert von Paul Hirsch — dieses schon ganz Parteischrift — angehören.

[7]) München, Vereinigte Kunstanstalten, A.-G.
[8]) Charlottenburg, H. Barsdorf.
[9]) Leipzig, B. G. Teubner (Aus Natur und Geisteswelt. 23 Bd.) M. —,90 (1,15).
[10]) Berlin, Verlag Aufklärung.

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Es ist nicht ganz leicht, aus den verschiedenen Litteraturbetrachtungen allgemeiner Natur, die die letzten Wochen brachten, einen handgreiflichen Kern mit derjenigen Kürze auszulösen, die Zweck und Grenze dieser Uebersichten erfordern. Da ist zunächst ein Essai von Rudolf Huch, der sich „Berliner und Weimaraner“ betitelt (Deutsche Welt 41, 42) und über unsern heutigen Litteraturzustand ziemlich pessimistische Reflexionen anstellt. Harte Realistik, Alleinherrschaft des Verstandes, trockener Thatsachensinn charakterisieren nach ihm die wissenschaftlichen wie die künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit. Die hinter uns liegende Epoche des Naturalismus war nicht dazu angethan, einen wirklichen Dichter zu erzeugen. Das „matter of fact-Publikum“, das für den Erfolg derzeit den Ausschlag giebt, wolle keine Schönheit, deren Wert sich nicht messen, zählen oder wägen ließ. Es wollte eine sogenannte Kunst, bei der sich im Hauptbuche der Wirklichkeit nachrechnen ließ: es stimmt oder es stimmt nicht. „Aber da eben liegt der Haken: haben wir einmal nachgerechnet, so wissen wir es.“ Und daher kommt es, daß man von einem Werk dieser Richtung (der Verfasser nennt „Hedda Gabler“ als Beispiel) beim ersten Ansehen sehr gefesselt werden kann, aber nie das Verlangen spürt, es nachher nochmals zu sehen oder zu lesen. „Gerade dies aber giebt den Ausschlag: den Wunsch nach einem Wiedergeniessen erweckt nur das Schöne.“ Welcher Art dies Schöne sein müsse, entziehe sich der Formulierung. Huch selbst will sich als Feind jeder Theorie darüber nicht äußern. Er verwirft nur mit Entschiedenheit jede Art von Tendenz und nennt es eine unselige, scholastische Vorstellung, daß im Drama ein Kampf zwischen zwei Weltanschauungen ausgefochten oder „der Zeit ein Spiegel vorgehalten“ werden solle, denn nach dieser Theorie taugten Shakespeares Dramen samt und sonders nichts. Sie aber blühen heute noch frisch, während alles, was ehedem eine Zeitlendenz hatte, längst blaß und tot sei. „Sollten wir daraus nicht die Lehre ziehen, daß wir gut thäten, alle jene Ehe- und Außereheproblème, jene Seelenprobleme, jene Kämpfe um Weltanschauungen und jene in Symbole verpackten Weisheiten, die unsere Zeit so wundervoll kompliziert und tiefsinnig erscheinen, einmal beiseite zu lassen und uns dem Einfach-Menschlichen zuzuwenden?“ . . . Schließlich wird auch hier wieder die Messiashoffnung auf „den“ großen Dichter ausgesprochen, dem wir den Boden bereiten müßten, und mit Bezug auf den Titel seines Aufsatzes meint der Verfasser am Schlusse: „es sind zu viel Berliner und zu wenig Weimaraner im Publikum.“ Man errät, daß Berlin und Weimar hier keine geographischen Begriffe sind. — Den Grund so manchen Uebels, an dem unsere Litteraturverhältnisse kranken, scheint Cajus Moeller beleuchten zu wollen, wenn er seine Leser einige „Blicke in neuere Dichterwerkstätten“ thun läßt (Tag. Tag, 327). Der Sinn seiner Ausführungen ist der, daß man nicht nur und immer Poet sein solle, um Zeit zu haben, sich zu sammeln und zu erholen. Ein Wort aus den Siebzigerjahren: „Unserer Zeit fehlt nichts so sehr, wie die ausgeruhte Intelligenz,“ habe auch heute noch volle Geltung. — Aehnliche Gedankengänge verfolgt von einer anderen Seite her Hermann Bahr in einem Feuilleton des wunderlichen Titels „Kapelot“ (N. Wien. Tagbl. 200). Kapelot, wörtlich Krämer, war der griechische Ausdruck für die Sophisten, die sich für ihr Denken und Dichten bezahlen ließen und dadurch bei ihren Landsleuten einen Stich ins Berächtliche erhielten. Der Gedanke, für die Eingebungen dichterischer Stunden klingenden Lohn zu nehmen, hat auch später manchen großen Geist gestört, vor allem Goethe, der solche Leistungen nicht als eigene empfand.

Digitized by Google

sondern gleichsam als Aeußerungen einer fremden, höheren Macht oder, wie William Blake es einmal ausdrückte, als „Diktat“, das man oft unbewußt, selbst gegen den eigenen Willen niederschreibe. Dieser „Einfall“, der dem schöpferischen Talente von außen her zukomme, sei unserer Macht entzogen, und wenn wir uns dafür wie für eine eigene Leistung bezahlen ließen, so — meint Bahr — verübten wir eigentlich einen Betrug. „Und haben wir erst aus unseren Einfällen einen Erwerb, einen Beruf gemacht, so müssen wir ‚liefern‘, auch wenn uns nichts einfällt, und da sich die geheimnisvolle Macht, die in uns denkt und in uns dichtet, nicht kommandieren läßt, müssen wir Einfälle fälschen.“ Diese „Unredlichkeit“ habe auch den Sophisten angehaftet und ihnen den Namen Kapeloi eingetragen. Und Bahr stellt seinerseits „ganz leise“ die Frage, ob die Künstler und Schriftsteller von heute nicht alle eigentlich solche Kapeloi seien, die aus ihrer Kunst ein Gewerbe machen und sich „nach dem Stück“ bezahlen lassen. Er zitiert einen längeren Ausspruch Goethes an Eckermann über diesen Punkt, der mit den Worten schließt: „Mein Rat ist daher, nichts zu forcieren und alle unproduktiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verschlaifen, als in solchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man später keine Freude hat,“ und bemerkt dazu: „Das ist nun gewiß sehr klug geraten, aber was hilft es dem heutigen Künstler? Er kann nicht tändeln oder schlafen, er muß forcieren, er darf nicht warten, weil er doch einen ‚Termin‘ hat, weil er ‚liefern‘ soll, weil er ja nach dem ‚Stücke‘ bezahlt wird. Er hat nicht die Zeit, sich zu gedulden, bis es dem ‚Geiste‘ beliebem wird, ihm geheimnisvoll zu ‚diktieren‘. Er muß, bleibt die ‚Stimmung‘ aus, ihre Gaben vom Verstande erpressen, selbst auf die Gefahr hin, sie zu verfälschen. In seinem ganzen Zustande ist es unvermeidlich, daß er zum Betrüger wird.“ Indem die Sophisten den Brauch einführten, daß der Lehrer sich vom Schüler bezahlen ließ, brachten sie es dahin, daß jeder Lehrer, um der bestbezahlte zu sein, seine Lehre dem Schüler möglichst gefällig und bequem gestaltete. Nicht anders stehe es bei uns zwischen Autor und Publikum. Damit sie leben können, sind die Autoren heute auf den Ertrag ihrer Werke angewiesen, und dieser Ertrag wird sich nach dem Beifall richten, den sie beim Publikum finden. „Den Beifall aber mißt das Publikum nach dem Grade seiner Zustimmung ab. Wer sagt, was jeder hören will, wird allen gefallen: der beste Schmeichler wird heute der größte Denker und Dichter sein. Und ein Schmeichler soll zwingen? Die Wahrheit soll schmeicheln? Aus dem Zirkel kommen wir, einmal Kapeloi geworden, mit allen Bindungen niemals heraus. Im Theater gefallen die schlechten Stücke. Wir hoffen also auf einen Dichter. Der Dichter erscheint. Da er aber nicht das schlechte Stück bringt, das gefällt, aber, weil er doch leben will, zu gefallen genötigt ist, sehen wir ihn sich mit vieler Mühe allmählich in ein schlechten Autor verwandeln, was man dann die innere Läuterung nennt, und sich eben den gemeinen Trieben der Menge anpassen, die zu bezwingen wir nach einem Dichter gerufen haben.“

Ein Autor, dem Vorwürfe dieser Art nicht erspart geblieben sind, Otto Ernst, hat kürzlich an gleicher Stelle (N. Wien. Tgbl. 173, 1918, 174) das Wort zu einer Untersuchung des Verhältnisses zwischen „Bühne und Leben“ genommen. Er geht dabei von der Tatsache aus, daß man so oft über Vorgänge oder Personen von Bühnenstücken das Urteil hören kann: „Das giebt es nicht!“ Der Gründe für die häufige Anwendung dieses Urteils sind es nach Otto Ernsts Meinung mehrere. Einmal der Umstand, daß unsere Vorstellungen niemals so klar, scharf und lebhaft sind wie unsere Wahrnehmungen, mithin das auf der Bühne unmittelbar Wahrgenommene die matteren Vorstellungen des Hörers jeweils übertrifft und in diesem den Eindruck erzeugt, der Dichter habe zu stark aufgetragen. Eine weitere Ursache ist die unendliche Verschiedenheit der urteilenden Individuen, von denen jeder doch nur einen winzigen Bruchteil der Menschen kennen zu lernen Gelegenheit hat und auch diesen zumeist nur sehr oberflächlich kennt. Die Behauptung des kritisierenden Dilettantismus, daß es dies oder jene psychologischen Phänomene nicht gebe, sei in solcher Allgemeingiltigkeit immer falsch: vielmehr gebe es bei der unendlichen Zahl der möglichen Kombinationen überhaupt keine psychische Konbination, von der wir sagen dürften: die giebt es nicht. Ein Wort Goethes meint: „Was weiß ein Mensch vom anderen?“ Das gelte freilich auch für den Dichter. Wenn dieser aber nur das darstellen könnte, was er von anderen wisse, wenn er für seine Menschengestalten nicht in erster Linie aus seinem eigenen Innern schöpfen könnte, nicht in seinem Ich die unvergleichlich stärkste Quelle seiner psychologischen Erfahrung besäße, stände es schlimm um ihn. Die Hauptursache jedoch für das häufige Auftreten der Phrase „Das giebt es nicht“ sei in gewissen Eigentümlichkeiten der dramatischen Dichtung zu suchen. Das Wesen des Dramatischen verlange starke Gegensätze, die Sphäre des Außerordentlichen, gleichviel ob dieses in Handlungen, Ereignissen oder Charakteren zutage trete. Das Leben der meisten Menschen aber bewege sich im Kreislauf des Alltäglichen, und für diese Art von Publikum „giebt es alles nicht“, was über diese Alltagssphäre hinausragt. Dazu kommt, daß die Darstellung der dramatischen Dichtung eine gedrängte ist. Einen wirklichen Menschen zu beobachten, sind uns drei oder zehn Jahre gegeben, eine Bühnenfigur zeigt sich uns drei Stunden oder zehn Minuten oder noch nicht solange. Das ergiebt für den Autor die Notwendigkeit eines „Verdichtens“, einer Häufung und Gedrängtheit der Ereignisse und der Charakteristik, die dem Zuschauer bisweilen Handlungen und Personen unglaubhaft erscheinen lassen, obwohl sie durchaus keine unglaubhaften Momente aufweisen. Endlich ist die Eigentümlichkeit unserer Zeit, weder an Schurken, noch an Helden zu glauben, dem Bühnendichter ungünstig, der zur Herausarbeitung der Gegensätze den Totaleindruck einer Persönlichkeit, den Ueberschuß ihres Wesens zur Darstellung bringt und die scharfe Linie nicht aus naturalistischer Pedanterie absichtlich vermischt. Au diesem konsequenten Naturalismus, an diesem „verluchten juste milieu“, das „feine Aufgabe in der Nachbildung des Durchschnittlichen, Alltäglichen und Gewöhnlichen sieht, haben Florian Geyer und Michael Kramer das Genick gebrochen . . . Mögen sich unsere Dichter mehr und mehr erinnern, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als die naturalistische Schulweisheit sich träumen läßt, und möge das Publikum wieder lernen, sich stets, wenn es geneigt ist, zu sagen: ‚Das giebt es nicht‘ — die höfliche Frage vorzulegen: Ist es nicht Irrtum, wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt, gewöhnlich für ein Ganzes hält? Bin ich ein Mikrokosmos? Habe ich wirklich die Höhen und Tiefen der Menschheit durchforscht und alle Regionen der Möglichkeit durchmessen?“

Von Beiträgen, die sich in allgemeinen Betrachtungen unseres Litteraturlebens ergehen, wäre dann noch eine umfangreiche Veröffentlichung von Karl Bleibtreu anzuführen: leider sind die acht Feuilletons, die er unter dem Titel „Gefesselte Kunst“ in Anknüpfung an Leo Bergs gleichnamiges Buch der wiener „Deutschen Zeitung“ (10594, 95, 97; 10600, 01, 05, 07, 11) übergeben hat, ebenso viele Kübel persönlicher Ergießungen und ungewählter Angriffe auf nahezu alles, was heute im Vordergrunde des litterarischen Betriebes steht, so daß ihre Wiedergabe im Auszuge schon technisch eine Unmöglichkeit wäre.

* * *

Die immer rege Goethe-Forschung ist um zwei allerdings sehr winzige Entdeckungen bereichert worden. M. Wehe („Der höhere Ruf“; Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 29) hat herausgefunden, daß das von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ bei der Schilderung der „Rittertafel“ im Wetzlar erwähnte „gedruckte Büchelchen“ mit der konfusen kleinen freimaurerischen Schrift „Der höhere Ruf“ von A. S. von Goue — einem Mitglied

Digitized by Google

der weylarer Tafelrunde — identisch ist. Und in den „Münch. N. Nachr." (352; „Goethe als Heraldiker und Medaillenr") wird mitgeteilt, daß das Petschaft, dessen Wappen Goethe für seinen alten Freund Zelter 1829 entworfen hat, noch existiert: sein Entdecker Dr. Stephan Kekulé v. Stradonitz hat darüber im Juli-Heft des „Deutschen Herold" berichtet. — Einen Brief Schillers an Lavater und dessen Antwort (aus dem Jahre 1784) veröffentlicht Heinrich Funck in der „Allg. Ztg." (Beil. 164.) — Das langjährige Freundschaftsverhältnis zwischen Ludwig Uhland und seinem jüngeren Landsmann, dem Publizisten Paul Pfizer schildert nach dem ihm zugänglichen Quellenmaterial Rudolf Krauß in der „Voss. Ztg." (Sonnt.-Beil. 29, 30, 31). — Ein paar Briefe Hamerlings an Faust Pachler teilt Anton Schlossar mit (Wien. Ztg. 161), und Grillparzers Verhältnis zur Geschichte behandelt, gestützt auf einen kürzlich von Oswald Redlich in der Wiener Akademie gehaltenen Vortrag, Moriz Necker in der „Allg. Ztg." (Beil. 168) mit dem Ergebnis, daß Grillparzer nicht, wie Volkelt geschrieben hatte, ein Feind der Geschichtsforschung, sondern vielmehr als Geschichtskenner seiner Zeit weit vorauszueilt war. — An zwei Stellen (Wien. Abendp. 163; Deutsche Ztg., Wien, 10610) wurde des 25. Todestages Karl Simrocks gedacht, an verschiedenen Orten erschienen Gedenkartikel auf den am 1. August 1801 geborenen Philipp Spitta, den bekannten geistlichen Liederdichter, dessen vielverbreitete Sammlung „Psalter und Harfe" 1833 zum ersten Male erschien und seither mehr als 60 Auflagen erlebt hat. Eine interessante Episode aus Spittas Leben behandelt aus diesem Anlaß A. von Winterfeld (Philipp Spitta und Heinrich Heine; Leipz. Z. Wiss. Beil. 90). Spitta und Heine waren als göttinger Studenten gute Freunde gewesen, kamen aber, wie sich bei der Verschiedenheit ihrer Persönlichkeiten verstehen läßt, bald nachher mehr und mehr auseinander, so daß Heine schon in den „Reisebildern" Spitta zur Zielscheibe seines Spottes machte.

* * *

Eine ganze Reihe neuerer und neuester litterarhistorischer Werke gaben Stoff zu größeren, teils kritischen, teils bloß referierenden Artikeln. Es genüge, sie aufzuzählen: Reinhold Steigs kürzlich erschienenes, umfangliches Buch „Heinrich von Kleists berliner Kämpfe" (Dr. Otto H. v. Hopfen; Allg. Ztg., Beil. 172; Dr. Hans Landsberg, Berl. Courier 175); die letzten Bände der weimarischen Goethe-Ausgabe (Ludwig Geiger, Allg. Ztg., Beil. 162, 163); Richard M. Meyers „Vierhundert Schlagworte" (Dr. Eugen Holzner, ebenda 163), A. Bosserts „Histoire de la littérature allemande" (Rudolf Fürst, ebenda 169; mit vielen Ausstellungen); Ernst Gnads „Neue Essais" (Dr. Herm. Ubell, ebenda 164); J. P. Eckermanns von Friedrich Tewes jüngst herausgegebene „Faust"-Einrichtung (Otto Pniower, Der Tag 317; Alfred Klaar, Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 30); Paul Holzhausens Schrift „Der Urgroßvater Jahrhundertfeier" (H. Houben, Nat.-Ztg. 420); Ludwig Geigers „Therese Huber" (Leonh. Ber, Dresd. Anz., Mont.-Beil. 29); Otto Berdrows „Rahel Varnhagen" (José Schneider-Arno, Wien. Frdbl. 202); Hermann Ullrichs „Robinson und Robinsonaden" (Rud. Fürst, Berl. N. Nachr. 351); C. v. Komorzynskis „Schikaneder" (H. Wittmann, N. Fr. Pr. 13262); der 4. Band von Heinrich Bulthaupts „Dramaturgie" (Eug. Zabel, Nat.-Ztg. 442); der 1. Band von Adolf Bartels deutscher Litteraturgeschichte (Eduard Engel. Hamb. Fremdenbl. 174).

Von neuer Belletristik wurden J. H. Mackays „Schwimmer" (Wien. Allg. Ztg. 7011), C. Viebigs Roman „Das tägliche Brot" (Leon Kellner, N. Wien. Tgbl. 199), C. Spittelers „Olympischer Frühling" (F. B. Widmann, N. Fr. Pr. 13260), Richard Schaukals Gedichte („Kauschkulturik" von Arnold Hagenauer, Ostd. Rdsch. 202) in weiterem Rahmen besprochen. — In eigenen Charakteristiken behandelt wurden Wilhelm Hertz (Münch. N. N. 356), Martin Greif (Otto Eigner, Reichspost, Wien, 167), Carmen Sylva (Agathe Barsescu, Wien. Tgbl. 190) und Wilhelm Bölsche (Albert Weidner, D. Welt a. Montag 30). — Auch zwei Beiträge von jener Gattung, die den Spuren einer Dichtung gern an Ort und Stelle nachgeht, sind zu notieren: „Im Trompeterstädtchen", eine Schilderung des durch Scheffel berühmt gewordenen Säckingen (W. A. Hammer, N. W. Tgbl. 205) und „Die Rebeller; ein Besuch bei Gerhart Hauptmanns Modellen", den Webern des schlesischen Eulengebirges (Hans Oswald, Wien. Arbeiterztg. 207, 208).

* * *

In der verdienstvollen Sammlung „Les grands écrivains français", die bei pariser Verlagshaus Hachette herausgiebt, ist kürzlich eine Bossuet-Biographie von A. Rébelliau erschienen. Marcus Landau nimmt diese, nach seinem Urteil „etwas oberflächliche, lückenhafte" Arbeit zum Anlaß, dem großen Kanzelredner und Historiker einen Essai zu widmen (Nat.-Ztg. 420, 422, 426). — Auf ein wenig beachtetes Werk Montaignes, das „Journal de Voyage", das eine 1580 durch Süddeutschland nach Italien unternommene Reise behandelt und u. a. einige kulturhistorisch interessante Schilderungen Augsburgs enthält, lenkt Dr. Maximilian Rohn (Hamburg) die Aufmerksamkeit (Frankf. Ztg. 213). — Unveröffentlichte „Gedanken" von Montesquieu werden in der „Allg. Ztg." (Beil. 174) mitgeteilt; sie sind einem Privatdruck der „Société des Bibliophiles de Guienne" entnommen. — Eine entsprechende Publikation der deutschen „Gesellschaft der Bibliophilen", Ottmanns Casanova-Biographie (s. unten Sp. 1582) wird von Rudolph Lothar gewürdigt (N. Fr. Presse 13255). — Ein drittes Bibliophilen-Werk, Eduard Rouveyres „Connaissances nécessaires à un Bibliophile" (s. unten Sp. 1583) zeigt G. Schott in der „Allg. Ztg" (161, 162) an. — Erich Meyer läßt seiner kürzlich (Sp. 1127) erwähnten Studie über „Das Theater und die Revolution" eine weitere über „Die Schauspieler und die Revolution" folgen (Nat.-Ztg. 436, 438), worin gezeigt wird, welche Rolle die Schauspieler in den einzelnen Phasen des großen Revolutionsdramas spielten. — Dem französischen Litteraturbereich gehören ferner an eine Stendhal-Studie von Armin Friedmann (W. Abdpost. 161), eine Plauderei über die Romanschriftstellerin Alice Durand, genannt Henry Gréville, von Truth (N. Fr. Presse 13254), worin besonders die „wundersame Eloquence" und die „raffiniert präzisierte" Vortragskunst der Verfasserin von „Dosia" gepriesen wird, sowie ein an gleicher Stelle (13248) erschienenes Feuilleton über das Drama „Décadence" von Albert Guinon, das den Verfall des Adels und die Vorherrschaft der jüdischen Hochfinanz behandelt und deshalb kürzlich vom Minister verboten wurde, der Skandale befürchtete.

Ein in Frankreich neuerdings beachteter älterer englischer Autor ist Thomas de Quincey (1785—1859), dessen bekanntestes Buch „Confessions of an English opium-eater" 1822 erschien und viele Auflagen erlebte. Er hat sich auch mit deutscher Litteratur viel beschäftigt und u. a. Lessings „Laokoon" ins Englische übersetzt. Schon Alfred de Musset hatte sich für ihn interessiert, nicht minder später Baudelaire; eine Übersetzung seiner Opium-Bekenntnisse erschien 1888 bei Savine in Paris, und ganz kürzlich hat André Fontainas eine solche von seinem nicht minder merkwürdigen Werke „On Murder as a Fine Art" (Der Mord als Kunstwerk) geliefert (Paris, Mercure de France), über das ein Feuilleton von Ludwig Hevesi im „Pester Lloyd" (179) näheres wissen läßt. Die Schrift erschien in drei Teilen 1827, 1839, 1854, und ihr eigentlicher „Held" ist ein gewisser John Williams, dessen Mordthaten 1811 ganz London ähnlich in Aufregung hielten, wie achzig Jahre später die Whitechapel-Morde des Aufschlitzer-Jack. Er hatte die „Spezialität", ganze Familien auszurotten, vom Oberhaupt bis zum Säugling. Quincey hatte die Marotte, diese Mordthaten als eingebildeter Augenzeuge

Digitized by Google

zu beschreiben „mit dem ästhetischen Interesse eines Amateurs, wo nicht gar Dilettanten in der Mordkunst". Heyse weist auf die Aehnlichkeit dieses Genres mit Mirbeaus „jardin des supplices" hin und meint: „Die Delfadenzen von damals sind die von heute und umgekehrt; sie sind überhaupt in jeder Romantik die nämlichen." — Sonst war die englische Litteratur mit Charakterstiken des verstorbenen Walter Besant (Herm. Conrad; Allg. Ztg., Beil. 166, 167) und der kürzlich gefangen genommenen (s. „Nachrichten") kapländischen Schriftstellerin Olive Schreiner (Arthur Ploch, Berl. Lok.-Anz. 353) vertreten. Ein Artikel der „Nordd. Allg. Ztg." (178) mustert die letzten Romane von Hall Caine und Mrs. Humphry Ward, und L. Henrich („Litterarische Arbeit in England", München. N. N. 332) spricht über einen Essayband von James Payn („The Backwater of Life", Leipzig, Tauchnitz), der sehr charakteristischer Weise ganz ernsthafte Anleitungen dafür enthält, wie man erfolgreiche Romane zu schreiben habe; charakteristisch, weil sie von der Neugierlichkeit und Roheit eine Vorstellung geben, mit der man in England selbst in berufenen Kreisen die Aufgabe und das Wesen des Romans auffaßt. Wurde doch vor einigen Jahren in der „New Century Review" allen Ernstes die Begründung einer School of Fiction, d. h. von Unterrichtskursen in der Kunst, Romane zu schreiben, angeregt und dieser Gedanke u. a. von dem hochangesehenen Sir Walter Besant aufgenommen und weiter ausgesponnen! — Ueber Helene Richters Biographie des 1771 mit 17 Jahren verstorbenen Dichters Thomas Chatterton spricht sich G. A. Crüwell (N. Fr. Presse 13255) rühmend aus. — Eine Studie „Ueber amerikanische Litteratur und den Nationalcharakter" finden wir in der „Köln. Ztg." (562), eine solche über die deutsche E. A. Poe-Ausgabe, von Paul Wiegler, im „Tag" (309), einen Essai über Walt Whitman von Edmund Gosse in der „Rhein.-Westf. Ztg." (593, 613). — In den selben Nummern giebt E. Brausewetter das Doppelporträt zweier „damaleonetischer Dichter" Schwedens, August Strindbergs und Per Hallström. — Ebenfalls gemeinsam werden die letzten Bücher zweier weiblicher Autoren, Ellen Keys „Essais" und Selma Lagerlöfs „Wunder des Antichrist" von Martin Buber enthusiastisch besprochen (N. Fr. Presse 13262). — Ein paar weitere Gorki-Artikel, eine weitere zu den vielen Multatuli-Studien (Wien. Tgbl. 167), eine Revue über neue italienische Erzählungen (Albertazzi, Mancini, Castelnuovo, Serao, Deledda) von Dr. Wilhelm Porte (Frk. Ztg. 206) und ein Essai über den jüngst verstorbenen tschechischen Poeten Julius Zeyer (C. Nitram, Reichswehr 2675) machen den Rest der fremdländischen Litteraturbeiträge aus.

E.

„Das alte und das junge Oesterreich." Von Hans Benzmann (Hamb. Corresp., Ztg. f. Litt. 15, 16). Abriß der österreichischen Litteraturgeschichte im 19. Jahrhundert.

„Die Heimat der Edda gefunden!" Von Friedrich Fischbach (Die Post 346). Es soll nachgewiesen sein, daß die in der Edda vorkommenden Oertlichkeiten sämtlich dem Rheinland angehören müssen.

„Karl Joseph Meyer." Ein Gedenkblatt für den Gründer des Bibliographischen Instituts. Von Otto von Leixner (Tägl. Rdsch. Unterh.-Beil. 177, 178).

„Wunderliche und entsetzliche Familiennamen." Von F. G. P. (Leipz. Ztg., Bissf. Beil. 84).

„Aus Siebenbürgen." Von F. R. (Beil. zur Allg. Ztg. 105). Berichtet hauptsächlich über einen Besuch im Geburtsort des siebenbürgischen Dichters Michael Albert (1839—1893), dessen „Gedichte" nach seinem Tode herausgegeben worden sind, und über den Adolf Schullerus eine Monographie geschrieben hat (vgl. LE I, 1211 f.).

„Zur Reform der deutschen Bühne." Von Dr. Hermann Schreyer (Der Tag 301, 303, 307). Betrachtet den Staat als den berufenen Reformator des Bühnenwesens.

„Graf Leiningens Ex-libris-Buch." Von Anton Schlossar (N. Fr. Presse 13255). Vgl. den Leitartikel dieses Heftes.

„Johannes Schmidt †." Von Prof. F. Solmsen (Beil. z. Allg. Ztg. 170).

„Christian Ludwig Liscow." Von Adolf Stern (Dresd. Journ. 168). Ueber Holders Ausgabe (Halle, O. Hendel).

„Zur Faust-Erklärung." Von Hermann Türck (Hamb. Corresp., Ztg. f. Litt. 15). Entgegnung auf eine Rezension von Eugen Wolff (vgl. das vorige Heft, Rubrik „Zuschriften").

„Der Dramatiker Jakob Bidermann s. J." (Waterland, Bilen 197). Bespricht die Programmschrift von Meinrad Sattler: „Jacob Bidermann, ein Dramatiker des siebzehnten Jahrhunderts aus dem Jesuiten-Orden" (Wien, H. Kirsch).

Echo der Zeitschriften

Bühne und Welt. III, 19. Zu dem Versuch, eine einheitliche Bühnenaussprache zu schaffen, äußert sich Prof. Eugen Wolff („Bühnensprache und Mundart") und meint, man könne vor einer Verknöcherung der Sprache nicht dringend genug warnen. Diese werde vermieden, und dem Interesse der Kunst werde unter Umständen besser entsprochen, wenn in gewissen Fällen die lebendigen, modulationsfähigen Laute der Mundart an- und durchklingen. Im „Götz" müsse der fränkische Dialekt, in „Minna von Barnhelm" der sächsische der beiden Frauen festgehalten werden, wolle man diesen Dichtungen nicht Duft und Frische abstreifen. Die Mundart habe ein natürliches Recht, künstlerisch verwendet zu werden, freilich in gewissen Grenzen: also nicht als ungeschliffene Alltagsrede und nicht als unverständlicher Jargon, selbst nur ausnahmsweise als „bloße", isolierte Mundart. Ohne die quellfrische Mundart müsse die Bühnensprache erstarren und verdorren. — Dasselbe Heft giebt den Aufsatz wieder, in dem Iffland seinen Besuch bei Haydn in der wiener Vorstadt Gumpendorf (am 7. September 1807) erzählt, und der den 1856 erschienenen „Lebenserinnerungen" des Theaterdirektors Heinrich Schmidt entnommen ist. — Ueber den „Fliegenden Holländer in Sage und Dichtung" schreibt Prof. Wolfgang Golther in Heft 20. Die Sage vom fliegenden Holländer entstand im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert aus dem allgemeinen Seemannsaberglauben an Spukschiffe. Da Aufzeichnungen nur aus dem neunzehnten Jahrhundert vorhanden sind, — so in Blackwoods Edinburgh Magazine vom Mai 1821, bei Washington Irving u. a. — die unter einander abweichen, so läßt sich die ursprüngliche Fassung im einzelnen nicht mehr herstellen. Richard Wagner übernahm den Sagenstoff von Heine, mit dem er in Paris darüber verhandelt hatte. Heines Erzählung, deren Stoff der Dichter wahrscheinlich aus mündlichen Ueberlieferungen der Insel Norderney geschöpft hat, wurde 1833 im „Salon" veröffentlicht und zwar in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski". Hier findet sich zum erstenmal der Ausgang der Sage, daß ein treues Weib den Holländer erlöst. Wagner erfand dann noch die Gestalt Erik, der des Holländers Gegenspiel und Nebenbuhler ist. Auch sonst wurde der Stoff noch litterarisch verwertet, so von Marryat in einem Roman, von Wilhelm Hauff in seinem Märchen vom Gespensterschiff und von Coleridge in „The Ancient Mariner".

Deutsche Revue. (Stuttgart.) Augustheft. In einer Studie über „Bismarcks Künstlernatur" streift Ludwig Aegidi auch das Verhältnis des großen Kanzlers zur Dichtkunst und zu einzelnen Dichtern. Von den Beziehungen, die Bismarck zu Scheffel hatte, war in der „Deutschen Revue" erst vor kurzem die Rede (vgl. LE III, 1191); für Emanuel Geibel einzutreten, fand sich für Bismarck Gelegenheit, als Bayern seinem Dichter Ehrenstellung entzog, weil Lübeck am 13. September 1868 mit seinem Festgruß den Einzug König Wilhelms als Schirmvogt des Norddeutschen Bundes gefeiert hatte. Ueber deutsche dramatische Kunst sprach sich der Kanzler einmal Wildenbruch gegenüber aus, wie dieser in dem Vorwort zur neuen Ausgabe seines „Generalfeldoberst" erzählt. „Ich habe es immer beklagt," äußerte der Fürst, „daß die deutsche Geschichte nicht so dramatisiert worden

Digitized by Google

ist wie die englische durch Shakspere. Denn so vornehm wie die englische ist die deutsche doch mindestens auch." Auch eine scherzhafte Probe bismarckischer Kunstübung wird erwähnt: der Fürst improvisierte nämlich einmal den Schluß eines Sensationsromanes der Braddon, der in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in Fortsetzungen erschien. — Einen kleinen Beitrag zu dem Thema „Napoleon im Urteil seiner Zeitgenossen" giebt Dr. B. Stübel („Zur Charakteristik Napoleons nach einigen Bulletins, Proklamationen, Gedichten und Pamphleten"), der u. a. Proben aus einigen Possen Kotzebues („Possen, die Zeit beachtend u. s. w.", „Große Hofperspektivsammlung in Paris") und ein auf einem Foliodlatt in Kupfer gestochenes Pamphlet aus dem Jahre 1813 mitteilt, das den Titel führt: „Merkwürdige Konstellation, dem kleinen dicken Hagardspieler zu Paris gestellet von der Zigeunerin Echo um Mitternacht vor dessen Abreise zur großen Armee. In Frage und Antwort." — Aus dem Nachlaß ihrer Mutter veröffentlicht Käthe Freiligrath-Kroeker eine Schilderung des letzten Lebensjahres ihres Vaters Ferdinand Freiligrath, der am 18. März 1876 an der Wassersucht starb. — Die Schwester Friedrich Nietzsches giebt den kleinen Briefwechsel heraus, den der Philosoph mit Hippolyte Taine geführt hat, sowie einige Briefe Nietzsches an seinen Jugendfreund Erwin Rohde, mit dem er aus Anlaß einer Meinungsverschiedenheit über den Wert Taines zerfiel. — Ueber Jules Lemaitre plaudert Ernest Tissot („Jules Lemaitre als Dramatiker"), indem er ihn als einen Schüler Renans charakterisiert und allerlei über die Schicksale seines letzten Stückes („L'Ainée"), das das Théâtre du Gymnase 1898 mit großem Erfolg zur Aufführung brachte, und über seine nächsten litterarischen Pläne mitteilt. Lemaitre erklärte, daß er allmählich das Interesse an ästhetischen Fragen verliere; die Zeit seiner kritischen Thätigkeit sei vorbei. „Fünfzehn Jahre habe ich nunmehr dieses Handwerk betrieben. Mein Vorrat an allgemeinen Ideen ist erschöpft . . . Ich fühle, daß ich auf diesem Gebiet alles gesagt habe, was ich zu sagen hatte. Ich möchte jetzt handeln, einen unmittelbaren Einfluß ausüben, versuchen, mich meinen Landsleuten nützlich zu erweisen." An ein Deputiertenmandat denkt er zwar augenblicklich noch nicht, aber die „Rolle des Laienpredigers", die er mit seinen im „Echo de Paris" periodisch erscheinenden „Opinions à répandre" angetreten hat, will er weiterführen. — Zu erwähnen bleibt noch der erste Teil einer Abhandlung von Dr. Theodor Wiedemann, die das Verhältnis zwischen „Leopold v. Ranke und Barnhagen v. Ense nach der Heimkehr Rankes aus Italien" behandelt.

Litterarische Warte. (München.) II, 7. „Aufgaben und Ziele der katholischen Litteraturbewegung" setzt ein Vortrag von A. Lohr auseinander. „Wir wollen und wünschen, daß auch die Litteratur das Höchste, was wir haben, unsere heilige Religion, verherrliche. Es leben Coloma und sequentes! Aber wir müssen es entschieden ablehnen und dagegen protestieren, wenn zur Erreichung eines erhabenen Zweckes schlechte und unpassende Mittel gebraucht werden, d. h. absichtlich Personen, Gegenstände und Verhältnisse zum Beweise einer Behauptung falsch und unrichtig gezeichnet werden . . . Katholische Tendenz — à la bonne heure; aber dieser gute Zweck darf nicht mit schlechten Mitteln angestrebt werden." — Im selben Heft findet sich ein Essai über das „Wesen der Kunst" von Alfred Komarek und kritische Betrachtungen über Otto Ernsts Lehrerdrama von Hans Eschelbach, der betont, die Hauptzüge der Handlung entsprächen nicht der Wirklichkeit, sondern verliefen ins Fratzenhafte. — Im folgenden Heft (9) beklagt Hans Eschelbach den Niedergang des Volksgesanges, erwartet von der Schule Besserung und regt Sammlungen von weltlichen und geistlichen Volksliedern an; denn kürzlich in Stuttgart aufgeführten Drama „Gerechtigkeit" von Eduard Eggert (vgl. Sp. 992) läßt A. Lignis eine sympathische Würdigung zuteil werden, und Paul Savreux bespricht „moderne Litteraturgeschichten und Essais" (Weltbrecht, Bartels u. a.)

Ost und West. Illustrierte Monatsschrift für modernes Judentum (Berlin). I, 7. Die Rolle des Judentums in der deutschen Litteratur war nach der Ansicht Dr. Hans Landsbergs („Das Judentum in der deutschen Litteratur") zunächst die eines Maklers, eines Vermittlers fremder Geistesgüter. „Aber," so meint der Verfasser, „seine Thätigkeit hat sich keineswegs darauf beschränkt, fremde geistige Produkte in sein neues Vaterland einzuführen, es hat zugleich das Verständnis für die großen nationalen Geister in die breitere Masse der Gebildeten getragen oder die Aufnahmefähigen gebildet gemacht. Wenn Goethe heute nicht mehr ganz unbekannt in Deutschland ist — daß er bekannt sei, wage ich nicht zu behaupten —, so gebührt das Verdienst fast ausschließlich (?) den Juden. Brachten doch die Salons der Rahel Levin und der Henriette Herz den Goethekultus auf, waren doch nach ihnen immer wieder Juden in dieser Richtung erzieherisch thätig. Und ähnlich haben sie später in Kunst und Wissenschaft gewirkt, die Lehren Schopenhauers und Nietzsches verbreitet, für Richard Wagner und Böcklin gekämpft und gesiegt, um bei dem bayreuther Meister etwa dafür den bittersten Undank zu ernten; mit derselben erfolgreichen Energie sind sie für Hebbel, Keller, Fontane und Lilienkron eingetreten. . . . Dabei besaßen diese Künstler eigentlich wenig, was ihnen innerlich verwandt war, und andere als ideale Gründe waren bei diesen Bestrebungen völlig ausgeschlossen. Die Juden zeigen sich für diese führende Vermittlungsrolle besonders befähigt durch ihren starken Grad von Aufnahmefähigkeit durch das lebhaft entwickelte Vermögen der Wandlung und Selbstentäußerung, die der starrere germanische Geist nicht entfernt in demselben Maße besitzt, nicht zuletzt dadurch, daß sie, dank einer mehrtausendjährigen Kultur, alle Wesensarten von Schmerz und Lust, die anständigen Gefühle wie die minder normalen, in sich durchlebt hatten. . . . Andererseits darf man gerechterweise die Schattenseiten dieser jüdischen Vermittelung nicht verkennen. Die moderne Presse, die jeder Kundige mit sehr gemischten Gefühlen betrachten muß, und, um nur noch einen Kulturfaktor zu nennen, das moderne Geschäftstheater ist ihre Schöpfung, wobei freilich immer die Frage ungelöst bleibt, ob sie sich ohne ihr Zuthun viel anders entwickelt hätten. Thatsächlich hat der Antisemitismus keine bleibenden Werte der Kultur geschaffen. Endlich dürfte dem Judentum auch die bedauerliche Nervosität des heutigen Kunstbetriebes zur Last fallen, diese unersättliche Gier nach Neuem, Unerhörtem, Sensationellem, jene Ruhelosigkeit, die dem Schaffen wie dem Genießen gleich verhängnisvoll ist, ein Stigma der modernen Kultur, das man recht oberflächlich als ‚Geist der Zeit' bezeichnet."

Westermanns Monatshefte. (Braunschweig.) Im Augustheft verbreitet sich Friedrich Scholz über die persönlichen Beziehungen Goethes zur Freimaurerei. Im Februar 1780 suchte der einunddreißigjährige Goethe bei dem Meister vom Stuhl, dem Geheimrat von Fritsch, die Aufnahme in die Loge Amalia zu Weimar nach, am 23. Juni wurde seinem Wunsche entsprochen, und im März 1782 fand seine Beförderung in den Meistergrad statt. In denselben Jahre wurde die Loge infolge von Systemstreitigkeiten geschlossen. Sie hat dann bis zum Jahre 1808 geruht, und ihre Wiedereröffnung erfolgte auf den Wunsch Karl Augusts, der Goethe und den Legationsrat Bertuch mit der Wiedereinrichtung betraute. Goethe hatte sich in der Zwischenzeit der Freimaurerei gänzlich entfremdet, gewann aber, offenbar durch die „schätzenswerten Aufklärungen" Bertuchs überzeugt, bald eine andere Meinung von der Sache und beteiligte sich selbstthätig an den Logenarbeiten. Ein tieferes Interesse nahm er jedoch erst wieder an der Freimaurerei, nachdem sein Sohn August (1815) in die Loge aufgenommen worden war; denn aus dieser Zeit stammen alle seine eigentlichen Logenlieder, von denen das „Symbolum" das tiefste und bedeutendste ist. Freimaurerische Ideen haben überhaupt Einfluß auf Goethes dichterisches

Digitized by Google

Schaffen gehabt. „Man kann sagen: auf jeder Seite fast, die er geschrieben, sehen wir ihn von freimaurerischen Ideen begleitet. Faust, Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meister, viele seiner Gedichte, seine Sprüche und Maximen in den Xenien u. s. w. sind beredte Zeugnisse dafür. Selbstverständlich soll dies nicht heißen, wie man wohl auch schon geschmackloserweise gesagt hat, Goethe habe diese Ideen aus der Loge exportiert. Denn Goethe gehörte zu denen, die das Licht bringen und nicht erst zu suchen brauchen. Aber daß der Dichter in ihm andererseits viel Anregungen aus der Loge empfangen hat, ist für jeden Kundigen unzweifelhaft." — Dasselbe Heft bringt einen längeren Aufsatz über John Ruskin von Wilhelm Weißer.

Die Zeit. (Wien.) Nr. 354. Die Ueberbrettlbewegung und was mit ihr zusammenhängt, giebt Alfred Gold die Veranlassung, von dem neuen Humor zu sprechen, zu dem sich in der letzten Zeit Ansätze gebildet hätten: es ist der „Simplizissimus"-Humor gemeint im Gegensatze zu dem der „Fliegenden Blätter". Dieser Humor kam von der Litteratur, aus den Litteraturkneipen. Seine besten Repräsentanten sind etwa Wolzogen, Hartleben, Bierbaum, Christian Morgenstern und vor allem Frank Wedekind. Für die Entwicklung dieser Humorgattung bedeutet die „Ueberbretteleï", die so viel Gewolltes und Arrangiertes mit sich bringe, eine Schwächung und einen Rückschritt. „Verlogen ist der Spiritus. Ueberraschungen sind dünn gesät. Dagegen macht sich die geschäftige Programmlosigkeit heiterer Studenten wieder breit, und junge, litterarisch gebildete Schauspieler täuschen mit einem Parodieabend den Schein einer neuen dichterischen Humorgattung vor („Schall und Rauch")". So ist alles „immer noch mehr Erwartung als Erfüllung. Der moderne Humor und das lenkbare Luftschiff scheint mir immer mehr in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zu stehen zu unserem Kulturprogramm, seit langem flattern sie da und dort einmal auf. Aber wer wird behaupten, daß wir schon fliegen können!" — Im selben Hefte setzt sich Hermann Türk eingehend mit Max Burckhard wegen dessen Besprechung von Türks Schrift „Eine neue Faust-Erklärung" auseinander (vgl. Sp. 259, 1104, 1519 dieses Jahrgangs), und Wilhelm Bölsche behandelt das Thema: Vertragen sich Naturforschung und Kirchengläube? mit Polemik gegen einen Aufsatz „Kosmos und Kirchengläube" von Karl Jentsch in der selben Zeitschrift (351), worin zwar die Unfechtbarkeit der kirchlichen Dogmen zugegeben, aber bezweifelt worden war, daß dies mit den Mitteln der Naturforschung geschehen könne. — Die zeitgenössischen ungarischen Erzähler werden in Nr. 355 von Josef Diner-Denes („Die moderne ungarische Novelle") charakterisiert. Er unterscheidet eine Gruppe als „Magyaren", nicht weil in ihnen das ungarische Wesen sich besonderes scharf ausprägte, sondern weil sie vollkommen abgesondert in der Weltlitteratur dastehen, und nennt eine andere Gruppe „Jung-Ungarn", die mehr mit den modernen Strömungen der ausländischen Litteratur in Fühlung steht. Zu den „Magyaren" rechnet er den Humoristen und Skizzenschreiber Koloman Mikszáth, einen litterarischen „Naturmenschen", der von keiner Theorie und Reflexion angekränkelt erscheint; den bekannten Politiker und Juristen Karl Eötvös, der gegenwärtig seine gesammelten Werke herausgiebt, ein erfindungsreicher, derber, sprachbegabter Erzähler zahlloser Schnurren, Anekdoten, Erinnerungen, Phantasieen und Geschichtchen; ferner Stephan Tömörkény, dessen einfache Pußta-Erzählungen an die intimen Werke moderner Stimmungsmaler gemahnen, und seinen Namensvetter Stephan Bársony, einen Landschaftskünstler, der lieber die Natur und ihre Kreaturen, als die Menschen schildert. Zu „Jung-Ungarn" zählt in erster Linie Alexander Bródy, der früher alle modernen Strömungen ein bißchen mitgemacht, neuerdings aber (seit seinem Roman „Die silberne Ziege") sich selbst gefunden und in seiner von ihm allein geschriebenen Monatsschrift „Das weiße Buch" seiner vielseitigen Begabung ein originelles Spielfeld geschaffen hat. Im Banne der modernen Franzosen stehen Zoltan Ambrus und Julius Pekár, letzterer der einzige Vertreter der symbolistischen Richtung in Ungarn. Genannt werden ferner u. a. Eduard Kabos, ein sehr subjektiver Schriftsteller, der auf dem Boden des modernen Realismus steht, die Novellisten Edmund Gerö und Zoltan Thury, die mit Vorliebe psychopathische Probleme behandeln, und der Sozialmoralist Thomas Kóbor. Der eigentliche Liebling der ungarischen Lesewelt ist Franz Herzeg, ein gefälliger Gesellschaftsromancier und unterhaltsamer Novellenplauderer. Ein großes Talent hat die ungarische Litteratur in dem vor kurzem jung verstorbenen Daniel Papp verloren, dessen geringe litterarische Hinterlassenschaft auf eine Begabung von der erlesenen Art Anatole Frances schließen läßt. Größtenteils unbedeutend sind die zahlreichen weiblichen Autoren des heutigen Ungarn: sie haben nur zwei Talente in ihrer Mitte, die geistreiche Gräfin Alexander Teleki, die sich Szikra nennt, und Frau Janka Szabó-Nogall.

„Das schöne Buch." I. Die innere Ausstattung. Von Hans Bethge. II. Der Einband. Von J. Gebeschus (Die Umschau, Frankfurt a. M.; V, 30, 31).

„Per Hallström." Von Georg Brandes (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; I, 7).

„Ueberbrettl und kein Ende." Von P. Ecu (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; I, 8).

„Conrad Ferdinand Meyer." Von Hermann Friedrichs (Deutsche Zeitschrift, Berlin; XIV, 20).

„Herman Grimm." Von Julius H. Haarhaus (Blätter f. Bücherfreunde, Leipzig; I, 2).

„Frida Steenhoff." Von Ellen Key (Dokumente der Frauen, Wien; Nr. 8). Frida Steenhoff, 1865 als die Tochter des Predigers und Schriftstellers Karl Bernard Filonegros Vadstrom in Stockholm geboren, hat bisher zwei Dramen veröffentlicht, „Das Junge des Löwen" (1896, unter dem Pseudonym Harald Gote) und „Seines Nächsten Weib"; beide verkündigen die Freiheit der Persönlichkeit.

„Mutter Maria." (E. Rosmer.) Von G. S. Klett (Die Frau, Berlin; Augustheft).

„Ein Dienstbotenroman." [Viebig, Das tägliche Brot.] Von D. Kraus (Der alte Glaube. Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt, Leipzig; II, 43).

„Die mexikanische Litteratur." Von M. Leera (Int. Litt.-Ber., Leipzig; VIII, 15). Vgl. den Auszug aus diesem Artikel im „Litt. Echo" (II, Sp. 553).

„Eine Goethe-Universität in Frankfurt? Ja! Aber noch einen Schritt weiter!" Von Willy Levy (Südwestdeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.; I, 14). Regt im Anschluß an den Gedanken einer Goethe-Universität in Frankfurt a. M. (vgl. Sp. 1486) den Zusammenschluß aller Künstler in der Goethestadt an.

„Laube und Dingelstedt als Regisseure." Persönliche Erinnerungen von Paul Lindau (Nord und Süd, Breslau; Juliheft).

„Zur Kritik der Sprache." [F. Mauthner.] Von Hans Lindau (Nord und Süd, Breslau; Julihefte).

„L'Investiture de Tolstoï." Par Paul Hyacinthe Loyson („Deutsch-franz. Rundsch., III, 55).

„Alban Stolz." Litterarisch-biographische Skizze von Prof. Dr. Jul. Mayer (Dichterstimmen der Gegenwart, Baden-Baden; XV, 11) Charakteristik des bekannten katholischen Volksschriftstellers (1808—1883).

„Goethes ‚Dichtung und Wahrheit' in der Schule." Von Dr. Karl Müller (Ztschr. f. d. deutschen Unterricht, Leipzig; XV, 7).

„Arne Garborg." Von Karl Raerup (Nord und Süd, Breslau; Augustheft). Uebersetzung des auf Sp. 780 besprochenen Artikels.

„Die Leservaria mentalis (Der innere Vorbehalt beim Eide) in der indischen Märchenlitteratur und in Tristan und Isolde." Von Dr. Arthur Pfungst (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; I, 7).

„Gewinnt oder verliert Faust seine Wette?" Von Maria Pospíšil (Ztschr. f. d. deutschen Unterricht, Leipzig; XV, 7). Die bekannte Dartellerin tritt hier gegen Hermann Türcks Behauptung auf, daß Faust seine Wette verliere. Die Verse: „Zum Augenblicke dürft' ich sagen: Verweile doch! Du bist so schön!" will sie so gedeutet sehen, als wolle Faust sagen: „Dann dürfte ich jenes Wort sprechen, das mich sofort dem Tode übergiebt." Denn dann — wenn er ein freies Volk geschaffen habe — werde er „nach seinem Tode mitteldar noch weiterhin thätig sein".

Digitized by Google

„Bérez Galdós.“ Von A. Rudolph (Jnl. Litt.-Ber., Leipzig; VIII, 15).

„Journalistendeutsch.“ Von Dr. Samuel Saenger (Die Zukunft, Berlin; IX, 43). Wendet sich scharf gegen die Gewohnheit zünftiger und bezopfter Handwerker der Wissenschaft, anregende und fruchtbare Arbeiten von „Jmpressionisten der Feder“ mit dem Verdächtigungsruf „Journalistendeutsch!“ abzuthun.

„Kurt Geucke.“ Von Dr. Hugo Schramm-Macdonald (Neuland, Groß-Lichterfelde; I, 4). Kurze Charakteristik des Dichters mit biographischen Angaben.

„Clara Viebig.“ Von Ludwig Schröder (Stimmen der Gegenwart, Eberswalde; Julibeft).

„Herman Grimm.“ Von Dr. Alfred Semerau (Das freie Wort, Frankfurt a. M.; I, 8).

„Hugo von Hofmannsthal.“ Von Josef Theodor (Nord und Süd, Breslau; Julibeft). Panegyrische Würdigung des Dichters.

„Zwei litterarisch-internationale Aufgaben für deutsche Akademieen.“ Ein Bruchstück. Von Albrecht Wirth (Deutsche Zeitschrift, Berlin; XIV, 20). Es sei eine unaufschiebbare Aufgabe für deutsche Akademieen, einmal alle Chroniken, Biographieen, Reden, Beschreibungen, Briefe, Abhandlungen, Dramen, Gedichte, Romane in deutscher Sprache zu sammeln, die außerhalb des Reichsbodens in Ungarn, Siebenbürgen, an Ostsee und Mittelmeer, in Amerika und Japan und Transvaal verfaßt worden sind.

„Schicksale eines Volksliedes.“ Von Oberlehrer Ernst Bürtemberg (Ztschr. f. d. deutschen Unterricht, Leipzig; XV, 7). Untersucht den Ursprung des Liedes: „Drei Lilien | Die pflanzt' ich auf mein Grab.“

„Was soll das Kind leisen?“ Von Hans Zimmer (Ztschr. f. pädag. Psychologie und Pathologie, Berlin, Herm. Walther; III, 3). Das Kind solle keine besonderen unterhaltenden Jugendschriften, sondern Auswahl aus der Erwachsenen-Litteratur erhalten. Nur für die belehrende und veredelnde Litteratur dürfe eine Ausnahme gemacht werden.

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

Die Ausbeute an litterarischen Artikeln und solchen verwandter Natur ist diesmal ergiebiger gewesen, vielleicht weil sich die Politik Hitzeferien gönnt. Das Juli-Heft der „Fortnightly Review“ enthält einen Beitrag von Mr. William Laird Clowes über die „Verbilligung nützlicher Bücher“; er kommt darin auch auf Philipp Reclams Universalbibliothek zu sprechen, rühmt sie als eins der Weltwunder und würde es gerne sehen, daß in Großbritannien, wo sowohl die teuren wie die billigen Bücher teurer sind als die entsprechenden auf dem Kontinent, eine ähnliche Unternehmung auf derselben Grundlage ins Leben gerufen würde. Dem gegenüber darf einmal erwähnt werden, daß sich die Preise der belletristischen Bücher in England kaum von den französischen oder deutschen unterscheiden. Der berühmte Sechsschilling-Roman kostet, in London wenigstens, überall nur viereinhalb Schilling; in Anbetracht der Thatsache, daß der mehrbändige Roman von der Bildfläche verschwunden ist, daß sich der englische Roman immer in schmuckem Einband präsentiert und daß die Ausstattung in den meisten Fällen derjenigen der festländischen Bücher überlegen ist, wird man den Preis kaum zu hoch finden können; nur die Regelmäßigkeit, mit der er sich auch auf die minderwertigsten Erzeugnisse erstreckt, ist vom Uebel. Aber die Minderbemittelten werden gleichfalls in den Stand gesetzt, sich moderne Romane anzuschaffen, da nachträglich häufig eine volkstümliche Ausgabe zu 40 Pfennig (4½ Pence) erscheint. So kann sich der Engländer nach zwei bis drei Jahren einen Roman von Thomas Hardy für eine ganz geringe Summe kaufen, während anderwärts an dem ursprünglichen Preis festgehalten wird. — Jn der „Monthly Review“ (Juli) steuert Arthur Symons einen ausgezeichneten Essai über Robert Bridges bei, einen der hervorragendsten englischen Lyriker der Gegenwart. Die besondere Note in seiner Poesie kommt treffend zum Ausdruck: „er ist ein so behutsamer Künstler, daß die Schönheit selbst nur in nüchternem Gewande erscheinen, die Freude nur gemessen einherschreiten darf, daß Lied ohne die entstellenden Thränen. Er hat in seine Poesie den Frieden und nicht die Triebkräfte des Lebens eingeführt, die Klugheit und nicht den Rausch der Liebe, eher das Schweigen als die Stimmen der Natur.“ — Mr. R. E. Hughes schreibt in der „Contemporary Review“ über die englische Schule und „ihre deutsche Nebenbuhlerin“. Er legt die Vorzüge und Mängel beider dar und findet im ganzen das deutsche System überlegen, nicht in der Lehrmethode oder den Anstalten, sondern in jenem die Oeffentlichkeit beherrschenden Geist, auf dem alle vernünftigen Erziehungssysteme beruhen müssen. — Die „Edinburgh Review“ ragte im letzten Vierteljahr nicht gerade durch kritische oder litterarische Beiträge hervor. Jmmerhin enthält sie eine sehr interessante Tolstoi-Studie, die sich über die Lebensanschauungen des großen Russen ausläßt. Die Schlußsätze scheinen es zu verdienen, daß sie hier vollständig wiedergegeben werden: „Tolstoi bleibt in dem großen Reich des Nordens, dessen Fähigkeiten so wenigen bekannt sind, ein seltsames Vorzeichen. Stark durch eine unbeugsame Geduld, passiv und stumm ausharrend wie die Tiere des Feldes, die gehetzten Sklaven eines alten Glaubens, unter der Herrschaft von unendlich fähigen, maßlos ehrgeizigen und äußerst gewissenlosen Menschen, hat das russische Volk, wenn es endlich auftaucht aus dem langen Kampf mit seinem unermeßlichen Bodenbezirk, noch sein Angebot für die Weltherrschaft zu machen. Niemand kann sagen, was werden wird, wenn seine weiten Hilfsquellen endlich erschlossen worden sind, aber der Erfolg hängt in letzter Linie von der Solidarität des gemeinen Volkes ab; ihr gegenüber mag sich Tolstoi als zersetzender Faktor bewähren.“ — Ein Aufsatz in der „Quarterly Review“, betitelt „Milton in neuem Lichte“ beruht hauptsächlich auf Professor Raleighs vor einiger Zeit hier angezeigtem Werke. — Der Verfasser eines sehr gescheiten Artikels über den volkstümlichen Roman erklärt die Wirkung, die die Zunahme des Lesepublikums in England auf die litterarischen Qualitäten der englischen Belletristik ausgeübt hat, für schädlich. Nur diejenigen Schriftsteller könnten den Roman als ernste Kunstform pflegen, deren litterarische Selbstachtung sie nicht auf die Menge Rücksicht nehmen lasse, oder solche, die durch ihre Lage von pekuniärer Gönnerschaft unabhängig sind.

Mit großer Freude darf Mr. Herbert Trenchs entzückender Band „Deirdre Wed and other Poems“ auf dem Büchermarkte begrüßt werden (London, Methuen). Das lange Gedicht, das der Sammlung den Namen giebt, erzählt in episch reichem Stil eine durchaus originelle Episode, die jedoch in den Grundzügen auf der uralten Geschichte von Usnachs Söhnen beruht. Ueber die Quellen dieser alten Legenden kann man sich in Dr. Joseph Jacobs „Celtischen Märchen“ und in Miß Eleanor Hulls „Cuchullin Saga“ orientieren. Mr. Trench, der nach homerischer Lokaltreue strebt, schrieb sein Gedicht sozusagen an Ort und Stelle: in verschiedenen Teilen Nordirlands. Die Geschichte wird von den Stimmen dreier verstorbenen celtischen Barden vorgetragen. Jhren Hoheprunkt bildet meiner Ansicht nach der Gesang des Barden Urnael: hier sind die Verse um mit Milton zu reden, „rührend, einfach und voll Leidenschaft“. Der Liebenden ungestüme Neigung, Deirdres schöne Hingabe, Navis Staunen und Freude, daß das unsterbliche Ereignis sterblicher Liebe, wenn wir es so nennen dürfen, ihm begegnet ist, all das wird in reichter poetischer Schilderung dargestellt und nimmt den Leser gefangen. Metrum und Sprache sind von erlesener Schönheit, und das Ganze besitzt jene Empfindungsreinheit, ohne die keine Poesie etwas wert ist oder leben kann. Von den kürzeren Gedichten des Bandes möchte ich als besonders gelungen hervorheben „Komm,

Digitized by Google

laß uns die Lieb' unsterblich machen" und „Sie kommt nicht, wenn der Mittag auf den Rosen ruht". Der Band darf der eindringlichen Lektüre aller empfohlen sein, die auf dem Kontinent die zeitgenössische englische Litteratur verfolgen.

Die erwähnenswertesten Romane dieses Monats sind „Die ernste Freite; Geschichte eines Herzens" von John Oliver Hobbes (Mrs. Craigie) und „Schwester Teresa", eine Fortsetzung zu „Evelyn Innes", von George Moore. Die Moral von Mrs. Craigies Roman scheint die zu sein, daß es in der freien englischen Gesellschaft nicht darauf ankommt, was man thut, solange es nicht aufgedeckt wird. Rosabel, die Heldin, ein schönes Geschöpf von leicht erregbarem Temperament, ziemlich schwachem Charakter und oberflächlichen Talenten, wird mit sechzehn Jahren aus Familiengründen mit einem reichen Adligen verheiratet, der bald danach irrsinnig wird. Sie verliebt sich in Luttrell, einen reichen Sozialisten, und geht ruhig hin, um mit ihm zu leben. Die Familie sträubt sich dagegen, den Sozialisten in ihren Kreis aufzunehmen, und während ihr Mann auf dem Sterbebett liegt — was man ihr sorgfältig verheimlicht — wird Rosabel durch ein Lügengewebe dahin gebracht, ihren Liebhaber aufzugeben und einen anderen reichen Adligen zu heiraten. Aber sie merkt bald den Betrug, dem sie zum Opfer gefallen ist, und kehrt zu Luttrell zurück. Die beste Szene im Buche ist vielleicht der Familienrat, der nach Rosabels erster Flucht abgehalten wird. Der Dialog ist glänzend und geistvoll. — „Schwester Teresa" ist nichts anders als der zweite Band von „Evelyn Innes", der nach leidiger englischer Sitte unter einem Sondertitel erscheint. Wir begleiten hier Evelyn durch alle Irrungen und Wirrungen des Klosterlebens, durch alle Stadien des Begehrens und Entsagens. Nicht auf die Tragödie des Weibes, sondern auf die Tragödie dieses Weibes kam es George Moore an. (Ueber George Moore wird hier demnächst eine besondere Studie erscheinen. D. Red.)

Daß das Interesse an der deutschen Litteratur bei uns im Wachsen begriffen ist, mag man aus den Artikeln ersehen, die „Literature" und die „Saturday Review" regelmäßig veröffentlichen, aus der Thatsache, daß in einer der folgenden Nummern des „Cornhill Magazine" ein Aufsatz über das moderne deutsche Drama erscheinen wird (aus der Feder Miß Elizabeth Lees. D. Red.) und aus Büchern wie Mr. Bailey Saunders „Schopenhauer" und Mr. Commons „Nietzsche-Auszügen".

Die höchste Summe von 1720 Pfund Sterling (oder 34400 Mark) wurde im letzten Monat für ein Exemplar der ersten Folio-Ausgabe von Shaksperes Dramen erzielt. 1899 brachte es ein weniger gut erhaltenes Exemplar auf 1700 Pfund. Bei seinem Erscheinen im Jahre 1623 kostete der Band 1 Pfund Sterling; wenn heut ein Vermögen dafür ausgegeben wird, so mag man daraus erkennen, wie unser großer Dramatiker bei uns und in Amerika in der Wertschätzung und — im Preis gestiegen ist. Für eine erste Ausgabe von Goldsmiths „Pfarrer von Wakefield" wurde kürzlich die Summe von 43 Pfund Sterling bezahlt.

London. *Elizabeth Lee.*

Norwegischer Brief.

Gunnar Heiberg, der bekannte Essayist und Dramatiker, der auf dem realistischen Flügel der jungnorwegischen Bühnendichter seit längeren Jahren eine Art Führerstellung einnimmt, hat kürzlich ein neues Schauspiel vollendet, in dem er den ästhetischen und moralischen Voraussetzungen des jüngsten Dramas von Björnson, „Laboremus", freimütig den Krieg erklärt. Heiberg hatte schon vor mehreren Wochen eine öffentliche Auseinandersetzung mit dem Dichter-Politiker, wobei er gegen das Stück den Vorwurf richtete, es sei von dem Geiste „elender Lieblosigkeit und Kaltherzigkeit" durchsäuert. Gegen ein dermaßen ausgeklügeltes Motiv, wie es Björnson in seinem jüngsten Stücke gewählt habe, müsse jeder moderne Dichter, der noch an die läuternde und zu allem Guten anregende Gewalt der Liebe glaube, auf das Entschiedenste protestieren. Der äußere Aufbau der heibergschen Arbeit schließt sich nach des Verfassers eigenen Angaben ziemlich eng an das vor drei Jahren erschienene politische Schauspiel „Folkeraadet" (Das Volksparlament) an, in dem die bekannten hochpolitischen Demonstrationen der radikalen Storthingsführer mit erlesener Satire gegeißelt wurden. Das hiesige Nationaltheater, dessen Chef bekanntlich ein Sohn des alten Björnson ist, hat sich das Aufführungsrecht der neuen heibergschen Arbeit schon vor deren Fertigstellung gesichert!

Aus der Zeitschriftenlitteratur sind einige beachtenswerte Veröffentlichungen biographischer Art zu verzeichnen. Die Halbmonatsschrift „Kringsjaa" (XVII, 11), die seit dem 1. Juli in den Besitz der großen Verlagsanstalt „Det norske Aktieforlag" übergegangen ist, bringt eine längere Würdigung des englischen Litteraten, Publizisten und späteren Staatsmannes John Morley. Morley, der zu den wenigen besonnenen Engländern gehört, die nicht in den Jubel über die derzeitigen imperialistischen Strömungen einstimmen, begann seine litterarische Laufbahn mit einer Reihe historisch-kritischer Untersuchungen über die philosophischen Vorläufer der französischen Revolution — Voltaire, Rousseau, Diderot und die Encyklopädisten — die in ein entschieden abfälliges Urteil über die abstrakten Manieren der rousseauschen Geschichtsbehandlung ausliefen. Im Jahre 1867 übernahm Morley die Leitung der „Literary Gazette", später gründete er die vornehme „Fortnightly Review" und gehörte zeitweilig dem Redaktionsstab der „Pall Mall Gazette" an. Während seiner politischen Thätigkeit fand er nur wenig Gelegenheit zu litterarischen Arbeiten; erst nach dem Verschwinden des gladstonschen Regierungseinflusses kehrte er zur litterarischen Produktion zurück. Die aus seiner letzten Schaffensperiode stammenden Studien über Walpole, Cromwell, Burke u. a. liefern den Beweis, daß er für die geistigen Grundzüge seiner Nation auch aus verstlossenen Zeitabschnitten die einheitlich verbindende Formel zu finden wußte. — In „Urd" (19) bietet Sofie Bog eine biographische Schilderung Thomasine Gyllembourgs, die im Laufe der Dreißiger- und Vierzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts zu den bekanntesten und bevorzugtesten Romanschriftstellerinnen Dänemarks und Norwegens gehörte. Im Jahre 1773 in Kopenhagen geboren, heiratete sie mit siebzehn Jahren den Schriftsteller P. A. Heiberg, den Vater des später zu interstandinavischem Ruhm gelangenden Dichters Johan Ludwig Heiberg. Die Ehe wurde 1801 getrennt, worauf Thomasine Bunges — dies war ihr Mädchenname — einem politischen Freunde ihres bisherigen Gatten, dem schwedischen Freiherrn v. Gyllembourg, die Hand reichte. Ihre reiche litterarische Thätigkeit begann erst viel später, nachdem der Tod den zweiten Gatten von ihrer Seite gerissen und der junge J. L. Heiberg bereits seine ersten Dichterlorbeeren gepflückt hatte. In ihrer schriftstellerischen Darstellungsweise bevorzugte Thomasine Gyllembourg schlichte, ungekünstelt wirkende Ausdrucksformen, ihre Stoffe waren mit Vorliebe dem alltäglichen Leben, namentlich soweit es die soziale Stellung der Frau berührte, entlehnt. Sie starb 1856 im Alter von 83 Jahren. — Ueber die dänisch-norwegische Verfasserin Magdalene Thoresen bringt dieselbe Zeitschrift (22) einige biographische Angaben. Als Gattin eines Landgeistlichen in dem westlichsten Söndmöre hatte die ursprünglich für den Erzieherinnenberuf bestimmte Kopenhagenerin frühzeitig Gelegenheit, die Eigenart der hochnordischen Küstenbevölkerung und der sie umgebenden rauhen Fjordnatur aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Jenes lebendige Studium bildete den Quellgrund, aus dem Magdalene Thoresen späterhin die Ideen zu ihren großartigen Volksschilderungen von der Westküste schöpfte. Auch auf dramatischem Gebiet hat sich die Verfasserin

Digitized by Google

versucht; ihre glücklichste Leistung war das historische Schauspiel „Kristoffer Walkendorf og Hanseaterne", das auf dem Königlichen Theater und dem Dagmartheater in Kopenhagen eine Reihe von Aufführungen erlebte.

Die Todeschronik der letzten Zeit hatte den Heimgang zweier weiblicher Autoren von Bedeutung zu verzeichnen. Ueber den tragischen Tod der norwegisch-russischen Dichterin Dagny Przybyszewska ist im „Litt. Echo" bereits verschiedentlich berichtet worden (vgl. Sp. 1416 und 1433). Leider haben bei dieser Gelegenheit auch verschiedene, aus trüber Quelle entflossene Nachrichten, gegen die im Interesse der Wahrheit und zur Ehrenrettung der dahingeschiedenen, hochbegabten Verfasserin protestiert werden muß, Eingang in die Spalten dieses Blattes gefunden. So ist es unrichtig, daß die Entschlafene zu Strindberg und anderen nordischen Dichtern „in persönliche Beziehungen" getreten sein soll, die sogar zu einer dramatischen Anspielung in Strindbergs „Inferno" geführt hätten. Auch die von einem geschäftigen Feuilletonisten der „Neuen Freien Presse" mitgeteilten Interieurs aus einer angeblichen „skandinavischen Litteratenkneipe", die sich in einer Seitenstraße der berliner Friedrichstadt befand, und wo die junge Norwegerin in Gesellschaft Strindbergs, Holger Drachmanns, Christian Krogks u. a. die Rolle einer antiken Aspasia gespielt haben soll, sind von den nächstberührten hiesigen Litteraturkreisen mit Entrüstung bestritten worden. Thatsache ist es, daß Strindberg die Entschlafene in seinem ganzen Leben nur zweimal, und zwar bei einem gesellschaftlichen Empfange, gesehen hat. Von irgend welchen „Beziehungen" zu anderen nordischen Dichtern kann ebensowenig die Rede sein. — Eine zweite Tote, deren Andenken vorzugsweise in den Litteraturkreisen Christianias hochgehalten werden wird, ist mit der am 26. d. Mts. verstorbenen Schriftstellerin Elisabeth Welhaven zu Grabe getragen worden. Als letzte Zeitgenossin einer großen litterarischen Ausschwungsperiode, als Schwester des im Jahre 1873 verstorbenen Dichters Joh. Seb. C. Welhaven, hatte sie mit dem Verfasser von „Norges Dämring" die feinfühlige lyrische Ader gemeinsam, die den Arbeiten ihres berühmteren Bruders ihre dauernde Wertschätzung eintrugen. Daneben sprach in allem, was Elisabeth Welhaven schrieb, der Geist einer unverfälschten, echt norwegischen Originalität zum Leser, einer Originalität, die den Epigonen der welhavenschen Sturm- und Drangperiode, zumal den weiblichen, leider größtenteils fehlt.

Christiania. *Viggo Moe.*

Spanischer Brief.

Unsere Litteratur scheint mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts einen unverwarteten Beweis von ihrer Lebensfähigkeit geben und sogar eine Art Aufschwung nehmen zu wollen. Noch in den letzten Wochen des vergangenen Jahrhunderts brachte der Dichter Juan Antonio Cavestany zwei historische Dramen auf die Bühne, die verschiedenen Epochen der Geschichte entnommen sind. Die eine war ein in Versen geschriebenes Schauspiel „La Reina y la Comedianta" (Königin und Komödiantin). Der erste Akt machte seinem Verfasser alle Ehre, die übrigen jedoch fielen ab, nicht gerade bezüglich der Verse, die immer glatt bleiben und manchmal glänzend sind, sondern vielmehr wegen der Unwahrscheinlichkeiten in der Handlung und in den Charakteren. Das Stück behandelt den Ehebruch Philipps IV. mit der famosen, unter dem Namen La Calderona auftretenden Schauspielerin und die gleichzeitige Liebschaft des Grafen Villamediana mit des Königs Gemahlin Isabella von Bourbon. Die Persönlichkeiten, die an der Handlung teilnehmen, wie Quevedo, Calderon de la Barca und Villamediana, sind verschwommen und haben nur wenig mit den historischen Persönlichkeiten zu thun. Glücklicher ist Cavestany mit seiner ebenfalls in musterhaften Versen geschriebenen Tragödie „Nero" gewesen, die, obgleich sie wie das erwähnte Schauspiel nicht wenige Anachronismen besitzt, doch wenigstens bis zum Ende Spannung erregt.

Etwa um dieselbe Zeit, in der Cavestany seine Dramen inszenierte, ging auch im Teatro Español der „Loco Dios" (Der Gottnarr) von Echegaray über die Bühne. Das ist ein Meisterwerk, so weit es die Pracht der Sprache angeht; sonst aber voll von Ungeheuerlichkeiten und Verstößen gegen Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit, aus welchem Grunde das Stück nicht mit dem Enthusiasmus aufgenommen wurde, dessen sich die Produktionen Echegarays sonst zu erfreuen pflegen. — Er wurde in den Schatten gestellt durch die von den beiden Verfassern Marios Zapata und Eusebio Sierra gemeinschaftlich verfaßte Zarzuela (Operette) „Covadonga", die am Anfang des neuen Jahres aufgeführt wurde, und deren Stoff dem Vorgang entnommen ist, der die Rückeroberung Spaniens von den Arabern durch die Kastilier einleitete. — Jacinto Benavente hat abermals sein Talent mit dem Schauspiel „Cambios" und der Posse „Modas" (Moden) bewiesen; in beiden Stücken übt er Kritik an der spanischen Gesellschaft, und zwar eine Kritik, mit der man einverstanden sein kann, obwohl sie manchmal beißend, offenbar und grausam bis zur Uebertreibung ist. — Benito Perez Galdós, als Schriftsteller sehr fruchtbar und als Romandichter von bekanntem Verdienst, hatte bisher auf der Bühne stets Unglück gehabt (vgl. Sp. 1196). Um eine Augenblicksströmung der öffentlichen Meinung zu Gunsten seines Geldbeutels zu benutzen, dessen Umfang wegen des geringen Absatzes von Galdós Büchern in letzter Zeit viel zu wünschen übrig ließ, schrieb er für das Teatro Español das in Europa sehr bekannt gewordene fünfaktige Drama „Electra" (vgl. den Artikel Sp. 763 ff.), dessen Wert in Spanien noch heute von den Anhängern und Widersachern des Dichters eifrig diskutiert wird.

Ceferino Palencia, der zu gleicher Zeit Autor und Schauspieler ist, hat an dem Teatro de la Comedia, dessen Impresario er ist, ein Stück aufführen lassen, das an die dramatischen Produkte Sardous erinnert. Es heißt „Pepita Tudó" und behandelt die Liebe eines gleichnamigen schönen Mädchens aus Cadiz zu dem Günstling Karls IV., Godoy, späteren Principe de la Paz; alles in allem ein hübsches Ding, obgleich die Entwicklung der Handlung der Entwicklung der Charaktere bedeutend nachsteht. — Die Brüder Quintero, zwei unserer feuchtbarsten Autoren und Beherrscher des komischen Genres, haben im Teatro de Lara das andalusische Sittenstück „La Azotea" (Auf dem Dach) zur Aufführung gebracht, das vielen Beifall gefunden hat, wie kurz zuvor die ähnlichen Volksstücke der beiden Verfasser „La Reja" (Das Fenstergitter) und „El Patio" (Der Hof). — Außer den genannten sind in den madrider Theatern in den letzten Monaten noch mancherlei Stücke verschiedener Art über die Bretter gegangen, obwohl unter ihnen das, was man bei uns „genero Mico" (kleines Zeug) nennt, in erster Reihe kam. Ihres geringen Werts oder ihres Fiaskos wegen verdienen sie nicht, an dieser Stelle erwähnt zu werden.

In der letzten Zeit hat der Tod unter unseren klangvollsten litterarischen Namen in einer Weise aufgeräumt, daß die Lücken der Gegangenen mehr auffallen als die noch besetzten Plätze der Gebliebenen. So starb am 14. Januar in Madrid Viktor Balaguer, Dichter, Geschichtsschreiber, Dramatiker, außerdem ein Beschützer der Wissenschaften aller Farben und Verteidiger eines gesunden litterarischen Regionalismus, der, obwohl der Verstorbene Katalonier war, nichts mit dem antipatriotischen Separatismus zu thun hatte. Für diese litterarische Dezentralisation machte er mit Erfolg Propaganda durch die Wiederbelebung der Blumenspiele, denen er manchmal präsidierte, und die er benutzte, um Reden zu Gunsten seiner Doktrinen zu halten. Seine Geburtsstadt verdankt ihm die Stiftung eines Museums,

Digitized by Google

Victor Balaguer.

das auch zugleich Bibliothek ist, und das durch die Reichhaltigkeit an Büchern und Kunstgegenständen zu den besten in Spanien gehört. — In demselben Monat verschied, ebenfalls in Madrid, Luis Mariano de Larra, der Sohn des bekannten im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts so sehr gefeierten „Figaro“. Der Sohn war ein nicht unbedeutender Dramatiker und Romandichter, den eine große Feinheit der Beobachtung auszeichnete. Der berühmteste seiner Romane war „La ultima sonrisa“ (Das letzte Lächeln). — Gleich nach Balaguer und Larra starb im Februar Ramon Campoamor, dessen Dichterruhm auch jenseits der Pyrenäen bekannt sein dürfte. Einer unserer besseren Kritiker, Revilla, sagt von Campoamor: „Er hat in unserer Litteratur eine gründliche Revolution hervorgebracht und ist würdig, unter den Fahnenträgern genannt zu werden, die Ausgangspunkte einer neuen litterarischen Epoche sind.“ Und so ist es in der That. Ramon Campoamor (geb. 1817) ist unter den spanischen Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts der vielseitigste gewesen, zugleich der bedeutendste unserer Humoristen; auch muß seine Fruchtbarkeit hervorgehoben werden. Sehr jung veröffentlichte er einen Band Gedichte, denn zwei Jahre später ein Band Fabeln folgte, und mit dem 1840 herausgegebenen „Ayes del alma“ (Ach's der Seele) zeigte er sich bereits auf der Höhe. Im Jahre 1851 ließ er seine Dichtung „Colon“, bald darauf sein „Drama universal“ und endlich eine reiche Sammlung von Liebesliedern drucken („Cantáres amorosos, epigramaticos y filosoficos“). Unter seinen übrigen poetischen Werken verdienen die „Doloras“ (originelle Gedichte in Form und Inhalt, deren eigentlicher Erfinder er ist) und die „Pequeños poemas“ (kleine Gedichte) erwähnt zu werden. Er hat auch Dramen verfaßt: „El Honor“ (Die Ehre), ferner „La guerra a la guerra“, „El palacio de la verdad“ (Das Haus der Wahrheit), „Dies irae“, „Glorias humanas“ und „Cuerdos y locos“ (Vernünftige und Unvernünftige). Seine Prosawerke sind „Der Personalismus“, „Das Absolute“, „Der Idealismus“, „Canovas del Castillo“ und endlich „Die Poesie“. Er war der Bildner einer neuen Schule. Von seinen Schülern ist es bis heute auch nicht entfernt einem gelungen, an den verstorbenen Meister heranzureichen. — In demselben Monat starb der aus Granada gebürtige Dichter Manuel Paso. Er hat mit Joaquin Dicenta das Drama „Curro Vargas“ verfaßt, für das beide einen Roman des vor zehn Jahren gestorbenen P. Antonio Alarcon benutzten, und das einen bedeutenden Erfolg hatte. Geringer war der Erfolg seines zweiten Dramas „La Cortijera“, außerdem hinterließ er ein drittes, in die das Leben der Bohème, dem der Dichter angehörte, etwas sentimental geschildert wird.

Was die Lyrik betrifft, so verdanken wir Gaspar Nuñez de Arce eine neue schöne Dichtung. Wenn das nationale Unglück in zaghafte Seelen den unfruchtbaren Pessimismus senken will, dann ist es die Pflicht männlicher Geister, die Hoffnung anzurufen und jenen den Weg der Wiedererstarkung zu zeigen. So verstand es Nuñez de Arce, und in seinem Gedicht „Sursum Corda“ predigt er uns die Arbeit, von der er die zukünftige Größe Spaniens abhängig macht. Ich möchte einige Worte aus der Widmung anführen, mit der der kastilische Dichter das Buch dem andalusischen Dichter Manuel Reina zueignet, und die die Dichtung charakterisieren: „Ich weiß nicht, ob meine Idee und mein Glaube nur in dem Wunsch den Ursprung hat; sicher aber ist, daß ich mich dem tröstenden Gedanken hingebe, daß das gegenwärtige Jahrhundert uns gnädiger gesinnt sein wird, als das vergangene. Wenn ich mich nicht irre, wird Spanien in ihm aus seinem Unglück wieder auferstehen und stark und gesund werden, seine Söhne werden einmütig zu seinem Schutz herbeieilen, die Jugend mit ihrem Unternehmungsgeist und ihrer Energie, die Alten mit ihrer Erfahrung, die Mächtigen mit ihrer befruchtenden Initiative, und alle, Große und Kleine, Reiche und Arme, werden dem Vaterlande in Sohnestreue dienlich sein.“ — Nach dem frühen Tode des jungen Dichters Federico Canalejas hat dessen Vater unter dem Titel „Poesias“ seines Sohnes Gedichte herausgegeben. — Eine annehmbare Leistung sind auch Salvador Gonzalez Amayas neue Gedichte, zu denen der Lyriker Emilio Ferrari die Einleitung geschrieben hat. — Der „Cancionero de Gil Parado“ von Antonio Palomero ist ein kaleidoskopisches Bild des modernen Lebens, das mit Frische und Wirklichkeit in seinen verschiedenen Formen dargestellt ist. — Der Andalusier Eugenio Molina de la Torre hat eine Gedichtsammlung „Reflejos“ (Reflexe) publiziert; von einem andern Andalusier, Gerónimo de la Cal sind die „Cantares“; von einem dritten, Daniel Aguilera aus Cordova das Buch „Sin ritmoensayos poeticos“ mit einem Vorwort von Enrique Bebel; ein vierter, Francisco Ledesma aus Almeria gab uns „La Copa del Rey de Thule“ (Der Becher des Königs von Thule), in welchem Werk er neue metrische Formen erfindet; eine ebenfalls aus Almeria stammende Dame, Carmen de Burgos, hat „Ensayos literarios“ (Litterarische Essais) mit einem Vorwort von Ledesma veröffentlicht; ein Buch, in dem sie ältere Schöpfungen in Poesie und Prosa vereinigt; von derselben Art ist das „Mosquetenos“ genannte Buch des cordovanischen Litteraten Juan Ocaño.

Von Romanen hat am meisten Aufsehen erregt „Entre naranjos“ (Unter Orangenbäumen) von Blasco Ibañez. Dieses Werk, das seinem Verfasser in Madrid geräuschvolle Huldigungen eingetragen hat, zeichnet sich aus durch einen feinen, glatten Stil und die gesunde Kritik, die es an der heutigen spanischen Gesellschaft übt. Es handelt sich in dem Roman um das Liebesverhältnis zwischen einer Sängerin und einem gewissen Rafael Brull, der trotz seines guten Willens niemals seine Geliebte verstehen und sich niemals von dem ersten Eindruck losreißen kann, den sie auf ihn gemacht hat. Die Charaktere sind echt, ebenso echt die Lokalfarbe Valencias.

Digitized by Google

Die bisher kaum bei uns beobachtete Neigung zur Lektüre hat in der letzten Zeit einen, wenn auch nur geringen Aufschwung genommen; freilich darf ein Buch hierzulande über einen sehr beschiedenen Umfang nicht hinausgehen. Aus diesem Anlaß haben einige Verlagsbuchhandlungen oder Zeitschriften nach einem früheren Beispiel des „Liberal“ Preisausschreiben erlassen. Die erste war die „Biblioteca Mignon“, die kleine Werke in Duodezformat herausgiebt. Ihr Preis wurde dem jungen Schriftsteller Martinez Sierra für sein Opus „Almas ausentes“ (Abwesende Geister) zuerkannt. Es enthält eine Studie über die verschiedenen Arten des Wahnsinns; der Schauplatz ist das Irrenhaus. — Die illustrierte Zeitschrift „Blanco y negro“ bewilligte ihren Preis dem ebenfalls jungen Franzisco Acebal für seine „Aires de Mar“ (Meeresluft), die eine Sittenschilderung von der spanischen Nordküste enthält.

Beim Beginn des neuen Jahres sind zwei neue wichtige Zeitschriften gegründet worden: „Nuestro Tiempo“ (Neue Zeit), eine illustrierte Monatsschrift von encyklopädischem Inhalt, die, wenn sie so fortfährt, wie sie angefangen hat, eine der besten in Europa zu werden verspricht; zweitens die Monatsschrift „La Lectura“, die von dem oben erwähnten Franzisco Acebal herausgegeben wird, und die ebenfalls encyklopädisch ist, obgleich unter größerer Berücksichtigung der Litteratur. — Als litterarisch können übrigens auch zwei vor kurzem erschienene, sehr interessante Werke gelten; das eine ist von Martinez Ruiz, heißt „Alma castellana“ (Kastilische Seelen) und schildert die spanische Gesellschaft des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts; der Verfasser des anderen, sehr umfangreichen Bandes ist Manuel Gonzalez Arroyo, und sein Buch ist dem Leben, Wirken und Tode Emilio Castelars gewidmet.

Granada. *Amando Castroviejo.*

Russischer Brief.

Die vom neuen Kultusminister energisch in Angriff genommene Schulreform hat eine Flut von Zeitungsartikeln, Memoiren, Erzählungen hervorgerufen, die alle die Tendenz verfolgen, den traurigen Zustand des russischen Unterrichtswesens zu beleuchten. Das klassizistische System des Grafen D. A. Tolstoi, das die alten Sprachen zum Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts machte, nicht um ihrer selbst willen, sondern weil es in ihnen ein Bollwerk gegen den anstürmenden Nihilismus sah, hatte in den dreißig Jahren seiner unumschränkten Gewalthaberschaft die Schulen in Zwangsanstalten, die Lehrer in Bureaukraten verwandelt. Nun ist es endgiltig zum Tode verurteilt, und der Presse ist die Freiheit gegeben, ihr Urteil über die vergangene böse Zeit unumwunden auszusprechen. Von größeren Schriften, die auch ein rein-litterarisches Interesse beanspruchen können, seien erwähnt: das Buch von J. Kotlow „Schritt für Schritt“ (die Leidensgeschichte eines jungen Lehrers, der in seinem anfangs mit Begeisterung ergriffenen Beruf so bittere Enttäuschungen erleben muß, daß er ihn verzweifelnd aufgiebt und — Eisenbahnbranntwein wird), die novellistischen Skizzen von A. Jablonowski „Aus dem Gymnasialleben“ im „Mir Boshij“ Heft 6 und ff. (drastische, aber durchaus wahrheitsgetreue Bilder aus dem Schülerleben, bei denen die Charakteristik der Lehrer nicht ganz frei ist von Uebertreibungen), „Erinnerungen aus dem Gymnasium der Fünfzigerjahre“ von L. Pantelejew in „Russkoje Bogatstwo“ (Heft 6) u. v. a.

Mehrere Journal-Artikel seien hier kurz charakterisiert. Im Juliheft des „Westnik Jewropy“ bespricht Sinaida Wengerowa Leo Bergs „Gefesselte Kunst“: sie findet in dem Buch vor allem ein „historisches Dokument“. „Die Stellung der Kunst und Litteratur in Deutschland wird scharf beleuchtet. Es wirkt wie der aufrichtige cri de coeur eines begabten Schriftstellers, den die ihn umgebende halbgebildete Masse nicht frei aufatmen läßt.“ — Das Juniheft des „Russkaja Myssl“ bringt u. a. eine ausführliche Schilderung des Runeberg-Hauses in Borgo von Ed. Gordlewski. Der Verfasser beschließt seinen Artikel mit den Worten: „Beim Verlassen des Runeberg-Hauses befielen mich trübe Gedanken. Warum schätzen wir Russen unsere großen Geister so wenig? Wir warten erst ab, bis fünfzig Jahre seit dem Tode des Schriftstellers vergangen sind, aber auch dann ehren wir sein Gedächtnis nur mit ein paar Festreden, und die Stadtverwaltung läßt eine Marmortafel an das Haus schlagen, in dem der Märtyrer des Wortes zum ewigen Frieden hinübergeschlummert ist. Das ist alles“... In demselben Heft finden wir den Anfang einer großen Monographie über den „Teufel in der Poesie“ aus dem Polnischen des Ignaz Matuszewski und einen von glühender Begeisterung diktierten Artikel über den russischen Lyriker Radson, betitelt „Gebrochene Flügel“. Es ist dies die einzige, unvollendet gebliebene Arbeit eines jugendlichen moskauer Studenten, Michail Panow, den der Tod mitten aus einem zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Leben riß. — Der „Russki Westnik“ bringt in Heft 5 und 6 einen etwas verspäteten Aufsatz über Tyrann de Bergerac von W. Sawodnik, in Heft 6 den Anfang einer neuen Macbeth-Uebersetzung von Fürst D. Zertelew und unter dem vielverheißenden Titel „Ein neuer Typus in der deutschen Litteratur“ eine recht flüchtige Besprechung des Romans „Seine Liebe“ von Georg Wasner (vgl. LE II, Sp. 453 ff.). — Die „Russkoje Bogatstwo“ brachte in Heft 4 und 5 eine Charakteristik des deutschrussischen Dichters Wilhelm Küchelbäcker als ersten Teil einer Artikelserie „Die litterarische Thätigkeit der Dekabristen“ von Prof. N. A. Kotlarewski, in Heft 5 und 6 einen Beitrag zur Geschichte der polnischen Romantik, „Julius Slowacki, der Dichter und Mystiker“, von A. Umanski, endlich in Heft 6 „Was die deutschen Arbeiter lesen“ von M. Sukennikow. Der in Berlin lebende Verfasser giebt zuerst eine auf eigenen Beobachtungen und Erfahrungen gegründete Charakteristik des Kolportageromans; daran schließt sich eine eingehende Besprechung der bekannten Schrift des Dr. Pfannkuche (vgl. Sp. 504), und zuletzt wird auf Grund der Leihbibliotheken-Umfrage des „Litter. Echo“ der Versuch gemacht, den litterarischen Geschmack des deutschen Mittelstandes zu charakterisieren. — Im Maiheste des „Mir Boshij“ spricht Professor Th. Zielinsky über das „Arbeitslied“, angeregt durch die Buchausgabe der 1897 in den „Nachrichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften“ erschienenen Studien von Karl Bücher „Arbeit und Rhythmus“ (vgl. LE II, 720), denen er hohes Lob spendet. „Sogar die klassische Philologie, die ihr Bereich gegen federart Invasionen von Abenteurern aus Nachbargebieten so sorgsam behütet, sah sich veranlaßt, durch einen ihrer Koryphäen, Ulrich v. Wilamowitz, zu erklären, Bücher habe, wenn nicht die, so doch eine der Wurzeln der Poesie aufgedeckt.“

Das Novalis-Jubiläumm ist in Rußland so gut wie ganz unbeachtet geblieben. Nur die „Russkaja Myssl“ brachte in ihrem Maiheft einen längeren Artikel über den Dichter von P. S. Kogan, und in Buchform erschien Carlyles bekannter Essai, zur erstenmale und zwar vortrefflich ins Russische übersetzt von W. F. Losurskij. — Björnsons neues Drama „Laboremus“ erschien bereits im Frühjahr in russischer Uebersetzung (angeblich nach dem Manuskript des Dichters) im Feuilleton der Zeitung „Courier“. Ausführlichere Besprechungen brachten bisher nur Sin. Wengerowa im „Westnik Jewropy“ (Juni-Heft) und ein Anonymus im „Russki Westnik“ (Juni).

Von deutschen Romanen und Erzählungen erscheinen zur Zeit in russischer Uebersetzung: „Neid“ von E. v. Wildenbruch (Russkaja Myssl), „Frau Bertha Garlan“ von Arth. Schnitzler („Mir Boshij“). „Frei geboren“ von Fr. Spielhagen („Westnik Inostrannoi

Digitized by Google

Litteratury"), eine Reihe kleinerer Erzählungen von Otto Erich Hartleben (ebenda), „Ueber Bord" von Erich Schlaikjer („Shisanj"). — Die Zeitschrift „Shisanj" ist übrigens kürzlich auf Verordnung der Minister des Kultus, der Justiz und der inneren Angelegenheiten und des Oberprokurators der hl. Synode sistiert worden. Zu ihren eifrigsten Mitarbeitern zählte von Anbeginn Maxim Gorkij, die jungen Belletristen Tschirikow, Bunin, Fedorow u. a.

Zum Schluß gedenke ich noch zweier Verstorbenen. Am 16. Juni starb der Schriftsteller S. Maksimow (vgl. über ihn Sp. 706), wenige Wochen vor ihm, am 25. Mai, der moskauer Kaufmann Kosma Soldatenkow (geb. 1818), eine jener originellen Gestalten, die nur in Rußland möglich sind. Einer rohen, ungebildeten Kaufmannsfamilie entsprossen, fühlte er einen unbezwinglichen Drang zu allem Hohen und Idealen. So wurde er zum Mäcen im schönsten Sinne des Wortes. Jedes ernste, ehrliche Streben fand bei ihm Förderung und Unterstützung. Im verdanken wir die erste Gesamtausgabe der Werke Belinskis, ihm die erste russische Shakspere-Ausgabe (in der Uebersetzung von N. Ketscher). In seinem Auftrag übersetzt, auf seine Kosten herausgegeben wurden solche Werke, wie Webers „Weltgeschichte", Curtius „Griechische Geschichte", Adolf Gasparys „Geschichte der italienischen Litteratur", Ticknors „Geschichte der spanischen Litteratur", die Shakspere-Schriften von R. Genée und neuerdings von Georg Brandes, Morleys „Diderot" und unzählige andere populärwissenschaftliche Werke. Auch eine große Gemäldesammlung besaß der Entschlafene, die nebst seiner Bibliothek laut seines Testaments in den Besitz des moskauer Rumänzew-Museums übergehen soll.

Moskau. *Arthur Luther.*

Amerikanischer Brief.

In den Mittsommernummern der Magazine herrscht zur Zeit das leichtere Kaliber sogenannter Sommerlektüre vor, und litterarische Artikel von allgemeinem Interesse sind spärlich gesät. Sogar der scheidige Howells, dem wegen seiner sozialreformatorischen Tendenzen und seiner Sympathie mit der jungen Moderne neuerdings die Fähigkeit unparteiischer Kritik abgesprochen wird, verliert sich in der Julinummer der „North American Review" in ästhetischen Subtilitäten, die er seinen Lesern nicht recht klarmachen kann. Unter der Ueberschrift „A Possible Difference in English and American Fiction" und mit Beziehung auf Mr. Wards „Eleanor", sucht er zu beweisen, daß den englischen Roman Breite, den amerikanischen Tiefe auszeichne; denn der Engländer als Produkt eines streng geordneten Klassenstaates sei immer und überall Repräsentant einer gewissen Klasse der englischen Gesellschaft mit allen ihren mehr oder weniger oberflächlich berührenden Verpflichtungen, der Amerikaner hingegen handle nicht aus seinem Klassenbewußtsein heraus, sondern mehr seinem inneren Wesen gemäß, oder besser nach seinem Gewissen. Es bestehe überhaupt eine viel innigere Verwandtschaft zwischen dem schottischen und dem amerikanischen Charakter. Die Bemerkungen enthalten unzweifelhaft ein Körnchen Wahrheit, aber es ist etwas unsicher Tastendes in der Weise, in der Howells sie vorbringt. Er scheint sich selbst noch nicht ganz klar darüber zu sein. — Der interessanteste Beitrag in der Julinummer des „Critic" ist Christian Bentons Charakteristik Maxim Gorkis. Zu ihm erfülle sich das am Grabe Nekrassoffs gesprochene Wort: er sei der Prophet, der aus dem Volke hervorgegangen, und vom dem Volke spräche und zu dem Volke. Er habe sich an Korolenko und an Tschechoff geschult, und in gewissem Grade habe deren Einfluß in seinen neuesten Schöpfungen die ursprüngliche Originalität beeinträchtigt. Es wäre zu wünschen, daß er, der nun in „Glanzlendern" am Newskis flaniere, zu seiner urwüchsigeren Lebens- und seiner ursprünglicheren Schreibweise zurückkehre. — In „The Jew in English Fiction" folgt Maude Frank der Entwicklung des jüdischen Romantypus von Scotts Rebecca bis Zangwills Florence in dem letzten Bande seiner Novellen. — Der Shakspere-Kommentator W. J. Rolfe vergleicht zwei jüngst erschienene Monographieen über Shaksperes Sonette, die von Sam. Butler (London, Longmans, Green & Co.) und die des Amerikaners Parke Godwin (New York, G. P. Putnams Sons); Gerald Stanley Lee die jüngst erschienenen litterarhistorischen und kritischen Werke von Prof. Mc. Lean Harper über Meister der französischen Litteratur und John Churton Collins „Ephemera Critica", und Elizabeth Knight Tompkins die Liebesbriefe Bismarcks und Viktor Hugos. — Die Julinummer des „Bookman" enthält an ganz unauffälliger Stelle, nämlich in einem M. H. B. unterzeichneten Referat über den neuesten Band in englischer Uebertragung erschienener Erzählungen von Selma Lagerlöf folgende bemerkenswerten Aeußerungen: „Es sind uns kürzlich mehrere Bücher zugekommen, Uebersetzungen aus dem Deutschen, Schwedischen, Polnischen, Russischen — lauter nordische Sachen. Die meisten dieser Erzählungen waren merkwürdig anspruchslos, schilderten das Leben einiger einfacher Menschen in irgend einem seltsamen Erdwinkel. Und so verschieden die Sprachen unter einander sind, in denen diese Bücher ursprünglich geschrieben waren, . . . sie haben zweierlei gemeinsam. Eins ist der Moulton, in den sie ausklingen, der Grundton der Trauer, der zwischen den Zeilen der harmloseren Erzählungen hindurchtönt, und den ersteren eine düstere Färbung verleiht. Die andere Aehnlichkeit besteht in der Technik. Denn selbst die wenigst bedeutenden Erzählungen haben eine Tiefe und eine Resonanz, die wir in ähnlichen Erzählungen unserer Sprache vergebens suchen würden. Unsere Schriftsteller als Nation scheinen im ganzen an einer entsetzlichen Leichtigkeit zu leiden." — Interessant ist ein Artikel über Poes Studentenzeit in der Universität von Virginien. — „Town and Country", wie die 1846 von Willis und Morris als „Home Journal" gegründete Wochenschrift nun heißt, brachte am 29. Juni einen Artikel über Walt Whitman in Deutschland, in dem die Unterzeichnete die Whitman-Wärdiger von Freiligrath bis Dr. Karl Federn Revue passieren läßt.

Unter den unlängst erschienenen litterarhistorischen Werken ist Prof. Kuno Franckes „History of German Literature" (Henry Holt & Co., New York) eine beachtenswerte Erscheinung, denn das Buch erhebt sich über jene Erzeugnisse einer „Universitäts-Litteraturwissenschaft", in denen die deutsche Litteratur mit dem Todesjahr Goethes aufzuhören pflegt. Der Plan des groß angelegten, vom Standpunkt des Kulturforschers aufgefaßten Werkes ist vortrefflich durchgeführt. Die Völkerwanderung, das Wachstum der Hierarchie und das Feudalsystem, die ritterliche Kultur, der Aufschwung des Mittelstandes, die Kämpfe gegen den Absolutismus, das Zeitalter der Aufklärung u. s. w. bis auf die napoleonische Periode, mit den ihnen entsprechenden Entwicklungsstufen des Schrifttums finden eine würdige, sachliche Darstellung. Besonders interessant ist das Kapitel über Goethe und Schiller. Prof. Francke sieht in Wallenstein den größten dramatischen Charakter in der deutschen Litteratur, in „Wilhelm Meister" das vollendetste Bild des Uebergangs von der Aristokratie des alten Regime zur modernen Aristokratie des Geistes, dessen Hintergrund in eine unendliche Ferne reicht, und im zweiten Teil des „Faust" das Siegesfest der Kultur, die Verherrlichung individueller Kultur, die durch die Hingabe an kollektivistische Aufgaben geheiligt ist. Bei der Darstellung der neuesten Litteratur läßt sich Prof. Francke die seltsamsten Unklarheiten zu Schulden kommen. In einem Epilog weist er auf Richard Wagner als auf den größten Dichter unserer Zeit hin; daß er Tolstoi den modernen Rousseau, Ibsen gar den modernen Diderot nennt, ist schon weniger verständlich. Unverzeihlich aber ist die nebensächliche Behandlung eines Geistes, dessen Einfluß auf die moderne deutsche Dichtung nicht unterschätzt werden darf, und der schon an

Digitized by Google

sich besondere Beachtung verdient hätte: Friedrich Nietzsche. Diesen Riesen mit nur 27 Zeilen abzufertigen, während Ernst von Wildenbruchs „König Heinrich“ nahezu fünf Seiten gewidmet sind, ist zum mindesten bedauerlich. Aber man muß schon froh sein, daß wenigstens der Versuch gemacht worden ist, den Entwicklungsgang des deutschen Schrifttums bis auf die Gegenwart herabzuführen und den amerikanischen Studenten, für die das Buch doch wohl in erster Reihe bestimmt ist, einen Begriff vom modernen deutschen Drama zu geben.

Einen äußerst wohlthuenden Eindruck macht eine Anthologie deutscher Dichtung für amerikanische Studenten: „German Lyrics and Ballads“, zusammengestellt von Prof. James Taft Hatfield von der Northwestern University in Evanston, Illinois. Es ist dem Herausgeber und Kommentator gelungen, durch 121 Dichtungen ein sehr annehmbares Bild der deutschen Poesie von Friedrich von Logau bis Friedrich Nietzsche zu bieten. Prof. Hatfield besitzt ein ganz besonderes Verständnis für Goethes Individualität: er charakterisiert knapp, wie es der beschränkte Raum fordert, aber treffend Heine, die Romantiker, Conrad Ferdinand Meyer, Theodor Fontane, Liliencron, und beweist sein ernstes Streben, der Gegenwart gerecht zu werden, durch die Bemerkung, die moderne deutsche Dichtung sei formell stark von Walt Whitman beeinflußt, ideell von Nietzsche, und durch die warme Würdigung des dichterischen Genius des letzteren.

Auffallend hat der Tod in den letzten Wochen unter den Literaten der älteren Generation aufgeräumt. Der 1828 geborene William James Stillman, dessen „Autobiography of a Journalist“ (Houghton, Mifflin & Co., Boston) seine zahlreichen Reise- und Kriegsmemoiren weit in den Schatten stellt und sich zum Rang eines kulturgeschichtlichen Dokumentes erhebt; der 1830 in Westfalen geborene Charles Nordhoff (s. „Nachrichten“), gleichfalls Verfasser zahlreicher Reisewerke und politischer Schriften, vor allem einer Geschichte der kommunistischen Gemeinden Amerikas, und der einst unter dem Pseudonym „Orpheus C. Kerr“ als Humorist beliebte, aber ungemein vielseitige Robert Henry Newell standen freilich schon seit längerem im Hintergrunde. John Fiske aber ist ein Name, den man schwer vermissen wird. Dieser 1842 geborene Denker und Historiker ist so eng mit dem Wachstum der darwinistischen Anschauung in Amerika verknüpft, hat so bedeutende Beiträge zur Folkloristik, zur Philosophie und speziell zur Geschichte der Vereinigten Staaten geliefert, daß er eine fühlbare Lücke hinterläßt.

New York. *A. von Ende.*

Kurze Anzeigen

Zwei Bücher von A. Skram.

Von **Anselm Heine** (Berlin).

Amalie Skram hat in ihren beiden ersten Romanen: „Sjur Gabriel“ und „Zwei Freunde“ das Leben der nordischen Fischerbauern und Schiffsleute mit geradezu verblüffender Sachkenntnis und leidenschaftsloser Gerechtigkeit geschildert. Sie, als Frau eines weltumsegelnden Schiffskapitäns, schöpfte aus eigenster Anschauung und gab wieder, wie sie sah, ohne Reflexion, nichts verbergend, nichts beklagend oder lobend. Es steckt eine intensive und simple Ehrlichkeit in diesen Büchern, nichts Gewolltes in Fabel und Färbung; die Autorin zeichnet einfach nach, Strich für Strich, was an ihrem Horizonte auftauchte. Und dieser Horizont war nicht der einer Salondame, sondern der weite, klare Himmel mit Sonne, Wolken und Stürmen, von deren Woher, Wohin und Warum niemand Rechenschaft forderte. Wir in Deutschland haben diese Künstlerin der Objektivität nicht mehr kennen gelernt; als man sie uns brachte, hatte sie bereits ein wenig von Anklage und Tendenz in ihrem Wesen. Man ist nicht ungestraft Landsmännin von Ibsen und Björnson!

So mutete denn ihr „Professor Hieronymus“, der sich gegen die Einrichtungen und Zwangsvorrichtungen der Irrenhäuser richtete, wie eine Broschüre an, trotz der wahrhaft künstlerischen Schilderung der inneren Vorgänge, und in „Verraten“ taucht bereits das Thema auf, das sich wie ein salziges und bitteres Gewässer in jeder Landschaft wieder vorfindet, die ihr Wirt vor uns öffnet. Das Thema des Unverstehens zwischen Mann und Frau. Jede Frucht, die dort wächst, schmeckt danach, jeden Augenblick droht all dem Blühenden eine widrige Ueberschwemmung. Amalie Skram ist unmerklich aus einer klarblickenden, derben Naturalistin eine scharfsichtige Pessimistin geworden, oder scheint doch im Begriff, es zu werden.

Die Titelnovelle des Novellenbandes „Sommer“*) schildert die Fahrt eines Ehemannes, der aus dem Badeorte, in dem er einer reizvollen jungen „Sommerfee“ gehuldigt hat, zu seiner sterbenden Frau gerufen wird. Unnachahmlich sicher und sein ist es, wie uns, durch die inneren Selbstgespräche des ungern Heimkehrenden das Bild der Gattin erst so unliebenswürdig gerecht und kalt erscheint, wie es dann immer an Farbe und Wärme zunimmt, bis wir zuletzt die ganze Tragik dieser Ehe verstehen, die in glühender Liebe geschlossen, nun eine Qual für beide geworden ist. „Sie hatte immer dagestanden, die Hände voll Scherben, die sie mit ihren Thränen genetzt und vergebens zusammenzufetzen versucht hatte . . . Und weshalb hatte er sie immer verhöhnt und von sich gestoßen? Er kann noch und kann nur die eine Antwort: Weil er so war.“ Auf das Teil der Frau wieder entfällt als Schuld das Undermögen, sich in andere hineinzudenken. „Es gab viele Arten zu lieben, aber sie kannte nur eine.“ — Auch in der folgenden Erzählung „Memento Mori“ die die Auflösung eines jahrelangen Liebesverhältnisses schildert, heißt es immer wieder „man ist eben wie man ist und muß die Folgen davon tragen“. Am deutlichsten aber wird der ewig wiederkehrende Klagegedanke ausgesprochen in der ergreifenden kleinen Erzählung („Eine Rose“) von dem enttäuschten, durch den Tod im Krankenhause von der Pein seiner Ehe erlösten Manne, der sagt: „Welche Fabel, daß zwei Menschen ineinander verschmelzen können! Unsinn und Schnickschnack! Nein, der eine war Herr, der andere Diener. Oder sie waren auch Feinde.“ Wie man sich nun zu dieser Anschauung stellen möge, jedenfalls sind alle diese Erzählungen von einem unendlichen Reiz der Beobachtung und Schilderung, der die Lektüre zu einem erlesenen Genusse macht.

Weit rücksichtsloser als in diesen kleinen psychologischen Erzählungen greift Frau Skram in ihrem Romane „Nachwuchs“**) zu. Wir finden da ein Schwesternpaar mit wahrhaft strindbergscher Frauenverachtung geschildert. Erauenhaft zeigt sie den dämonischen Hang der Frau, durch Lügenhaftigkeit, Bosheit, Liederlichkeit, Zanksucht, Unverstand und Brutalität sich gleichsam zu rächen für die Thatsachen der Ehe, in der die Verfasserin beinahe immer eine Vergewaltigung der Frauenrechte zu erblicken scheint; einen Konkubinzwang, den der weibliche Teil ohne, der männliche mit viel zu viel Erfahrung eingeht. Wenn ich sie recht verstehe, will sie die Eltern, namentlich die Mütter, an die Verantwortung erinnern, die sie ihren Kindern gegenüber empfinden sollten, die ohne eigenen Wunsch in die Welt gesetzt wurden, vielleicht noch mit verhängnisvollen Erbteilen behaftet, jedenfalls aber die Sünden der Väter und Mütter zu büßen haben.

*) Kleine Erzählungen. A. d. Norweg. von A. Neustädter. München, Alb. Langen. M. 2,—.

**) A. d. Norweg. von M. Mann. München, Alb. Langen. M. 4,50.

Digitized by Google

Der Roman gruppiert sich um die Schicksale der Familie Myre. Der Vater, eine der Naturen, denen nichts glückt in der Welt, ist durch sein ständiges Unglück zum Schwindler geworden. Er müht sich Tag und Nacht buchstäblich in seinem kleinen Laden und mit allerlei Nebenverdienst, seine Frau aber entwendet ihm heimlich, wenn er aus Müdigkeit eingeschlafen ist, seine paar Groschen, läßt Mann und Kinder hungern, in Unordnung und Schmutz vergehen, während sie alles für sich verbraucht. Ihre Kinder prügelt sie unbarmherzig und nutzt sie aus bis zum Ende ihrer Kräfte. Ihren alten Vater läßt sie in Unrat verkommen. Sie war die Wirtschafterin und Geliebte des reichen Konsuls Smith, der nach seiner zweiten Heirat sie versorgte und noch immer unterstützt. Gutmütig, ist sie in Zeiten der höchsten Not bereit, ihr so erworbenes Silberzeug, ein andermal ihre, dem darbenden Manne gestohlenen „Spargroschen“ zu opfern. Aber was sie geben wollte, ist vom Manne bereits gestohlen und verkauft. In dieser Anhäufung von moralischem und physischem Schmutze wachsen die Kinder auf. Severin, im Kampfe mit Not und Ekel, ist bereits ein wenig zum Lügner und Schwindler geworden, aber seine bessere Natur gewinnt immer wieder die Oberhand. Seine ganze freudlose Kindheit wird uns geschildert, sein nahes Verhältnis zu seiner Schwester Sophie, die ihn glühend verehrt, und seine Freundschaft mit Henrik Smith, der sein guter Engel ist, wo immer es angeht und dessen schöne Schwester er liebt. Die Familie Smith lebt in den günstigsten Verhältnissen: Reichtum, seine Lebensführung, Henriks Idealismus — alles zum schönen Leben Erforderliche scheint vorhanden; aber auch hier lassen die Eltern die Tochter aus Gleichgiltigkeit, anstatt des Severin Myre, der sie zu einem guten Menschen machen würde, wie Lina Smith selbst empfindet, einen oberflächlichen Leutnant heiraten, der sie in all ihren Unarten und Fehlern nur bestärkt. Bei der Mutter kommt freilich noch der Grund hinzu, daß sie sich einmal mit dem Vater Myre, als er noch jung und Lausjunge ihres Vaters war, sehr nahe eingelassen hat. Auch diese, anscheinend so harmonische Ehe hat ihre wohl spürbaren Geheimnisse und ihre Entfernungen, die zuletzt zu Entfernungen werden.

Ganz in Licht getaucht dagegen ist die Gestalt der „Tante Milla“, die mit Frau Smiths Bruder verheiratet ist und ein eigentümlich zartes und reines Verhältnis zu ihrem Neffen Henrik hat. Die Schilderung von Henriks schmerzensreicher Liebe zu ihr, Millas Bemühen, sich in die Anforderungen zu finden, die der nur materialistische Gatte an sie macht, und sich trotzdem auf der Höhe zu halten, sind das Rührendste, was man sich denken kann. Sehr lebensvoll und in all ihrer Not doch erfrischend geht Severins Schwester Sophie durch das Buch hin. Man sieht sie, wie sie unter Schlägen und Entbehrungen aller Art stark und schön emporwächst, wie sie sich ihren bescheidenen Anteil an Frauengläck stiehlt, indem sie sich dem Leutnant hingiebt, und wie sie es dann tapfer bezahlt, um den Vater zu retten, eine verhaßte Heirat schließt, die nicht einmal den erhofften Erfolg hat. Myre selbst hat endlich im Gefängnis den Frieden erworben, den ihm das Leben neben seiner schrecklichen Frau nie gegeben hatte. Severin findet aus Not und Schuld nur den Ausweg des Selbstmordes; nur Sophie befreit sich zuletzt von den Schrecken ihrer Kindheit, emanzipiert sich von der herabziehenden, aufsaugenden Herrschaft ihrer fürchterlichen Mutter. Sie ist es auch, die das letzte Wort im Buche hat:

> „Ich mache keine Ueberschrift, denn ‚liebe Mutter‘ kann ich nicht schreiben, weil du mir nicht lieb bist und ich keine Lust mehr habe zu lügen. Wenn ich meinen kleinen Jungen ansehe, den ich mit so großen Schmerzen geboren habe, denke ich so oft an dich und kann es nicht fassen, daß du so schrecklich schlecht gegen uns Kinder hast sein können, wie du es alle Zeit gewesen bist. . . Du redest davon, wieviel die Kinder ihren Eltern schulden. Ich will dir nur sagen, ich finde, die Eltern schulden ihren Kindern viel mehr. Die Kinder haben sie nicht gebeten, sie in die Welt zu setzen, auch werden sie nicht aus Rücksicht auf das Vergnügen der Kinder gezeugt. . . . Der Brief fiel zur Erde. Ein rasender Zorn war während des Lesens in Petra (der Mutter) aufgeflogen. Hätte sie sie nur hier gehabt! Wie sie sie hätte durchprügeln wollen!“

Dies sind die Schlußworte des Buches. Man sieht, Sophies Brief ist nicht der Wirkung wegen hingeschrieben, die er etwa auf Charakter oder Anschauung der Mutter ausüben soll, er ist für uns geschrieben, für den Leser, der begreifen soll, warum Frau Skram die ganze jammervolle Tragödie der Familie Myre und ihres Gleichen vor uns aufrollt.

Antikisierende Dichtung.

Von Dr. Eugen Holzner (Urag).

(Nachdruck verboten.)

Der archäologische Roman, wie ihn Ebers repräsentiert, war der Versuch, die Ergebnisse fachwissenschaftlicher Forschung mit lebendiger poetischer Erfindung zu einer höheren Einheit zu vermählen. Der Versuch scheiterte an dem Unvermögen der Schriftsteller, die kulturhistorischen Details der Darstellung unmittelbar geschauten Lebens unterzuordnen. Allzubald gewann im Dienste eines mißverstandenen Realismus, der nur von „echtem Kolorit“ und „beglaubigten Thatsachen“ wissen wollte, das tote Material über die warme Unmittelbarkeit die Oberhand und verrückte ganz und gar das Verhältnis von Bild und Rahmen. Und in der Lesermenge, die ohne Wahl alles, was gedruckt wird, für Ernst nimmt, richtete diese Art von Produktion besonderes Unheil an: sie erzeugte eine Art von Scheinwissen und Scheinbildung. die aus dem willkürlich gefärbten kulturhistorischen Material wirkliche und erschöpfende Kenntnis ganzer Geschichtsperioden holen zu können glaubte und nun mit einer Masse von schiefen und subjektiven Anschauungen in die Welt ging. Und doch hatte man bei Ebers wenigstens die eine Gewißheit, daß uns nichts sachlich Unrichtiges verabreicht wurde: dafür schützte uns die ordnungsgemäß geprägte und beglaubigte Gelehrsamkeit des Autors, der ja auch Professor der Aegyptologie war. Er gab in den Romanen einen Auszug dessen, was er in strengwissenschaftlicher Forschung der Vergangenheit abgelauscht hatte: nur ließ er leider, da es ihm an echter poetischer Einfachheit fehlte, Gestalten der eigenen Zeit sich in die Kostüme jener ihm geschichtlich vertrauten Vergangenheit kleiden und schuf so ein Zwitterbild modernen und verlogenen Lebens. Seine Nachbeter aber stehen unendlich unter ihm dadurch, daß sie all die kulturgeschichtliche Weisheit erst aus zweiter Hand beziehen, aus allen möglichen sekundären Darstellungen mühsam zusammenklauben und so das kulturhistorische Bild jener Einheitlichkeit berauben, die Ebers kraft seines Wissens ihm zu geben berufen war.

Ein neuer Roman „Achilleus“ von H. Föllner[1]) erreicht in diesen Mängeln unzweifelhaft den Rekord. Es ist an und für sich ein Wagnis, aus der homerischen Welt eine Erscheinung herauszugreifen und sich auf jenen Ton der Voraussetzungslosigkeit, der Naivetät stimmen zu wollen, in dem jene Gestalten ersonnen und gezeichnet sind. Goethe hat das vermocht, und sein Bruchstück „Achilleis“ läßt uns ahnen, wie tief seine Seele jenem echt antiken Empfinden verwandt war, das auch noch weit jenseits des peinlichsten Raffinements gelegen ist. Aber Herr (?) Föllner hätte das nie versuchen sollen. Sein Buch ist eine einzige, dickbändige Geschmacklosigkeit: die Alias mit ihrer lebenatmenden Gestaltenwelt, ihrer frischen Ursprünglichkeit ist in ein breitfrömmendes, seichtes, modernes Raisonnement aufgelöst, dessen Geschwätzigkeit alle Schleusen durchbricht. Alle die zarten Motive, die im Original das Liebesleben des Helden mit feinsinniger Zurückhaltung andeuten, sind

[1]) Dresden, E. Pierson. 264 S.

Digitized by Google

hier zu sensationellen Details ausgeschrotet, und eine häßliche Vorliebe für das Grelle, für das Krankhaft-Manierierte verbreitet ein raffiniert duftendes Parfum um die antiken Gestalten, die wir nur vom echt poetischen Hauche des Originals umwittert uns vorzustellen gewohnt sind. Doch wir nehmen die Sache vielleicht viel zu ernst. Die perverse Liebesgeschichte, die der Autor zwischen Achilleus und Polyxena, die troische Prinzessin, webt, indem er eine naive antike Ueberlieferung mißversteht und geschmacklos umgestaltet, verträgt in der That keine ernste Beurteilung.

Ganz anders und bei weitem erträglicher giebt sich ein anderes Echo antiker Klänge: es sind die „Milesischen Märchen“[2]) von Oscar Linke. Kleine, sehr anmutige Erzählungen, die da und dort an ein antikes Motiv greifen anknüpfen und es dann ganz artig steigern und ausführen. Der Autor prätendiert gar nicht, im Geiste der hellenischen Zeit zu dichten: er stellt sich, si parva magnis conferre licet, zu seinem Stoffe so frei und unbefangen wie Wieland in den kleinen Erzählungen, und wir dürfen sogar diese Parallele guten Gewissens noch dahin erweitern, in der formellen Gewandtheit, womit Linke einzelnen seiner Bildchen Kolorit zu geben weiß, ein wenig französische Kunst zu finden.

Wie in einer andern Welt aber fühlen wir uns bei der Lektüre von J. V. Widmanns Buch „Moderne Antiken“[3]). Das ist in Wahrheit ein Dichter mit der Gabe der Erfindung und Gestaltung, der in seinem Lustspiel „Lysanders Mädchen“ ein Stück spartanischen Lebens mit erquickender Frische vor uns ausbreitet. Da bedarf es keiner langwierigen Zeit- und Sittenschilderung, keiner lastenden kulturgeschichtlichen Beschreibungen; die Stärke des einfachen Motivs und die Lebendigkeit der Lustspielgestalten wirken mit kräftiger Unmittelbarkeit. Mit ein paar genial hingeworfenen Strichen sind wir mitten nach Sparta versetzt, und im Gehaben der einzelnen Personen liegt sogar für den philologisch geschulten Kenner des Volkscharakters soviel Treue, soviel Echtheit der Sinnesart und des Handelns, daß man geradezu an ein intuitives Vermögen des Dichters glauben möchte. Daß er auch ein Meister der Form und ein Präger tiefsinniger und blitzender Einfälle ist, das wissen wir von seiner unvergleichlichen „Maikäferkomödie“ her.

Eine eigenartige Stellung unter den Romanschriftstellern unserer Zeit nimmt George Taylor (Adolph Hausrath) ein: er ist, wie bekannt, von Haus aus protestantischer Theologe, und sein Fachwissen bietet ihm vielfach den Stoff und den Rahmen für seine Erzählungen. Aber trotz der Unsitte, seitenlang seine Personen programmgemäße Plaidoyers in irgend einer Angelegenheit halten zu lassen, trotzdem vielfach in langatmigen Schilderungen ein überhangendes Beiwerk den Strom der Handlung stört und verzögert, ist doch ein bedeutendes dichterisches Gestaltungsvermögen nicht zu verkennen. Man fühlt, daß der Autor in religiösen Fragen Partei ist: aber die Tendenz empfängt oft einen so rührend schönen und herzbezwingenden Ausdruck, daß man stillschweigend das Vergehen gegen die Technik der Kunstform in den Kauf nimmt, und sich an der warmströmenden Quelle des Gefühls erquickt. Diesmal ist es eine Geschichte aus der Zeit der Christenverfolgungen: sie nahm sich um das Schicksal einer Märtyrerin, die auch dem Buche selbst den Namen: „Potamiana“[4]) giebt. Wie der heidnische Römer unter dem Einflusse der milden Beredsamkeit eines Anachoreten sich zum Christentum bekehrt, ist mit wahrhaft packender Kraft dargestellt. Durch die ganze Geschichte hindurch wird zwar ein wenig mit der suggestiven Wirkung gespielt, die die Erinnerung an eine Märtyrerin ausübt, eine Wirkung, die sich in Visionen und Hallucinationen äußert. Aber man muß anerkennen, daß der Autor nicht über das Maß dessen hinausgegangen ist, was bei dem leicht entzündbaren Temperament gewisser Volkskreise plausibel ist. Er hat alles Pathologische feinfühlig vermieden, und er hat sich von jenen visionären Sonderbarkeiten ferngehalten, die in den neuesten Romanen von Richard Voß ihr Unwesen treiben. Schön und schwungvoll ist die ganze Epoche dargestellt, die durch den Zerfall aller Sitte und aller Ideale impulsiv einer neuen Offenbarung entgegenfiebert, überaus anziehend jener Konflikt aufgerollt, der zwischen den charaktervollen Bekehrten und denen, die wieder Apostaten werden, obwaltet; für uns ist das Milieu dieses Kampfes typisch in der Perle aller Balladen, in der „Braut von Korinth“ verkörpert.

Hatten wir es hier mit einem religiösen Gemüt und seiner Stellung zur Antike zu thun, so tritt in den Idyllen[5]) von Pierre Louys ein Dekadent zu ihr in Beziehungen. Wir kennen den Autor von seiner „Aphrodite“ her, die in Frankreich eitel Enthusiasmus, bei uns entrüstete Gegnerschaft gefunden hat. Eine fernere Zeit, die sich von den Schlacken des litterarischen Modekampfes gereinigt haben wird, wird milder über Pierre Louys urteilen. Keine Frage zwar: er macht durch seine im Obscönen schwelgenden Schilderungen auch einen Leser, der manches verträgt, stutzig: aber von diesem, nur für den Leser und nicht für die Litteratur giltigen Standpunkt abgesehen, ist er ein Meister des Kolorits. Er hat sich für das sündhafte Alexandria, das er sich zum Schauplatz seiner geschriebenen Orgien auserlesen hat, ein Kulturbild zurechtgelegt, das in der Einheitlichkeit der Stimmung, in der Lückenlosigkeit der sachlichen Details geradezu imponierend wirkt. Daß er genaue Quellenstudien getrieben, käme nicht in Betracht, wenn er die Ergebnisse seiner Forschung nicht auch wie ein wirklicher Dichter verwertet hätte. Aber das hat er gethan und keine, noch so übelwollende Kritik kann es ihm bestreiten. Diesmal bringt er ein paar äußerst geistvoll erfundene Novellen, unter denen wir der ersten, „Eine neue Wonne“ betitelten, die Palme reichen. Eine aus dem Sarge wiedererstandene Griechin belehrt einen jungen Pariser, daß alle Errungenschaften der modernen Zivilisation im Wirklichkeit nur der Abglanz griechischer Weisheit sind, daß die Neuzeit aber eines, die Wonne der Liebe, vom Altertum nicht ererbt hat. Für das Raffinement der Leidenschaft ist die Kontinuität der Ueberlieferung nicht herzustellen: diese müßte sozusagen von neuem erfunden werden . . . .

Diese kleine Umschau über antiklerikale Schriftwerke der letzten Zeit wäre unvollständig, wenn wir nicht noch in Kürze der „Philosophischen Erzählungen“ gedächten, die den wiener Poeten Theodor Herzl[6]) zum Verfasser haben. In dem großen wiener Kessel, in dem es litterarisch so viel brodelt und kocht, ist Theodor Herzl einer der erlesensten Köpfe. Er ist ein Poet, der das Tiefsinnigste in der anspruchslosesten Form zu sagen weiß, und der mit seinem Geschmack moderne Gedanken in antike Gewänder zu kleiden versteht, ohne daß man ein Gefühl einer litterarischen Inokulation empfände. Seine Geschichte „Solon in Lydien“ ist eine Perle symbolisch-parabolischer Darstellungskunst und entläßt jeden Leser mit jenem Gefühle der inneren Befriedigung, die man nur bei dem Bedeutsamen empfindet.

Romane und Novellen.

Die Rosenkranzjungfer und anderes von C. Viebig. Berlin W., F. Fontane & Co. 1901. Preis M. 3.— (4.—).

Ueber dem Buche liegt, wie über der Heimat der Rosenkranzjungfer, „ein unsichtbares Etwas mit schwarzen schweren Flügeln“, durch das sich nur in manchen Fällen ein befreiender Ausblick öffnet. Gern hätte ich auf den fünfzehn kleinen Gemälden der Sammlung

[2]) Dresden, E. Reißner. 241 S.
[3]) Frauenfeld, J. Huber. 224 S.
[4]) Stuttgart, A. Bonz & Co. 240 S.
[5]) Uebersetzt von A. Schwarz, Leit, Grimm, 123 S.
[6]) Berlin, Gebr. Paetel. 254 S.

Digitized by Google

öfter einen Sonnenstrahl wenigstens huschen sehen, wenn ich auch die so gewahrte Einheitlichkeit der Schöpfungen in Gesamtauffassung und Färbung nicht unterschätze. Der Band vereinigt eine Auswahl von Skizzen, die zwischen der Vollendung größer, vielfach zu hoher Anerkennung gelangter Romane entstanden sind. Die sichere Kunst der Technik zeigt sich, wie dort im großen, auch hier im kleinen. Ost sitzt ein Wort wie etwas Stet- und Nagelfestes. Wie wahr ist z. B. (in dem Stück: „Die kleinen braunen Schuhe“) mit wenigen Sätzen der Zustand des jungen Witwers Mauke dargelegt, eines gequälten Beamten, der kurz nach der Geburt seines ersten Jungen seine Frau, sein Mariechen, verloren hat:

> Als der Sekretär nach Hause kam, strampelte ihm sein Junge auf dem Arm der Alten entgegen. Der Kleine konnte noch nicht laufen und sprechen, aber eitel war er schon auf seine kleinen Schuhe. Er weinte, wenn man sie ihm nicht anzog; er krähte vor Vergnügen, wenn er sie anhatte, er betrachtete sie mit großen Augen und krapte mit den nadelscharfen Nagel des Zeigefingerchens an den weißen Stepperzierungen. — „Mein Junge“, nickte Mauke. Das Wasser quoll ihm in die Augen. „Wenn Mariechen sie sehen könnte!“ — Weiter sagte er nichts, er war kein Mann von vielen Worten, er nahm alles resigniert, Gutes wie Böses; die Sonne hatte ihm nie voll auf den Kopf geschienen, immer nur hatte er sie durch einen Fensterspalt an einem winzigen Stück Himmel gesehen . . .“

Oder wie lebensecht ist etwa (in „Frühlingsschauer“) der Ausdruck der Gefühle jenes kleinen anlehnungsbedürftigen Schneidermädchens, der Frida, die bei anderer Leute Liebesglück ihre Zukunft in den Worten ausgedrückt sieht: „Rrrrr —: immer nähn — bis in die Frube — rrrrr — immer nähn!“ Schweiß stand dabei der Hungernden, nach Hause Fliehenden auf der Stirn, und doch tröstete sie. „Warum weinte sie nur so unvernünftig, so heiß, so rebellisch, so — so reuevoll? Sie wußte selbst nicht, was ihr so leid that. Schluchzend lief sie im Frühlingsschauer . . .“ Wie mich dieses Stück überzeugt und angemutet hat, so haben mich besonders warm berührt: „Eine Melodie“, „Die Mutter“, „Die Einzige“, „Roter Mohn“ (eine von schärfster Beobachtung zeugende Studie, die kräftige Wurzel des späteren Romans „Das tägliche Brot“). „Genesung“ und „Der Klingelzunge“. Daß ich für die Wahrheit gerade jeder psychologischen Folgerung die Hand ins Feuer legen möchte, soll damit nicht behauptet sein. Für einen psychologischen Fehlgriff halte ich z. B. nach meiner Kenntnis des Landvolkes das Verhalten der kleinen Schweinemagd Marinka (in „Jaschu“), die ihr Lieblingsschwein bewußt dem Tode entgegenmästet. „Jaschu“ ist denn auch wohl das verhältnismäßig wenigst wertvolle Stück der Sammlung. Es mögen schließlich rein persönliche Empfindungen sein, die mich, der auch ich jeder Heuchelei im Grunde des Herzens abgeneigt bin, die unterstreichende Art als eine Uebertreibung empfinden lassen, mit der in den Stücken: „Hinter Mauern“ und „Der Heilige“ die salbungsvollen Herren und Damen vorgeführt werden. Jedenfalls scheinen mir verschiedene dieser Leute um einer Tendenz willen allzu lange durchleuchtet zu werden im Verhältnisse zur künstlerischen Nutzung des Ergebnisses. Davon abgesehen überwiegt jedoch das Licht den Schatten in dem Buche so bedeutend, und E. Viebig offenbart sich in einer Anzahl dieser kleinen Schöpfungen wieder so unstreitig als begnadete Natur für Charakterzeichnung und Zustandsschilderung (vor allem in der Titelnovelle), daß die Kenntnis auch dieses ihres jüngsten Buches einen künstlerischen Gewinn bedeutet.

Freiburg i. Br. *Max Biltrich.*

Ma. Ein Portrait von Lou Andreas Salomé. Stuttgart, J. G. Cotta, 1901. 202 S. M. 2,50.

Dies ist der fünfte Novellenband der Verfasserin. Ich kann mir Leser denken, gute, geduldige, suchende, verstehende Leser, denen er eine neue Enttäuschung ist. Im Grunde stehen wir doch immer vor dem gleichen Problem: wie sich zwei Seelen einander aufthun oder verschließen. Und das Drum und Dran ist so wenig interessant: ein bischen russisch, ein bischen berlinerisch, nicht gut erzählt, farbenlos, manchmal trocken, meist traditionell. Aber nun kommt die Hauptsache, das wahrhaft Wertvolle und Große am Talente der Verfasserin: die Charakteristik, die Seelenschilderung, das liebreiche tiefe Eintauchen in das dunkle Reich fremden Empfindens, die Freude an dem Dasein und Sosein ganz verschiedener Eigenarten. Da ist Frau Andreas fast unerschöpflich an feinen Bemerkungen und kleinen Einzelzügen. Da findet sie auch das treffende, oft neugeprägte Wort dafür. Im dieser Kunst ist sie zu Hause, und es wird wohl der Reichtum ihrer Erfindung noch mancherlei zu Tage fördern, was sich dem schon Vorliegenden mutig an die Seite stellen kann.

Eine Bemerkung noch über die Gestalt der „Ma“. Daß die Verfasserin sie vor sich sieht und in der Schilderung treu gewesen ist, scheint außer Zweifel. aber ob sich in der Kunst, sie auch andere so vollkommen und scharf sehen zu lassen, nicht noch mehr thun ließe? Mit anderen Worten: die Gestalt scheint nach einem Modell gebildet, aber die Verfasserin vergißt hie und da, daß dem Leser ihre Anschauung fehlt. Die Töchter, der Doktor und das alte Original haben sich für mein Empfinden viel schärfer und lebensvoller heraus. — Mehr sei nicht verraten: es soll mich nur freuen, wenn andere diesen Mangel nicht finden und empfinden. Der Verfasserin sagen wir: auf Wiedersehen. Vielleicht giebt sie uns nun erst ihre gesammelten Aufsätze über religiöse und sexuelle Probleme, die vermutlich noch von anderen als mir ungeduldig erwartet werden.

La Tour-de-Peilz. *Eduard Platzhoff.*

Aus der Rumpelkiste. Roman von Ernst Muellenbach. 2. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Geh. M. 4.—.

Muellenbach erzählt uns in diesem Werkchen zwei Liebesgeschichten, deren Handlung neben einander herläuft. Die eine endet glücklich, die andere nicht. Romantisches spielt seltsam genug in diese realistische Welt hinein und stört. Das Leben der alten und jungen Semester in der kleinen Universitätsstadt ist hübsch und frisch geschildert, auch das Treiben der Gesellschaft oben in der originellen Behausung, der „Rumpelkiste“, deren Wirtsleute Philemon und Baucis mit seinem Humor gezeichnet sind. Die Gegensätze — der junge verwöhnte Student, der in Schulden bis über die Ohren steckt, und sein einstiger Hauslehrer, der fleißige, gerade sich noch durchschlagende Doktor Halder — kommen kräftig heraus. In sehr schroffem Kontrast zu einander stehen die drei weiblichen Gestalten, die uns vorzugsweise interessieren; das Hofratstöchterlein, das kranke, das dann auch früh stirbt, gehört in seiner Zartheit und übergroßen Feinheit zu den schemenhaften und blutlosen Frauenfiguren, die die Romantik mit Vorliebe uns vorgestellt hat. Zur Romantik zählt auch Nettchen Rothe oder, wie sie sich als gefeierte Diva nennt, Nina Rossi, ein genußsüchtiges Weltkind, das geheimnisvoll auftaucht und auch geheimnisvoll verschwindet, nachdem es dem waschlappigen Studentlein übel mitgespielt hat. Diese beiden Frauen gehen uns gar nichts an, so wenig wie der verbummelte Studiosus, der sich die Kugel in den Kopf schießt; die sind schon alle so oder ganz ähnlich dagewesen und oft genug. Aber helle Freude haben wir an der famosen Baronesse Anna Lohdorf: die hätte Fontane kaum besser geschildert, und das will viel bedeuten. Und um ihretwillen — freilich, ein Quentchen Wohlwollen fällt auch für ihren späteren Mann, den Doktor Halder, ab — vergißt man viel, das sonst einen kritischen Leser stört; schon um ihretwillen wird man das schlanke Bändchen gerne lesen.

Charlottenburg. *Alfred Semerau.*

Digitized by Google

Dramatisches.

Ideal und Leben. Schauspiel in fünf Akten von Fritz Bauer. Würzburg, Stahelsche Verlagsanstalt. 153 S.

Der Verfasser dieses Dramas, das alle Merkmale eines Jugendwerkes an sich trägt, fordert für den Dichter eine ganz ungemeine Hochachtung. Daran läßt es nun wohl die Gegenwart im allgemeinen nicht fehlen. Freilich muß es auch ein Dichter sein. Die Proben aber aus dem Drama des Helden von „Ideal und Leben", die wir im dritten Akt zu lesen bekommen, zeigen alle Schwächen, die dem uns dieses Drama herumgedichteten Drama, dem eigentlichen Gegenstand unserer Besprechung, eigen sind: breite, wortreiche Redseligkeit für wenige, unoriginelle Gedanken. Immerhin spricht es für eine Erkenntnis Fritz Bauers, daß er es für nötig erachtet hat, den Ruhm für seinen Helden nicht nur auf Treu und Glauben zu fordern, sondern dieser Forderung eine reale Grundlage in den Auszügen aus dem Werke des Poeten zu geben. Leider ist diese reale Grundlage nichts wert und daher das Interesse an dem fürchterlichen Plagiat, mit dem der Held um seinen Ruhm gebracht werden soll, ein außerordentlich geringes. Ob Fritz Bauer dichterisches Talent besitzt, wage ich nach diesem Erstlingswerke nicht zu beurteilen. Es ist gut gemeint, mehr läßt sich ihm nicht nachrühmen.

Dresden. *Leonh. Lier.*

Moderne Gracchen. Drama von Roland. Bern, Verlag von Neukomm & Zimmermann.

Dieses Drama macht den Versuch, die letzten Unruhen auf Sizilien und ihre brutale Unterdrückung dichterisch zu behandeln. Die Idee des Dramas sprengt aber ihre stoffliche Umgrenzung; wir sollen Blicke thun in den sozialen Zerfall des modernen Italiens, ja noch weiter: Blicke in die sozialen Kämpfe der modernen Kulturstaaten überhaupt. Es ist fraglich, ob ein derartiges Thema dichterisch je erfaßt werden kann; sicher ist das eine, daß sich hier eine unzulängliche Kraft daran versucht hat. Vor allem ist die Arbeit so undramatisch wie nur möglich, und dieser Mangel geht so weit, daß nicht einmal der Versuch gemacht wird, Charaktere zu zeichnen. Wir haben es fast durchweg mit unpersönlichen Meinungen zu thun und mit akademischen Erörterungen. Hie und da schimmert die ästhetisch durch, gewisse Gesellschaftsklassen zu schildern, aber es bleibt beim bloßen Ansatz. — Trotz alledem ist das Büchlein lesenswert. Ein ehrlicher Eifer spricht daraus, ein treues Wollen und ein warmes Herz. Es ist kein Drama, es ist keine Dichtung, aber es sind die schlichten Worte eines wackeren Menschen, der die große Schuld der Gesellschaft tief empfunden hat und uns daran gemahnen will. Das ist denn ebensoviel wie eine Dichtung. Hinter dem Pseudonym „Roland" dürfte sich wohl eine Dame verbergen. Ein Mann wäre mehr auf den konkreten Untergrund der sozialen Gegensätze eingegangen. Daran fehlt es hier. Aus dem Gefühl des Mitleids wird alles begriffen und auch zu lösen versucht; die rein wirtschaftlichen Fragen werden nur gestreift. Es ist auch nicht ganz kritisch gedacht, wenn die Verfasserin Episoden aus dem oberitalienischen Aufstand einfach auf Sizilien überträgt; den Unruhen hier und dort lagen doch sehr verschiedene Ursachen zu Grunde. Aber Dürftigkeit, Not und Verzweiflung gab's hüben wie drüben, und da giebt es für eine Frau, die mehr mit dem Herzen als mit dem nüchternen Verstande an die Dinge herangeht, keine Unterschiede. Ein Mann hätte vermutlich richtiger gezeichnet, aber er hätte wahrscheinlich auch so manches einfach seine Wort nicht gesagt, das uns hier so herzlich berührt. Es wäre ihm kaum eingefallen, der bekannten Thatsache, daß die italienischen Arbeiter im Kampfe mit den Soldaten die eigenen Kinder vor sich hertrieben, so großes Gewicht zu geben und sie so innerlich zu begründen, wie in dem rolandschen Drama. „Unser Jahrhundert," heißt es da, „hat die Kindheit ermordet. In den Fabriken, in den Bergwerken, im Hausdienst geht sie zu Grunde, und nun zieht das Volk die letzten Folgerungen des Systems: es wirft sie vor die Gewehre." Weiblich ist der rührende Glaube an das Evangelium der Liebe, und weiblich der Gedanke, daß vor allem die Frauen berufen sind, den Frieden zwischen den Menschen zu bereiten, nicht als Führerinnen im Kampfe etwa, sondern als barmherzige Helferinnen, als liebevolle Erzieherinnen. Ein schöner Gedanke in der That; daß er nur auch wahr würde!

Wien. *Hans Sittenberger.*

Der Minnehof. Lustspiel in 3 Akten von Jaroslav Vrchlický. Aus dem Böhmischen von R. und L. Breiský. Wien, W. Braumüller & Sohn. M. 2,—

Vrchlický ist wohl einer der produktivsten Dichter unserer Zeit, und dies ist bei ihm wohl der Grund einer gewissen Flüchtigkeit. Selbst in seinen zum Teil sehr schönen Gedichten — ich kenne Vrchlický allerdings nur aus Uebersetzungen — wird man häufig aus dem Banne der Stimmung entlassen, weil die flüchtig geschriebenen Strophen nicht die genügende plastische Energie besitzen, zu fesseln. Das Lustspiel „Der Minnehof" ist eine einzige solche Flüchtigkeit. Der Dichter hat sich nicht so tief von seinem Stoffe durchdringen lassen, daß dieser, als er ihn aus sich herauslöste, auch nur ein leises persönliches Gepräge bekommen hätte. Weniger als schablonenhafte Charaktere führen eine unoriginelle und sehr wenig lustige Lustspielhandlung durch; das Treiben an einem provenzalischen Minnehof — Avignon ist der Schauplatz — wird zu schildern versucht. Aber statt daß der Dichter mit überlegenem Humor die spintisierenden, formbrechselnden und in geistreichelnden Epigrammen von der Liebe redenden Leute belächelt und uns durch das Gewebe ihrer glatten Worte hindurch arme, von Leidenschaften bestürmte Menschen sehen läßt, sinkt er selbst zu ihnen herab und giebt uns nicht mehr als eine seelenarme äußerliche Handlung, in der man so wenig von tiefer Liebe spürt, wie in dem, was da zu dem Minnehof gesagt und gesungen wird. Und in diese Nichtigkeit giebt er die Person Petrarcas hinein, die hier wohl zur sämmerlichsten Dichterfigur auf der Bühne überhaupt zusammengeschrumpft ist! — Die Uebersetzung liest sich nicht fließend; sie vermeidet auch grammatische Fehler nicht immer, wie z. B. S. 18: „Wozu bedarfs ein Schild?"

Weimar. *Wilhelm von Scholz.*

Lyrisches und Episches.

Fresken. Neue Dichtungen von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1901. M. 2,— (3,—)

Wäre Heinrich Vierordt ein Anfänger, so dürfte man ihm vielleicht eine große Zukunft prophezeien; da er aber seit mehr als zwanzig Jahren in der Litteratur steht und bereits den sechsten Lyrikband veröffentlicht, muß man ihn leider wohl zu denen rechnen, die eine große Zukunft hinter sich haben. Ist er auch ein Epigone der platen-geibelschen Schule (Adam Mickiewicz" ist offenbar eine bewußte Anlehnung an das „Grab im Busento"), so ist er doch kein handwerkermäßig nachschaffender Versetschmied, sondern ein temperamentvoller Mensch und Künstler. Er ist kraftvoller, männlicher, individueller als Platen, seine glutvolle Sinnlichkeit kann sich zu Bildern von schöner Plastik verdichten, und seine „Fresken" haben in der That etwas Großzügiges; aber an Form und Stilgefühl steht er doch hinter seinem Muster und Meister erheblich zurück. Er experimentiert vielfach nur in seinen sehr verschiedenartigen Stoffen und Formen, denn oft der Stempel poetischer Notwendigkeit fehlt. Vierordts Sprache ist meist schön und gehaltvoll, zuweilen aber auch recht hart und gezwungen in Rhythmus und Satzbau. Er erfreut oft durch tief erfaßte Stimmung, die aber ebenso oft nicht ungetrübt bleibt. Eine völlig durchgearbeitete und ausgereifte Kunst schenkt er uns nicht, schlackenloses Edelmetall fördert er nicht zu Tage. Gar zu oft stören leider in seinen Versen verräterische

Digitized by Google

kleine Flecken, wie ein selbst der Prosa feindliches „dieselbe“, und barste Prosa sind gewiß die Zeilen:

Dem König ein Berauber
Der Krone wollt' er sein,
Geblendet von dem Zauber
Des Sternes nur allein.

Vierordt ist doch nur ein Mann der halben Talente, die Heinrich v. Kleist verwünschte. Ein ganzer Künstler hätte ein Gedicht, das „des Rauchens grausenvolle Pest“ besingt, nicht in eine Sammlung aufgenommen, die ernste Ansprüche erhebt. Solche Fehlgriffe sind um so mehr zu bedauern, als Vierordt zu glücklicher Stunde auch wohl ein vollwertiges Kunstwerk gelingt wie das Gedicht „Eisberge“; auszuzeichnen sind ferner die „Märchenbrüder“ (Grimm) und die hübsche mythologisierende Geschichte vom „Sandmann“. Am gelungensten sind die an der Nordsee angesiedelten Stücke. Schlicht und wahr und kräftig ist z. B. der „Bauerntanz auf Amrum“ und das „Abendmahl in Büsum“, dem höchst wahrscheinlich ein prächtiges Gemälde Ludwig Dettmanns zum Vorwurf gedient hat, das vor drei Jahren die Ausstellung der berliner Secession schmückte. Ueberhaupt scheint Vierordt von der jüngeren bildenden Kunst nicht unbeeinflußt geblieben zu sein: wie Fritz v. Uhde und Skarbina läßt er Christus eintreten in die moderne Wirklichkeit und in das Proletarierelend. Auch auf historischem Gebiet ist er im Modernen am glücklichsten und weiß uns Kaiser Napoleon III. und König Ludwig II. von Bayern näher zu bringen als Perdikkas und Alexander den Großen. Sollte es Vierordt gelingen, sich jetzt noch in diesen Bereichen eine Provinz zu erobern, wir würden ihm die volle Dichterkrone gewiß nicht vorenthalten.

Berlin. *Harry Mayne.*

Gedichte von Albert Roffhack. Illustriert von Franz Hein. Breslau, S. Schottlaender, 1900. 136 S.

In diesen Gedichten, die das Werden eines Lebens, dem lebens- und liebedurstigen Jüngling bis zum ernsten Mann und jener Resignation an der Grenze des Greisenalters vor uns entrollen — in diesen Gedichten haben mich die Echtheit und Ungeschminktheit der Gefühle, die Einfachheit der Ausdrucksweise besonders sympathisch berührt. „Und wenns euch ernst ist, was zu sagen, ists nötig, Worten nachzujagen?“ Roffhack ist es mit seinem Buche ernst, und darum geht durch das Ganze ein voller Ton von Männlichkeit und Reife. Melancholie und Pessimismus, die gerne immer wieder sich unter ein Blütenzelt junger Wünsche und junger Liebe schleichen, werden überwunden, je mehr der Dichter seine Stellung als Mensch erkennt, den ewigen Zusammenhang, in dem er mit der Natur steht, die Unzerstörbarkeit seines innersten Kernes:

Neues kann dich nicht bedrohn:
Was du sein wirst, warst du schon!

Von dieser Erkenntnis strömt eine stille Gelassenheit in das Buch über, die man nicht eben häufig trifft, ein Insichhineinhorchen, das den ernsten Leser gerne zum Mitlauschen stimmen wird; z. B. in den zwei Sonetten: „Was dir gehört“ und „Pause“. . . . Neben diesem Gedankengehalt treffen wir Lieder der Liebe, die in zierlichen Rhythmen auf horazischer Spur wandeln; stimmungsreiche Naturbilder, z. B. die Gedichte „Sommer“ und „Herbst“. Einen Cyklus feingetönter Jamben hat Roffhack dem Schicksal den großen Sappho geweiht; daß er hier nicht die Schleusen der Leidenschaft aufzog, liegt in der Natur des Dichters. Zum Schlusse finden wir einen besonders eigenartigen Ton in der „Ballade vom Reiter“, den genau zu prägisieren schwer fällt. Sie bietet eine Symbolisierung des Gedankens, daß von tausend Möglichkeiten, die den Menschen zu Beginn seines Daseins umschweben, er doch immer nur eine wählen kann . . . Dieses Resignative hat Roffhack in eine Form gebracht, die goethisch anmutet und zugleich in ihrem keckanmutigen Geranke etwas von Moriz von Schwind hat . . . Am wenigsten konnten mich die „Schweizerfahrten“ ansprechen. — Franz Hein hat dem Buche einen sehr stimmungsvollen illustrativen Begleitbrief gegeben, der es auch in der Ausstattung vielen empfehlen dürfte.

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Aus meiner Waldecke. Gedichte. Von Karl Ernst Knodt. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1900. 142 S. M. 3,—.

Es gehört wohl zu den erfreulichsten Erfahrungen im Verkehr der Menschen untereinander, wenn man bei näherer Bekanntschaft das Recht und die Pflicht gewinnt, alte Vorurteile fahren zu lassen. So ist es mir mit K. E. Knodt ergangen. Vor einigen Jahren begegnete ich ihm zuerst in einer neuen Zeitschrift. Da hatte ihn der Zorn zum Dichter gemacht, der Zorn gegen die Moderne, gegen Naturalisten und Realisten. Das war schlimm zu lesen. Und als ich seinen ersten Band Gedichte bekam — es ist ja wohl der erste — und den Titel las: Aus meiner Waldecke, da dacht' ich, er zürne noch immer der Welt, und namentlich der litterarischen von heute, in der er sich einsam und fremd fühlte. Aber ich bin angenehm enttäuscht worden. Knodt hat jetzt der Welt mehr zu sagen, als was ihm nicht an ihr gefällt. Nicht mehr der Zorn, sondern eine stille Sehnsucht macht ihn zum Dichter. Er ist anders geworden, und ich erinnerte an das Vergangene nur, um damit desto energischer zu betonen, wie er an sich gearbeitet, und was er aus sich gemacht hat. Er ist nicht mehr Rhetoriker, er schreibt keine ästhetischen Leitartikel in Reimen mehr. Er ist Lyriker und will nicht mehr sein. Ein Pfadfinder und Neutöner ist er nicht. Noch liegt viel Konventionelles, viel ererbtes Gut in manchen seiner Gedichte, am meisten vielleicht da, wo er bewußt religiöse Lyrik bietet. Aber ein starker Zug echt religiösen Sinnes zieht in besonderer Eigenart durch sein ganzes Dichten hindurch: Heimweh nach dem Ewigen, Sehnsucht aus dem Vergänglichen heraus ist der tiefe Grundton. Dem „Dichter der Sehnsucht“, dem Prinzen Schönaich-Carolath, hat er seinen Band gewidmet. Er hat nicht viele Töne, aber sie sind rein und süß. Die Welt, in der er wandert und singt, ist klein und rasch durchschritten; hinterm Wald wohnt er in der Stille, aber in seiner kleinen Welt sieht er und sucht er das Ewige. Ihm ist ein starkes Empfinden gegeben. Noch flutet es manchmal über ihn her wie eine dunkle Welle, und über dem Stimmungsgehalt kommt die Anschaulichkeit und Gedankenklarheit zu kurz. Aber er verfügt über ein feines Gestaltungsvermögen, und das läßt uns hoffen, daß seine dichterische Kraft erfreulich weiter wächst und uns mit immer wertvolleren Gaben erfreut. Soll ich einiges nennen, was mir lieb und ansprechend war, dann wäre es überwiegend „Naturpoesie“: Sommermittag, Woher die Nacht kommt, Juli, Das ist der Herbst!

Aachen. *Walther Wolf.*

Abalun. Blätter für neue deutsche lyrische Wortkunst. Herausgegeben von Richard Scheid. Druck und Verlag von Lignor & Lips, München. (Bisher 4 Hefte zu 1,50 Mk.)

Die „Blätter für die Kunst“ haben die merkwürdige strenge Natur Stefan Georges vermittelt, aus ihnen sind uns Wolfskehl, Hofmannsthal, Andrian, Dauthendey interessant, jeder in seiner Art lieb geworden. Eine wirklich neue erhabene und zumeist reine Art, die Worte zu werten, in edelstem Spiele zu vertiefen, hat das leichtflüssige klingelnde Gereime, in dem sich selbst starke Talente verthaten, endgiltig aus dem Bereiche der Kunst vertrieben. Einer der besähigtesten Jüngeren, Rainer Maria Rilke, hat rasch in dieser helleren, feineren, Luft atmen gelernt. Nun tänzeln, stolzieren, tappen, strauchein viele nach. Nicht gerade mit erfreulichem Erfolge. „Abalun“ versammelt Gleichbestrebte. Aber deutlicher konnte die Gefahr einer rein spielerischen, innerlich schwachen Nachahmung nicht gezeigt werden. Rilke, der Kräftigste, hält sich schon fast ohne Balancierstange. Seine Manier berührt seltsam traumhaft. Er ist noch nicht ganz er selbst. Aber die schlanke, vor-

Digitized by Google

nehme, angeborene Gewandtheit läßt uns ihn als eine Erscheinung von Gebüt begrüßen. Emanuel v. Bodmann hat sich aus seinem sonnenfunkelnden gesunden Revier wohl nur verirrt in diese mondsilber-überflossenen Traumgehege. Er hat eine gute, klare, frische Art: fast schon einen eigenen Ton. Auch der noch unerklärte, aber wurzelmächtige, rauschende Leo Greiner gehört nicht in diese Tafelrunde. Einer überrascht: Otto Falckenberg. „Fernblick und Gipfel" sind seine Kleinodien. Fast ein jedes seiner hier gezeigten Gedichte spricht eines Dichters Sprache, den man sich merken wird. Aber die anderen: Richard Scheid, Heinrich Lautensack, Hermann Efwein, Wilhelm Michel! Alle sind sie begabt, keiner echt. Jeder schneidet Grimassen, jeder posiert krampfhaft. Keine Zeile schwingt ehrlich aus. Sie mühen sich alle, winden sich, schrauben ihre Stimmen. Wenn sie sich nicht bald zusammenraffen, versäumen sie ihr Wachstum. Und Wilhelm von Scholz, den wir schon von mancher Seite, meist gewinnend, schauten, befindet sich an einem gefährlichen Wendepunkte. Er hat die Wahl, den steilen Pfad zur großen Kunst zu steigen, den er würdig ist, zu betreten, oder sich in die Irrgänge einer Künstelei der unklaren Gedanken zu schleichen, wo schon mancher elend verkam. Rilke ging durch diese Schattengehege. Er wagte alles. Er gewann. Den Tau von jenen tropischen, unheimlichen Gesträuchern in den jugendlichen Haaren, kam er verwirrt ins Licht. Scholz säumt noch an den ersten Stauden. Er lasse sich warnen. Seinen eigenen Ton — er hat ihn in der Brust — reifen lassen, ist ziemlicher und verheißender. Wir sehen es an den „Blättern für die Kunst" (Neueste Folge, 1901), wie schädlich Hokuspokus und Geheimbündelei auf die Dauer an jungen, des Widerstandes sich begebenden Talenten wirkt.

Mähr.-Weisskirchen. *Dr. Richard Schaukal.*

Litteraturwissenschaftliches.

Moderne Essais von Max Messer. Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1901. 279 S. gr. 8°. 6 M.

Dieses Buch fordert weniger durch seinen Inhalt, als durch seine Form die Kritik heraus. Zum ersten: die Bezeichnung „Essai" wird hier für allerhand kleines Gebrösel mißbraucht, das unter dem Strich von Tageszeitungen oder in Zeitschriften erschienen ist. Der Essai ist aber eine Kunstform, die Pflege und Durchbildung verlangt, er ist gleichsam die Sonate auf dem Gebiete der litterarischen Kritik und erfordert ein gewisses Maß von Breite und Tiefe. Herman Grimm, Erich Schmidt, Wilhelm Weigand, Ellen Key u. a. von Zeitgenossen sind Meister dieser Form; die kleinen, zum Teil recht winzigen Feuilletons, die Max Messer so benennt, haben keinen Anspruch darauf, für Essais zu gelten. Zum andern: ein großer Teil der Artikel trägt stolz den Namen moderner Autoren: „Torresani", „Ricarda Huch", „Jonas Lie" u. s. w. Es sind aber keineswegs Charakteristiken dieser Schriftsteller, sondern jeweils Besprechungen eines einzelnen Buches, die manchmal fast nur aus Inhaltsangaben und Citaten bestehen, obendrein ganz in der Fassung ihres ersten Erscheinens abgedruckt mit allen Zufälligkeiten des Tages und mit Wiederholungen an verschiedenen Stellen. Dazu bemerkt das Vorwort bescheiden: „Indem ich meine litterarischen Essais den Freunden gesammelt darbiete... glaube ich etwas zu vollbringen, was in unserer Zeit der bekannten Skepsis und Gefühlsmüdigkeit des Dankes wert ist. Ich habe diese Essais in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt. So bieten sie ein Bild der Entwicklung des Autors u. s. w." Da Max Messer das 25. Lebensjahr noch nicht lange überschritten hat, erstreckt sich dieser Entwicklungsgang seiner Person, für den er ein derart reges Interesse voraussetzt, auf ganze fünf Jahre. Dieses Wichtignehmen der eigenen Person muß notwendig erheiternd wirken, denn den Lesern, die sich etwa aus solchen „Essais" über moderne Litteratur unterrichten wollen, ist der „Entwicklungsgang" des Kritikers selber — wenn es sich nicht gerade um eine bekannte, schon lange im Treffen stehende Persönlichkeit handelt — ungemein schnuppe. Aber ich muß leider auch bestreiten, daß sich ein solcher Entwicklungsgang in dieser bunt gemusterten Reihe von Tageskritiken überhaupt wahrnehmen läßt, dazu sind sie viel zu ungleichartig und zufallsmäßig: Glossen über die Dürre und die Sandrock stehen neben einer Besprechung von Ricarda Huchs „Ludolf Ursleu", auf eine Analyse von Jacobowskis „Loki" folgt ein Plauderfeuilleton über den „Münchener" von heute, auf eine Kritik von Helene Böhlaus „Halbtier" ein vereinzelter Bericht über eine berliner Kunstausstellung u. s. w. Kleine Kritiken und Studien, die man in Journalen, frisch von der Feder weg, recht anziehend finden und gerne lesen mag, nehmen sich eben so dürftig als anspruchsvoll aus, wenn sie, mit solcher „Andacht zum Kleinen" präpariert, dem Herbarium eines Buches einverleibt werden. Max Messer ist ohne Zweifel für seine Jahre ein geschmackoller und stilgewandter Kritiker, aber er ist doch nur einer unter hundert, und wenn alle die vielen, die bei uns litterarische und Theaterfeuilletons schreiben, ihre Schreibtischarbeiten so zärtlich lieben und „den Freunden gesammelt darbieten" wollten, könnte man sich eine nette Bibliothek davon anlegen. Wenn es älteren, geachteten Kritikern wie Speidel, Mauthner, H. und J. Hart und anderen nicht in den Sinn kommt, ihre ungezählten Feuilletons in Bände zu stopfen, sollte es jungen und noch wenig bekannten Autoren schon die Bescheidenheit verbieten, ihre kleinen Erstlingsarbeiten solcher Verewigung für wert zu finden. Daß das Buch im einzelnen manches gute Wort und feine Urteil enthält, kann an seiner penetranten Ueberflüssigkeit leider nichts ändern. Und weil diese leidige Methode, aus Artikeln über Bücher wieder neue Bücher zu machen, immer weiter wuchert, sollte sie einmal nachdrücklicher und mit mehr Aufwand an Worten zurückgewiesen werden, als der an sich ziemlich harmlose Gegenstand es sonst verdient hätte.

J. E.

La méthode scientifique de l'histoire littéraire par G. Renard. Paris, Felix Alcan. 1900. 500 p., gr. 8°. pr. 10 Fr.

„Der Philosoph, der tritt herein Und beweist euch, es müßt' so sein." Mit diesem Gefühl legt man den starken Band fort, nachdem man sich mühsam durch seine Rhetorik hindurchgearbeitet hat. Man empfindet keine Lust zu widersprechen; denn das Gesagte ist entweder richtig, nur zu richtig, oder gehört jener Gattung von Behauptungen an, über die ein Streit durchaus unfruchtbar ist. Beispiel: Auf einen Autor können Dinge einwirken a) die außer ihm, b) die in ihm sind, d. h. sie sind a) physiologisch oder psychologisch b) kosmisch oder sozial. Oder: Bei der sogenannten inneren Analyse eines litterarischen Erzeugnisses solle man u. a. prüfen seine qualités sensorielles; d. h. man solle feststellen, was der Autor für Farben, Gerüche, Umrisse, Geräusche liebt u. s. f. Und all dies mit einem ungeheuerlichen Wortreichtum dargestellt: „Manchmal begegnet es bei der Aufführung einer Kantate durch eine musikalische Gesellschaft, daß die Sänger, Baß, Baryton, Tenor, sich im Hintergrunde des Theaters aufstellen und gedämpft einen machtvollen Chor bilden, während im Vordergrund der Szene, im vollen Lichte, eine Primadonna steht; sie singt, und ihre Stimme beherrscht alle anderen, ohne jedoch aufzuhören, mit ihnen in Harmonie zu bleiben. Das muß die Rolle der Litteratur in einer Geschichte sein, die ihr gewidmet ist; ihr, ohne jeden Widerspruch, gebührt der Ehrenplatz; aber um sie herum, im Mittelgrunde, müssen sich harmonisch die anderen Teile der Gesellschaft gruppieren, die begleiten, unterstützen und hervorheben den Gesang der abgelouchtet stehenden Person." All diese Worte, um auszudrücken, daß wenn jemand eine Litteraturgeschichte schreibt, er auch von der Litteratur einer Epoche wirklich reden soll und sie nicht unter übertrieben ausgedehnten Schilderungen der sozialen, rechtlichen, religiösen u. s. f. Zustände der Epoche ersticken

Digitized by Google

soll! Der Verfasser widmet das aus Vorlesungen an der Universität entstandene Buch seinen einstigen Schülern — dadurch werden sie freilich keine Weber werden.

Weimar. *Erich Meyer.*

Les Romanciers anglais contemporains. Par Y. Blaze de Bury. Paris, Perrin & Cie. 1900. 245 S.

Bei Heine fand ich zufällig unter den „Gedanken und Einfällen" folgende litterarische Notiz: „Blaze de Bury*) beobachtet die kleinen Schriftsteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas." Für die Verfasserin dieser Studien über zeitgenössische englische Romanschreiber trifft dies teilweise zu. Schlimmer ist, daß sie ihre Bewertung meist nur auf zwei Bücher stützt. In der Auswahl der Romane ist einiges Geschick bekundet, aber die Analysen sind oft, trotz der Ausführlichkeit, irreleitend. Man kann nicht George Moores (der im übrigen erfreulich hochgeschätzt wird) Charakterbild entwerfen, wenn man nur Celibates und Evelyn Innes berücksichtigt. Und das gilt für alle. Die Aufsätze sind, scheint es, aus Zeitungsartikeln hervorgegangen und für die Buchausgabe ein wenig zugestutzt worden. Das ist immer eine heikle Sache, die in den seltensten Fällen glückt. Ich finde: Y. Blaze de Bury kann dem Kenner wenig sagen, dem Unkundigen wahrscheinlich noch weniger. Nur insofern kann ihre Sammlung Gutes stiften, als sie die Zweifler und hochmütigen Verächter überzeugen muß, daß die englische Romanlitteratur der Gegenwart einige Namen ins Treffen zu führen hat, die es getrost mit Vertretern anderer Völker aufnehmen können. Die weit beliebte Geringschätzung der englischen Litteratur im Gegensatz zur französischen, die bei uns in den Himmel gehoben wird, entspringt meist absoluter Unkenntnis.

Berlin. *Max Meyerfeld.*

Letteratura italiana dalle origini al 1748. Da Cesare Fenini. 5a edizione compiutamente rifatta dal professore Vittorio Ferrari. Milano, Ulrico Hoepli, 1900.

Italienische Litteraturgeschichte von Dr. Karl Voßler (Privatdozent der romanischen Philologie an der Universität Heidelberg). Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1900. M. 0,80.

Das erste der genannten Werkchen giebt eine gedrängte Uebersicht über die Entwickelung der italienischen Litteratur bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, also bis zur Zeit, wo mit der Befreiung vom spanischen Joch infolge des Friedens von Aachen auch eine neue Periode des geistigen Lebens für das schöne, unglückliche Land anbrach. Es konnte dem Verfasser natürlich nur darauf ankommen, die Hauptperioden und deren Hauptvertreter in kurzen Strichen zu charakterisieren; alles Eingehen auf Einzelheiten verbot sich von selbst. So leidet das Buch an dem unvermeidlichen Fehler aller solcher kurzen Abrisse, daß es teils zu wenig, teils zu viel bietet. Aber es erfüllt seinen Zweck vollständig, einen allgemeinen Ueberblick über die italienische Litteraturgeschichte zu geben, zumal es in einer klaren, leicht verständlichen und doch gedankenreichen Sprache geschrieben ist.

Noch kürzer und gedrängter ist die zweite Schrift gehalten, die auf 157 Seiten kleinsten Formats einen Ueberblick über die gesamte italienische Litteratur von den Anfängen bis zur Gegenwart geben will. Der Verfasser mußte daher sein Hauptaugenmerk auf die Charakterisierung der Hauptrichtungen und ihrer hervorragendsten Vertreter richten. Wie alle Bändchen der Sammlung Göschen verfolgt die kleine Schrift vor allem praktische Zwecke: sie will das Interesse an der italienischen Litteratur, die in der Gegenwart wieder eine ganze Reihe berühmter Namen aufweist, in weiteren Kreisen verbreiten und zum Verständnis ihres Werdeganges beitragen.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Jakob Casanova von Seingalt. Sein Leben und seine Werke. Nebst Casanovas Tragikomödie „Das Polemoskop". Von Viktor Ottmann. (Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen; Jahrespublikation 1900.) 192 S. Lex.

Merkwürdiger Weise ist über den berühmten Abenteurer bisher wenig veröffentlicht worden. Die erste Ausgabe der Memoiren Casanovas erschien deutsch 1822 bis 1828, zwölfbändig, bei Brockhaus in Leipzig, eine vollständigere ebenda in französischer Sprache 1826 bis 1838. Die Memoiren erregten ungeheures Aufsehen, so daß Professor F. W. Barthold*s* gelehrte und weitschweifige Untersuchung über die „geschichtlichen Persönlichkeiten in Casanovas Memoiren" (Berlin 1846) begreiflich erschien, aber trotzdem nicht viel Nachfrage fand. Daß im waldsteinschen Schlosse zu Dux noch eine umfangreiche litterarische Hinterlassenschaft Casanovas lagerte, war durch die Aufzeichnungen des Prinzen von Ligne bekannt geworden. Doch die Grafen von Waldstein hüteten diesen Schatz ängstlich. Erst Anfang der Siebzigerjahre gelang es dem Romanschriftsteller Julius Gundling (Lucian Herbert), Einblick in die Papiere des Abenteurers zu erhalten. Er berichtet darüber im Vorwort zu seinem ziemlich thörichten Roman „Casanova" (Jena 1874) in äußerst oberflächlicher Weise. Zehn Jahre später sondierten Bernhard Marr und Antonio Ive die interessantesten Briefe aus dem Nachlaß Casanovas; einige wurden in der „Nuova Antologia" veröffentlicht — mit dem übrigen Material verschwand Herr Ive, unbekannt wohin. Mehr Glück hatten die Herren Charles Henry, Gustave Kahn und E. J. Meier; aber auch sie vermochten nur vereinzelte Bruchstücke zu publizieren — eine Sichtung des Nachlasses blieb ihnen gleichfalls versagt.

Um so gespannter sahen die Bibliophilen der ottmannschen Publikation entgegen. Sie hält leider nicht völlig, was man erwartet hat. Herr Ottmann gehört zu den wenigen, denen es, Dank dem Entgegenkommen des Grafen Georg Waldstein, vergönnt worden ist, einen tieferen Einblick in die ungeheure Masse der Schriftstücke zu thun, die der berühmte und berüchtigte Venetianer hinterlassen hat. Aber mit Ausnahme der dreiaktigen Komödie „Das Polemoskop", die Ottmann nach der Originalhandschrift recht gut verdeutscht hat, die indessen nur ein gewisses kuriositätsinteresse gewährt (I. Sp. 399), bietet er nicht viel Neues und Unbekanntes. Er beschreibt noch kurz einige andere Manuskripte und erzählt von den höchst bemerkenswerten Briefen eines Raunitz, Zinzendorf, Brühl, Lamberg, Elisa v. d. Recke, Gräfin Clementine Pückler u. a., ohne uns jedoch zu verraten, worin das Bemerkenswerte dieser Korrespondenz besteht. Mir scheint, es wäre besser gewesen, Ottmann hätte den biographischen Teil seines Buches etwas mehr beschränkt und uns dafür lieber die interessantesten Briefe aus dem Nachlaß Casanovas oder eine der noch unveröffentlichten Abhandlungen über die Männer der Revolution, über Voltaire, über Polen und Benedig mitgeteilt. Die Lektüre des Buches macht neugierig, aber befriedigt nicht durchaus. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Publikation nicht auch mancherlei Wissenswertes bietet. Dazu gehört vor allem die Bibliographie, die nahezu vollständig sein dürfte. Dem Wunsche Ottmanns, daß die Firma Brockhaus, in deren Besitz sich die Handschrift der Memoiren befindet, eine authentische Ausgabe davon veranstalten möge, kann man sich nur lebhaft anschließen.

Das Buch ist mit großem Geschmack ausgestattet. Einbandschmuck, Signet und Exlibris entwarf Hermann Hirzel; das Papier ist Bütten. —r.

*) Gemeint ist hier der Vater der Verfasserin, Henri Blaze de Bury (1813—1888), der Urheber einer vielfach aufgelegten französischen Faustübersetzung und des Buches „Ecrivains et poètes d'Allemagne" (1846), auf das sich Heines Notiz bezieht. Seit 1834 war er ständiger Mitarbeiter der „Revue des d. M.", deren Begründer Buloz, sein Schwager, war. Von seiner Tochter, deren jüngstes Buch oben besprochen wird, erschien schon früher ein von der Akademie preisgekröntes Werk über Anna Boleyn und ein Band „Profils shakesperiens" (1891). D. Red.

Digitized by Google

Connaissances nécessaires à un bibliophile, accompagnées de Notes critiques et des Documents bibliographiques. Recueillis et publiés par Edouard Rouveyre. Paris, Edouard Rouveyre, 76 Rue de Seine.

Die Umfrage des „Litterarischen Echos“ über die meistgelesenen Bücher hat in der Presse viel von sich reden gemacht, und es ist namentlich mit starker Betonung darauf hingewiesen worden, wie schwach die Nachfrage nach den besten Autoren in den Leihbibliotheken ist. Heyse kommt in der ganzen Liste nur einmal vor, Keller gar nicht. Indessen neben den melancholischen Folgerungen, die man an das Fehlen dieser und anderer guter Namen knüpfen kann, ist auch eine günstige Seite damit verbunden. Es werden doch jetzt weit mehr Bücher bei uns gekauft, als in früheren Jahren, und gerade jene Autoren, bei denen man sich nicht mit dem einmaligen raschen Durchfliegen begnügen will, sind jetzt in manchem kleinen Hausstand zu finden. Ganz zu schweigen von der Wirkung, die die reclamische Sammlung durch ihre billigen Preise ausgeübt, indem sie die Freude am Buchbesitz in die Kreise der ganz wenig Besitzenden getragen hat. Nicht nur daß das Erwerben von Büchern sich veralgemeinert, auch die künstlerische Ausstattung, die Wege des Buches, sein Aeußeres wird neben dem Inneren jetzt mehr beachtet. Die Zahl der Bibliophilen in Deutschland ist in den letzten Jahrzehnten sicher bedeutend gewachsen, und es werden auch bei uns jetzt sehr stattliche und kostbare Bücher hergestellt. Ist doch sogar eine eigene Zeitschrift für Bücherfreunde bei uns vorhanden.

Ein Buch, in dem der Bibliophile reiche Anregung und viele nützliche Lehren finden wird, ist im vorigen Jahre in Paris erschienen. Es betitelt sich „Connaissances nécessaires à un bibliophile“ und ist von dem Buchhändler und Verleger Edouard Rouveyre verfaßt. In den zehn Bänden ist eine erstaunliche Fülle von Material aus der Geschichte des Buches, des Buchbindandes, der Bücherbehälter u. s. w. enthalten, und die zahlreichen Abbildungen bringen die Entwickelung des Buches von den Papyrusseiten an zur Anschauung. Die erste Ausgabe des rouveyreschen Werkes erschien 1877 klein Oktav 78 Seiten stark, die zweite 1878 in 119 Seiten, die dritte 1880 200 Seiten, die vierte 1883 zwei Bände, 200 und 192 Seiten stark; jetzt sind es, wie gesagt, zehn Bände geworden. Von den Abbildungen sind besonders die der Ex libris-Zeichen und der Buchein bände lehrreich. Bei letzteren lernen wir die Wappen und Zeichen zahlreicher berühmter Franzosen kennen. Vom Format der Bücher und der Schwierigkeit, dieses zu bestimmen, da heute das Papier nicht mehr einheitlich ist, von den Feinden der Bücher, den Menschen besonders, die sie in vielfacher Hinsicht schädigen, dem Staub, den Insekten, dem äußeren und dem inneren Schmuck der Bücher plaudert der gelehrte Verfasser in anregender, durch viele Citate gewürzter Weise. Allerdings behandelt Rouveyre vorwiegend französische Bücher — nur auch der Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der ihr unmittelbar folgenden auch deutsche — dennoch ist sein Buch auch für deutsche Leser interessant und lehrreich.

Frankfurt a. M. *Sigmund Schott.*

Verschiedenes.

Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwicklungsgeschichte der Liebe. Von Wilhelm Bölsche. 2. Folge. Mit Buchschmuck von Müller-Schönefeld. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig. 1900. M. 5,— (6,—).

Eine Physiologie der Liebe und des Liebeslebens, die einem zehnmal lieber sein muß, als der ganze Mantegazza mit seinem schönthuerischen, fletzenden Phrasenfett. Die ersteren Vorzüge des Werkes sind ein reiches und vielseitiges Wissen, eine tüchtige und umfassende Ueberschicht über das einschlägige Gebiet der Wissenschaft von der Entwickelung der Erdorganismen. Dazu ist der oft recht heikle Stoff vorgetragen mit einem herzhaften, echt germanischen Humor und nicht ohne ein anmutiges Kolorit, das namentlich im Landschaftlichen und in der Naturstimmung seine Vorzüge bethätigt und wie es nur jemand vermag, der eine lyrische Ader hat. Daß Bölsche manche Neigung zur Weitschweifigkeit zeigt, wird man ihm um solcher Vorzüge willen hingehen lassen. Wielleicht hat trotzdem, alles in allem, mit diesem Werk ein Deutscher die beste bis dahin vorhandene moderne Physiologie und Entwicklungsgeschichte, den besten modernen „Roman“ der Liebe geschrieben. — Von allen Publizisten aus der häckelschen Schule ist mir Bölsche der sympathischste. In mancher Hinsicht ist er mir sogar lieber wie sein Meister und Lehrer selbst, dessen schrofferes und einseitigeres Temperament, dessen Kämpfersinn, so sehr man seine Vorzüge wird anerkennen müssen, doch da, wo er, über seine Spezialwissenschaft hinausgehend, sich kritisch auf andere Gebiete begiebt, oft genug das historische Billigkeitsgefühl verliert, und dessen Monismus, wie sein letztes Werk „Die Welträtsel“, erst kürzlich wieder zeigte, noch viel zu sehr nur erst ein mechanistisch-materialistischer ist, als daß er eigentlich rechtens schon die Bezeichnung Monismus verdiente. Diese Fehler mögen bei Häckel auf Tugenden des großen Biologen beruhen. Doch, wenn es nun mit Ernst, die Anregungen zum Aufbau einer wahren und umfassenden Weltanschauung des Monismus, die er bei uns in Deutschland zum ersten Mal nach der Periode der materialistischen Papularphilosophie gab, zu fördern, so hat Bölsche z. B. bereits einen guten Schritt über seinen Lehrer hinausgethan und ist nur ein Teil monistischer — etwa im whitmanschen Sinne, denn Whitman ist bis jetzt der einzige wahrhafte Monist der modernen Kulturwelt — als Häckel, eine so weit überragende Persönlichkeit der alte jenenser Meister, auch als Publizist, sonst auch immer sein mag und so sehr dem tüchtigen und schätzenswerten Bölsche ein solcher Vorzug auch immer abgehen mag.

Berlin. *Johannes Schlaf.*

I Figli della Gloria. Da Adolfo Padovan. Milano, Ulrico Hoepli. 1901. 452 S.

Das Genie — reinste, unmittelbarste Manifestation der Gottheit — ist für Padovan nicht eine Art von Epilepsie noch sonst irgendwie „pathologisch“, wie Lombroso und seine Schule behaupten, sondern einfach enstanden unter der physiologischen Bedingung einer außerordentlichen, ungewöhnlichen Empfindlichkeit des Nervensystems. Wie durch die ungewöhnliche Entwicklung der Muskeln die physische Kraft des Athleten motiviert ist, so die Stärke der Intelligenz aus dem außerordentlich entwickelten Nervensystem. Nicht Ursachen, sondern Folgen — etwa besonderer Ueberanstrengung der Nerven — sind Anomalieen bei genialen Naturen; trotz aller sophistischen Untersuchungen werden die Lombrosianer bei Galilei, bei Michelangelo, bei Lionardo da Vinci, bei Voltaire, Machiavelli, Darwin, Verdi nichts Pathologisches finden können. Diese Polemik gegen Lombroso bildet das Schlußkapitel des sehr anziehend geschriebenen Buches, das — trotz hier und da entbehrlicher Rhetorik — uns dauernd zu fesseln weiß.

Unter den Genies stellt Padovan die Männer der Wissenschaft am höchsten, weil sie Schöpfer neuer Systeme, Entdecker noch verborgener Naturkräfte und Gesetze waren. Galilei hat er als Vertreter gewählt. Die einzigen, die groß als Künstler und Dichter, zugleich Forscher auf wissenschaftlichem Gebiet waren, sind ihm Goethe und Lionardo. Unter den Künsten steht die Musik am höchsten: schön ist der Hymnus auf Beethoven, bewundernswert die Verherrlichung der Musik in Worten. Dante ist ihm der Größte unter den Dichtern, der alle Tugenden und Laster der Menschheit in seine Vision zu bannen vermochte, Michelangelo der Gewaltigste unter den bildenden Künstlern. Sein „Jüngstes Gericht“ trägt am deutlichsten den Stempel seines Geistes. Eroberer und Feldherren, selbst die Modernen, sind ihm

Digitized by Google

noch Vertreter alter Barbarei, bewundernswert die Schnellkraft ihres Geistes: Alexander, Hannibal, Napoleon, Friedrich den Großen, Moltke schildert er mit anschaulicher Lebendigkeit als Schlachtenlenker im Moment wichtigster Entscheidung. Neugier oder Wissensdrang treibt Entdecker, wie Columbus, Erforscher, wie Nansen, allen Mühen und Gefahren zum Trotz, das Ziel, das ihr ahnender Geist sich vorsteckte, zu erreichen. Der Prophet kennt die Leiden und Wünsche seines Volkes, er zeichnet ihnen die Lebensführung vor, verheißt als Belohnung ein Paradies voll ewiger Wonnen, wie Mohamed es that, nach hartem, entbehrungsvollem Leben, oder ein Nirwana, wie es Buddha vorschwebte, als Ort der Ruhe, des Vergessens, nachdem er selbst die Nichtigkeit und Vergänglichkeit irdischer Genüsse an sich erfahren hatte.

Strassburg i. E. *B. Jacobson.*

L'Ideazione Geniale. Un esempio: Auguste Comte. Da Antonio Renda. Torino, Fratelli Bocca. 1900. 160 p. 5 l.

„Die Ideenbildung beim Genie", deren Natur der Verfasser, einer der begabtesten Schüler Lombrosos, an dem Beispiele Auguste Comtes aufzeigen will, wird sehr verschiedene Beurteilung finden, je nachdem man der lombrososchen Lehre vom ursächlichen Zusammenhange zwischen Geisteskrankheit und Genius zustimmt oder widerspricht. Einen Beweis für die Richtigkeit der Lehre hat nach unserer Ansicht auch der kenntnisreiche und gewissenhafte Verfasser der „Anomalieen Skalpereinicht erbracht, obwohl er seine Arbeit als einen „experimentellen Sonderbeitrag zur Untersuchung der Natur des Genies" bezeichnet und die nach seiner Meinung wichtigste Frage zu lösen unternommen hat: nach dem „Wesen der Beziehungen zwischen der Neurose des Genies und der Konzeption des Geisteswerkes". Im ersten Teile sucht er eine Lösung des Problems anzubahnen oder wenigstens eine hinreichend klare Formulierung des Problems herbeizuführen, „das die Thätigkeitsweise des pathologischen Organismus des Genies angeht". Im zweiten Teile will er an dem Beispiele des extravaganten Verfassers des „Système de politique positive" geradezu „den ursächlichen Zusammenhang zwischen der Neurose und der Ideenbildung beim Genie aufzeigen". Unter Anschluß an die lombrososche Ansicht, daß die ohne Wahl und Willen vor sich gehende Bildung der Vorstellungen und Ideen im Geiste des Genies auf dieselbe Stufe zu stellen sei, wie die durch Außerkraftsetzen der hemmenden Verstandeskräfte zu erklärenden Erscheinungen der Epilepsie und die Halluzinationen, will Renda nachweisen, daß sowohl die genialen Gedanken wie die seltsamen Utopieen des comtischen Hauptwerkes auf die geistige Störung zurückzuführen seien, die ihn zuerst 1826 in die maison de santé, dann 1845 im Zusammenhange mit seiner Leidenschaft für Clotilde de Baux zu einer neuen Krisis geführt haben.

Eingeleitet wird die rendasche Arbeit durch eine historisch wertvolle Abhandlung Lombrosos: „Die Fortschritte der Studien über die Seelenstörung beim Genie". Er weist darin mit großer Befriedigung auf die Beweise der Lebensfähigkeit und Fruchtbarkeit seiner Theorie hin, die in den zahlreichen neuen psychologischen Sezierungen liegen, die mit den geistigen Größen vorgenommen worden sind: so mit Schopenhauer und Goethe (durch Möbius), mit William Cowper und Charles Lamb (durch Winslow), mit Alexander d. Gr. (durch Graffo), mit der Mathematikerin Gaëtana Agnesi (durch Amati), mit Leopardi (durch Sergi und Patrizi), mit Richard Wagner (durch Koncorni), mit Goldoni, Savonarola, Helmholtz, Manzoni u. v. a. — Eingeschoben ist zwischen den ersten und zweiten Teil eine Kritik des Werkes G. Bovios „Il Genio", dessen gewichtige Angriffe auf die lombrososche Theorie und die anthropologische Schule als unwirksam bezeichnet werden.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Der neue Brockhaus. Ueber hundert Jahre ist es her, seitdem das Konversationslexikon von Brockhaus zum ersten Mal erschien: nun stellt es sich in vierzehnter Auflage ein, und es wäre wohl von Reiz, einmal den Ur-Brockhaus von 1796 mit seinem Ur-Urenkel von 1901 zu vergleichen, um sich schwarz auf weiß den ungeheuren Wissensfortschritt eines Jahrhunderts zu vergegenwärtigen. Aber — lieber Gott, wer hat dazu die Zeit? Die Zeit ist immer rarer geworden seither, und in dem Maße als das Bedürfnis nach Zeitersparnis in den gebetzten Menschen wuchs, stieg auch das Bedürfnis nach dem Konversationslexikon, diesem alleswissenden Hausorakel, das längst ein Kulturträger ersten Ranges geworden ist und täglich ungezählte Aufschlüsse und Anregungen austeilt. Was uns hier an Thatsachen und Ergebnissen in die knappste Form destilliert geboten wird, hat das mühevolle Lebenswerk ganzer Forscher-Generationen zur Voraussetzung. Um einen einzigen dieser siebzehn Tausendseitenbände zu füllen, war die oft jahrhundertlange Denkarbeit zahlloser Intelligenzen nötig. Und so ist uns das Konversationslexikon mehr als ein bloßes Sammelbecken von Wissensstoff, mehr als eine Rüstkammer geistiger Waffen, sondern durch die Eigenart seines allmählichen Werdens und Wachsens, durch den komplizierten Kristallisationsprozeß seiner Entstehung erscheint es uns als ein lebendiger Organismus, als Blüte und Frucht unserer fortschreitenden Entwicklung. Es läßt uns gleichsam die reichen Zinsen aller der Wissensschätze erst genießen, die in Jahrtausenden der Wahrheitsdrang der Menschheit zutage gefördert und aufgespeichert hat.

Diese tiefgreifende Bedeutung des Konversationslexikons und seine Mission als Lichtspender für weite Volkskreise ist ja bekannt genug und von niemand bestritten, aber die neue Ausgabe des ältesten unter den heute verbreiteten Sammelwerken dieser Art darf wohl Veranlassung sein, darauf wieder mit Nachdruck hinzuweisen. Ueber die Vortrefflichkeit des brockhausschen Lexikons im besonderen ein Wort zu verlieren, hieße Wasser ins Meer schöpfen. Da es sich um eine revidierte Neuauflage handelt, versteht es sich bei der peinlichen Gewissenhaftigkeit der Verlagsanstalt von selbst, daß in den einzelnen Artikeln alles berücksichtigt worden ist, was die letzten Jahre nachzutragen gaben. In den beiden bisher vorliegenden Bänden ließ sich dies an zahlreichen Stichproben feststellen: um es nur beiläufig zu erwähnen, daß etwa der Tod von Jules Barbier, der im Januar, oder der des Historikers Karl Biedermann, der im März dieses Jahres erfolgte, schon verzeichnet sind. In der Bibliographie findet man überall die einschlägige Litteratur bis auf die jüngste Zeit ergänzt. Daß eine ganze Reihe neuer Artikel aufgenommen werden mußte, ist in unserer rasch fortschreitenden Zeit selbstverständlich. Wie wäre es nun, wenn man sich auch zu dem Weglassen überflüssiger oder veralteter Artikel entschlösse, um das bedrohliche Anschwellen des Gesamtwerkes einigermaßen aufzuhalten? Beim Durchgehen der beiden Bände hatte ich den Eindruck, daß noch so manches Ballast aus früherer Zeit mitgeschleppt wird, den man resolut über Bord werfen dürfte. Den seligen Hans Aßmann von Abschaz z. B., der ein unbedeutender Versemacher des siebzehnten Jahrhunderts war, würde hier sicher so wenig jemand vermissen wie die umschweifige Definition des Begriffes „Anmut" oder die Geschäftschronik des „Algemeen Handelsblad" in Amsterdam. Oder wenn nicht ganz kassiert, so verdienten doch manche Artikel kräftig gekürzt zu werden, schon um der Proportion willen. Es stimmt schlecht zusammen, wenn der ganze D'Annunzio auf 15 Zeilen erledigt wird, während etwa der nordamerikanischen Jugendschriftstellerin Louise Alcott mehr als das Doppelte zukommt. Im Ausscheiden und Ausgleichen dürfte die Leitung des Redaktionsstabes noch manches derart zu thun finden, auch im Entfernen gewisser Ungleichheiten der Behandlung. Bei den meisten Schriftstellern wird ein kurzes und treffendes Wort der litterarischen Charakteristik gegeben, bei manchen aber

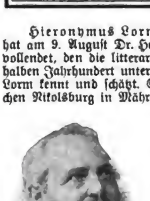
Digitized by Google

fehlt es ganz, so bei dem schon genannten D'Annunzio, bei Jean Ricard, bei Aretino. Bei den meisten Fremdnamen findet man die Betonung verzeichnet, aber nicht bei allen, so etwa bei Aben oder Adua. Fremdsprachige Buchertitel, soweit sie nicht Weltsprachen angehören, müßten verdeutscht werden. Daß unter den aufgenommenen zeitgenössischen Persönlichkeiten der Eingeline diese und jene Lücke finden wird, ist nicht zu vermeiden, da eine feste Grenze für die Aufnahmefähigkeit nicht besteht. So habe ich persönlich den französischen Schauspieldirektor Antoine, den Gründer des Théâtre Libre und verdienten Vermittler deutscher Bühnendichtung, den kürzlich verstorbenen Kunsthistoriker Adolf Bayersdorfer und den Mathematiker Ernst Bardey vermißt. Wie die moderne deutsche Litteratur berücksichtigt wurde, läßt sich noch nicht übersehen, da bei den dahin gehörigen Namen durchweg der Vermerk steht: „siehe Band 17“, bis zu dessen Erscheinen noch zwei Jahre vergehen werden. Dagegen darf erwähnt werden, daß der Titel „Australische Litteratur“ nicht vorhanden ist, obwohl Australien eine ziemlich reichhaltige einheimische, moderne Litteratur besitzt.

Solche kleine Einwendungen können dem unerschöpflichen Reichtum des großen Werkes und der Bewunderung für den erreichten Grad der Vollendung keinen Eintrag thun: sie haben mehr den Zweck, zu zeigen, daß auch dem willig gespendeten Lob nicht bloß ein flüchtiges Anblättern zugrunde liegt. Ein besonderes Wort des Ruhmes verdient die neue Ausstattung, die in ihrer reichen Einfachheit — graugrüne Leinwanddecke mit glattem, starkem, schwarzem Lederrücken und maßvoll gepreßter Goldpressung — wohlthuend geschmackvoll wirkt. *E.*

Nachrichten

Hieronymus Lorm. Sein achtzigstes Lebensjahr hat am 9. August Dr. Heinrich Landesmann in Brünn vollendet, den die litterarische Welt seit mehr als einem halben Jahrhundert unter dem Autornamen Hieronymus Lorm kennt und schätzt. Sein Geburtsort ist das Städtchen Nikolsburg in Mähren, das in der Geschichte als Ort des Präliminarfriedens von 1866 und in der Litteraturgeschichte schon als Geburtsstätte Josephs von Sonnenfels seinen Platz hat. Der von Geburt an leidende Knabe erhielt in Wien seine Schulbildung, wurde aber durch eine plötzliche Lähmung in seinen Studien gehemmt: mit fünfzehn Jahren verlor er das Gehör und teilweise das Gesicht, das er später vollends einbüßte. In all den Jahren seither steht er mit der Außenwelt nur dadurch in Verbindung, daß er sich von seiner Umgebung die einzelnen Worte in die Handfläche schreiben läßt. Das körperliche Unglück hat seinen stets regen Schaffensdrang nicht ersticken können. Sein erstes poetisches Werk „Abdul“, eine Bearbeitung der mohammedanischen Faustsage, erschien 1843, ein kritisch-politisches Buch „Wiens poetische Schwingen und Federn“ folgte 1846 und nötigte den Verfasser, wegen der darin enthaltenen Angriffe auf das System Metternich nach Berlin zu flüchten und fortan unter einem Pseudonym zu schreiben. Zahlreiche Romane und kleinere Erzählungen gingen aus seiner Werkstatt hervor, die er mit seiner



Hieronymus Lorm.

Verheiratung 1856 nach Baden bei Wien, 1873 nach Dresden und zuletzt 1892 nach Brünn verlegte. Eine Gesamtausgabe seiner Gedichte, denen eine ausgeprägt pessimistische Weltanschauung zugrunde liegt, erschien 1880. Eine Anzahl philosophisch-kritischer Schriften, so besonders das 1894 erschienene Werk „Der grundlose Optimismus“, zeigt ihn als scharfen Denker und Weltbetrachter.

* * *

Totenschau. Am 27. Juli † in Bonn der Schriftsteller Ernst Muellenbach im Alter von 39 Jahren. Muellenbach, der anfangs unter dem Pseudonym Ernst Lenbach schrieb, hat eine ganze Reihe von Romanen und Novellen verfaßt, deren Handlung oft die Stadt Köln, den Geburtsort des Verstorbenen, zum Hintergrunde hat. („Altrheinische Geschichten“, „Die Siebolds von Lyskirchen“, „Der Klausner von Hemberg“ u. a.) Die in den letzten Jahren bemerkbare schöne Höherentwicklung seines fruchtbaren Talentes hat der Tod allzufrüh unterbrochen.

Der frankfurter Dialekt-Schriftsteller Johann Jakob Fries (Johann Jacobus) † am 1. August in Frankfurt a. M., 75 Jahre alt. Sein bedeutendstes Werk sind die „Humoristischen Memoiren eines alten Frankfurters“.

In der pariser Vorstadt Levallois † am 28. Juli der Dramatiker und Romanschriftsteller Paul Alexis, ein getreuer Schüler Emile Zolas. 1879 wurde sein erstes Theaterstück „Celle qu'on n'épouse pas“ auf des jüngeren Dumas Fürsprache hin im Gymnase aufgeführt. Es folgte der naturalistische Roman „La Fin de Lucie Pelligrin“, das erfolgreiche Drama „Monsieur Betsy“, der Roman „Madame Mouriot“, der als sein bester gilt, das politische Drama „Vallobra“, in dem Alexis die Gestalt Gambettas zu zeichnen sucht u. a. Alexis hat auch eine kurze Biographie Zolas herausgegeben und sich an dem von Zola, Maupassant, Huysmans u. a. veröffentlichten Novellenbande „Soirées de Médan“ beteiligt.

Auf Schloß Gargilesse † die Bühnendichterin Simone Arnaud (geb. 1850 in Limoges). Ihre Stücke „Mademoiselle de Vigeau“, „Fils de Jaël“ u. a. wurden im Odéon und in der Comédie Française aufgeführt.

Karl Nordhoff, ein angesehener, aus Westfalen stammender Journalist, † am 14. Juli in Coronado bei San Francisco im Alter von 71 Jahren. 1835 kam er mit seinen Eltern nach den Vereinigten Staaten, wo er ein bewegtes Leben führte und als Reporter und Redakteur thätig war. Er veröffentlichte viele größere Arbeiten in Zeitungen und schrieb mehrere Bücher.

* * *

Verlags-Jubiläen. Am 31. Juli feierte die Herdersche Verlagshandlung in Freiburg i. Br. das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens. Die Anstalt wurde von Bartholomäus Herder, der 1774 zu Rottweil a. N. geboren war, in Meersburg am Bodensee als ein Verlag für katholische, theologische und Erziehungslitteratur begründet. 1810 wurde das Geschäft unter der Firma „Herdersche Universitätsbuchhandlung“ nach Freiburg i. Br. verlegt, nachdem es einige Zeit in Konstanz bestanden hatte. Nach dem Tode des Gründers (1839) ging die Buchhandlung auf dessen beide Söhne Raphael und Benjamin über, von denen der erstere im Jahre 1856 ausschied. Benjamin Herder, der das Unternehmen mit unermüdlichem Eifer förderte, starb schon im Alter von fünfundvierzig Jahren und hinterließ das Geschäft seinem einzigen Sohne Hermann, der es noch heute innehat. Unter den Publikationen des Verlages nehmen die erste Stelle ein: das Kirchenlexikon von H. J. Wetzer und B. Welte, die Real-Encyklopädie der christlichen Altertümer von F. X. Kraus, die Geschichte des deutschen Volkes von Johannes Janssen, die Konziliengeschichte von Bischof Hefele, die Schriften von Alban Stolz u. a. — Die Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen beging am 1. August die Feier ihres hundertjährigen Bestehens. Der Gründer

Digitized by Google

der Firma war Jakob Christian Benjamin Mohr, der im Jahre 1801 in Frankfurt a. M. eine Verlags- und Sortimentsbuchhandlung eröffnete; 1807 siedelte diese nach Heidelberg über und wurde der Verlag der heidelberger Romantik („Des Knaben Wunderhorn" u. a. m.). Im Jahre 1880 kam der Verlag in den Alleinbesitz Paul Siebecks, des jetzigen Inhabers. — Das Bibliographische Institut in Leipzig beging in diesen Tagen das Jubiläum seines fünfundsiebzigjährigen Bestehens.

* * *

Angekündigte Bücher. Im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. werden demnächst zwei Bände „Neue Beiträge zur Biographie Ludwig Anzengrubers" von Anton Bettelheim erscheinen. — Für den Herbst kündigt der Verlag von Max Hesse in Leipzig eine neue Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken an, die von Prof. Ludwig Geiger eingeleitet werden wird und 44 Bände umfassen soll (12 M.; geb. 18 M.). — Im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig erscheint eine Gesamt-Ausgabe von Tolstois Werken, herausgegeben von Raphael Löwenfeld, und zwar in drei Serien: Sozial-ethische, theologische und dichterische Werke. Es handelt sich hier um die Fortführung der früher von Löwenfeld im Verlag von Arwed Strauch begonnenen deutschen Tolstoi-Ausgabe. — Die erste Lieferung eines „Schwäbischen Wörterbuches", das aufgrund der von Prof. Adalbert v. Keller begonnenen Sammlungen und mit Unterstützung des württembergischen Staates von Prof. Hermann Fischer bearbeitet wird, wird in Kürze fertig vorliegen.

* *

Allerlei. Prof. Dr. Ernst Elster, bisher Professor der deutschen Litteratur an der Universität Leipzig, ist an die Universität Marburg berufen worden. — Kurt Geucke hier kürzlich eingehend behandelte Tragödie „Sebastian" wird am dresdener königl. Schauspielhaus am 26. September in Szene gehen. — Von Fr. Wilh. Webers bekanntem Epos „Dreizehnlinden" ist soeben die 100. Auflage erschienen (Paderborn, F. Schöningh). — Marie von Ebner-Eschenbach hat einen neuen umfangreichen Roman beendet, der den Titel „Agave" führt und während der italienischen Renaissance spielt. — Alphonse Daudet wird eine Statue in Paris in den Champs-Elysées erhalten, die erste, die überhaupt dort gesetzt wird. Es ist davon die Rede, aus dem Champs-Elysées eine Ruhmeshalle zu machen, wo nur Schriftsteller und Künstler verewigt werden. — Jules Verne, der seinen Wohnsitz in Amiens hat, hat in jüngster Zeit vollständig sein Augenlicht eingebüßt. — Die bekannte englische Schriftstellerin Olive Schreiner, die in der Kapkolonie lebt, wurde wegen ihres Eintretens für die Buren von den Engländern zur Kriegsgefangenen gemacht.

Der Abdruck der kleinen Skizze „Dame oder Tiger?" in Heft 20, die dem Bande „Geschichten aus Sachsen-Sieben-Indien" von Eduard Alu entnommen war, macht eine kleine Nachbemerkung nötig. Der Autor sagt darin zu Anfang: „Ich weiß nicht, wo ich die Geschichte gelesen habe. Auch den Namen des Verfassers vermag ich nicht zu nennen. Ich weiß nur, daß sie, wenn ich nicht irre, mit der Frage überschrieben war: Dame oder Tiger?" Das Original, das Herrn Alu dabei seinen eigenen Worten nach vorschwebte, und das er aus dem Gedächtnis benutzte, um es in selbständiger Umgestaltung seinem Buche als Intermezzo einzuschalten, trägt in der That diese Ueberschrift. Es ist die Titelnovelle des Bandes „The Lady or the Tiger" von Frank R. Stockton, dem bekannten amerikanischen Humoristen, und bereits 1884 erschienen. Eine deutsche Ausgabe dieser Erzählungen erschien 1898 unter dem Titel „Kuriose Geschichten" im Verlage von Robert Lutz in Stuttgart. Wir bedauern es mit Rücksicht auf diesen uns nicht bekannt gewesenen Umstand, gerade das von uns gewählte Kapitel des Buches und nicht ein anderes als Stilprobe abgedruckt zu haben, obwohl es in der selbständigen Formgebung Alus für dessen eigenartige Schreibweise durchaus charakteristisch ist. Immerhin konnte durch die Isolierung dieses einen Abschnitts unter dem Autornamen Eduard Alus — der von dessen Abdruck vor dem Erscheinen des Heftes nichts wußte — ein falscher Anschein entstehen, zu dessen Vermeidung diese Zeilen im Interesse des amerikanischen wie des deutschen Autors beitragen sollen. *D. Red.*

Notizen.

Deutsche Litteratur in Frankreich. Der häufig gegen die Franzosen gerichtete Vorwurf, sie bekümmerten sich nicht genügend um die ausländischen Kulturen und Litteraturen, beginnt, wie man der „Post" aus Paris kürzlich schrieb, hinfälliger zu werden, besonders soweit die Universitäten in Betracht kommen. Auf diesen erfreut sich die deutsche Litteratur in all ihren Kundgebungen bis zu den allermodernsten und allerkühnsten einer außerordentlichen Beachtung und Pflege, wie sich vorzüglich aus dem für die verschiedenen Hochschulen von dem Unterrichtsminister erlassenen Programme für die Lizentiaten-Dissertationen erkennen läßt. Wir finden in diesem für die Jahre 1902—1904 den jungen Philologen außer den Werken unserer Klassiker Wieland, Lessing, Goethe, Schiller, Klopstock, Herder, auch Heine, für ihre Arbeiten zur Auswahl gestellt: Storms „Aquis submersus", Busses Sammlung „Neuere deutsche Lyrik" mit Gedichten von Annette v. Droste-Hülshoff, Mörike, Freiligrath, Gebel, Herwegh, Heuckell, Dehmel, Liliencron u. s. w., Sudermanns „Ehre", „Es war" und „Glück im Winkel", Hauptmanns „Weber", „Versunkene Glocke" und „Fuhrmann Henschel", Ebers „Homo sum", Benedix „Sonntagsjäger" und „Prozeß", Scheffels „Effehard" und „Trompeter von Säckingen", Wagners „Tannhäuser", „Meistersinger von Nürnberg", Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe" u. a. m. Ein weitherzigeres Programm läßt sich gewiß kaum denken, selbst in Deutschland nicht.

Die Schiller-Ohrfeige. Im Sonntagsblatt des berner „Bund" widmet F. W. Widmann dem Artikel Karl Bergers „Schiller und wir" aus unserem vorletzten Hefte eine zustimmende Besprechung und schreibt zum Schlusse: „Dem Verfasser des Aufsatzes im „Litt. Echo" sprechen wir für seinen wirklich wohlthuenden Artikel unsern Dank dadurch aus, daß wir ihm einen nicht allgemein bekannten Vorfall aus Gottfried Kellers letzten Lebensjahren hier erzählen. Der große zürcher Poet saß mit ein paar Freunden in einer Wirtschaft beim Frühschoppen, Studenten am Tisch hinter ihm. Ein Litteraturgeschwätz der jungen Leute war im Gange, und einer rühmte sich, er könne nur noch Goethe lesen, Schiller habe keine Lebenstiefe gehabt, und seine hohle Rhetorik sei nicht zum Aushalten. Schwubs — hatte der Redner plötzlich eine im Gesicht. Der greise Keller hatte sich merkwürdig schnell auf seinem Stuhl umgedreht und dem „jungen Schnaufer" die hoffentlich heilsame Ohrfeige appliziert. Es gab dann freilich Skandal; die Studenten wollten über den alten Herrn her und ließen sich erst beruhigen, als sie erfuhren, daß da ein großer Dichter in der Verteidigung eines noch größeren ein gerechtes Strafgericht vollzogen habe."

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Andrea, Ant. Kinder der Sonne. Ital. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. 308 S. M. 3,— (4,—).

Digitized by Google

Ehrenfreund, E. O. Im Arm der Liebe. Modische Geschichten. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 181 S. M. 2,—.

Traungruber, Hans. Neue Ausseer Geschichten. Linz, Oesterr. Verlags-Anst. 166 S.

Frimberger, J. G. Weinlandler. Geschichten, Gestalten und Bilder aus Niederösterreich. Linz, Oesterr. Verlags-Anst. 179 S. M. 2,— (2,50).

Hoffmann, H. Spätglück. — Sturmwolken. 2 Erz. (Wiesbadener Volksbücher, Nr. 9.) Wiesbaden, Heinr. Staadt. 12°. 50 S. M. —,15.

Lohde, C. Dunkle Wege. Orig.-Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 216 S. M. 3,—.

Meyer-Förster, Wilhelm. Heidenstamm. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. 332 S. M. 3,— (4,—).

Necar, El. Ein belauschtes Gespräch. Orig.-Roman a. d. französischen Familienleben. Dresden, E. Pierson. 402 S. M. 4,—.

Paquet, A. Schutzmann Mentrup und anderes. Köln, J. G. Schmitz. 152 S. M. 1,—.

Poll, A. Frivolität und anderes. Moderne Geschichten. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 268 S. M. 2,—.

Rodemann, C. J. Die Erbarmungslose. Novellen. Berlin-Schöneberg, Wanderer-Verlag. 72 S. M. —,50.

Schlicht, Frhr. v. Der nervöse Leutnant u. a. Militärhumoresken (Kl. Bibl. Langen. 41. Bd.) München, Albert Langen. 12°. 157 S. M. —,— (2,—).

Schönthan, Paul v. Brave und schlimme Frauen. Moderne Geschichten. Linz, Oesterr. Verlags-Anst. 118 S.

Björnson, B. Absalons Haar. Ueberl. von M. v. Borch (Kl. Bibl. Langen. 40. Bd.) München, Albert Langen. 12°. 163 S. M. 1,— (2,—).

Clarétie, J. Noël. Uebertr. von A. Roehl. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesl. 224 S. M. —,75 (1,—).

Griffiths, A. Ein schneidiges Mädchen. Aus d. Engl. von F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn. 158 S. M. —,50 (—,75).

Hardy, Thomas. Juda, der Unberühmte. Aus d. Engl. von A. Berger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. 562 S. M. 4,— (5,—).

Tschechoff, A. Das skandalöse Kunstwerk. Humoristische Geschichten. Aus d. Russischen von Bl. Czumikow. (Ges. Werke. 2. Bd.) Leipzig, Eugen Diederichs. 231 S. M. 2,— (3,—).

Zola, Emile. Der Sturm auf die Mühle u. a. Novellen. Aus d. Franz. (Kl. Bibl. Langen. 42 Bd.) München, Albert Langen. 12°. 147 S. M. 1,— (2,—).

b) Lyrisches und Episches.

Benz, F. Blätter und Blüten. Dichtungen. 47 S. — Aus der Dämmerung. Gedichte. 47 S. — Erinnerungen. Gedichte. 45 S. — Irrendes Glück. Gedichte. 46 S. — Holofernes. Eine Legende. 32 S. — Schimmernde Tage. Dichtungen und Symphonisches. 48 S. — Traumesklänge. Dichtungen. 47 S. Je M. 1,50. — Dunkle Wege. Tragische Liebesgedichte. 94 S. M. 2,— München, Litterar. Magazin-Verlag.

Dähnhardt, O. Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt. III. Aus Hochland und Schneegebirg. Mit Buchschmuck von R. Engels. Leipzig, B. G. Teubner. 4°. XXII, 186 S. M. 2,— (2,60).

Denemy, G. Legenden und Lieder. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 43 S. M. 1,50 (2,50).

Entlicher, F. C. Sonnenäuglein. Eberswalde, Siegfried Dyck. 110 S. M. 1,—.

Haupt, H. (B. Stein). Nameqo. Eine Dichtung aus Alt-Preußens Vergangenheit. Kindelbrück, Karl Naumburg. 12°. 203 S. M. 2,—.

Khyo, J. Der Gefallene. Eberswalde, Siegfried Dyck. 44 S. M. 1,50.

Kupfer, E. v. Auferstehung. Irdische Gedichte. Eberswalde, Siegfried Dyck. 148 S. mit Bildn. M. 3,—.

Richter v. der Rother. Vom Strome des Lebens. Dresden, E. Pierson. 196 S. M. 3,50 (4,50).

Schönfelder, B. Um den Schreckenstein. Eine Dichtung aus der Hussitenzeit. Buchschmuck v. A. Müller. Barel, Ad. Ahlers. 260 S. M. 4,— (4,80).

Spitteler, Carl. Olympischer Frühling. Epos. II. Hera, die Braut. Leipzig, Eugen Diederichs. 146 S. M. 2,50 (3,50).

Staub, J. Aus dem finstern Wald. Gedichte und Sprüche. Einsiedeln, Verlags-Anst. Benziger & Co. Schmal 8°. 192 S. M. 2,— (3,—).

Volger, B. Griechische und deutsche Wein-Lyrik. Leipzig, Göhlis, Hoffmann, Heffter & Co. 12°. 216 S. mit Abb. Geb. M. 5,—.

Wald- und Feld-Brevier. Ein Schock Liebeslieder. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 12°. 40 S. M. —,85.

c) Dramatisches.

Eimer, M. Herzog Ulrich. Tragödie. Freiburg i. B., G. Nagoczy. 221 S. M. 2,50.

Hafner, Josef und Oskar Weilhart. Das neue Dorf. Schauspiel a. d. Leben des oberösterr. Volkes. Linz, Oesterr. Verlags-Anst. 115 S. M. 2,—.

Schmidt, M. Mutter Landstraße, das Ende einer Jugend. Schauspiel. Poun, Carl Georgi. 70 S. M. 1,—.

Schumm, M. Periephone. Schauspiel. Naumburg, Albin Schirmer. 72 S. M. 1,—.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Beiträge zur Kenntnis des Schrift-, Buch- und Bibliothekwesens. Herausgeg. von K. Dziatzko. Leipzig, M. Spirgatis. gr. 8°. 102 S. mit 2 Tafeln. M. 6,50.

Blennerhassett, Lady. Gabriele d'Annunzio. (Mod. Essais. Heft 9.) Berlin, Gose & Tetzlaff. gr. 8°. 65 S. M. 1,—.

Ebrard, M. Illustrierende Vortwerbindungen bei Goethe. 2. Tl. Progr. Nürnberg, M. Edelmann. gr. 8°. 31 S. M. 2,40.

Gaebel, Kurt. Beiträge zur Technik der Erzählung in den Romanen Walter Scotts. (Marburger Studien zur engl. Philologie. Heft 2.) Marburg, N. G. Elwert. gr. 8°. 70 S. M. 1,60.

Grigorovitza, Emanuel. Libussa in der deutschen Litteratur. Berlin, Aler. Duncker. gr. 8°. 86 S. M. 2,50.

Grimmelshausen, H. J. Ch. v. Simplicius Simplicissimus. In Auswahl herausg. von F. Bobertag. (Sammlung Göschen. 138. Bdchn.) Leipzig, G. J. Göschen. 12°. 157 S. Geb. M. —,80.

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. Herausgeg. v. J. Elias, M. Osborn, W. Fadian, C. Alt. 8. Bd. (J. 1897). 4. Abtlg. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock). Lex.-8°. 70 u. XLIII S. M. 6,—.

Jantzen, H. Dichtungen aus mitteldeutscher Frühzeit. In Auswahl mit Einleitgn. und Wörterbuch herausgeg. (Sammlung Göschen. 137. Bdchn.) Leipzig, G. J. Göschen. 12°. 154 S. Geb. M. —,80.

Julius Rodenberg. 26. Juni. 1831—1891. Festschrift. Berlin, Gebr. Paetel. 134 S.

Langer, O. Edmond Rostand. Litterarische Skizze. Progr. Linz, Vinzenz Fink. gr. 8°. 65 S. M. —,90.

Poffart, Ernst v. Welches System der Szenerie ist am besten geeignet f. d. Darstellung verwandlungsreicher klassischer Dramen, insbes. der shakspeareschen? Festvortrag. München, C. H. Beck. 40 S. M. 1,—.

Redlich, O. Grillparzers Verhältnis zur Geschichte. Vortrag. Wien, Carl Gerolds Sohn. 32 S. M. —,70.

e) Verschiedenes.

Meisel-Heß, Grete. Generationen und ihre Bildner. Ein Essai. Berlin, Dr. John Edelheim. Schmal gr. 8°. 87 S. M. 1,50.

Pietsch, Ludwig. Herkomer. (Künstler-Monographieen. LIV.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Lex.-8°. 140 S. mit 121 Abb. M. 4,—.

Popper, Josef. Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und kulturellen Bedeutung. 2. Ausg. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. 70 S.

Reclams Universal-Bibliothek. 4201. Weistrick, L. Urschels Fundgut. Erz. — 4202. Eulenberg, H. Leidenschaft. Trauerspiel. — 4203/04. Mahler, B. Allgemeine Trachtenkunde. 6. Tl. 2. Abtlg. — 4205. Schöne, H. Theaterluft. Humoresken. — 4206—4210. Koran, der. Aus d. Arabisch. von M. Henning.

Ribbeck, Otto. Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen. 1846—1898. Mit 2 Portr. nach Zeichnungen von Paul Hey. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. gr. 8°. 352 S. M. 5,—.

Reinhardt, Max. Schall und Rauch. 1. Bd. Berlin, Schuster & Loeffler. gr. 16°. 235 S. M. 1,—.

Seidl, Arthur. Wagneriana. Erlebte Aesthetik. 1. Bd. Richard Wagner-Credo. Eine Ergänzung zur „Richard Wagner-Schule". Berlin, Schuster & Loeffler. gr. 8°. 503 S. M. 5,— (6,—).

Zeitlerikon. Herausgeg. von Maximilian Krauß und Dr. Ludwig Holthof. Juni 1901. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst. Lex.-8°. S. 641—770. M. 1,—.

Lawrow, P. Historische Briefe. Aus d. Russ. von S. Dawidow. Mit e. Einleitg. v. Ch. Rappaport u. 2 Portr. v. Lawrow. Berlin, Dr. John Edelheim. gr. 8°. XI.II, 368 S. M. 3,50 (5,—).

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Hans Bühler, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lessen in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Digitized by Google

Erstes September-Heft.

III. Jahr, No. 23. September 1901.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

K. W. Goldschmidt
. . . . . Schlesien

Albert Warneke
. . . . . Wilhelm Raabe

Martha Sommer
. . . Norwegische Bücher

Fr. W. v. Oestéren
. . . Eine kritische Frage

Gustav Kühl
. . . . . Gedichte

Eduard Bertz
. . . . Weltanschauungen

Neue Brief-Sammlungen

I. Lichtenberg (Albert Köster)
II. Schiller-Humboldt (Ludwig Geiger)
III. Hebbel (B. Litzmann)

Echo der Zeitungen • Echo der Zeitschriften

Echo des Auslandes
Französischer Brief (Henri Albert) — Italienischer Brief (Reinhold Schoener) — Lettischer Brief (Reinhold Kaupo)

Neue Gedichtbücher Von Wilhelm v. Scholz

Allerlei Geschichten Von Th. Ebner

Kurze Anzeigen
von Willy Rath, Theo Schäfer, Erwin Kircher, H. von Endorff, Leo Berg, Olga Wohlbrück, Karl Zeiß, Gustav Zieler, M. G. Conrad, Paul Seliger, Robert Petsch

Nachrichten — Der Büchermarkt — Redaktions-Notizen

Hierzu die Porträts von Gerhart Hauptmann und Ellen Key

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger

Berlin

Verlag: F. Fontane & Co.

Printed in Germany

Emanuel Reichers
Hochschule für dramatische Kunst.

Berlin NW., Lessingstr. 5. **Director: Friedrich Moest.**

Lehrplan: Sprechtechnik — Organbildung — Englische und Französische Conversation — Kostümkunde — Fecht-, Tanz- und Bewegungs-Unterricht — Vorträge über Literaturgeschichte, Regiekunst, Theaterrecht, Geschichte der Schauspielkunst — Recitation — Rollenstudium — Bühnenproben — Prüfungsaufführungen — Oeffentliche Vorstellungen.

Sprech- und Vortragscurse für Lehrer und Lehrerinnen, Juristen, Theologen etc. — Hospitanten-Curse.

Beginn des neuen Schuljahres am **Montag, den 2. September.** Aufnahmen finden jederzeit statt.

Der Jahresbericht ist (mit Beziehung auf diese Anzeige) umsonst zu erhalten durch das Sekretariat der Hochschule, Lessingstrasse 5.

Soeben erschien:

Der Flurschütz

Roman von

Alfred Bock.

Geh. M. 1,—; geb. M. 2,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 2.

Alexander Weigls
Unternehmen für Zeitungsausschnitte

„Observer"

Wien, IX. Türkenstrasse Nr. 17,

liest alle hervorrag. Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer u. ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel u. Notizen (Zeitungsausschnitte) über beliebige Themen. Prospekte gratis und franko.

Abschriften mit der Schreibmaschine

von **Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen**

auch nach Diktat

Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret.

Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine

Berlin W., Lützow-Ufer 2.

Eine Mark-Bücher

aus dem Verlag von

F. Fontane & Co.

Berlin W.

Eva A. von Arnim	Dem Tag entgegen
Georg Bendler	Barmherzigkeit
Alfred Bock	Der Flurschütz
Hans Brennert	Modeworte
Cäsar Flaischlen	Im Schloß der Zeit
P. G. Heims	Seemannslatein
Georg Hermann	Modelle
Wilhelm von Polenz	Luginsland
Rudolf Presber	Das Fellahmädchen
Rudolf Stratz	Belladonna
Rudolf Stratz	Dienst
H. Wachenhusen	Vom ersten bis zum letzten Schuß
Ernst von Wolzogen	Die rote Franz
Ernst von Wolzogen	Fahnenflucht
Fedor von Zobeltitz	Die Tierbändigerin

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Der Pfarrer von Breitendo

Zweite umgearbeitete Auflage

Roman in zwei Bänden

von

Wilhelm von Polenz

Preis geh. M. 8,—; geb. M. 10,—

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Die zweite umgearbeitete Auflage

von

DÖRCHERPACK

Blätter aus einem bescheidenen Menschensein

von

Richard Bredenbrücker

Preis geh. M. 3,50; geb. M. 5,—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Digitized by Google

Das litterarische Echo

♥♥♥♥♥♥♥ Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde ♥♥♥♥♥♥♥

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: VIa, 11600

Dritter Jahrgang
Heft 23
September 1901

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Abonnementspreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag

Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen.

XIV.

Schlesien.

Von **Kurt Walter Goldschmidt** (Breslau).

(Nachdruck verboten.)

In dem deutschen Litteraturkonzert ist nicht die schwächste provinziale Note die schlesische. Jeder einigermaßen in den Elementen der Litteraturgeschichte beschlagene Deutsche kennt Schlesien als ein altes Litteraturland. Mit dem fürstlichen Minnesänger Herzog Heinrich IV. von Breslau, der in dem manessischen Codex mit zwei Liedern vertreten ist, beginnt die lange Reihe älterer schlesischer Berühmtheiten: der Opitz, Logau, Gryphius, Angelus Silesius, Joh. Chr. Günther. Und klangvollste Namen schlesischen Geblüts zeigt auch die neuere deutsche Poesie: Eichendorff, Zedlitz, Sallet, Waldau, Strachwitz, Kopisch in der Lyrik; Willibald Alexis, Heinrich Laube, Gustav Freytag in Roman und Drama; Karl von Holtei in dem engeren Gebiete der heimischen Dialektdichtung. Als politischer Lyriker hat sich neben dem assimilierten Schlesier Hoffmann von Fallersleben auch der noch heute rüstig wirkende Rudolf von Gottschall (geb. 1823 in Breslau) in seinen Anfängen hervorgethan. Die „Lieder der Gegenwart" und die „Censurflüchtlinge" entstammen dieser ersten Epoche. Gottschall blickt heut auf eine reiche litterarische Thätigkeit zurück. Die Fülle seiner lyrischen Dichtungen, poetischen Erzählungen und historischen Dramen ist in den engen Grenzen dieses knappen Ueberblicks kaum zu erschöpfen. Sein „hohes Lied vom Weibe": „Die Göttin" (1852) wird noch von jener revolutionären Tendenz der „Emanzipation des Fleisches" beherrscht, die sich als gemeinsames Leitmotiv durch den „Sturm und Drang", die Romantik und das „junge Deutschland" hindurchzieht und in Heinse, Friedrich Schlegel, Gutzkow ihre Verkünder findet. Seine poetischen Erzählungen „Carlo Zeno" (1852) und „Maja" (1864) behandeln phantasievoll ausgestaltete Stoffe in klingender Rhetorik. Für seine Dramen hat sich Gottschall seine Helden aus den verschiedensten Bereichen der Geschichte geholt. Hutten, Robespierre, Schill, Mazeppa, Karl XII., Pitt und Fox sind von ihm dramatisiert worden. Zu modernem Empfinden sprechen alle diese Schöpfungen kaum noch. Wie fast in allen nachklassischen Jambendramen ist Schiller-Ton darin, aber ohne die große zwingende Persönlichkeit des Wallenstein-Schöpfers. Auch durch seine kritischen Meinungen, wie er sie in den letzten Jahren verlautbart hat, ist Gottschall mehr und mehr von modernem Empfinden abgerückt.

Unter den „Jungen" gebührt Gerhart Hauptmann als dem Bekanntesten, der schlesischer Dichtung und schlesischem Dialekt das europäische Bürgerrecht erworben hat, der Vortritt. Wohl schöpft er nicht, wie des Angelus Silesius mystische Tiefe, wie Eichendorffs süß versonnene Romantik oder Holteis gemütvoller Humor, aus den tiefsten Quellen des schlesischen Volkstums, aber unter den Mitlebenden ist er noch immer der stärkste Vertreter schlesischer Art und Kunst. Man kennt seine menschliche und künstlerische Tragik. Durch Milieu, Scholle, Kaste, Rasse bedingt, ringt er tragisch immer in die lichten Höhen einer selbstherrlichen Persönlichkeit und einer originalen, in Kunst umgesetzten Weltanschauung hinauf. Das Unheldische, Gebrochene, Eklektische ist ein Charakteristikum seiner Kunst. Ragende Menschen zu gestalten, scheint ihm versagt; den Loth, Vockerat, Florian Geyer, Glockengießer Heinrich, Michael Kramer fehlt es am nötigen Heldenmaß und an Originalität der Weltanschauung. Andererseits sind die Verständigen auch über die starken Seiten seiner Kunst einig: die Beobachtungsgabe, Schmiegsamkeit, Plastik und Suggestionskraft, die ihm in seinen besten Schöpfungen eigen sind.

Das spezifisch Schlesische ist übrigens nur Begleitton in Hauptmann. Und das ist gut für seine europäische Wirkungsmöglichkeit. Unverfälschtes Schlesiertum muß man schon bei unsern Dialektdichtern, den Holtei, Rösler, Heinzel, Philo vom Walde, suchen. Aber den Humor, die Phantasie,

Digitized by Google

die Gemütlichkeit und Innigkeit, die geschäftige „Bethulichkeit", naive Daseinsfreude und geduldige Gottergebung des Schlesiers wird man jedenfalls auch in vielen Stücken Hauptmanns nachweisen können. Für zwei weniger erfreuliche Charakterzüge eines Teiles der schlesischen Landbevölkerung, die korrupte Borniertheit und den dumpf dahindämmernden Fatalismus, sind vielleicht „Vor Sonnenaufgang" und „Die Weber" ziemlich bezeichnend. Schlesisches Gemüt und schlesische Fabelfreude sprechen dagegen am schönsten wohl aus dem „Hannele", diesem immer noch echtesten und innigsten Werke Hauptmanns. Das „Büßertemperament" des „Fuhrmann Henschel" haben berufene Kunstrichter vielleicht nicht ganz mit Unrecht mehr „slavisch" als schlesisch gefunden. Schlesischer Riesengebirgszauber weht auch in die Märchenwunder der „Versunkenen Glocke" hinein, deren teilweise echten tragischen Bekenntnisinhalt und plastische Gestaltungsfülle man nicht über ihrem unerfreulichen künstlerischen Eklektizismus und der unbedeutenden thränenseligen Gesuchtheit ihres Schlusses vergessen sollte. „Schlesischer" als andere Dichtungen Hauptmanns ist aber sein, wie ich glaube, stark unterschätztes Stück „Schluck und Jau". Ueber die mit erfreulicher Ehrlichkeit zu Tage tretende Anlehnung an Shakspere zu zetern, ist ganz unverständig. Seit wann ist es einem Dichter verwehrt, alte Motive neu zu wenden? Andererseits können einen Vergleich mit Shaksperes einziger Dichterkraft nur Leute wagen, denen jedes Augenmaß für Größenunterschiede verloren gegangen ist. Und der „poetische" Rahmen, der um die beiden schlesischen Vagabunden gelegt ist, ist in der That verfehlt. Aber diese selbst sind ein paar köstliche Figuren von echt schlesischem Schrot und Korn: der rüpelhafte, derbe, vertrunkene, aber dabei kreuzbrave Jau und der gemütliche, bethuliche, freundschaftlich empfindende und selbst schon von den primitiven Regungen künstlerischer Volksphantasie beseelte Schluck.

Daß die scharfe Beobachtungsgabe bei Hauptmann Familieneigentümlichkeit ist, beweist Gerharts Bruder Carl. Er hat Schauspiele, Novellen, Gedichte, Tagebuchaphorismen veröffentlicht. Als frühem Naturalisten darf man ihm litterarhistorische Lorbeeren zuerkennen. Und in seinen Dramen „Waldleute", „Ephraims Breite" zeigt er einen offenen Sinn für das Leben und Treiben der schlesischen kleinen Leute. Leider stören in beiden Werken oft melodramatische Züge einer veralteten Theater-Romantik. Da er kürzlich erst in dieser Zeitschrift (Heft 15) ausführlich behandelt worden ist, brauche ich hier nicht näher auf ihn einzugehen. Jedenfalls ist er das, was man eine „dichterische Natur" nennt, wenn ihm auch die Eigenart und Gestaltungskraft des Bruders fehlt. —

Dem „Vollender" des deutschen „Naturalismus" sei einer seiner ersten Apostel angereiht, der aus Breslau gebürtige Conrad Alberti. Eine aus verworrenen, aber keimkräftigen Kampftagen bedeutsam hinüberragende Persönlichkeit, wie etwa der genial unfertige Hermann Conradi, ist er freilich nicht. Sein historisches Verdienst soll ihm nicht geschmälert werden; aber er ist auch fast nur noch historisch zu würdigen. Vom Standpunkte einer soziologischen Litteraturgeschichtsschreibung ist er immerhin nicht uninteressant. Ein Schlagwort charakterisiert ihn vielleicht am besten: es ist hausbackener, vorsichtig an revolutionäre Neubildungen rührender Sozialliberalismus, der aus seinen Werken spricht. Oder auch: es ist Gustav Freytags Geist, „mit einem Tropfen sozialen Oeles gesalbt". Er selbst hat es ausgesprochen: „Mein Schaffen versuch: ganz und völlig an Gutzkow und Freytag anzuknüpfen . . . In redlicher Absicht habe ich als Grundstein meines litterarischen Schaffens mein Lebensbild Freytags gelegt." Soziale Motive klingen bei ihm an; grollend und einlaßheischend pocht bereits der vierte Stand an die Thür der im Besitze Wohnenden; nicht aus der Schuld des Einzelnen, sondern aus historisch gegebenen Wirtschaftsverhältnissen werden bereits gesellschaftliche Störungen zu begreifen gesucht, und wenn auch noch in groben Alfresco-Zügen zeigen sich die ersten Ansätze einer seitdem bis zum Ueberdruß wiederholten Sittenschilderung. Aber der Autor steht noch mit beiden Beinen auf dem Boden der bürgerlich-kapitalistischen Wirtschaftsordnung und ist allen utopistischen Schwärmereien gründlich abgeneigt. Keines Zweifels Hauch trübt ihm noch die resolute Ueberzeugung, daß zwischen verständigen und menschlichen Kapitalisten und sparsamen, fleißigen, soliden Arbeitern sehr wohl ein erträgliches Zusammenleben auf übereinkommenen Fundamenten möglich sei. Bewußt oder unbewußt um diese These herumgeschrieben sind Albertis Arbeiten, denen freilich noch die tiefere Einsicht in ökonomische Zusammenhänge, die echt dichterische Gestaltungskraft und der Zauber lyrischer Beseeltheit fehlt.

In „Hammer und Nadel" schildert er den Roman eines tüchtigen soliden Schlossers und einer ebenso kreuzbraven und tugendsamen Nähterin, die in unruhigen Zeitläuften ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen wissen. In „Im Rechtsstaat" entrollt er die Tragödie eines armen Droschkenkutschers, der, durch die Unvorsichtigkeit eines reichen Dandys seines Erwerbs beraubt, in langwierigen und kostspieligen Prozessen mit der schonen Familie des Unheilstifters seine und seiner Familie Existenz völlig ruiniert. In „Eine Majestätsbeleidigung" führt er uns einen sonst grundehrlichen Schlächtermeister vor, der sich gegen den Fortschritt der Zeit, verkörpert durch den Bau der berliner Stadtbahn, stemmt, weil ihm sein altes liebgewordenes Haus zu gemeinnützlichem Zwecke enteignet werden soll. Selbst gegen seinen eigenen künftigen Schwiegersohn, einen am Bau beteiligten Ingenieur, läßt er sich in unverständigen Haßgefühlen zu einer schweren Denunziation hinreißen, entdeckt aber schließlich doch noch sein besseres Ich. Die ausspornenden oder abschreckenden Musterbeispiele ließen sich häufen.

In „Riesen und Zwerge" hat Alberti nach eigener Behauptung „zum erstenmal den Versuch einer poetischen Darstellung des Problems des Zusammenhangs des physischen und psychischen Elements im Menschen gemacht". Die „bête humaine" für die moderne Kunst mitentdeckt zu haben, gehört in der That auch zu den verdienstlichen Anregungen Albertis; nur darf man seine kindliche und primitive Behandlung des Problems nicht etwa an der grandiosen Kunst messen, mit der Zola gerade dieses Motiv vorbildlich gestaltet hat.

Von Gerhart Hauptmann, dem gegenwärtig tonangebenden Beherrscher der deutschen Bühne, abgesehen, gravitiert die zeitgenössische schlesische Litteratur wesentlich nach der Novelle und der Lyrik

Digitized by Google

hin. Und innerhalb dieser Gebiete sind wieder alle Spielarten vertreten, vom behaglichen Humor bis zum tragischen Ernst, vom ältesten Idealismus bis zur modernsten Décadence. An dem deutschen „Naturalismus", wie er in seinen Anfängen und seinem Höhepunkt am besten gerade durch die Namen der beiden Schlesier Alberti und Hauptmann bezeichnet wird, hat sich die Hegelformel bewahrheitet, daß jedes Ding auf dem Gipfel seiner Entwickelung in sein Gegenteil umschlägt. Seinem düsteren, nur den Nachtseiten des Lebens zugewandten Pessimismus hat sich ein sonniger, auch die erfreulichen Erscheinungen der Wirklichkeit würdigender Humor zugesellt, und seine anfangs nur an der Oberfläche haftende Beobachtung hat sich zu einer nie dagewesenen Schärfe der seelischen Analyse verinnerlicht und vertieft. In diesem über die engen Grenzen des Schulbegriffes unendlich erweiterten Sinne können wir fast die gesamte zeitgenössische schlesische Produktion „naturalistisch" nennen. Aber freilich ist, so verstanden, alle nicht in epigonenhaften Konventionen erstarrte, selbstschöpferische Kunst „naturalistisch". . . .

Wohl giebt es noch einige Rückständige. Im wesentlichen abseits von modernen Gedanken- und Gefühlswelten lebt und dichtet noch Felix Dahn, der seit vielen Jahren als Rechtslehrer an unserer heimischen Universität wirkt. Es ist nicht angenehm, seiner in all ihrer Begrenztheit durchaus ehrlichen, mannhaften und sympathischen Persönlichkeit kritisch wehe thun zu müssen. Seiner Lyrik fehlt es nicht an markigen Tönen, und sein vielgelesener „Kampf um Rom" ist an gut erzählten Partieen, dekorativen Wirkungen und spannenden Momenten reich. Eine Gestalt wie die des Cethegus zeugt sogar von Großzügigkeit der Erfindung. Aber im wesentlichen ist es doch nur die blasse blutlose Idealität einer unserem modernen Empfinden unendlich fremden Epigonenwelt, die er vor uns entrollt. Nicht einmal die künstlerische Höhe des „Kampf um Rom" erreichen seine übrigen Schöpfungen; Werke wie den drei dicke Bände umfassenden „Julian" wird man nur mit Ueberwindung zu Ende lesen können. Der Historismus, der immer die eigentlich schöpferischen Kräfte unterbindet, und der Nationalitätsfanatismus, der immer das Zeichen einer schwach entwickelten Eigenpersönlichkeit ist (lärmende Patrioten haben gewöhnlich mit sich selbst sehr wenig zu thun), sind für Dahn bezeichnend und belastend. Immerhin erscheint er, namentlich an der künstlerischen Ohnmacht eines Ebers gemessen, nicht ohne dichterische Potenz. — Wesentlich zur „alten Schule" gehörig ist auch Karl Jänicke, ein gewandter Erzähler, der sich in der Novelle („Frau Sophie Peltner" u. a.), im historischen Roman („Herzog Heinrich IV. von Breslau"), auch in der Lyrik und im Lustspiel bethätigt hat. Auf eigentliche Modernität der Empfindung und Darstellung verzichtet hat auch die jüngst verstorbene Bianca Bobertag, deren Romanen und Novellen es immerhin nicht an guten Beobachtungen und fesselnden Schilderungen fehlt.

Gerhart Hauptmann.

Nach den Idealisten die Humoristen. Schlesien hat auch hier zwei vollwertige Namen aufzuweisen: Otto Julius Bierbaum und Ernst von Wolzogen, der eine aus dem weinberühmten Grünberg, der andere aus Breslau gebürtig. Eigentlich schlesische Züge sind wohl keinem von beiden mehr eigen — man müßte denn gerade ihren behaglich saftigen Humor für Schlesien reklamieren wollen. Ihrer ganzen litterarischen Entwickelung nach stehen sie dem münchener Dichterkreis erheblich näher als ihrer schlesischen Heimat. Bierbaum, der bereits in der Uebersicht über das junge Bayern

Digitized by Google

(II, Spalte 85) in dieser Zeitschrift ausführlich gewürdigt worden ist, ist wohl der melodiöseste Lyriker und gemütlichste Plauderer der modernen deutschen Litteratur. Besonders angenehm berührt an ihm der Mangel an Prätention; er will nie mehr als er kann und kann daher alles, was er will. Alles Ringende, Tragische, an die Tiefen des Lebens Rührende ist ihm fremd; wohl erzählen seine Gedichte von frühen Kämpfen des Geschlechts; aber seine gesunde Natur hat die Fährlichkeiten der Entwickelung glücklich zu überwinden und auszugleichen gewußt. Ein sangfroher Spaßvogel, der lebt und leben läßt, steht er heute vor uns da; ein zwangloser Kleinkünstler, der das „Ueberbrettl" lange vor seiner Verwirklichung im „Stilpe" vorgeahnt und in den prächtigen Kalenderbüchern vom „Bunten Vogel" zu seinem Teil in die That umgesetzt hat. Soweit er Tragik zu empfinden und zu gestalten weiß, ist es doch, wie im „Stilpe", meist nur die Tragik genußfroher Ungebundenheit, mangelnder Konzentrationskraft, innerer Form- und Ruhelosigkeit. Man kann den Stilpe vielleicht das tragische Komplement seines eigenen Wesens nennen. Jedenfalls wird ihm die seinen melodiösen Geigenstriche des „Lobetanz" und der „Gugeline", die lustigen Schelmenklänge der „Schlangendame", des „schönen Mädchens von Pao" u. s. w. so bald keiner nachspielen.

Ernst von Wolzogen ist von beiden der umfassendere, stärkere, draitischere Gestalter. Dieser Freiherr aus altem Geschlecht ist eigentlich ein sprechendes Beispiel darwinscher „mimicry". In einer demokratischen Zeit als schriftstellernder Adelssproß gleichsam zur Rolle des „Unzeitgemäßen" verdammt, ist er im Gegenteil der Zeitgemäßesten einer. Man kann sagen, er ist im besten Sinne des sehr anfechtbaren Begriffs der geborene litterarische Ueberbrettl-Direktor. Er fühlt mit den Nerven des Publikums, taucht wollüstig in den modernen Strudel unter, nimmt das bißchen Leben, wie sein Sangesbruder Bierbaum, nicht allzu ernst und gleitet elegant über die Probleme, Kämpfe und Sehnsüchte der ringenden Zeitseele hinweg. Wozu sich aufregen und in Positur werfen? Nur nicht die Gemütlichkeit verlieren! Diese harte Zeit, an der die besten Geister so schwer leiden, kommt ja gerade mit ihren Geschmacklosigkeiten und „Nervenfrissons" seinem Naturell so wundervoll entgegen. Und so steht er als Ueberbrettl-Direktor an der Rampe und streut Massenfutter unter die Menge, die seinem quecksilberigen Temperament die nötige Resonanzmöglichkeit gewährt. Die Methode ist ein bißchen skrupellos, und die Kunst geht dabei bisweilen flöten — aber Wolzogen bleibt in Bewegung, und das ist die Hauptsache für ihn. Nur so ist es zu erklären, daß ein so starkes Talent wie Wolzogen in buntem Durcheinander neben bedeutsamen Schöpfungen so minderwertige Unterhaltungswaare produzieren konnte, wie z. B. den bei Engelhorn erschienenen „Thronfolger", und daß selbst in seinen besten Arbeiten sich künstlerische und unkünstlerische Elemente mischen. Sein sprühender Esprit und seine außergewöhnliche Künstlerschaft sind natürlich andererseits auch nicht totzukriegen. Der saftige Humor der „Gloriahose", die reizenden, ergötzlichen Schilderungen aus dem weimarer Musikleben im „Kraftmayr" und die überaus scharfen und witzigen satirischen Lichter seines „Dritten Geschlechts" werden neben manchem anderen wohl als sein Bestes weiterleben. Nicht vergessen soll ihm endlich auch seine Komödie vom „Lumpengesindel" werden, diese vollgiltige Abschlagszahlung auf das mit fast messianischen Hoffnungen jahrelang erwartete „deutsche Lustspiel".

(Schluß folgt.)

Wilhelm Raabe.

Persönliches von **Albert Warneke** (Braunschweig).

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem dunklen Novemberabend, als ich klopfenden Herzens die Treppen zu Wilhelm Raabes Wohnung hinaufstieg, den ich zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht sehen sollte, nachdem ich ihn aus seinen Büchern längst kennen und lieben gelernt hatte. Es ist immer eine eigene Sache, in des eigenen Nichts durchbohrendem Gefühle einem Großen entgegenzutreten, und wenn ich mir auch hatte sagen lassen, daß der Meister Raabe ein merkwürdig bescheidener Mann sei, so legte ich mir doch schnell noch einmal die einstudierten Worte zurecht, mit denen ich mich einführen wollte. Ich bin seit jenem Tage manch liebes Mal in des Meisters Studierstube gewesen und habe manch ernstes und heiteres Wort mit ihm geredet; ich kenne die Bilder an den Wänden: Jean Pauls Arbeitszimmer und Grab, Blumenstücke, von Raabes Tochter gemalt, Familienbilder und Szenen aus seinen Romanen. Ich kenne auch den großen Schlafrock des Meisters und seine Zigarren — aber Herzklopfen habe ich nicht mehr, wenn ich die Treppe zu ihm hinaufsteige.

Wie das gekommen ist? Es giebt eine Herzlichkeit, eine Liebenswürdigkeit, die ohne weiteres das Gefühl der Bangigkeit verschwinden läßt, und solch eine Herzlichkeit habe ich, wie viele andere vor mir, von dem großen Manne erfahren. Ich hatte kaum meinen Namen genannt, als die hagere, ungewöhnlich große Gestalt des Dichters mir entgegeneilte und mir eine freudig bewegte Stimme herzlichen Willkommgruß und treuen Händedruck entbot. Bald saß ich ihm im Scheine seines Arbeitslämpchens gegenüber in einem niedrigen Lehnstuhl, dessen verdächtiges Knacken wohl ein absolutes Sicherheitsgefühl nicht aufkommen ließ, mich aber nicht hindern konnte, den großen Humoristen mit allen meinen Sinnen zu genießen, zu erleben. Man wende mir nicht ein, dieser liebenswürdige Empfang sei eine konventionelle, unter Gebildeten übliche Höflichkeit gewesen; wer Raabe auch nur oberflächlich kennt, wird lächeln, wenn er diese beiden Ausdrücke „Raabe" und „konventionell" nebeneinander liest. Gewiß ist Wilhelm Raabe ein höflicher Mann, weil er ein gebildeter Mann ist; aber seine Höflichkeit wurzelt tiefer als bei den Durchschnittsmenschen.

Ich habe nie ein unvorsichtiges Wort, nie ein ungerechtes Urteil von ihm gehört; wenn er über jemanden ein scharfes, scheinbar liebloses Urteil ausspricht, so kann man sicher sein, daß er dazu einen sittlichen Grund hat. Es ist wahr, er hält sich fern von dem lärmenden Kämpfen und Ringen der Welt; er führt ein selten stilles, beschauliches Leben in seinem Stübchen, fast genau so, wie der Rektor Eyring in seinen „Gänsen von Bützow",

Digitized by Google

der von seinem Museum aus die wechselnden Geschicke der kleinen Menschen mit philosophischem Gleichmut betrachtet. Aber man soll doch nicht glauben, daß unserem Dichter diese innere Ruhe von selbst in den Schoß gefallen ist. Es bedarf für einen Menschen mit offenen Augen keiner großen Beobachtungsgabe, um zu erkennen, daß in diesem Geiste Kämpfe getobt haben, um so heftiger, je ernster er's mit dem Leben genommen hat. Wir wissen z. B., daß die Gedanken Schopenhauers eine Zeitlang auch unsern Raabe beherrscht haben; aber wir erkennen heute aus seinen Büchern, daß er die Krankheit des Pessimismus glücklich überwunden hat.

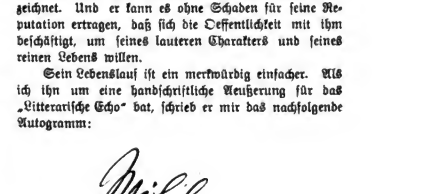
Nun steht er vor uns als ein ausgereifter, durchaus harmonischer Charakter, als ein ganzer Mann, der da weiß, was er will, der in fleißigem Nachdenken sich seine Meinungen gebildet hat, die er nicht von außen beeinflussen läßt. Namentlich gilt das von seiner politischen, ich möchte sagen, nationalen Ueberzeugung. Er besitzt hervorragende Geschichtskenntnisse, über die er mit einer erstaunlichen Sicherheit verfügt; seine genaue Kenntnis der deutschen Geschichte des vorigen Jahrhunderts hat ihn zu einem überzeugten und begeisterten Anhänger der Hohenzollern gemacht, und er spricht gern von diesem Fürstengeschlechte, das ihm durch seine jahrhundertelange, zielbewußte Verfolgung seiner Großmachtpläne imponiert. Seine Liebe zu den Hohenzollern und ihrem größten Diener Bismarck hat ihn im Kriegsjahre 1870 aus dem schönen Stuttgart nach dem Norden getrieben.

Steht er selbst fest in seiner Ueberzeugung, so steht er zugleich als ein weiser Mann über dem Streit der Tagesmeinungen. Er hat in einem langen Leben gelernt, daß es verlorene Liebesmühe ist, andere Leute über ihre Irrtümer belehren und ihnen die eigene Meinung beibringen zu wollen. Er läßt sich nicht herunter in politische oder soziale Streitereien, er beobachtet lieber die Thorheiten der Menschen und sieht mit überlegenem Lächeln auf sie hinab, ohne jedoch irgendwie durch seine olympische Ruhe zu verletzen.

Darum ist er auch nicht das, was man einen guten Unterhalter nennt. Abgesehen davon, daß der meisterhafte Erzähler und Schriftsteller eine seltsame Unbeholfenheit zeigt, wenn er im ungezwungenen Gespräche mehrere Sätze hintereinander sprechen soll, mag ihm oft genug die Abneigung gegen das fade Geschwätz der modernen Menschen den Mund schließen. Dann kann er lange dasitzen, die Augen nach innen gekehrt, mit den besseren, kernigen Gestalten seiner Dichterphantasie beschäftigt und scheinbar gänzlich teilnahmslos an den Gesprächen seiner Tischgenossen. Aber wenn er sich an dem Gespräch beteiligt, dann ist es eine Freude, ihn zu beobachten, in den treuherzigen, guten Augen einen fast mephistophelischen Schimmer leuchten zu sehen und zu bemerken, wie er mit unbeschreiblichem Behagen durch eine kurze, oft sarkastische oder paradoxe Bemerkung seinen Freunden einen Knüttel zwischen die Beine wirft. Dann giebt es in der Regel eine lebhafte Debatte, er aber sitzt wieder still in seiner Sofaecke und sieht mit inniger Freude zu, wie sie sich in die Haare geraten.

Sein langes, nun siebzig Jahre währendes Leben ist mehr ein inneres, als ein äußeres gewesen. Wenn zahlreiche Menschen unseres Geschlechts gänzlich in Aeußerlichkeiten aufgehen, so ist er ein Mann des ausschließlichen Innenlebens. Darum spricht er nicht viel und hütet sein Inneres wie ein Heiligtum, in das er nicht gern hineinsehen läßt. Die mancherlei Indiskretionen über sein häusliches und persönliches Leben, wie sie anläßlich seines bevorstehenden Ehrentages in manchen Zeitschriften und Zeitungen zu lesen sind, sind ihm peinlich, um so peinlicher, als sie nicht immer bei der lauteren Wahrheit bleiben. Wenn er sich daran gewöhnen muß, vielleicht mit Widerwillen, sein Bild vor der Oeffentlichkeit gezeichnet zu sehen, weil er als einer unserer größten und reinsten Schriftsteller nicht sich selbst, sondern seinem deutschen Volke und der Welt angehört, so soll er wenigstens herausfühlen, daß eine Freundeshand in herzlicher Liebe und treuer Wahrhaftigkeit dieses Bild zeichnet. Und er kann es ohne Schaden für seine Reputation ertragen, daß sich die Oeffentlichkeit mit ihm beschäftigt, um seines lauteren Charakters und seines reinen Lebens willen.

Sein Lebenslauf ist ein merkwürdig einfacher. Als ich ihn um eine handschriftliche Aeußerung für das „Litterarische Echo" bat, schrieb er mir das nachfolgende Autogramm:



und gab es mir mit der Frage: „Wissen Sie auch, welchen weltgeschichtlichen Tag wir heute haben?" Natürlich hatte ich den Tag der französischen Kriegserklärung nicht vergessen. Er aber plauderte, in seinem Sessel sitzend, weiter: „Auch für mich persönlich hat der heutige Tag eine gewisse Bedeutung. Heute vor einunddreißig Jahren stand ich hilflos auf dem stuttgarter Güterbahnhofe. Meine Sachen waren für die Uebersiedlung nach Braunschweig gepackt, aber die Packer waren mir weggelaufen, teils auch zu den Fahnen einberufen, meine Frau mit ihren zwei kleinen Kindern saß in der leeren Wohnung, und ich mußte viele Wege machen und viele gute Worte geben, ehe mein Güterwagen als letzter mit einrangiert wurde. — Warten Sie, ich will Ihnen eine Erinnerung an diesen Tag zeigen, die mir beim letzten Umzuge wieder in die Hände gefallen ist!" Damit sprang er in jugendlicher Frische auf und holte aus seinem Schreibtische ein altmodisches, verschlossenes Briefcouvert hervor, in dem sich eine getrocknete Glockenblume befand und das die Aufschrift trug: „Güterbahnhof Stuttgart, am 19. Juli 1870, vormittags 10½ Uhr." Liebevoll betrachtete er das erinnerungsvolle Couvert und legte es wieder beiseite. „Zwei Tage dauerte die Reise," fuhr er fort, „wir

Digitized by Google

mußten den Weg über Nürnberg nehmen, und am 21. Juli kamen wir glücklich in der alten Heimat an."

Wilhelm Raabe ist ein Sohn des Herzogtums Braunschweig. In dem kleinen Landstädtchen Eschershausen, wo sein Vater Justizamtmann war, ist er geboren, hat die Schule in Stadtoldendorf und das Gymnasium in Holzminden besucht, um dann als Neunzehnjähriger in die kreutsche Buchhandlung in Magdeburg als Lehrling einzutreten. Bald erkannte er, daß er mehr zum Bücherschreiben, als zum Bücherverkaufen berufen war, und ging daher 1854 nach Berlin, um Philosophie zu studieren, den Plan zu seiner „Chronik der Sperlingsgasse" im Kopfe. 1856 zog er zu seiner Mutter nach Wolfenbüttel, verheiratete sich 1862 mit einer Braunschweigerin und ging im selben Jahre nach Stuttgart, wo er seine Romantrilogie „Hungerpastor — Schüddekump — Abu Telfan" schrieb und im Verkehr mit den bedeutendsten Schriftstellern ein reiches, geistig und gesellig anregendes Leben führte. Seit den Julitagen 1870 wohnt er in Braunschweig, so still und zurückgezogen, daß die meisten seiner Mitbürger erst jetzt erfahren, welch ein hervorragender Mann in ihrer Mitte lebt, aber seit langen Jahren von einem kleinen Kreise Sachverständiger hochgeschätzt, verehrt und geliebt.

Sein Fleiß ist erstaunlich. Täglich schreibt er an seinen Büchern oder er liest die klassischen Werke alter und neuer Zeit, und er weiß, trotz seines zurückgezogenen Lebens, in der Litteratur der Neuzeit genau Bescheid. Es ist manchmal scherzhaft, wie er die Modernen kennen lernt. Als er vor mehreren Jahren an der Influenza krank wurde, hat ihm einer seiner Freunde fünfzehn moderne Dramen zu lesen gegeben, die er in zwei Wochen als eine Art von Arznei, als Gegengift, zu sich nahm. Sein Urteil über diese Bücher wollen wir lieber verschweigen.

Sein geselliger Verkehr beschränkt sich seit vielen Jahren fast ausschließlich auf den Klub der „Kleiderseller". Dieser seltsame Name ist neuerdings in Verbindung mit Wilhelm Raabe öfters genannt worden und ich darf daher seine Erklärung hier mitteilen, wie sie Raabe mir selbst gegeben hat. Zu Anfang der Sechzigerjahre kamen einige Gelehrte in regelmäßigen Zwischenräumen auf dem Großen Weghause zusammen, mitten inne zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel gelegen, um sich die Resultate ihrer Studien mitzuteilen, die sich vorwiegend auf die Erforschung der heimatlichen Vorzeit bezogen; sie gaben sich selbst den scherzhaften Titel der Kleiderseller, d. h. der Händler mit alten Kleidungsstücken. Die Kleiderseller sind Jahre hindurch eine überaus lustige, feuchtfröhliche Gesellschaft gewesen, die manch liebes Mal ihre abendlichen Zusammenkünfte in den frühen Morgen ausdehnten. Aber es ist immer eine klassische Fröhlichkeit gewesen, die unter ihnen obwaltete. Davon zeugen manche vergilbte Blätter, mit guten und schlechten Versen bedruckt, die häufig die menschlichen Schwächen der Kleiderseller besingen, in Einzelfällen auch Klub-Erlebnisse zum Gegenstande haben und in der Regel eine gute philologische Bildung verraten. Bei solchen Symposien ist Raabe nie ein Spielverderber gewesen, wenn er selbst auch aktiv wohl am wenigsten hervortrat. Seine Beteiligung beschränkte sich wohl in der Regel auf ein stillvergnügtes Beobachten und gelegentliche gute Witze.

Diese feuchtfröhliche Glanzzeit der Kleiderseller ist vorüber, jetzt hat sich das jugendfrische Blut abgekühlt, und wenn wir jeden zweiten Sonnabend auf dem Großen Weghause uns zusammenfinden, Braunschweiger und Wolfenbüttler, so geht es durchaus ehrbar und solide zu. Der Mittelpunkt der Gesellschaft ist natürlich der Meister Raabe, dem niemand seine Sofaecke neben dem Ofen streitig macht; um ihn herum gruppieren sich seine Freunde: ein Gymnasialdirektor, ein Gymnasialprofessor, ein Oberlehrer, ein Notar, ein Fabrikdirektor, ein Bibliothekar von der berühmten lessingschen Bibliothek in Wolfenbüttel, ein Archivrat und ein Pastor, zu denen hier und da noch ein paar Juristen und sogar zwei geistliche Konsistorialräte sich gesellen. Alle sind irgendwie litterarisch belastet, und so dreht sich das Gespräch in der Regel um litterarische Gegenstände.

Wilhelm Raabe ist ein sehr schweigsamer Mann, und doch belebt er die Unterhaltung durch seine kurzen Bemerkungen. Er kennt die meisten der Großen und Kleinen unter den Schriftstellern und Dichtern persönlich, teils von seinen stuttgarter Jahren her, teils durch die zahlreichen Besuche, die er in seinem Arbeitszimmer von auswärts empfängt. Dabei besitzt er ein wundervolles Gedächtnis, auch für die menschlichen Schwächen seiner Brüder in Apoll, und weiß oft drastische Züge zu erzählen.

In den letzten Monaten hatte es freilich seine Schwierigkeiten, unbefangen mit ihm zu verkehren. Es wurde förmlich Blindekuh gespielt, denn obgleich seine nächsten Freunde mit rührendem Eifer eine würdige Feier seines siebzigsten Geburtstages vorbereiteten und sich in ihren Gedanken vorwiegend mit diesem Thema beschäftigten, durften sie doch schicklicher Weise in seiner Gegenwart nichts davon verlauten lassen. Und doch wußten sie, daß dem klugen alten Herrn, der ja auch seine Zeitungen las, so leicht nichts entgehen konnte, und daß er ziemlich genau von ihren Plänen unterrichtet war. Nicht, als ob ihn diese Vorbereitungen mit reiner Freude erfüllt hätten! „Ich wollte, der Klimbim wäre erst vorüber!" so äußerte er mir seine Meinung in drastischer Weise.

Und doch kann festgestellt werden, daß er trotz seiner Abneigung gegen äußere Ehrungen und Festfeiern, die ihm das schöne Gleichmaß seines gewohnten alltäglichen Lebens zu stören drohen, eine gewisse Freude darüber empfindet, daß sein Name im deutschen Volke bekannter wird und sein Lebenswerk in seinem tiefen, inneren Werte mehr und mehr der allgemeinen Anerkennung entgegenreift.

Wir saßen bald nach Ostern auf dem Großen Weghause zusammen und sprachen von der schönen Raabe-Feier im berliner Rathause. Da zog er aus der unergründlichen Tasche seines Ueberrockes ein Päckchen Zeitungsberichte, die ihm zugesandt waren, und überreichte sie seinem besten Freunde Wilhelm Brandes, dem wolfenbüttler Gymnasialdirektor und tiefgründigen Raabe-Kenner. Mit inniger Befriedigung, die auf seinem guten Gesichte deutlich zu lesen war, hörte er die zahlreichen Lobeserhebungen an, die ihn wahrlich nicht beirren konnten, um am Schlusse die leider so richtige Bemerkung zu machen: „Die Leute thun gerade so, als ob

Digitized by Google

ich vor 25 Jahren gestorben wäre. Vom Hungerpastor und Horacker, von der Chronik der Sperlingsgasse und dem Schädderump wissen sie zu berichten; aber alle meine Bücher aus den letzten 25 Jahren kennen sie nicht. Wenigstens thun sie so, als ob ich nachher gar nichts mehr geschrieben hätte!"

Jetzt erfüllt sich die Weissagung an unserem lieben alten Freunde, die er einst in seinen „Leuten aus dem Walde" dem alten Fiebiger in den Mund gelegt hat, als dieser die ergötzlich ernste Ansprache an den Waldwildling hält: Er ist nun reif geworden für Festessen und Toaste! Eins ist gewiß, all der Festeslärm wird unseren Jubilar nicht aus der Fassung bringen. Wenn die Gebildeten Deutschlands sich selbst am meisten ehren, indem sie ihren größten Humoristen und einen ihrer reinsten und edelsten Schriftsteller auf den Schild heben, so wird er, unbeirrt durch Paukenschläge und Trompetentöne, nach wie vor aufschauen zu den ewigen Sternen und acht geben auf die Gassen der Welt. Er hat ein langes Menschenleben den Undank und die Vergeßlichkeit der Menschen geduldig getragen und ist darüber nicht bitter geworden, — er wird auch die äußeren Ehrungen als ein Weiser zu tragen wissen. Möchte er noch manches Jahr in ungetrübter Frische und ungebeugten Hauptes der Seele des deutschen Volkes dienen und nun wenigstens am Schlusse seines arbeitsreichen Lebens die heilige Freude genießen, daß sein geliebtes deutsches Volk seine tiefen, edlen Gedanken zu den eigenen macht!

Aus der norwegischen Bücherwelt.

Von **Martha Sommer** (Lübeck).

(Nachdruck verboten.)

Seit ich zum letzten Mal in diesen Spalten über die Neuerscheinungen in der nordischen Litteratur berichtet habe, sind dem norwegischen Büchermarkte nur wenig poetische Erzeugnisse von wirklicher Bedeutung beschert gewesen. Björnsons „Laboremus", das in diesem Frühjahr in deutschem Gewande erschien, liegt im norwegischen Original schon seit Jahren vor und kommt für mich um so weniger in Betracht, als es in diesen Blättern noch von anderer Seite in anderem Zusammenhang gewürdigt werden wird. Aehnliches gilt von Jonas Lies letztem Werke „Wulffie & Co.", einem Schauspiel von zweifelhaftem litterarischem Wert (vgl. den Bericht über die Aufführung in Christiania, Sp. 1204), dessen Uebersetzung im Winter bei Albert Langen erschienen ist, wie auch von der jetzt (im Verlage S. Fischer) vorliegenden deutschen Uebertragung von Arne Garborgs Monolog „Der verlorene Vater", über dessen Original ich hier im vorigen Jahr eingehend gesprochen habe. Neue Werke von den hervorragendsten der norwegischen Dichter, deren allein hier Erwägung geschieht, hat das vergangene Jahr nicht gezeitigt. Die Liste der vorliegenden Bücher enthält nur wenige den deutschen Lesern bekannte Verfassernamen.

Da ist zunächst Amalie Skram mit einem neuen umfangreichen Band: „Julehelg", zu deutsch „Weihnachten"*). Der Titel klingt schon so friedlich, wie man es bei Frau Skram nicht gewohnt ist, und ebenso gemütlich ist der ganze Inhalt des Buches. Aber leider liegt Frau Skram die Liebenswürdigkeit so wenig wie einer Charakterdarstellerin die Harmlosigkeit der Naiven, und wo sie diesen Ton anschlägt, bleibt er matt und ausdruckslos, es fehlt ihm völlig der Reiz des Persönlichen. Da er in diesem Buche aber von Anfang bis zu Ende vorherrscht, enthält „Julehelg" nur wenige Stellen, wo die Verfasserin ihre eigene Sprache redet; das geschieht da, wo grelle Dissonanzen der etwas abgeleierten Melodie einen selbständigen Charakter zu geben versuchen. Aber der Mangel an Originalität der Sprache ist nicht der Hauptfehler des Buches, noch störender wirkt die Schwäche des Aufbaues. Der Konflikt des Helden, der die einzige Handlung des Romans bildet, wird schon in den ersten Kapiteln in seinem ganzen Umfang mitgeteilt, erfährt im Verlauf der Erzählung durchaus keine Zuspitzung und wird schließlich an einem ganz willkürlichen Zeitpunkt gelöst.

Arne Hoff, ein armer Schullehrer, hat sich in seiner Großmut hinreißen lassen, der verlassenen Braut seines Bruders die Ehe zu versprechen. Seine lauen Gefühle für das unschöne, unfrohe Geschöpf steigern sich zur bewußten Abneigung, als er die düstere Umgebung, in der er aufgewachsen ist, und in der sie die einzige war, die ihn mit einer gewissen Zärtlichkeit verwöhnt hatte, verläßt und in seinem neuen Aufenthaltsorte in einem sonnigen Heim Aufnahme findet, wo ihn alle Familienmitglieder mit liebevoller Fürsorge umgeben. Der Kontrast zwischen der blühenden, jungen Hausfrau und seiner alternden, grämlichen Braut läßt ihn die Oede der Zukunft, die ihn an der Seite dieser ungeliebten Frau erwartet, verstärkt empfinden. Sein ganzes Sehnen geht danach, frei zu sein, aber sein Ehrgefühl verbietet es ihm, das Mädchen, an dem schon sein Bruder wortbrüchig geworden ist, unglücklich zu machen. Die Braut ahnt, wie wenig ihr Verlobter ihr gehört, aber sie ist zu egoistisch und zu wenig stolz, um ihn frei zu geben. Ein paar Mal hat sie ihm freilich angeraten, ebenso ehrlos an ihr zu handeln, wie sein Bruder, aber es geschah im Vertrauen auf seine Großmut. So stehen die Dinge im Anfang des Buches, die Lösung des Konfliktes ist nun die Handlung, die sich durch 269 Seiten hinzieht. Die folgenden Kapitel geben eine Beschreibung von dem Seelenzustand der Brautleute, der von Anfang bis zu Ende derselbe bleibt. Wandlungen, die die Lösung des Konfliktes motivieren, treten nicht ein, und als Arne Hoff endlich frei wird, weil auch bei ihm der Glückseligkeitsmus stärker ist als das Pflichtgefühl und er ein erneutes, bald ernst gemeintes Anerbieten seiner Braut, sich frei zu machen, annimmt, fragt man sich, warum man sich durch das ganze Buch hindurcharbeiten mußte, um zu dieser Lösung zu gelangen, die schon im fünften Kapitel hätte eintreten können; denn seine Liebe zu der schönen, jungen Frau Alfhild, die als ein wichtiges Moment für die Entscheidung gelten soll, beherrscht ihn doch schon von Anfang an, wenn er sich auch nicht über den vollen Umfang dieses Gefühls klar ist. Diese Schwäche des Aufbaues und der Mangel an innerer und äußerer Handlung und an individueller Auffassung der Personen und Verhältnisse lassen Frau Skrams letzten Roman ungewöhnlich farblos erscheinen; er nimmt den letzten Rang unter ihren bisher geschaffenen Werken ein.

*) Kopenhagen, Gyldendals Verlag, 1901.

Digitized by Google

Eine wertvollere und intereſſantere Leiſtung hat Bernt Lie in ſeinem Roman „Jn Knut Arnebergs Haus“ geboten*). Knut Arnebergs Haus iſt der Taubenſchlag, in dem die übermütige Künſtlerſchar mit der Ausnahmemoral ein- und ausfliegt. Lie hat in der Zeichnung der verſchiedenen Gäſte im arnebergſchen Hauſe eine glänzende Fähigkeit zum Charakteriſieren bewieſen. Seine Perſonen haben nicht den ſtarren Ausdruck der photographierten Geſichter, die man ſich nur in der vorgeführten Poſe denken kann; er weiß ſie dem Leſer ſo nah zu rücken, daß er ſie auch in den Situationen lebendig vor Augen hat, deren in dem Buche nicht beſondere Erwähnung geſchieht. Der über die Beſchreibung vorwiegende Dialog iſt überall originell gefärbt, oft geiſtreich und durch ſeinen Humor belebt. Die geſchickte Einführung der zahlreichen Perſonen, der Aufbau und die Gliederung zeugen davon, daß der Verfaſſer auch in der Technik erfolgreiche Studien gemacht hat. Die angenehme Empfindung, die ſich einem beim Leſen des Buches mitteilt, bewirkt wohl die Leichtigkeit der Darſtellung; man merkt nirgends die Mühe des Zuſammenſchmiedens, wie aus einem Guß ſteht das Werk da. Lies Phantaſie gleicht einem überreich beladenen Fruchtbaum, der, nachdem der Bedarf gedeckt iſt, noch ebenſo reich dazuſtehen ſcheint. Möge der junge Dichter noch lange aus dem Vollen herausgreifen können und der würdige Nachfolger ſeines Onkels, Jonas Lie, bleiben.

Jn Deutſchland bisher weniger bekannt iſt der Autor Peter Egge, der mit ſeiner Komödie „Jacob und Chriſtoffer“ einen ungewöhnlichen Erfolg erzielt hat. Das Werk trägt einen durchaus volkstümlichen Charakter, philoſophiſche Probleme und pſychologiſche Konflikte werden nicht darin gelöſt. Die Handlung iſt einfach. Der arme Jacob hat die 5000 Kronen gefunden, die ſein Bruder, der reiche Fiſch- und Heringshändler Kriſtoffer Ringen verloren hat; Jacob, ein durchaus ehrlicher, aber ſchwacher Menſch, läßt ſich von einem ſchlechten Weibe verleiten, das Geld zu behalten. Er verſteckt es, wird aber von dem Höker Benjamin Flock, einem durchtriebenen Schuft, ertappt, der ſein Mitwiſſen durch Erpreſſungen ausbeutet. Jacobs Diebſtahl wird ſchließlich doch entdeckt, aber die Bruderliebe trägt den Sieg über die Leidenſchaft für den Mammon davon, die Brüder ſinken ſich gerührt in die Arme und krönen die Verſöhnung durch die Verbindung ihrer beiden Kinder.

Dieſe einfache Jntrigue hat Peter Egge mit ſeinem durchaus perſönlichen Beobachtungsvermögen, ſeiner Beanlagung zu ſeiner Satire, ſeiner Abneigung gegen alles Konventionelle und ſeiner großen Fähigkeit, zu individualiſieren, in ein neues Gewand zu kleiden gewußt. Alles Senſationelle vermeidend, wußte er die Handlung ſo zu beleben, daß man den Vorgängen mit Spannung und Jntereſſe folgt.

Die ſchönſte Frucht der letztjährigen Ernte auf dem Gebiet norwegiſcher Litteratur iſt ohne Zweifel Sigbjörn Obſtfelders gedankenreiche letzte Arbeit „En Praests Dagbog“, zu deutſch „Tagebuch eines Prieſters“. — Ja, leider, leider ſeine letzte Arbeit, denn Sigbjörn Obſtfelder iſt im Herbſt 1900 im Alter von 34 Jahren geſtorben. Welch unerſetzlichen Verluſt die norwegiſche Litteratur durch ſeinen Tod erlitten hat, beweiſt ſein Abſchiedswort aufs neue. Es ſind die Aufzeichnungen eines an ſeinem Glauben irre gewordenen Prieſters. Gedanken, aus eigenſter Anſchauung geboren und in Formen geprägt, deren Relief ſich noch nicht durch den allgemeinen Gebrauch abgegriffen hat. Auch in ſeinem letzten Werk iſt er ganz er ſelbſt geblieben, der träumeriſche hyperſubjektive Dichter, aber er iſt über ſeine früheren Dichtungen hinausgewachſen, er iſt von der perverſen Ueberfeinerung, bei der er in ſeiner krankhaften Vorliebe für alles Morſche, Gebrechliche angelangt war, zu geſunder Freude am ſprießenden Leben zurückgekehrt. Wie ſehr dieſe innere Umwandlung ſeiner Dichtung zum Vorteil gereicht, läßt das „Tagebuch eines Prieſters“ erkennen. Doppelt tragiſch iſt es, daß gerade zu dieſer Zeit der Tod ſeinem Schaffen ein Ende geſetzt hat.

Norwegen hat in Obſtfelder ſeinen größten modernen Lyriker begraben, und der Verluſt erſcheint um ſo herber, wenn man einen muſternden Blick über ſeine Autorenreihe gleiten läßt, und den einzelnen auf die Leiſtungen hin prüft, die noch von ihm zu erwarten ſind: Jbſen und Björnſon haben ihren Epilog geſchrieben. Jonas Lies letzte Arbeiten laſſen befürchten, daß ſeine dichteriſche Kraft im Hinſterben begriffen iſt. Kielland ſcheint völlig aus der Oeffentlichkeit zurückzutreten. Knut Hamſun iſt verſtummt. Garborgs letztes poetiſches Erzeugnis, „Der verlorene Vater“, klingt auch wie ſein Epilog. Die Parteiſtreitigkeiten ſcheinen ſein Gemüt zu verbittern, ſo daß die Freude am künſtleriſchen Schaffen in ihm erloſchen iſt.

Die Reihen der Kämpfer, die für Norwegen den erſten Platz in der Weltlitteratur erſtritten und durch mindeſtens ein Jahrzehnt behauptet haben, beginnen ſich bedenklich zu lichten. Beſitzt aber das in innerem und äußerem politiſchem Zwiſt ſich aufzehrende Land die Kraft, eine zweite Generation von Jbſens, Björnſons, Garborgs und Lies zu zeugen? —

*) Deutſche Ausgabe bei Albert Langen, München. 371 S. M. 4,— ℔ 5,—).

Eine kritiſche Frage.

Haben Sie den neuen Roman von X. geleſen, gnädige Frau?“

„Aber gewiß, Herr Doktor. Er iſt ungeheuer ſpannend.“

„Nicht wahr? Und der Charakter der Heldin — — wie heißt ſie nur ſchnell?“

Die gnädige Frau weiß den Namen der Heldin des Buches und hilft dem Doktor in ſeiner Rede weiter. Und nun entſpinnt ſich zwiſchen den beiden ein Geſpräch, das nahezu zwanzig Minuten in Anſpruch nimmt. Beide Teile entwickeln eine große Sachkenntnis, entſinnen ſich genau einzelner beſonders bemerkenswerter Partieen und Aeußerungen des Buches. Dann nimmt der Doktor ſeinen Hut und empfiehlt ſich, und die gnädige Frau ſtreckt ſich auf einer Chaiſelongue aus, die Arme unter dem Kopfe gekreuzt. Und beide denken nun, er auf der Gaſſe, während er eine Zigarre in Brand ſteckt, ſie, indem ſie ein allerliebſtes kleines Gähnen unterdrückt: Nun ſoll jemand glauben, daß ich das Buch nicht geleſen habe!

Digitized by Google

Sie haben es beide nicht gelesen — trotz der verblüffenden Sicherheit, mit der sie selbst über manche geringfügige Details sprachen. Wozu auch? Man hat doch seine lieben Zeitungen. Und da ist schwarz auf weiß zu lesen, was an diesem Buche zu loben und was zu tadeln sei; und — was die Hauptsache ist: haarklein ist der ganze Inhalt wiedergegeben, die ganze Handlung erzählt. Es ist nicht immer so, aber selten ist es anders. Wozu da noch das Buch lesen, es sich ausleihen oder gar kaufen?!

Darum ein Wort für die Autoren, Verleger und Buchhändler. Ist es denn der Zweck der Kritik, ihre historische Aufgabe, diese drei Berufe materiell zu schädigen, den Buchhandel, der in deutschsprechenden Landen so sehr im Argen liegt, völlig brach zu legen? Und es scheint mir über jeden Zweifel erhaben, daß dieser Uebelstand zum großen Teile gerade der erwähnten Art der Besprechungen zu danken ist. Ist das nötig? frage ich. Mir will es scheinen, als käme da in erster Linie die Frage in Betracht: ist der Autor oder der Kritiker von Beruf Erzähler? Ich glaube, jedermann wird die Frage dahin beantworten: der Autor. Und mit diesem Zugeständnis ist eigentlich die wiedererzählende Kritik schon gerichtet. Es ist damit zugleich anerkannt, daß die Kritik, die die hohe Aufgabe hat, in Erfüllung eines gerechten Richteramtes Verdienste zu würdigen, Fehler bloßzustellen und so das Lesepublikum allmählich im Selbstdenken und Selbsturteilen zu unterweisen, seinen Geschmack zu läutern, diese ihre Aufgabe nicht erfüllt, ja, die gegenteilige Wirkung erzielt. Denn die in wenige dürre Worte zusammengedrängte bloße Wiedergabe einer großen Handlung, eines ganzen psychologisch erforschten und begründeten Entwicklungsganges vermag kein richtiges Bild aus dem Vollen zu schaffen. Könnte sie es, dann fort mit Romanen, Novellen und ähnlichen langweiligen Produkten! Eine flüchtige Skizze genügt dann, und es lebe der Telegraphenstil! Dann wäre auch die Technik der Hypermodernen, die in wenige abgrundtiefe, abgerissene Worte und zahllose neuerdachte Interpunktionen faustische Lebensmysterien und tiefliegende Seelenkonflikte zu bannen denkt, der Höhepunkt, die Blüte der Schaffenskunst.

Gegen eine solche Annahme sträubt sich die ernste Kritik wohl selbst. Wozu also die exzerpierte Inhaltsangabe? Das ist nicht anders als das Zur-Schau-Stellen eines herrlichen Falters, dem man den ganzen Schwingenstaub und damit all seinen Reiz, all seine Schönheit geraubt hat. Denn der schimmernde Schmelz eines Kunstwerkes beruht ja lediglich auf der Schönheit der Bilder, dem plastischen Wohlklange der Sprache, der individuellen Art der Darstellung. Und das alles findet der Leser in der Besprechung des Werkes nicht wieder. Wohl aber darf und muß er verlangen, den Gedanken wiederzufinden, der dem Werke zu Grunde liegt und ihm seine Daseinsberechtigung, seinen inneren Wert verleiht. Diesen zu ergründen und zu prüfen, ist das Recht der Kritik und ihre Aufgabe, damit sie auf Grund einer solchen gewissenhaften Prüfung dem Publikum mahnend zurufen kann: „Laßt Euch nicht von der schönen Schale belügen! Der Kern ist hohl!“ oder: „Seht über kleine äußere Mängel hinweg! Der Kern ist gut!“ oder endlich: „Genießet! So schön die Schale, so gut der Kern!“ Daß bei dieser Gedankenprüfung der rote Faden der Handlung verfolgt, die Quintessenz des Inhalts miterwogen werden muß, ist nur natürlich und billig. Damit aber sei dem Stoffe des Werkes auch Genüge gethan, und nun komme der Kritiker selbst zu Wort in seinem Beruf als Richter!

Da es mir lediglich darum zu thun ist, einen Stein, der schwer auf den Autoren und ihren Mitleidenden lastet, ins Rollen zu bringen, widerstehe ich der großen Verlockung, dies Thema weit auszuspinnen, und stelle nur noch die Unterfrage: Wie steht es mit der Theaterkritik?

Das eingangs erwähnte typische Gespräch mag ebenso gut ein Theaterstück behandeln. Ja, die Sachkenntnis der beiden Personen wird womöglich noch verblüffender sein, ob sie auch beide das Bühnenwerk weder in der Buchausgabe lasen, noch seiner Aufführung beiwohnten. Nicht das größte Schauspielhaus der Welt faßt alle jene, die nach der Erstaufführung eines Stückes über dieses zu sprechen und zu urteilen wissen. Leicht möglich ist es dagegen, daß die betreffende Vorstellung ungewöhnlich schwach besucht war, und daß ein Werk, über das vielleicht Tausende, ob nun anerkennend, ob absprechend, zu reden wissen, nach kurzer Zeit wegen der Teilnahmslosigkeit des Publikums aus dem Spielplane schwinden muß. Und das nur dank den Kritiken, die an dem der Aufführung folgenden Morgen oder einen Tag später Spalten und Spalten der Tagesblätter füllten! Und wenn nun das Werk Sensation macht und Tagesgespräch wird, so daß es für den Gesellschaftsmenschen einfach „Ehrensache“ ist, mitreden zu können? Ja, dann müßte der Gesellschaftsmensch eben die Vorstellung aufsuchen, müßte dem Autor wie dem Theaterdirektor und den Darstellern nebst allfälliger Anerkennung noch für geistige und materielle Ausgaben Entgelt zollen; er müßte es und thäte es, wenn — — ja, wenn er es eben nötig hätte. Aber er hat es nicht nötig; denn er ist Zeitungsabonnent und kann sich um Kupfer dasselbe Wissen aneignen, denselben Ruf eines Kunstfreundes schaffen, den er sonst um Silber teuer erkaufen müßte. Ich frage wieder: ist das nötig und richtig? Bringt ein solcher Wiedererzähler außer empfindlichem Schaden noch irgendwelchen Nutzen? Und wieder kann die Antwort nicht anders lauten als: nein. Je umfangreicher die Besprechung, um so angenehmer für jeden der Beteiligten. Aber dem Umfange muß der Inhalt gewachsen sein. Und der Inhalt einer Besprechung ist nicht mit dem Inhalte eines besprochenen Werkes identisch; im Gegenteile, je reicher die Inhaltsangabe des Werkes, um so ärmer der Inhalt der Besprechung. Auch hier würde eine eingehende Zerlegung des Themas zu weit führen und die mir gesteckten Grenzen überschreiten. Doch — einen Vorschlag. Die sogenannten Enquêten sind ja zur Zeit so beliebt. So hält vielleicht unsere Zeitschrift bei den hervorragendsten Autoren, Theaterleitern und Verlegern Umfrage und teilt ihrem Leserkreise, zu dem ja sicherlich auch viele Kritiker zählen, freundlichst mit,

a) welche Ansichten die Befragten in dieser Angelegenheit äußerten, und

Digitized by Google

b) (Eventualfrage) in welcher Art sie sich eine ihrem Zweck erfüllende Kritik denken.

Weleslavin (Böhmen). *Fr. W. v. Oesteren.*

* *

Wir nehmen diese Anregung gern auf, ohne die hier gegebene Darstellung der Verhältnisse in jedem Punkte für richtig zu halten. Die Frage, wie weit die Kritik eines dichterischen Werkes in der Wiedergabe seines Inhalts gehen soll oder darf, ist schon aus rein praktischen Gründen wichtig genug, um zur Erörterung gestellt zu werden. Wir werden uns also erlauben, die hier abgedruckte Zuschrift einigen Autoren, Theaterleitern und Verlegern mit der Bitte vorzulegen, sich aus ihren persönlichen Erfahrungen heraus dazu zu äußern. Da aber an dieser Frage nicht nur diejenigen ein Interesse haben, über die, sondern auch diejenigen, für die Theater- und Buchkritiken geschrieben werden, also das lesende Publikum selbst — das doch wohl nicht überall so unmündig und bequem ist, wie Herr v. Oesteren es kennen gelernt hat — so bitten wir auch unsere Leser, ihre Meinung vor allem darüber auszusprechen: ob und unter welchen Umständen Inhaltsangaben eines Werkes — sofern die Kritik es empfiehlt — mehr die Wirkung haben, zum Selbstlesen anzuregen, oder mehr, davon abzuhalten? Es läge uns daran, über diesen Punkt möglichst viele — nicht anonyme — Stimmen zu sammeln. Das Ergebnis der Stimmenabgabe soll in einem späteren Heft mitgeteilt werden. Die Redaktion.

Proben und Stücke.

Gedichte.

Von **Gustav Kühl** (New York).*)

Glöcknerin.

Die Glocke hing als wie im Bann,
Von keinem Wind beschwingt.
Jetzt pochen deine Finger dran —
Wie das gleich klingt!
In warmen Wellen zittert es,
Und leise lenzgewittert es
In meinem Turm.

Dein blitzschmales Auge späht
Hinunter ins Blütenland,
Die Gärten flammen, die Erde steht
Lichterloh in Brand,
Hörst du, wie es schon saust und braust?
Schnell nimm das Tau in die kleine Faust
Und läute Sturm!

Sonnenblick.

Seit vierzehn Tagen schien sie nicht
Auf meinen Tisch. Jetzt plötzlich schrägt
Ein Schatten quer durch meine Schrift,
Und zärtlich spielt ein warmes Licht
Um meine Hand und wirrt mir die Gedanken.

Ich weiß, es ist von dir kein Gruß,
Und doch, mein Herz ist so bewegt,
Ich muß für diesen Sonnenkuß,
Er ist so ganz wie du, ich muß
Für diesen Glanz auf meiner Hand dir danken.

Die Blume.

Die Blume, die du mir gegeben hast,
Sie liegt gepreßt, ich weiß nicht, irgendwo
In einem Buche, das mir teuer ist.
Die alte Gisbel hab' ich nun durchsucht,
Den Zarathustra und den Eckermann
Und jedes and're mir verwachs'ne Buch,
Blätter genug — ich fand die Blume nicht.
Manch liebes Mal sog sich mein Auge fest,
Als schimmerte dein Antlitz durch die Schrift;
Dann wieder war mir wie dem dürren Kraut,
Auf das ein Tropfen Morgentaus vom Baum
Herniederregnet und den Durst belebt
Und nimmer gleich dem Himmelsregen ist.
Die Gisbel hab' ich nun durchsucht umsonst,
Den Zarathustra und den Eckermann,
Den Hölderlin und jedes and're Buch,
Und doch, die Blume, die du mir geschenkt,
Sie liegt versteckt, ich weiß es, irgendwo.

Warum hast du mir nie gesagt?

Warum hast du mir nie gesagt,
Ob du mich ließt?

Warum hab' ich dich nie gefragt,
Ob du mich ließt?

Nun lauf' ich durch die dumme bunte Welt,
Nun ist das Herz mir so verzagt,
Ob du mich ließt!

Hielt' ich nur wieder deine weiche Hand!
Dann gerne — bleib' es ungesagt,
Ob du mich ließt.

Mit den Zeiten.

Als ich dich kennen lernte,
Da war deine Hand wie Elfenbein,
So glatt und weiß und rosenweich,
Und ich zitterte, wenn ich zu dir ging.

Noch sind deine Hände weich und weiß,
Aber viele, viele Fältchen,
Ganz winzige Fältchen mustern sie,
Und du zitterst, wenn ich von dir geh'.

*) Aus: „Wimpel und Winde". Berlin, Schuster u. Loeffler, 1901. (S. d. Besprechung auf Sp. 1645.)

Besprechungen

Weltanschauungen.

Von **Eduard Gerz** (Potsdam).

(Nachdruck verboten.)

So sehr sich in der neueren Philosophie die Ueberzeugung befestigt hat, daß die menschliche Vernunft

Digitized by Google

ewig unfähig bleiben wird, die letzten Welträtsel zu lösen, so wenig ist man sich darüber einig, an welchem Punkte das Wissen aufhört. Man zweifelt heute mehr und mehr, ob Kants Grenzbestimmung haltbar, ja ob er das Erkenntnisproblem überhaupt richtig gefaßt habe. Dies meinte wohl auch Goethe schon, als er schrieb, „man solle ein Unerforschliches voraussetzen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Grenzlinie ziehen.“ Doch auch Kant räumte ein: „Ins Innere der Natur dringt Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen, und man kann nicht wissen, wie weit dieses mit der Zeit gehen werde.“ Vielleicht würde er die jüngsten Versuche, freiere Gesichtspunkte zu gewinnen und die Grenzen der Erkenntnis hinauszurücken, nicht halb so schroff abgelehnt haben, wie es seine Schule thut. Die Wissenschaft ist jedenfalls verpflichtet, ihnen mit unbefangener Prüfung gegenüberzutreten.

Ein philosophisches System, das hohe Beachtung verdient, ist „Der positive Monismus und das einheitliche Prinzip aller Erscheinungen.“ Von Gustav Ratzenhofer. (Leipzig, F. A. Brockhaus 1899. M. 4.—). Als unanständig betrachte ich den Grundsatz dieses Denkers, „daß unser gesamtes Wissen nur Naturerkennen und alle Wissenschaft nur Naturwissenschaft ist“, daß also „die unabhängig spekulierende Philosophie dauernd hinabsinkt als ein überwundenes Stadium der intellektuellen Entwicklung“. Nicht identisch ist Ratzenhofers Standpunkt mit dem comtischen Positivismus, der jede Erklärung des Wesens der Dinge zurückweist, ja selbst eine Erkenntnistheorie für unmöglich hält, nicht einmal den Kausalbegriff gelten läßt und richtiger als Relativismus bezeichnet werden kann. Als Monist befindet Ratzenhofer sich sogar in schroffem Widerspruch zu Comte, da dieser alle Versuche, die Naturerscheinungen auf ein einziges Gesetz zurückzuführen, als Vermessenheit ansieht. Nach dem Umfang, wenn auch nicht nach dem Ausbau seiner Weltanschauung könnte man ihn eher mit Herbert Spencer vergleichen, der freilich Comtes agnostischen Ausgangspunkt teilt. Seinen unmittelbaren Vorläufer hat der „positive Monismus“ in Oswalds „Energetik“; denn auch er leugnet die Realität der Materie. Hierin stimmt er mit Kant überein; aber er weicht sofort von diesem ab, indem er als das Wesen, das hinter den Erscheinungen liegt, die Urkraft hypostasiert, von der er den er als wirklich angenommenen Raum erfüllt denkt. Sie bleibt uns zwar ewig ein Rätsel, ist aber die einzige zulässige und denkmögliche transcendente Vorstellung über die Wesenheit des Dinges an sich. Ihren Begriff entnimmt er dem Gesetz von der Erhaltung der Energie, das also seinem System zu Grunde liegt. Den Einwurf, daß sie einen materiellen Träger haben müsse, erklärt er für ein Vorurteil; der Materienbegriff sei ein Ueberrest des Fetischismus. Die Urkraft wirkt mit einheitlicher Gesetzmäßigkeit, und die Erscheinungswelt, als ihre alleinige Emanation, beruht auf einer überzeugenden Kausalität von Bedingungen und Notwendigkeiten. Mit ungemeinem Scharfsinn wird die Bewegung der Atomkräfte physikalisch begründet. Zum Ausbau seiner Entwicklungstheorie zieht Ratzenhofer die Nebularhypothese von Kant-Laplace herbei. Das Leben betrachtet er als eine nach den gegebenen kosmischen und geologischen Bedingungen notwendige Wirkung der Kontraktions- und Repulsions-Energie; das Rätselhafte desselben liege nicht in dem Entstehen, sondern sei bereits in dem Geheimnis der Urkraft vorweggenommen. Es sei die Aufgabe der physiologischen Chemie, den sogenannten Lebensvorgang aufzuklären. Der Begriff „Leben“ beruhe überhaupt nur auf den Mängeln der Einsicht und ihrer mechanischen Hilfsmittel; in Wahrheit lehre uns der Ueberblick über das Werden, daß wir überhaupt nur beliebte Gebilde kennen; d. h. es sei nicht wahrscheinlich, daß eine Grenze zwischen der organischen und der anorganischen Welt bestehe. Das Bewußtwerden sei nur der vornehmste Ausdruck des Lebens. Es liegt auf der Hand, wie vieles in dieser Theorie unbewiesen und vielleicht ewig unbeweisbar ist. Und Ratzenhofer giebt auch selbst zu, es könne in seiner Hypothese vieles vergriffen und manches unhaltbar sein. Aber in seiner Methode erblickt er die Grundpfeiler künftiger Wissenschaftlichkeit. Sicherlich wird die philosophische Forschung es nicht umgehen können, sich ernstlich in seinen Gedankengang zu vertiefen.

Einen Versuch, den an sich ganz negativen Begriff des Atheismus mit einem positiven Inhalt zu erfüllen, stellt das Buch von Robert Minlos dar: „Der Atheist. Eine Stimme aus dem Osten.“ (Berlin, Ferdinand Dümmler 1900. M. 2,—). Das philosophische Denken der neueren Zeit ist in seinen Hauptsystemen, so verschieden auch ihre Richtung, durchweg atheistisch. Kant meint zwar, obwohl er das Dasein einer Gottheit nicht für beweisbar hält, es sei apodiktisch gewiß, daß niemals irgend ein Mensch auftreten werde, der das Gegenteil mit dem mindesten Scheine, geschweige dogmatisch behaupten könne. Trotzdem muß der Kritizismus, wenn er konsequent allen Dogmatismus verwirft, die Berechtigung des Atheismus zugeben, solange dieser sich darauf beschränkt, den Dogmatismus der theistischen Welterklärung abzulehnen. Aber die Grundlage einer positiven Weltanschauung kann solch eine bloße Negation nicht bilden, sondern nur einen ihrer Bestandteile. Wer dem Leben ohne Gott eine Richtschnur geben will, muß auf die Voraussetzungen zurückgreifen, aus denen der Atheismus erwachsen ist. Diese können von mannigfaltiger Art sein, empirisch oder metaphysisch; und für welche der Einzelne sich entscheidet, das hängt erfahrungsgemäß nicht von der Logik der reinen Vernunft ab, sondern viel mehr von den Imponderabilien der Persönlichkeit. Minlos verfährt eklektisch im Unterbau wie im Ausbau seines Systems, das dadurch einen etwas buntscheckigen, stillosen Charakter erhält. Er giebt zu, daß bei der Begrenztheit des Erkenntnisvermögens jede Weltanschauung im letzten Grunde auf Glauben beruhe; das Glaubensbekenntnis aber, das er ablegt, bezeichnet er selbst als „Materialismus in seiner krassesten Form“. Die Ideen sind nach ihm materiell, sind ein „sublimierter logischer Prozeß“. Von hier aus gelangt er in kühner Spekulation dahin, den Materialismus als die wissenschaftliche Grundlage des Idealismus zu bestimmen. Den Grundtrieb unseres und überhaupt des animalischen Lebens erblickt er im „Willen zur Lust“. Aus dieser Quelle stammt auch die Vernunft, die nur ein sublimierter Instinkt, ein bewußter Selbsterhaltungstrieb ist, und da im vernunftbegabten Menschen die Vorstellung des Ganzen, die Idee der Menschheit reift, so finden wir in ihr die letzte Wahrheit, die letzte größte Lust, die Erlösung, in der bewußten Ueberwindung des Einzelwillens für den Gesamtwillen der Menschheit. Dies ist der Einklang des Ganzen mit den Teilen, die Harmonie, aus der sich endlich das ästhetische Gefühl entwickelt, das zur Schönheit, zur schönen That führt. Hier wird mit Verwertung schillerscher Ideen die vorher schon erreichte Sozialethik wieder in individualistische Geschmacksmoral aufgelöst. Trotzdem ist die schließliche Gesamtanschauung in hohem Grade idealistisch; nur wird man nicht behaupten können, daß jeder Atheist logisch zu denselben Ergebnissen gelangen muß.

Einem spekulativen System, das zugleich idealistisch und realistisch ist, entstammen die philosophischen Essais von Robert Schellwien, die uns unter dem Gesamttitel „Wille und Erkenntnis“ (Hamburg, Alfred Janssen, 1899. M. 2,40) vorliegen. In seinem vor mehr als zwanzig Jahren erschienenen Hauptwerk geht Schellwien vom Bewußtsein aus und betrachtet alle Dinge als dessen integrierende Bestandteile, während andererseits doch wieder ganz auf der sinnlichen Wahrnehmung fußt; das Bewußtsein aber leitet er aus dem Willen her. Der letztere ist indessen nicht Schopenhauers Wille, von dem er als von einem metaphysischen Dinge nichts wissen mag; ebensowenig ist es Nietzsches gleichfalls metaphysischer Wille zur Macht: dieser sei ungenießbar durch die „darwinistische Sauce“, in der er schwimme.

Digitized by Google

Da Schellwien nämlich den Willen für die der Erfahrung voranstehende schöpferische Ursache hält, sieht er die umgekehrte Weltanschauung, deren neueste Phase die darwinistische sei, ebenso wie jede naturalistische Kausalitätstheorie als vernunftwidrig an. Bei ihm handelt es sich um den selbstgewissen Willen der Persönlichkeit, den menschlichen Willen, der ihm einerseits als Individualwille gilt, andrerseits als Allwille, beides in gegenseitiger Durchdringung. Freilich würden wir auch seine Auffassung des Allwillens zu den metaphysischen rechnen müssen, selbst wenn er sich nicht bis zum dogmatischen Pantheismus und zum Freiheitsbegriffe verstiege. Sehr interessant sind trotzdem die Schlaglichter, die er vom Standpunkt seines Systems auf verwandte Philosophen wie Stirner, Schopenhauer und Kant wirft. Von dem letztgenannten ging er wohl aus; aber er leugnet, daß das „Ding an sich“ ein Grenzbegriff sei, vielmehr begreift nach ihm der Erkenntniswille sich selbst „als Ding an sich in nachschöpferischer Thätigkeit“. Lehrreich ist auch in dem letzten Aufsatz seine Auseinandersetzung mit dem gemeinen Menschenverstand, der zwar nur eine Seite der Wahrheit enthülle, mit dem aber jede vollkommene Gestalt der Wahrheit in Einklang bleiben müsse. Kant war mit Recht mißtrauisch gegen diesen Zeugen, der so oft als Urteil ausgiebt, was eine historische und ethnologische Betrachtung als ererbtes Vorurteil erkennen lehrt. Zu rühmen ist in allen neun Essais die Klarheit und Gedankenschärfe des Vortrags. Sie hätte sich kaum erreichen lassen, wenn der abstrakte Stoff dem Verfasser nicht in Fleisch und Blut übergegangen wäre. Auch diese Aufsätze sind Bekenntnisse eines lebendigen Glaubens.

Zum Schlusse möchte ich die Leser noch mit vier kleinen, bei Max Spohr in Leipzig erschienenen Schriften von Dr. med. Norbert Gradowsky bekannt machen. Ihre Titel, die für den unverkürzten Abdruck an dieser Stelle zu umfangreich sind, lauten in der Hauptsache: 1. „Die Wissenschaft von Gott und Leben nach dem Tode. Erstmals seit den fünf Jahrtausenden menschlichen Geistesstrebens endgiltig begründet.“ (1900.) 2. „Die Lösung der Welträtsel. Ein Reformbuch aller Religion, Wissenschaft und Kunst.“ (2. Aufl. 1901.) 3. „Enthaltsamkeit und die außerordentliche Bedeutung des sittlich-enthaltsamen Lebens für unser eigenes Wohl wie das der Allgemeinheit.“ (2. Aufl. 1901.) 4. „Kant, Schopenhauer und Dr. Gradowsky oder: Wie das deutsche Volk dem Philosophen dankt, der vollendet hat, was Kant und Schopenhauer vergebens erstrebten.“ (2. Aufl. 1901.) Wir dürfen den Inhalt dieser Arbeiten zusammenfassend betrachten, da jede einzelne große Teile des Gedankenganges der übrigen mit anderen Worten wiederholt. Obwohl drei von ihnen in zweiter Auflage vorliegen, beklagt der Verfasser sich bitter, daß man ihn bisher so gut wie ignoriert habe, und erklärt die an ihm geübte Handlungsweise für geradezu verbrecherisch. Trotz ungewöhnlich bescheidener Ansprüche an das Leben befindet er sich in Not, während er doch ein Recht zu haben glaubt, zu verlangen, nicht nur, daß man ihn beachte, sondern auch, daß man ihn materiell fördere und es ihm dadurch ermögliche, ungestört seinen Ideen und ihrer Ausbreitung zu leben. So versetzt er die Kritik in eine peinliche Lage. Um ihm gerecht zu werden, müssen wir die erkenntnistheoretischen Denkergebnisse der wissenschaftlichen Philosophie vergessen. Was er uns bringt, ist Metaphysik, an die wir den Glauben verloren haben. Er reiht sich unmittelbar an die alten Mystiker, denen das innere Licht die Wahrheit enthüllte. Von Kant urteilt er, dieser habe nichts Positives geleistet; auch sei er einfach unbesonnen; sein einziges, lediglich negatives Verdienst bestehe darin, den Irrtum aufgedeckt zu haben, als ob das bloße Denken zum Erfassen der Wahrheit genügte. Er selbst führt den, wie er meint: bahnbrechenden Nachweis, daß nur die Verschmelzung von sinnlichem Wahrnehmen und Denken die höchste Erkenntnisform sei, die er auch als die Liebe bezeichnet. Thatsächlich handelt es sich dabei um die Intuition. Sie liefert uns den Beweis für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Was Schopenhauer betrifft, so habe dieser zwar die Größe unseres Daseinselends betont, aber den Grund desselben nicht im geringsten erklären können. Nach Gradowsky beruht er auf dem Gesetz von der Erhaltung der Energie, und zwar hat es damit folgende Bewandtnis: „Gott . . . repräsentiert eine gewisse Summe Seligkeit, die stets dem Grade nach dieselbe bleibt . . . Nun schafft Gott immer neue Weltwesen. Würden diese von Anfang an selig sein, so würden immer neue Seligkeitswerte produziert werden, das gesamte Weltall also immer an Seligkeit zunehmen. Das ist aber unmöglich. Folglich muß, wenn doch immer neue Seligkeitswesen entstehen sollen, ein Ausgleich stattfinden. Der Ausgleich beruht darauf, daß jeder Weltenbürger genau in demselben Grade, als er nach dem Tode Seligkeit empfängt, hienieden den Schmerz auf sich nehmen muß.“ Die Bedeutung dieser Märchenphantasieen hält der Verfasser für eine „von keiner anderen geistigen Entdeckung, die für die Menschheit gemacht worden, jemals erreichte“. Er glaubt übrigens, daß zur höchsten Erkenntnis nur der ethisch am höchsten stehende Mensch gelange, und für religiöse Erkenntnis mag das wohl richtig sein; auch stimmt es mit dem asketisch-mystischen Grundzug seiner Denkart überein, die als unsere wahre Bestimmung das geistige Immenleben gefunden hat. Als persönliche Offenbarung eines solchen geistigen Immenlebens und als wahrhaftiges Zeugnis einer nach dem Höchsten ringenden Menschenseele scheint mir dieser Teil seiner Philosophie bemerkenswert, so wenig ich deren Methode und theoretische Ergebnisse zu billigen vermag. Es muß auch anerkannt werden, daß er seinen Standpunkt hin und wieder, besonders in der zweiten Arbeit, mit großem schriftstellerischem Geschick zur Darstellung bringt.

Neue Brief-Sammlungen.

I.

Lichtenberg.

Lichtenbergs Briefe. Herausgegeben v. Albert Leitzmann u. Carl Schüddekopf. I. Bd. 1765—1781. Leipzig, Dieterich (Theod. Weicher) 1901. 8°. M. 10,— (12,50).

Wer liest heutigen Tages noch Lichtenberg? Der Litterarhistoriker selbstverständlich; sonst aber im größeren Publikum — seien wir ehrlich — sehr wenige. Die wenigen aber sicher mit immer neuem Gewinn und Genuß. Denn dieser Schriftsteller hat die seltene Gabe, dadurch, daß er viel sagt und mehr noch verschweigt, in den Lesern das Gefühl zu wecken, als hätten sie selbst gar manches aus Eigenem noch zu dem Gedruckten hinzugethan. Und das schmeichelt jedem.

Die spärlich vorhandenen Kenner und Verehrer Lichtenbergs nun werden es froh begrüßen, daß eine neue Quelle zur Erkenntnis dieses geistvollen Autors aufgethan ist. Es liegt der erste Band der Sammlung seiner Briefe vor, der uns an dem Verfasser manche neue Seite zeigt, manches Rätsel löst, manches auch knüpft.

Zwar hatte ja die Sammlung der Vermischten Schriften Lichtenbergs 1846 und 1847 im 7. und 8. Bande anscheinend alle erreichbaren Briefe vor dem Publikum ausgebreitet. Aber ein Blick in die jetzige Gesamt-Ausgabe genügt, um zu zeigen, wie viel noch im Verborgenen ruhte.

Soll man dem Register dieses neuen Codex epistolaris trauen, so wären von den 298 Briefen des ersten Bandes 159 bisher ungedruckt gewesen. Aber diese Zahl ist noch zu niedrig gegriffen; die Herausgeber sind mit ihren * und † nicht immer ganz korrekt verfahren.

Digitized by Google

Ferner aber liegt der Wert der neuen Ausgabe durchaus nicht nur in der numerischen Bereicherung; es sind vielmehr auch die bereits veröffentlichten Briefe, die früher aus begreiflichen oder unbegreiflichen Rücksichten verkürzt oder entstellt worden waren, hier zum ersten Mal so getreu wie möglich mitgeteilt: mit ihren Anreden, Grüßen, Unterschriften und Adressen, in ihrem ganzen Umfang, unter Bewahrung ihrer sprachlichen Eigenheiten und ihrer Orthographie, diswilen mit Richtigstellung des Datums. So viel man erkennt, ist die Sammlung vollständig; nur hätte man die Fragmente des lichtenbergischen Briefes, die Kästner in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1775, 97 abgedruckt hat, aufnehmen sollen. Daß die Korrespondenz mit Ljungberg sich eines Tages noch anfindet, wollen wir hoffen.

Die beiden Herausgeber haben einen großen Sammelfleiß und auch ein gutes Finderglück an den Tag gelegt. Werden auch die rein wissenschaftlichen Briefe Lichtenbergs, die mit Notizen geschäftlichen Inhalts gegen das Ende des ersten Bandes zunehmen, nur einen beschränkten Leserkreis finden, es war doch gut, sie aufzunehmen.

Bedenklicher ist es schon, daß der Korrespondent über ein und dasselbe Erlebnis an verschiedene Freunde mit fast den gleichen Worten diswielen zwei-, drei-, viermal berichtet. Da packt wohl den Leser gelegentlich die Ungeduld. Aber schließlich sagt er sich: es war unmöglich, hier zu kürzen, ohne zugleich ein schlimmeres Uebel, die Lückenhaftigkeit, an die Stelle der Ueberfülle treten zu lassen. — Den Kommentar haben Leitzmann und Schüddekopf auf das Allernotwendigste beschränkt; sie hätten sogar die mannigfachen Verweise auf Pütters Gelehrtengeschichte von Göttingen getrost in das Schlußregister zum zweiten Band verweisen können.

So liegt nun die erste Hälfte eines reichen Gelehrten- und Schriftstellerlebens in Briefen vor uns. Aber es ist nicht so sehr der witige Autor, noch weniger der treffliche Experimentalphysiker, der uns dadurch näher tritt, sondern es ist der Mensch Lichtenberg, den wir jetzt besser verstehen und lieb gewinnen müssen. Wir folgen ihm im ersten Bande nach Gießen und Göttingen, begleiten ihn 1770 auf seiner ersten englischen Reise, nehmen teil an seiner Vermessung des Königreichs Hannover 1772/73 und seiner zweiten Reise nach London 1774/75, um dann die stillere Zeit in Göttingen nach bis Ende 1781 zu erleben. Viel kulturgeschichtliches Detail bietet sich uns dabei über die Orte, wo Lichtenberg sich aufhielt: Göttingen, Hannover, Osnabrück, Hamburg, Stade und London. Zwei Städte interessieren uns zumeist. Zunächst die Universität des Königreichs Hannover mit ihrem regen wissenschaftlichen Streben, leider aber auch mit ihrem unliebsamen Professorenzank, über das der Briefschreiber S. 378 mit trauriger Lustigkeit berichtet. Und weiter fesselt uns London; und wir freuen uns, zu hören, daß die Berichte in Lichtenbergs „Schriften“, „Briefen“ und „Nachlaß“ (Weimar 1899) später noch durch den Abdruck seines Tagebuchs von der zweiten englischen Reise ergänzt werden sollen.

Nun aber die Hauptsache! Wie weiß über alle wichtigen und unwichtigen Dinge dieser Berichterstatter zu sprechen! Er schreibt nicht oft. Aber wenn er nun vor dem Papier sitzt, dann macht es ihm auch Spaß, wirklich zu plaudern und selbst das an sich unbedeutende Ereignis reizvoll und sehr anschaulich zu erzählen. „Ich lasse meine Freunde gerne mitsehen und mahle gern“ (S. 213), das gilt von ihm im übertragenen, aber auch im eigentlichen Sinne. Denn wo er mit Worten nicht zum Ziele kommt, mischt er auch kleine Zeichnungen mit ein, die gleichfalls in der Ausgabe reproduziert sind. Inhaltlich könnte ja das eine oder andere Billet vielleicht fehlen; aber es fesselt durch den Reiz der Form, sei es, daß Lichtenberg in freiem, anmutigem Stil sich gehen läßt, sei es, daß er etwa das Kaufmanns- oder Juristendeutsch mit guter Laune parodiert. Man muß nur durch diese Schnörkel hindurch erkennen, wie schlicht im Grunde Sinn und Meinung ist. Lichtenberg durfte einem jüngeren Freunde den Rat geben (S. 391): „Erklären Sie ja alles auf die natürlichste Weise. es hilft in Physik und im Leben“; er durfte auch von sich selbst behaupten (S. 61), er sei zeitlebens „ein offenherziger Dorfjunge“ geblieben.

Und dieser Mann mit dem hellen Blick und Verstand wird nun in der Wissenschaft und im Leben — das zeigen uns die Briefe — Beobachter durch und durch. Ehe er sich zu den Sternen wendet, schaut er erst, wo er steht; d. h. er betrachtet die Menschen, mit denen er zu thun hat. Welt- und Menschenkenntnis zu gewinnen, ist sein Ziel; daher seine Lust und seine Kunst zu reisen. Der erste Eindruck von London ist verwirrend, aber doch gelingt es ihm, das Rätsel zu ergründen und in der Weltstadt heimisch zu werden. Er gewinnt dort, was er als Kennzeichen des rechten Kosmopoliten (S. 161) rühmt, „gesetzte Gefälligkeit und bescheidene Zurückhaltung“, mit der er nun fortan die Mitmenschen beurteilt. Und weil er selbst in dieser Weise gelernt hat, hält er auch für die Erziehung der kommenden Generationen viel mehr von praktischer Lebensbeobachtung als von „unseren polyhistorischen Schwatz-Methoden“. Damit ist Lichtenberg vielen seinen Zeitgenossen, besonders seinen Kollegen, ein weites Stück voraus.

Der Wert nun der Briefe dieses bedeutenden Mannes, wie auch des Briefwechsels jedes hervorragenden Menschen, besteht darin, daß wir den Zuwachs seiner Ideen miterleben. Und so wird auch bei Lichtenberg klar, wie die Vielseitigkeit seiner Interessen, die wir in seinen Schriften bewundern, Erlebnis war, bezw. aus Erlebnissen herauswuchs: seine Grundsätze für die Erlernung fremder Sprachen, seine Teilnahme für Dialektunterschiede in seinem Heimatlande, seine Urteile über bildende Kunst und Litteratur und vieles mehr. Gerade diese litterarischen Verdikte sind durch die Briefsammlung erheblich vermehrt. Der Schlichtheit und Natürlichkeit Lichtenbergs ist alle maskierte Poesie der Barden und Haingenossen zuwider; er spricht sich ablehnend über Werthertitteratur (S. 227), über Zimmermann (292), Lavater (300 f.), Miller (368), sehr unbefangen dagegen (S. 291) über Bürgers „Frau Schnips“ aus u. s. f.

Was aber noch viel wichtiger ist: diese der neu veröffentlichten Briefe zeigen uns die Person ihres Urhebers in einem ganz neuen Lichte. Wir sind gewohnt, an Lichtenberg immer zuerst und fast einseitig den scharfen Witz, die diswielen ätzende Satire zu sehen. Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Er bezeichnet sich selbst als den „leichtsinnigen, mutwilligen Lacher“. Man mußte vor ihm auf der Hut sein, weil er einen sicheren Blick für die Schwächen der Menschen besaß. Aber erst aus der ganzen Sammlung der Briefe geht zur Genüge hervor, daß man ihm doch auch vertrauen durfte, weil sein Witz mit Güte gepaart war. Und so heben diese intimen Bekenntnisse den einseitig beurteilten Mann in die reineren Höhen empor, wo das Reich goldenen Humors sich aufthut. Es ist besonders ein Zug, der in Lichtenbergs Charakter jetzt heller als früher hervortritt: sein Mitgefühl mit den Mühseligen und Beladenen. Er spricht (S. 375) von der braven alten Mutter seines Freundes Boie und setzt hinzu: „die ich bey einem sehr ehrlichen Gesicht und verbundenen Kopf in einer Stube, worin mehr Silhouetten als Stühle waren, bey dem Orthographen Foß (J. H. Voß) zu Wandsbeck angetroffen habe, und doch waren der Silhouetten auch nur 3 oder 4.“ Solch ein Bild faßt nur das spiegelreine Gemüt eines guten Menschen auf. Oder er giebt ein andermal einem armen Litteraten ein Almosen und fügt ganz ohne Selbstgefälligkeit bei: „Ich dancke es dem Himmel täglich, daß er mir bey allem Muthwillen doch ein Herz gegeben hat, das durch ein paar zerrissene Strümpfe den sanftesten Empfindungen der Menschlichkeit eröffnet werden kan. Ich wurde würcklich traurig.“ Aber er weiß doch gleich ein Mittel gegen diese Empfindsamkeit. Fast wie ein Paradigma zu

Digitized by Google

dem, was später Schiller über schmelzende und energische Schönheit vortrug, mutet es uns an, wenn Lichtenberg fortfährt: „Ich schickte nach einem Kerl mit einer englischen Orgel. Ohne Lieb und ohne Wein, das er spielte, machte die Sache noch schlimmer. Ich fragte ihn, kan er den Dessauer spielen. O ja, war die Antwort. Und mit dem Dessauer brachte mich der Kerl wieder zurück." Solche Züge fehlten bisher in Lichtenbergs Bilde. Aber wir gewinnen sie in reicher Zahl jetzt aus den Briefen. Nicht aus allen, selbstverständlich. Lichtenberg weiß, wenn es darauf ankommt, äußerst ceremoniell zu schreiben. Aber wo er sich gehen lassen darf, da thut es gewiß; besonders seinem Freund und Hausgenossen, dem Buchhändler Dieterich, gegenüber. Die Briefe, die an diese Adresse gerichtet sind, haben in früheren Ausgaben an Zahl und Ausdehnung sehr verkürzt werden müssen. Lichtenberg, eine stark sinnliche Natur, spricht sich hier bisweilen mit saftiger Lascivität aus, nicht raffiniert lüstern, aber wie ein recht ungezogener Junge, burschikos, mit Einmischung zahlreicher Schnurren, für die er offenbar ein treffliches Gedächtnis gehabt hat.

Besonders liebenswürdig, Keckheiten wiederum nicht scheuend, offenbart sich Lichtenbergs Humor den Frauen gegenüber. Wie artig, und doch immer dabei wie unartig spricht er zu Frau Dieterich! Wie gern liest man die Briefe, die er an die hochachtbare Haushälterin im „Römischen Kaiser" zu Osnabrück, Jungfer Mieken Tieterman, gerichtet hat. Da erinnert im Ton manches an die ausgezeichneten Epifteln Gottfried Kellers.

Wie bei so manchem Humoristen ist aber auch bei Lichtenberg die gute Laune nur ein Geschenk auserwählter Stunden und mit trüben Tagen erkauft. Seine schwankende Gesundheit, das Vorgefühl frühen Todes, rief eine melancholische Grundstimmung hervor, die in den höheren Mannesjahren zunahm und nicht leicht zu besiegen war. In jungen Tagen freilich gab es ein Allheilmittel: das Lachen; und noch ein zweites: den Naturgenuß. Auch dafür bieten die Briefe jetzt viele Beweise dar. Lichtenberg, der sich, wo er auch lebte, als ein guter Darmstädter und ein Kind vom Lande gefühlt hat, war innigst und empfindungsvoll mit der Natur verwachsen. Und durchaus nicht nur schwatzhaft er, wie die meisten seiner Zeitgenossen, für idyllische Szenerieen. Vielmehr um dieselbe Zeit, als ein Geschlecht für die Schönheit des Hochgebirges weiteren Kreisen ausging, war Lichtenberg einer der ersten, der auch den Zauber des Meeres, und zwar der Nordsee, begriff und verkündete. Er liebte „das Wasserfahren und Seewesen beynah bis zur Ausschweifung" (S. 159). —

Möchten diese Andeutungen genügen, auf den Wert und Reichtum der neuen Publikation hinzuweisen, für die wir den beiden Herausgebern ehrlich danken.

Leipzig. *Albert Köster.*

II.

Schiller-Humboldt.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. 3. verm. Ausg. m. Anm. v. Albert Leitzmann. Stuttgart, 1900. J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf. X, 456 S. M. 7,—(8,—).

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt wurde zuerst von letzterem im Jahre 1830, dann 1874 in zweiter Auflage herausgegeben. Die jetzige ist die dritte eines der wichtigsten litterarischen Dokumente innerhalb 70 Jahren. Das ist kein gutes Zeichen für das vielgerühmte Interesse der Deutschen an ihrer klassischen Litteratur. Vollständig ist auch unsere Ausgabe keineswegs. Diese Unvollständigkeit ist aber nicht Schuld des Herausgebers. Während er alles Erreichbare, nämlich 69 Briefe, und zwar 21 von Schiller und 48 von Humboldt sorgfältig zusammengestellt hat, ist er zugleich in der Lage, zu berichten, nach den Aufzeichnungen in Schillers Kalender und nach den Notizen in seinen, Humboldts und anderen Briefen, daß nicht weniger als 120 Briefe in Wirklichkeit geschrieben sind: nämlich 64 von Schiller und 56 von Wilhelm von Humboldt. Die ersteren sind bei der Plünderung Tegels durch die Franzosen (1806) zugrunde gegangen. Der Verlust der humboldtschen Briefe ist, da Schiller im ganzen ziemlich sorglam im Aufbewahren seiner Korrespondenz war, nicht aufgeklärt. Infolge der schweren Verluste, die diese Korrespondenz erlitt, ist der Briefwechsel ziemlich einseitig. Briefe Schillers sind bis zum Jahre 1796 gar nicht erhalten. Zwischen 1796 und 1803 sind nur zwei Episteln gerettet.

Von einem zusammenhängenden Briefwechsel kann daher nur während der zwei Jahre 1795 und 1803 die Rede sein. Das Geschick hat mitleidslos mit dieser Korrespondenz gewaltet, und es dürfte kaum gelingen, die verlorenen Stücke wieder aufzufinden.

Wie bei den Originalen, so waltete bei der Ausgabe der wenigen erhaltenen Briefe ein Unstern. Die Schillers liegen seit einigen Jahren in Jonas sorgsamer Briefausgabe korrekt vor; aber Humboldts Briefe waren von ihm 1830 gleichfam nur in Auszügen gegeben: die zweite Edition 1876 hatte nicht allzuviel ergänzt. Erst jetzt werden durch gewissenhafte Benutzung der Originale Humboldts Briefe vollständig mitgeteilt. Durch diese in unserer Ausgabe erstmalig gedruckten Stellen kommt manche merkwürdige Thatsache ans Licht. So der Plan eines Journals, den Schiller 1792 mit Humboldt entwarf, „wobei 6000 Thaler zu gewinnen standen"; ganz gewiß dasselbe Unternehmen, von dem Schiller damals auch mit seinem Freunde Körner redete, und für dessen Verlag er den leipziger Buchhändler Göschen zu interessieren suchte. Es ist der Vorläufer der Horen, nur daß es alle 14 Tage erscheinen sollte, während die Horen bekanntlich in Monatsheften ausgegeben wurden. Litterarische Urteile, Bemerkungen über persönliche Beziehungen finden sich manchmal. Besonders wichtig sind unter den zum ersten Mal gedruckten Abschnitten die Stellen über Goethe: zum Teil scharfe Aeußerungen über die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, treffliche Bemerkungen über Goethes realistisches Dichterwesen und einige in das Gebiet der Skandalosa gehörende Mitteilungen über Goethes Verkehr in Karlsbad 1795.

Daß solche Stellen 1830, also zu Lebzeiten Goethes, von Humboldt ausgelassen wurden, ist leicht begreiflich. Weniger erklärlich ist dagegen, daß einzelne Stellen bei ihrer Aufnahme verändert, einige geradezu in ihr Gegenteil verkehrt wurden. Hatte Humboldt geschrieben, Goethe verstehe griechisch „nur sehr mäßig", so ließ er drucken „vielleicht nur mäßig". Hatte er das Märchen gelobt, dem nichts in der deutschen Litteratur „gleich käme", so schien ihm dies Lob noch nicht genügend, und er druckte, daß ihm nichts „auch nur von ferne ähnlich käme". Noch bedenklicher war, wenn er seine Aeußerungen über den Charakter der schönen Seele, „daß die heilige dadurch nur noch mehr zu einem trockenen und immer mehr oder weniger widrigen Gerippe herabsinkt", in folgender Weise milderte: „dadurch zu einer gewissen Trockenheit herabsinkt"; oder wenn er gar das Urteil über die „Bekenntnisse": „es ist nicht zu leugnen, daß das 6. Buch unerklärliche Longueurs und Tiraden hat", in das Gegenteil verwandelte und schrieb: „der so schwierige Gegenstand des 6. Buches ist vortrefflich behandelt".

Die neue Ausgabe bietet aber nicht nur die angedeuteten Ergänzungen, sondern außerdem eine Anzahl ganzer, von Humboldt ausgelassener Briefe; ferner die Korrespondenz zwischen Humboldt und Körner über die erste Veröffentlichung des schiller-humboldtschen Briefwechsels, von der bisher nur die Episteln Humboldts vorgelegen hatten. Aus diesen körnerschen Briefen geht z. B. hervor, daß Schillers Wert „Die philosophischen Briefe", die 1786 erschienen, nicht in Dresden, sondern schon während der stuttgarter Akademiejahre entstanden und später nur überarbeitet wurden. Der kleine Briefwechsel ist

Digitized by Google

aber hauptsächlich deswegen interessant, weil er merkwürdige Beispiele von der Art giebt, wie man damals über Briefeditionen dachte, sprachlich Unklares ausmerzte, Unangenehmes auslieβ, veränderte u. s. w. So beantragte Körner, in den Briefen Humboldts, 11. September 1795, die Stelle zu tilgen, in der der Briefschreiber den Herausgeber der Horen über den schlechten Verkauf dieser Zeitschrift beruhigte. Er begründete diesen Vorschlag mit den Worten: „solcher Autorjammer in dem Briefwechsel mit Goethe hatte mir unangenehme Empfindungen gemacht, und daher kam es wohl, daβ ich ungern wieder Spuren von etwas ähnlichem fand." Ebenso strich Humboldt auf des Beraters Mahnung die unschuldige Bemerkung, daβ Goethe 6 Faβchen Kaviar wünsche, weil „solche Stelle im Briefwechsel Goethes mit Schiller Anstoβ gegeben hätte", und selbst die Stelle „von dem heiligen Christ, den ein Rezensent Schiller bereiten wollte", fiel der Angst vor der hengstenbergischen Kirchenzeitung zum Opfer. Aber nicht bloβ durch solche zahlreichen Zusätze unterscheidet sich die neue Ausgabe von den früheren, der ersten sowohl als der zweiten, sondern durch die zahlreichen, am Schluβ stehenden Anmerkungen des Herausgebers. Sie erklären mit groβer Sorgfalt alles der Erläuterung bedürftige, bringen biographische Notizen über die erwähnten Persönlichkeiten bei, besprechen die kurz angedeuteten Werke, geben aus ungedruckten und gedruckten Briefen wichtige Zusätze zu den behandelten Gegenständen. Ein wohlgearbeitetes Register erleichtert die Benutzung des Werkes. Sollte mancher Leser, der die Intimität der Korrespondenten und die groβe Bedeutung beider kennt, nach der Lektüre des Briefwechsels einigermaβen enttäuscht sein, so möge er bedenken, daβ hauptsächlich ein einziges Jahr erhalten ist, in dem Humboldt Korrektor des Schillerschen Musenalmanachs war, über den infolgedessen unendlich viel verhandelt wird, daβ ferner beide Männer viel beschäftigt und häufig in der Lage waren, bei ihrem persönlichen Verkehr wichtige Gespräche zu führen, und daher die Diskussion bedeutender Dinge auf mündliche Verhandlungen verschoben. Doch selbst in dieser fragmentarischen Gestalt bieten die Briefe namentlich von Humboldts Seite, von dem sa weit mehr erhalten ist, köstliche Mitteilungen über die Werke beider, Nachrichten über andere zeitgenössische Arbeiten, über Personen und Zustände der Zeit, reife Gedanken über ästhetische und politische Fragen. Auch eine ganze Anzahl Briefe Schillers zeigt, daβ er bei dieser Korrespondenz wirklich, wie er einmal schrieb, „mit ganzer Seele gegenwärtig war". Was der Briefwechsel nur zum Teil bietet, suchte Humboldts berühmte Einleitung „über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung" zu ergänzen. Sie allein schon lohnt die Lektüre. Sie gehört zu dem reifsten, was über Schiller geschrieben ist. Um so merkwürdiger bleibt daher, daβ sie nicht nur vom groβen Publikum wenig gewürdigt sondern auch von den Forschern nicht genügend beachtet worden ist. Zu den übersehenen Stellen gehört z. B. die Angabe, daβ die Szene zwischen Max und Thekla die erste in Versen ausgearbeitete der Wallensteintragödie gewesen sei. Ferner die Notiz über Schillers Plan, die Gesittung Attikas durch fremde Einwanderung episch zu behandeln, und der auch durch andere Aeuβerungen Humboldts bezeugte Gedanke einer prosaischen Geschichte Roms, der Schiller allerdings erst für die Zeit vorschwebte, „daβ ihn das Feuer der Dichtkunst verlassen hätte".

In Summa: hier liegt ein übrigens auch sehr würdig ausgestattetes Quellenwerk hervorragenden Ranges vor; nun bliebe nur zu wünschen, daβ das Buch seinem Werte angemessen gelesen und gekauft werde.

Berlin. *Ludwig Geiger.*

III.

Hebbel.

Friedrich Hebbels Briefe. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers v. Richard Maria Werner hgegb. Nachlese in 2 Bd. nebst Nachträgen u. e. chronol. Verz. sämtl. Briefe H.'s. Berlin 1900, B. Behr (E. Bock). 2 Bde. 438 u. 401 S. M. 8,—.

Auf Hebbels Nachlaβ ruhte bis vor kurzem ein Unstern: eine trotz aller Liebe zur Sache verfehlte Biographie, eine mangelhafte Gesamtausgabe, deren Fehler und Schwächen gerade durch die neueren kleinen Ausgaben nunmehr ans Licht getreten sind; eine ganz unzulängliche Ausgabe der Tagebücher und eine sehr lückenhafte Sammlung seiner Briefe. Eine dieser Lücken auszufüllen, ist die vorliegende Nachlese bestimmt. Man kann aber vielleicht streiten, ob der Zeitpunkt glücklich gewählt war, ob nicht mit dieser Nachlese noch hätte gewartet werden können bis zu der vollständigen Ausgabe der Briefe, die im Gefolge der neuen groβen Gesamtausgabe des Werkes doch sicher zu erwarten steht. Denn nach Lage der Dinge bekommen wir auch hier wieder nur ein Bruchstück, das weder in der einen oder anderen Richtung wirklich einen Abschluβ bietet. Freilich enthält dieses Bruchstück solche Schätze und bereichert unsere Kenntnis von Hebbels Wesen so bedeutend, erschlieβt vor allen Dingen so viel liebenswürdige Züge seiner Persönlichkeit, und es zeigt und berichtigt in glücklichster Weise so das Bild, das Emil Kuh von ihm entworfen hatte, daβ wir dem Herausgeber doch Dank schuldig sind und es ihm nachempfinden können, daβ er es nicht über sich zu gewinnen vermochte, diese wichtigen und aufschluβreichen Dokumente noch länger den Freunden Hebbels vorzuenthalten.

An erster Stelle interessieren die Briefe an die beiden Frauen, die in Hebbels Leben eine so wichtige Rolle gespielt haben, Elise Lensing und Frau Christine. Während aber die an Elise gerichteten den Briefschreiber kaum von einer neuen Seite zeigen und all das Peinliche, Bittere und Verquälte, das diesem Verhältnis nun einmal anhaftete, auch hier, wie in den früher veröffentlichten Proben, einen entgegentritt, fällt aus den an Christine gerichteten Briefen ein so helles, freundliches Licht auf Hebbel, tritt in ihnen uns die Zartheit, Innigkeit und Güte, die ihm seiner herben Auβenseite zum Trotz eigen waren, so wohlthuend und erfreulich entgegen, daβ allein um dieser prächtigen Briefe willen die Veröffentlichung auch in diesem Zeitpunkt gerechtfertigt erscheint. Seltsam berührt die Stelle in dem Brief des todtkranken Mannes vom 21. Juni 63: „Im übrigen bin ich entschlossen, den Alp der fünfzig Jahre abzuwerfen und mutig zu erwarten, ob ich der fliehenden Zeit nicht noch einige bleibende Werke abringen kann. Pläne und Material habe ich für Jahrhunderte, und hoffentlich brauche ich noch nicht mit Johann Christian Günther zu singen, daβ:

> Zugend, Mut und Lust verrauchen,
> Und, derweil ich klüger bin,
> Meine Kräfte erst zu brauchen,
> Sind sie, wie ein Traum, dahin!

Ein Vers, der mich immer tief erschüttert hat; der Arme schrieb ihn auf dem Sterbebett."

Wenn übrigens auch diesen Briefen — und zwar nicht nur den an die Frau gerichteten — das rein Psychologische den Hauptreiz verleiht, bieten sie doch auch selbstverständlich auβerdem viel schätzbares Material zur inneren und äuβeren Geschichte der hebbelschen Dichtungen und werfen charakteristische Streiflichter auf litterarische Zeitgenossen und Zustände in Urteilen, die zum Teil sehr scharf und amüsant, wenn auch nicht immer gerecht sind; zu ersteren wäre z. B. zu rechnen das über Kinkel (II, 244) und über J. L. Klein (II, 249), zu letzterem das über Geibel (II, 243 f.). Auch Otto Ludwig kommt (II, 231) als „Nachahmer" zu schlecht weg, während die scharfe Absertigung der freytagschen

Digitized by Google

Fabier (II, 183) wieder den Nagel auf den Kopf trifft. Echt hebbelisch ist das Diktum, kein Poet sei „nach dem 55. Lebensjahre noch einen Schuß Pulver wert. Den alten Goethe hätte man nach den Wahlverwandtschaften hängen sollen!“ (II, 118.)

Ein Uebelstand ist, daß der Herausgeber bei schon anderwärts teilweise veröffentlichten Briefen sich damit begnügt hat, der Nachlese nur die ungedruckten Teile zuzuweisen, so daß man einen und denselben Brief sich nun aus zwei Briefbänden zusammensuchen muß. Die erläuternden Anmerkungen sind sehr sparsam bemessen, zu sparsam. Manche Anspielungen bleiben infolgedessen unverständlich. Der Brief Nr. 284 ist falsch datiert, statt „26. Mai“: „26. März“, steht daher an unrichtiger Stelle, gehört nach Nr. 290. Sollte II, S. 296 nicht für „gevultiert“ „gepfiffert“ zu lesen sein? Der im chronologischen Verzeichnis S. 382 vermerkte Brief an Mohr vom 15./VII. 54 ist an der als Druckort angeführten Stelle bei „Kuh II, 558“ nicht zu finden.

Bonn. *Berthold Litzmann.*

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Ausnahmsweise standen in den letzten Wochen Beiträge zur Shakspere-Kunde im Vordergrund. Ein Artikel über „Die deutsche Shakspere-Gesellschaft und die schlegel-tieckische Uebersetzung“ von Christian Eidam — der selbst bei der Shakspere-Gesellschaft den Antrag auf eine Neubearbeitung des deutschen Shakspere gestellt hatte — vertritt denselben Standpunkt, wie an anderer Stelle (siehe unten „Zukunft“) Professor Bey (Deutsche Welt 45). — Die zwei bedeutsamsten Erscheinungen der Shakspere-Litteratur aus den letzten paar Jahren, Sidney Lees „Shakspere“ und Friedrich Th. Vischers „Shakspere-Vorträge“ werden von Josef Hofmiller eingehend gewürdigt (Allg. Ztg., Beil. 183, 184). Lees Werk mit voller Anerkennung seiner vielen Vorzüge, aber nicht ohne kritische Einschränkung seiner Zuverlässigkeit in ästhetischer und psychologischer Hinsicht, Vischers Vorträge mit rückhaltlosester Bewunderung für seine Fähigkeit, lebendig zu schauen und lebendig zu machen. — Mit der philologischen Shakspere-Forschung älterer und neuerer Zeit beschäftigt sich ein Feuilleton von Hermann Conrad (Nat.-Ztg. 466), um u. a. die oft unterschätzte Wichtigkeit einer peinlich genauen Textkritik zu erweisen. — Ein Aufsatz von Prof. Cesare Augusto Levi, den das wiener „Fremdenblatt“ (211) wiedergiebt, geht auf die „Urgeschichte des historischen Othello und der Desdemona“ ein, der Levi in den Archiven der Palazzi Vendramin und Grimani nachgeforscht hat. Er entdeckte ein aus dem Jahre 1542 stammendes Faszikel mit der Aufschrift „Geloso“, das Briefe eines in Kandia lebenden Mannes namens Antonio Calergi an seine Freunde in Venedig umschloß. Sie enthalten die Anklage, daß der hochmütige und herausfordernde Nicolo Querini auf Kandia seine Gattin Palma aus Eifersucht durch Erdrosseln „beinahe“ getötet habe. Beide sollen die historischen Urbilder von Othello und Desdemona sein, deren Namen ihrer wahrscheinlichen Etymologie nach nur symbolische Bedeutung hätten (otello soll „Abschaum“, Desdemona „Die Unglückliche“ bedeuten). Es ist bezeugt, daß die Familien Querini und Calergi sowohl in Kandia als in Cypern große Besitzungen hatten; ebenso, daß in der Familie Querini dunkelhaarige Männer häufig waren, wodurch sich der Beiname „Il moro“ (der Schwarze) erklären ließe; ferner daß an dem Feldzug Venedigs gegen die Türken 1539 sechs oder sieben Galeeren aus Kandia teilgenommen haben. Durch die Gruppierung dieser und anderer Thatsachen will Levi, der übrigens ein umfängliches Werk über die Urgeschichte des „Othello“ ankündigt, die historischen Grundlagen von Shaksperes Eifersuchtsdrama aufdecken. — Zur Bacon-Frage endlich nimmt (Nordd. Allg. Ztg. 182) Dr. G. Zieler das Wort, um von neuem auf die hier neulich erwähnte sogenannte „Theorie der bilteralen Chiffre“ hinzuweisen (vgl. Sp. 1273 f.), die von der Amerikanerin Mrs. Elizabeth Wells Gallup neuerdings ausgestellt wurde und dieselbe schon großes Aufsehen erregt hat. Er erklärt es diesen Resultaten gegenüber für die unabweisbare Pflicht der Wissenschaft, die angebliche Entdeckung der Mrs. Gallup nachzuprüfen. (Das Werk, um das es sich handelt, ist einstweilen nur als Manuskript gedruckt.) Ein Artikel, den A. P. Sweet kürzlich im Augustheft der „National Review“ veröffentlicht hat, stimmt der Hypothese Mrs. Gallups rückhaltlos zu und giebt bei dieser Gelegenheit — Zieler teilt ihn im Auszuge mit — eine knappe und gut orientierende Uebersicht der zu Gunsten der Bacon-Theorie bisher sprechenden Thatsachen.

* * *

Gleichzeitig mit der neulichen Erwähnung dieses jüngsten Beitrags zur Bacon-Shakspere-Litteratur gedachten wir wiederholt eines andern englischen Hypothesenbuches, der Schrift von Samuel Butler „The Authoress of the Odyssey“, worin behauptet wird, daß nicht Homer, sondern — Nausikaa, jedenfalls aber ein weibliches Wesen die Odyssee gedichtet habe. Mittlerweile ist ein deutscher Gelehrter, Dr. Th. Zell, mit einer andern Schrift zur Homer-Erläuterung hervorgetreten, die den Nachweis liefern soll, daß der vermeintliche Unhold Polyphem nichts anderes als ein gewöhnlicher Gorilla war: eine Entdeckung, die Hermann Bahr (N. Wien. Tgbl. 215) zum mindesten als eine derbe Verspottung der „leichtsinnig-allegorischen“ Homer-Auddeutungen der Philologen willkommen heißt. Gleichzeitig setzt der Verfasser des Buches selbst im „Zeitgeist“ (27, 30, 33) seine „natürliche“ Auslegung der homerischen Dichtung fort und tritt mit der Behauptung auf, daß die darin geschilderten Wunder und Abenteuer (darunter auch eben der Kampf mit Polyphem), dem Kerne nach nichts weiter als Erlebnisse weitgereifter, also phönizischer Seefahrer seien, und daß Odysseus dem Dichter nur als Mittel zum Zweck diene, um die Abenteuer schildern zu können. Zell kommt dabei auf Butlers eben genannte Schrift zu sprechen und verwahrt sich dagegen, daß seine nüchtern begründeten Behauptungen mit phantastischen Spielereien von jener Sorte zusammengehalten würden. Er bekämpft namentlich die herrschende Meinung, daß der Schauplatz der Irrfahrten des Odysseus das Mittelmeer gewesen sei: im Gegenteil habe sich kein einziges Abenteuer im mittelländischen Meer abgespielt. Zur Erklärung der wunderbaren „Sonnenrinder“ auf Thrinakria, durch deren Tötung sich Odysseus und seine Leute der Todesgefahr aussetzen, führt er einen „Nirgendsmo her“ seit alter Zeit die Tierverehrung eine solche Rolle gespielt, wie in Indien. Fremde Seefahrer wurden dort von der fanatischen Bevölkerung niedergemacht, als sie es wagten, Kühe zu schlachten, die für besonders heilig galten. Das ist der einfache und ganz natürliche Kern des Mythus.“ Damit und mit anderem glaubt Zell die Annahme zu begründen, daß die Fahrten der Phönizier die Grundlagen für die Irrfahrten des Odysseus abgegeben haben dürften. — An Wunderlichkeit der Einfälle scheint dem Engländer Butler der holländische Philologe Prof. Joseph Schreiner (Benloo) den Rang ablaufen zu wollen, dessen Werk „Homers Odyssee — ein mysteriöses Epos“ soeben in deutscher Ausgabe erschien (Braunschweig, Richard Sattler) und in der „Nat.-Ztg.“ (462, 464) eingehend durchgenommen wird. Sein Buch will nichts mehr und nichts weniger darthun, als daß der Odyssee historische Begebenheiten aus der israelitischen Geschichte zum Vorbild gedient haben sollen. Danach wäre der mythische Zug der Achaier gegen Ilion gleichbedeutend mit dem Eroberungszug des Volkes Israel in das Westjordanland, der Fall Trojas identisch mit dem Sturz von Jericho, Odysseus

Digitized by Google

niemand anderes als Josua, dem die gleiche List und Verschlagenheit nachgerühmt wird, wie dem griechischen Helden, Kalypso wäre mit Rahab ein und dieselbe Person, Gilgal nur eine Wandlungsform von Ogygia, Stadt und Hof des Alkinoos in Tyrus zu suchen, der Name Phäaken aus „Phönikes“, d. h. Phönizier, zu erklären, mit denen man nach Schreiners Ansicht damals die Israeliten zur Zeit Salomos verquickt habe, Alkinoos und Nausikaa Erscheinungen für Salomo und Sulamith; die zwölf Stammfürsten der Phäaken entsprechen den zwölf Stämmen Israels, Ithaka ist in Jaffa zu suchen (wobei allerdings die Schweineherden des Eumäos ein kleines Hindernis auf dem Wege des phantasierenden Autors bilden) u. s. w. Näheres kann an Ort und Stelle nachgelesen werden.

* * *

Um zwei benachbarte Daten gruppierten sich die Beiträge in größerer Zahl: der 8. August war Hieronymus Lorms 80. Geburtstag, am 11. der Hundertjahrstag von Eduard Devrients Geburt. Die Zahl der Lorm-Artikel war besonders beträchtlich (Allg. Ztg. Beil. 181 [B. Münz], Bohemia 218 [A. Klaar], Wien. Tagbl. 216 [H. Glücksmann], Voss. Ztg. 369, Wien. Allg. Z. 7024, Frankf. Ztg. 219 [Ilka Horovitz-Barnay], Berl. Tagebl. 399 [Hedwig Günther], Pester Lloyd 190 [Anna Gräfin Pongrácz], Leipz. Z., Wiss. Beil. 194 [A. Semerau], N. Hamb. Z. 370 [Semerau], Tägl. Rdsch. U.-Beil. 184 [Semerau], Die Post 368 [Dr. Ed. Paul] u. a. m.) Mehrere Verfasser schilderten den Dichter und sein tragisch erschwertes Dasein aus persönlicher Kenntnis. Lorm selbst giebt im „Wien. Tagblatt“ (218) einige Erinnerungen aus seiner dresdener Zeit zum besten, speziell an Wilhelm Wolfsohn, Otto Ludwig, Karl Gutzkow. Von Ludwig berichtet er: „Seine Erscheinung war die eines spanischen Ritters im Mittelalter: eine hagere Gestalt, ein langgezogenes Gesicht mit romantischem Barte und edlem Charakter. Die ideale Erscheinung bewegte sich inmitten der am meisten realistischen Bestandteile echt deutscher Poetendürftigkeit. Otto Ludwig wohnte in Dresden im sogenannten Trompeterschlößchen, einem alten Hause, das wegen seiner Verfallenheit einer alten Ritterburg zu vergleichen war und von dieser Seite allerdings zur ritterlichen Erscheinung des Dichters zu stimmen schien. Wenn man ihn aber krank und gebrochen zwischen den Hecken sitzen sah, die seinen ganzen Sommergenuß ausmachten, umgeben von den an Schnüren hängenden Unterziehhosen, welche die armen Leute, die im Hause wuschen, hier trocknen ließen, dann empfand man bei der erzwungenen Gegenüberstellung des in seiner Art großen Poeten mit den — Inexpressibles in der That etwas — Unaussprechliches . . .“ — Von den Aufsätzen zu Devrients Säkulartag seien die von Anton Bettelheim (Allg. Z., Beil. 182) und von Eugen Kilian, der das Wirken Devrients in Karlsruhe früher in einer eigenen Schrift behandelt hat (Berl. Tgbl. 402) hervorgehoben. Auch einer der Bühnenkünstler, die noch unter Devrients Leitung in Karlsruhe thätig waren, Karl Weiser in Weimar, nimmt in der „Voss. Z.“ (373) zu einigen persönlichen Erinnerungen das Wort.

* * *

Ein paar andere Theater-Erinnerungen reihen sich hier an. Zunächst eine Serie Briefe Heinrich Laubes an Eduards Bruder Emil Devrient, mit deren Veröffentlichung H. H. Houben in der „N. Fr. Pr.“ (13276) beginnt. Emil Devrient war der Schauspieler des Jungen Deutschlands, ihm war es zu danken, daß sich die dresdener Hofbühne den Stücken der Jungdeutschen öffnete. Laubes Briefe, die 1841 beginnen, sind ein neuer Beweis für diese Waffenbrüderschaft. — In der „Wiener Abendpost“ (175) stellt jemand über das Verhältnis zwischen Raimund und Nestroy Betrachtungen an. — In dieselbe Zeit führt eine Studie Dr. Anton Schlossars über Gottfried Ziegelhausers „Taschenbuch“ (N. Wien. Tgbl. 212), einen Theateralmanach auf das Leopoldstädtische Theater, den der Schauspieler Ziegelhauser 1814 begründete, und der dann etwa 60 Jahre lang erschien, zuletzt unter dem Titel „Thalia“ mit Beiträgen vieler der bekannteren österreichischen Dichter, Grün, Halm, Bauernfeld u. s. w. — Einem wiener Zeit- und Schicksalsgenossen Raimunds, dem er um wenige Monate in den selbstgewählten Tod vorangeling, dem Lyriker Johann Mayrhofer (1787—1836) widmet die „Deutsche Zeitung“ (Wien, 10629) ein Gedenkblatt. Seine Dichtungen hat Fischer-Kleewein herausgegeben, seine Lieder zum Teil sein Freund Franz Schubert in Musik gesetzt. — Unter dem Titel „Erinnerungen an Robert Hamerling“ läßt Wilhelm Rullmann (Graz) nochmals einen Appell an die Hamerling-Verehrer ergehen (Münch. N. Nachr. 376), da an dem nötigen Denkmalsfonds noch immer 5000 Gulden fehlen, trotzdem der Aufruf dazu schon vor fast zwölf Jahren erging.

* * *

Von ungedruckten Briefen war außer der schon erwähnten Korrespondenz Laubes noch ein wenige Zeilen umfassendes Billet Lessings aus dem Jahre 1780, das sein Herausgeber Erich Schmidt selbst „ein bescheidenes Fündchen“ nennt (Voss. Z., Sonnt.-Beil. 32), zu bemerken. — Ueber Lichtenbergs Briefwechsel in der neuen Ausgabe (s. oben Sp. 1616 ff.) schreibt Paul Nachel im „Dresd. Anz.“ (Mont.-Bl. 32). Die Briefe sind zu einem großen Teil an seinen Verleger Joh. Chr. Dieterich gerichtet, und von diesem in erster Linie handelt auch ein Aufsatz von Rudolf Krebs, der „Gottfried August Bürger in seinen Beziehungen zum Buchhandel“ darstellt (Voss. Z., Sonnt.-Beil. 31, 32). — Mit der Anführung eines Berichts über den schwäbischen Schillerverein und das marbacher Schillerarchiv, das neuerdings durch die Manuskripte Karl Geroks und A. W. Grubes bereichert wurde (Rud. Krauß, Nat.-Ztg. 458) sind die Beiträge aus dem Gebiet der älteren Litteraturgeschichte erschöpft. — In die neuere führt eine scharfe Polemik Paul Mahns gegen den 4. Band von Bulthaupts Dramaturgie des Schauspiels („Zur Kritik der Modernen“, Tägliche Rundschau, Beil. 182, 183) und eine Satire Carry Brachvogels auf unsere Unterhaltungsroman-Fabrikanten und »Fabrikantinnen: ein Feuilleton über die Kunst, wie man in kurzer Zeit ein „beliebter Erzähler“ wird („Zur Technik der Konkurrenz“; Berl. Tagebl. 407). — Zu notieren bleibt eine Studie Karl Streckers über die Entwicklung des dichterischen Naturgefühls im besonderen der Hochgebirgswelt gegenüber („Der Dichter und die hohen Berge“; Tägliche Rundschau, Beil. 187. 88), und eine Betrachtung von Dr. Ella Mensch über unser Verhältnis zu den Büchern, die wir lesen oder einst gelesen haben („Bücher, die wir lieben, die wir hassen, die wir lesen“; Der Tag 339).

* * *

Noch immer sind nicht alle größeren Blätter mit Artikeln über den „Dichter der Verkommenen“ — dies die beliebteste Ueberschrift der Artikel über Maxim Gorki — versorgt. Die neuesten Arbeiten über diesen Mann des Tages brachten Hugo Ganz (N. Fr. Pr. 13271), Otto Felix (N. Wien. Tagbl. 214) und Eugen Zabel (Nat.-Z. 456). — Ein Gespräch mit Leo Tolstoi, das Jules Huret schon 1892 gehabt, aber jetzt erst veröffentlicht hat, wird im „Wien. Tagbl.“ (212) wiedergegeben; es handelt vom Anarchismus und der Frauenfrage. — An einer anderen Stelle (Berl. Tgbl. 400) erzählt Wjera Nadeshda Ljuba von einem Besuch bei dem neuvermählten August Strindberg, dessen „Rotes Zimmer“ gelegentlich des Erscheinens einer tschechischen Ausgabe in der prager „Politik“ (218) Gegenstand einer Analyse ist. Strindberg verbringt die Sommermonate im Seebad Hornbäk jenseits Helsingör und hat eben sein jüngstes vaterländisches Drama, einen „Karl XII.“ vollendet. — Besuche in Dichterheimen scheinen überhaupt mehr und mehr in die Mode zu kommen. Die Dame, die unter dem Pseudonym „Truth“ ein paar berliner Gesellschaftsromane veröffentlicht und erst neulich

Digitized by Google

ihre denkwürdige Zusammenkunft mit der halbvergessenen Henry Gréville geschildert hat (vergl. Sp. 1548), hat auch „In Ada Negris Heim“ ihren Besuch abgestattet und den Lesern der „N. Fr. Presse“ (13268) einen Bericht darüber nicht vorenthalten. Es ist wesentlich, daraus zu entnehmen, daß sich Frau Garlanda geb. Negri zur Zeit in interessanten Umständen befindet. Von ihrem Aeußeren wird folgender Steckbrief gegeben: „Ein bleiches, süßes Gesichtchen, von leuchtender, rosigpolitierender Weiße, ein lachender, etwas großer Mund, Prachtzähne, Stumpfnäschen, mandelförmige, dunkle Augen von undefinirter Farbe und fortwährend wechselndem Ausdruck! Augen, die bald schwärmerisch träumend, bald blitzend funkeln -- Augen, die schwarze Perlen und glühende Kohlen sein können! Braunes, seidenweiches Haar, einfach gescheitelt, im Nacken zu einem Knoten geschlungen, eine ebenmäßig zarte Gestalt — — ein fließendes, rotes Tuchkleid, im Haar ein paar halb verlorene weiße Veilchen, schlanke, nervöse Hände, an denen nur der Ehering blitzt, winzige Füße in schwarzen Samtpantoffeln — ein Wesen, wie ich es in rührenderer, einfacherer Schönheit nie erblickt — das ist Ada Negri!“ . . . Auch Alfred Kerr setzt die neulich mit Zola begonnene Reihe seiner Besuche in französischen Dichterhäusern fort und silhouettiert diesmal Jules Lemaitre nach eigener Beobachtung (Der Tag 345, 355). — An gleicher Stelle (341) giebt Paul Wiegler die Charakteristik Stendhals in Anschluß an die begonnene deutsche Ausgabe seiner Werke (s. Sp. 1651 f.) — Die früher gemeldete Gefangennahme der kaplandichen, durenfreundlichen Schriftstellerin Olive Schreiner giebt A. von Ow zu einer Würdigung dieser „Kassandra des Kaplandes“ Gelegenheit (Allg. Ztg. 217, 219). — Otto Hauser endlich, der sich augenblicklich mit einer deutschen Ausmahl der modernen holländischen Lyrik beschäftigt, schreibt in der „N. Fr. Pr.“ (13269) über die von Pol de Mont so genannte „holländische Dichterpleiade“, d. h. die sieben bedeutendsten Lyriker des heutigen Holland: den Sonettendichter Jacques Perk (1859—1881), Pol de Mont (geb. 1857), Helene Swarth, sodann die sogenannten „Nieuwe Gids-Männer“ Willem Kloos (geb. 1859), Albert Verwey (geb. 1865), Frederik van Eeden (geb. 1860) und endlich den Impressionisten und Farbensymbolisten Hermann Gorter (geb. 1864).

S.

„Merkwürdige Wörter.“ Von F. A. Bacclocco (Wiener Ztg., 178).

„Der babylonische Turm.“ Von Ludwig Barnay (Neue Fr. Presse, 13279). Will den Dialekt aus den modernen Stücken, die einen höheren litterarischen Wert und Rang beanspruchen, verbannt wissen.

„Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Pommern.“ Von Dr. A. Brunk (Neue Stett. Ztg., 878, 880).

„Zur Wandlung des ersten in den zweiten Nietzsche.“ Von Prof. Dr. Alois Höfler (Beil. zur Allg. Ztg., 176). Behandelt das Verhältnis Nietzsches zu Richard Wagner während der Zeit, in der Nietzsches innere Loslösung von dem Meister erfolgte.

„Allerhand Sprachliches.“ Von Dr. Eugen Holzner (Bund, Sonnt.-Bl., 32).

„Ein Bayreuther Festspiel-Roman.“ [A. Beetschen, Ein reiner Thor.] Von Dr. H. H. Houben (Beil. zur Nordd. Allg. Ztg., 183).

„Heidenstamm.“ [Wilhelm Meyer-Förster.] Von Fr. Köppen (Hannov. Courier, 23305).

„Die Entwicklung des Komödienwesens in Hamburg.“ Von P. A. K. (Hamb. Nachr., 181).

„Der neue Stil in der Schauspielkunst.“ Von Dr. Hans Landsberg (Neue Hamb. Ztg., 342). Klagt über die Vernachlässigung der Kritik der Schauspielkunst.

„Nietzsche und Frankreich.“ Von Camille Mauclair (Der Zeitgeist, 31).

„Der politische Witz in Frankreich.“ Von Wilhelm Kullmann (Grazer Tagespost, 225). Der politische Witz blühte besonders zur Zeit der Revolution und Napoleons.

„Skizzen aus dem Engadin.“ Von Franz Servaes (Der Tag, 337). Berichtet von einem Besuch in Sils-Maria, wo Nietzsche im Hause des Friedensrichters Dubrisch, der noch allerlei von dem Philosophen zu erzählen weiß, sieben Sommer lang wohnte.

„Der Winkelried“ in Hochdorf.“ Von Hermann Stegemann (Basler Nachr., 212). Würdigt das vor kurzem in Hochdorf aufgeführte Volksschauspiel „Winkelried“ von Peter Haiter.

„Neue französische Romane.“ [Gabrielle Réval, Pierre de Coulevin, Timeau, Theuriet, Majeron, de Rion, J. Marni u. a.]. Von Felix Vogt (Frkf. Ztg., 225).

„Zürich und der Zürichsee.“ Von Hans Zillich (Leipz. Ztg., Wiss. Beil., 91). Plauderei über allerlei litterarische Erinnerungen (Hutten, Lavater, Goethe, C. F. Meyer), die sich mit dem Zürichsee verknüpfen.

„François de Fénelon.“ Von Hans Zimmer, (Tägl. Rdschau., Unt.-Beil., 181). Gedenkblatt zum 250. Geburtstage des Kanzelredners und Pädagogikers.

Echo der Zeitschriften

Aus fremden Zungen. (Leipzig.) XI, 13. Israel Zangwill, dem bekannten englischen Schilderer des Ghettos, widmet G. A. Krüwell einen kurzen Artikel. Zangwill, 1865 geboren, war ursprünglich Lehrer, wurde, als ihm dieser Beruf verleidet war, Journalist und gab ein Jahr lang eine Zeitung heraus, widmete sich dann aber ausschließlich der Schriftstellerei. Er gilt als ein klassischer Darsteller der jüdischen Volksseele, der er sowohl seine größeren Arbeiten „Kinder des Ghettos“ (vgl. LE II, 569 u. 864) und „Träumer des Ghettos“, wie zahlreiche Skizzen („Das gelobte Land“, „Die Bürdenträgerin“ u. a.) widmete; die letzteren stellt Crüwell noch höher als jene beiden umfangreicheren Dichtungen. — Die Bedeutung Multatulis legt Paul Rachs dar, der meint, der holländische Dichter-Denker habe trotz der spohrschen Uebersetzung seiner Werke in Deutschland nicht die Beachtung gefunden, die er verdiene. — Dem polnischen Romanschriftsteller Josef Baron Weyssenhoff gilt eine kleine Charakteristik von B. W. Segel (Nr. 14). Von 1891 bis 1896 leitete Weyssenhoff die polnische Revue „Biblioteka warszawska“, die er mit modernem Geiste erfüllte. Hier veröffentlichte er die Novellen „Jan Belzkis Verlöbnis“ und „Ueber dem Aether“. Berühmt wurde er jedoch erst durch seinen satirischen Roman „Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Pobslipski“, dessen Held, eine Art Uebermensch, unter den Polen zu einer stehenden Figur geworden ist. — Im selben Heft läßt Otto Hauser die modernen Vertreter der niederländischen Lyrik Revue passieren und giebt Proben ihrer Kunst.

Euphorion. VIII, 1. Die Anfechtungen, die seine in der „Deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts“ angewandte Periodeneintheilung erfahren hat, geben Prof. R. M. Meyer Veranlassung zu einer ausführlichen Darlegung der Prinzipien der wissenschaftlichen Periodenbildung. Als Ideal, das ihm vorgeschwebt habe, stellt er hin: „zugleich realistisch die Summe der konkreten Einzelwirkungen und idealistisch die Einheit der abstrakten Gesamtkraft zu geben.“ Die strenge Durchführung der einmal angenommenen Periodenbildung wird als wesentliche Forderung hingestellt. Ferner müsse sich das Verhältnis der Perioden aus der Beurteilung des Gesamtentwurfs ergeben und sei wesentlich nach der Art des Materials zu bestimmen; das Verhältnis der Perioden untereinander sei wesentlich von ästhetischen Rücksichten abhängig. — Zur Jesuitendramatik liefert einen Beitrag Scheids Besprechung von P. Langs Büchlein über die Schauspielkunst. — Eine Ergänzung zu dem Aufsatz von Seuffert über Wielands Berufung nach Weimar (Vierteljahrsschrift I, 342 ff.) geben die von Karl Obser aus den Papieren des Grafen Görz mitgeteilten Briefe Wielands, die er am 23. und 26. Juli 1772 an den weimarer Freund richtete. Der erste Brief verdient besonderes Interesse, da er die endgiltige und bindende Zusage des Dichters enthält. — Viktor Löwe teilt zwei Briefe mit, die der Vater des unglücklichen

Digitized by Google

Ernst Jerusalem an den hannoverschen Gesandten in Wien, Johann Ludwig von Wallmoden-Gimborn, gerichtet hat. Wie sorgesetzt nichtsmürdig der junge Legationssekretär von seinem Vorgesetzten, dem Gesandten von Höfler, behandelt wurde, zeigt der Brief vom 31. August 1772. — Eine Reihe neuer Briefe des auf dem Asperg gefangenen Schubart an seine Frau bringt Rudolf Krauß zum Vorschein. Die schwankende Stimmung, durch seine Natur gegeben, durch die Umstände gesteigert, findet in ihnen einen vernehmlichen Wiederhall. — Ueber die neun ersten Jahre von Goethes Ehe (1788—1797) handelt Heinrich Düntzer. — Eine Uebersicht über die italienischen Uebersetzungen der Werke Schillers giebt Fasola; auffallen muß die geringe italienische Litteratur über Schiller.

Die Gegenwart. XXX, 32. Ueber Ferdinand Freiligraths Prosa weiß ein Aufsatz von Dr. Benkert nicht allzuviel zu sagen, da eigentliche Prosaschriften des Dichters außer einer von seiner Witwe veröffentlichten Jugendnovelle nicht existieren. Auch an dem unter seinem und Levin Schückings Namen herausgegebenen Prachtwerk „Das malerische und das romantische Westfalen" ist er nur mit einem winzigen Stücke in Prosa beteiligt. So bleiben als Aeußerungen seines Prosastils — den er ziemlich nüchsam handhabte — nur seine von W. Buchner in zwei Bänden veröffentlichten Briefe übrig. — Im selben Heft spricht A. Brunnemann („Neue französische Romane") über „Travail" von Zola und den letzten Roman von Anatole France, im vorhergehenden (31) versucht Max Hoffmann eine kleine Charakteristik von „Maupassant als Lyriker" aufgrund der 1884 erschienenen Sammlung „Des Vers" zu geben. — „Gottsched und seine Kritiker im 20. Jahrhundert" betitelt sich eine „Trutz-Betrachtung" von Eugen Reichel (Nr. 30), der sich hier mit einer Anzahl von Kritikern seiner Gottschedbücher auseinandersetzt und u. a. zweierlei bestreitet: erstens, daß er jemals Gottsched als bedeutenden Dichter „gefeiert" habe, wie man ihm immer wieder vorhalte, und ferner, daß die zünftige Litteraturgeschichte schon längst Gottsched in die ihm zukommende Rangstellung eingesetzt habe; zum Gegenbeweis werden Urteile und Stellen aus den Büchern von Waniek und Wolff angeführt. — Eine Artikel „Neue Lyrik" von Dr. Hermann Uhell geht auf die Balladen von B. von Münchhausen, auf Christian Morgensterns Gedichtbuch „Ein Sommer" und Richard Schaukals „Tage und Träume" ausführlich ein.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. (Leipzig.) V, 11. In die Zeit des Rokoko führt ein Beitrag von Karl Reinecke, der die Persönlichkeit der Herzogin Louise Dorothea von Gotha charakterisiert, die 1710 geboren wurde und sich 1729 mit dem Erbprinzen, nachmaligen Herzog Friedrich III. von Gotha vermählte. Sie stand in Verkehr mit Voltaire, Friedrich dem Großen, dem Encyklopädisten Grimm u. a. und nahm Gottsched (1753) und Voltaire an ihrem Hofe auf, letzteren, obwohl sie mehr der Philosophie Leibniz und Wolffs zuneigte. Der Sitte der Zeit gemäß, die die Schäferspiele pflegte und sich gern vor der rauhen Wirklichkeit in das behagliche Idyll zurückzog, gründete die Herzogin in den ersten Jahren nach ihrer Vermählung eine lustige Gesellschaft, die den Namen „Ordre des Hermites de bonne humeur" führte. Ihr gehörten ungefähr 35 Herren und Damen der Hofgesellschaft an, die kostümiert gingen und bezeichnende Namen erhielten. Der Briefwechsel der Herzogin, der dem Verfasser als Quelle diente, ist von Jenny v. d. Osten herausgegeben worden. — Im selben Heft widmet Peter Harden den Gedichten von Agnes Miegel (vgl. Sp. 1464 f.) eine im ganzen anerkennende Besprechung: man werde vor diesen Gedichten staunend stehen und hier und dort ihre Kraft, Schönheit und Kunst bewundern, aber doch vor einem Reste, der uns widerstehe, den Kopf schütteln. — Dr. Benkert behandelt kurz „die Prosa Freiligraths", und ein kleiner Artikel rühmt panegyrisch die Erzählerin Marie Petri, die Volkserzählungen („Marienblumen"), geschichtliche Novellen und ein Bändchen plattdeutsche Geschichten („Wohr is't, lustige Stückchen") veröffentlicht hat. — Aus dem vorhergehenden Heft (10) ist ein Gedenkblatt auf den zehnjährigen Todestag des Amaranth-Dichters Oskar von Redwitz von R. Schröter und ein Aufsatz von Theodor Stromberger über „Das Christusdrama Ludwig Kelbers" zu erwähnen, in dem ausgeführt wird, der mittlere Teil des dreiteiligen Dramas, „Die heilige Tragödie", sei eine Bühnenaufführung wert, für die freilich erst eine besondere Bühne geschaffen werden müßte.

Die Nation. XVIII, 41—45. Mehrere ausländische Neuerscheinungen wurden in den letzten Heften eingehend gewürdigt: George Moores Roman „Schwester Theresa" von Ernst Heilborn, der für den hier behandelten Frauenseelenkampf viel Bewunderung empfindet; Gabriele d'Annunzios deutsch erschienener Novellenband „Episcopo & Co." von Edward Stilgebauer (beide in Nr. 35); Antonio Fogazzaros „Piccolo mondo moderno" von Adalbert Meinhardt (43). Im selben Hefte findet auch ein einheimisches Prosabuch, Peter Altenbergs Skizzenband „Was der Tag mir zuträgt", durch Gustav Alex. Pahlen eine gründliche Betrachtung. Es wird festgestellt, daß die Beurteilung Altenbergs bei uns zwischen Hohn und Spott einerseits, Begeisterung andererseits schwankt; es wird zugegeben, daß seine Persönlichkeit sich aus „Talent, Neurasthenie und Manieriertheit" zusammensetzt; sodann wird bemerkt: „In Wirklichkeit ist er durchaus nicht so groß, wie seine Jünger lehren, und lange nicht so klein, wie seine Gegner es hoffen. Er ist ein Sonderling, doch auch ein Dichter; und daß nur allzu oft der Sonderling den Dichter besiegt, das haben gerade jene blinden Anbeter verschuldet, die an dem Dichter achtlos vorübergegangen wären, hätte ihnen nicht der Sonderling so gewaltig imponiert." Pahlen, der die Meisterschaft Altenbergs in der Form der allerkürzesten Skizze (des „Extrakts", wie er selbst es nennt) nicht bestreitet, findet doch in der neuen Sammlung das Meiste lautes Gestein und übt besonders an Altenbergs Stellung zum Weibe, das er nur in der Spezies „Dame" verehre, abfällige Kritik. — „Litterarische Bädeker", heißen Wegweiser in den Wäldern alter und neuer Litteraturen, fehlen uns nach Anton Bettelheims Ansicht (41) noch immer, „nüchterne, sachliche, in großen und kleinen Angaben unbedingt zuverlässige Führer, wie sie der Rheinländer Bädeker nach Murrays Vorbild zuerst für Deutschland, dann für die anderen Länder gegeben hat." Auch der neueste Versuch dieser Art, Berthold Litzmanns „Bücher und Wege zu Büchern" (vgl. LE II, 1384) sei als ungenügende Spielerei abzulehnen. — Ueber Wilhelm Bölsches Essais „Hinter der Weltstadt" spricht sich Richard M. Meyer (44) sehr günstig aus, wiewohl er findet, daß darin der Anschluß zwischen naturwissenschaftlicher Betrachtung und Aesthetik nicht durchweg gefunden sei und Bölsches Gegnerschaft gegen die Großstadt für ebenso unberechtigt hält, als seine Abneigung gegen die methodische Philologie und Kritik.

Preußische Jahrbücher. Bd. 105, Heft 2. (August.) Die hundertjährige Wiederkehr von Christian Dietrich Grabbes Geburtstag, die im Dezember d. J. bevorsteht, giebt Otto Harnack Veranlassung, schon jetzt einen Rückblick auf das zerklüftete Leben und Schaffen dieses Poeten zu werfen. Scherer hatte in ihm eine Art „Vorbereitung auf Hebbel" sehen wollen; Harnack verwirft diese Parallele und erklärt, daß er zu dem gerühmten Realismus Grabbes wenig Zutrauen besitze. Dieser habe von Haus aus eine derbe und klobige Natur gehabt; indem er diese rücksichtslos walten ließ, bekamen seine Werke einen Schein des Naturalismus, während sie in Wahrheit von durchaus subjektiver Art seien, weit entfernt von objektiver Betrachtung des Wirklichen, wie sie der Realismus erfordert. „Raum- und

Digitized by Google

Zeitmaße, die der angeblich so idealistische Schiller immer sorgfältig zu berechnen pflegt, sind für Grabbe beliebig zu variierende Größen; wenn etwa berichtet wird, daß auf hoher See eine Flotte sichtbar werde, so tritt ihr Führer sicherlich, wenn kaum hundert weitere Worte gesprochen worden sind, ins Zimmer ein; wenn nach irgend einer Persönlichkeit verlangt wird, so ist sie sofort anwesend, auch wenn sie sich von Rechts wegen in weitester Entfernung befinden müßte. Grabbe hat sich hier Freiheiten zunutze gemacht, wie sie das antike oder das klassizistische Drama sich gestatten mußten, weil anders die Einheitsgesetze dieser Bühnendichtungen nicht zu erfüllen waren. Indem er aber, weit entfernt, diese Gesetze anzuerkennen, sich zugleich der freien Kompositionsweise Shaksperes bediente, erreichte er auf diesem Wege wohl das denkbar höchste Maß von Regel- und Zügellosigkeit der dramatischen Dichtung." Er war naiv genug, in einem Aufsatze über die Shakspearomanie Shakspere den Satz entgegenzuhalten, vom Poeten sei „eine dramatische, konzentrische und dabei die Idee der Geschichte wiedergebende Behandlung" zu verlangen, ohne auf den Gedanken zu kommen, diese Forderung auch an sich selbst zu stellen; und er traute sich zu, Goethe mit einem „Faust" weit übertreffen zu können, wenn er nur auch über ein Jahresgehalt von 3000 Thalern verfügte! Dagegen ist sein urteutonischer Patriotismus und seine Verkündigung deutscher Größe für die Zeit, in der er lebte, als eine selbständige That anzuerkennen. „Selbständigkeit bis zur Donquixoterie, Originalität bis zur bizarrsten Seltsamkeit, ja bis zu sinnloser Launenhaftigkeit war die Signatur seines Lebens. . . . Die Jugendtragödie ‚Der Herzog von Gothland' ist in der maßlosen Häufung der Greuel, in dem sinnlosen Bombast der Sprache fast das Erzeugnis eines Wahnsinnigen zu nennen. Die Werke der Sturm- und Drangdichter sind zahm gegen dieses Kannibalenstück und — was noch mehr ins Gewicht fällt — sie wollen mit ihren gewaltsamen Mitteln doch gewisse Ideen zu möglichst durchschlagendem Ausdruck bringen; im ‚Herzog von Gothland' aber herrscht die Lust am Entsetzlichen, Grauenhaften an und für sich ohne jede Einschränkung. Dieselbe Schrankenlosigkeit im Verfolgen grotesker Launen zeigt auch das Lustspiel ‚Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung', obgleich es von weit wohlthuenderem Eindruck ist, als die Tragödie. . . Die großartigen Ansätze zu einem ‚Marius und Sulla', die Grabbes Begabung für das historische Drama schon deutlich erwiesen, blieben unvollendet. Dagegen folgte der Dichter seinem phantastischen Drange noch weiter, indem er einen ‚Don Juan und Faust' zu dichten wagte. Die Zusammenführung dieser beiden Sagengestalten in einem dramatischen Kreise ist an sich schon ein charakteristischer Beweis der ‚den Herodes überherodisierenden' Phantasie Grabbes, den . . . nicht ein tieferer gewaltiger Ideengang dazu geführt hatte, die beiden wilden Gestalten neben einander zu stellen, sondern nur ein maßloses Verlangen nach den stärksten Effekten. . . Eine größere Wirkung über die erste Sensation hinaus konnte dieses Werk weder auf die deutsche Litteratur, noch auf die deutsche Bühne ausüben, obgleich der Versuch der Aufführung gemacht und noch vor wenigen Jahren in Meiningen wiederholt worden ist." Erst nach diesen Werken begann der Dichter zielbewußter für die Bühne zu schaffen, und in dem Doppeldrama, das er der Hohenstaufengeschichte entnahm („Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI."), schenkte er dem deutschen Theater die erste Gabe von dauerndem Werte: er wies damit Raupach den Weg, der ihm ein paar Jahre später mit seinem weit schwächeren, aber bühnenwirksameren Hohenstaufencyklus den Erfolg aus der Hand spielte. Sein bestes und reifstes Können offenbarte Grabbe schließlich in seinem „Napoleon", der die Episode der hundert Tage behandelt. Dann folgte eine mehrjährige Pause in seiner Produktion, während deren sich der völlige Schiffbruch seiner bürgerlichen Existenz vollzog. Seine letzten Werke „Hannibal" und „Die Hermannsschlacht" beweisen nur, daß seine Kraft gebrochen war. „Die Herbheit und Härte ist zur Trockenheit geworden, die Knappheit der Darstellung zur Kargheit, die undramatische epische Führung der Handlung zur langweiligen Einförmigkeit, die kühne, sprunghafte Art der Motivierung zu krasser Unwahrscheinlichkeit." Mit Hebbel, meint Harnack schließlich, sei Grabbe nicht zusammenzustellen, dagegen in seinen Hohenstaufendramen mit dem Wildenbruch der letzten Jahre: das gleiche subjektive Pathos, verbunden mit öfters brutalen, naturalistischen Kraftäußerungen; dieselbe Aufeinanderfolge einzelner, mit dröhnendem Klang herausgeschmetterter Effekte. Auch die Verbindungslinie, die R. M. Meyer zwischen Grabbe und Gerhart Hauptmanns Geyer-Drama finden wollte, glaubt Harnack ablehnen zu sollen. Er schließt mit dem Wunsche, daß der „Barbarossa" als wertvolles patriotisches Werk in den festen Bestand unserer Theater aufgenommen werde und daß vor allem der „Napoleon" der Bühne nicht mehr verloren gehen dürfe. — Einen Besuch im Gleim-Hause zu Halberstadt schildert im selben Heft Adolf Schmidthenner. — Hermann Conrad spricht über den englischen Romanschriftsteller Maurice Hewlett, den Verfasser der Romane „The Forest Lovers" (1898) und „The Life and Death of Richard Yea-and-Nay" (1900), die die romantische Stoffwelt Walter Scotts mit moderner Kunst beleben, und der „Little Novels of Italy" (1899). Conrad stellt die Novellen höher als den Roman und findet in Hewlett ein englisches Seitenstück zu Conrad Ferdinand Meyer. — Eine Studie über „Litterarische Ziffernspiele" von R. M. Meyer weist auf die Rolle hin, die die Nennung bestimmter Zahlen in Epos und Roman, Anekdote und Märchen von jeher gespielt habe, und geht dann auf gewisse Spielereien mit dem äußeren Bilde der Zahl näher ein, die besonders bei den Romantikern beliebt waren. Als Beispiel diene Fritz Reuters bekannter Vergleich der Familie Pomcheckstopp (Stromtid I, 5) mit der Jahreszahl 1822. Ein besonderes Spielobjekt waren die Einer und die Null, wofür Lichtenbergs „Rede der Ziffer 8" ein Beispiel von vielen giebt.

Velhagen und Klasings Monatshefte. (Leipzig.) Augustheft. „Einiges von Wilhelm Raabe" erzählt Hans Hoffmann, der zu den geistesverwandten Dichter innige, persönliche Beziehungen unterhält. Als typisch darf wohl bezeichnet werden, was Hoffmann von seinem Verhältnis zu den Büchern Raabes berichtet. Nachdem er mit acht Jahren die „Chronik der Sperlingsgasse" und als Primaner mit besserem Verständnis den „Hungerpastor" gelesen habe, sei ihm Raabes Schaffen völlig aus den Augen entschwunden. „In bildungsfroher Damengesellschaft kam das Gespräch sehr häufig auf Reuter, Freytag, Frenzel, Ebers, Wolff, Spielhagen, Auerbach, Scheffel, Heyse, viel seltener und eigentlich nur in Kreisen, die schon im Geruch gemeinschaftlicher Geistreichigkeit standen, auf Keller, Meyer, Storm, Ebner-Eschenbach, Fontane; von Wilhelm Raabe war kaum je was zu hören oder zu verständnisvollen Ohren zu reden. Die ‚Chronik', na ja, und der ‚Hungerpastor', die hatte es mal gegeben, und sie waren sehr hübsch gewesen, aber seitdem — daß inzwischen ‚Abu Telfan', der ‚Schüdderump' und eine stattliche Reihe anderer großer und kleiner Erzählungen erschienen waren, kam nicht zur Geltung, es waren keine ‚litterarischen Ereignisse' gewesen. Es war ein neuer Pharao gekommen, der nichts mehr von diesem Joseph wußte. Die Abdrucke in den Zeitschriften, wochen- und monatsweise in Fetzen verzapft, versehlten des vollen Eindrucks auch bei ernsthaftesten Lesern, das feine Gewebe der Komposition wurde so verzettelt und um seine Wirkung betrogen; die Bücherausgaben wurden von der öffentlichen Kritik fast ganz mit Schweigen übergangen; eine sehr gangbare Litteraturgeschichte konnte Wilhelm Raabe zu den ‚humoristischen Kleingeistern' rechnen." Aber eine kleine Gemeinde habe Raabe immer gehabt, und dem feinen

Digitized by Google

Wirken einer solchen sei es zuzuschreiben, daß er eines Tages wieder ganz an seinem Raabe erwärmte. „Eins ist sicher: wen Raabe einmal so hat, den hat er so ganz, wie das wenigen Poeten gegeben ist, dem wird er lieb und anmutend auch in dem, was andere wohl schrullen, Manier, querköpfige Auswüchse oder wie immer zu nennen geneigt sind.“

Die Wage. (Wien.) IV, 30. „Die symbolistische Kunstbewegung darf als abgeschlossen gelten; die feinen Talente, die in ihr hervortraten oder sich widerruflich angliederten, haben sich seitdem isoliert.“ Diesen Moment hält Paul Wiegler für geeignet, dem von der jungfranzösischen Generation mit der Meisterkrone ausgezeichneten Stéphane Mallarmé (1842—1898) eine Studie zu widmen, dessen Einfluß auf die jungen deutschen Symbolisten um Stefan George nicht geringer war, als auf die französischen. Seine Werke sind nicht zahlreich. „Wenige Gedichte, oft in vollendeten Sonetten, hie und da zu größeren Szenen sich erweiternd, Uebertragungen, darunter die Nachbildungen des Edgar Allan Poe Mallarmé war von Beruf Professor des Englischen) kurze Stücke einer mühsam durchgearbeiteten, verfeinerten Prosa, der Rest ästhetische Dinge, litterarische Vorträge, metrische, musikalische Fragen. Dieses Werk hat Mallarmé zunächst nur einer ‚auserwählten Gemeinschaft von Künstlern und Kunstanhängern‘ vorgelegt, wie nach ihm unsere Symbolisten thaten. Seine Luxusausgaben, die in belgischem Verlag erschienen, sind von Rops und Manet illustriert worden.“ In der Bewunderung seiner Anhänger stecke gewiß viel Ueberschätzung: Mallarmé sei nicht „der Dichter an sich“, wohl aber ein Künstler, der sich in mystischer Andacht und präraphaelitischen Traumbildern vom Leben abwandte. „Erstorbende Geigen, weinende Seraphim, Gärten der Schwermut, reine Lilien sind seine Requisiten, in keusch prunkenden Farben, in goldigem Weiß seine Strophen getönt, das leicht ihm fast beispiellose Magie. Die Wolken ziehen ihm vorüber, wie goldene Galeeren, schöne Schwäne, die auf purpurnen Flüssen schlafen. . . Aber man spürte zu viel litterarisches Wollen in seinen Versen und in seiner Prosa. Er suchte unablässig, den Symbolismus zur Vollkommenheit eines Musters zu heben; so zwang er seine Phantasie in litterarische Notwendigkeiten, litterarische Uebersteigerungen, und machte sie einer kalt stilisierenden Bewußtheit unterthan. . . . In seinen gequälten Sonetten, die mit ihrer willkürlichen, kaum noch französischen Syntax, oft auch durch den in Deutschland imitierten Verzicht auf Interpunktion am Ende einer Litteratur stehen, hat seine Liebe zum Künstlichen die Gewalt einer Manie.“ Bedeutungsvoller waren die Ideen einer „geistigen Kunst“, die er in seinen Essais, Konferenzen und Gesprächen niederlegt und in denen er gelegentlich an Hegel als den „titan de l'Esprit Humain“ anknüpft. Uebrigens hat vor zwei Jahren schon an derselben Stelle Georg Brandes das Porträt Mallarmés gezeichnet. — Vier Spalten aufrichtiger Zustimmung widmet Otto Stoeßl Wilhelm Bölsches Essayband „Der Weltstadt“. — In Heft 33 spricht der schwedische Kritiker Prof. Oscar Levertin über Zolas „Travail“ mit Bewunderung für Tendenz und Gesinnung, aber mit abfälliger Kritik seines Kunstwertes, und Dr. Richard Hahn skizziert das Dichter- und Denkerprofil Hieronymus Lorms. — Eine größere Prosaerzählung von Hugo Salus beginnt im selben Hefte.

Die Zukunft. IX, 45. Den Kampf für eine Umgestaltung der sogenannten schlegel-tieckschen Shakspere-Uebersetzung (s. Sp. 618 und 1126), der durch den bekannten ablehnenden Beschluß der Deutschen Shakspere-Gesellschaft (s. Sp. 1083) seine vorläufige Erledigung gefunden hat, setzt Prof. Dr. Wilhelm Wetz (Gießen) mit einem neuen kritischen Sturmlauf („Schlegel-Tieck“) auf das alte Uebersetzungsgebäude fort. Mit welchem Unrecht die Gesamtübersetzung den Namen Tiecks trägt, hatte er bereits in einer früher zitierten Veröffentlichung ausgeführt, ebenso auf die Ungleichwertigkeit der von Schlegel selbst und von seinen Fortsetzern, Graf Baudissin und Dorothea Tieck, besorgten Stücke hingewiesen. Aber auch Schlegels Arbeiten stehen nicht durchweg auf derselben Höhe. „Während Schlegel anfangs den ersten Entwurf mehrmals umarbeitete und mit größter Sorgfalt prüfte und feilte, bis er sich genug that, schickte er später den ersten Entwurf unmittelbar in die Druckerei und arbeitete so rasch, daß er zwei Akte von Heinrich VI. in sechs Tagen bewältigte. Natürlich reichten diese späteren Uebertragungen — es handelt sich dabei zum Glück um die nicht sehr viel gelesenen Historien — nicht an die früheren heran; und Schiller stand nicht allein mit seinem Urteil, wenn er fand, daß sie sich viel härter und steifer lasen, als die ersten Bände‘ (an Goethe, 22. October 1799).“ Baudissin stand schon weit hinter Schlegel zurück, aber immer noch hoch über Dorothea, die zum Zwecke dieser Uebersetzung erst Englisch lernte und es noch nicht beherrschte, als sie ihre Arbeit begann. Die grobe Leichtfertigkeit ihrer Macbeth-Uebersetzung hat gelegentlich Hermann Conrad in Brandls „Archiv für neuere Sprachen“ (Bd. 106) im einzelnen dargethan. Wenn nun der früher durch Bodenstedt und Dingelstedt vor Jahrzehnten ziemlich gleichzeitig unternommene Versuch, unter Mitwirkung von Uebersetzungsmeistern wie Heyse, Gildemeister, Wilbrandt neue Gesamtausgaben der Shakspereschen Dramen in Umlauf zu bringen, materiell mißlang und die Alleinherrschaft des „Schlegel-Tieck“ nicht beseitigte, so meint Wetz dies einer Reihe von ungünstigen äußeren Umständen zuschreiben zu müssen, aber auch der Thatsache, daß man das Altbewährte ganz überging. „Eine Aussicht, die alte Uebersetzung zu verdrängen, hätte bloß dann bestanden, wenn nur eine einzige neue Uebersetzung erschienen wäre, die alles von Schlegel meisterhaft Uebertragene bewahrt hätte und von ihm nur da abgewichen wäre, wo man sicher war, ihn zu übertreffen, und die Baudissins und Dorotheas Arbeiten durch bessere ersetzt hätte.“ Dies war allerdings damals noch nicht möglich, weil Schlegels Uebersetzung noch gegen Nachdruck geschützt war: um so mehr Erfolg verspräche nach der Ansicht des Verfassers ein neuer, unter günstigeren Umständen begonnener Versuch. Wetz wendet sich dann gegen das Verhalten der Deutschen Shakspere-Gesellschaft und ihres Vorstandes in der Frage und im besonderen gegen Prof. Max Förster (Würzburg), der es unternommen hatte, deren Standpunkt in der Oeffentlichkeit (s. Sp. 1126) zu vertreten. Er weist nach, daß Paul Heyse in seinem Gutachten „ungefähr das Gegenteil von dem sagt, was Förster ihn sagen läßt“, und ausdrücklich erkläre, daß „die große Aufgabe der Fortsetzung des von Schlegel so glorreich Begonnenen ganz von neuem in Angriff genommen werden müsse“. Auch Wilbrandts Antwort auf die ihm vorgelegte Frage sprach sich nichts weniger als zu gunsten der alten Uebersetzung aus. Die beiden anderen Gutachten — Fulda und Possart — nennt Wetz nichtssagend und meint, der Vorstand der Shakspere-Gesellschaft habe sehr den Ernst vermissen lassen, den die Beratung dieser Frage erfordere, wenn er solchen „Gutachten“ überhaupt Bedeutung beimaß. Von Fuldas Worten bliebe nach Abzug allgemeiner Binsenwahrheiten über Uebersetzungskunst nichts übrig, und er hätte dieses „Gutachten schreiben können, wenn er seit seinen Primanerjahren nie mehr einen Blick in einen deutschen oder englischen Shakspereteyt geworfen hätte“. Possarts Erklärung zeichne sich nur durch das „auf wirkliche Ignoranz hinauslaufende Ignorieren“ von dutzendfach bewiesenen Thatsachen aus. Und auf Grund solchen Materials kam der Vorstand der Shakspere-Gesellschaft zu seinem rundweg ablehnenden Beschluß! Wie wenig die Mitglieder dieses Vorstandes selbst die alte Uebersetzung in der Praxis als genügend anerkennen, zeigt Wetz an der Thatsache, daß Brandl in seiner Shaksperebiographie selbst stets den Text Schlegels und seiner

Digitized by Google

Fortsetzer gebessert und kaum die Hälfte der Zitate unverändert übernommen habe, ebenso wie Oechelhäuser sich in seiner Volksausgabe zu zahlreichen Aenderungen genötigt sah. Nach Besprechung einiger besonders fühlbarer Schwächen der alten Uebersetzung formuliert Metz seine Forderung dahin, daß die nicht von Schlegel selbst übersetzten Werke und seine späteren, nachträgen Uebertragungen durch neue zu ersetzen seien und zwar derart, daß ein Uebersetzer die von Schlegel ausgelassenen, ein anderer die späteren Stücke übernähme. Die Aufgabe wäre heute, dank der zahlreichen Vorgänger, ungleich leichter als früher, und ein paar feinfühlige Formtalente, die ihr gewachsen sind, dürften in Deutschland nicht schwer zu finden sein. Würden diese dann auch noch Schlegel selbst überarbeiten und dort, wo es nothut, bessern, so „ist kein Grund vorhanden, weshalb wir nicht in absehbarer Zeit — immer die richtigen Männer vorausgesetzt — einen deutschen Shakspere haben sollten, der alle billigen Forderungen befriedigt". — Das „Rubaiyat" des persischen Dichters Omar Khayyam (1042—1123), ein Büchlein Spruchweisheit in Vierzeilern, ist bekanntlich in England und Amerika eines der meistgedruckten Bücher, das in immer neuen Prachtausgaben erscheint (vgl. LC 1, 180). In Deutschland ist der orientalische Dichter trotz der Uebersetzungen von Hammer-Purgstall, Schack, Bodenstedt fast unbekannt geblieben: einige Uebertragungen nach Fitzgeralds englischer Bearbeitung giebt Maximilian Schenck zur Probe wieder. — Im vorhergehenden Heft (44) findet sich unter dem Titel „Das moderne Drama" Maurice Maeterlincks Vorrede zu der von Oppeln-Bronikowski besorgten Gesamtausgabe seiner dramatischen Werke (Leipzig, E. Diederichs).

Im zweiten Hefte der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" findet sich unter den Miscellen folgende Notiz: „Zu Robert Hamerlings Nachlaß. Die Freunde Robert Hamerlings möchten wir darauf hinweisen, daß im Archiv des hiesigen philologischen Seminars drei Aufsätze des Dichters aufbewahrt werden, die er in den Jahren 1852/53 als Mitglied des Seminars verfaßt hat. Von diesen ist einer, betitelt ‚De Horatii arte poetica', lateinisch, die beiden anderen, ‚Ueber die Gleichnisse der Ilias' und ‚Ueber den platonischen Mythus von der περιφορά der Götter im Phädrus', sind deutsch abgefaßt. Wir sind gerne bereit, den Forschern, die sich für Hamerlings Entwicklung interessieren, diese Aufsätze zugänglich zu machen. — Wien, Januar 1901. Die Direktion des philologischen Seminars."

„Herman Grimm." Von Carl Busse (Der Türmer; III, 10). Gedenkartikel mit einer Reminiszenz an einen Besuch Bussos bei dem Verstorbenen, wobei es sich um Grimms lebhafte Begeisterung für Johanna Ambrosius handelte und sich herausstellte, daß der Aesthetiker von neuerer Lyrik überhaupt nichts gelesen hatte: „ich lese nur die Deutsche Rundschau und die Nationalzeitung; was da nicht drin steht, weiß ich nicht."

„Otto Festdrama zur vierten Jahrhundertfeier des Eintritts Schaffhausens in die Eidgenossenschaft." Von Heinrich Federer (Die Schweiz, Zürich; V, 13/14).

„Semelene Lerbs." (Forst, Oswald.) Von Hans Fischer. (Die Christliche Welt; 1901, Nr. 25.)

„Elektra." Von Hans Fischer. (Die Christliche Welt; 1901, Nr. 30.) Charakterisiert das Drama von Perez Galdos, das in Spanien so große Sensation erregt hat, als ein Schaustück ohne großen Kunstwert, während es als ein treffendes Kulture und Sittenbild des modernen Spaniens von großem Reiz sei.

„Ein Buch von der Frau und der Ehe." Von W. Fred (Dokumente der Frauen, Wien; V, Doppelheft 9/10). Der Roman „Maria Maria" von Carl Federn wird als „eine heftige Klage über die Frauenbehandlung neuerer Zeit" charakterisiert.

„Das nationale Moment in der Kunst und Dichtung." Von Johannes Gaulke (Der Kyffhäuser, Linz a. D.; III, 7).

„Die Nibelungen-Trilogie Richard Wagners und die Wallenstein-Trilogie Schillers." Von J. Gebeschus (Magf. Litt., Berlin; 70, 30).

„Zwei Bücher aus Wien." Von Alfred Gold (Der Lotse, Hamburg; I, 44). „Was der Tag mir zuträgt" von Peter Altenberg und „Renate Fuchs" von Jakob Wassermann.

„Stendhal." Von Kurt Holm (Mag. f. Litt., Berlin; 70, 29).

„Shakspere in Frankreich." Von Eugen v. Jagow (Der Türmer; III, 10). Bespricht die Schicksale der Dramen Shaksperes auf französischen Bühnen, die Verständnislosigkeit, der sie begegnet sind, die Bearbeitungen, die sie sich gefallen lassen mußten, und giebt flüchtige Andeutungen, warum sein Genius dem französischen Empfinden fremdartig ist und fremdartig bleiben dürfte.

„Peter Nansen." Von Dr. Joh. Klein paul (Die Umschau, Frankfurt a. M.; V, 34).

„Deutschland und Frankreich im Urteil Friedrich Nietzsches." Von Henri Lichtenberger (Der Lotse, Hamburg; I, 41, 42).

„Vom Hunger." Von Klotho Stahl von der Mark (Neue Bahnen, Wien; Heft 15) Fortsetzung des auf Sp. 916 erwähnten Artikels.

„Ueber den gegenwärtigen Stand der litterarischen Kritik. Mit besonderer Berücksichtigung Frankreichs." Von Camille Mauclair (Wiener Rundschau; V, 14; f. Sp. 777).

„Goethes Achilleis." Von Max Morris (Chronik des wiener Goethe-Vereins, Wien; XV, 7/8). Versucht, die Handlung der Fragment gebliebenen goethischen Dichtung auf Grund der Parallelmotive im 50. Bande der weimarer Ausgabe und mit Heranziehung der Quellen aufzubauen.

„Heine und Steinmann." Von J. Nasen (Deutsche Dichtung, Berlin; XXX, 10). Friedrich Steinmann (vgl. über ihn LC. II, 563) war ein Jugendfreund Heines, der mehrere biographische Skizzen über den Dichter geschrieben hat, und zwar die erste 1834 im „Taschenbuch für deutsche Litteraturgeschichte" (Münster, Friedrich Bundermann), die anerkennend ist und Heine gegen Mißverständnisse in Schutz nimmt. 1842 ließ Steinmann dann in seinem „Mephistoteles" (1. Heft) einige Jugendbriefe des Dichters erscheinen und einige gehässige Xenien; 1848 fügte er seinem „Musenalmanach" drei unbedeutende Gedichte Heines ein und verjah sie mit der Unterschrift „Paris", als seien sie eben gedichtet worden. Dagegen wandte sich Heine in Laubes „Zeitung für die elegante Welt". Steinmann schrieb dann noch mehrere kleinere Biographieen Heines und gab 1857 das Buch „H. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse" heraus. Er nennt auch das Jahr 1797 als Geburtsjahr des Dichters.

„Ralph Waldo Emerson." Von Willy Pastor (Deutsche Heimat, Berlin; IV, 44).

„Robert Schweichel." Von Franz Philips. (Mag. f. Litt., Berlin; 70, 28.)

„Richard Beedenbrücker." Von Anton Kent. (Der Kyffhäuser, Linz a. D.; III, 6.) „Ich möchte Beedenbrücker zu den ersten lebenden Alpenschriftstellern stellen, zu Rosegger und Heer. Seine Manier ist die Zolas, auf unser Bergdorf übertragen."

„Alte Schriften. Noch einmal etwas Autobiographisches" von Peter Rosegger. (Heimgarten, Graz; 25, 11.) Bruchstücke aus alten Briefen Roseggers aus den Jahren 1863 bis 1872.

„Ein gotischer Dramatiker." Von Johannes Schlaf (Die Zeit, Wien; Nr. 356). Verwirft mit Polemik gegen Leo Bergs Aufsatz im LC III, Heft 16 Kurt Geucks Tragödie „Sebastian" als das Erzeugnis einer falschen Gotik und bezeichnet als die heute einzig mögliche Gotik diejenige, die bei dem Deutschtum unserer Klassiker anknüpfe.

„Neuere niederdeutsche Litteratur." Von Ludwig Schröder (Niedersachsen, Bremen; VI, 21, 22). Bespricht plattdeutsche Dichtungen und Schriften von Gaedertz, H. Schröder, F. Stillfried, M. Blum, P. Warncke, O. Piper, M. Petri, C. Gildemeister, W. Schmidt, A. Kluthenmen, K. Ahrtenius, M. Nerese, A. Schwarz, J. Dörr, H. Graebke u. m. a.

„Goethes ‚Italienische Reise' als Selbstbekenntnis." Von Dr. Joh. Schönbert (Mag. f. Litt., Berlin; 70, 28).

Sighörn Odselberds „Tagebuch eines Geistlichen". Von David Sprengel (Wiener Rundschau; V, 15; Vgl. ob. Sp. 1607).

„Lyrik." (Die Grenzboten; LX, 30.) Neben einigen kleineren Talenten werden besonders Helene Voigt-Diederichs, Rich. Schaukal und Börries Frh. v. Münchhausen im Anschluß an ihre neuesten Werke rühmend hervorgehoben, bei den beiden ersten aber auch der immer wehmütige und düstere Ton ihrer Dichtungen bedauert.

Echo des Auslandes

Französischer Brief.

Es ist jetzt ein Jahr her, seitdem der Dichter Albert Samain nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Digitized by Google

Seine Freunde haben seine letzten Gedichte gesammelt und im Verlag des Mercure de France unter dem Titel „Le Chariot d'or", den er selbst gewählt hatte, herausgegeben. Die „Revue de Paris" (1. August) veröffentlicht außerdem ein hinterlassenes Versdrama von Samain, „Polypheme", das André Rivoire mit einem längeren Aufsatz über den Dichter einleitet. Von seinem ersten Buche „Au jardin de l'Infante" datiert die Reaktion gegen den „vers libre", die innerhalb der jüngeren Dichtergeneration in Frankreich immer größere Fortschritte macht. Er verstand es, neue Gedanken in alte Versformen zu bringen. Die „unaussprechliche Melodie, die in seinen besten Gedichten liegt", verbürgt es, daß ihr Besitz auf die Nachwelt übergehen wird. „Diese Poesie erinnert an schumannsche Musik: sie besitzt dieselbe melancholische Grazie, den durchdringenden Reiz; sie schleicht sich in das tiefste Geheimnis der Seelen ein, um dort tiefe und dunkle Klänge der Sympathie zu wecken." — Das gleiche Heft der „Revue de Paris" enthält den ersten Teil des neuen Romans der Gebrüder Marguerite aus der Serie über den siebziger Krieg. Er betitelt sich „La Chevauchée au Gouffre" — „Der Ritt zum Abgrunde" — und soll Sedan behandeln. — Gustave Lanson schreibt über das Verhältnis Châteaubriands zur französischen Restauration. — Das vorhergehende Heft derselben Zeitschrift (15. Juli) bringt einen Artikel von Michel Bréal über „die Wahl einer internationalen Sprache". Der Verfasser, der in allen philologischen Fragen als Autorität ersten Ranges betrachtet werden muß, weist die Hypothese einer künstlichen Sprache — Volapük oder Esperanto — nicht unbedingt zurück. Er erwähnt die Versuche zur Einführung eines „Volkslateins", die Hermann Diels in Berlin gemacht hat, meint aber, daß es wohl eine der modernen Kultursprachen dazu bringen wird, Universal-Hilfssprache zu werden. Für die dazu auserwählte Sprache dürfte das nicht gerade ein Vorteil sein, da sie sich verpöbeln werde, wie das Griechische zur Zeit Alexanders des Großen. Nichtsdestoweniger empfiehlt Bréal das von Paul Chapellier vorgeschlagene Kartell zwischen Frankreich und England und den Vereinigten Staaten zur gegenseitigen Erlernung der beiden Sprachen. — Julien Bregeault berichtet über das Urbild des Claude Gueux, des bekannten Romans von Victor Hugo.

Michel Arnaud, der als der beste Goethekenner der jüngeren Generation in Frankreich betrachtet werden muß, bespricht eingehend die neuen Goethe-Gespräche des Pseudo-Eckermann (s. unten Sp. 1661) in der „Revue Blanche" vom 15. Juli. Er meint, daß sich die Ansichten, die Goethe hier untergeschoben werden, am besten durch wirkliche Ausssprüche von Goethe widerlegen lassen. Auch Michel Bréal widmet dem Buche, unter dem Titel „Une Evocation" im „Journal des Débats" (4. August) einen warmen Artikel. Sein Schlußzuruf „Echt Goethisch!", den er deutsch anbringt, muß jedoch als Uebertreibung bezeichnet werden. — Renée d'Ulmes, der wir schon wichtige Dokumente über das Leben Guy de Maupassants verdanken, bringt jetzt in der „Revue des Revues" (15. Juli) interessante Mitteilungen über die Jugend Gustave Flauberts, den bekanntlich ein so inniges Band an den jungen Maupassant knüpfte. — Das August-Heft des „Mercure de France" beginnt mit einem paradoxen Aufsatze von Remy de Gourmont über den „Erfolg und die Idee des Schönen". „Jede ästhetische Emotion, welcher Quelle sie auch entspringen mag, ist legitim, ebenso wie jeder Erfolg, welcher Art er auch sei." — Léon Chaumeix übersetzt eine chinesische Komödie „Die Verwandlungen des Yo-Tcheu". — Die „Contemporaine" (10. Juli) druckt einen Artikel von Maurice Muret über Antonio Fogazzaro ab. „Die Kunst Fogazzaros ist vor allem soziale Kunst. Dieser Schriftsteller ist hauptsächlich ein versöhnlicher Geist. Er geht darauf hin, den Knoten aufzulösen und nicht ihn durchzuschneiden. Geister dieser Art sind in unserer Epoche selten." Weiter berichtet Louis Guimbaud über Victor Hugo als Karikaturisten und giebt zahlreiche Proben vom künstlerischen Talente des Dichters. — Professor Barkhausen in Bordeaux teilt in „L'Ermitage" (August) wichtige ungedruckte Fragmente von Montesquieu mit. Sie behandeln hauptsächlich die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Sonderbar klingt folgender Ausspruch: „Man sieht, daß die Deutschen Lust haben, etwas aus ihrem Kopfe herauszuholen, aber dieses Bestreben ist vergebens". — In der „Revue Universelle" (3. August) berichtet Lg. Diehl sehr eingehend über Schlumbergers großes Werk „L'épopée byzantine à la fin du Xe siècle".

Im Buchhandel ist das Hauptereignis des Erscheinen eines neuen Tagebuches der Marie Baschkirtseff. Das Buch ist von der oben genannten Renée d'Ulmes herausgegeben und erscheint im Verlag der „Revue des Revues". Als Anhang findet sich darin der Briefwechsel zwischen Guy de Maupassant und Marie Baschkirtseff. Gustav Deschamps widmet ihm im „Temps" (11. August) einen drei Spalten langen Artikel. Er will in der Baschkirtseff hauptsächlich die excentrische Ausländerin sehen, die nur deshalb „berühmt" werden will, um in der pariser Gesellschaft Aufnahme zu finden. Ihr naiver Egoismus, ihre Gefallsucht, ihre weibliche Grazie, ihr wahrhaft großes Malertalent, das alles gab ihrer Persönlichkeit eine eigentümliche Prägung, deren Bild wir in diesem Tagebuch wiederfinden. Die Briefe an und von Maupassant bringen wenig Neues. Das junge Mädchen schrieb an den Dichter bekanntlich erst anonym, dann unter Nennung ihres Namens. Sie drückte ihm ihre hohe Begeisterung aus. Maupassant antwortete, wie eben ein großer Mann einem kleinen Mädchen zu antworten pflegt.

Bei Ollendorf giebt ein gewisser Olivier de Tréville eine Enquête über die Geistesrichtung der jungen Mädchen heraus. Sie betitelt sich „Les Jeunes filles peintes par elles-mêmes" und soll eine Antwort auf Prévosts „Demi-vierges" sein. Der kompakte Band enthält zwei- bis dreitausend Antworten junger Mädchen über verschiedene Gegenstände. — Der selbe Verlag bringt eine illustrierte Neuausgabe des bekannten Décadence-Romans „Byzance" von dem vor etwa zehn Jahren verstorbenen Jean Lombard. Die Brüder Marguerite führen das Buch durch eine Vorrede ein.

Paris. *Henri Albert.*

Italienischer Brief.

In der „Vita Internazionale" (5. August) finden wir eine von Renzo Sacchetti unterzeichnete „dramatische Statistik" nebst Betrachtungen über die soziale und litterarische Bedeutung der neuesten dramatischen Produktion. Als — allzu eingeschränkte — Grundlage haben die in den Jahren 1899 und 1900 in Turin zum ersten Male aufgeführten neuen Bühnenstücke gedient, im ganzen sechzig an der Zahl. Besonders bezeichnend erscheint es unserem Statistiker, daß unter ihnen nicht weniger als fünfzig das Leben der „Bourgeois"-Kreise, nur drei dasjenige des Proletariates zum Gegenstande haben. Und zwar findet er unter den ersteren einunddreißig Stücke, in denen die Laster und Mißstände, die Versumpfung und Unsittlichkeit der herrschenden Klassen vorgeführt werden; dazu kommen drei Charakterstudien pessimistischen Inhalts und sieben satirische Komödien, während nur in neun Werken ein gewisser Idealismus zu seinem Rechte kommt. Sowohl der Menge der bürgerlichen Schauspiele wie den wenigen, die sich mit der proletarischen Welt und ihren Kämpfen beschäftigen — Hauptmanns „Fuhrmann Henschel", Donnays und Descades' „La clairière" und R. Braccos „Il diritto di vivere" — erkennt Sacchetti geringen dramatischen Wert zu. Die Ursache dieses Mangels sieht er, was jene betrifft, in dem Mangel an Leidenschaft, Begeisterung und Thätigkeitstrieb (?) im Bürgertum, was diese betrifft, in der Unmöglichkeit künstlerischer Gestaltungen im Schoße des Proletariats, so lange dieses

Digitized by Google

noch völlig durch dringendere Aufgaben in Anspruch genommen ist. Die Entstehung eines neuen großen dramatischen Repertoires erwartet Sacchetti von der kommenden Verschmelzung des gesunden Teiles der Bourgeoisie mit dem Proletariat und dem wirtschaftlichen und intellektuellen Aufschwung des letzteren. — In demselben Hefte rühmt G. Malteni die neuesten Schöpfungen Matilde Serao's („Suor Giovanna della Croce") und Arturo Graf's („L'al di là" d. h. „das Jenseits") als Anzeichen einer „Morgenröte der Kunst" und Beweise für eine Hinwendung der Autoren zu noch ernsterer und tieferer Erfassung ihrer Mission. Die berühmte neapolitanische Schriftstellerin hat nach seiner Ansicht — wie sie es ähnlich in der Widmung ihres ergreifenden Romans an Bourget ausspricht — „die üppigen Irrgärten der Leidenschaften verlassen, das galante Liebesgetändel aufgegeben und die Unfruchtbarkeit des sentimentalen Vagabondierens und der Aufreibung der Verstandeskräfte in entnervenden Zergliederungen und ungesunden Erzählungen" eingesehen — womit allerdings nur bewiesen wäre, daß die Schriftstellerin anders geworden ist, nicht daß sich die Beurteilung ihrer früheren Werke ändern müßte. — Daß Arturo Graf, der Mann der Wissenschaft, den „Schauern der Ohnmacht" zugänglich sei, nur weil die „Schwingen der Wissenschaft ohne den göttlichen Anhauch des Ideals kraftlos niedersinken", glauben wir bis auf weiteres nicht. Jedenfalls giebt sein „Jenseits!" ebensowenig wie sein meisterhafter, mit den Geheimnissen des Seelenlebens ringender Roman „Erlöst" Anlaß zu dem Glauben, daß er unter die Mystiker gehen wolle.

Die „Rassegna Internazionale" enthält im 1. Juliheft einen Aufsatz über Novalis, den „Dichter der blauen Blume", im 2. Juliheft einen solchen über Alfred Capus und im 1. Augustheft ein litterarisches Porträt des begabten, gewandten und fruchtbaren Roman- und Tagesschriftstellers Ugo Ojetti. Sein Porträtist, G. De Frenzi, nennt ihn einen „Briefschreiber allermodernster Farbe", einen Bücherwurm, einen unermüdlichen Arbeiter, dabei einen heiteren Lebemann und Salonmenschen, einen höchst unterhaltenden Gesellschafter und Mann von festem Willen, einen „im höchsten Grade modernen Charakter, gebacken aus Skeptizismus und Optimismus, hinreichend skeptisch, um sich keine Illusionen zu machen und sich nicht von der Begeisterung fortreißen, hinreichend optimistisch, um sich nicht entmutigen und einschläfern zu lassen, dabei nach französischer Kennzeichnung un manieur d'idées", immer auf dem Anstand, immer wachsam, immer bereit, auf die verschiedensten Fragen einzugehen und jede leise Strömungsänderung in Kunst und Litteratur vorauszuerfassen und zu werten. Eine kurze Charakteristierung der erzählenden und dramatischen Werke des kaum Dreißigjährigen, der zwischen Studienreisen nach dem Miliande und Nordamerika, Besuchen am Nordkap, in Paris und Malta, zwischen Vorträgen, Komitee- und Juryarbeiten eine Unzahl von Zeitschrift- und Zeitungsartikeln geschrieben hat, erhöht den Wert von De Frenzis Essai. — In einer Uebersicht über die italienische Romanlitteratur hat E. Corradini kürzlich die Bemerkung gemacht, daß in Italien „seit einiger Zeit die ganze Litteratur, die Politik, die Soziologie, die öffentliche Meinung von zwei oder drei Typen lebt, die gemeinhin verkehrt sind". Was die Litteratur betrifft, so hat er den in der That ebenso lächerlichen und widerwärtigen, wie unwahren Typus des Schöngeistes im Auge, mit dem vier Fünftel namentlich der jüngeren Romanschriftsteller operieren, ohne ihn anderswo als im eigenen hohlen Ich studiert zu haben. Gargano, der im „Marzocco" (VI, 29) auf den Gegenstand zurückkommt, weist darauf hin, daß es in der Künstler- und Schriftstellerwelt genug interessante und bedeutende Modelle für schöngeistige Romanfiguren giebt, und er führt Gustave Flaubert als solchen vor. Man könne aber, besonders dank den neuesten biographischen Veröffentlichungen, an dem Verfasser der „Madame Bovary" und der „Salammbô" sehen, daß der Schöngeist, d. h. der Mann, bei dem die Liebe zur Kunst auf Kosten der anderen Gefühle genährt sei, nicht notwendig der edlen und hochherzigen Empfindungen bar sein müsse.

In der „Rivista politica e letteraria" (15. Juli) weist E. Medda dena an der in den Litteraturgeschichten als Muster einer moralischen Komödie aufgeführten „Buona Famiglia" Goldonis überzeugend nach, daß der venetianische Bühnenbeherrscher „unter der einschmeichelnden moralischen Etikette zuweilen ganz andere Ware einzuschmuggeln wußte". In der That enthält das berühmte Lustspiel unglaubliche Schlüpfrigkeiten und Zweideutigkeiten, so daß man nicht begreift, wie die guten venetianischen Familienväter und -mütter sich daran so ausnehmend erbauen konnten.

Eine kritische Studie über Maxim Gorki aus der Feder Laura Gropallos („Nuova Antologia", 16. Juli), die den Einflüssen der Borgänger nachgeht, gipfelt in der Feststellung, daß Gorki der wenigst romantische, der objektivste und realistischste unter den russischen Erzählern sei. Dem Realismus und dem Pessimismus seiner Borgänger hat er einen neuen Charakter eingehaucht: jenem mittels der Ersetzung der Kleinmalerei durch große und kräftige Züge, diesem, indem er ihn aus der Seele des Schriftstellers in die seiner Gestalten und in die Zustände verlegte. — Anny A. Bernardy führt in einem Aufsatze über „eine neue Blüte des gefühlvollen Briefwechsels in England" den großen Erfolg von „An Englishwoman's Love-Letters" (I.Sp.636 und 1046) vornehmlich auf die Ueberfättigung mit psychologischer Kost aus zweiter Hand und das wiedererwachte Verlangen nach dem Originaldokument und der Wirklichkeit, dann auf den neuen sentimentalen Geschmack und die Lust an verbotenen Früchten zurück, wozu die angeblich nur für andere bestimmten Briefe gehören. — Im 1. Augustheft derselben Zeitschrift behandelt Barbara Allazon „die Gestalten, Landschaften. Gebräuche der römischen Campagna in den Werken Richard Voß', Italo Bizzi „einen skeptischen Dichter des Orients", den Perser Omar Khayyâm oder Khèyam, dessen Dichtungen „schon allein genügen würden, um unsere falsche Anschauung vom barnackigen, blinden und unterwürfigen Glauben der Muselmänner an das allein seligmachende Wort des Korans zu widerlegen" (vgl. oben Sp. 1635).

In der „Flegrea" (20. Juli) erscheint der zweite Artikel von Ramiro Ortiz über „das Ideal vom Weibe in den griechischen Epigrammen Polizians". Mit dem Nachweise, daß der Kanonikus und Prinzen-Erzieher von Montepulciano, trotz seiner Hymnen auf die Mutter Gottes im Grunde der Seele ein Heide und Skeptiker wie die meisten Humanisten, kein anderes Frauenideal besaß, als das des klassischen Altertums, erhalten wir eine anziehende Charakterisierung seiner Poesie unter mannigfachen Ausblicken auf die Kunst und das geistige Leben des Quattrocento.

Eine Festschrift, die dem Altmeister der Litteraturgeschichte und -kritik in Italien, Alessandro D'Ancona anläßlich seines 40 jährigen Universitätslehrerjubiläums von Freunden und Schülern gewidmet worden ist, enthält litterarische Beiträge von D'Ovidio, Rajna, Mazzoni, Novati, Kerbaker, Del Lungo, Zumbini, Gnoli, Pitrè, Barnhagen, Gebser, Dejob, Gaston Paris u. v. a. Reichhaltig sind die Beiträge zur vergleichenden Novellistik. G. Paris weist nach, daß die relzende Erzählung Lafontaines von der „Courtisane amoureuse" auf eine Novelle Girolamo Brusonis zurückgeht. G. Mazzoni stellt sich in der von den meisten verneinten Streitfrage, ob das einen Auszug aus dem „Roman de la Rose" darstellende Gedicht „Il Fiore" von Dante herrühren könne, auf die Seite des ersten Herausgebers, Castets, der die Frage bejaht hat. — Das in der Festschrift enthaltene vollständige Verzeichnis von D'Anconas Schriften umfaßt 724 Nummern.

Von neuer erzählender Litteratur liegen toskanische Novellen von Orazio Grandi unter dem Titel „Silvano"

Digitized by Google

(Mailand, Treves) vor, in denen namentlich das ländliche Leben, die Landschaft und die Sitten Toskanas anspruchslos, mit Anmut und Lebendigkeit geschildert sind. — Phantastischen und geheimnisvollen Charakter haben mehrere als Fortsetzung des „Decameroncino“ zu betrachtende Novellen in einem „Il benefattore“ betitelten Bande L. Capuanas. — G. Ferri erzählt in dem Roman „Il capolavoro“, wie er selber sich äußert, „die Geschichte der Verirrung eines Mannes, der in der verzweiflungsvollen Liebe zur Kunst und in der brennenden Reue über seine Fehlkritik die richtige Auffassung des Lebens einbüßt“, also die Geschichte eines der oben erwähnten Schöngeister und Dekadenten, die spannend und geschickt geschrieben, aber von höchst peinlicher Wirkung ist. — Ebenfalls ein Stück Schöngeist, wie ihn sich die junge Romancierschule ad usum Delphini zurechtmacht, steckt in dem streberischen, herzlosen jungen Arzte Pietrarsa, dem Helden von J. Treblas Roman „Perdizione“ (Turin, Roux und Biarengo), der nach der „klaren, präzisen englischen Lebensauffassung“ strebt und einer edlen Frau, die er zu gewinnen trachtet, den Laufpaß giebt, weil er lieber Karriere machen will.

Mit Gedichtsammlungen beschenken uns vier Damen: Rachele Botti-Binda läßt in 200 Sonetten ihre Träume und Hoffnungen, ihre Enttäuschungen und Schmerzen, leider etwas kühl und eintönig, ausströmen. Alice Schanzers „Motivi e canti“ leiden unter einer leisen gelehrten Pedanterie und aufdringlichen Lehrhaftigkeit. Ein überströmendes Naturgefühl, das noch mit dem Ausdrucke ringt, spricht sich in den „Fremiti e gemiti alpini“ von Antonietta Bonelli aus, während die ebenfalls noch jugendliche „Térésah“ in einem Hymnus auf Italien, das Meer, die alte Glorie, die Liebe, Brüderlichkeit und Gerechtigkeit allzusehr vergißt, daß er durch den Stapellauf des Kriegspanzerkolosses „Margherita“ veranlaßt worden ist. — Doch kann man den vier Dichterinnen weder Empfindung noch Talent absprechen.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Lettischer Brief.

Der Schriftstellerfonds am rigaschen lettischen Verein hat seine Thätigkeit begonnen. Zwei Preise von je 100 Rubel wurden dem Faustübersetzer Rainis und dem Verfasser des Romans „Im Rauche der Rodung“, A. Needra (vgl. LE III, 274), zuteil. In Folge einer akuten Lungenerkrankheit des letzteren mußte man in litterarischen Kreisen Sorge tragen, größere Summen zusammenzubringen, als der Fond augenblicklich zu geben im stande war. Die auch in diesem Jahre im Juni stattfindende außerordentliche Versammlung der lettischen wissenschaftlichen Kommission bot die Gelegenheit dar, eine größere Kollekte für den erkrankten Schriftsteller zu veranstalten. Man hofft auf diesem Wege die Mittel zu bekommen, um dem Erkrankten den Aufenthalt in einem Sanatorium möglich zu machen.

An der von Jahr zu Jahr immer mehr an Umfang gewinnenden Versammlung der wissenschaftlichen Kommission nahmen in diesem Jahre ca. 900 Personen teil. Auch die dabei gehaltenen Vorträge gewinnen an Vielseitigkeit. Daß ein für das Kulturleben der Letten bis jetzt abgestorbener Zweig des Volkes sich zu regen beginnt, führte ein Vortrag des Priesters Trahun aus, der sich über die Ursachen verbreitete, warum die witebskischen Letten in der Kultur hinter ihren Stammesbrüdern zurückgeblieben sind. — Zu den am lebhaftesten zur Diskussion gebrachten Fragen gehört der Pessimismus in der lettischen Dichtung. Als vor zwei Jahren der Referent der lyrischen Poesie T. Seifert (Teodors) in der Versammlung der wissenschaftlichen Kommission konstatierte, daß die neueste lettische Poesie vom Pessimismus beherrscht sei, entspann sich darüber eine lebhafte Debatte. Die dadurch angeregten Auseinandersetzungen wurden später einer ausführlichen Bearbeitung unterworfen. Pastor Ehrman behandelte diesen Stoff Ende des vorigen Jahres in der Sitzung der klerikalkonservativen lettisch-litterarischen Gesellschaft. Sein Vortrag wurde später in der Zeitschrift „Austrums“ abgedruckt. Er beleuchtet darin den Pessimismus vom religiösen Standpunkt und charakterisiert dabei die Hauptvertreter der lettischen pessimistischen Dichtung: Veidenbaum, Swahrgula, Edwards, Alpasīja, Rainis. Gegen Ehrman trat in der diesjährigen Versammlung der wissenschaftlichen Kommission Derman auf. Er versuchte, den Pessimismus als notwendige Erscheinung der modernen Gesellschaft und der Zeitverhältnisse hinzustellen, wies nach, daß er nicht aller Ideale bar sei, und gab eine sorgfältige Analyse der Dichtungen der lettischen Pessimisten.

Unter den Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt ist eine Anthologie der lyrischen Poesie von Pludonis hervorzuheben. Es ist bei uns Regel, daß die Anthologieen die gesamte lyrische Dichtung in der lettischen Sprache umfassen wollen und daß dabei nicht allein alle in Buchform erschienenen Gedichtsammlungen, alle Zeitschriften und Zeitungen, sondern auch Manuskripte ausgebeutet werden. In Wirklichkeit gelangt man aber dadurch nicht zu absoluter Vollständigkeit, sondern nur zu einer Charakteristik des Standpunktes des Herausgebers. Die erwähnte Anthologie vertritt die ästhetisch-romantische Richtung, die in der lettischen Lyrik wieder herrschend geworden ist. — Auf dem Gebiete der Jugendlitteratur ist das erste Heft von einer beabsichtigten Serie „Jaunibas literatura“ unter der Leitung A. Kenins herausgekommen. Es werden hier geeignete, bereits gedruckte und neu verfaßte Proben der besten Schriftsteller und Dichter des Volkes der mit der Elementarbildung ausgestatteten Jugend dargereicht. Voran steht die Lebensbeschreibung des Vorkämpfers für die lettischen Kulturinteressen und für die Beförderung des Seewesens am baltischen Strande, Christian Waldemars.

In der Totenliste ist der Schriftsteller Pehrseetis zu verzeichnen. Vorzügliches hat er besonders auf dem Gebiete der modernen Fabel geleistet (vgl. LE III, 786), doch schrieb er auch Gedichte und Erzählungen. Sein nüchtern durchdringender Blick erfaßte scharf die Erscheinungen des modernen Lebens, die er rücksichtslos zur Darstellung brachte.

Riga. *Reinhold Kaupo.*

Kurze Anzeigen

Neue Gedichtbücher.

Von **Wilhelm von Scholz** (Weimar).

(Nachdruck verboten.)

Das Bild der jährlich erscheinenden Durchschnittslyrik hat sich merklich gewandelt. Wenn der Zufall heute eine Reihe von Gedichtbüchern zur Besprechung zusammenwirft, so fehlen zwei Typen fast völlig, die früher am zahlreichsten waren: der unentwegte, meist arme Heine-Epigone, der für den schlechten Druck und das schlechte Papier seines Buches gewiß lange gebraucht hatte, und der meist reiche Nachtreter Nietzsches und Dehmels, der sich vor allem „gebärdete“ und mit Schwabacher-Lettern auf Büttenpapier erschien. Beide waren gleich belanglos und peinlich, beide fern allen „ewigen Gefühlen“, zeitlich befangen, voll nachgesprochener, unempfundener, oft selbst unverstandener Phrase. Die Heine-Epigonen schwelgten in einer gymnasiastenhaften sentimentalen Erotik, zu der die sinnenstarke Liebesempfindung unserer Zeit kein Verhältnis mehr hat; die andern waren in abstrakt-reflektierte Oeden geraten, sie

Digitized by Google

hatten wie Dehmel aus dem Gedanken schaffen wollen, ohne wie Dehmel eine Gedankenwelt zu besitzen: altkluge Embryos.

Selbst unter den Büchern, die ich ihrer Unwichtigkeit halber hier von der Besprechung ausschloß, waren diese Typen nicht mehr aufdringlich vorhanden; sichtlich trat auch in ihnen die Phrase hinter der Empfindung zurück. So ist, scheint es, auch der litterarische Dilettantismus zu einer höheren Kulturform gediehen und fängt an, das aus sich zu entwickeln, was ihm Lebensrecht giebt. Der dichterische Dilettantismus hat schwerer um dies Recht zu ringen, als der in der bildenden Kunst; er muß zu einer höheren Entwicklungsstufe gelangt sein, ehe es ihm zuteil wird. Die bildenden Künste münden in ein Kunstgewerbe aus, dessen Aufgaben denen des berechtigten Dilettantismus wenigstens nahe verwandt sind; kunstgewerblich sich zu beschäftigen, lehrte denn Lichtwark auch die bildenden Liebhaberkünstler vor allem. Die Dichtung hat kein solches Grenzgebiet, auf dem sie auch die minderen Kräfte beschäftigen kann: das bedingt die Höhe der Anforderungen, die sie an Dilettanten stellen muß. Aber selbst die, die diesen gesteigerten Anforderungen genügen, erkaufen ihr künstlerisches Daseinsrecht weniger durch das, was sie leisten, als durch das, was sie — wollend oder nichtwollend — im Dienste der Kultur sind. Sie sind Vermittler; durch sie wird die große Kunst, von der sie abhängen, ohne die sie nicht leben können, weitergeleitet, vielen nahe gebracht. Ihre ganze scheinbare Produktivität ist nichts als das verständnisvolle Mitempfinden der lebenskarken Kunst; in solchem Mitempfinden zwingt sie die Kunst mit den ihr eigenen wunderbaren Antrieben, ihr zu dienen als Weg ins Leben der Zeit. Wenigstens als einer der Wege, die sie schreitet. Freilich sind dazu nur Dilettanten geschickt, die voller echter und lebendiger Empfindungen sind, die nicht im Nachahmen von Formen, Nachsprechen von Phrasen ihr Genüge finden, Beanlagungen, denen zum wirklichen Künstler nur das produktive Selbständige fehlt. An ihnen liegt es, dem Namen Dilettantismus wieder den guten Klang zu verschaffen, den er in der Renaissance hatte. — Wenn sie in die Oeffentlichkeit treten, so ist das nicht das starke lebenvollende Hinausdrängen des schöpferischen Künstlers; es ist mehr ein Suchen, ein Suchen nach dem Ideal, das für sie wohl meist in einer allgemein-hohen künstlerischen Zeitkultur besteht, nicht im Ausgestalten des eigenen Ichs; sie lieben Ursprung, den sie zu verwirklichen suchen. So steht neben diesen Dilettanten höherer Art wieder Bescheidenheit.

Den Büchern, die mir hier vorliegen[1]), ist so vieles gemeinsam, daß sie sich von selbst zusammen ordnen: in Tugenden und Lastern. Wohlthuend berührt vor allem die schöne, ungezwungene und richtige Behandlung der Sprache, die sich früher in der Durchschnittskunst höchst selten fand. In all diesen Büchern ist Sprachleben, die Worte sind mit Unter- und Obertönen gehört worden. Sie bauen sich über den Empfindungen auf, ohne von ihnen allzuweit abzuweichen und phantastisch unwahr zu werden; das Klingen der Worte hat die Empfindungen fast nie gefälscht, nur hie und da geklärt, harmonischer gemacht. Diese Empfindungen sind freilich kaum je individuell, stark persönlich, aber sie sind natürlich, einfach, ungekünstelt und deshalb warm. Diese Poeten haben die Manier verabscheuen, das Organische wieder ihren gelernt. Solche allgemeinere Entwicklung zu größerer Harmonie, Schönheit, Sprachreinheit und lebendigerem Empfinden ist zweifellos ein Symptom für unsere Zeit, einigermaßen bedeutungsvoller als etwa die rasche Verbreitung des sogenannten „Jugend"-Stiles bis nach Hinterpommern.

War der allgemeine Eindruck dieser Bücher auf m stark, der individuelle ist um so blasser geblieben; I Tugend liegt eben nur im Unpersönlichen. Mehrere Gedichtsammlungen scheinen aus sehr jugendlichen Feh herzurühren, zum Teil wohl Debüt zu sein. Nur z sind von älteren Männern geschrieben: der „Winter frühling"[2]) von Georg Reicke und der „Merlin von Theodor Suse. In Reickes Gedichten ist v farbige, von einer schwerrhythmischen Sprache getrage Stimmung. Aber der geistige Gehalt des Buches nicht groß. Nirgends tritt uns aus dem Duft Stimmung greifbar ein individueller — d. h. ein künstlerisch, in seinen Beziehungen zum Sein, zum Kosmos individueller — Mensch entgegen, der sich uns eingeprä Selbst wo seine Verse sich zum temperamentvollen Gefühlsausdruck erheben, bleibt alles unindividuell. Un Individualität ist — das alte Geheimnis! — gerade das Gr zige, was allgemein zu wirken, das Allgemeine auszusprechen vermag. — Theodor Suse, dessen schwache Poe dukte sonderbarerweise häufig von Harden in d „Zukunft" publiziert wurden, zeigt in seinem „Merlin liebenswürdige, menschlich-feine Eigenschaften. Eine Al geklärtheit, die fast völliger Verflüchtigung gleicht, ist sein Poesie; bildlos, ohne jede suggestive Gewalt, selbst ohn Stimmung, aber innig und warm und mit dieser Wärm menschlich berührend.

Leicht ist bei einem großen Dichter zu unterscheiden, was echt, innerlich erlebt ist und wo nur Klang, Form oder Geschmack ihn leiten. Die orphischen Urworte versagen sich ihm sofort, sobald er von sich abweicht, unehrlich wird. Diese Unterscheidung ist aber bei Poeten, die überhaupt nie solche ins Innerste leuchtenden Worte fanden, viel schwerer und selten mit Sicherheit zu treffen. Dennoch glaube ich bestimmt, daß bei einem der begabtesten unter den hier Vereinten, bei Gustav Schüler, die betadenten, verzagenden Stimmungen in seinen „Gedichten"[3]) unecht und anempfunden sind. In seinen kraftvoll-rhythmischen, drängenden Versen dieser mehr scheint sich mir seine wahre Natur zu verraten. In ihm ist Temperament, Leidenschaft; vielleicht kann er sich zu einer Individualität auswachsen, wenn er die vorhandenen Seiten seiner Persönlichkeit stärker hervortreten läßt, die verwirrenden, unechten Züge in seinem Bilde ausblickt. Immerhin hat er jetzt schon in einer symbolischen Situation „Vor Christus" bildnerische Fähigkeiten bewiesen. — Noch enger, jedenfalls sichtbarer ist der Zusammenhang zwischen Leben und Kunst bei Otto Oppermann, in dessen „Neuen Gedichten"[4]) viel vom Rhythmus und der Sangbarkeit des Kommerliedes ist. Seine Poesie ist Jugend, alte Burschenherrlichkeit am Rhein, dieses selig dämmernde, den Jüngling berauschende Warten am Eingang des verhüllten Lebens. Darüber hinaus ist Oppermann innerlich nicht gekommen. Er muß in der Erinnerung vor die Schwelle zurück, die er damals überschritt, ehe er zu seiner Poesie findet. Sie ist nur in diesem Dämmern — wie für so viele; das Leben des reifenden Menschen giebt sie ihm nicht. — Fast nur im Formschönen liegt das Anerkennenswerte bei dem Versbuche „Junge Seelen"[5]) von Fritz Boré. Glaubhaft ist vom Ewigmenschlichen in den Gedichten Borés eigentlich nur eine schwüle, etwas dekadent empfindsame Sinnlichkeit, die sich bei dem Verfasser selbstverständlich immer noch mit dem Begriff der Sünde verbindet. Es ist an der Zeit, daß wir dies lebensfeindlichste christliche Dogma von der Sündhaftigkeit des Geschlechtsgenusses nicht mehr nachsprechen, nachdem wir die lediglich anerzogene, suggerierte Empfindung von dieser Sündhaftigkeit uns längst von der Seele gewaschen haben. — Ein Zuviel an innerer Form und künstlerischer Zucht stört in den „Extasen"[6])

[1]) Ich nehme von diesen Ueberlegungen, die sich mit der Durchschnittslyrik beschäftigen, selbstverständlich eine individuelle Erscheinung wie die Neuausgabe der hierbaumschen Gedichte, die der Zufall auch hinzufügte, und M. von Sterns neues Gedichtbuch aus.

[2]) Schuster & Loeffler, Berlin, 1901. M. 2,—.
[3]) S. Hirzel, Leipzig, 1901. M. 1,80.
[4]) Verlag Renaissance, Schwargendorf-Berlin, 1900. 112 S.
[5]) E. Pierson, Dresden, 1901. M. 2,—.
[6]) Gose & Tetzlaff, Berlin, 1900. Geh. M. 3,—.
[7]) Hermann Seemann Nachf., Leipzig, 1900. 214 S.

Digitized by Google

von Paul Mongré. Freie Rhythmen ziemen dem Meister, der das Maß in sich trägt und keinen Zügel in der Form braucht, den Anfänger verführen sie unrettbar zur Breite und Geschwätzigkeit. Ich bedaure das bei den freien Rhythmen Mongrés besonders deshalb, weil in ihnen sich werdende Persönlichkeit anzukündigen scheint, weil er sich mutig darin mit großen Fragen auseinandersetzt; zu Dichtung im eigentlichen Sinne sind sie nicht geworden. Wie gut ihm straffe Form thut, zeigen seine Sonette, unter denen sich einige schöne finden. Im ganzen glaube ich, daß man in seine Entwicklung Hoffnungen setzen darf; Sinnlichkeit, Leben, Farbe ist in seinem Buche.

Am erfreulichsten unter diesen Gaben jüngerer Poeten erscheinen mir die „Wimpel und Winde“[8]) von Gustav Kühl, frische, jugendliche Gedichte. Kühl ist nicht ganz frei von kleinen Mädchen und Geschmacklosigkeiten im Aeußeren, die noch an den üblen, modernen Dilettanten-Typus erinnern; dazu rechne ich die etwas preziöse Widmung und die Bezeichnung der beiden einzigen Geleitworte im Buche mit „J. W. G. 1817“ und „R. D. 1892“. — R. D. hat ihn denn auch sehr stark beeinflußt, und manches, was uns bei Kühl als unorganisch auffällt, geht auf diesen Einfluß zurück. Die Entwirkung Liliencrons, die sich auch in dem Buche findet, ist jedenfalls Kühls Veranlagung gemäßer und hat wohl einige der wiegenden, einstrophigen Gedichte hervorgerufen. Aber es sind in diesem Büchlein auch eigene Töne, und vor allem: es ist das einzige wirklich lyrische Buch unter den Genannten. Manches, so das entzückende Gedichtchen „Glöcknerin“, berechtigt zu schönen Hoffnungen. Ob sich in Kühl Persönlichkeit gestalten wird, ist freilich aus den Einzelheiten seines Wesens, die er hier giebt, noch nicht zu sagen. In seinem inneren Blick stehen die Gestalten von ihm verehrter, starker Persönlichkeiten so lebendig, daß sie ihn selbst — jedenfalls da, wo er ihnen nicht gemäß ist — noch niederhalten und nicht zur freien selbständigen Entwicklung kommen lassen.

Die aber muß er finden.

Die echte Lyrik ist eine so seltene Kunst, daß wir uns gewöhnt haben, sie bei den bedeutenden Dichtern, Dramatikern oder Epikern, die ihrer nicht im höchsten Sinne mächtig sind, als Persönlichkeitsdokument, fast nur als Kommentar anzusehen. Als solche bietet sie uns immer reichliche Ausbeute. Aber damit ein Gedichtbuch, das lyrisch nicht bedeutsam ist, als Kommentar interessant werde, muß erst ein Text dazu existieren. Ich betone nochmals, daß ich die hier besprochenen Dichter nur im guten Sinne Dilettanten genannt habe, in dem Sinne, in dem auch jeder wirkliche Künstler als Dilettant beginnt. Ich schließe nicht aus, daß sich der eine oder andere von ihnen zum lyrischen Künstler entwickeln oder vielleicht zu seinem jetzt unwichtigen Gedichtbuche einen Text schreiben wird, der es als Kommentar wichtig macht. —

Mit der Herausgabe der ersten ziemlich vollständigen Sammlung der Gedichte Otto Julius Bierbaums[9]) hat sich der „Insel-Verlag“ ein zweifellos großes Verdienst erworben. Für Künstler, wie z. B. Dehmel, die vom Augenblick ihres Hervortretens an sichtbar noch heftige Gährungen durchmachen, behalten die einzelnen, die Stufen ihres Werdens bezeichnenden Gedichtwerke als solche einen anderen Wert als bei Künstlern, deren Entwicklung im wesentlichen vor ihrem Beginnen liegt, und bei denen die einzelnen Sammlungen nicht getrennte Werdemomente bedeuten. In den Reihen dieser finden sich die meisten echten, reinen Lyriker; da bei ihnen unsere ganze Liebe auf unseren Lieblingen unter ihren Gedichten ruht, die wir nicht gern erst in getrennten Büchern suchen, ist es hier immer eine dankenswerte und auch nicht allzuschwer lösbare Aufgabe, eine einheitliche Gesamt-Ausgabe zu schaffen, die alle Perlen in sich vereint. Bisher waren Bierbaums Gedichte, unter denen sich neben manchem Unbedeutenden (übrigens ein Charakteristikum des echten Lyrikers!) so viel Schönes, wundervoll Lyrisches findet, in mehrere Sammlungen („Erlebte Gedichte“, „Nennt Frauwe diesen Frau“) und in seine Kalenderbücher („Der bunte Vogel“) verstreut, was bekanntlich eine weite Verbreitung hindert. Und gerade Bierbaum hat, wie kein anderer der Modernen, die Aufgabe und Fähigkeit, mit seiner echt volkstümlichen Kunst die süßliche vom Publikum beliebte Scheinkunst so mancher Tagesgrößen aus dem Felde zu schlagen. Sagt er doch selbst: „. . bekenne ich gern, daß ich mir nichts besseres zu wünschen wüßte, als eine Wirkung in möglichst weite Kreise des Vaterlandes. . . . Ich halte nur die Poesie für wirklich lebendig, die vom allgemeinen Leben aufgenommen werden kann.“ In diesem Sinne ist seine Poesie lebendig, zumal sie in leichtem wie herbem, wehmütigem wie übertollem Humor tragende Flügel besitzt. Daß die Zeit für diese Ausgabe richtig gewählt ist und daß sie eines großen Erfolges fast sicher sein kann, bedarf kaum der Erörterung. Hat doch Bierbaum in dem künstlerischen Variété gerade jetzt das geeignetste Sprachrohr gefunden. Wir haben bis jetzt nur zwei eigentliche Variété-Dichter, Bierbaum und Wedekind. Aber die versteckte Bitterkeit in Wedekind wird dessen Poesie nicht so weithin nachklingen lassen, wie man dies von Bierbaums sonnigerer, reinerer Lyrik zuversichtlich glauben kann. Die außergewöhnliche Billigkeit des hübsch ausgestatteten Bandes in Taschenformat wird auch zu seiner Verbreitung beitragen, die jeder Kunstfreund wünschen muß.

Seltsam berührt neben der frischen, mit unserer Zeit und ihrem Leben in enger Verbindung stehenden bierbaumschen Sammlung ein Buch wie „Abendlicht“[10]) von Maurice Reinhold von Stern. Stern stand einst als revolutionärer Lyriker mit Karl Henckell zusammen, der nun auch andere Wege eingeschlagen hat. Schon damals zeigte sich seine große formale Begabung, die ihn gelegentlich äußerlich werden ließ. In seinen späteren Gedichten wußte er mit dieser Meisterschaft vollendet Farben- und Naturstimmungen vor unser Auge zu rufen. Aber weder mit echter künstlerischer Herzlichkeit, so warm sein Herz auch für seine großen Ideale schlägt, noch mit einer reichen Gedankenwelt, so oft er auch in abstrakte Regionen gerät, hat er seine Gedichte zu erfüllen gewußt; so sind sie in ihrer großen Mehrzahl auf der Stufe des reinen Bildes stehen geblieben. Freilich sind einzelne dieser Bilder als solche ganz herrlich. Stern hat hierin mit Leuthold Verwandtschaft; auf ihn paßte fast besser als auf Freiligrath, auf den es sich bezog, das geistreiche Wort Grillparzers: er schildert die Welt, ehe der Mensch sie betrat. Seine künstlerischen Wirkungen wenigstens liegen abseits des Menschlichen. „Abendlicht“ ist im wesentlichen nur ein Nachklang dieser Kunst, es giebt keine neuen Züge zu seinem Bilde. Nur scheint mir, daß Stern die Form, seine stärkste Wirkung, hier nicht mehr so liebevoll und eingehend ziselliert hat wie früher. Seine Strophen zeigen gelegentlich Nachlässigkeit, sind nur noch selten so voll und schwer wie in seinen anderen Büchern. Er wirkt manchmal so, als ob er nur Nachempfindungen seiner früheren Kunst gäbe. Für ihn und uns ist das Buch nicht sonderlich bedeutsam.

Allerlei Geschichten.

Von Th. Ebner (Heilbronn).

1. Rheinlands-Geschichten. Von Conrad Fischer-Sallstein. Halle, O. Hendel. (Bibliothek der Ges.-Litteratur 1392—94.) M. 0,75 (1,—).
2. Die drei Kanoniere und andere Geschichten. Von Ernst Johann Groth. Leipzig, F. W. Grunow. 268 S. Geb. M. 6,—.

[8]) Schuster & Loeffler, Berlin, 1901. M. 2,—.
[9]) Irrgarten der Liebe. Im Verlage der Insel bei Schuster & Loeffler, Berlin, 1901. Preis M. 1,—.
[10]) Oesterreich. Verlagsanstalt, Linz, o. J. 100 S.

Digitized by Google

8. **Aus dem Leben eines Unglücklichen.** (Allgemeine Bücherei. N. F. N. 8.) Von H. Hansjakob. Stuttgart, J. Rothsche Buchhandlung. 64 S. M. 0,20.
4. **Kriegsvolk und Radvolk.** Von Karl Proell. Berlin, Thormann und Goetsch. 99 S. M. 1,—.
5. **Unheimliche Geschichten.** Von Hans Wohlbold. Dresden, Karl Reißner. 202 S.
6. **Mac Ecks sonderbare Reisen zwischen Konstantinopel und San Francisco.** Von Ludwig Hevesi. Stuttgart, A. Bonz u. Cie. 372 S. M. 3,60.
7. **Ernstes und Heiteres.** Erzählungen. Von Ernst Paqué. Breslau, Schlesische Buchdruckerei (vorm. S. Schottlaender). 345 S. M. 5,— (6,—).
8. **Mein Frühling.** Kleine Geschichten. Von Egid von Filek. Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt. 151 S. M. 2,—.
9. **Der gläserne Käfig.** Skizzen und Novellen. Von Elsa Plessner. Wien und Leipzig, Leopold Weiß. 149 S.

Es sind hier Namen unter diesem Autoren-Register, von denen sich vorweg gutes erwarten ließ, und ich freue mich, sagen zu dürfen, daß ich in dieser Annahme nicht getäuscht wurde. Ernst Johann Groth hat mit seinem neuesten Buche entschieden einen Treffer gemacht. Vor allen Dingen weiß er zu erzählen und zu pointieren, ich verweise hier nur auf seine köstliche Geschichte „Es wird schon kommen", und daneben hat er einen scharfen physiologischen Blick, der alle Regungen einer Menschenseele in Freud und Leid versteht. Nimmt man hierzu eine durchweg nicht alltägliche Erfindung und die Thatsache, daß er auch tragische Accente hat, die eine volle Wirkung ausüben, weil sie jedem künstlichen Pathos ferne bleiben, weiß man zu guterletzt, daß ein harmlos frischer Humor und auch der wohlmeinende Spott, wie in seinen beiden köstlichen Satiren „Die Kuhhaut" und „Der Goetheforscher", zu ihrem Rechte kommen, so hat man mit solchem Lob dem schmuck ausgestatteten Bande den ihm gebührenden Reisesegen mit auf den Weg gegeben.

Humor und Spott sind auch zwei Ingredienzien in dem neuesten Büchlein des gesinnungstüchtigen H. Hansjakob: „Aus dem Leben eines Unglücklichen". Dieser Unglückliche ist nämlich . . . ein alter Besen aus Birkenreisern und in behaglichem Ton mit allerlei Seitenblicken auf die mancherlei Thorheiten der Menschen erzählt Hansjakob die Lebensgeschichte dieses „Reisigen". Manchmal zuckt es wohl aus seinen Worten hervor wie Ingrimm, aber er weiß immer wieder ein tröstliches Wort zu finden und manchen Spruch praktischer Lebensweisheit an den Mann zu bringen.

Auch Ludwig Hevesi hat mit seinem neuen Büchlein, dessen barocker Humor freilich nicht von jedem sofort verstanden werden wird, wieder einen guten Griff gethan. Wenn auch da und dort etwas wie „hineingeheimnißt" erscheint und Verhältnisse berührt werden, die nicht jedem bekannt und verständlich sind, so bietet das Buch doch andererseits wieder so viel Gutes, daß man ihm gerne diese Schwächen verzeiht. — Ebenso hat man ja auch gerne ein Wort der Entschuldigung, wenn eine verspätete Gabe aus dem Nachlaß von Ernst Paqué nicht immer Gleichwertiges bietet. Sonderlich neu sind die den einzelnen Skizzen zugrunde liegenden Gedanken nicht immer, manchmal sind sie sogar etwas herbeigezwungen, allein Paqués hat das Talent, angenehm zu erzählen, und das entschuldigt für manches andere. — In einer leider recht primitiven Ausstattung präsentieren sich die Geschichten von Karl Proell, über die freilich ebenso wie über Fischer-Sallsteins „Rheinlandsgeschichten" wenig mehr gesagt werden kann, als daß sie nicht immer originelle Gegenstände hübsch und munter zu erzählen wissen. Einzelnen von Fischer-Sallsteins Geschichten liegt neben einer glücklichen Beobachtung des Schifferlebens ein guter Gedanke zugrunde, allein der Autor geht zumeist gar zu sehr in die Breite und stört den Leser durch die allzu aufdringliche Anwendung und Wiederholung von allerlei technischen Sprecheigentümlichkeiten seiner Helden.

Ueber die anderen Bücher von Hans Wohlbold, Egid von Filek und Elsa Plessner möchte ich mich am liebsten ganz kurz fassen. Wohlbolds Buch — ich begegne ihm und den anderen zum erstenmale — hat immer noch das Gute, daß seine Geschichten auch wirkliche Geschichten sind, wenngleich ihre Tendenz des Gruselig-Machens zumeist sehr roh und ungeschickt zutage tritt und der Stil des Autors manchmal gar zu dilettantisch ist. Dagegen kann ich den Büchern von Elsa Plessner und Egid von Filek bei bestem Willen keine gute Seite abgewinnen. Sie bewiesen wieder einmal klipp und klar, wie leicht es heutzutage ist, „Schriftsteller" zu werden, d. h. ein Buch drucken zu lassen, wenn man nur das nötige Kleingeld und die gehörige Dosis bescheidener Eitelkeit besitzt. Dieses endlose Fabulieren und Schweigen in Stimmungen, diese salboppe und mystisch-geistreichelnde Art einer Gedankenentwicklung, hinter der gar nichts zu finden ist, diese inhaltlosen Skizzen und Skizzchen, die wohl von etlichen Freundinnen und Freundinnen angestaunt werden — was soll die Welt damit anfangen! Ernste Selbstzucht, das ehrliche Streben in die Tiefe, das sind Zeichen des Talents. Von alledem konnte ich weder bei E. v. Filek, noch bei Elsa Plessner etwas finden.

Romane und Novellen.

Frei geboren. Roman von Friedrich Spielhagen. Leipzig 1900, L. Staackmann. M. 4,— (5,—).

Ein „Achroman", der ungefähr hinter jeder zweiten Zeile durchfühlen läßt, daß nicht die redende, die erste Person, sondern die dritte, der vielbewährte Romandichter, ihn erzählt. Zu einer Auseinandersetzung über den Wert der „Achform", die übrigens früher von Friedrich Spielhagen selbst abgelehnt wurde, ist hier nicht der Platz. Daß dieser Form nicht im Ernste prinzipiell die Berechtigung abgesprochen werden kann, darüber sind wir uns ja wohl heute einig. Bei „Frei geboren" ist die Einkleidung indessen nicht sehr glücklich. Das erzählende Ich ist zwar ein Altersgenosse des Dichters und giebt den Bericht als Rückschau auf ein ganzes Leben. Nuhe der Darstellung, Kenntnis der mittleren Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, Reife und Resignation sind also wurzelecht. Aber dieses Ich ist eine Frau. Frauentherzen erkennen und mit der psychologischen Blendlaterne vielfach überraschend in sie hineinleuchten, ist dem männlichen Dichter gewiß möglich. Uebernimmt er dagegen die Aufgabe, eine vollkommene, vierhundert Seiten lange Lebensbeichte einer Frau aus der Denk- und Fühlweise der Frau heraus, ja mit Weibesstimmsall und -gebärden abzulegen, so übernimmt er sich und muß zeitweilig unnatürlich werden.

Der Mummenschanz verrät sich in einigen Kleinigkeiten. Daß die treue Pflegerin, der die Scheinautorin das Ganze diktiert, auch Worte wie diese niederschreiben muß: „Bitte, liebe Leut, schreibe das nur ruhig hin!" oder: „Wie weit waren wir? Richtig!" — das ist doch ein bißchen sturil. Der wirkliche Verfasser fällt im Uebereifer aus der Rolle, wenn er im Vorwort ernsthaft versichert, daß ihm die Autorisation zur Herausgabe geworden sei, dann den Namen der Heldin als nicht erfunden hinstellt und doch voll und ganz preisgiebt: „Ihr Tod erfolgte ungefähr einen Monat nach dem Schluß des Diktats, unmittelbar auf den Zusammenbruch des Bankhauses Bielefelder und Sohn, den, wie man sich erinnern wird, der famose Millionendiebstahl seines erster Kassierers . . . befegelte." Einem Meister der Romantechnik wie Spielhagen ist es im übrigen ein Leichtes, sein Gebäude so zu errichten, daß äußerlich keine Lücken und Risse bleiben. Verstandesmäßig wird kaum nachzuweisen sein, was an dem Werk nicht natürlich sei. Das Gefühl aber nimmt unträglich das Künstliche wahr. Die Einfügung von Tagebuchblättern, so geschickt sie gemacht sind, läßt dann erst recht die arrangierende Hand des Autors erkennen.

„Frei geboren" umfaßt den Lebensgang einer Frau, die einem alten westfälischen Adelsgeschlecht entstammt und als Gattin eines berliner Bankiers endet: die Jahre

Digitized by Google

im Institut und im Hause des gestrandeten Professors, der seine begabteste Schülerin heimlich glühend liebt, die Flucht vor dieser Leidenschaft nach der rheinischen Industriestadt, in der sie den Kommerzienrat Bielefelder kennen lernt, der fröhliche Aufenthalt bei den biederen alten Leuten, die Verheiratung mit dem Sohn der Freunde, die Jahre glänzenden Elends im berliner Gesellschaftsleben, die kurze Spanne späten Liebesglücks mit einem Offizier, der im deutsch-französischen Krieg fällt, und den traurigen Rest bis zur Entdeckung, daß der fremdgewordene Gatte sie seit Anbeginn mit seiner Schwägerin betrügt, und zu dem verhängnisvollen Sturz auf der Treppe, der damit in Verbindung steht. — Das meisterliche Können des gefeierten Erzählers verleugnet sich auch in dieser Geschichte nicht. Namentlich fesselt die Schilderung der berliner Gesellschaft. Der Gegensatz des patriarchalischen und des gründerischen Judentums ist scharf charakterisiert. Eine Art philosophischen Testaments von erschütterndem, freimütigstem Pessimismus schließt die Beichte der frei Geborenen. Das führt zu der Schwäche des Kunstwerks hinüber: der in der modernen Litteratur verpönte Ueberschuß von Intelligenz und Wissen über das Gestalten des Autors fehlt auch in diesem Roman des alten Spielhagen nicht. Lange, druckreife Gespräche über schwerste Geistesfragen füllen einen guten Teil des Buches. Gewiß ist die Heldin von Anfang an als wesentlich geistige, suchende Natur dargestellt, aber die Fülle der Reflexionen ist dadurch nur teilweise als künstlerisch notwendig begründet. Meist hat man den Eindruck, daß der Altmeister sich's nicht nehmen lassen will, Gedanken, die ihn intensiv beschäftigten, zu entwickeln und seine Anschauung „niederzulegen", ein Standpunkt, den man hier respektieren darf, auch wenn man ihn rein künstlerisch nicht billigt. Interessant wäre ein Vergleich dieser Antoinette von Kesselbrook mit der suchenden Frauenseele eines extrem modernen Romans, mit Wassermanns Renate Fuchs. Hier tastendes Sehnen und Betragenwerden bis zu einem vorzeitigen abenteuerlichen Abschluß, einem Scheinschluß; dort bei allem dunklen Verlangen doch hellste Bewußtheit von Kindheit auf und durch das lange Leben eines resignierten Weltkindes hindurch bis zum wirklichen Abschluß durch einen Unfall, den die Heldin als Gelähmte gepflegt, beinahe um achtzehn Jahre überdauert. Hier das ungeklärte Werk eines jungen Aestheten, dort das überreife, aber an reifer Altersweisheit reiche Werk eines Siebzigers, der immer bestrebt war, Dichter und Denker zugleich zu sein. Zwischen den beiden Büchern liegt das ganze Reich der Möglichkeiten für unsere Prosa-Epik. Beide sind nicht das Muster des deutschen Romans. Aber wir dürfen uns der beiden Typen freuen, eben weil sie uns zeigen, wie reich wir an Ausdrucksformen sind. Einen alleinseligmachenden Typus giebt es wohl nicht. Wenn es ihn gäbe, so könnte unter den Lebenden kein Anderer als — Wilhelm Raabe ihn repräsentieren.

München. *Willy Rath.*

Mein Sylt. Ein Tagebuch von Hans Bethge. Mit Bildern von W. Leistikow. Berlin, Fischer & Franke. 1900. M. 2,50.

Sonnenuntergang. Eine Dichtung von Hans Bethge. Berlin, Fischer & Franke. M. 1,—.

Der Dichter der „Stillen Inseln", jenes feinsinnigen Gedichtbuches mit den sommerzarten, leiseklingenden Stimmungen, mit denen er sich in die Reihe der ersten unserer jüngeren deutschen Lyriker einführte, und des ebenso stilbeschaulichen, jugendlich schwärmenden Skizzenbändchens „Strynx" begegnet uns hier wieder mit zwei in Prosa geschriebenen Büchern, aber in einer zarten, melancholischen Prosa, die auf jeder Seite, in jedem Satze beinahe den Lyriker erkennen läßt. Das Tagebuch ist durchflutet von einer stillen, wehmutleisen Poesie, von der Poesie der See, der einsamen Dünen, der Strandidyllen und junger Liebe. Es ist so recht ein sommerliches Buch. Viel sommerlich weiche Stimmung wird in ihm lebendig, die denn doch wieder abgelöst wird von nordfriesländisch herben Einflüssen und von den lauteren Klängen seindlichen Lebens. Ein pathologisches Motiv hat Bethge hier behandelt. Das Tagebuch enthält die Phantasieen eines Kranken, Sensitiven, Ueber-Empfindsamen, der geistig zusammenbricht nach der tragischen Katastrophe seines jungen Liebeslebens. Und er scheidet von seinem geliebten Sylt, auf dem er sein Liebstes im Leben gefunden und verloren, — ein armer Entérbter des Glücks, um nur noch einer Wahnidee vom „Reich der blauen Raben" zu leben. . . . Es ist nicht leicht, dem seltsamen Buche gerecht zu werden. Es liegt viel Verworrenes, Mystisch-Traumhaftes in ihm verborgen. Es droht zu zerfließen, wenn man seinem Inhalt nachforscht, wenn man es loszulösen versucht von seinem dichterischen Wert, von seiner Stimmungstiefe. Das verträgt es nicht. Und es ist auch in seiner Ausstattung alles gethan, um diese poetische, sommerliche Stimmung festzuhalten. Grün der Umschlag, wie die saftigen Wiesen einer friesischen Insel, mit den stereotypierten Schriftzügen, die so intim wie die Aufschrift eines wirklichen Tagebuchs anmuten, mit den dahinfliegenden Seevögeln Walter Leistikows, der auch den Text des sehr schön und klar gedruckten Buches mit weichen, melancholischen Landschaftsbildern, hier und da verstreut, versehen hat. Weniger vereinbar mit dem stillen Sommerzauber und der zarten Psychologie des Buches sind dagegen die gleichfalls hier und da verstreuten häufigen litterarischen Aus- und Einfälle, die süglich zu entbehren gewesen wären. — Die gleiche geschmackvolle Buchausstattung, die dort der Hand Heinrich Vogelers in Worpswede entstammt, die gleiche feine Stimmungsführung findet sich in der Dichtung „Sonnenuntergang". Auch hier steht stofflich ein pathologisches Motiv im Vordergrund. Die Dichtung behandelt in Dialogform das Schicksal eines armen schwindsüchtigen Mädchens, das von der Mutter und von den Verlobten in dunkelster Abendstunde, zur Zeit des Sonnenuntergangs scheiden muß. Unendlich zart, schlicht und einfach ist die Sprache, mit den milden, weichen Farben und Seelentönen des echten Dichters wiedergegeben das Milieu, in dem dies wehmütige, von Sterbenssehnsucht verklärte Geschick steht. — Hans Bethge hat auch mit diesen nicht in gebundener Rede gehaltenen Büchern sich als ein eigener, reichbegabter und empfindungsvoller Lyriker behauptet und aufs neue erwiesen.

Frankfurt a. M. *Theo Schäfer.*

Heitere Erzählungen aus dem Leben. Von Hans Blum. Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin. 1900. M. 3,—.

Dies Buch mag den Unverzagten, die die Witze der „Fliegenden Blätter" durch Jahr und Tag mit demselben Behagen genießen, wie eine gute, alte Bekanntschaft amüsant und vergnüglich sein. Es sind harmlose Erzählungen, hier und da ganz lustig in ihrer breiten Würdigkeit, selten frisch und urwüchsig aus lebendiger Fülle, aber voll von jener Komik, die den Dingen aufgeklebt wird mit Ausrufezeichen und Anführungsstrichen u. s. w., daß sie dann aussehen, wie Raritäten in Spiritus. Da sind die flotten „Musensöhne", die viel Bier trinken können und gern einen lustigen Streich verüben, da sind die reisenden Engländer, die diesmal im berner Oberland ihren Unsug treiben, da ist der „Better Kleber", der immer noch derselbe öde Aufdringling ist, — ach, und da ist auch der alte, dumme Professor, er kann sich nun einmal in die Welt nicht finden, er geht immer noch mit dem aufgeschlagenen Buch durch die Straße und mit den beiden Knoten im Taschentuch und mit all den andern Requisiten, die ihm eine kümmerliche Krämeransicht schon vor Urzeiten aufgepackt hat. Aber von Autors Gnaden hat er diesmal eine hübsche, verliebte Tochter, damit die dünnen Späße über 150 Seiten gedehnt werden können.

Sticheleien gegen „unsere realistische Zeit" und den Goethekult sind da doppelt überflüssig. Ein Geschlecht, das in den Reichtum neuer Art und Anschauung

Digitized by Google

hineinwuchs, hat in solcher Letternwelt das Lachen verlernt.

Karlsruhe i. B. *Erwin Kircher.*

Glückliche Augen. Novellen von Eva Treu (Lucie Griebel). Leipzig, Ernst Keils Nachfolger. 282 S.

„Ihr glücklichen Augen, Was je ihr gesehn, Es sei, was es wolle, Es war doch so schön!" hat Lucie Griebel ihrem Buche als Motto vorangesetzt. „Es war doch so schön!" kann man nicht gerade nach der Lektüre dieses Novellenbandes sagen. Farb- und temperamentlose, recht sauber geschriebene Skizzchen, in denen man vergebens nach der Reuterung irgend einer, noch so blassen Individualität sucht; rührselige Geschichten mit Limonadengeschmack, denn schon Schillers Ferdinand bemängelte; Puppen, nicht Menschen, die in einem aus Edelmut, Liebe, Entsagung und ähnlichem gemischten Brei stehen uno uns aus Glasaugen leblos anstarren. — Unter den empfindsamen, banalen Erzählungen, die vielleicht mit oder ohne Goldschnitt „auf dem Tische eines jungen Mädchens nicht fehlen sollten", fällt „Vertrauen" durch die hübsche, leider recht uninteressant behandelte Fabel auf. Sie enthält ein Stück alltäglicher, doch darum nicht minder erschütternder Lebenstragik unter dem Szepter des Herrschers Zufall.

Berlin. *H. von Endorff.*

Rot und Schwarz (Le Rouge et le Noir). Von Stendhal-Henry Beyle. Uebertragen von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. 2 Bde. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig. 1900. M. 6,— (8,—).

Aphorismen aus Stendhal über Schönheit, Kunst und Kultur. Ausgezogen und in deutscher Uebersetzung zusammengestellt von Benno Rüttenauer. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). M. 3,—.

Der litterarische Erfolg Stendhals in Deutschland ist eine Frucht des Ruhms, den Friedrich Nietzsche genießt. Auf dessen Autorität hin wird er gelesen, übersetzt und gepriesen. Man kann den Zusammenhang von litterarischen Erfolgen, die Macht, die aus der Autorität des einen Namens fließt, wohl selten so gut beobachten. Nietzsche hat in Stendhal seinen Geistesverwandten entdeckt und das laut verkündigt. Und in der That, es giebt da so viele Aehnlichkeiten in der Struktur beider Geister, es läßt sich da eine so weitgehende Parallele durchführen, wie selten zwischen zwei Schriftstellern, die verschiedenen Zeiten, verschiedenen Nationen und verschiedenen Berufen zugehören. Indessen ist diese Erscheinung durchaus nicht vereinzelt. Trotz und vielleicht wegen des politischen und allgemeinen Antagonismus herrscht zwischen der französischen und deutschen Litteratur ein so ausgeprägter Parallelismus, wie nicht bald zwischen zwei anderen Litteraturen (z. B. längst nicht, trotz der inneren Verwandtschaft, zwischen der deutschen und englischen). Es wäre vielleicht einmal eine lohnende Aufgabe, diese Parallele des gesamten Geisteslebens in Frankreich und Deutschland zu ziehen. Man wird da — ein Versuch hat mich das bereits gelehrt — zu den merkwürdigsten Resultaten kommen.

Ob Stendhal aber in Deutschland populär werden kann? Er wird wohl immer der Schriftsteller wählerischer Geister bleiben, und zwar im positiven wie im negativen Sinne. Nietzsches Glück war sein Pathos, sein Feuer und sein byronischer Trotz. Stendhal ist zurückhaltend, forciert trocken, überlegen, blasiert. Dazu kommt, daß er sich eines willkürlichen, fast unnatürlichen und heute überdies veralteten Instruments bedient, von dem man absehen muß, wenn man ihn genießen will. Seine Romane sind nicht um der Romane willen geschrieben. Er ist kein Gestalter, sondern nur Beobachter, wenn auch der scharfsinnigste seiner Zeit. Er macht Aperçus über die Menschen und Verhältnisse, die er nur beschreibt, um jene Aperçus machen zu können. Man kann diese Aperçus ausziehen und erhält eine Aphorismen-Sammlung, wie sie glänzender gar nicht gedacht werden kann. Das Unternehmen Rüttenauers (die Aphorismen-Sammlung) ist also durchaus berechtigt, ja, er könnte noch weiter gegangen sein und eine Gesamt-Ausgabe der stendhalschen Aperçus veranstaltet haben, ohne Rücksicht, ob sie in Romanen oder in Reisebeschreibungen stehen, und was davon deutsch schon erschienen ist. Nur so ist Stendhal für uns noch zu retten. Denn es handelt sich in seinen Romanen nicht nur um Fehler und Schwächen. Er hat überhaupt keine Roman-Technik und Gestaltungskraft. Das beste daran ist, abgesehen von den Aperçus, die Beschreibung des Milieus, durch die er Vorläufer des modernen Naturalismus geworden ist. Ein größeres Interesse aber als die Vorzüge haben für uns in kunstpsychologischer Hinsicht die Fehler des Romans: es ist merkwürdig, wie gerade die am meisten vorgeschrittenen Romanciers der Zeit, Balzac und Stendhal, zuweilen wieder in die älteste Schablone verfallen, und daß diese Ueberwinder der Romantik schließlich der schlimmsten Romantik huldigen. Das ist aber eine ganz allgemeine Erscheinung, die hier nur an sehr markanten Beispielen zu beobachten ist. Jeder Fortschritt kommt dadurch zustande, daß von den Begabtesten die Tugenden und Fehler ihrer Zeit erhöht und vermehrt werden. Künstler, die zwei Menschenalter unbekannt blieben, zeigen das auf den ersten Blick, was man bei den Glücklicheren nur bei scharfer Beobachtung und seltenem historischem Sinn, bei Zeitgenossen aber nur in Ausnahmsfällen bemerkt.

Ueberleitung, Vorrede, wie die ganze Veranstaltung beider Werke ist tüchtig. Diesen freien Geist im modernen Deutschland zu verbreiten, hat sein Verdienst schon in sich selbst.

Berlin. *Leo Berg.*

Ein Brief. Novellen von Alexis Lugowoi. Bita Deutsches Verlagshaus. Berlin. M. 1,—.

Es ist ein großes Verdienst des Verlages „Bita", daß es dem deutschen Publikum die Bekanntschaft jüngerer russischer Autoren vermittelt, die noch nicht so viel Namen haben, als sie Bedeutung besitzen. Lugowoi ist ein ernst zu nehmender, äußerst talentvoller Schriftsteller, der sich in den letzten Jahren immer mehr zu einer sehr beachtenswerten litterarischen Persönlichkeit durchgerungen hat. Sein kleiner Roman „Ein Brief" ist die interessanteste Liebesbeichte eines modernen, ein wenig dekadenten Schriftstellers. Selten ist wohl die psychologische Rechtfertigung der gleichzeitigen Liebe zu zwei Frauen so überzeugend, so einfach und unverletzend erdacht worden wie in diesem Buch. In Form eines Briefes legt der Held des Romans seiner Frau das Bekenntnis seiner eigentümlichen Doppelliebe ab, der Liebe zu seiner Frau, von der er Verzeihung erwartet für den Schmerz, den er ihr angethan, indem er sie um einer anderen willen verließ, die er „nicht mehr — nur anders" liebte. Er bittet um Vergebung, aber er verlangt Verständnis, er verlangt es mit dem Rechte des Mannes, der in seiner Frau stets seine treueste Freundin geliebt, das höchststehende Weib verehrte. Obwohl ein Mann der Held des Buches, obwohl es die Psychologie des Mannes ist, die da in all ihren feinen Verschlingungen, ihren nahezu perversen Aspirationen aufgedeckt wird — so dürfte doch dieses Buch gerade für die Frau von allerlebendigstem Interesse sein — weil es dunkle, geheimnisvolle Triebe im Seelen- und Liebesleben des Mannes ihrem Verständnis näher bringt, die sie bisher nur scheu gefürchtet oder haßend verachtet hat.

Berlin. *Olga Wohlbrück.*

Litteraturwissenschaftliches.

Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Ein Handbuch für Gelehrte, Lehrer, Litteratur-Kenner und -Liebhaber. Von Ernst Müller. Leipzig 1900. R. Voigtländers Verlag. VIII. 178 S. M. 4,—.

Denjenigen Freunden Schillers, deren Begeisterung für den Dichter sich nicht in schulmäßig erlernten und

Digitized by Google

gedankenlos nachgeplapperten Phrasen Lust macht, sondern die in ernstem Ringen in ein wirkliches Verhältnis zu dieser reichen und vielseitigen, der schroffsten Widersprüche nicht entbehrenden, künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit zu treten suchen, ihnen allen wird dies Buch weitgehende und zuverlässige Hilfe spenden, ihnen ist Ernst Müller der anspruchslose, bescheiden hinter seinem Stoff zurücktretende, aber nie versagende Führer, als den ihn die Schillergemeinde schon länger kennt. Er war es, der den Kalender des Dichters, diese Fundgrube der Belehrung über das Entstehen seiner Werke, in einer neuen, bequemen, mit reichem Kommentar ausgestatteten Ausgabe vorlegte (1893), der von Schillers Mutter ein liebevolles und lebenswahres Bild entwarf (1894) und uns über seine „Jugenddichtung und sein Jugendlebenmanchen neuen Aufschluß gab (1896). — Müllers starke Seite ist mehr das sorgfältige Zusammentragen eines umfänglichen und zuverlässigen Materials, als die subjektive, nachschöpferische Darstellung des Gewonnenen. Auch seine neue Arbeit können wir als die *objektivste* aller Schillerbiographieen hinstellen. Alles, was an unanfechtbaren Zeugnissen und Urkunden über Schillers Leben und Dichten von seiner eigenen Hand oder von seinen Bekannten zusammengebracht war, insbesondere Briefe und Kalendernotizen, ist auf das sorgfältigste durchsucht und auf das knappste, um (bisweilen etwas holprigen) Depeschenstil, nach der Art historischer Regesten gebucht. Jede Seite ist der Länge nach in drei Spalten geteilt, deren erste die Daten angiebt, während die zweite die Ereignisse des äußeren Lebens zu der angegebenen Zeit vermerkt und die dritte die gleichzeitig entstandenen Werke und, was manchem besonders erwünscht sein wird, die Briefe aufführt. Oft sind Schillers eigene Worte angezogen, und wir können dann aufs schönste die inneren Stimmungen des Dichters verfolgen, die den äußeren, oft so unerquicklichen Erlebnissen entquellen. (So heißt es am 17. I. 1789: „Die Professur soll der Teufel holen“: „Magisterangst“ und „Expeditionsgebühren“ kosten ihn 60 Thaler.) Dadurch steht Müllers Buch hoch über den chronologischen Tabellen von Saupe (1855), ganz zu geschweigen von der Fülle des Materials, wie sie dem modernen Arbeiter Jonas klassische Ausgabe von Schillers Briefen bietet, dieses treffliche Werk, das in keinem Hause, wo der Dichter hochgehalten wird, fehlen sollte. Dem Litterarhistoriker höchst erwünscht endlich ist die „vierte Spalte“, die in Petitdruck unter dem Texte reichhaltige und genaue Nachrichten über „gleichzeitige litterarische Erscheinungen und Ereignisse“ nach Art der Tabellen in Scherers Litteraturgeschichte bringt. Daß daneben auch der Inhalt der wichtigsten litterarischen Zeitschriften jener Tage nach Jahrgängen und Heften aufgeführt ist, wird mancher wissenschaftliche Arbeiter als Wohlthat empfinden. Aber nicht bloß für den Gelehrten ist das Buch geschrieben; es soll weitere Kreise zur ernsten und eindringlichen Beschäftigung mit dem Dichter und seinen Werken, zur Erwerbung des ererbten Gutes anleiten. „Dem Schwäbischen Schillerverein“ hat Müller das Werk gewidmet; der großen Schillergemeinde sei es hier empfohlen.

Würzburg. *Robert Petsch.*

Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller. Eine dramaturgische Kritik von Heinrich Kühnlein. (Programm des königlichen humanistischen Gymnasiums Münnerstadt für das Studienjahr 1899/1900.) Leipzig 1900. Kommissionsverlag von Gustav Fock. M. 1,20.

Ludwigs Stellung zu Schiller kritisch zu prüfen, die Kritik der schillerschen Dramen durch Ludwig auf ihre Berechtigung und Richtigkeit hin zu untersuchen, ist nur dem litterargeschichtlichen Standpunkt aus möglich. Man wird von dem, der dieses schwierige Thema der neueren deutschen Litteraturgeschichte in Angriff nimmt, verlangen dürfen, daß er das Verhältnis Ludwig-Schiller nicht isoliert, sondern im Zusammenhang der Geschichte des neueren Dramas behandelt. Was unsere Dramatiker immer wieder trieb, über Schiller hinauszustreben, und inwieweit ein Fortschritt erreicht wurde, was uns Kleists und Hebbels Lebenswerk in dieser Beziehung zu bedeuten hat, inwiefern Ludwig die Tendenzen dieser dramatischen Entwicklung erfaßt und durch Kritik und eigenes dramatisches Schaffen produktiv gewirkt hat — das galt es zu untersuchen, mindestens zu berühren. Von all dem findet sich in Kühnleins Schrift so gut wie nichts.

Kühnlein stellt Ludwigs Shaksperestudien dicht neben Lessings Dramaturgie. Daß hat schon Adolf Stern gethan, wenn auch vorsichtiger, nicht mit der Ausschließlichkeit Kühnleins und darum richtiger. Für mich sind Hebbels ästhetische Leistungen, und zwar die in den Tagebüchern und Briefen zerstreuten weit mehr als die eigentlichen ästhetischen Abhandlungen, denen Ludwigs durchaus ebenbürtig. Und in puncto Shakspere hat sich Hebbel eine ungleich größere Freiheit der Betrachtung als Ludwig gewahrt. Er hat viel deutlicher empfunden, was uns doch von dem Renaissancemenschen Shakspere trennt, hat auch oft und mit Recht auf das die Produktion Lähmende hingewiesen, das in dem ewigen Hinweisen auf Shakspere liegt und auch viel gerechter als Ludwig den dramatischen Fortschritt, der sich durch Schiller vollzog, anerkannt. Wenn er in den ersten Jahren seines Tagebuchs ein ganz absprechendes Urteil über die „Jungfrau von Orleans“-Fälle, so hat er das bald darauf widerrufen. Köster hat das Hebbel einmal vorgeworfen, dabei aber jenen Widerruf übersehen.

Kühnlein kommt es darauf an, Ludwig den Vorwurf der Schillerfeindschaft abzunehmen. Er polemisiert dabei entschieden gegen Bulthaupts Behauptung, daß Ludwig Schiller „nun einmal“ nicht verstanden habe. Nun, einer besonderen Abhandlung bedürfte es nicht, um zu beweisen, daß Ludwig, den ja zwar eine Kluft von Schiller trennte, doch niemals an der Künstlerschaft Schillers zweifelte. Doch ist anzuerkennen, daß Kühnlein mit Wärme, oft mit Enthusiasmus das Bleibende, namentlich das kulturell Bedeutsame und Fortwirkende in Schillers Lebenswerk, das ja auch Ludwig nicht verkannte, den einzelnen künstlerischen und technischen Einwänden des Verfassers der Shakspere-Studien gegenüberstellt.

Im einzelnen freilich schließt er sich den abfälligen Urteilen Ludwigs oft an, so bezüglich des „Wallenstein“, dem er den ludwigschen ausführlichen Plan „Leben und Tod Albrechts von Waldstein, Herzogs von Friedland und Mecklenburg, tragische Historie in fünf Aufzügen, (1861—65)“ rühmend gegenüberstellt. Bei der „Maria Stuart“ giebt der Verfasser aber Ludwig wieder Unrecht, indem er die Charaktere dieses Werkes (insbesondere Maria, Burleigh, Mortimer und Paulet) gegen den Vorwurf, da sei überall Draperie und Attitude, nirgends eine Spur von unbelauschter Natur, mit Glück verteidigt. Dafür unterschreibt er aber in der Hauptsache wieder das Urteil Ludwigs über „Die Braut von Messina“, indem er vor allem Schillers „gesuchte Einfachheit“ und „das große Schweigen“, auf dem sich die dramatische Handlung aufbaut, tadelt.

Wir können so Kühnleins Arbeit, obwohl sie einerseits das Problem nicht im Kern, andererseits die Aufgabe nicht weit genug erfaßt, als einen Versuch wohl gelten lassen. Die Lösung und Ergründung des Problems bringt sie nicht. Störend an der Abhandlung wirken außer zahlreichen, recht abgegriffenen ästhetischen Schlagworten die vielen persönlichen Geständnisse, die ja dem Herzen des Verfassers alle Ehre machen, in eine litterarische Abhandlung aber schlechterdings nicht gehören (z. B. die Festrede auf S. 25 über Schiller, Bismarck und das treue deutsche Herz — „stolz sei das Wort gesprochen“, S. 66, u. a. m.).

Dresden. *Karl Zeiss.*

Vollendete und Ringende. Dichter und Dichtungen der Neuzeit, geschildert von Richard Maria Werner. Mit neunzehn Porträts. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. 320 S. M. 4,50 (5,50).

Digitized by Google

Der akademische Litterarhistoriker, der sich nicht für zu gut hält, sein kritisches Auge auch dem litterarischen Leben der eigenen Zeit zu widmen, ist heute keine seltene Erscheinung mehr. Damit kommt in sein Wesen ein Tropfen frischen Blutes, der dem Gelehrtentum nichts schaden kann, während andererseits die zünftige Kritik nur gewinnen kann, wenn ihr litterarhistorisch geschulte Kräfte mit umfassendem Wissenshorizonte zufallen. Richard Maria Werner, der Germanist der Universität Lemberg, hat außer seinem ihm mit der Familientradition vererbten Interesse für Litteratur noch einen ganz besonderen Grund, gerade das Geistesleben der Gegenwart aufmerksamen Blickes zu verfolgen: er fühlt sich in der Hauptstadt Galiziens so von der deutschen Heimat verlassen, daß er das lebhafte Bedürfnis empfindet, mit dem deutschen Geistesleben in möglichst engem Zusammenhang zu bleiben. Und so vertieft er sich denn neben seinen fachwissenschaftlichen Studien, denen mir u. a. die schöne, jetzt eben beginnende neue kritische Hebbel-Ausgabe verdanken, mit unermüdlicher Geduld in die Werke unserer dichtenden Zeitgenossen. Er steht außerhalb des kleinen Kreises, in dem der Ruhm gemacht wird, und so flicht er nicht Kränze für die, denen die Tagesmode solche bestimmt hat, sondern er erkürt sich aus eigener Machtvollkommenheit seine Helden, unter denen naturgemäß manch einer ist, dessen Schaffen in dem lauten Lärm des litterarischen Großstadttreibens kaum oder gar nicht bemerkt worden ist, und mancher fühlt, der hier mit allen Ehren eines divus poeta umgeben wird. Doch darf man aus letzterem Umstande nicht zu viel schließen, denn Prof. Werner will keineswegs sein vollständiges litterarisches Credo mit dieser zwanglosen Sammlung ablegen. Als Oesterreicher wendet er naturgemäß seinem engeren Vaterlande besondere Aufmerksamkeit zu. Männer wie Karl Gottfried von Leitner, Ludwig August Frankl und Wilhelm Fischer sind in ihrer poetischen Eigenart bisher noch kaum im Zusammenhang dargestellt: um so dankenswerter sind die Bemühungen Werners, ein litterarisches Porträt dieser Männer zu geben. Auch die Artikel über Adolf Pichler, Maximilian Schmidt und Robert Waldmüller sind als litterarhistorische Beiträge sehr zu schätzen. Auf eine ziemlich wenig beachtete Dichterin macht der Artikel über Th. Justus aufmerksam, in deren wenigen Büchern Werner die Merkmale echter Künstlerschaft zu finden glaubt. Den älteren (wie Geibel und Heyse) wird er ebenso gerecht wie den jüngeren Dichtern, von denen Torresani, David, Clara Viebig, Dehmel, Jacobowski, den inzwischen ein unglückes Geschick aus den Reihen der Ringenden sehr gegen seinen Willen in die der Vollendeten gehoben hat, Carl Busse, Sophie Hochstetter behandelt werden. In den zusammenfassenden Artikeln „Tod und Sterben“ und „Moderne Messiasdichtungen“ kommt er u. a. auch auf Schnitzler, Sudermann, Max Bruns eingehender zu sprechen. Daß bei den Messias-Dichtungen Josef Lauffs Epos „Herodias“ fehlt, ist wohl auf Unkenntnis des Verfassers zurückzuführen, den das Studium dieses schönen Werkes sicher dazu bringen wird, es bei einer zweiten Auflage zu berücksichtigen. Werners Methode der Darstellung ist eine Verbindung der philologischen mit der des Essayisten. Vom Philologen nimmt er zunächst als selbstverständlich die gründliche Kenntnis des Stoffes. Er giebt eine gedrängte, kritische Uebersicht über die Hauptwerke jedes einzelnen Dichters und entwirft dann ein breit angelegtes, möglichst umfassendes Charakterbild; kein Relief und kein scharfgeschnittenes Profilbild, sondern gut ausgearbeitete Büsten. Er geht gewissenhaft prüfend und auf den billigen Ruhm leicht hingeworfener glänzender Schlaglichter gern verzichtend auf das Wollen und Streben seiner Helden ein und sucht jeden aus seiner eigenen Art zu verstehen. Er findet Schönheiten der Form, Feinheiten der Komposition, Perlen von Gedanken an mancher Stelle, an der andere achtlos vorübergehen, und so darf man seinen Essais nachrühmen, daß sie nicht nur unterhalten, sondern auch bereichern. Die beigegebenen Bilder für einen Schmuck des Buches zu halten, fällt schwer.

Gr. Lichterfelde. *Gustav Zieler.*

Verschiedenes.

Die Wenigen und die Vielen. Neue Essais von Ellen Key. Autorisierte Uebertragung von Francis Maro. Berlin, S. Fischer. 351 S.

Dieses südschwedische Fräulein Key ist als Essayistin im schönsten Zuge, eine erste europäische Schriftstellerin zu werden, sobald sich Europa als einiger Kulturerdteil organisiert hat. Heute freilich kommt Fräulein Key erst als geistreiche Dame, die eine famose eigenartige Feder führt, für die Litteratur-Zünftigen in Betracht, da wir noch kein einiges Europa, noch weniger eine einige europäische Kultur haben. Aber für die Litteratur- und Kultur-Zünftigen im alten verfahrenen und versumpft gedankenlosen Europa ist Fräulein Key schon als bloße Schriftstellerin ein öffentlicher Charakter in noch stärkerem Sinne, als dies z. B. die Baronin Bertha von Suttner ist. Denn dieser Südschwedin ist gelungen, was man nur sehr wenigen Frauen — von den Männern wollen wir schweigen! — nachrühmen kann: sie hat Nietzsche verstanden, sie hat sich das höchste moderne Bildungsideal einverleibt und ist in allem so voraussetzungslos frei und sich selbst treu geblieben, daß sie nicht als Vorspann in den Dienst irgend einer politischen Partei gepreßt werden kann. Ich kenne in der Litteratur kein tieferes und freieres Weib, keins von dieser Echtheit und vornehmen Ungezwungenheit: Fräulein Ellen Key mutet an wie ein neuer Typus, so ferne steht sie jeder klassifizierten Einseitigkeit, jeder Schablone.

Sie ist der ins Weibliche übersetzte und hier vollendete Nietzsche — Nietzsche als der Prophet und Wegzeiger der neuen Kultur. Ellen Key hat nur eine Ahnung, eine Sorge, eine Gewißheit: der neue Mensch, der sich mit der neuen Kultur segnet. Das ist der Inhalt ihres Lebens, das einzige Thema ihrer Abhandlungen. Ich weiß nicht, ob Ellen Key schon Mutter geworden ist im leiblichen Sinne. Im geistigen Sinne ist sie's zweifellos. Sie gleitet an keiner Frage vorüber wie an einer verschlossenen oder ihr noch verbotenen Thür. Freien Zugang hat sie zu jedem Mysterium.

Und die neue Kultur kann nur von einem Ausgang kommen: vom neuen Menschen. Wie aber gelangen wir zu dem? Durch eine neue Erfassung der Mutterschaft mit allem Drumunddran der Erziehung. So steht im Mittelpunkt alles Redens und Schreibens von neuer Kultur die heilige Schicksalsfrage der Mutterschaft — der göttliche Kern aller Moral.

Für den Mann von heute ist diese südschwedische Frau zu gescheit. Die Männlichkeit von heute erträgt diese Fülle und Kraft von Licht in der weibgewordenen Intelligenz nicht. Wir haben zu lange und zu viel am Irrlicht steriler Blaustrümpfe gelitten. Ihre volle, schöne Wirkung wird Ellen Key zunächst an ihren Geschlechtsgenossinnen erleben müssen. Wir Männer im allgemeinen haben noch keine Witterung für die schärfsten Feinheiten dieser echten Zukunftsweibnatur. Ein gewitzter Nietzscheaner würde ihr wahrscheinlich mit sublimen Dummheiten aufwarten und dabei glauben, nun sei er ihr endgiltig gerecht geworden und habe ihr die männliche Seele in einem letzten Spruche entschleiert.

Ueber die sittlichnischen Vorgänge der neuen Essaisammlung von Ellen Key zu reden, ist überflüssig. Diese Schriftstellerin schreibt jenseits von allen ärztlichen Pfiffen und Kniffen. Ihr Stil ist ihre Natur. Und da ihre Natur beste Weiblichkeit mit allen Energieen mütterlicher Erneuerungsfähigkeit ist, so ist auch ihre Sprache die nach außen gewendete Seele, die von Schlagwörtern des Alltags gerade soviel in ihre eigene Muttersprache aufnimmt, als sie zur Verständigung mit den Alltagsmenschen, mit den Vielen braucht. Ihre innerste Art zu reden, ist heute noch für die Wenigen. Und diese werden sich nicht in der Eitelkeit dreiter Analysen er-

Digitized by Google

gehen, sondern die Schönheit dieser Rede genießen und aufnehmen, wie man das liebe, gesunde Sonnenlicht sich einverleibt.

Der vorliegende Band enthält elf Aufsätze, von denen nur einer annähernd feuilletonistischer Art ist (Requiem, 1899). Auch die übrigen sind keine Essais nach der Schablone. Es sind Improvisationen, die, mögen sie von einem Spezialgedanken ausgehen: Ibsens Individualismus — Selbstbehauptung und Selbstaufopferung — Reaktion gegen die Frauenfrage — das Volk und die Kunst u. s. w. — von der Peripherie immer zu dem glühenden Mittelpunkte führen: der neue Mensch und seine Kultur.

Die Aufsätze sind datiert. Der älteste stammt aus dem Jahre 1886, der jüngste aus dem Jahre 1900.

Ellen Key

Und zwischen hinein konnte in Deutschland Frau Laura Marholm mit ihrer Unnatur das große Wort führen. Ellen Keys Natur wird endlich auch bei uns den letzten Resten dieser Unnatur den Garaus machen.

München. *M. G. Conrad.*

Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum. Von Carl Zentsch. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. M. 4,50.

Der Verfasser will mit seinem Buche einen Beitrag zum näheren Verständnis des klassischen Altertums geben, von dessen Wert oder Unwert diese urteilen, ohne es genügend zu kennen, und schlicht, ohne gelehrten Apparat wiedergeben, was für einen Eindruck die alten Schriftsteller auf ihn gemacht haben.

Es ist ein sehr gutes Buch geworden, das ich jedem, Philologen oder Nichtphilologen, angelegentlichst empfehlen kann. Auch der Fachmann wird es mit Vergnügen und Nutzen zur Hand nehmen, da Zentsch mit großer Selbständigkeit an seine Aufgabe herantritt und auch Fragen erörtert, die abseits von dem gewöhnlichen Betriebe der Philologie liegen. Zudem werden zusammenfassende Arbeiten, wie die ersten beiden Abhandlungen, „Die athenische Volksmoral im Drama“ und „Die Sklaverei bei den antiken Dichtern“, stets ihren Wert behalten, besonders wenn sie mit so viel Verständnis und eigenem Urteil ausgeführt sind wie hier. Anregend bleibt das Buch immer, auch dort, wo man seinen Ergebnissen nicht beipflichten kann.

Die gegenwärtige Opposition gegen das Altertum führt Zentsch auf drei Momente zurück: die orthodoxe Theologie, die nicht eingestehen will, daß es schon in vorchristlichen Zeiten wahre Moral gegeben hat, die deutschtümelnde Bewegung, die alle Bildungselemente nur aus dem eigenen Volksbewußtsein schöpfen will, endlich den plattesten und ödesten Utilitarismus, der alles für Zeitverschwendung hält, was sich nicht sofort in klingende Münze umsetzen läßt. Der Polemik gegen die erstgenannte Richtung ist die Abhandlung „Die athenische Volksmoral im Drama“ gewidmet. Zunächst weist Zentsch nach, daß man die Denkungsart der Athener mit Recht Humanität genannt hat, obgleich man ihr diesen Ehrennamen bestreiten will. Als Geburtsstätte der hellenischen Humanität werden die „Eumeniden“ des Aischylos genannt, in denen Apollon die Rachegöttinnen als die Vertreterinnen barbarischer Rechtspflege aus seinem Tempel weist, in den sich Orestes geflüchtet hat, und Athene dann den Muttermörder freispricht, da sich bei der Abstimmung des Areopags Stimmengleichheit ergeben hat. Im einzelnen wird nun nachgewiesen, daß alle uns bekannten Stücke der drei großen Tragiker diesen Geist der Menschenfreundlichkeit atmen. Aischylos und Sophokles haben jeder eine förmliche Mitleidstragödie gedichtet, ersterer den gefesselten Prometheus, letzterer den Philoktetes, und Euripides zeigt sich überall zartsinnig und weich.

Eine ähnliche Tendenz hat die zweite Abhandlung: „Die Sklaverei bei den antiken Dichtern“. Sie soll nachweisen, daß die Vorstellungen von den gewohnheitsmäßigen Grausamkeiten, denen im Altertum die Sklaven von Seiten ihrer Herren schutzlos preisgegeben sein sollten, sehr übertrieben sind. An gelegentlichen Grausamkeiten hat es natürlich nicht gefehlt; aber wir hören nichts von solchen raffiniert ausgesuchten Bestialitäten, wie sie in nachchristlicher Zeit in den Folterkammern gegen Tausende und Abertausende schuldloser Opfer in Anwendung kamen.

Die dritte Abhandlung „Der Römerstaat“ giebt in drei Abschnitten: „Religion“, „Soziale Kämpfe“, „Vom Stadtstaat zum Weltreich“, einen anziehenden Ueberblick über die Entwickelung des römischen Reiches. Der ethische Gehalt der römischen Religion bestand darin, daß die Götter für Schützer einer heiligen, ewigen und unveränderlichen Ordnung angesehen wurden, die jede Verletzung dieser Ordnung rächten. Sie sollten daher genau das leisten, was unsere Staatsmänner von dem Christentum erwarten. — Die sozialen Kämpfe im alten Rom unterscheiden sich dadurch von allen anderen, daß ein Stand zweihundert Jahre lang, den Blick fest aufs Ziel gerichtet, um Gleichberechtigung ringt, den Gegner nicht in einer Revolution über den Haufen rennt, sondern schrittweise zurückdrängt und ihm seine Vorrechte eins nach dem anderen abringt, bis das Ziel erreicht, die völlige Gleichberechtigung errungen, der Standesunterschied verschwunden ist, und daß sich in diesem zweihundertjährigen Kampfe beide Parteien streng innerhalb der Grenze der Gesetze gehalten haben. — Im dritten Abschnitt erklärt Zentsch das Wunder der Entwickelung der Stadtgemeinde Rom zum Weltreich, nach Polybios und Cicero, aus der römischen Verfassung, die eine glückliche und weise Mischung der drei Grundformen: Monarchie, Aristokratie, Demokratie dargestellt habe. —

Ich begrüße in dem auch formell sehr gut geschriebenen Buche einen willkommenen Bundesgenossen

Digitized by Google

im Kampfe für die jahrhundertelang bewährten Grundlagen unserer Bildung, die durch tausend Lebensfasern mit dem klassischen Altertum und besonders dem Griechentum so innig verwachsen ist, daß eine Loslösung davon nicht ohne die bedenklichsten Störungen und Schädigungen des Volksgeistes gewagt werden könnte.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Stand und Beruf im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Von Rudolf Eckart. Göttingen, Franz Wunder. 248 S.

Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel. 2. völlig neubearbeitete Auflage. Von Rudolf Eckart. Göttingen, Franz Wunder.

Eckarts Arbeiten geben gewöhnlich nicht viel mehr, als eine Sammlung von mehr oder minder verwertbarem Material. Durchaus nicht alles, was er über „Stand und Beruf“ zu sagen weiß, entstammt dem „deutschen Volksmund“, ist sogar oft recht unvolkstümlich, wie z. B. Bismarcks: „Nach Kanossa gehn wir nicht“. Wir wissen wirklich nicht, wem mit solchen krausen Stoffanhäufungen gedient sein soll; die Wissenschaft kann sie nicht brauchen, weil sie kritiklos zusammengerafft sind, und der gebildete Laie wird sie sehr bald gelangweilt aus der Hand legen. — Das niederdeutsche Rätselbuch, gegen dessen erste Auflage sich die wissenschaftliche Kritik nicht sonderlich freundlich zeigte, kann von gründlichen Kennern des Volksrätsels mit Vorsicht als Materialsammlung benutzt werden. In weiteren Kreisen wird es vielleicht den Sinn für den unvergleichlichen Humor unserer volkstümlichen Kleinpoesie erwecken und schärfen, wenn auch das klassische, nach jeder Hinsicht unübertreffliche Werk von Richard Wossidlo (Mecklenburgische Volksüberlieferungen, Bd. I. Wismar 1895) dadurch nie ersetzt werden kann.

Würzburg. *Robert Petsch.*

Nachrichten

Zu Wilhelm Raabes Ehrung. Wir hatten kürzlich von der Absicht des Raabe-Ausschusses Mitteilung gemacht, durch eine Geldsammlung die Mittel zu einer Gesamt-Ausgabe der Werke aufzubringen, und daran die Bemerkung geknüpft: „Hoffentlich bleibt dieser ebenso wohlgemeinte, als höchst unpraktische Gedanke schon in den materiellen Schwierigkeiten seiner Vorbereitung stecken.“ Diese Vermutung hat sich als begründet erwiesen, denn wie uns der Ausschuß nunmehr mitteilt, haben sich die Verhandlungen mit den beteiligten Verlagsfirmen „endgiltig zerschlagen“. Man hat statt dessen den sehr viel klügeren und beifallswürdigeren Entschluß gefaßt, den Ertrag der Sammlung zur „Erwerbung eines eigenen Helms auf eigener Scholle für den Jubilar“ zu verwenden. „Damit,“ so heißt es in der Kundgebung des Komitees, „würde die Raabe-Gemeinde, und wer zu so schönem Zwecke sich zu dieser zählen will, die freudige Genugthuung haben, jeder an seinem bescheidenen Teile mitzuhelfen, um dem großen Humoristen für seinen Lebensabend das Behagen zu schaffen, das er uns so oft in seinen Büchern ausgemalt und mitgeteilt hat: kann es auch kein ‚Steinhof‘ im Sinne der ‚Alten Nester‘ sein und kein ‚Haus Weyland‘ werden, so doch ein Häuslein im Grünen, vielleicht im Bannkreise des ‚Krähenfeldes‘ oder des ‚Vogelsangs‘, aus dessen weinumsponnenen Fenstern sein klares Auge dann, will's Gott, noch manches Stück hellen oder dunklen Menschengeschicks erschauen mag, um es uns zur Freude und Erbauung aufzuzeichnen! Die Direktion der Diskonto-Gesellschaft in Berlin und die Braunschweigisch-Hannoversche Hypothekenbank in Braunschweig nehmen die Beträge entgegen. Anmeldungen zur Teilnahme an der Feier am 8. Septbr. Herr Rechtsanwalt Louis Engelbrecht, Braunschweig.“

* *

Totenschau. In Wien † am 8. August der Schriftsteller Graf Enerich Stadion im Alter von 64 Jahren. Er ließ einige Gedichtsammlungen erscheinen („Abendsoleen eines Heimatlosen“, „In Duft und Schnee“ u. a.), schrieb mehrere Erzählungen und mehrere Dramen, an denen der Romanschriftsteller E. M. Vacano teilweise mitarbeitete.

Der katholische Dichter Dr. Fr. W. Helle † in München im Alter von 66 Jahren. Sein Hauptwerk ist das groß angelegte Epos „Jesus Messias“ (1896), das vor einiger Zeit durch die würzburger theologische Fakultät mit einem Preise gekrönt wurde (vergl. Sp. 480 und 1225).

Prof. Dr. Johann Nepomuk Sepp † in Neubeuern bei Rodenheim. Sepp wurde 1816 zu Tölz geboren, schloß sich in München an Josef Görres an, auf dessen Anregung er Strauß „Leben Jesu“ ein ebenso betiteltes fünfbändiges Werk entgegenstellte, nahm 1848 an den Verhandlungen in der Paulskirche teil und trat 1870 für den Anschluß Bayerns an Preußen ein. Er setzte seinem Lehrer Görres in dem Buche „Görres und seine Zeitgenossen“ (1877; 2. Aufl. in der Sammlung „Geisteshelden“) ein Denkmal.

Am 6. August † der Lyriker und Feuilletonist Karl Raleis in Mödling bei Wien, 63 Jahre alt.

In Budapest † der magyarische Dichter Emil Makai, der mehrere Dramen („Abfalon“, „Das Abenteuer“ u. a.), einen Roman („Die Komödianten“), eine Uebersetzung des „Hohen Liedes“ u. a. veröffentlicht hat. Er ist nur 30 Jahre alt geworden.

* *

Persönliches. Julius Stinde, der Verfasser der vielgelesenen „Familie Buchholz“, die es bereits auf einige siebzig Auflagen gebracht hat, sowie anderer das berliner Spießbürgertum charakterisierender Erzählungen, feierte am 28. August seinen 60. Geburtstag. — Rudolf Lindau, der ein Jahrzehnt vortragender Rat im Auswärtigen Amte war und seit etwa zehn Jahren der Vertreter der deutschen Gläubiger bei der Verwaltung der türkischen Staatsschuld in Konstantinopel ist, beabsichtigt, sich in den Ruhestand zurückzuziehen. Er will seinen ständigen Wohnsitz in Helgoland nehmen. — Der ordentliche Professor der englischen Sprache an der Universität Freiburg, Arnold M. M. Schröer, wurde an die Handelshochschule in Köln berufen. — Die englische Schriftstellerin George Egerton hat sich zum dritten Mal verheiratet und zwar mit dem Journalisten Reginald Holding Bright.

* *

Schriftstellerheim. Auf Vorschlag des Vorsitzenden Dr. Harmening hat sich der bisherige Ortsausschuß des deutschen Schriftstellerverbandes in Jena in den Personenverein „Deutsches Schriftstellerheim in Jena, eingetragener Verein“ umgebildet. Die Herren Otto v. Leixner aus Gr.-Lichterfelde und Dr. Ludwig Salomon aus Elberfeld wurden zu Ehrenpräsidenten gewählt. Es wurde beschlossen, schon im nächsten Frühjahr in Jena ein vorläufiges Erholungsheim für deutsche Schriftsteller und Journalisten zu eröffnen.

* *

Neue Zeitschriften. Der Verlag von Schuster und Loeffler in Berlin kündigt für den Herbst das Erscheinen einer illustrierten, vornehm ausgestatteten Halbmonatsschrift „Die Musik“ an (jährlich 10 M.). — In Straßburg soll eine neue elsässische Monatsschrift unter

Digitized by Google

dem Titel „Der Stürmer“ erscheinen. Sie wird das Organ des jüngsten Elsaß sein, das sich vor größeren Kulturen nicht verschließen, aber doch die elsässische Eigenart wahren will.

* *

Angekündigte Bücher. Ein Werk über „Die niederländische Lyrik, 1875—1900“ von Otto Hauser erscheint zum Herbst im Verlage von Baumert und Ronge in Leipzig. — Der Verlag von Max Hesse in Leipzig kündigt eine neue revidierte Ausgabe der bekannten Byron-Uebersetzung von Adolf Böttcher an, die Prof. Wilh. Betz besorgt.

* *

Allerlei. Unter dem Namen „Lyrisches Theater“ (Münchner Ueberbrettl) wird am 1. September ein von Willy Rath geleitetes künstlerisches Variété in München eröffnet werden. — Die 12. Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins fand in den ersten Tagen des August in Straßburg statt. Auf der nächsten Hauptversammlung, die 1903 abgehalten werden wird, soll die Frage erörtert werden, ob eine deutsche Sprachakademie zu errichten sei. — Die philosophische Fakultät der berliner Universität stellt zum zweiten Mal die Preisaufgabe, den berliner Dialekt wissenschaftlich zu bearbeiten. — Theodor Fontanes bekanntes Gedicht auf Bismarcks Tod ist nun an Ort und Stelle selbst verewigt worden. In der Halle des kürzlich errichteten Bismarckturmes im Sachsenwalde, unweit dem Mausoleum, ist es auf eiserner Tafel in eingebrannter Schrift angebracht worden. — Der litterarische Nachlaß des altonaer Arztes Dr. Steinheim, der Briefwechsel mit Heinrich Heine, Gutzkow, Varnhagen von Ense, Thorwaldsen u. a. unterhielt, und den Allmers litterarisch verewigt hat, wird demnächst durch den Großneffen Dr. Steinheims, Dr. Lucas in Glogau, zur Veröffentlichung gelangen. — Die wissenschaftliche Leitung der bisher von dem kürzlich verstorbenen Kreisschulinspektor Dr. Gustav Fröhlich in St. Johann herausgegebenen „Klassiker der Pädagogik“ (bis jetzt 20 Bände, Verlag von F. G. L. Greßler in Langensalza) hat Dr. Hans Zimmer in Leipzig übernommen. — Die Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble in Jena soll im Herbst nach Berlin verlegt werden. — Der Herausgeber der „Revue Blanche“ in Paris, Pierre Souslaine, teilte der „Frankf. Ztg.“ mit, daß das Buch „Nouvelles Conversations de Goethe avec Eckermann“ (vergl. Sp. 1483 und 1492) nicht von Julien Benda, sondern von Léon Blum herrühre, dem litterarischen Kritiker der „Revue Blanche“. — Graf Leo Tolstoi ist mit einem neuen Roman beschäftigt, der im Kaukasus zur Zeit der Tscherkessenaufstände unter Schamyl spielt. — Henryk Sienkiewicz arbeitet auf seinem Sommersitz in den Karpathen an einer historischen Novelle, deren Held Johann Sobiesky sein soll. Danach gedenkt er eine Serie Napoleon-Romane in Angriff zu nehmen, zu denen er schon seit vielen Jahren das Material sammelt. — Ueberlebensgroße, von dem Bildhauer Prof. Buscher geschaffene Standbilder Karl Immermanns und Felix Mendelssohn-Bartholdys wurden in zwei Nischen des Stadttheaters in Düsseldorf enthüllt. — Der russische Dichter Michael Lermontoff hat am Fuß des Berges Maschuk im Kaukasus an derselben Stelle, wo er vor 60 Jahren im Duell gefallen ist, ein würdiges Denkmal erhalten. Der nahe gelegene Ort Pjatigorsk besitzt ein solches bereits seit dem Jahre 1889.

Der Büchermarkt.

a) Romane und Novellen.

Bierstein-Altmona, F. Geschenke des Abends. Gesammelte Skizzen. Weiel, Karl Hermann Düms. 128 S. M. 1,50 (2,25).

Bülow-Wendhausen, P. Baronin. Das verkaufte Lachen. Skizzen und Novellen. Mainz, Franz Kirchheim. 248 S. M. 2,40 (3,50).

Engel, A. Hochzeitsreisen. Stille Geschichten. Dresden, E. Pierson. 144 S. M. 2,— (3,—).

Fels, M. Hofrat Braun. Eine Beamtengeschichte. Berlin, Max Pasch. Schmal 8°. 248 S. M. 2,—.

Günther v. Freiberg. Blonde Teufel. Roman. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 160 S. M. 1,—.

Guglz, G. Leben! Eine wiener Geschichte. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 141 S. M. 1,75 (2,50).

Hochhauer, Arnold. Die Perlen der Ehlsé. Linz, Oesterr. Verlags-Anst. 181 S.

Heiberg, Hermann. 30 Geschichten. Leipzig, Joh. Cotta Nachf. 377 S. M. 4,— (5,—).

Heiberg, H. Am Marktplatz. Roman in Kleinstadtbildern. Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld. 2 Bde. 148 u. 144 S. M. 1,— (1,50).

Heide, A. Vaterland. Roman. Barmen, D. B. Wiemann. 253 S. M. 3,—.

Heymann, R. Weiße Nächte. Märchen. München, Schachert & Mitterleitn. gr. 8°. 95 S. M. 2,—.

Liebermann v. Sonnenberg, F. Jägerlatein. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 128 S. M. 1,—.

Marx, K. Licht und Schatten. Militärische Novellen. Dresden, E. Pierson. 196 S. M. 3,— (4,—).

Miellenbach, E. Maria. Roman. Berlin, Emil Felber. 316 S. M. 4,— (5,—).

Persall, A. v. Der Bauer vom Wald. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 108 S. M. —,50 (—,75).

Rom, Th. v. Heinz Arnolds Frauen. Ein Beitrag zur Frauenbewegung. Berlin, Richard Eckstein Nachf. gr. 8°. 153 S. M. 1,— (1,50).

Rosenthal-Bonin, G. Dittas Zopf u. a. humor. Erz. 156 S. — Die scharfe Ecke u. a. humor. Erz. 142 S. — Der Heiratsvermittler u. a. humor. Erz. 175 S. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. Je M. 1,—.

Schlaf, Johannes. Jesus und Mirjam. — Der Tod des Minnesänger. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 135 S. M. 1,75 (2,50).

Siebe, J. Stille Kämpfer. Roman. Dresden, E. Pierson. 116 S. M. 2,— (3,—).

Söhnstorff, A. Halali u. a. Reitergeschichten aus Oesterreich-Ungarn. Dresden, E. Pierson. 202 S. M. 2,— (3,—).

Stolz, E. Jagdliche Erinnerungen. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 126 S. M. 1,—.

Volger, B. Allerlei Sünden. Großstadtgeschichten. Hamburg, Verlagshaus Digel. 114 S. M. 1,50.

Weichelt, H. Die Eile vom Sternhof. Eine Erz. aus Schweden. Leipzig, Alwin Stein. gr. 8°. 127 S. M. 1,50.

Wittich, M. Vineta. Eine moderne Hundstagsphantasie. Dresden, Carl Reißner. 221 S.

Zaver, F. Wiener Märchen. Dresden, E. Pierson. 181 S. M. 2,50 (3,50).

Croker, B. M. Die Dorfschönheit. A. d. Englischen von E. Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. M. 1,— (1,50).

Lagerlöf, S. Legenden und Erzählungen. A. d. Schwedischen von F. Maro. Mainz, Franz Kirchheim. 300 S. M. 2,80 (4,—).

Nemirowitsch-Dantschenko, W. J. Irrlichter. Russischer Sittenroman. Deutsch von E. v. Güldschow. Leipzig, E. F. Tiefenbach. 244 und 179 S. M. 3,—.

Wells, H. G. Der Krieg der Welten. Roman. A. d. Engl. von G. A. Crüwell. Wien, Moritz Perles. gr. 8°. 244 S. M. 3,—.

b) Lyrisches und Episches.

Aemilius, Th. Wilde Ranken. Sang und Sage für unmoderne Leute. Gotha, Gustav Schloeßmann. 12°. 148 S. Geb. M. 3,—.

Baumann, H. Von einst. Dichtungen. Dresden, E. Pierson. 88 S. M. 1,50 (2,50).

Engelhardt, Otto. Licht und Leben. Klingende Gedanken, Sinnsprüche und Satirisches. Dresden, E. Pierson. 129 S. M. 2,—.

Gröhler, F. Gedichte. (2. Sammlung.) Stuttgart, Zeller & Schmidt. gr. 8°. 80 S. M. 1,—.

Mombert, Alfred. Der Denker. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 191 S. M. 2,50 3,25).

Neumann, A. Lieder des Herzens. Dresden, E. Pierson. 76 S. M. 1,50 (2,50).

Rascher, M. E. Liebesrosen aus Süd und Ost. Neue Gedichte. Bamberg, Carl Hübscher. 111 S. mit Bildn. M. 2,— (2,75).

Digitized by Google

Scheid, Richard. Madonna. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 91 S. M. 2,—.

c) Dramatisches.

Abel-Musgrave, C. Die Heidelberger Maid. Lustspiel. Jugenheim a. B., Chr. Lehmann. gr. 8°. 91 S. M. 1,50.

Brand, J. Der Erlöser. Trauerspiel. Bern, Neukomm & Zimmermann. gr. 8°. 155 S. M. 2,50 (3,50).

Greyerz, O. v. Der Apollilaner. Bernbeutsches Lustspiel. Bern, Neukomm & Zimmermann. 94 S. M. 2,— (3,—).

Schwartz, Alfred. Ein Narr seiner Laune. Schauspiel in 1 Aufzug. Dresden, E. Pierson. 40 S.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bliedner, A. Goethe und die Urpflanze. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. gr. 8°. 75 S. mit 4 Tafeln. M. 2,25.

Gnad, Ernst. Litterarische Essais. 3. Folge. Graz, Leuschner & Lubensky. gr. 8°. 200 S. M. 2,50.

Harnack, Otto. Goethe in der Epoche seiner Vollendung. 1805—1832. Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung. 2. Aufl. Leipzig, J. C. Hinrichs. gr. 8°. XII, 316 S. M. 5,— (6,—).

Sleumer, A. Die Dramen Victor Hugos. Eine litterarhistorisch-kritische Untersuchung. (Litterarhist. Forschungen. XVI.) Berlin, Emil Felber. gr. 8°. XXVI, 368 S. M. 8,—.

Valentin, V. Die klassische Walpurgisnacht. Eine litterarhistorisch-ästhetische Untersuchung. Mit einer Einleitung von J. Zieben. Leipzig, Dürrsche Buchh. gr. 8°. XXXII, 172 S. M. 5,40.

e) Verschiedenes.

Biedenkapp, Georg. Friedrich Nietzsche und Friedrich Naumann als Politiker. Göttingen, Franz Wunder. 70 S. M. 1,—.

Coudenhove, H. Graf. Das Wesen des Antisemitismus. Berlin, S. Calvary & Co. Lex.-8°. 527 S. M. 5,50.

Crane, W. Linie und Form. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. XV, 296 S. mit Abb. M. 10,— (12,—).

Eisner, Kurt. Taggeist. Kulturglossen. Berlin, Dr. John Edelheim. gr. 8°. 393 S. M. 3,— (4,50).

Eleutheropulos, A. Wirtschaft und Philosophie oder die Philosophie und die Lebensauffassung der jeweils bestehenden Gesellschaft. 2 Bände. Die Philosophie und die Lebensauffassung der germanisch-romanischen Völker. Berlin, Ernst Hofmann & Co. gr. 8°. 422 S. mit 1 Tab. M. 12,—.

Falkenegg, Baron v. Die Weltpolitik Kaiser Wilhelms II. Zeitgemäße Betrachtungen. Berlin, Boll & Pickardt. gr. 8°. 87 S. mit 1 Bildn. M. 1,—.

Friesenschaf, J. Das Wesen des Journalisten. Ein Lehr- und Handbuch für Journalisten, Redakteure und Schriftsteller. Leipzig, Walther Fiedler. 129 S. M. 3,— (4,—).

Günther, Prof. Dr. S. Das Zeitalter der Entdeckungen. Mit einer Weltkarte. (Aus Natur und Geisteswelt. 26. Bdchn.) Leipzig, B. G. Teubner. 144 S. M. 1,— (1,25).

Heine, Th. Th. Tuschreihen-Album. München, Albert Langen. Fol. 32 S. mit zumteil farbigen Abb. Geb. M. 6,—.

Jahreszeiten, die, in Liedern. Mit Bildern von Horst-Schule Jungbrunnen. 24. Bdchn.) Berlin, Fischer & Franke. 4°. 45 S. M. 1,50.

Kaerst, J. Geschichte des hellenistischen Zeitalters. 1. Bd.: Die Grundlegung des Hellenismus. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. 433 S. M. 12,— (14,—).

Kittel, O. Wilhelm v. Humboldts geschichtliche Weltanschauung im Lichte des klassischen Subjektivismus der Denker und Dichter von Königsberg, Jena und Weimar. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. 179 S. M. 3,80 (4,20).

Kloß, E. Wagner, wie er war und ward. Ein Wort zur Klärung über den Meister als Menschen. Berlin, Otto Elsner. gr. 8°. 34 S. M. 1,—.

Krause, Theodor. Ueber Musik und Musiker. Drei Reden. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. gr. 8°. 25 S. M. —,75.

Lessings Werke. Mit einer biogr. Einleitung von Ludwig Holthof, dem Bildn. des Dichters u. 3 Taf. Abb. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. Lex.-8°. 877 S. M. 3,—.

Müller-Weidburg, W. Stimmungsbilder und Chansons. Hamburger Ueberbrettl. Hamburg, Max Baumann. 71 S. M. 1,—.

Poschinger, H. v. Fürst Bismarck und der Bundesrat. 5. Bd. Der Bundesrat des Deutschen Reichs (1881—1900). Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. gr. 8°. 384 S. M. 8,— (10,—).

Ranft, Max. Die Insel Wollin und das Seebad Misdroy. Histor. Studie. Misdroy, A. Schick. gr. 8°. 43 S. M. —,75.

Schiller, Hermann. Weltgeschichte. Ein Handbuch. 3. Band. Geschichte des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. Berlin, W. Spemann. Lex.-8°. 771 und 88 S. M. 8,—.

Straß, F. v. Erinnerungen aus meinem Leben. Hamburg, Verlagsanst. und Druckerei, A.-G. gr. 8°. 272 S. mit Bildn. und 14 Fksms. M. 4,—.

Woljogen, H. v. Raabenweisheit. Zum 70. Geburtstage des Dichters aus den Werken Wilhelm Raabes ausgewählt. Berlin, Otto Janke. 174 S. M. 2,— (3,—).

Wundt, W. Gustav Theodor Fechner. Rede. Leipzig, Wilhelm Engelmann. gr. 8°. 92 S. mit Beilagen u. 1 Abb. M. 2,—.

Payot, Jules. Die Erziehung des Willens. Berechtigte Ueberl. v. Dr. Titus Boetkel. Leipzig, M. Boigtländer. 351 S. M. 3,— (4,—).

Savonarola, H. Predigten. Ausgewählt und übers. von H. Schottmüller. Mit dem Bildn. Savonarolas. Berlin, B. Behrs Verlag (F. Bock). gr. 8°. 122 S. M. 2,—.

Trolls-Lund. Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten. Ueberl. von L. Bloch. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. 233 S. mit Bildn. M. 4,— (5,—).

Ausland.

(Die mit * bezeichneten Bücher gingen uns zu.)

Englisch.

*The Jewish Encyclopedia. A descriptive record of the history, religion, literature, and customs of the Jewish people. Prepared by More than Four Hundred Scholars and Specialists. Vol. I: Aach-Apocalyptic-Literature. New York and London, Funk & Wagnalls Company. Lex.-8°. 685 p.

Thompson, A. H. History of English literature and of chief english writers. London, J. Murray. 7 sh. 6 d.

Tozer, H. F. An English commentary on Dante's Divina Commedia. London, H. Frowde. 8 sh. 6 d.

Französisch.

*Fath, Robert. L'influence de la science sur la littérature française dans la seconde moitié du XIXe siècle. (Le roman, la poésie, le théâtre, la critique). Lausanne, Payot & Cie. 118 p.

Salomon, M. Art et littérature. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 16°. 3 fr. 50 c.

Redaktions-Notizen.

Zum Namen- und Sachregister. Vor der Drucklegung des Registers für den zu Ende gehenden Jahrgang bitten wir diejenigen unserer Leser, die bei der Benutzung der beiden früheren Jahrgangsbände Mängel in der Einteilung oder Ausführung des Registers gefunden haben, etwaige Aenderungswünsche uns bis Mitte September mitzuteilen.

Verfasser gesucht. Unter dem Poststempel „Buzançais (Indre)“ ging uns vor einiger Zeit eine französische Manuskriptsendung (Prosa und Verse) ohne Nennung des Verfassers und ohne Begleitschreiben zu. Der Absender wird gebeten, seine Adresse mitzuteilen, da das begleitende Schreiben vermutlich verloren gegangen ist.

Berichtigung. Der Direktor des Neuen Sommertheaters in Breslau, Herr Alfred Halm, bittet uns, zu Sp. 1513 berichtigend festzustellen, daß Wasiermanns Komödie „Hochenjos“ nicht auf der berliner Sezessionsbühne, sondern schon 1899 unter seiner Leitung in Breslau die überhaupt erste Aufführung erlebt hat.

Anfrage. Ein junger Buchhändler, der den Wunsch hat, Litteratur und Geschichte studieren zu dürfen, schreibt uns: „. . . Es soll in Deutschland ein Institut oder eine Bank existieren, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, gewissen Studierenden gegen ratenweise Rückzahlung und entsprechende Zinsen mit Kapital helfend unter die Arme zu greifen.“ Uns ist von dem Bestehen eines solchen Instituts nichts bekannt; vielleicht ist einer unserer Leser in der Lage, darüber Auskunft zu geben?

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Hans Bütow; beide in Berlin.
Gedruckt bei Junbera & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Digitized by Google

III. Jahr, No. 24. September 1901.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Inhalt

J. E. Poritzky
• Das Kind in der Litteratur
K. W. Goldschmidt
• • • • • • • Schlesien
Armin Brunner
• • • Vom Romandialog
Friedrich Schrader
• Neutürkisches Schrifttum
C. V. Susan
• • • Dante-Uebersetzungen
Hans F. Helmolt
• • • Historische Litteratur

Echo der Zeitungen ❁ Echo der Zeitschriften

Echo des Auslandes

Englischer Brief (Elizabeth Lee) — Schwedischer Brief (Valfyr) — Dänischer Brief (F. v. Krag) — Finländischer Brief (Dr. H. Hildebrandt) — Griechischer Brief (Dr. Julius Konst. v. Hoeßlin)

Wilhelm Holzamer
Allerhand Märchen

Kurze Anzeigen

von A. K. T. Tielo, Bodo Wildberg, Richard Wengraf, Paul Wiegler, Lothar Schmidt, H. H. Houben, Richard Schaukal, Woldemar Haynel, Walter Bormann, Hans Sittenberger, Max Meyerfeld, Ella Mensch, Ernst Kreowski

Bühnenchronik (Breslau) — Nachrichten — Notizen — Der Büchermarkt — Inschriften

Hierzu die Porträts von Elsbeth Meyer-Förster, Felix Holländer, Philo vom Walde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger
Berlin
Verlag: F. Fontane & Co.
Printed in Germany

In folgenden Orten des Auslandes

— Oesterreich-Ungarn und die Schweiz nicht mitgerechnet — war das

„Litterarische Echo“,

soweit feststellbar, im abgelaufenen Jahre verbreitet:

Amiens
Aquila (Ital.)
Arias (Argent.)
Arras (Frkr.)
Askhabad (Russl.)
Aurillac (Frkr.)
Bagni della Porretta (Ital.)
Barcelona
Belgrad
Boston
Bourges (Frkr.)
Bournemouth
Brighton
Brockhampton
Brüssel
Buenos-Ayres
Bukarest
Calcutta
Cambridge
Chicago
Church of Scotland
Clermont-Ferrand
Constantinopel
Crajova (Rum.)
Dorpat
Edinburgh
Epinal (Frkr.)
Florenz
Gara-Ploiesch (Rum.)
Glasgow
Gothenburg
Granada
Groningen
Haag
Helsingfors
Hinzenberg (Russl.)
Huddersfield (Engl.)
Kairo
Kopenhagen
Libau (Russl.)
Lincoln (Nebraska)
Lissabon
Lodz
London
Loxbergen (Belg.)
Lüttich
Lund
Luxemburg
Lyon
Mailand
Malaga
Marseille
Mitau (Russl.)
Monbahus (Frkr.)
Montreal (Canada)
Moskau
Moulins s/Allier (Frkr.)
Nancy
New-Orleans
New-York
Nottingham
Odessa
Orléans
Padua
Paris
Philadelphia
Port Elizabeth (Süd-Afr.)
Rapallo
Rennes
Reval
Rom
Rouen
Royan (Frkr.)
San Francisco
Solia
St. Louis
Stockholm
St. Petersburg
St Thomas (Canada)
Tiflis
Toulouse
Turin
Upsala
Utrecht
Valparaiso
Vouroa (Frkr.)
Warschau

(Für Ergänzungen aus unserem ausländischen Leserkreise sind wir dankbar.)

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Hefte schliessen wir den III. Jahrgang ab, der freulicherweise den Freundeskreis unserer Zeitschrift abermals viele Hunderte erweitert hat. Den Lesern allen, die uns bisher begleitet durch ihr Interesse das „Litterarische Echo“ in seiner Arbeit mittelbar geför haben, sagen wir bei diesem Anlass unseren herzlichen Dank und bitten sie gleich freundlichst, den Einfluss und die Leistungsfähigkeit des Blattes d dessen möglichst rege Weiterempfehlung stärken zu helfen: denn jeder Zuwa an Lesern erhöht seine Resonanz und damit seine Wirkung, die Freude litterarischer Beschäftigung immer weiteren Kreisen mitzuteilen.

Der Arbeitsplan bleibt im ganzen unverändert der bisherige, einigen kleinen Modifikationen abgesehen, die sich aus den Erfahrungen letzten Jahres ergeben haben. Wir verzichten diesmal auf genauere Prograr Ankündigungen und beschränken uns auf die Erwähnung, dass für die näch Monate grössere Beiträge von Hans v. Hopfen, Isolde Kurz, Otto Julius B baum, Max Halbe, Adolf Stern, M. G. Conrad, Wilhelm Bölsche, Hein Bulthaupt, Wilhelm Weigand, Rudolf Lothar, Max Martersteig, Geh. M Rat Prof. A. Eulenburg u. a. vorgesehen sind.

Redaktion und Verlag der Halbmonatsschrift
„Das litterarische Echo“.

Alexander Weigls
Unternehmen für Zeitungsausschnitte
„Observer“
Wien, IX. Türkenstrasse Nr. 17,
liest alle hervorrag. Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer u. ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel u. Notizen (Zeitungsausschnitte) über beliebige Themen. Prospekte gratis und franko.

Demnächst erscheint d
III. Auflage
Der Büttnerbaue
Roman von
W. von Polenz
geh. M. 6,—; geb. M. 7,
Zu beziehen durch jed
Buchhandlung.

Soeben erschienen, Versand gratis und franko:
Antiquariats-Katalog VIII.
Folklore, Jagd, Sagen, Spruchwörter, Volkslieder, Satiren franz. Dialekte, Theater, Troubadours, Curiosa. J. Gamber, 2 Rue de l'Université, Paris.

Wissenschaftlich gebildeter, reister Schriftsteller und Jour 31 Jahre alt, energisch, repräs sprachkundig, mit besten Bezie im In- und Auslande, wünsc Leitung einer
Wochen- oder Monatssc
zu übernehmen. Nichtanonyme A sind unter M. B 6662 an Rudolf München, zu richten.

Die Zeit bringt
Probenummern jederzeit gratis.
Bestellungen nimmt jede Postanstalt und jede Buchhandlung entgegen.
Auch der Verlag der »Hilfe«, Schöneberg-Berlin.

Vom 1. Oktober ab wird die nationalsoziale Woche schrift „Hilfe“ billiges Volksblatt, 60 Pf vierteljährlich. Gleichzeitig erschei als Revue die „Zeit 3 Mark viert jährlic
Hilfe

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber	Dritter Jahrgang	Verlag
Dr. Josef Ettlinger	Heft 24	F. Fontane & Co.
Berlin W. 50, Schaperstr. 37	September 1901	Berlin W. 35, Lützowstr. 2
Telephon: VIa, 11600		Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 H. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 H. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 H. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.
Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Ctms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag

Das Kind in der Weltlitteratur.

Von J. E. Poritzky (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Deutschland, das Heimatland der Pädagogik, das sich auf dem Gebiete der theoretischen Kindererforschung durch das großartige und natürlich in Vergessenheit geratene Werk Dietrich Tiedemanns, „Beobachtungen über die Entwickelung der Seelenfähigkeiten bei Kindern" (1787), die Priorität erworben hat, marschiert längst hinter Nordamerika und England einher. Vielleicht wurde man bei uns ob dieses Entreißens eines lange und innig gehegten Wissenszweiges noch rechtzeitig neidisch; denn die Reformen, die in der Jugendschriftenlitteratur jetzt stattfinden, und die Versuche, die nunmehr bei uns gemacht werden, das Kind durch künstlerisch wertvolle Bilderbücher, durch geistvollere Spiele u. s. w. künstlerisch und ästhetisch zu erziehen, sind ein Beweis dafür, daß es auf dem Gebiete der Kinderpsychologie auch bei uns wieder zu maien beginnt.

Das Land lag auch lange genug völlig brach und dürr da. Und besonders stark waren die Apathie und die Faulheit — um nicht zu sagen: die Ignoranz —, mit der man der Kindesseele begegnete, in den schöngeistigen Werken bemerkbar, und zwar in der Belletristik aller Völker.

Denn wie sieht das Kind aus, das über die Bühnen schreitet, durch unsere Bücher und durch alle unsere Kunstwerke geht? Bis in sein zehntes Jahr und weit darüber hinaus ist es ein stammelndes, ziemlich blödes Geschöpf, aller tieferen Gefühle und Emotionen bar; stotternd, wo man es redend zu finden hofft; dumm, wo man seine Intelligenz wetterleuchten sehen möchte; unverständig und roh, wo man seine gesunde Vernunft und seine Feinfühligkeit an den Tag treten zu sehen erwartet; albern und taktlos, obgleich das Leben uns täglich den Beweis liefert, daß es viele Kinder giebt, die sehr klug und äußerst taktvoll sind. Diese Mißgestalt von einem Kinde hat sich von Shaksperes Zeiten bis auf unsere allerjüngsten Tage erhalten und lebt ihr verkümmertes Dasein zum Leide aller derer, die die Kinderseele kennen und lieben, mit einer verblüffenden und peinigenden Langlebigkeit fort. Erst Feodor Dostojewski hatte die Kinderseele in ihrer ganzen wachsenden Pracht hellseherisch erschaut und mit einer Kraft und Liebe geschildert, die ohne gleichen in den Litteraturen aller Zeiten und Völker ist. Theoretisch hat dann, nachdem das Werk Berthold Sigismunds, „Kind und Welt" (1856), unverdienterweise vergessen wurde, der allzufrüh verstorbene Wilhelm Preyer „Die Seele des Kindes" (1882) beschrieben, und es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß ein großer Schwarm Unberufener sich gleichfalls daran machte, neue Beiträge zur Psyche des Kindes heranzuschleppen und so den Wust wertloser hypothetischer und unverständlich unverständiger Studien zu einem beängstigenden Berge anwachsen zu lassen.*)

Daß die Griechen in ihren Tragödien die Kinder nicht zu Worte kommen ließen, lag vielleicht zum Teil an den Verhältnissen der Bühne, zum Teil an den Anschauungen der Alten und zum Teil außerhalb des Zweckes der Tragödie. Wo das Kind für die Tragödie ein vorwärtstreibender Hebel hätte werden können bezw. hätte werden müssen, oder wo es die Gewalt gehabt hätte, die Tragödie um einige Töne menschlicher und also tragischer zu stimmen, da war es sicher stumm oder zur bloßen lebenden Staffage herabgewürdigt. Man vergegenwärtige sich einmal beispielsweise den blinden Oedipus, der mit blutüberströmtem Gesicht von seinen Töchtern, die etwa zehnjährig gedacht sind, also Abschied nimmt:

— — „Wo seid ihr, meine holden Kinder?
O kommt und fasset eures Bruders Hände,
Die eures Vaters Augen so zerstörten.
Seht, meine Kinder, ich, der euch erzeugt,
Mit jenem Weibe, das mich selbst gebar,
Bewußtlos und bedachtlos, ich bewein' euch,

*) Eine vollkommene Bibliographie der kinderpsychologischen Werke und hervorragenden Essais giebt J. Stimpfl: „Stand der Kinderpsychologie in Europa und Amerika." Verlag von Hermann Walther, Berlin.

Digitized by Google

Denn sehen — sehen kann ich euch nicht mehr!
Ich wein' um eure schauderhafte Zukunft.
Die ihr noch tragen müßt, ach, ihr Verlornen!
Wer wird euch gastlich seine Thüren öffnen?
Wenn andre jubeln und die Augen weiden
Am Festesglanze, geht ihr heim und weinet.
Wenn ihr zu Jungfraun hold erblühet einst,
Wo ist der Mann, der euch zur Gattin wählt?
Wer scheut sich nicht, die Schmach auf sich zu laden.
Die schaudervoll auf meinen Eltern lastet
Und auf den euren? Euer Vater hat
Erschlagen seinen Vater, hat die Mutter
Zum Weibe sich genommen und von ihr,
Der er entsprossen selber, euch empfangen.
Das ist der Fluch, der auf euch lastet; niemand
Wird ihn mit euch zu teilen wagen — niemand!
Ihr müßt verderben einsam und verlassen!" *)

Und auf diese lange Tirade des Entsetzens und Grauens haben die Kinder kein Wort des Mitleids und keinen instinktiven Schrei, den sogar das Tier junge ausstößt, wenn man ihm seine Eltern raubt. Sie erwidern das Lebewohl ihres Vaters nicht, und sie jammern nicht ob des gräßlichen Verhängnisses, das über sie hereingebrochen. Man wird mir entgegnen, daß sie noch kein Verständnis dafür haben, ihre Lage zu begreifen; dann erwidere ich aber, daß Oedipus sein qualvolles Herz vor ihnen nicht ausschütten würde, wenn er bei ihnen nicht Empfindung und Verständnis erhoffte. Nein, es giebt hier nur eine Erklärung. Sophokles hat sich gar nicht bemüht, die Wirkung zu schildern, die das Schicksal der Eltern in den Kinderseelen hervorgerufen hat; sie sind ihm etwas absolut Nebensächliches, und er betrachtet ihren Schmerz gewissermaßen als nicht existierend. Auf den Zuschauer, der diese kleinen geputzten Königstöchter bei all dem Jammer teilnahmslos dastehen sieht, wirken diese Kinder aber als bloße Ableiter für Oedipus, wie Puppen, wie tote Geschöpfe. Warum hat ihnen der Dichter keine Seele eingehaucht, und warum bewegt er ihnen beim Anblick ihres Vaters nicht das Herzblut, wo er es im Zuschauer doch so sehr in Wallung bringt, im Zuschauer, der dem König viel weniger nahe steht, als seine Kinder. Die ganze Anteilnahme der Töchter soll uns durch eine einzige Zeile glaubhaft werden, die Oedipus selber spricht: „Ich höre schluchzen meine lieben Kinder." Soll man hier in der That annehmen, Sophokles habe es, um die Handlung nicht zu hemmen, für überflüssig gehalten, ein Wort des Schmerzes auch den Kindern in den Mund zu legen? Oder dürfte man gegen einen solchen unantastbaren Heros der Weltlitteratur die schlichte, bescheidene Meinung aussprechen wagen, daß er in der Kindesseele noch gar keine Leidenswelt suchte?

Aber auch der größte intuitive Psychologe Shakspere, dem fast keine Zuckung des menschlichen Herzens fremd war, der Mann und Weib, Hoch und Niedrig, Jud und Christ gleich gut begriff, auch er ist fast gänzlich unzulänglich im Gebiete der Kinderpsychologie, trotzdem in seinen Werken Kinder verschiedenen Alters öfters den Rahmen der Bühne betreten. Mit Ausnahme jener kleinen Kinderszenen in „König Johann" (IV; 1, 3, Hubert und Arthur), in „Titus Andronicus" (IV; 1, 2, V; 3, Titus und sein Enkel), im „Wintermärchen" (I; Laontes und sein Sohn Mamillius, II; 1, Mamillius und seine Mutter Hermione), in „Macbeth" (IV; 2, Lady Macduff und ihr Söhnchen) und endlich in „Richard III." (II; 3, Clarence und Großmutter) hat uns Shakspere fast völlig im Dunkeln darüber gelassen, wie das Kind sich in seiner Seele spiegelte. Und er hat in den oben zitierten kargen Szenen, die zu seinen zahlreichen Stücken, die von einer Unzahl Menschen bevölkert sind, fast in gar keinem Verhältnis stehen, eigentlich auch nur ein- und denselben Kindertypus dramatisiert, nämlich den des mutigen Kindes, so als ob auch er die mannigfachen Variationen der Kinderindividualitäten, zu deren Darstellung sich doch reichlich Gelegenheit geboten haben würde, nicht gekannt hätte.

Das bedeutendste Kind wollte Shakspere wohl in Arthur (Johann IV, 1) darstellen; aber er schoß hier weit über das Ziel hinaus und verlieh dem Kinde Züge seines ausgereiften Genies, die uns zwar den Dichter bewundern lassen, aber das Kind um alle Lebenswahrheit bringen. Man lese jene rührende Szene nach, und man wird zugestehen müssen, daß dieser Knabe Bilder und Symbole gebraucht, die selbst das genialste Kind zu bilden schlechterdings unfähig ist.

Wie wenig Mitgefühl Shakspere dem Kinde zutraut, einem Kinde, das bereits Tullius und Ovid gelesen hat, beweist jene Szene im „Titus Andronicus" (V, 3), in der, nachdem die Massentotstecherei zu Ende ist, Lucius seinen Sohn zur Wehklage ob des Großvaters (Titus) Tod auffordert:

„Komm, Knabe, komm; komm her, wir lehren dich
In Schauer schmelzen. Ach, er bleibt dich!

Deß eingedenk drum, als ein liebreich Kind,
Geuß ein'ge Tropfen auch aus zartem Born.
Denn freundlich gab Natur uns dies Gebot,
Der Freund soll weinen bei des Freundes Not!"

Bricht dann dies Kind thatsächlich in Thränen aus, so weiß man nicht, geschieht es, um dem Vater oder um dem instinktiven Drange zu folgen.

Nicht viel ergebnisreicher ist nach dieser Richtung hin die Ausbeute bei Goethe. Außer dem Karlchen im „Götz", diesem verweichlichten, gutmütigen und etwas albernen Topfgucker, der Mignon in „Wilhelm Meister" und jenem Kinde, das in der „Novelle" kraft seiner Unschuld und vermöge seines süßen Liedes den Löwen bezwingt, besitzen wir keine Kinderbilder von goethischer Hand. Jene Kinder, die unter Lottes Obhut stehen (Werthers Leiden), von denen wir eigentlich nur wissen, daß sie gern Butterbrot aßen, — und noch einige Andere, die, verblaßt und durch flüchtige Schilderungen Dritter, schemenhaft an unserem Auge vorübergleiten, können füglich hier nicht mitgerechnet werden.

Auch in Schillers Dramen (Wallenstein I, 1; — Tell III, 1, 3; V, 2; — Jungfrau V, 3) ist das Kind weder ein treibendes Agens, noch eine wichtige Figur der Handlung, sondern — wie überall — ein Effektmittel, das nach Kolportageart ausgenützt wird. Man denke nur an jene große und schöne Szene, in der Tell zwar gut getroffen, Schiller aber psychologisch gewaltig fehlgeschossen hat.

Calderon, Byron, Racine, Molière, Voltaire, Lessing, Kleist und Hebbel fallen fast gänzlich fort, nicht zu reden von all den anderen, die das Kind vollkommen beiseite schoben oder sich doch nur in theoretischen Werken mit ihm beschäftigten (Rousseau, Jean Paul).

*) Nach der Uebersetzung von Oswald Marbach.

Digitized by Google

Man sieht, die dramatische Litteratur ist arm an Kinderstudien. Alle diese Kinder sind leblos und haben nicht das Mindeste zu sagen. So reich in Wirklichkeit die Kinder an originellen Einfällen, an Tiefe, an Eigensinn u. s. w. u. s. w. sind — wie das Leben jeden Beobachter lehrt —, auf der Bühne sind sie stets blutlose Schemen, die da hundertjährige Phrasen und dort allzugroße Worte im Munde führen, die sich einmal wie automatische Hampelmännchen und das andere Mal wie Männer bewegen.

Der Grund mag hierfür im Drama der gleiche sein, wie in der Malerei. Es ist eben bedeutend leichter, einen scharf ausgeprägten Charakter mit markanten Gesichtslinien in Wort und Bild festzuhalten, als ein Wesen, das noch aller typischen Konturen bar ist. Aber man wird mich deshalb nicht glauben machen wollen, daß etwa Faust oder Jago als Kind solche verwachsenen, individualitätslosen Puppen gewesen sein könnten, wie sie es sicher geworden wären, wenn man sie als Kinder auf die Bühne gebracht hätte. Ich kenne in der gesamten dramatisch-klassischen Litteratur nicht zehn Kinder, aus deren Worten oder aus deren Benehmen man irgend einen bestimmten Menschtypus konstruieren könnte. Hier krümmt sich nicht bei Zeiten, was später ein Haken werden will. Jedoch ich will mich nicht in unfruchtbare Spekulation verlieren und begnüge mich damit, diesen Punkt gestreift zu haben.

Der Einwurf, daß der Grund dieser Vernachlässigung des Kindes nur in der berechtigten Besorgnis der Dichter zu suchen sei, die an das Kind keine Aufgabe zu stellen wagten, der es auf der Bühne nicht gewachsen war, ist nicht stichhaltig. Denn einmal: konnte man das Kind auf der Bühne mit keiner der Realität entsprechenden Aufgabe betrauen, so mußte man es auch vollkommen aus dem Spiele lassen und nicht zu einem billigen Effektmittel ausnützen, oder, wenn es für das Drama von treibender Eminenz war, ihm die Aufgabe auch im vollen Umfange aufbürden, unbekümmert darum, ob das Werk als solches dann darstellbar gewesen wäre oder nicht. Und ferner ist der Einwurf unbegründet, weil auch die klassisch-epischen Werke es verschmähen, sich mit Kindern zu beschäftigen. Und da, wo es geschieht, begegnen uns dieselben verstümmelten Wesen, wie im Drama. Es sind eigentlich — einige Ausnahmen wie Richardson, Scott, Dickens u. s. w. zugestanden — nur die Autobiographieen, die uns Beiträge zur Psychologie des Kindes geliefert haben. Wenn wir Benjamin Franklins „Selbstbiographie", den „Anton Reiser" von K. Ph. Moritz, Ernst Moritz Arndts „Erinnerungen aus dem äußeren Leben", Jung-Stillings „Lebensgeschichte", Goethes „Dichtung und Wahrheit", Rousseaus „Emile" und die „Confessions", Heines „Memoiren", — um auch einen Modernen zu nennen — Strindbergs „Beichte eines Thoren" und ähnliche Werke nicht besäßen, wären wir wirklich um ein kolossales, sehr aufschlußreiches Material über die Kindesseele ärmer; denn wir sehen überall das Muß des Schicksals walten, das das Kind mit seinen angeerbten Vorzügen und Lastern durch all die Verhängnisse führte, die allmählich den Mann aus dem Kinde schmiedeten, der uns etwas bedeutete.

Es ist z. B. ganz ausgeschlossen, daß jemand Strindberg verstehen könnte, der die grausame Geschichte seiner Kindheit nicht kennt. Und auch der rätselreiche Heine sucht, wie ich in meiner Studie „Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen?" (2. Aufl. Berlin. 1897) nachzuweisen versucht habe, den Schlüssel zu seiner problematischen Natur größtenteils in der Geschichte seiner Kindheit. („Aus den frühesten Anfängen erklären sich die spätesten Erscheinungen".) Hier — und in den meisten andern Fällen — müssen wir also, um den Mann zu verstehen, uns Aufschluß beim Kinde holen.

Und da taucht die Frage auf, warum die klassischen Dichter, die sich doch so gern mit ihren jüngling- und mannhaften Helden identifizierten, dem Kinde in sich stets auswichen, da sie es doch so gut begriffen? Und die Antwort darauf könnte vielleicht nur gefunden werden, wenn man die wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Interessen der damaligen Zeit prüft; einer Zeit, in der man geistig hochentwickelte Kinder einfach „Wunderkinder" taufte und sich damit genug sein ließ, ohne um eine naturwissenschaftliche Erforschung der Ursache dieses Frühreifstums bekümmert zu sein: einer Zeit, in der das Kind in den Lenzjahren nicht rauh ins Leben hinausgeworfen ward, um sich — wie in dem Jahrhundert des Industrialismus — in dunstigen Fabriken abzurackern und um auf eigenen Füßen zu stehen. An dem Kinde jener Zeiten war man damals weder wirtschaftlich interessiert, noch hatte man den Umfang der Kenntnisse, um es wissenschaftlich ausbeuten zu können — und so gab es auch für die Dichtung keine würdigen Kinderkonflikte. Neben den Autobiographieen waren es von Alters her nur noch die Witzblätter, die altklugen, fiktive Aussprüche fürwitziger Kinder mitzuteilen wußten.

Ungleich mehr haben allezeit die Maler und Bildhauer das Kind für ihre Gemälde und Plastiken ausgebeutet. Und wenn man alle diese Bilder, Statuen und Statuetten eingehend betrachtet, entdeckt man merkwürdigerweise, daß es selten die Farben oder die Konturen allein waren, die den Künstler reizten, das Kind zu malen oder zu meißeln; oft war es vielmehr die Stirn, die sich auffallend hoch oder krank unter einer allzureichen Haarfülle wölbte, der Ausdruck der Augen, die merkwürdige Dinge erzählten, die Edellinien der Nase, die durch ihre Vibration auf feinbesaitete Nerven aufmerksam machte, der Zug des Mundes, der eine frühe Herbheit oder einen herrischen Stolz verriet, die Hand, die zum Kosen oder zur Arbeit geschaffen schien u. s. w. u. s. w. Warum, was den Malern und Bildhauern bedeutend wurde, warum blieb das für die Dichter tot? Wo die Künstler die Gewalt ihrer Pinsel und Meißel erprobten und den Dank der Mit- und Nachwelt ernteten, war keiner, der die Kraft seiner Feder erproben mochte an diesen unentwickelten, aber poetisch reizvollen Seelen.

Geringe Ausnahmen der sogenannten „Jugendlitteratur", die keinerlei litterarischen Wert besitzt (Horn, Hoffmann, Schmidt u. s. w.), abgerechnet, schrieb man nie über die Kinder, sondern meist für die Kinder, und da zeigte sich denn, wie man die Kinder verstand oder, besser gesagt, mißverstand. Defoe, Swift, Grimm, Andersen, Hauff u. a. waren die vorzüglichsten Anfeuerer der Kinderphantasie. Aber als man älter ward und das alles noch einmal las, erkannte man, daß man das Beste, was an den Märchen oder Satiren war, aus Unverständnis liegen gelassen hatte, und jetzt erst begriff man den Dichter vollkommen und verstand die seltsamen

Digitized by Google

Symbole zu deuten und zu bewerten. Also selbst das, was für den Geist der Kinder berechnet war, genügte nicht, bezw. der Dichter verfehlte seinen Zweck, indem seine süße Speise weder ganz geschätzt noch halb verdaut werden konnte. Es war da so vieles zwischen den Zeilen zu lesen, was der Erzählung erst ihren wahren Reiz gab; aber auf diese Kunst verstand sich das Kind nicht, und es ward, genau entgegengesetzt der dichterischen Absicht, um das Beste betrogen. Die Dichter täuschten den Kindern eine Wunderwelt vor; sie entdeckten das Schlaraffenland, damit ausschließlich die Kinder sich darin tummeln sollten, aber die Dichter täuschten sich selbst, und wenn in ihrem Prachtlande auch gebratene Tauben durch die Luft flogen und an den Bäumen Lebkuchenherzen hingen, die guten und süßen Dinge flogen und wuchsen alle zu hoch, und das Kind konnte sie nie erlangen. Wenn, um aus unzähligen Beispielen ein beliebiges herauszugreifen, Andersen erzählte, daß auf dem Schranke eine Sparbüchse aus Thon in Form eines Schweines, also ein „Geldschwein" stand, das dermaßen vollgestopft war, daß es nicht mehr klappern konnte — „und das ist das Höchste, wozu ein Geldschwein es zu bringen vermag" — und wenn Andersen von diesem Geldschwein sagt: „es wußte gar wohl, daß es mit dem, was es im Magen hatte, den ganzen Kram hätte kaufen können, und das nennt man ein gutes Bewußtsein haben", und wenn er dieses Geldschwein auf den hohen Schrank postiert, von wo es erhaben auf all das Gesindel herabblickt, so war das eigentlich kein Märchen mehr für Kinder, sondern eine kräftige Satire auf den Kapitalisten, an der sich nur der erwachsene Proletarier erfreuen konnte. Der Dichter verstand das Publikum nicht, auf das er zu wirken beabsichtigt hatte. So stand es um die Kinderpsychologie von ehedem.

Aber im modernen Leben wurde das Kind, wo es unter dem „gesegneten" Schulzwang aufwuchs, wo sein flügger Geist sich verbalhornisierten Systemen unterordnen mußte, wo es durch Ueberbürdung und Ueberfülle des Materials zu einem zerstreuten, nervösen und kranken Menschen gemacht wurde, von den Pädagogen und Pathologen ernster aufs Korn genommen und eingehender studiert*). Und als man gar von Kinderselbstmorden zu hören und zu lesen anfing, die sich erschreckend steigerten**), da offenbarte es sich den Dichtern auf einmal, daß auch das Kind eine Seele hatte, die vielleicht einer tieferen Forschung würdig war; daß auch das Kind ein Individuum war, das seine Kämpfe unverstanden mit sich herumtrug, das ebenfalls am Leben litt und krankte.

Dostojewski hatte das am tiefsten und schmerzlichsten erkannt. Sein „Nettchen Nesmanow" ist eine der erschütterndsten Erzählungen der Weltlitteratur, und alle die anderen armen Kinder, denen er seinen Odem einhauchte, sind lebendige Wesen von so nachdenklicher, tiefer, sanfter und duldender, resignierender und aufopferungsfähiger Art, daß man oft glaubt, erwachsene, verständige und verzeihende Menschen vor sich zu haben, und es ist nur die Art und Weise ihrer Rede, die uns immer wieder in Erinnerung ruft, daß es Kinder sind, die ihr Herz vor uns ausschütten. Das sind nicht jene puppenartigen Kinder Goethes, die in Geographie ungenügend sind, die mit ihrem Gesang Löwen bändigen, auch nicht jene Shaksperes, die gern, das Schwert um die Lenden gegürtet, hinauszögen möchten, um mit unzulänglichen Kräften die Feinde totzuschlagen; aber es sind Menschen, die unseres lebendigsten Interesses und unseres tiefsten Mitgefühls sicher sind, Kinder, denen oft Sonnenlicht und Brot fehlt, die aber, wie wir, ein Gehirn haben, das nach vielen Richtungen thätig ist, Kinder, die über alle die Dinge nachgrübeln, die sich ihren Sinnen offenbart haben.

In seiner genialbrutalen Art hat Zola wieder neue Kindertypen, die grobklotzigen, verbrecherisch angelegten, erotisch früh verkommenen, in satten Farben geschildert; Ibsen hat den Kreis der Kinderindividualitäten noch mehr erweitert, und nach Wildenbruchs innigen Kindererzählungen (Kindertränen; Das edle Blut; Neid), die zu seinen bedeutendsten dichterischen Leistungen zählen, hat auch Hauptmann es versucht, das Seelenleben des Kindes bis in seine Träume hinein vor unseren Augen zu enthüllen. Neben Wildenbruch sind noch die Kindergestalten Otto Ludwigs, Auerbachs (Baruch Spinoza), Raabes, Spielhagens, Ebner-Eschenbachs (Gemeindekind; Vorzugsschüler), Sudermanns (Frau Sorge), Mauthners (Vom armen Franeschko), Frank Wedekinds (Frühlings Erwachen), Fritz Martis (Vorspiel des Lebens), E. Meyer-Försters (Drama eines Kindes), Szepanskis (Spartanerjünglinge) u. a. m. von Bedeutung. Wie in Deutschland Hauptmann und Wildenbruch, in Frankreich Zola, der in Daudet einen bedeutenderen Vorgänger hat, und wie in Norwegen Ibsen ihre Nachfolger und Nachtreter gefunden haben, so hat sich auch an Dostojewski eine Schar Berufener (Tschechow u. a.) und Unberufener angeschlossen, die auf seinen vorgezeichneten Wegen mit mehr oder minder großer Kunst weiterstapfen.

Ein jüngerer, der die für das Kindergemüt notwendigen feinen Sinne zu haben scheint, ist der Russe Fjodor Sologub, der auf den Bahnen Dostojewskis weiterwandelt. Ohne seinem Buche „Schatten" (Wiener Verlag, 1901) die Bedeutung

*) Folgendes sind die bedeutendsten Werke: In Deutschland: Christian Ufer, Geistesstörungen in der Schule. Das Wesen des Schwachsinns. — Georg Heidner, Beiträge zur Kenntnis des kindlichen Seelenlebens. 1894. — Gustav Lindner, Aus dem Naturgarten der Kindersprache. 1898. — Ludwig Strümpell, Pädagogische Pathologie oder Lehre von den Fehlern der Kinder. — Gustav Siegert, Problematische Kindesnaturen. — Hermann Gutzmann, Koch, Trüper, Arno Fuchs, Wilhelm Ament, Grabl, Karl Zuß u. a. — In Frankreich: Bernard Perez, La psychologie de l'enfant, III Bde. 1877—88. Deutsch v. Chr. Ufer. — Derselbe, Le charactere de l'enfant à l'homme. 1892. — Hippolyte Taine, De l'aquisition du langage chez les enfants. 1876. — F. Queyrat, L'imagination et ses varietés chez l'enfant. 1893. — G. Compayré, L'evolution intellectuelle et mortale de l'enfant. 1893. — Emil Egger, Alfred Binet u. a. — In Italien: A. Riccardis, Antropologia e pedagogia (ein Werk, in dem die von 100 000 Schülern gewonnenen Resultate niedergelegt sind). — Luigi Ferri, B. Vitalis u. a. — In England: Charles Darwin, Biographical sketch of an infant. 1877. — J. G. Romanes, Mental evolution in Man. 1889. — F. Pollock, Record of an infants progress in language. 1878. — James Sully, Studies of Childhood (dtsch.) — Francis Warner, The children. — In Amerika: G. H. Hall, Childrens Lies (dtsch. von Ufer). The Story of a Sand Pile. — Carl Barnes, Theological life of a California Child. 1893. — A. F. Chamberlain, The child and childhood in folkth ought. — M. W. Shinn, Notes on the development of a Child. 1893—1899. — F. Tracy, Psychology of Childhood. — J. M. Baldwin, The mental development in the child and the race.

**) Gustav Siegert: Das Problem der Kinderselbstmorde.

Digitized by Google

beimessen zu wollen, die es im Rahmen dieses Aufsatzes erhalten könnte, muß ich doch gestehen, daß seine vier Kindergeschichten „Schatten", „Zu den Sternen", „Uloljetschka" und „Rajetschka" ein ganz hervorragendes Verständnis für die Kinderseele an den Tag legen und einen starken Eindruck hinterlassen. Insbesondere ist „Rajetschka" ein Kabinettstück grüblerischer Feinkunst. Man fühlt, daß die ganze quälende Geschichte nur im Kopfe Sologubs zurechtgelegt und am Schreibtisch ausgearbeitet ist; aber alles ist mit einer so außergewöhnlich raffinierten Psychologie vorgetragen, daß man doch zugiebt, es könnte sich wohl so zugetragen haben. Sologub hat verblüffende Feinheiten aus diesen Kinderseelen herausdestilliert, und trotzdem er in seinem Stil noch etwas Uncharakteristisches, Ungreifbares hat, etwas, das an Silhouetten erinnert, die ganz bestimmte Persönlichkeiten vorstellen sollen, aber ebenso gut fremde Personen vermuten lassen, so wird er doch einer der wenigen sein, auf die man zu horchen haben wird, wenn er fürderhin etwas vom Kinde zu sagen hat. —

Daß ich in dieser Gedrängtheit nicht alles auf mein Thema Bezügliche heranziehen konnte und die Kasuistik meines Gegenstandes für die neuere Litteratur naturgemäß nicht erschöpfend habe behandeln können und wollen, bedarf kaum einer Entschuldigung; ich erstrebte weder eine stoffgeschichtliche noch bibliographische Vollständigkeit. Die kargen Beispiele, die ich heranzog, sollten vielmehr nur zur Illustration eines Themas dienen, das ich noch nirgends diskutiert sah und das wegen der Ueberfülle des darbietenden Stoffes fast überall nur angedeutet oder gestreift werden konnte. Dabei ergab sich — wie wir sahen — die glückliche Aussicht, daß wir das verlorengegangene Land wieder zurückzuerobern im Begriffe stehen. Und wenn nur die kommen, die zu ackern und zu pflügen verstehen, so wird die Ernte eine herrliche sein.

Elsbeth Meyer-Förster.

Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen.

XIV.

Schlesien.

Von **Kurt Walter Goldschmidt** (Breslau).

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Als talentvolle Vertreterin eines gemäßigten Realismus hat sich Elsbeth Meyer-Förster, ebenfalls aus Breslau gebürtig, einen Namen gemacht. Der Titel ihrer jüngsten Novellensammlung „Also sprach — eine Frau" charakterisiert sie am besten. Bei mancher anderen würde er prätentiös klingen, bei ihr nicht. Denn es ist wirklich einfaches frauliches Empfinden in ihr, oft selbst ein bißchen ins Sentimentale schillernd, wie z. B. in dem auch in Berlin aufgeführten Drama „Käthe" (1895). Auch sie ist sich der Grenzen ihrer Persönlichkeit und ihres Talents bewußt und hält sich, als ganz unproblematische Natur, mit wohlthuendem Verzicht auf alle „modernen" Allüren, weislich im engeren Stoffgebiet der alten und doch immer neuen Liebeskonflikte zwischen Mann und Weib, dem sie eine kluge, scharf beobachtende und mitleidig gestaltende Fürsprecherin ist. Eine feine, wenn auch nicht eben tiefe Kenntnis des weiblichen Herzens, einen scharfen Wirklichkeitssinn und eine bedeutende Darstellungsgabe darf man ihren besten Arbeiten nachrühmen. — Daneben mögen noch die Romanschriftstellerinnen Margarethe Keyserling und Gräfin Bethusy-Huc (Moritz von Reichenbach) Erwähnung finden.

Als Romancier von großem Rufe reiht sich der jetzt in Berlin lebende, aus Oberschlesien stammende Felix Holländer an. Holländer ist keine überragende, aber doch eine sehr interessante dichterische Persönlichkeit. Wenn man will, mag man auch ihn einen gemäßigten Realisten nennen, aber freilich erschöpft ihn das Schlagwort nicht. Eigentlich veristisch ist er nur in seinen Anfängen, und auch da nur in dem episodischen Beiwerk. Im wesentlichen ist ihm der äußere Apparat nur Mittel zum Zweck, die innere Bestimmtheit seiner Geschöpfe aufzuzeigen. Denn natürlich ist der moderne Roman überhaupt nur auf dem Boden der deterministischen Weltanschauung und Milieu-Theorie denkbar. Aber der Schwerpunkt liegt doch auch bei Holländers Schöpfungen, wie bei allen Erzeugnissen eines verinnerlichten Realismus, in der seelischen Analyse.

Digitized by Google

Holländer hat — was man nicht jedem Talent nachrühmen kann — eine Entwicklung gehabt; das allein hebt ihn schon aus der breiten Masse der zeitgenössischen Erzähler heraus. Seine drei Schaffensperioden werden am besten durch „Jesus und Judas", „Frau Ellin Röte" und „Das letzte Glück" charakterisiert. „Jesus und Judas" (3. Aufl. 1896) ist ein Erstlingswerk, aus dem der heiße Atem unabgeklärter, in allerlei Kämpfen hin- und hergeworfener Jugend weht. Eine scharfe, schneidige, tendenziöse Stimmung geht durch das Buch, aber niemals wirkt die „Tendenz" mit unkünstlerischer Aufdringlichkeit. Denn „Jesus und Judas" ist kein beschränktes Parteibuch, sondern ein Kunstwerk, geboren aus einer von Entwicklungsstürmen geschüttelten und freilich mit sozialem Kampfgeist getränkten jungen Seele. Viel des Selbsterlebten und Selbstempfundenen ist in die Gestalt des Carl Truck, des „Helden" des Buches, eingegangen. Ein besonders überragender und komplizierter Charakter ist dieser Carl Truck nun freilich nicht. Fast zu einfach könnte man ihn finden. Man würde es dem Autor gern verzeihen, daß er die übrigen Personen des Romans nicht allzu reich individualisiert hat, wenn er dem „Helden" mehr auf den Weg mitgegeben hätte. Wohl ist Carl Truck ein Selbstdenker und Selbstempfinder: ein sozialer Mitleidsapostel, der sich von seiner vornehmen Familie losjagt und in sozialdemokratischen Parteidiensten und als freier Schriftsteller für die Befreiung des vierten Standes wirkt; ein Märtyrer der Idee, der für seine Ueberzeugung tragisch zu Grunde geht; ein spekulierender Kopf, der sich eine eigene, freilich nicht gerade neue und originelle Weltseelentheorie ausheckt, und eine keusche Jünglingsnatur, die vor der Besudelung der Liebe und der Berührung mit der Venus vulgivaga scheu zurückbebt, — aber dieser junge Schwärmer, der ganz im Dienste des sozialen Ideals aufgeht und sich schließlich aus einer Art melodramatischer Proteststimmung heraus mit Lene, der Tochter seiner proletarischen Wirtsleute, einer reinen Sumpflilie, in wilder Ehe zusammenthut, hat für meinen Geschmack ein bißchen zu wenig individuellen Inhalt und künstlerischen Aristokratismus der Gesinnung. Aber freilich hätte eine stärkere und differenziertere Persönlichkeit die erquicklich frische soziale Kampfstimmung erdrückt, die das Buch in all seiner Unreife zu einer fesselnden Persönlichkeits- und Talentprobe macht. — Ungleich höher als „Jesus und Judas" steht der Eheroman „Frau Ellin Röte" (6. Aufl. 1899), der in der Feinheit der Anlage und künstlerischen Ausgeglichenheit einen ungetrübten Genuß bietet. Zu den „menschlichen Dokumenten" ersten Ranges, denen wir den tiefsten Einblick in das noch unentdeckte Neuland der modernen Frauenseele verdanken, gehört das Buch freilich nicht; etwa an Arne Garborgs „Bei Mama", dieser klassischen, wundervoll weiten und reichgetönten Weibtragödie, darf man es nicht messen. Aber ein mit seiner Kunst geformtes Werk ist es jedenfalls, dem sogar der leise tragische Unterton nicht fehlt. Ellins feine, duftige Mädchengestalt, der die Ehe mit Heinrich Röte, einem jener zu Dutzenden herumlaufenden ordinären Allerweltsschwerenöter, die große Enttäuschung des Lebens bringt, ist von einer zarten, rührenden Poesie umflossen. Auch der Ehemann ist in seiner Mischung von Gutmütigkeit, Gewöhnlichkeit und Brutalität gut getroffen. Und auch die übrigen Figuren, wie namentlich Ellins gütige alte „Mams", sind mit knappen Strichen hübsch und sicher gezeichnet. Im Einzelnen überraschen oft Züge einer feinen kundigen Psychologie. — Holländers jüngste Periode hat uns endlich seinen Roman „Das letzte Glück" (1899) geschenkt. Es ist ein Bekenntnisbuch, das schon durch den intimen Persönlichkeitston fesselt. Der weiche, wehmütige Duft eines späten Liebesfrühlings lebt darin, wie er einem durch die Kämpfe und Qualen einer unharmonischen Ehe zermürbten Schriftsteller vergänglich blüht. An psychologischen Feinheiten fehlt es auch diesem Buche nicht, und Marianne Delius, eine selbstsichere, hingebende, heiter-ernste Weibpersönlichkeit vermehrt die Gallerie der anmutenden Frauengestalten Holländers; aber an künstlerischer Reinheit und innerer Voll-

Felix Holländer.

endung stelle ich doch „Frau Ellin Röte" höher. — Die schwülen sinnlichen Akkorde der „Magdalene Dornis" und die sensationellen Schilderungen des „Sturmwinds im Westen" nebst einigen kleineren Arbeiten vervollständigen das litterarische Charakterbild Holländers.

Den stärksten lebenden Novellisten Schlesiens aber haben wir wohl in Hermann Stehr zu grüßen, um dessen litterarische Förderung sich Gerhart Hauptmann und die berliner „Neue Deutsche Rundschau" große Verdienste erworben haben. Schon seine ersten Arbeiten, namentlich der „Graveur", zeigten bei aller Unfertigkeit und Formlosigkeit eine ungewöhnliche Kraft der visionären Verlebendigung. Die Auflösung der Realität in Vision — das war vielleicht Stehrs eigentliche Note. Und die pathologischen Details des Fieberwahnsinns waren ihm vielleicht nur Mittel zum Zweck, seine mystische, aus dunklen Ahnungstiefen zur Klarheit ringende bilderberauschte Phantasie in der bizarren Fülle der

Digitized by Google

Visionen zu sättigen. . . . „Meicke der Teufel" war verhältnismäßig einfacher. Da war ein weniger nuancenreiches, aber dafür wärmeres und innigeres Herzensidyll mit starker dichterischer Kraft auf den dunklen Untergrund bäuerlicher Brutalität gemalt. Dann kam (1899) der „Schindelmacher", eine kleine Novelle von erstaunlicher Reife, in ihrer Knappheit ein Meisterwerk souveräner Künstlerschaft. Und mehr und mehr klärte sich das Bild des Dichters Stehr. Man lernte seine sogenannte „Manier", seine merkwürdige Methode, durch Parallelisierung von Bildern unserer Ahnung das Uebersinnlich-Unausfagbare zu vermitteln, als seinen freilich nicht immer ganz einwandfreien Stil begreifen. Nur mit Hilfe dieses Stils aber war es Stehr möglich, uns die tiefsten Einblicke in die unendlich verwickelte Mystik des menschlichen Unterbewußtseins zu gewähren. Im folgenden Jahre erschien dann Stehrs Roman „Leonore Griebel". Hyperions Schicksalslied von Hölderlin stand ihm als Motto voran. Und der Roman durfte dieses Motto tragen. Eine Kleinbürgerschichte im Tragödienstil. Und beides paßte wundervoll zu einander, bedingte sich gegenseitig, das kleinbürgerliche Milieu und die große tragische Linie. Denn das eben war das Problem des Werkes: die Tragik einer adligen Natur, die, durch Herkunft und Umgebung an eine dürftige Realität gefesselt, sich darüber eine selbstherrliche Phantasiewelt baut. Sieht man nicht Stehr hier tiefer als sonst hinter die schamhaft vorgezogene künstlerische Maske? Ahnt man nicht, daß sich ihm hier ein Stück eigenster Tragik und Problematik zu der wundervollen Schöpfung einer exceptionellen Weibseele verdichtet hat? Uebrigens ist Stehr gerade in diesem Buche — ohne Bewußtsein und Prätention — außerordentlich modern. Diese tiefe zehrende Höhensehnsucht, diese Abkehr von der umgebenden Außenwelt, diese Ohnmacht der Weltdurchdringung, dieser spielerische Phantasie-Ueberschuß — es sind sämtlich gemeinsame Kriterien der „Décadence", aber allerdings der Décadence in ihrem besten, tragischsten, zukunftvollsten Sinne, als einer Hypertrophie edler Säfte, einer Tragik aristokratischer Differenziertheit. —

Von jüngeren heimischen Novellisten erwähne ich noch Paul Keller, auch einen Dichter aus dem Lehrerstande, der sogar die spezifische Poesie des Lehrerberufes und der Schule entdeckt hat. Seine beiden Bände („Gold und Myrrhe", Paderborn, bei Ferdinand Schöningh, 1899 und 1900), fesseln oft durch anmutende Kleinmalerei im Genre der Raabe und Dickens und einen liebenswürdig-heiteren andersenschen Märchenton, der nach Art des dänischen Dichters die toten Gegenstände, etwa den Tornister oder den Schulschrank, vermenschlicht und beseelt und durch dieses Kunstmittel oft hübsche poetische Stimmungen erzielt. Wenn sich Keller von gewissen sentimentalen Nackenschlägen befreit haben wird, haben wir von seinem zweifellos echten Talent, dem es auch an einem Beisatz körnig-innigen Humors nicht fehlt, noch Gutes zu erwarten. — Josef Theodor („Ich und Du", Studien und Skizzen, Breslau, S. Schottländer, 1900) ist als heimischer Vertreter moderner Décadence zu nennen. Novellistisch und dramatisch bethätigt haben sich ferner Heinrich Lee, Lothar Schmidt, Richard Wendringer.

Für die moderne Lyrik ist Schlesien ein besonders ergiebiges Feld. Von anerkannten Lyrikern großen Stils gehören allerdings wohl nur Emil Prinz Schönaich-Carolath (geboren 1852 zu Breslau) und die feine Lyrikerin Alberta von Puttkamer (geboren 1849 zu Glogau) hierher. Ihren besonderen Stützpunkt findet die heimische Lyrik in dem bereits seit 40 Jahren bestehenden Verein „Breslauer Dichterschule", von dem noch weiter unten die Rede sein wird. Aus ihm hervorgegangen ist auch der speziell als Musikkritiker renommierte, aber auch als Lyriker längst rühmlich bekannt gewordene Max Kalbeck. Seine gesammelten Gedichte sind unter dem Titel „Aus alter und neuer Zeit" (1890) bei Freund & Jeckel in Berlin erschienen. Manches Schöne ist darunter, das der halben Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Eine elegante Formbeherrschung und eine edle harmonische Abgeklärtheit sind die besonderen Vorzüge der kalbeckschen Muse. Wie einfach-edel ist etwa der poetische Ausdruck in der „Nachtwache":

„Du schwebst empor, getragen vom Gesang,
Lied meiner ersten Liebe, und begleitet
Mich bis zum letzten dunklen Erdengang.
Eh' du verklingend ins Vergessen schreitest,
Erschüttr're mich bis in das tiefste Mark,
Dann sterb' ich gerne, weiß ich doch: du breitest
Die gold'nen Flügel über meinem Sarg."

Mit lyrischen Veröffentlichungen sind von den Mitlebenden ferner hervorgetreten: Carl Biberfeld, ein form- und sprachgewandter Lyriker („Gedichte", Breslau, bei Trewendt & Granier), Julius Fischer-Gesellhofen, Th. Nöthig, der Kriegskamerad Liliencrons („Lichter und Schatten", Breslau, bei Max Woywod), F. G. A. Weiß, der besonders als Chronist von Breslau und politischer Tendenzlyriker bekannt geworden ist („Lieder und Fanfaren", Zürich, bei J. Schabelitz), und aus der Schar der Jüngeren der auch in dieser Zeitschrift bereits besprochene Eugen Stangen, der oft anmutende liedhafte Töne findet. Markantere lyrische Begabungen sind Paul Barsch und Anna Nitschke. Barsch ist noch besonders dadurch interessant, daß er sich aus dem Handwerkerstande durch eigene Thatkraft und Intelligenz zu einer umfassenden Bildung und einer angesehenen litterarischen Stellung heraufgearbeitet hat. Er hat bei Baumert und Ronge (Großenhain und Leipzig) zwei Bändchen herausgegeben: „Auf Straßen und Stegen" und „Fliegende Blätter". Oft ist etwas von Heines süß verträumter romantischer Sehnsucht und Melodik in seinen Versen, z. B. in seinem „Waldeszauber":

„Seltsam in dunklen Bäumen
Rauscht der Abendwind.
Kaum daß durch hohe Wipfel
Ein Mondenstrahl sich spinnt.

Leuchtkäfer irren funkelnd
Durch düft're Waldesnacht.
Viel alte Sagen und Märchen
Sind mir im Herzen erwacht.

Die alten Sagen und Märchen
Verspottete oft mein Mund,
Und doch — ein thöricht Sehnen
Verläßt mich nicht zur Stund'.

Und wie ein lockender Zauber
Verfolgt mich's, wo ich geh':
Kann ich dich nimmer schauen,
Goldhaarige Waldesfee?"

Digitized by Google

Anna Nitschke, früher im schlesischen Ohlau anfässig, wirkt jetzt seit einigen Jahren als deutsche Lehrerin in Mexiko. „Freudvoll und leidvoll“ hat sie ihre gesammelten Lieder (bei A. Senff in Berlin) genannt. Und etwas von dem süßen Hangen und Bangen in schwebender Pein ist wirklich in ihren Strophen. Oft schlägt uns ein starker, schwüler Duft daraus entgegen, wie ihn nur ein ungewöhnliches Talent zu bannen weiß, wie z. B. aus den folgenden Zeilen:

„Mit hellen Augen sieht das Glück mich an.
Ich fühle diesen Blick und steh' verwundert
Und frage, frage zag aus tiefster Seele:
Mich willst du küssen? Mich?

Da reicht es einen duft'gen Blumenstrauß.
Die dunkelsten, die köstlichsten der Rosen,
Die je mein Herz in fremdem Garten schaute
Und heiß begehrte — diese reicht es dar.

Ich berge meine Hand in zager Scheu.
Ich schließe meine Augen im Begehren.
O Glück! O Liebe! düftereiche Rosen,
Mein Atem küßt euch, wie man Heilige küßt.

Und in die Knie sink' ich im leisen Beten.
Streu nieder, Glück, streu nieder deine Rosen,
Daß duftumhaucht die wilde Sehnsucht sterbe.
O Liebe! Liebe! segne mich.

Nur durch Zeitschrift-Veröffentlichungen sind bisher bekannt geworden Alfred Streit, A. F. Krause und Franz Lomnitz. Streit ist ein originelles, urwüchsiges, wenn auch nicht überragendes Talent, das wohl noch von sich reden machen wird. In seinen wildleidenschaftlichen Versen flackert oft ein imponierendes Temperament; dazu hat er die Gabe eines barocken, aber durchaus gefühlsechten Humors. In seiner frischen ungebrochenen Lebenskraft erinnert er am ehesten an Liliencron. Krause trifft im Gegenteil weiche Herbst-, Nebel- und Todesstimmungen überraschend gut; doch gelingen ihm auch schwüle sinnliche Akkorde, denen freilich auch etwas Gedämpftes, Verschleiertes einen aparten Reiz verleiht. Lomnitz findet oft ansprechend schlichte Töne von gefällig musikalischer Wirkung.

Als ausgezeichneter Vermittler fremder Lyrik verdient noch Sigmar Mehring, der, ebenfalls aus Breslau gebürtig, jetzt als Redakteur des „Ulk“ in Berlin wirkt, eine besonders rühmende Erwähnung. Wohl hat er auch eigene Verse unter dem bescheidenen Titel „Nichts“ (Berlin, bei Rosenbaum und Hart, 1894) herausgegeben, die sich durch Witz, Geist, Empfindung und vor allem durch virtuose Formbeherrschung auszeichnen; aber seine stärkste Seite ist doch die Uebersetzung. Sein letztes Buch „Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert“ (1900, bei Baumert & Ronge, Großenhain) legt fast auf jeder Seite Zeugnis davon ab. — Aus der jüngeren Kritiker-Generation ist der in Berlin bekannte, aus Breslau stammende Alfred Kerr zu nennen.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die heimische Dialekt-Dichtung. Ihr seit Holtei bedeutendster Vertreter, Max Heinzel, ist vor einiger Zeit aus dem Leben geschieden. Den rührigen Bemühungen der „Breslauer Dichterschule“, der er als Mitglied angehört hatte, war es zu danken, daß ihm jüngst in seiner Vaterstadt Schweidnitz ein Denkmal enthüllt wurde. Sein liebenswürdigstes Büchlein „Vägerle flieg'aus“ (Schweidnitz, bei L. Heege) enthält Poesieen von kindlich-sonnigem Humor und warmer Innigkeit. An Holteis starke Dichterkraft reicht Heinzels anspruchslos mittelwüchsige Persönlichkeit freilich nicht heran. Aber an seinem unverwüstlichen Optimismus, seinem gütigen Kinderherzen und seiner sprudelnden Laune wird sich noch mancher Schlesier erbauen. — Unter den lebenden schlesischen Dialektdichtern steht Philo vom Walde (Johannes Reinelt), der in Neiße als katholischer Lehrer wirkt, weitaus obenan. Eine sympathische Erscheinung, wie man sie selten findet. Urschlesisch in seiner Treuherzigkeit, seinem jünglinghaften Begeisterungsdrang und seiner nie versiegenden Herzenswärme. Ein mitleidig mit den Kleinen und Kleinsten mitfühlender Sproß seiner mütterlichen schlesischen Heimat und doch zugleich in echt künstlerischem Aristokratismus einer der frühesten und flammendsten Apostel des großen Genius, den uns das vorige Jahr entrissen hat, — Friedrich Nietzsche. Seine dichterische Bedeutung beruht wesentlich in seinen Dialektdichtungen. Wohl hat er auch hochdeutsche Gedichte herausgegeben („Vaganten-Lieder“ bei Baumert & Ronge), aber sie reichen nicht an die prächtigen, melodischen und geradezu zur Komposition einladenden schlesischen Lieder „A Singvägerle“ (ebenda) heran. Auch eine allerdings dichterisch nicht besonders hervorragende schlesische Bauernkomödie „Die Dorfhexe“ hat Philo veröffentlicht. Seinen eigentlich großen Wurf aber hat er erst mit der in diesem Jahre bei Baumert & Ronge erschienenen erzählenden Dichtung („Leutenot“), dem ersten Versuch eines schlesischen Epos, gethan, die kürzlich bereits hier eingehend besprochen wurde.

Philo vom Walde.

Es erübrigt noch ein kurzer Rückblick auf die litterarischen Vereine und Zeitschriften der Provinz. Natürlich ist Breslau als heimische Metropole auch die litterarische Zentrale Schlesiens. Seit vierzig Jahren blüht hier die schon mehrfach erwähnte „Breslauer Dichterschule“. Ihre bisher noch lange nicht nach Gebühr gewürdigten Verdienste seien hiermit der Aufmerksamkeit der Litterarhistoriker empfohlen. Liliencron, Henckell, Busse, die noch jetzt zu ihren Mitgliedern zählen, und viele andere Träger heut gefeierter Namen sind durch sie in die Litteratur eingeführt worden; Anna Ritter und manche andere haben in ihrem Organ ihre ersten

Digitized by Google

Gedichte veröffentlicht. Wohl heftet sich der Dilettantismus wie ein unvermeidlicher Begleitschatten jeder Vereinsthätigkeit an; aber andererseits hat kaum ein zweiter litterarischer Verein Deutschlands eine so stattliche Fülle von Talenten aufzuweisen: Stehr, Philo, Keller, Streit, Barsch, Mehring u. a. zählen von den Genannten zu ihren Mitgliedern, und viele der bedeutenderen Lyriker und Novellisten Deutschlands, wie Falke, Holzamer u. s. w., arbeiten an dem von ihr herausgegebenen Organ mit. Dieses Blatt, das 26 Jahre lang unter dem Namen „Monatsblätter" bereits einen Sammelpunkt für alle heimatlichen litterarischen Bestrebungen gebildet hat, ist Anfang dieses Jahres unter dem Titel „Der Osten" zu einer litterarischen Rundschau größeren Stils mit analogem, aber bedeutend erweitertem Programm ausgestaltet worden. Pflege der Lyrik, der Novelle und der litterarischen Kritik stehen im Vordergrunde.*) — Ferner giebt der bekannte rührige breslauer Verlag von S. Schottländer (Schlesische Verlagsanstalt) die von Paul Lindau begründete reichhaltige und interessante Zeitschrift „Nord und Süd" heraus, die von Dr. Oscar Wilda vortrefflich redigiert wird. — Das Blatt bringt dankenswerter Weise allmonatlich ein mit Porträt versehenes Lebens- und Charakterbild eines bekannten zeitgenössischen Schriftstellers. — Die „Freie Litterarische Vereinigung" führt in größeren Abständen auswärtige Autoren von Ruf einem weiteren Kreise vor.

An der Universität vertreten das Fach der Litteraturgeschichte die Professoren Max Koch und Friedrich Vogt, die neuerdings auch gemeinsam als Verfasser einer großen illustrierten Litteraturgeschichte hervorgetreten sind.

*) Die Zeitschrift wird von dem Verfasser dieser Zeilen, der seit einigen Jahren lyrisch, novellistisch und kritisch in seiner Vaterstadt wirkt, im Verein mit Ludwig Sittenfeld redigiert. D. Red.

Zur Technik des Romandialogs.

Von **Armin Brunner** (Wien).

(Nachdruck verboten.)

Wer Erzählendes schreibt, dem werden die mannigfachen stilistischen Schwierigkeiten nicht entgangen sein, die die Technik des Dialogs in der undramatischen Prosa zu überwinden aufgiebt. Während der Bühnenschriftsteller den Namen der sprechenden Person voransetzt, höchstens noch die begleitende Geste, oder Ton und Stimmung des Redenden in Klammer beifügt, z. B. „höhnisch", oder „mit einer abwehrenden Bewegung", oder „rasch einfallend", ist der Erzähler gezwungen, im Dialog, der ja wegen der Lebhaftigkeit der Darstellung in Roman und Novelle eine große Rolle spielt, die Färbung der Rede und die Mimik mit einigen Worten im Texte selbst unterzubringen. Das muß mit Rücksicht darauf, daß die Gespräche nicht aufgehalten werden sollen, weil die Verschleppung des Dialogs durch Zwischenbemerkungen des Erzählers sehr stört, oft recht knapp geschehen, und die notwendige Zusammenfassung der Bezeichnungen dafür: daß einer etwas sagt, wie er es sagt und was er dabei thut, haben in der neueren Litteratur zu einem Unfug geschmackloser Kürze geführt, dem diese kleine sprachliche Betrachtung gewidmet ist. Exempla trahunt. Deshalb biete ich, ohne eine stilistische Erörterung vorauszuschicken, aus meiner reichen Sammlung hier zunächst zwei Roman-Ausschnitte, in deren Dialog es sich vorläufig bloß um das „sagen" und synonyme Redeausschlüsse handelt.

1.

„Der Minister?" sagte Christine ganz unbefangen, „der war gar nicht da."

„Doktor St.," sagte Christine, ohne vom Teller aufzublicken.

„Der müßte eigentlich das Meiste davon verstehen," wagte Christine zu entgegnen.

„Herrlich!" sagte Christine, „alles hing an seinen Lippen."

„Ich dächte doch," sagte sie schüchtern, „ich hätte damals das Gegenteil bewiesen."

„Das hat St. heute gerade den Liberalen vorgeworfen," sagte Christine mit Genugthuung.

2.

„Wenn Du wahr sprichst, Gerhard," antwortet er mit einem zufriedenen Lächeln, „so widerlegt meine Person die oft aufgestellte Behauptung, daß die Gelehrtenstube uns Bücherwürmern frühzeitiger als anderen Männern den Rücken krümmt und die Stirne furcht."

„Wir haben einen echten Winter dieses Jahr," warf er hin.

„Einen weißen Weihnachten" (!), ergänzte der Professor.

„In meiner Heimat kennen wir niemals einen anderen," mischte sich Ellida bescheiden in das Gespräch.

„Da werden Sie andere Schnee- und Eismassen kennen, wie wir hier," bemerkte wieder der Intendant, sich jetzt umwendend.

Es ist ersichtlich, daß der Autor des ersten Beispiels mit dem eintönigen „sagte Christine" nicht einmal das allerfimpelste Mittel der Dialog-Technik verwendet, durch verschiedene Stellungen dieses kurzen Satzes Abwechslung in den Ausdruck zu bringen. Nur die Zwischenschiebung kennt er, die gerade das Wechselgespräch langweilig macht und an das komische „sagt er, hat er g'sagt" der Mundart erinnert. Schon, wenn die Bemerkung „Christine sagte", oder „Darauf sagte Christine" u. s. f. am Anfang oder am Ende der Rede erscheint, wird die störende Gleichmäßigkeit des unvermeidlichen Uebels der Dialog-Anknüpfsphrasen gemildert.

Weiter vorgeschritten ist schon der zweite Autor, der zwar syntaktisch auch immer das „Antworten, Hinwerfen, Ergänzen, Sich-Einmischen, Bemerken", in die Parenthese stellt, aber doch wenigstens ein paar Ausdrücke für das „Sagen" in Vorrat hat.

Sehr beliebt, wie das „sagte" und „sprach" (bei einzelnen Autoren auch „machte" nach Interjektionen (z. B. „Hm!" machte er. „Ei," machte sie), ist auch das „meinte" und „lachte". Die folgenden Beispiele aus Romanen stellen fortlaufende Dialoge dar, aus denen ich nur Unwesentliches weggelassen habe.

„Was giebt es denn? Weich ein Geist ist eigentlich in Sie gefahren, daß eine dienstliche Auszeichnung Sie unglücklich macht?" meinte er dann wohlwollend.

„Lieber Freund," meinte dann B., wider Erwarten kühl geblieben und ohne sich in seinem Aufräumen stören zu lassen, „das mag alles recht gut und aufrichtig sein, was Sie da sagen; in Ihrem Interesse will ich das Beste hoffen, aber . . ."

„Nur den Kopf nicht verloren," meinte er, „ich habe heute die Zeit nicht, mich, wie ich gerne möchte, in Ihre Angelegenheit zu vertiefen."

„Schütten Sie das Kind nicht mit dem Bade aus," meinte der Rat, seinen Untergebenen höflich bis zur Thür begleitend, „wie gesagt, man kann von einem Tage nicht auf den andern schließen."

„Lieber Baron," lachte M., „Sie haben kein Recht, für diese schöne Waise Mitleid zu erwecken."

Digitized by Google

„Damit werden Sie ihm sicher einen Strich durch die Rechnung machen," lächelte M.

„Sie kennen den Justizrat nicht," lächelte Wolfgang.

M. las den Brief. „Verdammt höflich und versöhnlich gehalten!" lächelte er.

Eine ähnliche Einförmigkeit der Rede ist mir bei einem Autor aufgefallen, dessen Lieblingsfügung darin besteht, daß er, die Anschlußwörter vermeidend, den Sprechenden mit seiner Geste stets in der Inversion dem Leser vorstellt. So heißt es in einem Wechselgespräch zwischen „Ihr" und „Ihm":

„Ja — aber" — sie hob drohend den Finger — „nicht wieder den Handschuh abziehen."

„Nein, gewiß nicht!" — er legte beteuernd die Hand aufs Herz — „aber lachen darf ich doch?"

Der sprachliche Fundus für die Begriffe des Redens ist ja ziemlich reich und hat eine Fülle von Nüancen, sowohl für die Art des Anschlusses im Dialog als auch für die Gemütsbewegung des Sprechenden. Aber die Verbindung des Aussagewortes und der begleitenden Geste fehlt uns im Deutschen und kann bloß dadurch ersetzt werden, daß man das Bewegungswort allein zugleich als Anzeige der Rede giebt.

Wenn das, der Prägnanz zuliebe, zuweilen und mit Geschmack geschieht, so mag es angehen. Eine Fügung, wie „„Ha! Elender!" fuhr sie empor", die in ganz korrektem Deutsch heißen müßte: „„Ha! Elender!" rief sie aus und fuhr empor oder „Sie fuhr empor und schrie: „Ha! Elender!"", wird an passender Stelle großer Entrüstung, da wo das Interesse am Vorgang und an der dramatischen Bewegung überwiegt, und eigentlich die Rede Begleiterscheinung der Handlung ist, auch ein feineres Sprachgefühl nicht stören.

Anders aber, wenn es heißt: „„Mein teurer Arthur!" setzte sie sich nieder", oder „„Nun gut, wenn Du willst!" — nahm er das Buch aus ihren Händen — ‚dann besorg ich es'". Das ist höchst geschmacklos, scheint aber modern zu werden, ja es giebt Autoren, die sich's zur Norm machen. Und darum wird es nicht müßig sein, zu untersuchen, was an eisernem Bestand für diese Anknüpfungsworte im Sprachschatz vorhanden ist, ob es hinreicht, und wo Vermehrung not thut und im Geiste des Deutschen möglich ist.

Neben den einfachen Wörtern „sprechen, sagen, erzählen, mitteilen" u. s. w. haben wir „ergänzen, hinzufügen, einstimmen, zustimmen, entgegnen, antworten, erwidern, nachtragen, einfallen, fortfahren, wiederholen, hinwerfen, rufen (und seine Zusammensetzungen), bemerken, abbrechen, einwenden, vorschlagen, unterbrechen, ins Wort fallen, meinen, antworten, schließen" u. s. w. u. s. w., die alle entweder den Gedanken des Erzählers ausdrücken, wie er die Art oder das Tempo der Rede aufgefaßt wünscht, oder eine Zusammenfassung des ganzen Sinnes der Rede bieten, den der Leser ohnedies erkennen muß. Wer den Dialog liest, muß sehen, daß mit diesen und jenen Worten der X. oder die Y nicht zugestimmt, sondern unterbrochen, nichts vorgebracht, sondern ergänzt haben. Es sind also rechte Hilfswörter der Umschreibung des „Sagens", wie die Sprache immer mit bildlichen Ausdrücken das verziert, was sehr häufig vorkommt und was mit der steten Bezeichnung nach dem einfachen Begriff eintönig würde.

Mehr schon liegen die Wörter, die den Ton oder die Intensität der Rede nach dem Sprechenden selbst bieten und nicht mehr ein Urteil des Erzählers, z. B. „lispeln, flüstern, hauchen, schreien, donnern, ächzen, gröhlen, murmeln, hervorgurgeln". Am höchsten endlich in Beziehung auf begrifflichen Gehalt sowohl, als auch auf stil-ästhetische Verwendbarkeit stehen jene Redewörter, die zugleich den Gemütszustand des Sprechenden bezeichnen, das heißt ursprünglich überhaupt Ausdrücke für Gemütsäußerungen waren und erst durch den Umstand, daß Leidenschaft, frohe und traurige, sich in Worten Luft macht, zu Begriffen des Redens geworden sind. Zu dieser Art gehören: „scherzen, lachen, lächeln, klagen, jammern, murren, knurren, grollen, poltern, stöhnen, seufzen" u. s. w.

Aus dem Gesagten kann wird in der ganzen Sprache kaum ein Beispiel finden, daß auch die Mimik der Rede mit dem Anknüpfungsworte verbunden werden kann — erklärt es sich, warum „emporfahren" in dieser Anwendung uns nicht stört, und warum „Teurer Arthur", setzte sie sich nieder" ein Unding ist. „Emporfahren", ursprünglich eine Bewegung, ist bildlicher Ausdruck für einen ethischen Begriff geworden, für den heftigen Unmut oder Schreck, es wird Verbum des Redens werden, so gut wie „lachen" oder „poltern", die ja auch gemeinhin Bewegungsworte sind. Auch mag es noch in uns vom Ahn her leben, daß „auffahren" und „erschrecken" dasselbe Wort einst war; denn „schrecken" bedeutete einfach „rasch in die Höhe fahren" oder „springen", von welchem alten Sinn noch ein etymologischer Rest auf der Wiese herumhüpft: der Heuschreck. „Kosen, zärteln, quälen" und andere mögen die sprachliche Eignung in sich haben. Wörter für Redeanschluß und gleichzeitigen Ausdruck des Gemütszustandes zu werden, nicht aber „niedersetzen" oder „etwas nehmen".

Für sehr gewagt z. B. wenn auch nicht geradezu falsch, halte ich folgende Wendungen:

„Wie?" staunte ihr Gatte, „die Börse noch hier?"

„Das ist wahr!" nickte Lily gedankenvoll.

„Gewiß!" nickte dieser.

„Es ist merkwürdig," nickte Johanna vor sich hin, „und dabei ist sie fast eine Schönheit, oder bilde ich es mir nur ein?"

„Und ist es wirklich und wahrhaftig so? Verschweigt Du mir nichts?" blickte der Doktor sein Gegenüber ernst und forschend an.

Denn das „Staunen, Nicken, Anblicken" sind noch nicht so weit Redewörter im allgemeinen Sprachbewußtsein, daß man die Konstruktion im Dialog anders geben sollte, als „meinte er staunend, sprach er mit Kopfnicken (oder „indem er vor sich hinnickte"), fragte er und blickte sie forschend an (oder „forschte er fragend")". Besser schon sind Fügungen, wie die nachfolgenden:

„Das ist wirklich unerträglich," zürnte die Lady.

„O, wer weiß, Papa," schmeichelt Bella. „Wenn der junge Herr Graf einmal hierher kommt und Du mit ihm sprichst."

„Höchst unklug und unpraktisch, wenn sie das thäte," höhnte Herr von Beacht.

„Warum so schnell die Flinte ins Korn werfen?" tadelt sie, „man merkt, Sie sind keine Enttäuschungen, immer nur Siege gewöhnt."

„Jammerschade, wenn wir uns dieses Mädchens willen auf ein so reizendes Vergnügen verzichten müssen," bedauert die S. mit heuchlerischem Lächeln.

Nach dem Gesagten kann ich es dem Leser überlassen, folgende Proben, zuerst unmittelbar mit dem Sprachgefühl zu untersuchen, dann die kritischen Normen anzuwenden, die ich gegeben habe.

„Nicht doch, mein Kind," wehrte der Graf ab, „Sie haben mir nichts zu danken, denn ich that nicht . . ."

„Gewiß, Herr," suchte ihn die Frau günstig zu stimmen.

Dann schüttelte er drohend den Arm gegen den Grosen. „Sei es darum," knirschte er zwischen den Zähnen; „Sie sollen die Freude erleben, Ihre einstige Familie morgen . . ."

„Jedenfalls, da wir einmal hier sind, können wir nachsehen," beharrte der Pfarrer.

„Es ist nicht so schlimm, als ich dachte," beruhigte er seine ängstlich bebende Tochter.

„Ich bin kein Teufel," verteidigte sie sich, in der Mitte der Küche stehen bleibend und auf Rochus blickend, „ich bin ein Mädchen und gar ein artiges, fleißiges Mädchen."

Digitized by Google

„Das wird wohl nur eine scherzhafte Aeußerung gewesen sein," zwang sie sich anscheinend gleichmütig zu sagen.

„Natürlich, lieber Junge," willigte die Gräfin ein.

Ein Autor, der sein Deutsch versteht, wird aus dem Reichtum der üblichen Wörter und Fügungen — selbst die am Anfang dieser Plauderei erwähnte Schwierigkeit der Dialog-Technik zugegeben! — doch immer etwas Passendes finden, und, wenn er bildende Kraft hat, etwas Neues bringen, aber nichts Geschmackloses!

Er wird erzählen:

„Sie erinnern sich der Fabel von dem Löwen und der Maus," sagte sie, mit einem schwachen Versuch zu lächeln, „der Löwe war sehr stark und die Maus sehr schwach und klein, und dennoch gelang es ihr, den Löwen zu befreien."

aber er wird nicht einschieben „— versuchte sie schwach zu lächeln".

Er wird erzählen:

„Wenn Du ins Pensionat zurückkehrst, was ich indes noch zu hintertreiben hoffe," schloß er mit einem heißen Kuß, „dann ist's Zeit genug, Deine Freundin von unserem Glück in Kenntnis zu setzen!"

aber er wird nicht einschieben „— küßte er heiß, schließend —".

Er wird auch nicht, indem er Bewegung und Stimmung umständlichst voraus entwickelt, den Leser eine Ewigkeit auf die eigentliche Rede warten lassen, wie der Dichter des Folgenden:

Herr von D. schwieg, als Klara nach einigen Sekunden mit schmeichelnder, aber leise bibrierender Stimme, die, gegen ihren Willen, die Angst ihres Herzens verriet, wie ihr Vater wohl dieses Bekenntnis ihrer Seele aufnehmen werde, fortfuhr:

„Zuweilen beschleicht mich darum die Furcht, es könne irgend einer der Bewerber die Macht über mein Herz bekommen."

Und er wird schließlich den Telegrammstil im Dialog vermeiden:

Ein schmerzlicher Augenaufschlag: „Genug davon. Zur Zeit wird alles in Ordnung sein."

Einige sehr lustige und drastische Belege für den stilistischen Dialog-Unsinn, dem diese Zeilen gewidmet sind, nehme ich aus dem „Kladderadatsch", der folgende Beispiele aus zwei Romanen zu Alldeutschlands Erbauung veröffentlicht hat:

„So ist es also abgemacht!" erhob er sich jetzt. — „Ich will hoffen, daß es so rasch geht," achselzuckte Flora. — „O, wie sollte ich nicht!" vermochte Wilhelm sich noch kaum von seinem Erstaunen zu erholen. — „Na, dann ist das beschlossen," griff Tobias nach seinem Hute. — „Nein, welch ein göttliches Paar!" schaute Antonie hinter beiden drein. — „Meine Gnädige!" trat der von dem jungen Husaren bezeichnete Offizier schnarrend an das junge Mädchen heran. — „Hm, wir sprechen wohl noch darüber!" schob er seinen Stuhl zurück — „Ja," setzte er eben sein überschlagenes Bein in taktmäßige Bewegung."

„Gott, mein Gott," erhob sie die Hände. — „Mama," umschlang Blanche die Mutter mit heißer Zärtlichkeit. — „Ich danke Dir, liebe Mutter," umschlang Genieva die Sprecherin voller Inbrunst. — „Er hat uns einen großen Beweis seiner Anhänglichkeit und Hingebung gegeben," ließ er sich dadurch nicht stören. — „Was willst Du thun?" schrak sie nicht zurück. — „Wähle also und wähle recht!" maß er sie noch einmal mit vernichtendem Blick!

„Hütet Euch, Romanschriftsteller, vor diesem albernen Redeanschluß!" — lege ich warnend die Feder nieder. Oder soll' es heißen: „— rufe ich warnend und lege die Feder nieder?"

Neutürkisches Schrifttum.

Von Dr. **Friedrich Schrader** (Konstantinopel).

(Nachdruck verboten.)

Im vorigen Jahre konnte das türkische Reich das sechshundertjährige Jubiläum seines Bestehens als unabhängiger Staat feiern. Die Litteratur des osmanischen Volkes ist aber um mehr als ein Jahrhundert jünger — langsam nur ist sie emporgekeimt unter dem ganz unlitterarischen Bauern- und Kriegervolke, und als sie eine gewisse Höhe erreicht hatte, kam bald wieder eine Erstarrung über sie, die alle Entwicklung verhinderte und sie gründlich mumifizierte. Niemand, der in Ermangelung einer besseren Quelle die vier Bände von Hammer-Purgstalls „Geschichte der osmanischen Dichtkunst" (Pest 1836—38) durchblättert, wird innerhalb der vier Jahrhunderte, aus denen Proben angeführt sind, irgend welchen Wechsel in der Wahl der Stoffe, irgend welchen Fortschritt in Form und Inhalt entdecken.

Erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts kam wieder Leben in die türkische Litteratur. Männer wie Ibrahim Schinasi Kemal Bey und später Mualim Nadschi sind hier an erster Stelle zu nennen. Sie bemühten sich zunächst, eine Verjüngung der Sprache herbeizuführen. Es war der persische Schwulst, den sie zu beseitigen hatten, um die Sprache zum Ausdruck westlicher Ideen fähig zu machen. Stilreform und politische Reform waren somit eng mit einander verknüpft. Das und nichts anderes ist der Grund, weshalb alle litterarischen Bestrebungen von den maßgebenden Persönlichkeiten in der Türkei mit scheelem Auge betrachtet werden. Es besteht für diese eine Ideenassociation zwischen der Litteratur und gewissen unbequemen Stürmern und Drängern, die dem Gedeihen der ersteren hindernd im Wege steht und die Beschäftigung mit ihr in verdächtigem Lichte erscheinen läßt. Deshalb müssen auch die wertvollsten geistigen Bestrebungen latent bleiben und es vermeiden, an der Oberfläche zu erscheinen, zumal sie in der angeblichen Renaissance des Islam, der seine alte Feindschaft gegen europäische Kultur nicht ablegen will und darf, einen unversöhnlichen Gegner finden. Was jetzt an türkischer Litteratur erscheint, beschränkt sich auf den Roman und die Lyrik. Das Drama fällt ganz fort, da es weder ein türkisches Theater giebt — abgesehen von der litterarisch wertlosen Karagös-Bühne, die zur Ramasanszeit die wenig anspruchsvollen Volksmassen ergötzt — noch einen türkischen Dramatiker, seitdem der letzte ihres Stammes, Abdul Hakk Hamid, auf höheren Befehl sich in Schweigen gehüllt hat.

Was nun die Romanlitteratur anbetrifft, so hat man, abgesehen von einigen „Originalromanen" Ahmed Midhat Effendis, bis in die Achtzigerjahre hinein sich mit Uebersetzungen der Werke von Dumas, Xavier de Montegin, Ponson du Terail u. a. zu behelfen gewußt. Ahmed Midhat, ein äußerst geschickter und in seiner Art verdienstvoller Schriftsteller, wurde der Schöpfer des „Milli Roman", des Nationalromans, der jene Größen des zweiten Kaiserreichs aus der Gunst des damals noch sehr wenig zahlreichen Lesepublikums verdrängte und jetzt fast ausschließlich herrscht. Es ist vielleicht noch die alte orientalische Lust am Fabulieren, die dem Nationalroman so viele Vertreter zuführt, die zumeist keine schlechten Erzähler sind und das türkische Leben der Gegenwart mit mehr oder weniger Treue der Nachwelt überliefern. Da ist zum Beispiel Wedschihi Bey — ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, der in der Wahl seiner Stoffe und der Art der Behandlung gegen den litteraturpapst Ahmed Midhat einen entschiedenen Fortschritt bedeutet. Er folgt schon nicht mehr den Pseudoromantikern des Kaiserreichs, sondern eifert Flaubert und Daudet nach. Seine „Müdschgân" könnte man eine türkische „Madame Bovary" nennen, wenn nicht der Charakter der Ehebrecherin so flüchtig skizziert wäre. Es fehlt an der gründlichen psychologischen Vertiefung; auch ist der Verfasser zu wenig Realist, als daß er hinter der Handlung verschwinden und nicht mit langatmigen,

Digitized by Google

moralisierenden Betrachtungen, als wäre er Scheich Sadi oder einer der persischen Sentenzendichter, das Publikum anreden sollte. Dabei und einem noch stellenweise schwülstigen Stile abgesehen, ist dieses Werk, das ich für sein bestes halte, eine recht packende Schilderung eines durch und durch verdorbenen Frauencharakters, der aber so grell und unsympathisch gezeichnet ist, daß er, unähnlich der Frau Bovary, so gut wie kein Mitgefühl mit der Katastrophe erweckt, die ihn ereilt. Dieses Werk ist schon einige Jahre alt. Eines seiner letzten Erzeugnisse trägt den Titel „Die Tochter des Hirten“. In diesem Buch werden ländliche Verhältnisse in der Art der George Sand geschildert; das Ganze dreht sich um die unglückliche Liebe einer Hirtin zu einem jungen Mann, den ihr die Eltern mißgönnen. Natürlich gelingt es dem Autor nicht im entferntesten — er versucht es auch kaum —, diese primitiven, fast möchte ich sagen prähistorischen Menschen, wie man sie in den Dörfern und Gehöften des offenen Landes hier findet, lebendig vor uns hinzustellen. Solches Realismus ist die türkische Bildung von heute noch nicht fähig. Eine schwächliche Sentimentalität muß die Sprache der Leidenschaft ersetzen. Ueberhaupt leidet die moderne türkische Erzählungslitteratur an Sentimentalitäten, wie vor allem die beliebten Friedhofsszenen beweisen. Es giebt kaum einen Erzähler, der es nicht liebte, im Schmerze buchstäblich zu wühlen und die Schauer des Todes in düsterster Gestalt heraufzubeschwören.

Moderner als Wedschihi ist Hussein Rachmi. Ein Aufenthalt in Paris, von wo aus er für die stambuler Zeitung „Ikdâm“ korrespondierte, ist ihm zu statten gekommen. Er übersetzte Sachen von Musset und Prévost, von welch letzterem er die Vorliebe für die Briefform entlehnt hat, die er in seinem Roman „Merié“ anwandte. An Klarheit des Stils sowie an echter moderner Gesinnung übertrifft er den Verfasser der „Müdschgân“ bei weitem. Vor nicht allzu langer Zeit hat ein umfangreicher Roman aus seiner Feder, der den Titel „Maitresse“ führt, die Presse verlassen, aus dem die gute Absicht des Verfassers deutlich hervorgeht; einen besonderen litterarischen Wert kann man dieser Fabrikarbeit jedoch nicht zuschreiben.

Ich erwähne schließlich noch, indem ich auf die übrigen Vertreter des „Milli Roman“ wie Ali Kemal, Sejfed Nefîsi, den fleißigen und talentierten Ahmed Rassmi, den gemütvollen Halid Zia (Chronik eines Sommers. 1900), den keck-realistischen Hussein Dschahid (Welt der Phantasie. 1900), Abdullah Schâdi („Sara“. Roman. 1900) und andere, deren Produktion mehr quantitativ als qualitativ bedeutend ist, nicht weiter eingehe — eine türkische Dame, die keine unbedeutende Erscheinung im türkischen Geistesleben genannt werden kann. Fatma Aliê Hanum ist die Tochter des berühmten Historikers und Staatsmanns Dschewdet Paschas. Unter der Patronage des Litteraturpapstes Ahmed Midhat führte sie sich mit einer dialogisierten Verteidigung der türkischen Auffassung der Frauenfrage gegenüber der europäischen mit Erfolg in die Litteratur ein (Nisvân-i-Islâm. 1892). Sie ist eine kluge, warmherzige Frau und hat in den bisher aus ihrer Feder erschienenen Novellen und Skizzen gezeigt, daß sie ebenfalls über ein hübsches Erzählertalent und einen flüssigen, leichten Stil verfügt, als einen scharfen Blick für das Seelenleben der Türkin besitzt. Sie schreibt anmutig und natürlich, — in der Darstellung des Kinder- und Frauenlebens ist sie ausgezeichnet; stellenweise taucht sogar ein dem Türken sonst fremder Humor auf (ich verstehe unter diesem Worte natürlich nicht den blöden Witz Nasreddin Hodjches und der Karagös-komödien). Ihr jüngstes Werk ist die im vorletzten Jahre erschienene „Udi“ (Die Lautenspielerin). Beda'a die Virtuosin, die von ihrem herzlosen Gatten betrogene und verstoßene Frau, findet Trost in der Ausübung ihrer Kunst, der sie sich mit leidenschaftlicher Seele hingiebt, bis sie fern von ihrer syrischen Heimat in Konstantinopel sich verzehrend stirbt. Es ist der Protest der türkischen Frau gegen die Herrschaft des sinnlichen, egoistischen Mannes, wie Fatma Aliê sich auch sonst, namentlich in der Frauenzeitung „Hanumlarâ machsus“, bemüht, für die Rechte ihres Geschlechtes aufzutreten und zu dem Zwecke einer Hebung der türkischen Frauenbildung, die noch auf einer sehr tiefen Stufe steht, die Feder führt.

Der Name einer anderen Frau, die in Deutschland durch ihres halben Landsmannes H. Bambérg Bemühungen schon längst bekannt sein dürfte, soll dazu dienen, zu einem Blick auf die neutürkische Lyrik hinüberzuleiten. Nigjar-Hanum Bint Osman, die Tochter Osman Paschas, eines ungarischen Freiheitskämpfers und Renegaten, reiht sich würdig den Namen der osmanischen Dichterinnen der Vergangenheit an, einer Mihri, Zeineb (15. Jahrh.), Fitnet (18. Jahrh.), Leila (19. Jahrh.). Das ist aber auch alles, was man von ihr sagen kann. Sie beherrscht sehr gut die poetische Phraseologie der alttürkischen Lyrik; aber trotz ihres halbeuropäischen Ursprungs ist ihr doch eine Modernisierung der Stoffe wenig gelungen. Wenn man das fremdartige Gewand ihrer Verse abstreift, bleibt wenig echte Poesie übrig. Trotzdem freut man sich oft an dem warmen, innigen Ton, der aus ihren Liedern herausklingt, besonders aus denen, die der Mutterliebe gewidmet sind. Sie ist neben Fatma Aliê eine freundliche, sympathische Erscheinung in der uns so fremden türkischen Geisteswelt, über die der Islam seinen Schatten breitet mit seinem Mangel an sittlichem Streben, seiner Gesetzesmoralität und verborgenen schwülen Sinnlichkeit. Ihrer Gedichtsammlung „Elsûs“ (1888) hat sie vor einiger Zeit eine andere unter dem Titel „Aks-i-sadâ“ („Der Wiederhall“) folgen lassen.

Während dem bedeutendsten Lyriker der modernen Türkei, Ekrem Bey, höheren Orts Schweigen auferlegt worden ist, in das er sich schon seit einer Reihe von Jahren hüllt, hat inzwischen einer seiner Schüler das Werk des Meisters erfolgreich fortgesetzt, das in einer Modernisierung der nationalen Dichtung und in ihrer Befreiung von den starren Fesseln des persischen Schwulstes bestand — eine gigantische Aufgabe, die Tewfik Fikret Bey zu lösen unternommen hat. Die alte türkische Dichtung ist nichts weiter, als eigentes Wortgeklingel; es fehlt in ihr das tiefe Empfinden und die große Naturauffassung. Sie ist nichts weiter als der konventionellste Meistersang, den jeder, auch der unpoetischeste Mensch, lernen kann — wie denn fast jeder der großen Sultane seinen Diwan verbrochen hat. Große Talente, wie Fusuli, Baki und andere haben sich natürlich auch in diesen engen Fesseln frei und ungeniert zu bewegen vermocht; aber für die große Mehrzahl der Poetaster wurden sie das Mittel, durch das sie mit leichter Mühe sich einen Sitz auf dem türkischen Parnaß erschleichen konnten.

Tewfik Fikret hat nun, den Spuren seines Meisters Mualim Nadschis, des tüchtigen Philologen und Dichters folgend, durch seine jüngst erschienene Gedichtsammlung „Rübâb-i-schikestè“ (Die zerbrochene Laute) den Beweis zu erbringen gesucht, daß die osmanische Lyrik aus dem Zustande des Meistergesangs aufzutauchen im Begriffe ist und sich einmal im Laufe der Zeit unter den europäischen Litteraturen einen ehrenvollen Platz zu erobern imstande sein wird. Fikret kennt, wie schon Ekrem und Nigjar, weder Kafide, noch Ghasel im eigentlichen Sinne; wie jene nennt er sein Werk nicht mehr „Diwan“ noch hat er es im schönen Ta'lig mit persischer Bordüre drucken lassen, sondern das Buch mit dem roten Titelumschlag und der kecken Vignette auf der Rückseite macht einen ganz modernen fezisionistischen Eindruck.

Der Dichter denkt national, aber will aufhören. Asiat zu sein, er hat sich an Musset und Lamartine, ja sogar an Baudelaire und Verlaine gebildet — die vage Melancholie des Orientalen wird bei ihm zur pessimistischen Lebensauffassung des Kulturmenschen — er besingt Buddha, und die Lektüre der Fleurs du mal scheint Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Bildet

Digitized by Google

der Schmetterling, die Kerze, die Cypresse, der Frühlingswind und die anderen abgenützten Requisiten der alten Divane sucht man bei ihm vergebens. Mit dem Reim, dessen für die alte Poesie geltende strenge Gesetze man in dem Buche Mualim Nadschis („Technische Ausdrücke der Litteratur". Stambul 1890) zusammengestellt findet, hat er sich leicht abgefunden; er hat diese lästige Fessel an vielen Stellen durch die Assonanz ersetzt, an anderen wenigstens gelockert, worüber die Männer der alten Schule, die durch die Zeitung „Ikdâm" vertreten werden, nicht geringen Lärm schlugen. Die alten Rhythmen hat er, wie schon seine Vorbilder gethan, durchweg durch neue, aus Europa entlehnte ersetzt, unter denen der Alexandriner am häufigsten austaucht. Sein Stoffgebiet ist im Vergleich zu der Beschränktheit der türkischen Klassiker ungemein erweitert. Ein Blick auf die Titel — ein Verzeichnis davon vermissen wir leider — kann uns davon überzeugen: „Beim Vorbeimarsch des Militärs", „An Musset", „Zum Pol", „Buddha", „Ramasan", „Die Tabakspfeife des Dichters", „Bicyclette". „Im Eisenbahnwaggon", „Liebe zum Leben", „La danse serpentine" — kann ein Türke, ein Muselmann wohl moderner und vorurteilsfreier in der Wahl seiner Stoffe sein wie dieser Epigone Fusulis und Bakis, von denen der erstere allerdings auch nicht vor unorthodoxen Gegenständen, wie es das Lob des Weins und des Haschisch ist, zurückgeschreckt ist? Aber heute ist man in Stambul so sehr religiös und muhamedanisch exklusiv, viel frommer als zum Beispiel der Rassemensch Mehmed der Eroberer, den Montaigne „pareillement indéfatigable ruffin et soldat" nennt und viele seiner Nachfolger und Nacheifrer, die sich an den Liedern jener Alten erfreuten, so wenig koranisch sie auch sein mochten.

Wie der Dichter, der einen so kühnen Vorstoß in unbekannte Regionen wagt, sich mit diesen neuen Stoffen, für die er sich erst eine Sprache schaffen muß, abfindet, ist allerdings eine andere Sache. Man merkt an vielen Stellen den Kampf zwischen Stoff und Form — der Atavismus des versischen Schwulstes taucht hin und wieder auf — der Gedanke kommt bisweilen nicht klar heraus, oder wenn es geschieht, ist es kein poetischer. — Trotz aller dieser Mängel kann man aber nicht umhin, die „Zerbrochene Laute" als eine wichtige Aeußerung des modernen Geistes in der Türkei mit Freude zu begrüßen; es steht zu hoffen, daß der junge Dichter hält, was er verspricht, und daß es ihm gelingen wird, seiner Sprache eine größere Bestimmtheit und Plastik zu verleihen, die der alttürkischen poetischen Sprache ebenso abgeht, wie sie zum Ausdruck moderner Ideen nötig ist, die mit der Mystik und Gefühlsständelei der orientalischen Dichtung wenig zu thun haben.

Etwas hat Tewfik Fikret erreicht, was die türkische Dichtkunst trotz ihrer Neigung zu der mystischen Welt des Gaib noch nicht kannte — die Hauptsubstanz der modernen Lyrik, die Stimmung. Man nehme z. B. das „Gebetsruf in der Morgendämmerung" überschriebene Gedicht:

„Allahu ekber! Allah ist groß!" —
Die Welt versinkt in feierliches Schweigen,
Als wollt' in Andacht sie vor Gott sich neigen

„Allahu ekber! Allah ist groß!" —
Wie leise Klage der Eſân erklingt,
Bis in geheimer Welten Schoß er dringt —
Von allen Lippen das Gebet sich ringt:
„Allah ist groß! Allah ist groß!" —

Und wieder schweigt's! — Das Herze der Natur
Hört man durch heilige Stille klopfen nur.
Der Geist, der durch die Welten weht und weht,
Verebrt den ewigen Gott mit brünstigem Gebet,
Und betend er vor seinem Throne steht.

Oder das Gedicht „Regen", das an Verlaines „Il pleure dans mon coeur" erinnert, worin er die Stimmung wiedergiebt, die ihn bei einem jener mächtigen, wolkenbruchartigen Frühlings- oder Herbstregen erfüllt hat, die die Gassen der hügeligen Bosporusstadt in Gießbäche verwandeln:

Im Takt mit leisem, regelmäß'gem Schlage,
An Scheibe und Gitter munter pocht der Regen,
Mitunter tönt's wie Melodieen, — Totenklage —
An Scheibe und Gitter munter pocht der Regen
Im Takt mit leisem, regelmäß'gem Schlage.

Die Fluten weinen, die zu Thal getragen,
Und auf der Gasse tönt des Gießbachs Klagen . .
Der Horizont wird enger stets und enger —
Je düsterer die Wolken, desto bänger
Engreift die Welt ein unnennbares Zagen —
Eiskalter Schatten hüllt die Erde ein,
In Nacht und Graun kehrt sich des Tages Schein . . . .

Während so ein junger Dichter die Poetik der Alten umzustürzen suchte, feierte einer von diesen seine Auferstehung: er mußte es aber erleben, als staatsgefährlich auf den Index gesetzt zu werden. Das ist dem dem 17. Jahrhundert angehörenden Baki passiert, dem bedeutendsten Dichter, den die türkische Litteraturgeschichte kennt. Der tüchtige Philologe und Lexikograph Schemseddin Sami gab ihn in einer kleinen Auswahl heraus — eine Woche nach dem Erscheinen waren alle Exemplare konfisziert.

Jedes litterarische Werk, das erscheint, hat eigentlich zwei Zensuren zu passieren: es geschieht oft, daß ein Buch, trotzdem es den Vermerk auf dem Titel trägt: „Mit Erlaubnis des Unterrichtsministeriums" der Polizei zum Opfer fällt, zumeist aus ganz unbegreiflichen Gründen.

Das litterarische Leben in der Türkei glüht gewissermaßen unter der Asche; es darf nicht in hellen Flammen emporschlagen. Man darf sich deshalb, wenn man in Europa so gar nichts von türkischem Geistesleben hört, nicht zu dem Glauben verleiten lassen, die ganze türkische gebildete Jugend sei schnöder Genußsucht und dem Kult der rohen Gewalt ergeben. Die litterarische Jugend sucht sich hier eifrig an europäischer Litteratur zu bilden, und zwar ausschließlich an französischer; von deutschen Autoren kennt man nur — die militärischen Fachschriftsteller, die man auch teilweise übersetzt hat. — Vor kurzem erschien hier auch die Uebersetzung eines deutschen Romans, der in der Anzeige als ein Werk „des berühmten deutschen Schriftstellers Sudermann" bezeichnet war. Er trug den Titel „Sabyqa-ly" was „vorbestrafter Verbrecher" bedeutet. Ich lachte, durch den seltsamen Titel stutzig gemacht, mir die erste Lieferung und fand, daß es ein ganz gewöhnlicher Kriminalroman war, der in frechster Weise Sudermann in die Schuhe geschoben wurde; auf dem Titel jedoch war der Name der Verfassers wohlweislich ausgelassen, was die Sache einigermaßen mildert.

Ob es aber nicht doch etliche Effendis hier giebt, die Sudermann für den deutschen Emile Gaboriau halten? Ein Wunder wäre es gerade nicht. Sudermann hat aber in dieser neckischen Verkleidung entschieden mehr Eindruck auf sie gemacht, als wenn er ihnen als leibhaftiger Sudermann entgegengetreten wäre — dem wäre die große Masse des türkischen Lesepupliktums doch nicht gewachsen gewesen.

Besprechungen

Dante-Uebersetzungen.

Von **Camillo P. Susan** (Wien).

1. Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer. Mit einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand. Buchschmuck von H. Vogeler-Worpsmede und 10 Skizzen. Leipzig, B. G. Teubner. 1901. M. 6,— (7,50).

Digitized by Google

2. Dantes heilige Reise. Purgatorio. Freie Nachdichtung von J. Kohler. Köln, Albert Ahn. 1901. M. 4,— (6,—).
3. Dantes Göttliche Komödie in Wort und Bild. Den Deutschen gewidmet von Bernhard Schuler. München, Eigentum und Verlag des Herausgebers. 1900.

Ernstlich in Betracht kommen von diesen drei Werken nur die zwei ersten. Beide Uebersetzungen — ich will mich vorläufig dieses Ausdruckes bedienen, wenn ihn auch der „Bearbeiter" sowohl als der „Nachdichter" zurückweist — sind von hervorragendem ästhetischem Werte. Beide sind nicht mehr ein ganzer Dante, die eine nicht in der Form, die andere nicht im Inhalte. Und doch möchten beide uns Dantes ganze Seele geben!

Je mehr wir den Symbolismus der Divina Commedia zu durchdringen suchen, um zur Weltanschauung Dantes zu gelangen, desto schwieriger wird auch das Verhältnis des Uebersetzers zum Dichter. Früher bemühte man sich, so genau als möglich zu übersetzen und das Unverständliche durch Erklärung verständlich zu machen. Jetzt soll Dante rein poetisch-philosophisch auf uns wirken. Wir fühlen es zu deutlich, diese Welt Dantes ist für uns verloren, wenn wir ihr nur auf dem Wege des dogmatischen Glaubens beikommen sollten. Mit aller Gewalt suchen wir uns den rein menschlichen Gehalt der Dichtung zu retten. In diesem Kampfe um das ungeheure geistige Gut des Werkes sind die beiden Uebersetzungen entstanden. Pochhammer hält eine Nachdichtung vorläufig für unmöglich, und will nur „bearbeiten", Kohler will nur „nachdichten". Pochhammer glaubt, in der Stanze die kräftigste Stütze einer Bearbeitung zu finden, während sie Kohler Dante ohne Terzine nur ein halber Dante ist. Das sind grundsätzliche Anschauungen von schroffstem Gegensatze. Für wen sollen wir uns entscheiden? Suchen wir beiden gerecht zu werden und die Schönheiten jedes einzelnen Werkes zu genießen! Denn jene gegensätzlichen Forderungen und Meinungen sind, für sich allein genommen, vollauf berechtigt. Wenn ein Dante ohne Terzine nur ein halber Dante ist, so ist ein nachgedichteter noch weniger. Dante ohne Terzine ist ein gotischer Dom ohne die hundert Türmchen und Bogen, die mit ihrem kräftigen Einzeldasein, das Ganze vorausdeutend, zu einer mächtigen Einheit emporstreben. Die Stanze romanisiert und verquadert den ursprünglichen schlank aufstrebenden gotisch-mystischen Stil Dantes. Und doch ist die in Stanzen abgefaßte Bearbeitung Pochhammers ein Werk von so einheitlichem Tone und Schwunge, von so majestätischer Kraft und innerster Treue, daß sie, sowohl als selbständiges Werk wie als Uebersetzung betrachtet, ein Meisterwerk zu nennen ist. Ein Werk wie dieses, aus dem die schöpferische Kraft einer bedeutenden Persönlichkeit auch in dem bescheidenen Gewande einer Bearbeitung hervorbricht, sollen wir bei allen Bedenken vielleicht gegen die gewählte Form dankbar entgegennehmen.

Kohlers Nachdichtung, bei der es sich nach des Verfassers Worten nicht um Wiedergabe, sondern um Eigendichtung handelt, ist ein Wagnis, dem wohl nicht viele Dantefreunde zustimmen dürften. Kohlers allerfreieste Uebersetzung, und imgrunde genommen ist diese „Nachdichtung" trotz aller Gegenversicherung nichts anderes, ist gewiß von großem poetischem Werte, und die Meisterschaft in der Behandlung der Terzine wird niemand verkennen wollen. Aber ob es in gar so vielen Fällen notwendig war, „Aequivalente" zu schaffen, wird wohl bezweifelt werden müssen. Daß wir Dante in einer „leicht zugänglichen Sprache" lesen können, daß vieles in der Divina Commedia für uns entweder zu fern liegt oder ungenießbar ist, rechtfertigt noch nicht die größte Bequemlichkeit und Freiheit, die sich ein Uebersetzer erlaubt. Kohler will, wir sollen seinen Dante nur vom Standpunkt der „Eigendichtung" betrachten. Aber können wir denn über Kohler, und wäre er ein noch feinerer Dichter als er wirklich ist, Dante vergessen? Eine wirklich befriedigende Nachdichtung, die auch den Vergleich mit dem Originale aushielte, ist einfach undenkbar. Sie müßte das, was eben Dante ausmacht, vernichten.

Das sind allerdings schwerwiegende Bedenken; doch nur die genaueste Kenntnis Dantes, tiefstes Erfassen seiner inneren Welt, bewundernde Ehrfurcht vor dem Meister und eigene hohe dichterische Begabung konnten den Versuch dieser Nachdichtung hervorbringen, die ganz besonders durch schöne, formvollendete Sprache ausgezeichnet ist. Hoffentlich läßt der Verfasser trotz mancher Einwendungen „Hölle" und „Paradies" bald nachfolgen.

Das Werk von Schuler gelangte nicht in den buchhändlerischen Vertrieb, sondern war als Gratis-Prämie für jeden Käufer von fünf Pfeifee-Losen (zur Erbauung einer katholischen Kirche) bestimmt. Das ist ja immerhin eine ganz seltsame Fruktifizierung der dantischen Schöpfung, gegen die aber schließlich ein Dantefreund nichts einzuwenden haben wird. Das Buch erzählt Gesang für Gesang den Inhalt der Dichtung, bald zusammenfassend und überspringend, bald freier, bald genauer, alles in jambischem Prosarhythmus, der sich stellenweise zu ungereimten Terzinen formt. Den Text schmücken 125 Vollbilder nach der von Schuler schon früher herausgegebenen Kupferstichausgabe. Auch Schuler will Dante weiteren Kreisen bekannt machen. Sein Buch, das große Verbreitung gefunden haben soll, eignet sich hierzu für geistig bescheidenere Menschen ganz gut. Höheren Anforderungen, soweit nicht seine Bilder interessieren, genügt es allerdings nicht.

Im Vorjahre erschien Otto Gildemeisters Uebersetzung in dritter Auflage, und auch die Franzosen erhielten durch Amédée de Margueric eine neue Uebersetzung in Alexandrinern. Dante geht einer neuen Epoche seiner unvergänglichen Lebenskraft entgegen.

* *

Zur besseren Beleuchtung der vorstehenden Besprechung sei aus den beiden Uebersetzungen ein und dieselbe Stelle (Purgatorio, XXVIII., 1—33) wiedergegeben:

I.

Schon wandl ich tief im kühlen Wunderhain,
Und um mich breiten zitternd sich die Zweige;
Mit süßen Bildern spielt der Sonnenschein.

Noch tiefer dring ich in des Waldes Neige,
Rings weht ein Schauer still um meine Bahn:
O, daß die Gottheit gnädig sich erzeige!

Sanft weht ein Lüftchen auf dem Wiesenplan,
Die Stirne letzt es liebetraut und linde:
Ob wohl des Weltalls holde Zauber nahn?

Ist's Blütenduft, den ich entzückt empfinde?
Wie strömt's empor aus feuchtem Waldesland!
Wie bebt's entzückt um grünes Blattgewinde!

Nach Westen strebt das Laubwerk unverwandt;
Die Blätter rauschen, doch ihr leises Zittern
Nicht stört's die Sänger an der Aeste Rand.

Wie morgendlich nach düstern Nachtgewittern
Ertönt ihr frohes Lied, der Liebe voll,
Indes die Blätter heimlich wehn und flittern.

Im Pinienhaine stand ich oft; da scholl
Der Vögel Sang, und in der Zweige Rauschen
Vernahm ich Gottes Wort geheimnisvoll;

Dort am Gestade, wo die Wellen lauschen, —
Ravennas Eb'ne breitet sich zum Meer,
Bis sich die Wogen mit dem Himmel tauschen.

So klingt es hier; ich kenne kaum mich mehr;
Und tief und tiefer dring ich in die Kühle,
Wo mir die Waldnacht dämmert ernst und hehr.

Digitized by Google

Ein Flüßchen rinnt herab vom sanften Hügel,
Ein Flüßchen, spiegelklar und hell und rein.
Dem Herzen gleich im lautern Gottgefühle.

Darinnen tauchen sich die Blumen ein,
Sie zittern, und die zarten Stengel flechten
Zum Kranze sich im wonnigsuchten Schein.

(Deutsch von J. Kohler.)

II.

Die Sehnsucht, nun den Gotteswald zu sehen,
Der dichtbelaubt das Licht des Morgens brach,
Ließ bald mich langsam durchs Gefilde gehen,
Wo süßer Duft zu allen Sinnen sprach.
Es traf die Stirn ein wunderlieblich Wehen,
Daß leisem Zuge folgend, nach und nach,
Sich zitternd jedes Blatt nach Westen neigte,
Wohin des heil'gen Berges Schatten zeigte.

Und diesem Laubgeflüster war es eigen,
Daß es verschmolz mit dem der Vogelwelt,
Die bald begann auch ihre Kunst zu zeigen,
Nur fröhlicher, je mehr der Tag sich hellt,
Wobei dem Jubellied aus allen Zweigen
Das Rauschen dann als Grundton sich gesellt.
Wie man, wenn Mittagswind durchstreicht die Halde,
Wohl bei Chiasso hört im Pinienwalde.

Ich war so weit gelangt mit leisen Tritten,
Daß über meinen Weg der Wald mich trog,
Als sieh! ein helles Bächlein meinen Schritten
Ein Hemmnis bot, das fort nach links sich zog.
Es hatte Trübung niemals wohl erlitten
Das Wasser, das hier sanft die Kräuter bog.
Doch, da nicht Sonn' und Mond gefüßt es hatten,
Floß dunkelklar es hin im ew'gen Schatten.

(Deutsch von Paul Pochhammer.)

Historische Litteratur.

Von **Dr. Hans F. Helmolt** (Leipzig).

1. Ein Anliegen der katholischen Geschichtskritik (Bericht über den katholischen Gelehrtenkongreß in München, S. 133—142; abgedruckt im dritten Blatt [Abend-Ausgabe] der Kölnischen Volkszeitung Nr. 287 vom 29. März 1901). Von Univ.-Prof. Dr. P. Hartmann Grisar S. J.
2. Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. Von Dr. Albrecht Wirth. München, F. Bruckmann A.-G., 1901. M. 4,50.
3. Die Entwicklung Asiens. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit einer Karte von Asien. Von demselben. Frankfurt a. M., Moriz Diesterweg, 1901. M. 3,—.
4. Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein Handbuch. Erster Band: Geschichte des Altertums; zweiter Band: Geschichte des Mittelalters. Von Geh. Oberschulrat und Univ.-Prof. a. D. Dr. Herman Schiller. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1900 u. 1901. Je M. 10,—.
5. Geschichtsphilosophie. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Von Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Theodor Lindner. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H., 1901. M. 4,—.
6. Histoire générale du IVe siècle à nos jours. Tome XII: Le monde contemporain 1870—1900. Par Ernest Lavisse et Alfred Rambaud. Paris, Armand Colin. M. 10,—.
7. Handbuch der Schweizer Geschichte in zwei Bänden. Von Gymnasial- und Lyceumsrektor Dr. Joseph Hürbin. Erster Band: Von den ältesten Zeiten bis zum Eintritt von Basel und Schaffhausen in den Bund der Eidgenossen 1501. Stans, Hans von Matt, 1900.
8. Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 22. Bdchn.) Leipzig, B. G. Teubner, 1900. M. 1,15.
9. Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert. Eine Darstellung der kulturgeschichtlichen und politischen Entwicklung, für das deutsche Volk geschrieben. Von Generalmajor z. D. Dr. Albert (von) Pfister. Mit 6 Karten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1900. Geh. M. 8,—.
10. Friedrich v. Gentz. Eine biographische Studie. Von Gymnasialprof. Dr. Eugen Guglia. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner), 1901. M. 10,—.

Meine diesmalige Uebersicht leite ich am besten mit einem Hinweis auf den in mehr als einer Beziehung bemerkenswerten Vortrag des in Rom lebenden innsbrucker Kirchengeschichtslehrers Grisar von der Gesellschaft Jesu ein. Meine von kurzsichtigen Freunden oft genug bekrittelte Mitarbeiterschaft am „Historischen Jahrbuche der Görresgesellschaft“ (1893—97), am „Allgemeinen Litteraturblatt“ (1896 ff.) und an der „Kultur“ (1901) giebt mir ein gewisses Recht auf helle Freude an jenem verheißungsvollen Bekenntnisse. „Die Furcht vor dem Eindringen protestantischer Ideen“ wird von dem gelehrten Jesuiten als Zeichen bedauerlicher Schwäche gebrandmarkt; mehr Kritik! das ist seine folgerichtige Forderung. Der bisher fast ausnahmslos auf katholischer Seite geübte „Hyperkonservatismus gegenüber haltlosen religiösen Volksüberlieferungen und zweifelhaften oder unechten Gegenständen der öffentlichen Andacht“ muß endlich schwinden, weil er „das historische Werden und Anwachsen der hundertfachen, in der Vorzeit aufgekommenen und meist (welches Entgegenkommen liegt doch schon in diesem ‚meist‘!) bona fide verbreiteten Irrtümer nicht beachtet“. Grisar hat sich — allerdings vor einem wesentlich aus Gelehrten und Gebildeten zusammengesetzten Kreise — nicht gescheut, mit scharfem Messer die kranken Stellen am Leibe der katholischen Geschichtschreibung herauszuschneiden. Und wenn er gegen den Schluß hin evangelischen Chauvinisten viel zu zaghaft und zu schüchtern erscheinen sollte, so möchte ich demgegenüber, im Bilde bleibend, betonen, daß er als Arzt betrachtet sein will, der, Parforce-Kurpfuscherein à la Eisenbart verschmähend, mit seiner kühl vernünftigen Methode einem langsamen und schwierigen Heilungsprozesse vorarbeitet; bis zur Anerkennung von Ergebnissen, wie sie z. B. Zimmern in seiner „Bibliskhen und babylonischen Urgeschichte“ bietet, ist so noch ein sehr weiter Weg. Laßt uns doch die tiefe Kluft, die zwei Fünftel der Bevölkerung Deutschlands von uns andern trennt und noch auf lange, lange Jahre hinaus trennen wird, nicht künstlich erweitern, sondern heißt jeden ehrlichen Arbeiter an der Ueberbrückung der Gegensätze aufrichtig willkommen! Jeder Fortschritt drüben fördert auch uns.

Wie anders wirkt Wirths Zeichen auf mich ein! Mit fast spielender Leichtigkeit geht er den schwierigsten Fragen tapfer zu Leibe. Eine hie und da oberflächliche, aber auf persönlicher Anschauung beruhende Kenntnis des Lebens auf der bewohnbaren Erde, seiner Kämpfe und treibenden Kräfte stellt der weitersahrene Reisende in den Dienst seiner warmen Liebe zum deutschen Vaterlande. Erhält man auch oft den Eindruck, als ob Wirth „auf dem Rücken eines Dromedars seine Bücher schriebe“ (Houston S. Chamberlain), so fesseln einen doch, mag er nun, im Flug über die mesopotamische, die klassische, die Doppelbildungen erzeugende und die ozeanische Zeit hinwegeilend, die Weltrassen und Weltvölker, Volks- und Glaubensbünde der Gegenwart geschickt gruppieren oder kontrastieren, stets die Kühnheit seiner Aufstellungen und Behauptungen, der in dieser Form seltene Weitblick des vielgereisten Mannes und die edle Rücksicht auf die Hebung seiner Heimat. Ein Pionier deutscher Weltmachtpolitik, dessen Art sehr an die fleißige Ruhelosigkeit des am 8. Februar verstorbenen Sachsen Dr. Bernhard Schwarz erinnert. Kühn ist auch Wirths Versuch, die Gesamtentwicklung Asiens zum ersten Mal in einem einzigen Gemälde vorzuführen (3); obwohl er an Unklarheiten und Ungenauigkeiten leidet und die Mehrzahl der mit unverkennbarer Vorliebe gepflegten etymologischen Beziehungen dem heutigen Stande der Wissenschaft

Digitized by Google

keineswegs entspricht, regt der Verfasser vermöge seines ausgebreiteten Wissens und nicht gewöhnlichen Scharfsinns ohne Zweifel selbst dort an, wohin man ihm nicht mehr folgen darf. Zur Ausfüllung einer von Wirth offen gelassenen Lücke möchte ich auf Barthold Stades gediegene Schrift „Zur Geschichte des Christentums in Mittelasien bis zur mongolischen Eroberung" (Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr; 1901) hinweisen.

Mitten im universalhistorischen Fahrwasser segelnd, begegnen wir nunmehr drei Werken, von denen jedes auf eigene Weise den Begriff Weltgeschichte erfaßt hat und in die That zu übersetzen trachtet. Der alten Auffassung (d. h. der bequemen Dreiteilung Altertum—Mittelalter—Neuzeit) hat sich Herman Schiller angepaßt. Nachdem er sein Werk im großen Ganzen handschriftlich vollendet hatte, sah er es plötzlich durch die angeblich „naturalistisch-materialistische Strömung" (Schillers Selbstanzeige in der Zukunft vom 14. Juli 1900) meiner „Weltgeschichte" (vgl. LC III, Nr. 12) bedroht und verteidigte es — was ich ihm schlechterdings nicht übelnehme; nur hätte er den Zweck offen zugeben sollen — etwa nachträglich in seinem Vorwort, das Mathieu Schwann kürzlich in einem lesenswerten Aufsatz (Die Zukunft, 22. Juni) einigermaßen zerpflückt hat. Originell an dieser altneuen Weltgeschichte ist einzig der Gedanke, zur Vertiefung des geschichtlichen Verständnisses die teilweise freilich recht willkürlich bevorzugten Hauptquellen in deutscher Uebersetzung anhangsweise zugänglich zu machen; gut sind die mit wohlthuender Spaesamkeit sorgfältig ausgewählten Tafeln. — Die Einleitung zu Theodor Lindners „Weltgeschichte" ist im Grunde genommen keine Geschichtsphilosophie im zünftlerischen Sinne, sondern vielmehr eine klar und namentlich in reinem Deutsch geschriebene Darlegung und in eine Art von System gebrachte Zusammenstellung von Beobachtungen, die der Erfahrung abgelauscht sind; also rein empirisch entstanden. Obwohl etwas nüchtern anmutend, wird Lindners beschrieben auftretende Weltanschauung gerade in Litteraturkreisen, die der eigentlichen Fachwissenschaft ferner stehen, Anklang finden, weil sie von einer Erklärung aus verborgenen Ursachen und sonstigen Luftschlössern absieht und den greifbaren Thatsachen gerecht zu werden sucht; nicht jedem behagen die Lamprecht, Breysig und andere Vertreter der Ansicht vom gesetzmäßigen Verlaufe, vom Typischen in der Geschichte.

Ist dieses lindnersche Buch der erste Band einer „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung", so liegt von der ähnlich umgrenzten, aber ganz anders gegliederten Sammelwerke der Herren Ladiße und Rambaud bereits der 12. (Schluß-)Band vor. Daß methodisch die Franzosen, die auf diesem Felde (vgl. Ch.-V. Langlois in der „Revue bleue" vom 25. August 1900 und vor allem die teilweise ausgezeichneten Abhandlungen in der jungen „Revue de synthèse historique") sonst durchaus nicht unthätig sind, damit einen schwer einzuholenden Vorsprung vor uns Deutschen hätten, kann ich nicht behaupten; denn eben das, was dem zwölfbändigen Unternehmen eigentümlich ist: die Gliederung, wird sich niemals einbürgern. Es ist bei Lichte besehen doch ein zu toller Gedanke, die beiden Zeitalter, so man unter dem Aushängeschilde Mittelalter und Neuzeit zu begreifen gewöhnt ist, für die ganze Erde nach dem Muster der französischen Entwicklung in zwölf gleichgroße Scheibchen zu zerteilen und so zu servieren.

„Weil du lieset in ihr, was du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen fürs Aug' ihre Erscheinungen reihst,
Deine Schüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst du, es fasse dein Geist abnend die große Natur."
(Schiller.)

Nein, auf diesem Holzwege, den betreten zu haben sich auch Richard M. Meyer (Deutsche Litteratur d. 19. Jahrh.) und Hans Kraemer (Das 19. Jahrh.) rühmen dürfen, kommt die Methode niemals vorwärts; wer da glaubt, durch eine mechanische zwölfmalige Aneinanderreihung von je 15 bis 30 Kapiteln das Geschehen auf der Erde dargestellt zu haben, befindet sich in arger Täuschung. Innerhalb der einzelnen Abschnitte findet sich natürlich manche gute, ja vortreffliche Leistung*). Schade nur, daß sich so verständige Mitarbeiter, wie Henri Bat. E. Denis u. a., völlig in den Dienst des Revanchegedankens gestellt haben, dem wohl aus vertriebstechnischen Gründen die angesehene Verlagshandlung huldigt; man lese nur den absichtlich markierten Absatz „L'Alsace-Lorraine" (S. 384 ff. des vorliegenden Bandes), und man wird von dem holden Glauben, das gebildete Frankreich habe angesanzen, auf die „provinces arrachées" zu verzichten, sehr bald geheilt werden.

Ich genüge nicht bloß einer freundschaftlichen Verpflichtung, sondern werde dieses einen Gefallen erweisen, wenn ich an die Spitze der einem beschränkten Gebiete gewidmeten Arbeiten Hürbins Handbuch setze. Das ist ein auferordentlich tüchtiges Buch. Wer etwa aus Emile Dunants „Bulletin d'histoire suisse" (La Suisse universitaire, Jan. 1900) oder aus dem 2. Bande des großzügigen feippelschen Unternehmens „Die Schweiz im 19. Jahrh." weiß, wie emsig auch in der Schweiz von Deutschen und Romanen die Geschichte gepflegt wird, muß über den Fleiß staunen, womit Hürbin ganz allein ein würdiges Gegenstück zu den von mehreren verfaßten Handbuch der deutschen Geschichte Bruno Gebhardts (2. Aufl. Stuttgart, Union; 1900) liefert**).

„Vielfach ertönt der Herden Geläut' im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang. . . .
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur . . .
Stände seh' ich gebildet."

Ja, ja, ich kenne meinen Schiller, Friedrich Schiller. Jeder vorurteilslose Leser wird zugeben, daß ich für den Sprung von Hürbins Schweizerbuch zu Blochs in gutem Sinne katheder-sozialistischer, gemeinverständlicher Darstellung der sozialen Frage im alten Rom keinen geeigneteren Uebergang hätte auftreiben können. „Mäher gerückt ist der Mensch an den Menschen. . . . Es umwälzt rascher sich in ihm die Welt. Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eisernen Kräfte; großes wirket ihr Streit." Dieser kleine, handliche „Bloch" wird viel gekauft werden; er verdient es.

Und nun komme ich zu einem Werke, das ich aus vollstem Herzen jedem warm empfehlen möchte, der noch etwas übrig hat für eine bei aller Eingenommenheit für den Gegenstand im innersten Wesenskerne vornehme Geschichte, zu Pfisters „Deutschem Vaterland im 19. Jahrh.". Der Enkel Joh. Chr. Pfisters, der vor siebzig Jahren seine deutsche Geschichte bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts geführt hat, findet hier einen gleichgesinnten Forscher und Vollender. „Der teutsche Geschichtschreiber muß selber ganz teutsch sein" dies Kennwort des Großvaters trifft unbedingt auf den Enkel zu, und der unerschütterliche „Glaube an ein teutsches Vaterland" ist auch sein Leitstern. Dennoch würde ich davon nicht so viel Aufhebens machen, gäbe es nicht in diesem Buch eine Anzahl von Abschnitten, die man in andern deutschen Geschichten, die ja nicht gerade dünngesät sind, vergebens suchen wird; ich meine die entschieden von Ratzel, Riehl u. a. beeinflußten

*) Ueberraschen wird manchen folgendes Urteil: „Lenbach, Uhde, Liebermann et Max Klinger n'apportent aucune note originale; Sudermann et Gérard Hauptmann doivent une large part de leur célébrité à l'extraordinaire médiocrité dans laquelle étaient tombé le théâtre et la littérature germaniques" (S. 384). Anders freilich S. 600 f. Boshaft heißt es auf S. 388: „L'histoire politique de Kaufmann est fort médiocre et absolument sans valeur depuis 1870." Gott sei Dank!

**) Am Anschluß an die Erzählung vom „Toggenburger Erbe" (Fürbin X, 1) mache ich Freunde sensationeller Enthüllungen auf die beiden Abhandlungen von Dookst (Mitt. d. Instituts f. österr. Geschichtsforschung 1901, I) und Pennrich (Gotha, Perthes; 1901) aufmerksam, worin die systematischen Urkundenfälschungen des deutschen Reichskanzlers „Grafen" Schlick enthüllt worden sind, zum gerechten Schmerze seiner dadurch peinlich bloßgestellten hochgeborenen Nachkommen.

Digitized by Google

Kapitel „Deutsche Landschaften", „Auf deutschen Straßen und am deutschen Herde", „Deutsches Volk und deutsche Städte" und zuletzt „Die deutsche Welt". Unbefriedigt wird niemand dies gedankenreiche Buch, das der Verlag in ein geschmackvolles Gewand gehüllt hat, aus der Hand legen; besonders in Fällen, wo man nicht recht weiß, was man schenken soll, wird es am Platze sein. Zugutekreibt ein Ausschnitt aus dem eben gezeichneten Zeitalter, ausführlich an dem Leben und Wirken eines Mannes geschildert: Guglias „Geny". Seit länger denn einem Jahrzehnt beschäftigt sich der wiener Essayist mit den publizistischen Erscheinungen, die, von der französischen Revolution hervorgerufen, das schlafengebende alte deutsche Kaiserreich noch einmal aufrüttelten sollten, vergebens: die Freiheitskriege waren ja nur eine den Fürsten unbequeme Unterbrechung der Aera Bourbon-Napoleon-Metternich. Gentz ist unbestreitbar eine sehr interessante, wenn auch nicht in allen Punkten vorbildliche Persönlichkeit gewesen: in einzelnen Zügen und Eigenschaften haben ihn der Freiherr von und zum Stein, Gustav Freytag, Heinrich v. Treitschke und Moritz Busch sicher übertroffen — in der Gesamtleistung keiner; und der Versuch, sein vielgestaltiges Wesen in einem Charakterbilde darzubieten, war verlockend. Doch möchte ich nicht behaupten, daß es ganz gelungen sei: das liegt an der unglücklichen Anordnung (1. Persönlichkeit, 2. Momente der Bildung und des äußerlichen Lebens, 3. Wirksamkeit und 4. Resultate), die den Verfasser zwingt, sich des öfteren zu wiederholen. Abgesehen von diesem Grundübel, wird es nicht so bald jemand wagen, über Guglia hinaus ein abschließenderes Werk über diesen vermöge seiner liebenswürdigen Eigenschaften, seines gediegenen Wissens, seiner nahezu prophetischen Beobachtungsgabe und seines glänzenden Stils außerordentlich einflußreichen Politiker, Diplomaten, Publizisten und Gentleman (ich wähle absichtlich den englischen Ausdruck) zu schreiben; darum wollen wir dem Verfasser für seine bescheidenere Gabe aufrichtig dankbar sein. Jedenfalls gehört diese biographische Studie zu den Rosen im bunten Kranze des strebsamen „Wiener Verlags".

Echo der Zeitungen

Auszüge.

Wie alljährlich wurden zum 28. August da und dort dem Andenken Goethes Kränze gewunden. Neben Festartikeln, die sich mit der Universalität und reichen Harmonie seines Lebens beschäftigten (N. Fr. Presse 13290; Presl. Ztg. 601 u. a.), fehlten Gaben spezielleren Charakters nicht. Ein neuerdings sehr rühriger Goetheforscher, Dr. Wilhelm Bode, setzt an den Gesprächen mit Eckermann und anderen Belegstellen Goethes Schönheitsbegriff auseinander („Was ist schön?" Nordd. Allg. Ztg. 201) oder giebt unter dem Titel „Das Wesen des Dichters nach Goethes Erfahrung" (Der Tag 357, 358) Beiträge zur Psychologie des dichterischen Schaffens, seiner Unbewußtheit und seiner Verwandtschaft mit dem Wahnsinn. Auch die erste Besprechung des neuen Bandes von Goethe-Briefen, der in der weimarischen Ausgabe als Band 22 kürzlich erschien, rührt aus dieser Feder her (Frankf. Ztg. 238). — Max Kalbeck teilt „Aus Goethes Theater-Archiv" einiges mit, nämlich einen Kanzlei-Briefwechsel mit dem Schauspieler-Ehepaar Hasloch über dessen beabsichtigtes Gastspiel in Weimar (Neues Wien. Tgbl. 234). — Dr. Otto Heuer (Frankfurt) benutzt den Goethe-Tag, um für Frau Lise von Türckheim, die einstige „Lili", eine Lanze zu brechen und zu zeigen, daß man ihr zu Unrecht Oberflächlichkeit und Kokketerie nachgesagt habe (Frkf. Ztg. 241).

Auch Goethe-Gegner meldeten sich zum Wort. Zwar wird man über das Pamphletchen, das ein Mitarbeiter der ultramontanen wiener „Reichspost" (196) dem verhaßten Toten in der üblichen Tonart („ein Schänder der Dichterwürde") anhängt, zur Tagesordnung übergehen und es nur als Symptom vermerken. Anderer Beachtung dagegen ist ein Artikel von protestantisch-theologischer Seite wert, den die Beilage zur „Allg. Ztg." (180) zum Abdruck brachte: „Goethe und der Typus des germanischen Genius" von Leopold Ziegler (Karlsruhe). Der Verfasser will zeigen, daß man Goethes Weltanschauung, die nur zu seiner eigenen Zeit historische Berechtigung hatte, in unsinniger Weise überschätze, wenn man sie zu „normativer Bedeutsamkeit" emporschraube. „Diese Mischung von gefühlsmäßigem Pantheismus und metaphysischem Indifferentismus nach Goethes Beispiel ist zu sehr Gemeingut des gebildeten Deutschland geworden, als daß hiergegen nicht im Sinne einer ernsteren Auffassung des religiösen Problems Einspruch zu erheben wäre," vor allem gegen die Leugnung eines absoluten Weltzwecks zugunsten der Vervollkommnung des Menschen. „Mit Goethe gewann zum ersten Male ein Gedanke Einfluß, der bisher dem Germanen so ferne lag, wie dem nordischen Mystiker die griechische Plastik: es war derjenige der Verästherisierung des Lebens," der Gedanke, den dann Nietzsche bis zur äußersten Konsequenz entwickelt hat. Was daraus folgen soll, faßt Ziegler in die Sätze zusammen: „An der Verästheisierung der Lebenswerke war Griechenland zugrunde gegangen. Notwendig folgert aus diesem Prinzip auch unser eigener Untergang, wenn wir nicht das langsame Narkotikum dieser Weltanschauung energisch bekämpfen. Weit entfernt, daß hier die Gesinnung eines echten Germanen zu uns spricht, ist es vielmehr die Weltanschauung eines Aufklärungsmenschen, der aus der Not seiner Epoche die Tugend einer toleranten, alle Gegensätze der Rasse, Religionen und Lebenskategorien zu überwinden trachtenden Nonchalance zu machen suchte, was man dann später geschmackvoll die Ruhe des Olympiers genannt hat. Wollten wir uns die Ruhe und die antike Heiterkeit des passiv Schauenden, des Physikers im weitesten Sinne zu eigen machen, so könnten wir dies nur, indem wir selbst alle diejenigen Triebkräfte unserer Seele verleugneten, durch die unsere Individualität als Nation und als Rasse so unvergleichlich hervorragte aus der Gesamtheit der anderen. Denn der Individualismus Goethes ist nichts anderes, als der Verzicht auf die konsequente Durchbildung der uns eigentümlichen Anlagen zu einer nationalen Metaphysik, zu einer autonomen Sittlichkeit, zu einer rückhaltlosen Hingabe an einen universellen Zweck. Mit anderen Worten: Goethes Individualismus vernichtet die Individualität unseres Volkes, weil er inhaltlich bestimmt ist durch ein uns zeitlich und qualitativ fremdes Vorbild: den Bildungsmenschen der Aufklärung nach griechischem Muster."

* *

Wird hier ein scharfer Protest gegen den Ruf „Mehr Goethe!" laut, so gab die mit dem Goethetag fast gleichzeitige Wiederkehr von Nietzsches Todestag den Anlaß zu der Forderung „Mehr Nietzsche!", die einem Aufsatze von Dr. E. G—r (Wien. Allg. Ztg. 7038) als Ueberschrift dient. Es soll, verlangt der Verfasser, weniger über Nietzsche und mehr Nietzsche selbst gelesen werden, damit der Laie wenigstens dem „bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit an sein Ohr dringenden Worte Uebermensch' nicht mehr mit jener rührenden Unbefangenheit und empfrenden Ignoranz gegenüberstehe, welche heutzutage selbst wirklich Gebildete an den Tag legen, die dem Drange nicht widerstehen können, auf der Basis dieses populären mißverstandenen Wortes heimtückische Angriffe auf den größten Philosophen des Jahrhunderts-Endes zu wagen". — Dieses populäre, mißverstandene Wort nimmt ein Artikel entgegengesetzter Richtung von Hugo Ganz („Uebermensch oder Gentleman?", N. Fr. Pr. 13289) aufs Korn, um nach einer neunspaltigen Uebersicht über Nietzsches Lehre zu dem Schluß zu kommen, daß „seine moralischen Maximen nicht auf

Digitized by Google

das tägliche Leben anwendbar" seien und auf einem Mißverständnis beruhten. Denn die Skrupellosigkeit der Großen (Napoleon, Bismarck), die sich der künstige Uebermensch zum Vorbild nehmen solle, sei nicht Mangel an Verantwortungsgefühl, sondern höchstes Bewußtsein der Verantwortung. Für uns Durchschnittsmenschen aber sei dieses Ideal nicht zu verwenden, unser Ideal sei der „Gentleman" oder das, was Goethe mit den Attributen „edel, hilfreich und gut" umschrieben habe. „Es sind am letzten Ende die groben, unseinen Instinkte der neuen Gesellschaft, der „freigelassenen", die heute eine Vergötterung gerade des Nietzsche-Zarathustra, des kreischenden, lallenden Paralytikers, möglich machen. Aus dieser widerwärtigen Atmosphäre, aus dem Karstgebiete tosender Zentaurenleidenschaft giebt es nur einen Ausweg zu den Gefilden schöner Menschlichkeit, und der führt rückwärts über Weimar und Goethe." Also hier wieder: mehr Goethe! — Von sonstigen Nietzsche-Beiträgen sei ein Feuilleton über die kürzlich erschienenen beiden Nachlaßbände (von Kurt Walter Goldschmidt, Bresl. Ztg. 580) und ein solches über Lou Andreas-Salomé erwähnt (Sonn- und Mont.-Ztg., Wien, 34), das die persönlichen Beziehungen dieser Schriftstellerin zu Nietzsche behandelt.

* * *

Ueber den „Gegenwartswert der Hamburgischen Dramaturgie" Lessings für den Schulunterricht hat jüngst Prof. Friedrich Seiler eine kleine Schrift erscheinen lassen (Berlin, Weidmann), die diesen Wert verneint. Dem tritt Ernst Consentius (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 35) entgegen und meint, daß wenig darauf ankomme, ob Teile der Dramaturgie veraltet seien, wichtig sei vor allem, daß — wie Riehl gelegentlich bemerkt hat — das Studium von Lessings Stil ein verjüngendes Stahlbad bedeute. — Ein anderer Lessingbeitrag des gleichen Verfassers („Lessing-Anekroen"; Tägl. Rdsch., Unterh.-Bl. 192) beschäftigt sich mit des Dichters kleinen anakreontischen Liedern aus der leipziger Studentenzeit. — An anderer Stelle (Wien. Tgbl. 224) widmet Dr. Friedrich E. Hirsch dem winzigen, nur 5 Zeilen umfassenden Fragment „Der Dorfjunker", das sich ehedem im Nachlasse Lessings gefunnden hat, eine ganze Studie, um zu erweisen, daß Lessing als Erster seiner Zeit sich mit der Absicht getragen habe, wirkliche Bauern in die Litteratur einzuführen, im Gegensatze zu der konventionellen Schäferpoesie der vorangehenden Epoche. — „Ein vergessener Dichter" aus Lessings Jahrhundert, der Philosoph und Aesthetiker Karl Heinrich Heydenreich (1764—1801) wird von Dr. Heinrich Kleng (Leipz. N. Nachr., Mont.-Beil. 33) aus dem Grabe heraufbeschworen. Schubart hielt große Stücke auf ihn, wie ein Briefzitat beweist, desto weniger die Großen von Weimar, die ihn durch das „Klingklang" betitelte Xenion (Nr. 122) verewigten:

„In der Dichtkunst hat er mit Worten herzlos geklingelt,
In der Philosophie treibt er es pfäffisch so fort."

— Für Heinrich Heine nimmt Max Kalbeck („Heine und Wagner", N. Wien. Tgbl. 228) die dichterische Idee zu Wagners „Fliegendem Holländer" in Anspruch, die Heine zuerst in den „Reisebildern" (1827) erwähnt und dann in den „Memoiren des Herrn v. Schnabelewopski" nach einem vorgeblich in Amsterdam gesehenen Theaterstück*) ausführlich und ganz so erzählt, wie sie Wagner in seinem Textbuch verarbeitet hat. Wagner hat in seiner 1842 in Laubes „Zeitung für die elegante Welt" erschienenen autobiographischen Skizze selbst erzählt, daß er sich s. Zt. in Paris mit Heine wegen des Opernstoffs, d. h. wegen dessen Ueberlassung, „verständigt" habe und geschrieben: „Besonders die von Heine erfundene, erst dramatische Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Ozeans gab mir alles an die Hand, diese Sage zu einem Opernterte zu benutzen." Als er dann 1871 den Aufsatz in seine „Gesammelten Schriften" aufnahm, änderte Wagner diese Stelle dahin: „Besonders die von Heine einem holländischen Stücke gleichen Titels entnommene Behandlung u. s. w." (Alle diese Dinge sind übrigens in Ernst Cisters Einleitung zum 4. Band seiner Heine-Ausgabe längst zu lesen. D. Red.) Kalbeck hält es für wahrscheinlich genug, daß Wagner außerdem sowohl den Tannhäuser- als den Lohengrin-Stoff zuerst aus den von ihm einst verehrten Schriften Heines kennen gelernt habe. — Die Beziehungen Varnhagens zu Ludwig Börne beleuchtet Gustav Karpeles (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 35); er teilt u. a. einen noch ungedruckten Brief Varnhagens mit, worin Börne „ein eitler, erzeitler Geck und außer dem Witz und Humor, den er seinem Stamm dankt, ein höchst beschränkter Mensch" genannt wird. — Die schon erwähnte Publikation von Briefen Heinrich Laubes an Emil Devrient wird mit einigen weiteren Briefen über die Erstaufführungen der „Karlsschüler" und „Struensee" abgeschlossen (H. H. Houben; N. Fr. Pr. 13283). — Die Nachricht, daß das Kernerhaus in Weinsberg in seiner jetzigen Gestalt gefährdet sei (s. unten Sp. 1732), hat mehrere Zeitungsartikel hervorgerufen (Th. Göner im Stuttg. Beobachter 201 u. anderm), von denen die mit Kerner-Anekdoten durchsetzten Erinnerungen Wilhelm Lauses (Nordd. Allg. Ztg. 195) hervorgehoben seien.

*) Was jedoch eine Fiktion des Dichters war. Vgl. Ernst Pasqué, „Der fliegende Holländer" in „Nord und Süd" 1884, 30. Bd. S. 121 f.

* * *

Der umfänglichste litterarhistorische Beitrag der letzten Wochen war eine biographisch-kritische Studie über „L. A. Klein als berliner Journalist" von Prof. Wilhelm Bey (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 31, 32, 33, 34, 35). Julius Leopold Klein (1810—1876) ist der heutigen Generation nur noch als Verfasser der bis auf 13 Bände gediehenen „Geschichte des Dramas" bekannt. Die Wenigsten wissen, daß er viele Jahre lang Berlins einflußreichster Kritiker, und daß er auch ein Dramatiker war, der auf shakspearischen Spuren ging und dessen Stücke zum Teil von Zeitgenossen denen Hebbels zur Seite gestellt wurden. (Auch Max Koch in seiner deutschen Litteraturgeschichte bemerkt, daß Klein als Dramatiker noch nicht die gebührende Beachtung gefunden habe, und schätzt mindestens seine „Zenobia" höher ein als die Römerdramen Wilbrandts.) Seine Heimat ist Ungarn, wo er als Sohn südlicher Eltern zur Welt kam. Er war ein ungemein frühreifes Kind und bezog schon mit fünfzehn Jahren die Universität Wien, wo er zunächst zum Dr. phil. promovierte, dann zum Dr. jur. und zuletzt zum Dr. med. In der Zwischenzeit trat er zum Katholizismus über und war als Hauslehrer in österreichischen Adelsfamilien thätig. Zeitweilig war er der preußischen Gesandtschaft in Athen als Arzt und Hellenist — sein Sprachtalent war bedeutend — beigegeben, reiste dann in Italien und wandte sich Ende der Dreißigerjahre der journalistischen Laufbahn zu, in der er sich zunächst als kritischer Gegner des Jungen Deutschland bemerkbar machte. Um 1840 herum begann seine Thätigkeit als Dramatiker mit einer Trilogie „Maria von Medici", „Luynes", „Richelieu" (von denen das dritte erst dreißig Jahre später auf Wunsch König Ludwigs II. von Bayern zur Aufführung gelangte). Aufgeführt wurden die beiden ersteingenannten Stücke nicht, wohl aber das nächste, die „Zenobia", das es jedoch nicht über die einmalige Aufführung am berliner Schauspielhause brachte, weil man darin eine Kritik der Regierungspolitik sehen wollte und eine königliche Ordre die Wiederholung verbot. Aehnliches Unglück hatte Klein mit seinem Lustspiel „Die Herzogin", das das Verhältnis der Lavalliere zu Ludwig XIV. behandelte: es wurde im unruhigen Sommer 1848 aufgeführt und erregte bei dem unzufriedenen Publikum des königl. Schauspielhauses, das großenteils aus Bürgerwehren, Arbeitern, Studenten u. s. w. bestand, einen solchen Skandal, daß es nicht zu Ende gespielt werden konnte. Ein anderes Stück, „Der Schützling", hielt sich in Hamburg eine Weile auf dem Repertoire, durfte jedoch in Berlin nicht aufgeführt werden, weil eine öster-

Digitized by Google

reichische Prinzessin darin eine etwas alberne Rolle spielte. Durch diese Mißerfolge sah sich Klein mehr und mehr auf die journalistische Erwerbsarbeit angewiesen: es ging ihm aber materiell so schlecht, daß er auch ordinäre Reporterarbeit verrichten mußte; erst in den letzten Jahren besserten sich seine Verhältnisse durch eine Ehrengabe des Königs von Bayern, eine Zuwendung der Schillerstiftung und das Honorar für seine Geschichte des Dramas. Rund zwanzig Jahre war er als Mitarbeiter und Herausgeber von Zeitschriften und Zeitungen in Berlin thätig und erfreute sich großer Beachtung beim Publikum, obwohl er es seinen Lesern nicht leicht machte und statt der heute üblichen kurzen Kritiken große, weitausholende Abhandlungen schrieb. Vor seinen journalistischen Kollegen zeichnete ihn schon seine ungewöhnlich tiefe und ausgebreitete Bildung aus, die ihm ermöglichte, über Litteratur so gut wie über Theater, Musik und bildende Kunst zu schreiben. Dabei war er bisweilen einseitig in seinem Urteil und ist z. B. neu auftretenden Größen, wie Richard Wagner, Otto Ludwig, Adolf Menzel nicht gerecht geworden. Auch das Junge Deutschland, speziell Gutzkow, verfolgte er, wie schon erwähnt, mit seinem Hasse. Seine Arbeitskraft war so enorm wie seine Fruchtbarkeit, und Wehe will ihn in dieser Hinsicht neben oder über Arbeitsriesen wie Balzac und Taine gestellt sehen. Seine ungewöhnliche dramaturgische Begabung erwies er besonders in zwei Abhandlungen „Ueber den Beleuchtungston in Shakspeares Dramen“ und „Ueber Freytags Technik des Dramas“, die in Oppenheims „Deutschen Jahrbüchern“ erschienen. Freytags Buch wird darin Punkt um Punkt abgelehnt.

* * *

Die moderne deutsche Litteratur kam in den Feuilletonspalten der Blätter diesmal fast gar nicht zu Wort, man müßte denn Theodor Storm, auf dessen Gedichte ein Aufsatz von Erich Schlaikjer von neuem hinweisen möchte (Die Hilfe, 33, 34), zu den Neueren rechnen. Auch Storms Landsmann, den Erzähler der Buchholzladen, Julius Stinde, dessen 60. Geburtstag ein Feuilleton von Eugen Isolani feiert (Berl. Ztg., 401), wird man dahin nicht eingruppieren können, ebensowenig wie Wilhelm Busch, den in seiner tieferen Bedeutung „als Philosoph“ W. Jänecke — besonders an „Eduards Traum“ — zu würdigen bestrebt ist (Hannov. Courier 23281, 331) oder den Possendichter Emil Pohl, dessen Tod Rudolf Presber zu einem sympathischen Erinnerungsartikel Anlaß gab (Frankf. Gen.-Anz. 197). — Derselbe Verfasser behandelt (ebenda 198) einige Erscheinungen der belletristischen Militärlitteratur, wie Rosenbergs „Bizefeldwebel Starke“ (der so merkwürdige Aehnlichkeiten mit dem Fall Krosigk in Gumbinnen aufweist, obwohl er ein Jahr früher geschrieben ist), und stellt den Militärhumor des Norddeutschen Freiherrn v. Schlicht dem des Oesterreichers Carl Baron Torresani, nicht zu des ersteren Vorteil, gegenüber. — Ueber Torresani erschien gleichzeitig eine besondere Studie von „Pierrot“ im „Tag“ (365, 366); eine andere über den deutsch-amerikanischen Dichter Robert Reitzel (über den auch hier demnächst ein Essai erscheinen soll. D. Red.) von Albert Weidner im „Zeitgeist“ (34).

* * *

Auf zwei in Deutschland so gut wie unbekannte Dichter des Auslandes wurde an verschiedenen Stellen aufmerksam gemacht: auf den Blamen Charles Henry de Coster (1827—1879) von Otto Schulhoff (Nat.-Ztg. 468, 70) und auf den Polen Alexander Graf Fredro (1793—1876) von Tadeusz Rittner (Wien. Fremdenbl. 232). Coster ist der Schöpfer der „Legende vom Ulenspiegel“, in der die Belgier ihre „nationale Bibel“ verehren. „Das Gedicht einer Rasse“ hat es Camille Lemonnier in seiner Grabrede auf Coster genannt. Der Held des Buches ist der Tyl Ulenspiegel des vlämischen Volksbuches, der zu Ende des 13. Jahrhunderts lebte und einem noch vorhandenen Grabstein zufolge teit 1301 in Demme bei Brügge begraben liegt. (Da auch in Mölln bei Lübeck ein Eulenspiegel-Grabstein existiert, der das Todesjahr 1350 aufweist, hat man geschlossen, daß es zwei Schelme dieses Namens, Vater und Sohn, gegeben habe.) Coster, der 1827 in München geboren wurde, wo sein Vater Intendant des päpstlichen Nuntius, eines Belgiers, war, hat zehn Jahr lang gründliche Vorarbeiten für sein Werk gemacht, Archive, Chroniken, Museen, Bibliotheken durchstöbert und das Volksleben studiert. In geschickter Weise versetzte er seinen Ulenspiegel in das 16. Jahrhundert und gewann dadurch den großen patriotischen Hintergrund des niederländischen Befreiungskampfes gegen Spanien. Das Werk selbst ist mit einer eigentümlichen melancholischen und visionären Stimmung übergossen, die selbst die übermütigsten, grotesk-realistischen Szenen bisweilen durchdringt. Es giebt nicht eine fortlaufende Erzählung, sondern setzt seine sehr ungleich langen Kapitel mosaikartig als abgeschlossene kleine Bilder nebeneinander. Durch langjähriges Studium von Rabelais und Montaigne hatte sich Coster die Sprache des 16. Jahrhunderts derart zu eigen gemacht, daß er sie als Meister handhabte. Das Werk erschien 1867 und hatte einen enthusiastischen Erfolg, jedoch vorläufig nur im kleinen Kreise, da es zunächst nur als teure Prachtausgabe mit einigen dreißig Radierungen vlämischer Meister, darunter Felicien Rops, in den Handel kam. Vorher schon hatte sich Coster durch sein „Légendes Flamandes“ (1858) bekannt gemacht, denen etwas später die „Contes Brabançonnes“ folgten. Seinem großen Werk zuliebe hatte er seine Anstellung am Staatsarchiv aufgegeben und geriet infolgedessen nach Aufzehrung seines kleinen Vermögens in materielle Bedrängnis, aus der ihn seine Anstellung als Professor der französischen Litteratur an der Kriegsschule nicht mehr retten konnte. Der Rest seines Lebens war „ein qualvolles Ringen von einem Zahlungstermin zum anderen“. In solchen trostlosen Verhältnissen starb er im Mai 1879. Nach seinem Tode wuchs seine Popularität rasch, und 1894 hat man ihm in Brüssel ein schönes Denkmal gesetzt, das die Hauptgestalten seiner Dichtung verewigt.

Wenige Jahre vorher war der „polnische Molière“ Graf Alexander Fredro in Lemberg gestorben, der mit dem Blamen wenigstens das gemeinsam hat, daß auch er auf seinem Gebiete die nationale Note zuerst kräftig anschlug. Er gilt als der Schöpfer des national-polnischen Lustspiels, nachdem bis dahin französischer Einfluß die polnische Lustspielbühne beherrscht hatte. Seine besten Komödien („Herr Geldhab“, „Damen und Husaren“, „Mädchenschwüre“, „Herr Jowialski“ u. a.) fallen etwa in die Zeit von 1820—35. Dann zog er sich, durch eine allzu schroffe Kritik verletzt, zurück und dichtete nur noch für sich; so kam es, daß nach seinem Tode (1876) nicht weniger als 15 fertige Lustspiele aus seinem Nachlaß herausgegeben und aufgeführt werden konnten. Sein Sohn Johann Alexander (1829—91) war ebensfalls ein fruchtbarer, aber minder bedeutender Lustspieldichter.

Von sonstigen Charakteristiken ausländischer Autoren erschienen solche über Maxim Gorki (von Georg Brandes, Budapester Tgbl. 229), Rudyard Kipling (von Georg Hermann; Rh.-Westf. Ztg. 694, 713), Leo Tolstoi (von Th. Achelis; Wien. Extrapost 1022). Mit Tolstois Lustspiel „Die Früchte der Bildung“ beschäftigt sich Alfred Klaar im „N. Wien. Tagbl.“ (229), mit Gustav Wieds Kleinstadtroman „Die leibhaftige Bosheit“ ein Feuilleton der „B. Allg. Ztg.“ (7028), mit Amalie Skrams Roman „Nachtwachs“ (vgl. unser vorletztes Heft) Th. Hergi in der „N. Fr. Pr.“ (13293). Als eine Vorläuferin Amalie Skrams, wie der nordischen Frauenbewegung überhaupt wird Fredrika Bremer (geb. 17. August 1801) anläßlich ihres Säkulartages (s. Sp. 1704, 1712) von Ernst Kreowski charakterisiert (N. Hamb. Ztg. 384). — G. A. Crüwell findet („Englische Romane“, N. Fr. Pr. 13283) den Roman „A second coming“ von Richard Marsh, der — ähnlich wie Kretzers „Gesicht Christi“ — Christus in der modernen Großstadt wandelnd zeigt, leidlich abgeschmackt, rühmt dagegen den unter den Hausbauern

Digitized by Google

um Michiganſee ſpielenden Roman „The increasing purpose“ des jungen Amerikaners James Lane Allen (Macmillan). — Die Thatſache, daß in Stratford neben Shakſperes Landhaus ein Garten angelegt wurde, in dem alle die etwa 300 Blumenſorten gepflegt werden, die in Shakſperes Werken vorkommen, hat einem Mitarbeiter der „Wien. Ztg.“ (188) Anlaß gegeben, eine Blumenleſe ſolcher Blumenſtellen aus den Dramen des Dichters zu veranſtalten. — Endlich ſei ein Artikel Eduard Engels über Charles Marelle, den Dichter des Kinderliederbuches „Le petit monde“ erwähnt, eines der wenigen Kinderbücher, die das daran auffallend arme Frankreich beſitzt. Marelle, ein ſeinfühliger Heine-Ueberſetzer, lebt ſeit einem Menſchenalter als franzöſiſcher Sprachlehrer mehrerer Hochſchulen in Berlin. *E.*

„Die deutſche Durchſchnittspreſſe.“ Von Adolf Bartels (Deutſche Welt 47). Klagen über die Senſations- und Generalanzeigerpreſſe und den Mangel an gebildeten, entſchieden nationalgeſinnten Journaliſten.

„Thereſe Huber.“ [L. Geiger.] Von Georg Brandes (Der Tag 271).

„Ein Skeptiker.“ [Mauthner, Beiträge z. e. Geſch. der Sprache.] Von Paul R. Cohmann (Berl. Tgbl. 429).

„Eine neue internationale Hilfsſprache.“ Von Ambros Erbſtein (Neue Fr. Preſſe 13294). La lingwe bleue und Esperanto werden als die Sprachen genannt, die als Weltſprachen in Betracht kommen (vgl. auch Sp. 625 f.).

„Das alte münchner Hoftheater und ſein erſter Leiter. Nach zeitgenöſſiſchen Urteilen.“ Von E. Felix (Münchener N. Nachr. 382). Citiert Briefe von Karl Riedbeck, einem auf litterariſchen Gebiet ſonſt nicht bekannt gewordenen Deutſchen, die von dem Hof- und Nationaltheater Karl Theodors und ſeinem Leiter, dem in „Dichtung und Wahrheit“ erwähnten Theobald M. Marchand (1741—1800) handeln.

„Ein neues Buch über Heinrich v. Kleiſt.“ [Reinhold Steig.] Von Karl Frenzel (Nat.-Ztg. 488).

„Schlagworte.“ [R. M. Meyer.] Von M. Garr (Wien. Tgbl. 284).

„Rudolf Haym †.“ Von Paul Holzhauſen (Voſſ. Ztg. 405). — Von Bernhard Suphan (Nat.-Ztg. 496).

„Byron.“ [Richard Ackermann.] Von Leon Kellner (N. Wien. Tgbl. 219).

„Erich Schmidts ‚Charakteriſtiken‘.“ Von Alfred Kerr (Der Tag 375).

„Ein franzöſiſcher Volksdichter“ (François Villon). Von S. Samoſch (Nat. Ztg. 482). Im Anſchluß an das Buch von Gaſton Paris; vgl. Sp. 1350, 1483.

„Karl Weinhold †.“ Von Franz Schulz (Voſſ. Ztg. 399).

„Das Problem der Weltſprache.“ Von Prof. Dr. Franz Streinz (N. Wiener Tgbl. 226).

„Exlibris.“ [Graf Leiningen-Weſterburg.] Von Eugen Zabel (National-Ztg. 478).

„Vorhang und Abſchluß.“ Von Dr. Martin Zickel (Der Tag 361).

„Deutſche und helleniſche Sagenſtoffe in Irland.“ Von Dr. Guſtav Zieler (Beil. zur Nordd. Allg. Ztg. 202—204). Längere Beſprechung einer Sammlung iriſcher Sagen und Märchen von Jeremiah Curtin („Myths and Folklore in Ireland.“ London 1889), aus der hervorgeht, daß das deutſche Volksmärchen vom Fiſchenputtel, die von Muſäus erzählte Geſchichte „Die Bücher der Chronika der drei Schweſtern“ und die Polyphem-Sage ſich bereits in altiriſchen Ueberlieferungen finden.

Echo der Zeitſchriften

Finländiſche Rundſchau. (Leipzig.) I, 3. Den finländiſchen Dichter Lars Stenbäck charakteriſiert ein Eſſai von Alpha. Stenbäck, der bedeutendſte geiſtliche Dichter Finlands im 19. Jahrhundert, wurde 1811 in der Landſchaft Oeſterbotten geboren, wo ſein Vater Pfarrer war. Da die Eltern des Dichters früh nach einem küſtenbezirk überſiedelten, deſſen Bevölkerung ſchwediſch ſprach, wurde das Schwediſche die Dichterſprache Stenbäcks. Schon auf der Univerſität Helſingfors, die er mit ſechzehn Jahren bezog, bethätigte ſich Stenbäck dichteriſch, vor allem aber widmete er ſich dem Studium der zeitgenöſſiſchen ſchwediſchen Dichter und der deutſchen Klaſſiker und Romantiker. Ein zweijähriger Aufenthalt an der Univerſität Upſala zeitigte einen Cyklus Gedichte („Wanderererinnerungen“), die an Uhland gemahnen und in denen der Dichter die Enttäuſchung ausdrückt, die ihm die ſchwediſche Litteratur und das ſchwediſche Leben bereitet hatten. Als Stenbäck 1834 wegen einer eigenmächtigen Handlung auf ein halbes Jahr von der Univerſität Helſingfors verwieſen wurde, begab er ſich nach ſeiner Heimat und wurde dort von der herrſchenden pietiſtiſchen Bewegung ſo mächtig ergriffen, daß er ſeine äſthetiſchen Studien aufgab und ſich ausſchließlich der Theologie widmete. Das Bekenntnis ſeiner religiöſen Ueberzeugung verwickelte ihn ſpäter in eine Polemik mit Runeberg, deſſen Weltanſchauung antike und chriſtliche Elemente zu verſchmelzen wußte. Stenbäck ſtarb 1870 als Landspfarrer. Seine Produktion umfaßt weltliche und religiöſe Gedichte, die ſich durch Klarheit und Formſchönheit auszeichnen. Das Thema ſeiner Dichtungen iſt der aufreibende Kampf gegen die Sünde, die Klage über den Verluſt jener Welt der Schönheit, die er vor ſeiner Erweckung geliebt, und der Friede, den er in der Religion gefunden hatte.

Die Frau. (Berlin), VIII, 12. Einen Gedenkartikel zum 100. Geburtstage der ſchwediſchen Romanſchriftſtellerin Fredrika Bremer (1801—1865) ſteuert Maria Raſſow bei. Die Romane der Bremer ſind heute faſt vollſtändig vergeſſen, aber eine bleibende Stellung nimmt ſie in der Geſchichte der ſchwediſchen Frauenbewegung ein. Sie kämpfte u. a. für die geſetzliche Mündigkeitserklärung der unverheirateten Frau, die in Schweden vordem ihr Leben lang unmündig blieb, und für die höhere Ausbildung ihrer Geſchlechtsgenoſſinnen (in ihrem Roman „Hertha“). In jüngſter Zeit iſt ihr Andenken in ihrer Heimat durch eine zweibändige Biographie erneuert worden, die die Schriftſtellerinnen S. Ahlberg-Adlerſparre und Sigrid Leijonhufvud zu Verfaſſerinnen hat (Stockholm 1896). — Ueber die Weibtypen bei den modernen franzöſiſchen Schriftſtellern ſpricht Anna Brunnemann („Die Frau im Spiegel der modernen franzöſiſchen Litteratur“; vgl. auch Sp. 1352 f.). Zola, der früher Frauen ſchuf, die an die Viſionen eines Felicien Rops erinnern, hat in der letzten Zeit das Ideal der kräftig geſunden, ſtändig Leben gebenden und Leben erhaltenden Mutter aufgeſtellt („Paris“, „Fécondité“). Die übrigen Naturaliſten, von den älteren Flaubert, von den jüngeren Mauopſant, Bourget u. a., zeichnen das moderne nervöſe, in vielen Fällen pathologiſch veranlagte Weib, das ſich ſelbſt und andere zerrüttet und ſchließlich am „désenchantement de l'amour“ zugrunde geht. Ibſens Anklage in der „Nora“ iſt faſt ganz verhallt, nur einige jüngere Autoren, wie Paul Hervieu („Les Tenailles“ und „La loi de l'homme“) und Jules Caſe („La vasalle“) treten für die feinfühligen Frauen ein, die an rohe und verſtändnisloſe Männer gefeſſelt ſind.

Die Nation. XVIII, 46. Den holländiſchen Lyriker Willem Kloos, der 1859 in Amſterdam geboren und ſeit 1885 Redakteur der Zeitſchrift „De Nieuwe Gids“ iſt, ſucht Otto Hauſer (Wien) durch eine Charakteriſtik und Ueberſetzungsproben ſeiner Werke einem deutſchen Leſerkreiſe näher zu bringen. Kloos iſt ein Hauptvertreter der individualiſtiſchen Lyrik und ſteht an der Spitze der jungholländiſchen Dichterſchule, die ſich um den „Nieuwe Gids“ geſchart hat (van Leeden, Gorter, Verwey, Couperus, Helene Swarth u. a.). Er iſt beſonders ein Meiſter des Sonetts und verrät auch darin den Einfluß, den er von ſeinem engliſchen Vorgänger Dante Gabriel Roſſetti empfangen hat. In ſeiner Ausdrucksweiſe iſt er ein Wortkünſtler und ein Freund von Antitheſen und Bildern, jedoch ohne die Phraſenhaftigkeit des alten estilo culto eines Gongora oder Marini. Es iſt die Richtung, die in Frankreich Mallarmé, in Deutſchland Stephan George eingeſchlagen haben. — Das „Einſt und Jetzt in der deutſchen Lyrik“ ſtellt

Digitized by Google

(in Nr. 47) Theodor v. Sosnosky hauptsächlich mit Bezug auf die Behandlung erotischer Dinge einander gegenüber. Durch Vergleichung einzelner Gedichtstellen soll gezeigt werden, wie Eichendorff — Goethe wird übergangen — um Liebe wirbt und wie Dehmel, wie Geibel seine Liebeswünsche äußert und wie Dörmann, und besonders, wie sich die Frauenlyrik in diesem Punkte entwickelt hat. Als besonderes Beispiel erotischer Verwegenheit wird Anna Ritter zitiert, und obwohl der Verfasser versichert, daß es für die ästhetische Beurteilung eines Gedichtes gleichgiltig bleibe, ob es ein Mann oder ein Weib verfaßt habe, meint er doch: „Es scheint mir unweiblich, zum mindesten überflüssig, wenn die Frauen ihre geheimsten Empfindungen nicht nur aussprechen und niederschreiben, sondern drucken lassen und damit sozusagen alle Welt einladen, Zuschauer ihrer seruellen Seelenkämpfe zu sein."

Die Rheinlande. (Düsseldorf.) I, 11. Landgerichtsrat Fritz Frank veröffentlicht die Konduitenlisten über das einstige litterarische Dreigestirn des düsseldorfer Landgerichts: Karl Immermann, den Kunsthistoriker Karl Schnaase und Friedrich v. Uechtritz; diese Listen wurden durch Zufall vor kurzem in einem Pult des Landgerichts aufgefunden. Immermann kam 1827 als Landgerichtsrat nach Düsseldorf, wo er als Vertreter des damals wenig beliebten preußischen Beamtentums von den Mitgliedern des Gerichts etwas mißtrauisch angesehen wurde, da diese vor der Franzosenzeit in kurkölnischen, kurtrierischen, pfälzischen Diensten gestanden, der französischen Republik oder dem allgewaltigen Kaiser gedient hatten und das Bewußtsein hegten, Träger der bestehenden Gedanken der Revolution zu sein. Dies kommt auch in dem ersten amtlichen Bericht über Immermann zum Ausdruck, der lautet: „Ein talentvoller, rascher und gewandter Geschäftsmann (Verdeutschung des französischen homme d'affaires, bedeutet: tüchtiger Praktiker), der gute Kenntnisse zu besitzen scheint. Seinen Instruktionen wäre zuweilen mehr Gründlichkeit zu wünschen. Ueber seinen Lebenswandel ist nichts Nachteiliges vorgekommen." Bereits im nächsten Jahre lautete die amtliche Kundgebung, in der auch seine dichterische Thätigkeit erwähnt wird, weit günstiger. Immermann schrieb zu dieser Zeit mehrere Lustspiele („Die Verkleidungen", „Die Schule der Frommen" u. a.) und sein „Tulifäntchen". Zu alledem gab ihm sein Amt Muße, da das rheinisch-französische Gerichtsverfahren den Richter wenig mit Schreibarbeiten belastete. Nur die Thätigkeit bei den sogenannten Assisen war für den Dichter eine gewaltige Plage, da die Sitzungen sich oft bis in die Nacht hinzogen. Die Bemühungen Immermanns um das Theater fanden keineswegs den vollen Beifall seiner Vorgesetzten. Solange es sich nur um Vorlesungen in den Künstlerkreisen, um die Liebhaberaufführungen am Hofe des Prinzen Friedrich u. a. handelte, nahm man keine Notiz davon. Doch als der Dichter energischer für die Hebung des Theaters eintrat, zeigten sich bei der Behörde bereits Bedenken. Der amtliche Bericht vom Jahre 1832 33 besagt in dieser Hinsicht: „Mit guten juristischen Kenntnissen . . . verbindet er andere Talente, die ihn der litterarischen Welt bekannt gemacht haben, und worüber er sich in seiner amtlichen Stellung vielleicht minder wohl fühlt." Als Immermann 1834 die Leitung des düsseldorfer Theaters in die Hand nahm, erhielt er ein Jahr Urlaub, aber seine Thätigkeit wurde keineswegs gebilligt. „Er führt jetzt," heißt es in dem Bericht von 1833/34, „mit einjährigem Urlaub die Direktion des hiesigen Theaters, was allerdings mit den Funktionen des Richters . . . sich nicht wohl vertragen dürfte und bei seinem etwa beabsichtigten Wiedereintritt zu erwägen wäre." Immermann kehrte trotzdem in sein richterliches Amt zurück und „erfüllte" — wie der amtliche Bericht von 1835/36 besagt — „seine Dienstpflichten gewissenhaft". — Im selben Heft charakterisiert W. Schäfer den Lyriker Carl Ferdinands, der bis jetzt nur ein Gedichtbändchen „Frauenlob" herausgegeben hat (vgl. LE 1, 1498 und II, 180), als begabten Dehmelschüler.

Westermanns Monatshefte. (Braunschweig.) September-heft. Eine ausführliche litterarische Würdigung Wilhelm Raabes giebt Harry Mayne. Als echter Humorist will Raabe von der künstlerischen Objektivität, die dem Dichter hinter seinem Werke verschwinden läßt, nichts wissen, er schreibt nicht, er spricht, er spielt mit der Form wie die Romantiker, er gefällt sich im Editorenstil, er verschmäht es nicht, auf die Werke anderer Dichter oder gar auf seine eigenen hinzuweisen, er läßt den Leser hinter die Koulissen sehen. Seine Stoffe kann man unter vier Rubriken bringen: das tagebuchartig angelegte Idyll, der große Roman, in dem das Idyllische vorwiegt, die historische Erzählung und die kleinere, meist humoristische Novelle. Der Boden, auf dem sich seine Erzählungen zumeist abspielen, ist das norddeutsche Binnenland zwischen der mittleren Elbe und der unteren Weser. Raabes litterarische Muster aufzusuchen, fällt nicht schwer; aber sein Bestes ist zugleich sein Eigenstes. Er hat von Jean Paul gelernt, mit dem er an Formlosigkeit wetteifert, er kennt und liebt Sterne und Oliver Goldsmith, er schätzt Dickens, Immermann und E. Th. A. Hoffmann. Sein „Hungerpastor" ist nicht unbeeinflußt geblieben von Goethes „Wilhelm Meister" und erinnert zuweilen an Freytags „Soll und Haben". Im einzelnen werden dann „Die Chronik der Sperlingsgasse", der „Hungerpastor" und der „Schüdderump" analysiert; von seinen historischen Erzählungen wird den kleineren Novellen der Vorzug gegeben, und unter diesen wieder der Novelle „Die schwarze Galeere" aus der Sammlung „Ferne Stimmen" und der Erzählung „Das letzte Recht", die Paul Heyse in seinen deutschen Novellenschatz aufgenommen hat. Alles in allem ist Raabe „der Dichter deutscher Tüchtigkeit, wie sie den Kern des deutschen Humors bildet, der freilich zuweilen auch wohl einmal dem Kleinlich-Spießbürgerlichen verfallen kann. Er ist daheim in der kleinen Stadt, sowohl in der des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wie in der unserer Tage." Seine Art ist nicht groß, aber er ist groß in ihr. „Er hat uns Werke seines Lebens geschenkt, nicht das Werk seines Lebens. Er ist uns nicht nur seinen ‚Faust' schuldig geblieben, sondern auch seinen ‚Onkel Bräsig'. . . . Sehr viele und besonders humoristische Typen hat er uns gezeigt, aber ein neuer Typus, der Typus Raabe, war nicht darunter, keine Person, die so, losgelöst von dem Verhältnis zu ihrem Schöpfer, in das Volksbewußtsein übergegangen wäre, die man gern citierte und kopierte." — Eine Studie über den englischen Dichter Algernon Charles Swinburne von Otto Hauser findet sich im selben Heft. Swinburne (geb. am 5. April 1837) wird als ein den Präraffaeliten durchaus verwandter Geist bezeichnet. Man müsse ihn neben Ruskin und D. G. Rossetti als den dritten nennen, der das Bedürfnis nach einer neuen Kunst in sich empfand und dabei die Kraft hatte, es in That umzusetzen. Swinburne tritt 1860 mit seinen beiden ersten Dramen („The Queen-mother" und „Rosamond") gleich als ein Fertiger vor das Publikum, und sein Drama „Atalanta in Calydon" (1865), das sich Goethes „Iphigenie" an die Seite stellen läßt, machte ihn mit einem Schlage berühmt. Der Dichter schuf dann auf dramatischem Gebiet noch eine Maria Stuart-Trilogie („Chastelard", 1865; „Bothwell", 1874 und „Mary Stuart", 1881), „Marino Faliero" (1885) und „The Sisters" (1892). Auf lyrischem Gebiet hat Swinburne nach einander drei Bände „Poems and Ballads" erscheinen lassen, deren erster vom Jahre 1866 ihn wegen der in England unerhörten glühenden Erotik berüchtigt machte. Den Tristan-Stoff behandelt „Tristram of Lyonesse" (1882) und eine Artus-Sage „The Tale of Balen" (1896). Neuerdings hat Swinburne noch die Lyrikbände „A Midsummer Holiday" (1884) und „Astrophel" (1894) herausgegeben.

Die Zeit. (Wien.) Nr. 357, 358. Eine Untersuchung des bekannten Islandforschers J. C. Poestion über die nordgermanischen Sprachen bezweckt, die vielfach herrschenden verschwommenen Vorstellungen von den

Digitized by Google

skandinavischen Sprachenverhältnissen zu klären. Ursprache ist das Altnordische, in dem die ältesten Lieder der Edda gedichtet sind, und das die Wikinger sprachen. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts entwickeln sich mehrere Sprachzweige oder Dialekte: Altisländisch, Altschwedisch, Altnorwegisch, Altdänisch. Das Altisländische ist die Sprache der jüngeren Edda und verfügt auch sonst über eine reiche klassische Litteratur (Sagas, Skaldendichtung). Von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts entwickelten sich dann im Dänischen, Schwedischen und Isländischen die gleichnamigen neunordischen Schriftsprachen. Das Norwegische hingegen war schon bald nach 1350 nicht mehr als Schriftsprache gebraucht worden, hauptsächlich infolge der Pest, die Norwegen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts heimsuchte und jede litterarische Thätigkeit plötzlich zum Stillstand brachte. An seine Stelle trat mehr und mehr das Dänische, das dann, nachdem Norwegen 1573 auch politisch an Dänemark angegliedert worden war, die offizielle Kirchen-, Schul- und Rechtsprache des Landes wurde. Die Umgangssprache Norwegens blieb jedoch, allerdings in viele Dialekte gespalten, auch weiterhin das Norwegische. Man ersieht daraus, worum es sich bei dem schon öfters in diesen Blättern erwähnten sogenannten Sprachenstreit in Norwegen handelt. Seit der Lostrennung Norwegens von Dänemark nämlich (1814) ist die in Norwegen übliche Schriftsprache in zunehmendem Maße in der Entwicklung vom Dänischen weg zum Norwegischen begriffen. Das Verhältnis beider Sprachen ähnelt dem zwischen Amerikanisch und Englisch oder zwischen Portugiesisch und Spanisch, d. h. die Unterschiede liegen weniger in der Schreibweise als in der Aussprache. Die jetzige Schriftsprache heißt Dansk-Norsk, d. h. dänisches Norwegisches und wird in klassischer Form durch Henrik Ibsen repräsentiert. Daneben existiert eine Litteratur in dem sogenannten landsmaal (d. h. Landessprache), die Ivar Aasen um die Mitte des Jahrhunderts aus den altertümlichsten Dialekten konstruierte und die von einer Anzahl von norwegischen Autoren, vor allem Arne Garborg, als Schriftsprache acceptiert wurde, auch in den Schulen einen Lehrgegenstand bildet, thatsächlich aber nicht gesprochen wird. Das heute allgemein gesprochene Norwegisch ist eine Mischsprache aus dem Dänischen und der alten einheimischen Volkssprache, die dem Schwedischen näher steht, als dem Dänischen. Die grammatikalischen Abweichungen vom Dänischen sind beträchtlich, und auch der Wortschatz enthält zahlreiche Worte, die das Dänische nicht kennt. In der schönen Litteratur, außer etwa der Lyrik (Drachmann) haben die Norweger die Dänen heute überflügelt, und das litterarische Interesse des Auslandes gilt heute von den skandinavischen Ländern zumeist Norwegen. Das Norwegische hat für den Ausländer noch den besonderen Vorzug, daß es leichter zu erlernen ist und durch seine Mittelstellung die Möglichkeit gewährt, sich mit Schweden und Dänen zu verständigen, während diese unter sich einander erst nach längerer Uebung verstehen*). — Erwähnt sei aus dem selben Heft (357) ein Beitrag zur Frauenfrage, „Die Erziehung zur Ehe" von Gabriele Reuter, der für eine vernünftigere Vorbereitung der Mädchen auf ihren Mutterberuf eintritt, und einige Bemerkungen Ernst Heilborns über Georg v. Ompteda (359) anläßlich seines jüngsten Romans „Monte Carlo". Ompteda wird hier als ein Moralist charakterisiert, der nur einen Maßstab, einen Lebenszweck kennt: die Arbeit. Sie sei ihm die Moral des Menschen, zu ihr rufe er den deutschen Adel auf. „Georg Freiherr v. Ompteda ist einer unserer bürgerlichsten Autoren."

*) Ueber die Zugehörigkeit der einzelnen skandinavischen Autoren zu den drei Nationen herrschen bei uns auch oft recht konfuse Meinungen. Es sei deshalb beiläufig einmal bemerkt, daß Ibsen, Björnson, Garborg, Hamsun, Jonas Lie norwegische, Strindberg, Hallström, Geijerstam, Werner v. Heidenstam, V. H. Wickfirsh, Ellen Key schwedische, Drachman, Carl Ewald, Hermann Bang, Gustav Wied, Henrik Pontoppidan dänische Autoren sind. Amalie Skram wünscht ausdrücklich zu Dänemark gezählt zu werden, wo sie wohnt, obwohl sie norwegischer Herkunft ist.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. (Leipzig.) XV, 8. Ein im Jahre 1894 von K. Kemmer (Wimpfen) gehaltener, hier veröffentlichter Vortrag beleuchtet „den Faustgedanken im Altertum". Als der echte Faust des alten Testaments wird der König Salomo bezeichnet, er sei gleichsam ein Faust auf dem Totenbette, bei dem der Zweifel an der Wahrheit und an der Möglichkeit der Erkenntnis einen melancholischen Lebensüberdruß erzeugt habe. Vollkommener noch als im „Koheler" ist der Faustgedanke im Buche Hiob enthalten. Hiob ist der selbstbewußte Mensch, der es verschmäht, etwas von der göttlichen Gnade zu erbitten; er begehrt nur, nach Verdienst und Würdigkeit gerichtet zu werden, und stellt sich so der Gottheit selbstgerecht und trotzend gegenüber. Als indischer Faust wird der büßende König Visvamitra in Anspruch genommen, bei dem ein unbegrenztes Streben nach Macht und Herrschaft zur Befriedigung der eigenen Wünsche zu Tage tritt. Visvamitra dringt bekanntlich durch die ungeheure Macht, die er infolge seiner Büßungen erlangt, die Götter zur Verzweiflung. Bei den Persern ist es die Gestalt des Königs Dschemschid, von dem Firdusi berichtet, die einige Aehnlichkeit mit Faust hat: Dschemschid wird zur Strafe für seine Vermessenheit von Sohak, dem bösen Geiste, verfolgt und zerrissen. Eine Faust verwandte Natur ist bei den Griechen Prometheus, dessen tragisches Geschick Aischylos in einer Trilogie behandelt hat; er hat auch den jungen Goethe zu seiner Fragment gebliebenen Dichtung angeregt, von der Verbindungsfäden zum „Faust" hinüberführen. Selbst die wirklichkeitsfreudigen Römer sind nicht ohne Beziehungen zu Faust: ihr Dichter Vergil wurde im Mittelalter zu einer Art Magus und Wunderthäter wie der Dr. Faust der alten Volksbücher.

„Fürstenschule" [Multatuli]. Von D. Bach (Die Neue Zeit, Stuttgart; XIX, 41). Vgl. unten Sp. 1728 ff.

„Laboremus." Von D. Bach (Die Neue Zeit, Stuttgart; XIX, 48).

„Clara Viebig und die Heimatkunst." Von Adolf Bartels (Deutsche Heimat, Berlin; IV, 47). Anläßlich des Novellenbandes „Die Rosenkranzjungfer".

„Die deutsche Frauenlyrik der Gegenwart." Von Hans Benzmann (Die Gegenwart, Berlin; XXX, 34).

„Otto Julius Bierbaums Lyrik" [Irrgarten der Liebe]. Von Hans Benzmann (Neue Bahnen, Wien; 1901, 16. Heft).

„Goethe als Freund und Gesellschafter." Von Dr. Wilh. Bode (Daheim, 44, 45).

„Zwei Dramen Björnsons über die Arbeit" [„Geographie und Liebe", „Laboremus"]. Von E. Brausewetter (Litterar. Warte, München; II, 10).

„Jacob Wassermann." Von Lothar Brieger (Mag. f. Litt., Berlin; 70, 32).

„Das Glaubensbekenntnis eines Weltkindes" [Rosegger, Mein Himmelreich]. Von Hermann Eiche (Die Gegenwart, Berlin; XXX, 34).

„Zu J. J. David." Von Karl Gruber (Deutsche Heimat, Berlin; IV, 46).

„Ein kleiner Beitrag zur Charakteristik der Ophelia." Von E. H. (Mag. f. Litt., Berlin; 70, 31). Polemisiert gegen Türk und Gregori (s. unten Sp. 1726) und meint, die Liebe zwischen Hamlet und Ophelia sei stark anfrichtig.

„Schlesische Litteraten. Ein geschichtlicher Ueberblick." Von H. Jantzen (Deutsche Zeitschrift, Berlin; XIV, 22.)

„Francis Bacons und Shaksperes Astrologie." Von Albert Knepfl (Wiener Rundschau; V, 16). Sowohl Bacon wie Shakspere waren Astrologen, und dieser Umstand soll die Annahme der Autorschaft Bacons für die Shakspere-Dramen verstärken.

„Jugendlitteratur." Von G. Mauerer (Die Neue Zeit, Stuttgart; XIX, 48). Regt eine Schrift an, die die Vorteile einer gesunden Jugendlitteratur darlegen solle, ohne Wolzogens „Elend der Jugendlitteratur" zu erwähnen.

„Kleine Heine-Studien." Von J. Kaiser (Oesch. Dicht. XXX, 11). Forts. der auf Sp. 1636 erwähnten Arbeit. Es soll nachgewiesen werden, daß man dem Buche Friedrich Steinmanns (H. Heine; Denkwürdigkeiten und Erlebnisse, Prag 1857) Unrecht gethan habe, als man die darin mitgeteilten Aufsätze und Gedichte Heines durchweg für Fälschungen erklärte. Demgegenüber meint der Herausgeber, K. E. Franzos,

Digitized by Google

daß Steinmann nach wie vor als Fälscher zu betrachten, wenn auch zuzugeben sei, daß sich unter dem, was Steinmann unter Heines Namen publizierte, auch Echtes befunden habe. Immerhin trifft ihn der Vorwurf der Fälschung nach Massens — noch nicht abgeschlossener — kritischer Untersuchung in einer weit geringeren Zahl von Fällen, als man bisher annahm. (Danach ist LE I, 381 zu berichtigen. D. Red.).

„Franz Grillparzer." Von Moriz Necker (Bühne und Welt, Berlin; III, 22). „Ihn plagte nicht die Angst vor dem Epigonentum, die so manchen zur paradoxen Originalitätssucht führte. Er ist in naturgemäßer Entwicklung den Weg fortgeschritten, auf dem die Klassiker zum teil stehen geblieben waren: den Weg des Individualismus. Er verkörpert in seiner Poesie bei aller Stärke seiner eigenen Persönlichkeit ein großes Stück der Kultur seiner eigenen Heimat Oesterreich ... Nirgends bei ihm wird man auf kleitische Uebertreibungen stoßen, nur freilich wünschte man sich etwas von kleitischer heiliger Wut bei dem anmutreichen, weichen, witzigen Oesterreicher zu finden."

„Wie Goethe aussah." Von Emil Rechert (Die Umschau, Frankfurt a. M.; V, 35).

„Bücher von eigenen Leben." Von Wilhelm v. Scholz (Der Lotse, Hamburg; I, 46). Bespricht die selbstbiographischen Bücher von Matilda von Meysenbug, Paul Heyse, Hermann Lingg und Ernst Wichert.

„Die Jugendschriftenfrage und die deutsch-österreichische Jugendlitteratur" [Moisl und Krausteng]. Von Josef Stibik (Neue Bahnen, Wien; 1901, 16. Heft).

„Die Erneuerung des Mythos" [Spitteler, Olympischer Frühling]. Von Otto Stoeßl (Die Wage IV, 34).

„Goethes Faust in der modernen französischen Kunst." Von Alexander Tille (Der Lotse, Hamburg; I, 47). Vgl. LE II, 636 und III, 55 u. 1057.

„Gabriele Annunzio." Von Anton Weis-Ulmenried (Die Gegenwart, Berlin; XXX, 33).

„Ein Besuch bei Frederi Mistral." Von Nikolaus Welter (Litterar. Warte, München; II, 6).

Echo des Auslandes

Englischer Brief.

August und September sind unsere toten Monate, in denen nichts von größerer Bedeutung veröffentlicht wird. Am interessantesten sind noch die litterarischen Notizen, die sich auf demnächst erscheinende Werke beziehen. So werden im Laufe des Herbstes die drei Ergänzungsbände zum „Dictionary of National Biography" mit tausend Artikeln bei Smith, Elder & Co. herauskommen. Etwa zweihundert davon haben zufällige Unterlassungssünden in den früher veröffentlichten Bänden gut zu machen oder Lücken in unserer Kolonialgeschichte auszufüllen. In der Hauptsache betrifft natürlich die Ergänzung diejenigen Personen, die ihren Tod zu lange hinausgeschoben hatten, um noch in das Hauptwerk aufgenommen zu werden. Der Tod der Königin Victoria beschloß eine wichtige Epoche der britischen Geschichte und war vom nationalen Standpunkt aus ein besserer historischer Grenzstein als das Ende des Jahrhunderts, mit dem er zeitlich benahe zusammenfiel. Demgemäß wurde das Gebiet weiter abgesteckt, so daß also der Sterbetag der Königin, der 22. Januar 1901, den äußersten Termin bildet. Mitten während der Vorbereitung zu diesen Ergänzungsbänden erlitt das Unternehmen durch den Tod von Mr. George Smith, dem Anreger und Besitzer, einen unersetzlichen Verlust. Einem allgemein ausgedrückten Wunsch zufolge hat der Herausgeber, Mr. Sidney Lee, an die Spitze des ersten Supplementbandes den Nekrolog des verdienten Mr. George Smith gestellt. Mr. Lee schreibt auch den Artikel über die königin Victoria. Unter den sonstigen Beiträgen sind erwähnenswert die über W. E. Gladstone und John Bright, Matthew Arnold und Prof. Huxley, Robert Browning und John Ruskin, die Historiker Freeman und Froude, die Maler Leighton und Millais.

Die ausgezeichnete Sammlung „English Men of Letters", der Studenten der Litteratur so viel verdanken, soll fortgesetzt werden (Macmillan). Zunächst sind in Aussicht genommen: Tennyson von Sir Alfred Lyall, Ruskin von Mr. Frederic Harrison und George Eliot von Mr. Leslie Stephen. — Der hübsche und bequeme „Temple Shaspore" im Verlage von Dent soll eine Zwillingsschwester erhalten in der „Temple Bibel". Es werden im ganzen 24 Bände werden, jeder von einem Gelehrten herausgegeben mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen. Alle Kontroversen werden sorgsam vermieden. — Professor Bradleys „Kommentar zu Tennysons „In Memoriam" wird sich hauptsächlich für ausländische Studenten nützlich erweisen. Er gibt nicht so sehr auf ästhetische Kritik wie auf erklärende Interpretation aus. Von einer anderen Seite giebt sich Mr. Pigon in „Browning als Religionslehrer". Er sieht in Browning nur den Philosophen und Theologen, statt sich zu erinnern, daß er in erster Linie Dichter und Dramatiker war. — Professor William Knights neues Buch „Varia. Studien über Probleme der Philosophie und Ethik" wendet sich an diejenigen, die eine Einführung in die Philosophie wünschen.

Mr. Anthony Hopes neuer Roman „Tristram of Blent" (Murray) enthält einige gut gesührte Charakterwandlungen, die dem Leser nicht unnatürlich oder unwahrscheinlich vorkommen, da sie die unerklärliche Unbeständigkeit der menschlichen Natur geschickt herausarbeiten und da sich die Pointe der Geschichte gegen die erbliche Exzentricität der Tristrams richtet. Der Dialog ist epigrammatisch, paradox und bisweilen angenehm humoristisch. Es handelt sich kurz um folgendes: Tristrom of Blent ist unehelicher Abkunft und ein Schwindler. Er und seine Mutter haben sich jahrelang zusammengesetzt, um das Geheimnis zu hüten, daß in ihm die Erbfolge zu sichern. Schließlich wird das betrügerische Gebäude nach vergweifelrschem Zaudern von ihm selbst zerstört, und das Gut geht auf die rechtmäßige Erbin über. Diese liebt Tristram, rafft sich auf, es ihm einzugestehen, und hofft, dadurch alles beizulegen. Er aber will sich nicht herablassen, die Erbin zu heiraten. Zum Schluß wird denn doch nach mannigfachem Hin und Her eine Lösung für die Schwierigkeit gefunden. Das Buch ist, wie sich von selbst versteht, glänzend geschrieben. In psychologischer Hinsicht hat Mr. Hope kaum je etwas besseres hervorgebracht.

Deutsche Leser seien besonders auf die Novellen Mr. Neil Munros hingewiesen. „John Splendid" enthält eine der intimsten und zartesten Darstellungen des keltischen Charakters, die wir kennen. Ohne viel Handlung ist es des Verfassers Bestreben, ein wunderliches, verschlagenes Temperament zu vergegenwärtigen mit besonderer Berücksichtigung des Landschaftlichen. In „Gillian, der Träumer" lernen wir einen Knaben von künstlerischer Veranlagung und keltischer Ungleichheit kennen; diese Novelle bedeutet einen Fortschritt über die vorige hinaus, da sie reicher in den Begebenheiten und der Charakterstrist ist. „Gerichtsschloß" ist die letzte und beste seiner Novellen. Er zeichnet darin das alte Leben des schottischen Hochlands zu der Zeit, da der Aufstand von 1745 eben niedergeschlagen worden ist. Manche seiner Figuren sind unvergeßlich, sodaß Mr. Munro unter den zeitgenössischen schottischen Romanciers einen ersten Rang einnimmt. Seine Bücher sind bei Blackwood & Sons erschienen.

Die Zeitschriften bieten in litterarischer Beziehung wieder wenig Nennenswertes. Am netisten ist vielleicht der Aufsatz von Mr. Leslie Stephen in der „Monthly Review". „Zum Lobe der Fußtouren" bietet viel er autobiographische Schnitzel enthält. Mr. Stephen erzählt uns darin, daß er zuerst in die Geheimnisse und Freuden des Marschierens eingeweiht wurde, als er seinen Rucksack umschnallte und von Heidelberg aus eine Tour durch den Odenwald machte. Ruskin war es, der ihm die Liebe zur Bergwelt und das Verlangen, die Schneegipfel der Alpen zu besteigen, eingeflößt hatte

Digitized by Google

Er weist übrigens nach, daß die meisten der großen englischen Denker und Dichter eifrige Fußgänger waren. — „Literature“ giebt jetzt eine Reihe von Porträts englischer und ausländischer Litteraturgrößen heraus mit Würdigungen aus der Feder angesehener Kritiker. Von den Ausländern waren bis jetzt: Pierre Loti, Victor Hugo (in der Beleuchtung Paul Bourgets) und Ibsen vertreten.

Mr. Pinero arbeitet langsam, aber wir sind froh, berichten zu können, daß das Stück, mit dem er nahezu zwei Jahre beschäftigt war, das Hauptereignis der Herbstsaison sein wird. Neuesten Blättermeldungen zufolge führt es den Titel „Isis“. — Mr. Stephen Phillips „Paolo und Francesca“, dessen Aufführung so lange geplant war, wird nun für Januar von George Alexander am St. James's Theater versprochen. Es heißt, Mr. Phillips schreibe ein Stück, das die Jungfrau von Orleans zur Heldin hat. — Ob die Dramatisierung von Thackerays „Jahrmarkt des Lebens“, nach der Heldin „Becky Sharp“ benannt, großen Erfolg haben wird, ist zweifelhaft, denn man weiß nur zu gut, daß solche Schneiderkunststücke in den seltensten Fällen 99 Pfund wiegen. Auch Rudyard Kiplings „Dschungelbuch“ soll diesem Schicksal nicht entgehen; es soll den Stoff zu einer Weihnachtspantomime liefern, was sich gewiß ein Bühnoll ausgedacht hat. — Die „Elizabethan Stage Society“, der alle Freunde des litterarischen Dramas zu höchstem Dank verpflichtet sind, hat neuerdings wieder zwei ausgezeichnete Aufführungen herausgebracht: die alte Moralität „Everyman“ und „Das Opfer Isaacs“ aus den Chester-Mysterien. Die seltsame Allegorie des „Everyman“, den alle Freunde in der Not verlassen — nur „Gutthat“ folgt ihm zum Grabe —, und das rohe, primitive Pathos sowie der fast kindliche Dialog der Geschichte von Abraham und Isaac waren selbst für eine moderne Zuhörerschaft nicht unerfreulich; die altehrwürdige Architektur des Karthäuserklosters, in dessen Hof die Vorstellung stattfand, gab einen stimmungsvollen Hintergrund ab.

London. *Elizabeth Lee.*

Schwedischer Brief.

Verschiedene Vertreterinnen unseres litterarischen Frauenrechtlertums haben den sommerlichen Burgfrieden durch mehrere bemerkenswerte Veröffentlichungen unterbrochen. Auf erzählendem Gebiete trat die neuerdings auch in Deutschland eingeführte Verfasserin Anna Wahlenberg mit ihrem jüngsten Roman „Med lyftad vinge“ (Mit gehobenen Schwingen) an die Oeffentlichkeit. Die früheren Arbeiten der Dichterin bewiesen, daß sie über ein hübsches Fabuliertalent und ein ausgeprägtes Gefühl für die künstlerisch abgeklärte Form verfügt. Die neue Erzählung läßt jenes anerkennende Zeugnis nur mit starker Begrenzung zu. Nebenfiguren und Episoden sind wohlgelungen, Stil und Ausdrucksweise sind im allgemeinen auf jenen eleganten, flüssigen Ton gestimmt, den wir an den älteren Werken der Dichterin mit Recht schätzen lernten. In der Hauptsache freilich hapert es bedenklich: der innere Aufbau der Erzählung ist erkünstelt, die Seelenanalyse der weiblichen Hauptfigur zeigt ein krankhaftes Zerrbild, dessen Schicksalsgänge auch den kritisch unbefangensten Leser nicht in Mitleidenschaft ziehen können. „Med lyftad vinge“ ist eine tendenziöse Anklage gegen die doppelte Moral der Geschlechter. Sie verteidigt das Recht der Frau, den Mann um seiner kleinen gesellschaftlichen „Gelegenheitssünden“ willen moralisch abzuthun, während der Frau als höher geborenen, zarter und „menschlicher“ empfindenden Wesen vorbehalten bleibt, sich ihr Leben nach den bekannten „großen Gesichtspunkten“ feibstherrlich einzurichten. — Auf eine gleich polemisch-agressive Tonart angelegt ist eine zweite Veröffentlichung der letzten Wochen: „Marta“, die neueste Erzählung von Hilda Sachs. Auch hier ist die Heldin eine junge, intelligente und vor allen Dingen ehrgeizige Gesellschaftspuppe, die sich mit Leib und Seele in den Dienst der weiblichen Freiheitsidee stellt, später einem braven Manne die Hand reicht, um diesem nach mehrjähriger glücklicher Ehe aus Nora redividva aus Langerweile davonzulaufen. Der Genuß der wiedererlangten „Freiheit“, in der sie sich — nach der Verfasserin eigenen Worten — „voll und ganz“ wird ausleben können, behagt ihr jedoch nicht, und sie stellt ihrem hochherzigen Gatten anheim, ihre frühere Verbindung in der Weise fortzusetzen, daß sie ihre alten Rechte als Gattin und Mutter gegen die „modernern“ Ansprüche als — „freie Liebhaberin“ austauscht. Man sieht, die weiblichen Vertreter und Vorkämpfer der Frauenfrage sind nicht darum verlegen, für ihr Problem im Handumdrehen die passende Lösung zu finden. Schlimm nur, daß diese Art Tendenzmache geradezu infizierend auf einen großen Teil unseres jüngeren weiblichen Litteraturnachwuchses einwirkt!

Von dem in Deutschland lebenden Ola Hansson ist kürzlich nach einer längeren Zwischenpause wieder einmal eine schwedische Originalerzählung erschienen. „Före Giftermacht“ (Vor der Hochzeit) schildert die Schicksale und Abenteuer eines „vierblättrigen Kleeblatts“ gründlich verbummelter akademischer Lebemänner, die in der idyllischen Musenstadt Lund ihr Dasein zwischen studentischen Saufgelagen und fataler Wechsel-Reiterei hindringen, um schließlich ihr endgiltiges Geschick auf die Heiratskarte zu setzen. Das Buch ist unterhaltend und mit einigen dramatischen Effekt geschrieben, das Lokalkolorit — wie bei den meisten von Hanssons südschwedischen Schilderungen — außerordentlich naturgetreu festgehalten. Beträchtliche Ausstellungen hat die hiesige Presse dahingegen — übrigens mit voller Berechtigung — gegen die spezifisch hanssonschen Sprachwendungen geltend gemacht. Die diphthongenreiche Mundart Schonens, in der der Verfasser als geborener „Skåning“ brilliert, erscheint hier mit allerlei dänischen, hochschwedischen, hoch- und plattdeutschen Flosseln verbrämt, die für den sprachlich feinfühligen Leser nichts Anziehendes haben können. Ein stockholmer Blatt hat dem Dichter daraufhin denn auch mit dem spöttischen Vorschlage aufgewartet, er möge seine künftigen Arbeiten vor ihrer Drucklegung lieber gleich ins — Schwedische übersetzen lassen . . .

Aus der periodischen Litteratur seien einige Beiträge erwähnt. Im Heft 8 der Zeitschrift „Varia“ beschäftigt sich Gabrielle Ringertz mit den kulturhistorischen Festspielen in Visby, die als Eröffnungsstücke eine nachgelassene Dichtung von Zacharias Topelius: „Santa Maria“ brachten. Die Verfasserin billigt zwar den künstlerischen Grundgedanken der Visby-Spiele, hegt aber im übrigen, in Uebereinstimmung mit den maßgebenden Organen der Tagespresse, die Ansicht, daß es zur wirksamen Erfassung jenes weitangelegten Planes im gegenwärtigen Augenblick sowohl in litterarischer wie bühnentechnischer Hinsicht den Unternehmern noch an wesentlichen Voraussetzungen gebreche. — In „Dagny“ (Heft 11) findet sich eine wohlwollende Würdigung der Schriftstellerin Cäcilia Bååth-Holmberg, Verfasserin der Erzählungen „Spillrost“ (1894), „Når sekiet var unget“ (1897), „I häfslernas hall“ (1899) und verschiedener historischer Spezialarbeiten. Dem Leben, Wirken und Wollen der Volksfreundin und Schriftstellerin Fredrika Bremer, deren 100jähriger Geburtstag am 17. August in weiten Kreisen des ganzen Nordens gefeiert wurde, widmet dieselbe Zeitschrift ein reich ausgestattetes Doppelheft (12/13).

Die Todeschronik der letzten Wochen hat einen schmerzlichen Verlust zu verzeichnen: Gunnar Wennerberg, der sangfrohe, humorvolle Dichter der „Gluntarne“, jenes akademischen Liederkyklus, der zu dem klassischen Besitztum aller skandinavischen Musensünger gehört, ist am 14. August auf seinem Landsitz Leckö unweit Lidköping im Alter von 84 Jahren gestorben (s. auch unter „Nachrichten“). Was einst der Name Carl Michael Bellmann für das hauptstädtische Künstleben an der Wende des 18. Jahrhunderts bedeutete: die gleiche

Digitized by Google

Geltung durfte der ehrwürdige Dichter der „Gluntarne“ als Sänger der lebensfrohen Universitätsstadt an der Fyrisau für sich in Anspruch nehmen. Wennerberg war kein Vielschreiber und Kolonnendichter, der seine Musenkinder nach Maßgabe des winkenden Mammons produzierte. Von dem jedoch, was sein dichterisches Können in weihevollen Augenblicken geschaffen hat, dürfte nur weniges dem Staube der Vergessenheit anheimfallen.

Stockholm. *Valfyr.*

Dänischer Brief.

Als ein bedeutsames, den gesamten dänischen Schriftstellerstand berührendes Ereignis ist zu verzeichnen, daß bei dem am 23. Juli d. J. vollzogenen Ministerwechsel zwei Repräsentanten der Journalistik in das neugebildete Ministerium berufen wurden: Viggo L. B. Hörup, Chefredakteur der Zeitung „Politiken“ (als Minister der öffentlichen Angelegenheiten) und Enevold Sörensen, Leiter des „Kolding Folkeblad“ (als Minister des Innern). Seit Hörups Eintritt in das Ministerium ist die Oberleitung von „Politiken“ von Dr. Edvard Brandes, dem Bruder Georgs, übernommen worden, nachdem dieser der Zeitung bereits seit Jahren ein geschätzter Mitarbeiter gewesen war.

Die jetzt verstrichene Litteratur-Saison hat uns noch einige besonders erfolgreiche und vielbeachtete belletristische Arbeiten gebracht. Dahin gehört vornehmlich Henrik Pontoppidans Roman „Det ideale Hjem“ (Die ideale Häuslichkeit), ein Buch, das gegen die bestehende Form der Ehe ins Feld zieht und die Verbindung zwischen Mann und Weib von jedem Zwange befreit wissen will. Wie in seinen früheren Büchern (Muld, Det forjættede Land etc.) zeigt sich Pontoppidan auch hier als ein Stilist ersten Ranges, und er hat die Erzählung mit so großer psychologischer Feinheit ausgestattet, daß selbst die entschiedensten Gegner der von ihm vertretenen freien Richtung die künstlerischen Vorzüge seiner Arbeit willig anerkennen. — Fast gleichzeitig mit diesem Buche erschien im goldendalschen Verlage Sven Langes neuer Roman „Hjärtets Gärninger“ (Die Thaten des Herzens), der ebensoviel lebhafte Anerkennung von der einen, als von der andern Seite lebhaften Protest hervorrief. Mit Geist und scharfer Beobachtungsgabe geschrieben, bietet die Erzählung ein lebensvolles, stellenweise reichlich realistisches Bild der modernen kopenhagener Gesellschaft und wurde demgemäß viel besprochen.

Einen noch größeren buchhändlerischen Erfolg, den der bisherige Absatz von 5 Auflagen erkennen läßt, bedeutete Gustav Wieds im selben Verlage erschienenes Buch „Det svage Kön“ (Das schwache Geschlecht). Es umfaßt vier kurze dramatische Episoden, Variationen über ein erotisches Thema, die in Adels-, Bürger-, Künstler- und Bauernkreisen spielen, und die in jedem dieser Stände herrschenden Anschauungen vom Verkehr der Geschlechter wiederspiegeln. Die schlichten Landbewohner sind zwar mit dem Mundwerk die derbsten, in sittlicher Hinsicht aber kommt der Adel am bösesten weg.

Ein getreueres und zuverlässigeres Bild aus dem Leben des heutigen dänischen Adels hat der, auch als dramatischen Verfasser bekannte Schriftsteller Valle Rosenkrantz in seinem letzten Roman „Hjörnö“ zu geben gewußt (Gyldendals Verlag). Man merkt es dem Autor an, daß er seines Stoffes sicher ist und eine genaue Kenntnis der Denk- und Ausdrucksweise der Aristokratie besitzt. Auch der erotische Teil der Erzählung ist sehr fein und dennoch mit sicherer Hand gezeichnet. — Endlich ist als eines der vielgelesenen Bücher dieses Jahres Zacharias Nielsens Roman: „Die Quellen“ zu nennen (Nordischer Verlag). Der beliebte Volksschriftsteller, der sich längst einen festen Leserkreis erworben hat, offenbart in seiner neuen Arbeit eine Frische, die nicht darauf schließen läßt, daß er zu der älteren Schriftstellergeneration gehört. — Auch P. E. Benzon hat in seinem Roman „Gerda Rossen“ eine Arbeit geliefert, die keiner seiner früheren Novellen („Schwefel“, „Das sechste Gebot“) nachsteht. Er schildert die Seelenkämpfe eines jungen Paares, das sich nicht angehören darf, nachdem es die Entdeckung gemacht hat, daß sie beide Kinder derselben Mutter sind. Der junge Mann wird dadurch dem moralischen Untergang zugeführt, während das Mädchen Seelenstärke genug besitzt, Trennung und Trübsal geduldig zu ertragen.

Von jüngeren Schriftstellern, denen die Gunst des dänischen Publikums sich im steigenden Maße zuzuwenden scheint, sind Ed. Egeberg und E. Söderberg zu nennen. Egeberg hat sich bereits durch eine Reihe freundlich aufgenommener Novellen bemerkbar gemacht (Ved Ödens Port, Helligbröde); auch in seiner letzten kurzen Erzählung: „Et Lernetslöb“ (Ein Lebenslauf), erfreut man sich der klaren, knappen Darstellungsweise. — Edvard Söderberg hat sein letztes Buch „Das tägliche Brot“ benannt. Sowohl in dieser, wie auch in einer früher erschienenen Arbeit „Gedichte der Straße“ (Gyldendal) führt er uns das Elend der niederen Gesellschaftsklassen vor Augen, in einer Art, die bisweilen an Zola erinnert. Leider entbehren diese düsteren Schilderungen fast jeglichen versöhnenden Elements.

Eine ganze Welt liegt zwischen diesen schlichten Alltagsbildern und den mit bewährter Kunst komponierten historischen Romanen Professor H. F. Ewalds. Sein letztes Buch „Lisbeth Torbensdatter“ ist jüngst zur Hochsommerzeit erschienen (Gyldendal). Es spielt im 15. Jahrhundert und schildert, wie der stattliche Junker Herlof aus dem Hause Goye um das stolze Edelfräulein Lisbeth Torbensdatter wirbt, die ihres hohen Liebreizes wegen in den damaligen Hofkreisen „die Blume Dänemarks“ genannt wurde, und die dennoch auf den Glanz und die Pracht des Hofes verzichtet, um hinter stillen Klostermauern ihrer verratenen Liebe nachzutrauern. Die Erzählung hat alle Vorzüge aufzuweisen, die den Autor auch sonst auszuzeichnen pflegen: gründliche Beherrschung des historischen Stoffes, farbenreiche Darstellung und genaue Kenntnis der Zeit, ihrer Sitten und Gebräuche.

Dem deutschen Publikum bekannter, als H. F. Ewald ist sein Sohn Carl, der vor einigen Wochen das Publikum durch eine neue Gabe seines vielseitigen, schriftstellerischen Talentes erfreut. Carl Ewald hat sich bekanntlich auf verschiedenen Gebieten bewährt: außer seiner vortrefflichen, geschichtlichen Erzählung „Der Kinderkreuzzug“, liegt eine größere Anzahl Novellen vor, sowie eine Serie reizender Märchen, die zu dem besten zählen, was in dieser Art in Dänemark geschrieben wurde, außerdem zahlreiche kleinere, oft ganz kurze Skizzen launigen und gemütvollen Inhalts, die man gelegentlich in den deutschen Tagesblättern nachgedruckt findet. Sein neuestes Buch trägt den Titel „Forie“ (Nordischer Verlag). Es spielt in einem kleinen dänischen Seebad und enthält wieder viel Erfreuliches, namentlich in den Bildern aus dem Leben der schlichten Fischerbevölkerung, die Carl Ewald wie kein anderer hierzulande zu charakterisieren versteht.

Kopenhagen. *F. v. Krag.*

Finländischer Brief.

Unter den jüngsten Veröffentlichungen der „Finsk Tidskrift“ hat eine von Th. Rein verfaßte Studie über Friedrich Nietzsche zu angeregtem Meinungsaustausch in den hiesigen Schriftstellerkreisen Veranlassung gegeben, der schließlich in eine formelle Protestkundgebung auslief und von Rolf Lagerborg, einem beredten Anhänger unserer jungen Nietzsche-Gemeinde, in Heft 6 der genannten Zeitschrift veröffentlicht wurde. Rein nahm in seiner Studie den Standpunkt ein, daß im Widerspruch zu Nietzsches philosophischer Lehre „nirgends in der Welt das Prinzip einer zwiefachen Moral das menschliche Thun und Lassen bestimmen dürfe; daß vielmehr eine

Digitized by Google

allgemein maßgebende Sittenlehre, deren Gebote unbeschadet mannigfacher Modifikationen durch vorherrschende Zeit-, Kultur- und Gesellschafts-Zustände doch in allem Wesentlichen die gleichen bleiben, alleinigen Anspruch auf Geltung haben könne." Die Verschiedenheit der sittlichen Grundarome reiche keineswegs hin, um den Widerspruch gegen die objektive Giltigkeit der einheitlichen Sittenlehre bezw. deren unabhängige Stellung gegenüber individueller Willkürherrschaft im Sinne des deutschen Philosophen zu rechtfertigen. „Nietzsches Moraltheorie ist nichts anderes als ein dürftiges Kartenhaus, dessen Wände beim geringsten Windhauch haltlos in sich selbst zerfallen und zusammenstürzen müssen." — Gegen diese Schlußfolgerungen führt Rolf Lagerborg in seiner Nietzsche-Apologie die Thatsache ins Treffen, daß Nietzsche selbst gar kein abgeschlossenes philosophisches Lehrgebäude, sondern nur die Fragmente eines solchen geschaffen habe, aus deren Einzelheiten nicht ohne weiteres der Schluß gezogen werden dürfe, daß Nietzsches Morallehre schlechthin eine Art philosophischer Charlatanerie sei, wie es Th. Rein behaupte. Um über Nietzsches philosophische Grundanschauungen zu einem abschließenden Urteil zu gelangen, bedürfe es vor allem eines offenen, hingebungsfreudigen Sinnes, dem es darauf ankomme, sich vorurteilslos in Nietzsches Schriften und Persönlichkeit zu versenken. „Nur auf diese Art wird man zu einer gerechten Würdigung seiner Meisterthaten als Förderer der Aufklärung, als Erhirter und Stilkünstler gelangen, wird man unterscheiden lernen, wann der Schwärmer aus ihm spricht oder der prophetische Wahrheitskünder." — Emil Hasselblatt bietet in Heft 4 derselben Zeitschrift die Fortsetzung seiner schon früher an dieser Stelle erwähnten kritischen Betrachtungen über „moderne Dramatik". Der Verfasser beschäftigt sich diesmal hauptsächlich mit dem Wesen des Sagendramas, das eine wohlthätige Reaktion gegen den ausgesprochenen Realismus bedeute. Hauptmann habe mit seinem Traumgedicht „Hannele" den Uebergang zum eigentlichen Märchendrama vollzogen, wie es uns in der „Versunkenen Glocke", in Hallströms mittelalterlichen Ritterlegenden und den mystischen Phantasieen Maeterlincks entgegentrete. Eine scharf markierte Eigenart, die bei sämtlichen tonangebenden Größen der modernen Dramatik zum Ausdruck komme, lasse das Drama unserer Tage in seiner Eigenschaft als Schicksalstragödie erkennen. Das „Schicksal" liegt allerdings nicht mehr in den Händen persönlich wirkender Gewalten; an der letztern Stelle sind die systematisch geordneten Lehren der modernen Wissenschaft getreten, als deren Axiom die unerschütterlichen Gesetze des Lebens und der menschlichen Daseinsbedingungen gelten. Es ist das allgewaltig herrschende Grundgesetz der Kausalität, das die Menschen unter sein Joch zwingt und ihr Schicksal mit der Schonungslosigkeit eines unerbittlichen Naturprozesses vollzieht. — Die Lösung für diese, in gewissem Sinne fatalistische Grundstimmung ging ursprünglich von Zola aus, was u. a. aus der Vorrede erhellt, die er seinerzeit der Dramatisierung von „La Curée" mit auf den Weg gab. Am typischsten tritt das Walten des höheren gesetzmäßigen Naturzwanges bei Henrik Ibsen („Gespenster", „Frau vom Meer" u. a.), später bei Strindberg („Kolumbus" u. a.) hervor. Auch Hauptmann hat sich der Strömung nicht entziehen können, wie sein Johannes Vockerat in den „Einsamen Menschen" beweist. — Das gleiche Heft der Zeitschrift bringt unter der Ueberschrift: „Ein bemerkenswertes Debut" von Arvid Mörne eine ausführliche Besprechung von Volter Kilpis Erstlingsdichtung „Bathseba". Der Referent vertritt die Auffassung, daß hier die Arbeit eines echten und vielversprechenden Dichters vorliege, wenn schon gewisse Einzelheiten, insbesondere die häufig wiederkehrenden philosophischen Reflexionen, die der Verfasser dem jüdischen David in den Mund legt, ein stark „nietzscheanisches" Gepräge trügen. — Aus dem übrigen Inhalt des Hestes sei dann noch einer biographischen Studie über Rudolf Lindau gedacht, worin dieser als einer jener Uebergangstypen charakterisiert wird, die die Verbindungsreihe zwischen den Epigonen Goethes, Schillers und der Romantik einerseits und den pessimistisch-psychologischen Dichtern des „fin de siècle" andererseits herstellten. Rudolf Lindaus dichterische Bedeutung sei erst zu einem vergleichsweise späten Zeitpunkte erkannt worden, als sein jüngerer Bruder Paul schon den Zenith seiner Erfolge längst überschritten hatte.

Stockholm. *Dr. H. Hildebrandt.*

Griechischer Brief.

Von Kostis Palamas, dem bekannten, vortrefflichen Lyriker, ist diesmal eine Erzählung: „Des Burschen Tod" erschienen, eine alte Arbeit, die vor zehn Jahren einmal in einer Zeitschrift erschien, aber jetzt erst in den Buchhandel gelangt ist. Es handelt sich um einen Beinbruch, den ein junger Mann infolge eines Falles erlitten hat, und um den nervösen Eifer, mit dem der Kranke und seine Umgebung nach allen möglichen zwecklosen Mitteln greifen, von Pfuschern verderbliche Operationen vornehmen lassen, die Ratschläge der ernsteren Aerzte ungeduldig in den Wind schlagen, schließlich gar von Schwindlern durch einen magischen Hokuspokus die Heilung betreiben lassen, bis der junge Mann, der unter normalen Verhältnissen leicht hätte geheilt werden können, über der ganzen Hilfsaktion elend zu Grunde geht. In diese schlichte Geschichte hat Palamas die Seele seines Volkes zu bannen gewußt, denn wie man leicht errät, ist die Geschichte dieses Kranken die Tragödie des Neugriechentums selbst. Die Phantastik, die sich die möglichen Folgen des Unfalls in ungeheueren Schreckbildern ausmalt und doch andererseits auf jedes scheinbar nahende Heilmittel die überschwänglichsten Hoffnungen setzt, die Uebertriebenheit des Leidens, die ungeduldige Zappeligkeit und dann die Eitelkeit, die so groß ist, daß der sterbende Bursche, in der Ahnung seines nahenden Todes, sich im voraus von seiner Mutter und den Dorffrauen wie einen Toten beweinen läßt, um noch lebend die Freude an den Ehren zu genießen, die nach griechischer Sitte den Verstorbenen gewährt werden, — das alles ist so spezifisch griechisch, daß das Buch wohl nur von einem Einheimischen verstanden werden wird.

In ähnlicher Art wie Alexander Brody in Budapest, der seine Zeitschrift „Das weiße Buch" ganz allein mit Beiträgen versorgt, hat Jannos Wlachojannis, ein bekannter Erzähler und Lyriker, ein Blatt: „Die Propyläen" gegründet, das er auch selbst verlegt. Nicht Originalitätssucht, sondern ein starkes Stilempfinden, das das Zusammenerscheinen seiner eigenartigen Arbeiten mit denen verschiedener Richtungen und Abarten in einem Hefte für disharmonisch halten muß, ist wohl der Grund dafür, daß er die Mitarbeit an anderen Zeitschriften aufgegeben hat. Das Gebiet von Wlachojannis ist das griechische Volksleben; aber sein geistiges Profil hebt sich markiert und auffallend von denen aller anderen ab. Palamas, der als Lyriker den Eindruck eines pariser Schriftstellers macht und mit der Kultur der Franzosen vertraut ist, vertieft sich in die Seele des Volkes; die Erzählungen von Wlachojannis muten uns wie die Stimmen des Volkes selbst an, und noch mehr: sie erscheinen uns ursprünglich und unwüchsig wie die alten Volkslieder, und eine Größe der Konturen, das Merkmal alles nicht Erkünstelten, das sichere Zeichen des Erschaffenen und Geborenen ist ihnen eigen. Ein fernerer Grund, der Wlachojannis bewogen haben mag, seine Werke in dieser Form erscheinen zu lassen, ist wohl die Einsicht, daß für Griechenland die Zeit der Bücher noch nicht gekommen ist. Die Mannigfaltiges bietende Zeitschrift reizt dort mehr. Wir dürfen die „Propyläen" nicht als ein Journal betrachten, sondern als ein Sammelwerk, eine Lieferungsausgabe der Arbeiten des Dichters; deswegen sind auch die Hefte an keine bestimmten Zeitabstände gebunden. Novellen, Er-

Digitized by Google

zählungen, Gedichte, historische Aufsätze bilden den Inhalt; ferner: Sammlungen von noch unveröffentlichten Volksliedern und alte Briefe historischen Inhalts aus den Revolutionsjahren.

Unter den Zeitschriften des gewöhnlichen Typs, die besondere Beachtung verdienen, sind zunächst die „Panathenäen", luxuriös ausgestattete Blätter, für das bemittelere Publikum Athens bestimmt und dem Geschmack dieser Kreise angepaßt. Eine andere mehr litterarische für bestimmte Ideen eintretende und bestimmte Standpunkte verfechtende Zeitschrift ist die schon früher genannte „To Periodikon Mas" von Georgios Wokos, einem talentierten, geschickten und in den Dingen der Journalistik erfahrenen Schriftsteller, redigiert. In den Heften 8 und 11 des zweiten Jahrgangs (1900) finden wir u. a. einen Aufsatz über die „Deutsche Malerei", speziell über Böcklin, Lenbach, Menzel, Max Klinger. Im Heft 13 giebt Jannis Kambysis einen Ueberblick über Nietzsches Philosophie. Das erste Heft einer dritten neugegründeten Zeitschrift „Dionysos" liegt uns seit einigen Tagen vor. Herausgeber sind die eben genannte Jannis Kambysis und M. Chatzopoulos. Nach dem ersten Heft zu urteilen verspricht das Blatt das Beste. Die klangvollsten Namen findet man darin zur Mitarbeiterschaft vereint. Das Heft enthält u. a. eine Uebersetzung des goethischen „Prometheus" mit einer ausgezeichneten Einleitung über dieses Fragment und andere Uebertragungen aus dem Deutschen (Nietzsche, Novalis, Stefan George), ferner solche aus dem Norwegischen (Ibsen), Französischen von Georges Rodenbach, Verlaine, Remy de Gourmont, Francis Jammes, Villiers de l'Isle-Adam, Charles Guérin und dem französisch schreibenden griechischen Dichter Jean Moréas.

Berlin. *Dr. Julius Konst. von Hoesslin.*

Kurze Anzeigen

Allerhand Märchen.

Von **Wilhelm Holzamer** (Heppenheim a. d. B.).

1. Vom lieben Gott und Anderes. An Große für Kinder erzählt von Rainer Maria Rilke. Geschmückt von E. A. Weiß. Im Insel-Verlage Schulter & Loeffler, Berlin und Leipzig, Weihnachten 1900. M. 4,50.
2. Hallstätter Märchen. Von Susi Wallner, Wien, Wiener Verlag (Buchhandlung L. Rosner). 1900.
3. Aus Wald und Flur. Märchen für sinnige Leute von Elisabeth Gnauck-Kühne. Stuttgart und Wien, Jos. Rothsche Verlagshandlg. 1900. M. 1,80.
4. Schnabelweyse. Zeitmärchen von Ferdinand Wittenbauer. Wien 1901, Verlag von Carl Konegen. M. 2,50.
5. Vogelsang. Märchen aus dem Wienerwalde. Erzählt von W. A. Hammer. Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt. 122 S.
6. Weiße Nächte. Märchen von Robert Heymann. München 1901. Verlag „Frührot". 95 S.
7. Volkskönig. Drei deutsche Märchen von Hermann Rollau. Buchschmuck von Ida Glaus. Verlegt bei Richard Wöpke in Leipzig, Ende 1900. M. 1,50.
8. Ritter Ungestüm. Eine Geschichte erzählt von Alfred Walter Heymel. Im Insel-Verlage bei Schulter & Loeffler, Leipzig und Berlin, Weihnachten 1800. M. 3,—.
9. Neue Märchen. Eine Sammlung für Erwachsene von Emil Weber. Göttingen, Franz Wunder. M. 3,—.
10. Neue Märchen für die Jugend. Von Emil Weber. Göttingen, Franz Wunder. M. —,75.

Es werden heute verhältnismäßig viel Märchen geschrieben. Des Volkes Liebling ist anscheinend auch das der Dichter. Es mag sich eine gewisse Fabulierfreudigkeit darin ausdrücken, es mag mit dem Neuerwachen romantischen Empfindens in unseren Tagen zusammenhängen und sich auch in dieser Dichtung ein gewisser Rückschlag, eine Gegenwirkung nach der „Nüchternheit" des Realismus dokumentieren. Es mag nach der Härte des Stofflichen die Weichheit des Empfindens ihr Recht fordern — vielleicht allzusehr wieder, so daß auch hier der Ausgleich, wie in unserer gesamten heutigen Poesie, in der Zukunft läge.

Das Märchen fordert die Phantasie in reiner Schrankenlosigkeit — ich glaube, Novalis hat einmal darauf hingewiesen — und es scheint die Straffheit des Gestaltens nicht zu fordern. Aber es scheint nur so — und damit verführt es gar zu leicht kleine und bequeme Talente, denen immer wieder zu empfehlen wäre, sich die Märchen der Gebrüder Grimm anzusehen und genau zu studieren, um in ihnen die, im Märchen allerdings sehr verdeckte Zielklarheit und gewissermaßen innere künstlerische Bewußtheit und Strenge gerade in der Freiheit des Fabulierens sich zu vergegenwärtigen. In dem Märchen von heute ist im allgemeinen zu viel deutlicher Wille, andererseits zu viel Bequemlichkeit. Was zum Märchen nötig ist, der Zauber, das Seltsame, das Bunte und Uebernatürliche — die Mittel also, das hat man und will sie recht schön verwenden; — aber der Kinderglaube, die kindliche Gläubigkeit, das Ergötzen der Phantasie an ihrem eigenen Spiele, — man studiere das etwa bei Goethe — das Einspinnen in diese eigene Welt auch im Lesenden, das fehlt zumeist, diese Suggestivität, die alle Capriolen in Vorgängen und Sprache, in Anschauung und Redewendung eben nicht hervorbringen. Und dann die Bequemlichkeit! Was sich in der Periode erwachender Pubertät nicht klar genug außerhalb des Menschen stellt, das wird zum Märchen gemacht, daß sich in seinen Phantasmagorieen und Verschwommenheiten, nackten Esen und brünstigen Faunen, in Liebesszenen, Mondscheinnächten und Leibesverschlingungen austobe, was verschwommen in der eigenen Seele wabert. Wo die Kraft und Klarheit nicht zu einer Novelle ausgereicht hat, da ist ein Märchen gemacht worden, was freilich nicht ausschließt, daß bei ein paar seinen Dichtern manche Novelle geradezu die Intimität des Märchens annimmt. Da denk ich an Raabe, oder denk an Storm, — oder denk an Björnson. Und an Jens Peter Jacobsen denke ich, der, um das hier auch anzudeuten, freilich oft auf der Grenze steht, die ich bei den anderen nicht ziehen möchte.

„Märchen für große Leute" hat man vor ein paar Jahren gern geschrieben. Jetzt schreibt man sie lieber für die kleinen Leute. Man möchte so gerne wieder Kind sein. Aber auch da darf man an Storms Wort gelegentlich des „Pole Poppenspäler" erinnern, daß man nicht für die Jugend schreiben soll, wenn man für die Jugend schreibt. Andere erzählen alte Geschichten in neuer Art, halten sich an Vorhandenes oder verarbeiten ihre Anforderungen es, — andere gehen auf im Phantastischen — andere bewegen sich durchaus im vagen Gefühlsleben — andere sind reallistisch und tendenziös; — einige wenige haben Stimmung und Humor — für den Humor verweise ich wieder nachdrücklichst auf die Brüder Grimm — viele sind abgeschmackt-langweilig, verfahren und trocken.

Von den mir vorliegenden Märchen gefallen mir die von Rainer Maria Rilke am besten. Ich stelle sie künstlerisch am höchsten. Nicht, daß ich ihre Art schlankweg als gelungen und für einen neuen Märchenton etwa als vorbildlich hinstellen wollte, wie das mit Dingen, die sich ein wenig absonderlich geben, heute so leicht geschieht. Nein — oft zu absonderlich ist ihre Art, zu verschnörkelt und barock. Aber sie bewahrt sich. Sie hat Treue und Ueberzeugung. Sie ist echt. Dieser echt bekannte Dichter Rilke muß so schreiben. Diese weiße Mädchenhaftigkeit und Frühreife, dieses kindliche Alter mit seiner zarten Weisheit, das glaubt man ihm. Das ist sein natürlicher Ausdruck. Es wächst in einen, — und so wächst man sich hinein. Und dann wird das Märchen von selbst. Da werden „Geschichten" Märchen — auch wenn der liebe Gott nicht drin ist, den drin zu haben, die etwas wunderlich-spielerische Caprice Rilkes war, ebenso wie er sich eine besondere Umständlichkeit

Digitized by Google

oft unnötigerweise damit gemacht hat, daß er für „Große an Kleine“ erzählen wollte. Doch auch darin ist ihm vieles mit der ihn umgebenden Stimmung zusammengewachsen — und vieles ist ihm dann sehr fein aus ihr nur noch inniger geworden.

Die „Hallstätter Märchen“ von Susi Wallner sind Herzensgeschichten. Sie sind aus einer großen Liebe herausgeschrieben. Frauenliebe, Naturliebe, Heimatliebe, Mutterliebe, das verwebt sich in ihnen. Das ist ihr Nährboden geworden. Und in einer gewaltigen großen Natur sind sie zum Licht gesprossen. Alle haben die gleiche persönliche Note, sie sind in ihrem Leben nicht losgelöst vom Erlebnis. Sie sind durchaus persönlich geblieben. Und so erhalten sie ihre Eigenart. Man darf sogar von ihnen sagen, daß sie stärker in ihrer Empfindung als in ihrer Erfindung sind. Frische und Unmittelbarkeit und ein natürliches Pathos, ein rasches Tempo, das interessiert am meisten in ihnen. Und selbst wo das zu sehr überschäumt und ins Dithyrambische gerät, verzeiht man es gerne.

Viel Liebe, Innigkeit und Sinnigkeit eignet den Märchen „Aus Wald und Flur“ von Elisabeth Gnauck-Kühne. Sie haben eine schöne Beseelung, und die Empfindung kriegt in diesen kleinen Geschichten das Absichtliche, das Beispiel, das sich in ihnen birgt, und damit eine gewisse Lehrhaftigkeit, sehr fein unter. Sie sind nett und hübsch erzählt, ohne besonders hervortretende Eigenart, und die Verfasserin beweist darin ihren guten Geschmack, daß sie nirgends mehr will als sie kann. Keine große Gabe, aber eine gute und liebe.

Sehr wenig sagt mir die Art der Herren Ferdinand Wittenbauer und W. A. Hammer zu. Wittenbauers „Zeitmärchen“ sind auf jeden Fall keine „Märchen“. Sie sind Zwitterdinge, die nach keiner Seite einen einheitlichen Eindruck und Genuß geben. Sie sind zum Teil gallige Geschichten, manche mit einem eigentümlich persönlich gereizten Nebenton. Sie leitartikeln und prusten ihre Tendenz gar zu aufdringlich heraus. Daß man dieser sehr oft sehr gern zustimmt, sei ausdrücklich erklärt, ändert aber hier nichts, wo es sich ums Künstlerische handelt. Ein Charakter sein, heißt nicht auch gleich ein Talent sein. — W. A. Hammer bringt dagegen wieder mehr das Märchen, rein stofflich aufgefaßt. Er erzählt wohl Vorhandenes wieder. Aber er macht es gar zu umständlich, oft dilettantisch und trocken.

Mit einander verwandt sind die beiden Bücher „Weiße Nächte“ von Robert Heymann und „Volkskönig“ von Hermann Rollau. Mit alten Requisiten wirtschaften beide, wenn manches auch frisch aufgeputzt erscheint. Und doch muß man von ihnen sagen, daß sie innerlich genug sind, um in ihren Stimmungen zu wirken. Heymanns „Märchen vom Buckligen“ ist sehr gut, wenngleich das Märchen von der Geige, die die Musik des Meeres singt, nicht neu ist. Baumbach hatte im „Fiedelbogen des Tod“ das gleiche Thema, wenn auch mehr zum Glücklichen gewendet. Rollau gelang „Volkskönig“ vortrefflich. Auch kein neues Thema: das Gansgretl, das der König freit, — aber es ist mit so viel schönen, reizvollen Schilderungen ausgestattet, daß man es ganz wie etwas Neues liest. Und überdies, es ist auch recht viel Neugeschautes darin.

Etwas wie ein Märchen ist, glaube ich, auch Alfred Walter Heymels „Ritter Ungestüm“. Darin giebts Verse und Prosa. Die Verse sind rot gedruckt, die Prosa ist schwarz gedruckt. Es wäre umgekehrt gerade so gut, die Verse würden dadurch nicht schwärzer und die Prosa nicht röter. Gar nicht gedruckt, das wäre freilich das beste. Weiter mag ich an Herrn Heymels Auchdichterei nicht rühren.

„Neue Märchen“ hat noch Emil Weber gesammelt. Eine Sammlung ist für Erwachsene, eine für die Jugend bestimmt. Zwei recht empfehlenswerte Bücher — die freilich in der Ausstattung des heymelschen „Inselverlags“ erschienen sein sollten. Heymels „Märchen vom Maulwurf“ ist unter den eigentlich „neuen“ Stücken als das Kabinettstück zu bezeichnen. Die übrigen Dichter sind gut vertreten: Leander, Heyse, Schönaich-Carolath, Juliane Dery, Falke, Kayser, Ganghofer, Isolde Kurz, Trojan, Blüthgen, Wildenbruch, Anzengruber, Laßwitz und die Rosmer. Die Sammlung für Erwachsene ist mit der Versdichtung „Im Märchenlande“ von Max Bruns eingeleitet.

Im übrigen, aus allem zu sehen, auch auf dem Gebiete des Märchens selbst noch der Prinz, der das schlafende Dornröschen weckt. Es hat ein paar Augenaufschläge gethan, aber zur Hochzeit kam's noch nicht. Aber es ist die Frage, ob es dazu je kommen wird. Wenigstens in dem Sinne, wie in den grimmschen Märchen, die das Volk gedichtet hat.

Romane und Novellen.

Eine Schuld. Roman von Wilhelm Jensen. Leipzig 1901, Philipp Reclam jun. 390 S.

Der neue jensensche Roman weist wie seine Vorgänger im einzelnen mancherlei Reize, insbesondere eine gartbustige Landschaftsmalerei auf. Der Dichter weiß wie früher vorzüglich gleich Theodor Storm Stimmungen zu erregen. Als Psychologe dagegen steht er in noch mehr als in seinen bisherigen Prosawerken hinter dem Durchschnitt zurück. Die Mehrzahl der Figuren sind verzeichnet. Die wenigsten von diesen Gestalten halten, was sie dem Leser zu Anfang versprechen. Ihre Entwickelung vollzieht sich in wunderlichen Sprüngen. Sie überraschen, wo sie nicht überraschen dürfen. Am konsequentesten sind die beiden humoristisch angelegten Charaktere durchgeführt, in erster Linie der Freiherr von Barrentrag, ein „lateinischer Sprachliebhaber und Schriftsteller auf der geteerten Stallthür“, ein verkommener Studiosus und unentwegter Weinverehrer und dann der geschwätzig ehrliche und dabei doch vorsichtig pfiffige Schnupftabaksverkäufer des Senators Willens, der alte Daniel Wollenweber. Aber diese Komiker wollen gleichsam nur die Pausen der Vorstellung ausfüllen. Träger der Handlung sind je ein unter sich kontrastierendes Paar, zwei junge Damen, zwei ältere Herren, zwei junge Leute, die alle miteinander irgendwie in Beziehung gesetzt werden. Baronesse Undine von Wenkitern erscheint anfangs als ein „zauberhaft poetisches Menschengebilde“; zum Schluß entpuppt sie sich als eine herzlose Kokette. Ihr wird die Senatorstochter Margret Willens gegenübergestellt, bei der die umgekehrte Wandlung zu bemerken ist: zuerst ist sie hochmütig und zugleich willenlos, schließlich aber tritt ein reiches Gemüt und eine prächtige Willensstärke leuchtend bei ihr zu Tage. Zwischen diesen beiden Rivalinnen pendelt noch die Pfarrerstochter Lisbeth einher: eine feldblumenartig gewinnende Schönheit wie Voßens „Luise“, der aber, wie sich zuguterletzt offenbart, jede Tiefe und Größe der Gesinnung mangelt. — Undinens Vater imponiert zu Anfang als das Muster eines Landedelmannes; und doch ist er im Grunde ein dunkler Ehrenmann. Hingegen zeigt sich der Herr Senator, dessen „Schuld“ in dem Mittelpunkt der Ereignisse liegt, zuerst als ein ganz derrutchter Haustyrann und Zahlenmensch und schließlich als ein gütiger Vater und verjöhnlicher Menschenfreund. — Sein Sohn Roland wird als ein Dieb und frecher Patron dargestellt. Der eigentliche Held des Romans, Manhart Osterling, der Kommis des Senators, ist eine Romanfigur von reinstem Wasser. Und zwar eine gut jensensche Romanfigur! Im Kerne seines Wesens „ein Poet“, ein stiller Phantast und verworrener Träumer, ein schüchterner, fast beständig stotternder und errötender Tölpel von unglaublicher Naivetät, von momentanen Vorstellungen und Eingebungen bis zur absoluten Narrheit beherrscht. Einer, der „mit geschlossenen Augen“ einherzuwandeln liebt; der nicht bloß nach dem Genusse einer Flasche Wein, sondern auch bei vollendeter Nüchternheit mehr als einmal wie berauscht durch Licht und Schatten taumelt. Er träumt im Schlaf und im Wachen und weiß in der Regel nicht, was er will, ja

Digitized by Google

ſogar nicht einmal, was er ſpricht und thut. Uebrigens befinden ſich auch der Baron Wenſtern, der plappernde Daniel und der unverſchämte Roland gelegentlich in unzurechnungsfähigem Zuſtande: das will ſo die zenſeuſche Mache . . . Jedenfalls iſt es „ein bischen unverſtändlich", wie ſich jene drei Damen für den „jungen Ritter von der traurigen Geſtalt" intereſſieren können. Manhart flammt für Undine, er ſchwärmt ſie gar handgreiflich an; ein paar Stunden ſpäter macht er der holden Lisbeth eine Liebeserklärung, und nach ein paar weiteren Stunden iſt er mit Margret, die er bitter zu haſſen glaubte und im allgemeinen ignorierte, ein Herz und eine Seele! Der Leſer denkt, und Jenſen lenkt. Eine Fülle von märchenhaften Zufällen, ungeahnten Fügungen, merkwürdigen Urſachen und unwahrſcheinlichen Wirkungen reihen ſich im Laufe der Geſchichte aneinander. Jenſen vermag nach wie vor hübſch zu erzählen. Etwas ſchleppend, partienweiſe aber doch ſehr feſſelnd und am Ende ſelbſt ſpannend. Er packt freilich manchmal durch ausgeklügelte Situationen und geſuchte Knalleffekte. Nach wie vor ſpreizt ſich ſein verſchnörkelter und zugleich ſalopper Ausdruck voll abſonderlicher Neologismen, mit dem er wie in ſeiner Kompoſitionstechnik häufig fatal in die Breite hineingerät. An Sprachſchnitzern, Seltſamkeiten, unſtändlichen und pleonaſtiſchen Prägungen von altertümlicher Färbung läßt er es wiederum nicht fehlen. Z. B.: „von höher herab", „von unterwegs", „für gleich", „in die Thüre verſchwinden", ein „Hinter-dem-Rücken-Handeln"; ſichtbarlich, gemeiniglich = gewöhnlich, Obſorge = Obhut, „zu Buch ſchlagen" = koſten, abbreben = abkehren' „nachhandeln" = Folge leiſten, „zum Unterſcheiden bringen" = unterſcheiden laſſen; abſchwinden, entgegenreichen, anlanden, befremdetvertreut, Sehnſuchtsverlangen, Vorerwartung, Kopfvermorrenheit, Augendeckel, dummer Narr, unverſchämte Frechheit. Das ſeltene Wort zieht Jenſen dem gebräuchlichen vor; alſo: Behaben und Gewöhnung — Benehmen und Gewohnheit. Der lieben Deutlichkeit willen begnügt er ſich ſchwer mit „Traum", „Stolz", „Erkenntnis"; ihn befriedigen mehr „Traumzuſtand", „Stolzgefühl", „Menſchenverſtandserkenntnis"! So bietet ſein neuer Roman das Bild eines betrübenden äſthetiſchen Rückgangs. Noch ein Schritt, und der Dichter iſt in den dumpfen Niederungen der Hintertreppenpoeſie angelangt.

Berlin. *A. K. T. Tielo.*

Allerhand Volk. Von Alfred Meebold. Berlin, Vita Deutſches Verlagshaus. M. 3,50.

„Allerhand Volk" betitelt ſich dieſer Band Novellen und Skizzen — und allerhand Geſchichten enthält er, von der ausgeführten Novelle bis zum herzlich unbedeutenden Reiſefeuilleton. Das beſte darin iſt nach meinem Empfinden die Erzählung: „Ein Bergeratener". Die etwas an Paul Heyſes Art erinnernde, freundlich und anmutig in die italieniſche Landſchaft einführenden Anfangsſeiten, das Bekanntwerden des Erzählers mit dem „Bergeratenen", endlich der Bericht des letzteren über ſein Leben und Schickſal — das alles iſt ſehr hübſch, wenn auch nicht mehr ganz neu und eigenartig. Jedenfalls iſt hier ein hochintereſſantes Thema angeſchlagen: die Bedrohung der Individualität durch die Schule. Der Held dieſer Novelle gerät einem (vortrefflich gezeichneten) Präzeptor in die Hände, der „mit Konſequenz" jede Regung von Selbſtändigkeit und Selbſtvertrauen in dem Knaben zu unterdrücken ſucht, der ihn zu verwirren ſtrebt, dabei ſtets an die Strafen noch hämiſche Bemerkungen knüpft, dem Schüler ſogar Fallen ſtellt, die Mitſchüler im Hänſeln unterſtützt, und was ſolche pädagogiſchen Schändlichkeiten noch mehr ſind. Dieſer Ebenhaus iſt geradezu ein Typus; es giebt in Deutſchland wohl kaum eine Schule, die nicht ihren Ebenhaus aufzuweiſen hätte. — Die Eingangsnovelle „Dr. Erna Thedens Thorheit und Erkenntnis" behandelt das heikle Problem des Homoſexualismus in etwas breiter Tagebuchform, aber nicht ohne Feinfühligkeit. Von den kürzeren Skizzen erwähne ich noch: „Wie der alte Radetzky von der Bildfläche verſchwand". — Die Skizzenfolge „Von der alten zur neuen Welt" lieſt ſich recht flott und argenehm, darf aber auf litterariſche Wertung keinen Anſpruch erheben.

Dresden. *Bodo Wildberg.*

Aus den Galerieen meiner Träume. Von Hermann Jacques. Dresden und Leipzig 1901. Verlag von Carl Reißner. Kart. M. 2,—.

Herr Jacques hat die paar Gedanken, die er aus ſeiner Lektüre empfangen, mit ſchweren Phraſen bepackt und in ein ſchwülſtiges Deutſch gekleidet, das dem Stile des weiland berühmten Romans „Arminius und Thusnelda" mit Glück nacheifert. An Allegorieen iſt kein Mangel: Germania, die Sehnſucht, die Muſe treten in die Traumgalerieen des Herrn Jacques. „Die Muſe iſt das einzige Weib, das ich wahrhaft liebe, aber ihr Herz iſt eine weite Welt, da ſind die Standbilder ihrer Lieblinge gezählt und leuchten auf hohen Bergen. Das Bildnis eines Zeitgenoſſen fand ich nicht in ihrem Herzen, denn es war dunkel rings umher, aber viele ſtanden neben mir in dem gewaltigen Schatten der Vergangenheit." Man weiß nicht, ob man lachen oder ſich ärgern ſoll. Die Ausſtattung des Buches iſt wunderſchön, es iſt nur ſchade, daß einem der Text die ehrliche äſthetiſche Freude an dem geſchmackvollen Pappbande und dem köſtlichen geſchöpften Papier verdirbt.

Wien. *Richard Wengroſ.*

Baron Saffre. Roman von Paul Hervieu. Einzig berechtigte Ueberſ. a. d. Franzöſiſchen von M. v. Suttner. München, Albert Langen. 1901. M. 4,— (5,—).

Wer Hervieus vornehme Eigenart, die viel franzöſiſcher iſt als die oft mühſame Pſychologie von Bourgets Romanen, kennen lernen will, wird ſie nirgends beſſer erfahren als in dieſem mit ſtärkſtem Lebensgefühl, in der Zeit zwiſchen des Dichters feminiſtiſchen Dramen, dicht neben den vortrefflichen Points par eux-mêmes (auch dieſes deutſch bei Langen) geſchriebenen Werke (L'Armature 1896): glänzende Geſellſchaftsſzenen aus Sport, Jagd, Klubs, Salons, Theater, vorgetragen mit Hervieus grimmiger Ironie, das Ganze konzentriert zu einer Schilderung der Allmacht des Geldes. Der Baron Saffre, ein Großſpekulant und Lüſtling, findet ſein Waterloo; bemerkenswert iſt die Wucht, mit der Todſuchtsanfälle des Unterſtehenden dargeſtellt werden. Fräulein Marie von Suttner, die man aus der Damenlitteratur kennt, hat den Roman überſetzt; es iſt ſchwer, das in papiernerer Sprache zu thun.

Stuttgart. *Paul Wiegler.*

Die ſieben Geſichter. Von Jules Caſe. Ueberſetzt von F. Gräfin zu Reventlow. Albert Langen, München 1900. M. 3,50 (4,50).

Pauline. Von Jules Caſe. Ueberſetzt von Nelli Zurhellen. Albert Langen, München 1900. M. 2,50 (3,50).

Willkürlich iſt der Titel, willkürlicher die Fabel, am willkürlichſten die Pſychologie des erſten Buches. Der Held der Jchgeſchichte kennt von Jugend an ein Mädchen: Er liebt ſie anfangs wie eine Schweſter, dann ſpäter, als beide erwachſen ſind, erwacht die Sinnlichkeit. Er begehrt ihren Körper, ohne ſeine Seele mit der ihrigen vermählen zu können. Dieſes Unvermögen hält ihn von der Verwirklichung ſeiner Wünſche ab. Er ſubſtituiert einen Freund, der ſich mit der Jugendgeſpielin verlobt. Das Glück der Verlobten läßt ein Gefühl unbezähmbarer Eiferſucht in ihm erwachen. Er tötet den Bräutigam und heiratet nach mehrjähriger Reiſeluſtreiſe die Braut. Als er aber die Entdeckung macht, daß der Tote noch unvergeſſen iſt und daß dieſem eigentlich die Liebkoſungen gelten, die ihm ſelbſt zuteil werden, rächt er ſich durch das Geſtändnis ſeines Verbrechens, das die junge Frau zum Selbſtmord treibt.

Es mag zugegeben werden, daß der Verſuch gemacht iſt, all dieſe ſenſationellen Begebenheiten pſychologiſch zu begründen. Aber die ganze Sache iſt doch theoretiſch getüftelt und gekligelt; ſie wird ohne echte Jmpulſe ſo kalt

Digitized by Google

und nüchtern referiert, daß dem Leser kaum Empfindungen, Stimmungen und Ueberzeugungen suggeriert werden dürften. Und darauf käme es doch vor allem an. Die Uebersetzung verdient Anerkennung.

Litterarisch wertvoller ist der Roman „Pauline". Hier hat der Verfasser auf das kitschige Sensationelle verzichtet und das konventionelle Thema der Montecchi und Capuletti wieder aufgegriffen. Die Tragödie zweier durch die Feindschaft ihrer Familien getrennten Liebenden hat moderne Gestaltung bekommen. Das ländliche Milieu, die massiven Bauerntypen sind intim gesehen und plastisch veranschaulicht. Leider geht die psychologische Motivierung, namentlich in den Schlußkapiteln, gar zu sehr in die Breite und arbeitet zuviel mit Interjektionen sowie mit rhetorischen Fragen. Besonderes Gefallen scheint Case daran zu finden, das Ende durch ein aus Liebe begangenes Verbrechen zu pointieren. Auch die Uebersetzung dieser Erzählung ist zu loben.

Berlin. *Lothar Schmidt.*

Arnliot Gällina. Die Geschichte eines Friedlosen, erzählt von B. Hugo Wickström. Autor. Uebers. aus dem Schwed. von L. Passarge. Halle, Otto Hendel. M. —,75 (1,—).

Der Uebersetzer versichert uns in der Vorrede, daß wohl kein Buch so geeignet sei, spielend die Jugend in altnordisches Leben einzuführen, als dieser Roman des schwedischen Autors. Darin liegt zweierlei: einmal, daß Wickströms Erzählung für die Jugend lesbar ist. Das läßt sich nicht leugnen, nimmt doch gerade die Jugend am wenigsten Anstoß an der sonderbaren Mischung von kurischer Weichheit, die zu hoher poetischer Schönheit emporsteigt, und brutaler Kraft, die mit derselben Ruhe eine Anzahl Menschenschädel einschlägt, mit der sie ein Beefsteak verzehrt. Diesen Kontrast, der uns in so vielen Schilderungen aus sogenannter Vorzeit entgegentritt, hat Wickström in diesem Werk fast bis ins Ulmige geisteigert. Von einer Realistik der Darstellung läßt sich da nicht mehr reden. Von hervorragender poetischer Schönheit ist die zweite Hälfte des Buches, wo das eigentliche Dasein des Friedlosen in einer entzückenden Kinder-Idylle geschildert wird und die Gegensätze des Lebens einen symbolischen Ausdruck finden, der aber dem Dichter eigen ist, da er in dem Krafthelden der Erzählung schwerlich emporwachsen konnte. Die Darstellung altnordischen Lebens zieht die Komposition in die Länge und macht den Leser ungeduldig, bis er zum eigentlichen Inhalt des Buches kommt. Der Schluß der Handlung, die endliche Erlangung der Blutrache, ist grandios inszeniert. Uebrigens beruht die ganze Begebenheit auf einer Voraussetzung, die historisch wohl bezweifelt werden kann. Die Mutter verheimlicht den Mörder des Vaters ihrem Sohne, um diesen vor der Friedlosigkeit zu bewahren. Schon das Nibelungenlied zeigt, daß gerade die Frauen die eigensinnigsten Trägerinnen alteingewachsener Vorurteile und Begriffe sind. Die Handlung zerfällt dem Leser unter der Hand; aber manche Teile können ihn für das Ganze reichlich entschädigen.

Berlin. *H. H. Houben.*

Lyrisches.

Die Töchter der Salome. Gedichte von Carl Bulcke. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. 1901. Geb. M. 4,—.

Was unter der bösen Marke „Goldschnittlyrik" ging damals, da die „neue" Kunst Ordnung machte, ist heute lange noch nicht tot. Wie wenig sie es ist, zeigt dieses ziemlich nichtssagende Büchlein, das keine Erwähnung verdiente, wäre es nicht für seine Gattung typisch. In glatten (und nicht immer auch nur glatten, besonders rhythmisch oft recht peinlichen) Versleim, mit ach so bequemen, dem „Gebildeten" heute bei einigem Fleiße durchaus aneignenbaren Reimeleim „besingt" eine unbedeutende, nicht einmal trotz aller Devisen und Apostrophen ästhetisch exzogene Persönlichkeit die Liebe und gelegentlich noch mancherlei anderes. Die „Weise" ist bald Geibel (dünnsten Aufgusses), bald Heine-Grisebach, nur ohne jegliche gewinnende Fröhlichkeit oder Traurigkeit, bereinzelt (und daran erkennt man, daß wir einen „Zeitgenossen" vor uns haben) Liliencron. „Es tanzen durch Ewigkeiten | Die Töchter der Salome" (ohne dieses scheußliche „Es" geht's einmal nicht!) soll gewissermaßen das Leitmotiv des Bändchens abgeben.... Etwa ein halbes Dutzend Gedichte verdienten gewissermaßen den Abdruck in einem Familienjournal (S. 5, 23, 24, 41, 101, 119). Persönlichkeit verrät auch unter ihnen keines.

Mähr.-Weisskirchen. *Dr. Richard Schaukal.*

Litteraturwissenschaftliches.

Die Sage von Robert dem Teufel in neueren deutschen Dichtungen und in Meyerbeers Oper. Von Hermann Tardel. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgeg. von Franz Muncker XIV). Berlin, Alex. Duncker 1900. 82 S. M. 2,—.

Die Sage von Robert dem Teufel ist neben den großen Sagen romanischer Abkunft nur ein Stoff zweiten Grades. Die wichtigste Fassung bietet das französische Volksbuch. Alte Ueberlieferungen wurden erweitert, und aus dem reumütigen, zerknirschten Verbrecher ein prächtiges Paradigma für die Wirksamkeit der christlichen Buße gestaltet. Tardel und frühere behaupten eine Verwandtschaft mit der Gruppe der Gnadelmärchen (z. B Grimm 136), daneben finden sich noch Anklänge an anderes. Wie immer hat man nach historischen Persönlichkeiten als Grundlage des Robert gesucht, gefunden ist nichts. Wie so vielen andern, wandte auch diesem Stoff die Romantik ihr Interesse zu. Er bot zwei Seiten, einmal die Darstellung des jugendkräftigen Helden, seiner niedrigen Stellung am Hofe, der Liebe der Königstochter, seiner Verleumdung und Erhöhung, andererseits die Verherrlichung der mittelalterlichen kirchlichen Lehre von Askese und Buße. Beides sog romantische Dichter an; moderne würden die Umkehr des Helden, den jähen Uebergang aus wüstem Kriegsleben zu erniedrigender Askese aus der inneren Entwicklung Roberts zu erklären suchen. Uhland hat an die Bearbeitung des Stoffs gedacht und auch einiges niedergeschrieben, nüchtern und ziemlich trivial hat ihn Schwab behandelt, weder durch Inhalt noch durch Form reizen seine zwölf „Romanzen". Holtei und Raupach haben den undramatischen Stoff epigonenhaft auf die Bühne gebracht, viel mehr Erfolg hatte Meyerbeers Oper. Aus der gemeinsamen Arbeit von Scribe-Delavigne-Meyerbeer ging die jetzige Fassung der Oper hervor; den Stoff zu vertiefen, hat der Text kaum versucht und nicht vermocht. Die äußerliche Art ihres Werks zerstört das Grundthema der Sage und bearbeitet sie rein verstandesmäßig, nach Effekt und Sentimentalität suchend. Im Gegensatz zur Oper hat Viktor von Strauß noch einmal den sittlich religiösen Grundgedanken herauszuarbeiten versucht. Durchgedrungen ist er mit seinem umfangreichen Werk so wenig wie jene andern, Meyerbeer ausgenommen, den Tardel daher auch ausführlicher behandelt. Ein kurzer Ueberblick über die Prosabearbeitungen des Gegenstands bildet das Ende der Schrift. Schade, daß kein größerer Poet sich des Stoffes angenommen hat. Das ist ja doch das Interessanteste an derartigen motivgeschichtlichen Darlegungen, zu sehen, wie sich die verschiedenen Zeiten und Menschen in der jeweiligen Auffassung und Behandlung des Themas wiederspiegeln. In dieser Beziehung bietet Robert der Teufel nicht viel.

Göttingen. *Woldemar Haynel.*

Friedrich Hebbel und sein Drama. Beiträge zur Poetik von Theodor Poppe. Berlin, Mayer und Müller. 1900. Preis M. 3,—.

Es ist dies eine verdienstliche Arbeit, die nicht nur für Hebbels echte und vornehme Künstlerindividualität und seine Werke, sondern zugleich für das Wesen der dichterischen Schöpferkraft, dem Hebbel ja selbst bewußt unermüdlich nachspürte, und für die Gesetze von Dichtung

Digitized by Google

und Drama, denen er bewußt zu dienen sich eifrig mühte, manches Verständnis an die Hand giebt. Es ist vorzugsweise eine Zusammenstellung von eigenen Bemerkungen Hebbels aus Tagebüchern, Briefen und Aufsätzen, die Poppe hierbei verwertet. Von Hebbels Dramen hat er die letzten und namentlich die „Nibelungen“ wohl deshalb nicht in seine Untersuchung hineingezogen, weil er dies reifste Werk lieber für sich selber hat sprechen lassen, als ihm in seiner Arbeit nicht erschöpfenden Schrift eine ungenügende Betrachtung hat widmen wollen. Aber auch das Bild von Hebbels leidenschaftlich inbrünstigem Ringen um die Dichterkrone reicht vollständig aus, um diesen sich stolz vereinzelnden und tief in sich webenden und brütenden Geist richtig zu verstehen. Alles das, was die heutigen „Modernen“ so gern aus Hebbel machen, um sich selbst mit seinem Lorbeer zu schmücken, das war er nicht. Allem Weltklärn und Parteitreiben so fremd wie möglich gegenüberstehend, bekennt er, daß „nur der bedeutende, sittlich erhabene Mensch ein bedeutender Künstler sei,“ und bekennt ferner im Einklang mit Schiller, „daß das Drama nicht nur in seiner Totalität, sondern in jedem seiner Elemente symbolisch sei, und legt endlich auch wiederholt das ganz bestimmte Bekenntnis ab, daß „kein Drama ohne Idee möglich sei, so wenig, wie ein Mensch ohne Luft,“ obschon er wohl weiß, daß „der Dichter sich eher der Gestalten bewußt sein werde als der Idee“. Halb tastender Nachtwandler, halb suchender Grübler, versteht er lange den sicheren Weg. Sein unbewußtes Inneres ist nicht hell genug und wird, anstatt sein bewußtes Denken zu führen, von dessen unwiderstehlichen Trieben oft beirrt. Norddeutscher, der zur Kunst die Pfade frei macht, ist er wie Klopstock, Lessing, Herder, H. von Kleist; nicht von der Gunst des Glückes gekrönt, wie die Heroen des deutschen Südens, und noch dazu hat ein hartes Leben ihn aufgerufen zu Mühe und Kampf. Siegreich, wie Schiller es vermochte, als Künstler den Geist des ganzen Volkes zu bannen, war ihm verlagt; er macht dafür Anläufe, ergreift Probleme, und in seinen Fußspuren werden Sieger der Zukunft wandeln. Poppe ist bedacht, dem Märchendrama „Der Rubin“ mehr Schätzung zu verschaffen; ob aber von der im Stücke geschilderten berückenden Glut des Edelsteines etwas in das Stück übergegangen? Angeschlossen hat dann Poppe einen Exkurs über „innere Form“. Sein Bemühen, mit der Feststellung dieses Begriffes etwas zur Aesthetik beizutragen, ist höchst anerkennenswert, doch haben wir auch Einwände zu erheben, deren Begründung eingehende Erörterungen erheischen würde. Poppe nennt „innere Form“ eine schon im Unbewußten des Künstlers geistig vorhandene, noch gar nicht zu äußerer Gestalt gewordene Wesensbeschaffenheit des Werkes.

München. *Walter Bormann.*

Dramaturgie des Schauspiels von Heinrich Bulthaupt. Fünfte vermehrte Auflage. Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. Oldenburg und Leipzig. 1900. M. 5,— (6,—).

Von dem bekannten Werke Bulthaupts ist nunmehr auch der dritte Band in fünfter Auflage erschienen; er bringt einen selbständig gedachten Anhang: „Der Entwicklungsgang der deutschen Dramatik bis zur Gegenwart“. Bulthaupt versucht darin den Einfluß des Naturalismus auf die deutsche Schaubühne zu skizzieren. Er geht dabei von den Bestrebungen der Meininger aus, streift hierauf die vorbildliche Wirkung Zolas, Ibsens und Tolstois und wendet sich dann besonders den Dramen Hauptmanns zu, wobei er zu erweisen sucht, daß dieser Bannerträger der „Moderne“, von einer rohen Nachahmung der alltäglichen Wirklichkeit ausgehend, sich immer mehr jener Auffassung nähere, die die Aufgabe der Kunst in einer Umformung der Wirklichkeit erblickt. Dann bespricht Bulthaupt die revolutionäre Bewegung in der mimischen Kunst und schließt mit einer liebevollen Würdigung des wiener Burgtheaters, das noch immer die vollendetsten schauspielerischen Leistungen aufzuweisen habe. Der kleine, in den knappsten Umrissen gehaltene Aufsatz macht wohl kaum Anspruch auf Vollständigkeit, er fördert auch nicht gerade viel Neues zu Tage, aber er liest sich sehr angenehm und bringt manche Anregung. Besonders hübsch ist, was Bulthaupt über Sonnenthaliana sagt.

Wien. *Hans Sittenberger.*

Das Schaffen des Schauspielers. Von Ferdinand Gregori. I. Wesentliches und Unwesentliches seiner Kunst. II. Die Bühnendarstellung der Hamlet-Rolle. Berlin 1899. Ferd. Dümmler, 155 S. Preis 2 Mk.

Durch seine Thätigkeit an verschiedenen berliner Bühnen bekannt, anscheinend mehr zu den denkenden Künstlern gehörend als zu denen, die aus einer Vollnatur heraus schöpfen, hat es Ferdinand Gregori unternommen, von der Warte seiner nachschaffenden Kunst in das Nebelreich der Spekulation hinabzusteigen. In vorliegendem Büchlein sind zwei Arbeiten vereinigt, von denen sich die erste, aus einem Vortrag herausgewachsen, mit Wesentlichem und Unwesentlichem der Schauspielkunst beschäftigt. Der Verfasser geht davon aus, daß das große Publikum an den Künstler mit nichtssagenden Fragen herantritt, ohne von dem wahren Wesen der Menschendarstellung eine Ahnung zu besitzen. Dann erläutert er die Thätigkeit des Schauspielers, dem das Studium einer neuen Rolle obliegt, und äußert sich des näheren über Maske, Grundton und Durchführung eines Charakters. Er scheidet zwischen der modernen Milieukunst und dem Drama großen Stils, dem er bedingungslos den Preis zuerkennt. Die Schauspieler teilt er in Individualitäten und Charaktertsiker ein; abseits von ihnen steht der Virtuosenasterkünstler, ein seltsamer Geselle, dessen goldenes Zeitalter vorüber sei. Nach einer längeren Abschweifung über die Unsitte des Hervorrufs wendet er sich dem Schüler zu, der sein Augenmerk vorerst auf die Erlernung der Sprechkunst zu richten habe, und schließt mit Betrachtungen über das Wirken des Regisseurs, von dem Gregori den Verzicht auf eigene darstellerische Thätigkeit und eine überwiegende Objektivität verlangt, die vor allem dem großzügigen Drama zu gute kommen möge. Diese Erwägungen eines verständigen Künstlers, durchweg in geniessener Sprache vorgetragen, verdienen, obwohl sie nichts neues von Belang bieten, alle Anerkennung.

Der ausgeführten Hamlet-Analyse, die 116 Seiten umspannt, vermag ich weniger beizupflichten. Wer den Dänenprinzen so in alle Einzelheiten gegliedert, von dem steht zu befürchten, daß des Gedankens Blässe die nachschaffende Kunst ankränkele. Darum sehe ich auch in dieser Arbeit ein Danaergeschenk für den jugendlichen Schauspieler, der sich hier Rat holen will. Kommentare sind — um die eigenen Worte des Verfassers zu gebrauchen — entweder nüchterne Worterklärungen oder einseitige ästhetische Auffassungen, in jedem Fall Eselsbrücken. Wird man dies nicht mit demselben Rechte von Gregoris eigenen Kommentar behaupten können? Er hätte bedenken sollen, daß, so wie Shakspeares symbolisches Wort jedem selbständigen Interpreten neue Seiten erschließen hat, auch jeder selbständige Darsteller Neues herauslesen wird. Den springenden Punkt, worüber sich jeder Schauspieler bei Beginn des Studiums dieser Aufgabe klar werden sollte, hat Gregori nicht mit der nötigen Schärfe herausgearbeitet. Ist Hamlet der ewige Cunctator, der melancholische Grübler, der die Rache verzögert, der „zu keiner heroischen Entschließung fähig Träumer“, oder ist er ein leidenschaftlicher Jüngling mit verfeinertem Gewissen, dessen „humanistische Empfindung und philosophische Bildung“, mit einem Wort, dessen Ueberkultur ihn vor dem Begehen eines Verbrechens zurückhält? Gregori, der eigentlich erst auf S. 147 den Schlüssel zu dieser Kardinalfrage giebt, scheint letzterer, der heute allgemein vorherrschenden Meinung zuzuneigen, obwohl er sich hier bisweilen in kleine Widersprüche verstrickt. Auch in Einzelheiten ist er nicht immer glücklich. Ophelia lediglich als herzlose Kokette, als „nackt-sinnlichen Trieben“ unterworfenes Geschöpf aufzufassen und sie „einem lieben, süßen, un-

Digitized by Google

bedeutenden Mädel" zu vergleichen (S. 59), scheint mir ebenso anfechtbar wie in Polonius nur einen „aufdringlichen Narren" zu sehen. Diesen dienstbeflissenen Höfling werden doch sehr vernünftige Lebensregeln in den Mund gelegt. Wie sich Gregori endlich seine geklärte Hamlet-Ausgabe mit Zugrundelegung der „mustergiltigen Cambridge-Edition" (S. 41) denkt, scheint mir kein Ziel „aufs innigste zu wünschen."

Berlin. *Max Meyerfeld.*

Verschiedenes.

Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts. Von Dr. Adalbert von Hanstein. (2. Band: In der Jugend der großen Volkserzieher und der großen Dichter.) Leipzig, Freund u. Wittig. M. 9,60.

Nicht nur ein verdienstliches, sondern auch ein hoch interessantes Unternehmen ist dieses Werk, dessen zweiter Band nunmehr der Beurteilung vorliegt (vgl. LE II, 107 f.). Nicht in dem emsigen Sammelfleiß, der mit bienenartiger Geschäftigkeit aus Bibliotheken, Archiven und Familienpapieren sein Material herbeiträgt, hier ein noch ungedrucktes Gedicht, dort einen noch unveröffentlichten Briefwechsel oder eine verschollene Silhouette aufstöbert, beruht für uns der Wert dieser Darlegungen, sondern in dem leitenden Grundgedanken, der, ohne irgendwie tendenziös gefärbt aufzutreten, sich doch unverkennbar geltend macht: daß die Kulturgeschichte nie und nirgends nur eine Männergeschichte gewesen ist, daß weiblicher Einfluß, weibliche Sitte und auch weibliches Wissen sich immer und vor allem in den Epochen, die aufwärts deuten, als gleichberechtigte Faktoren durchgesetzt haben.

In die Jugendzeit der großen Volkserzieher und der großen Dichter führt uns dieser zweite Band und beginnt naturgemäß mit den Gedanken über die Weiblichkeit, die der einflußreichste aller Volkserzieher, Rousseau, in die Welt getragen (1. Kapitel) und mit denen auch für die bis dahin ziemlich abgeschlossen lebenden Frauenkreise der Schweiz eine neue Aera anhub. „Die neuen Schweizerinnen", also eine Julie von Bondeli in Bern, eine Suſanne Curchod in Lausanne (die spätere Gattin Neckers und Mutter der Frau v. Staël) und die Frauen, die in die Sphäre Pestalozzis und Lavaters eingreifen, bilden den Inhalt des zweiten Kapitels. Der größere Schauplatz von Leipzig und Hamburg samt den geistigen Akteuren, die sich auf ihm getummelt, sowie ihre Beziehungen zum weiblichen Geschlecht, fesselt uns in Kapitel 3, das vorwiegend unter dem Zeichen Lessings steht, wenn auch schon Streiflichter aus Goethes Jugend den Hintergrund vergolden. Für das vierte Kapitel, überschrieben „Die Empfindsamen", stellt der Dichter des „Werther" das Leitmotiv. Hierauf folgt (Kap. 5) ein breit angelegtes Gemälde geistig strebsamer und ringender Frauen aus bürgerlichen Kreisen, in dem Göttingen vornehmlich als Sammelpunkt gelehrter Frauen glänzt. Daß an der Universität Erlangen bereits 1789 ein Privatdozent einen „Plan von Vorlesungen für Frauen" aufstellte, mit der Begründung: denn die ersten unumstößlichsten Ansprüche hat die Menschheit an sie, dann kommen erst die Mutter und Hausfrau, ohne guter und gebildeter Mensch zu sein, kann sie nie gute und gebildete Hausfrau werden ..." erfahren wir ebenfalls aus diesem Abschnitt.

Wie sinnig-naiv jene Zeit bei all ihrer gravitätisch-steifleinenen Gelehrsamkeit im Grunde war, geht aus der Promotion des Professortöchterchens Dorothea Schlözer hervor: in weißem Kleide, Rosen und Perlen im Haar steht sie da, in dem Saal zwischen Universitätskirche und Bibliothek: „Der ganze Anzug war der einer Braut; mein Vater hatte es so haben wollen." Heute würde ein weiblicher Doktor in diesem Exterieur eine willkommene Beute für unsere Ulkblätter werden.

Maßenhafte und das Bildungsbestreben der Frauen an solchen stellt das Thema des Schlußkapitels, in dem natürlich Weimar den Vordergrund behauptet. Und hier sei es dem Autor gedankt, daß er wieder mit allem Nachdruck auf die bedeutsamen, sittlich und ästhetisch fördernden Momente hingewiesen hat, die Goethe aus den Beziehungen zur Frau von Stein erblühten. Lasen wir doch erst kürzlich in Fanny Lewalds Nachlaßbuch „Gefühltes und Gedachtes": „Bei Anlaß von Frau von Steins Leben von Düntzer kommt es mir wieder recht in den Sinn, wie sich förmlich eine Theorie des Sichliebenlassens in den aristokratischen Frauen gegenüber berühmten Männern ausgebildet hat, die nie und nirgends etwas anderes gewesen ist, als das eitle Verlangen, sich von den großen Genien mit möglichst wenig persönlicher Leistung und oft ohne jedes wirkliche Verständnis für deren Bedeutung, einen Namen zu machen und sich eine Fortdauer in der Zukunft zu sichern." Dem Geschmack und dem Scharfblick Goethes tritt man doch eigentlich zu nahe, wenn man in Frau von Stein nichts anderes sehen will als einen Moloch, dem der Dichter nutzlos eine Reihe seiner schönsten Jahre opferte.

Darmstadt. *Dr. E. Mensch.*

Die Arbeiter im 19. Jahrhundert. Von H. Rösemeier. Berlin 1900, Siegfried Cronbach. 2,50 Mk.

Als Glied einer Sammlung von ähnlichartigen Schriften soll dieses Buch in kurzen Zügen ein Bild von der Arbeiterschaft und namentlich von der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts geben. Nachdem uns der Verfasser in knapper, aber doch die Höhepunkte des jeweiligen Gebiets klar und bestimmt bezeichnender Weise über die Begriffe Klassen, Stände, Schichten, sodann über die Unterschiede zwischen antikem, mittelalterlichem und modernem Proletariat belehrt hat, gibt er zur Arbeiterfrage selbst über und berichtet zunächst kurz über die englischen und französischen, dann hauptsächlich und eingehend über die deutschen Verhältnisse.

Der Verfasser, das darf man ruhig sagen, hat sich sehr tüchtig in allen diesen Fragen umgethan; er beherrscht die so ungeheuer vielspältige und schwierige Materie durchaus, und man wird mit seiner Auffassung der Arbeiterbewegung im großen Ganzen einverstanden sein. Im einzelnen fehlt es natürlich auch nicht an Partieen oder subjektiven Bemerkungen, die einen Einwand sehr wohl vertragen, an dieser unpolitischen Stelle aber nicht erörtert werden können. Mitunter scheint gewagt erscheint die Annahme, daß Lassalle den Liebes- und Ehrenhandel mit der Doennigs nur angefangen habe, „um seine Gedanken von der prekären Lage seiner Person, wie seines Werkes abzulenken". Sein Zusammentreffen mit der berliner Geliebten in der Schweiz war vielmehr rein zufällig. Am wenigsten behagt mir der Schluß des Kapitels über die deutsche Gewerkschaftsbewegung und zwar jene Partie, die eine Art Naturgeschichte von der sozialdemokratischen Gesellschaft wie des Einzelindividuums zu geben versucht. Meiner Meinung hat diese versuchte „Naturgeschichte" bei aller Vortrefflichkeit einzelner, aus unmittelbarer Anschauung geschöpfter Züge einen stark philisiröſen Anstrich und hätte ganz gut wegbleiben können. John Henry Mackay ist nicht Deutsch-Amerikaner, sondern Deutsch-Schotte. ebensowenig ist Bruno Wille Anarchist. Freiligrath war wohl Mitarbeiter, aber nicht Redakteur von der „Neuen rheinischen Zeitung". Alles in allem wird das mit Besonnenheit und Verständnis geschriebene Werkchen allen jenen, denen ein tieferes Studium der Arbeiterbewegung und deren Faktoren aus diesen oder jenen Gründen versagt bleiben muß, unzweifelhaft gute Dienste leisten.

Stuttgart. *Ernst Krewski.*

Nachrichten

Bühnenchronik.

Breslau. Multatulis Schauspiel „Fürstenschule", das schier dreißig Jahre alt ist, ist am 22. August zum

Digitized by Google

ersten Mal in Deutschland aufgeführt worden. Dem rührigen Leiter des hiesigen Sommertheaters, Alfred Halm, gebührt das Verdienst dieser That — nächst dem um Multatulis Verbreitung in Deutschland hochverdienten Wilhelm Spohr, der eine treffliche Uebersetzung*) des Dramas herausgegeben hat. In der „Fürstenschule", die eine Komödie im besten Sinne des Wortes genannt werden darf, hält Multatuli den Fürsten einen Spiegel vor und zeigt ihnen zugleich, allerdings nur in ganz allgemeinem Umriß, wie sie sein sollen. Wie fast alles, was dieser Dichter geschrieben, dient auch diese Komödie einem ethischen Zweck. Als Trägerin seiner Gedanken und Wünsche hat er die junge Königin erkoren, ein kluges, liebreizendes und menschlich fühlendes Weib, das die Not des Volkes lindern möchte und vom Minister — welch eine Schwärmerin! — mehr verlangt als die Kenntnis der Akten. Sie sagt über den Ministerpräsidenten:

Der Mann trägt, wie der Christbaum, just so viel,
Wie Vater Schulzeit und Mama Routine
Ihm in die Zweige flochten . . . niemals mehr!
Solch Baum ist tot . . .
Wer mehr nicht giebt, als er empfing, ist . . . null,
Verlor'ne Müh', die ihn ans Dasein hob.

Ihr Gemahl, der König, geht in kleinlichen Regierungssorgen auf. Er sieht (im zweiten Akt) nachts auf, weckt seine Umgebung, läßt den Schneider rufen, um ernsthaft und gewissenhaft zu erproben, ob dreieckige oder runde oder länglich-runde Achselklappen für die Uniformen geeigneter seien. Er ist auch noch nicht ganz mit sich im Reinen, „ob's rot, ob's kirschrot, ob's „ponceau" muß sein, ob Amaranth gar oder Apfelblüte". Dabei klagt er allen Ernstes über seine Königssorgen, die „die Nacht mit Tagesmüh belasten". Er zecht auch gern mit seiner Umgebung und freut sich über derbe Witze ebenso wie über die dümmsten Odereien. Er ist eine Art junger Serenissimus, wie überhaupt der zweite Akt, in dem diese Szenen spielen, an die Simplizissimusmanier gemahnt. Im übrigen liebt der König die Jagd, und überdies hat er auch ein gutes Herz. Dieses gute Herz zu wecken und richtig zu leiten, ist das Streben der Königin. Es gelingt ihr; doch die Art und Weise, wie es ihr gelingt, ist in der Dichtung nicht glaubhaft gemacht. Eine plumpe und unwahrscheinliche Intrigue, die den König vermuten läßt, daß der Ministerpräsident ein Verhältnis mit der Fürstin hat, bringt die gewünschte Wandlung im König zu Wege. Das ist nicht genügend motiviert. Die Eifersucht, die am Ende des zweiten Aktes im König aufflackert, dann zwei Akte lang nicht sichtbar wird, da der Fürst erst am Schlusse wieder auftritt, und die hier bereits wieder erloschen ist, sich vor sich selber schämt, weil sie mehr als grundlos gewesen ist, diese kurzlebige Eifersucht kann nicht plötzlich aus einem spielerischen König einen idealen machen, der sich seinen „Platz in des Volkes Herzen erobern will". Wahrscheinlicher, weil folgerichtiger, ist das andere Versprechen, daß sich im Herzen der Königin seinen Platz verdienen will. Multatuli selber hat zugegeben, den Fürsten im zweiten Akte — und nur in diesem giebt er uns Gelegenheit, den König näher kennen zu lernen — verzeichnet zu haben. Daß er trotzdem keine Aenderung vorgenommen hat, ist wohl daraus zu erklären, daß er die Satire dieses Aktes, den Fürstenspiegel, nicht missen wollte. So zeigt sich selbst bei einem so großen Dichter wie Multatuli das Bedenkliche, das jedes Tendenzstück mit sich bringt. Tendenz und Kunst können selten einträchtig neben einander gehen. Eine nährt sich gewöhnlich auf Kosten der anderen. — Aus den ethischen Zwecken dieser Komödie resultiert auch der andere, für die Bühnenwirkung schlimmere Fehler: die langen Reden der Königin. Es sind Meisterwerke, und viele ihrer prächtigen Ausrufsprüche sind wert, Gemeingut zu werden; aber von der Bühne herab müssen sie, auch wenn sie erheblich beschnitten werden, wie es bei der Aufführung geschehen ist, ermüdend wirken.

*) Erschienen bei J. C. C. Bruns in Minden i. W. M. 2,25.

Daß in der „Fürstenschule" ein Minimum von Handlung zu finden ist, darüber mögen sich die Anhänger einer abgetakelten Festhetik aufregen. Die Komödie, deren politische Satire schärfer als die Fürsten die Ministererbärmlichkeit trifft, enthält so viele eigenartige Züge und auch herbe lyrische Schönheiten, daß man den Schablonenmaßstab nicht an sie legen darf. Es wäre Sünde und Dummheit zugleich. Auch als Bühnendrama wird die Dichtung, trotz ihrer veralteten und naiven Technik, überall mit Ehren bestehen können, wenn sie auch voraussichtlich in Deutschland nicht den großen Erfolg haben dürfte, der ihr seit Jahren in Holland beschieden ist.

Bei der hiesigen Erstaufführung wirkte das Stück in der ersten Hälfte etwas matt, obwohl nach jedem Aktschlusse Beifall laut wurde. Das Lehrhafte, die Reden der Königin, interessierten, aber erwärmten nicht. Dagegen wurden im zweiten Teile, der sich durch stärkeres dramatisches Leben auszeichnet (im vierten Akte die edle Zeichnung einer in ihrer Ehre gekränkten Kleinbürgerfamilie, im fünften die prächtige Demütigung des Intriganten durch die Königin) die Herzen in Mitleidenschaft gezogen. — Von den Darstellern sei besonders Frl. Marie Mayer erwähnt mit ihrer Verkörperung der Königin, die das Rückgrat des Stückes bildet. Die Aufführung selbst war eine der besten des Sommertheaters.

Jacob Scherek.

Totenschau.

Der bekannte Germanist Karl Weinhold, Professor an der berliner Universität, † am 15. August in Bad Nauheim. Er wurde am 26. Oktober 1823 in Reichenbach in Schlesien geboren, studierte in Breslau und Berlin Theologie und Philologie und habilitierte sich 1847 in Halle als Privatdozent. In Berlin wirkte er seit 1889 als Nachfolger Müllenhoffs. Seine Studien bezogen sich vorzugsweise auf Sprachforschung und Volkskunde. Auf litterarhistorischem Gebiet veröffentlichte er „Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien" (1853), eine Schrift über H. Chr. Boie (1868) und gab den dramatischen Nachlaß, sowie die Gedichte des Sturm- und Drangdichters Lenz heraus. Ueber die Fachkreise hinaus bekannt geworden ist sein Buch über „Die deutschen Frauen im Mittelalter". In den letzten Jahren galt seine Thätigkeit vorzugsweise dem „Verein für Volkskunde" in Berlin, dessen Begründer und Vorsitzender er war.

Otto Sutermeister, Professor der deutschen Litteratur an der berner Hochschule, † am 17. August in Bern, 69 Jahre alt. Der Verstorbene, der längere Zeit im Schuldienste thätig war, ehe er an die Universität berufen wurde, hat sich um die schweizerische Litteratur und Sprache Verdienste erworben. Von seinen Veröffentlichungen sind zu nennen: „Schwyzer Dütsch", eine in zahlreichen Heften erschienene Sammlung der schweizerischen Mundartlitteratur, „Schweizerische Haussprüche", „Die schweizerischen Sprichwörter der Gegenwart", „Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz".

Am 18. August † in Bad Ems der Bühnenschriftsteller Emil Pohl (geb. am 7. Juni 1824 zu Königsberg). Mehrere seiner Possen, wie „Eine leichte Person", hatten auf der Bühne großen Erfolg; doch sind sie heute, wie seine lustigen Einakter („Die Schulkreiterin" u. a.), ziemlich vergessen. Vor einigen Jahren brachte er eine geschickte Bearbeitung des altindischen Schauspiels „Das irdene Wägelchen" unter dem Titel „Vasantasena" auf die Bühne, die den letzten großen Erfolg des Autors bedeutete.

Der Litterarhistoriker Rudolf Haym † am 27. August in St. Anton in Tirol. Haym, der noch vor Jahresfrist sein 50 jähriges Dozentenjubiläum feiern konnte (vgl. LE II, 1455), war am 5. Oktober 1821 in Grüneberg in Schlesien geboren, absolvierte seine theologischen und philosophischen Studien in Halle und Berlin, wurde dann in Berlin Gymnasiallehrer und siedelte bald darauf nach Halle über. Er zählte zu den Mitgliedern der

Digitized by Google

deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. (1848), habilitierte sich 1851 als Privatdozent in Halle und übernahm 1858 die Herausgabe der „Preußischen Jahrbücher", die er bis 1864 leitete. Er schrieb außer einer „Geschichte der deutschen Nationalversammlung" (1849/50), einer Biographie des Historikers Max Duncker (1890) und einigen kleineren Studien („Feuerbach und die Philosophie", 1847; „Arthur Schopenhauer", 1864) die grundlegenden Werke: „Wilhelm von Humboldt" (1856), „Hegel und seine Zeit" (1857), „Die romantische Schule" (1870) und „Herder" (2 Bde., 1877/85).

Die Jugendschriftstellerin Emilie Ludwig, geb. Schueck, † am 19. August in Berlin im Alter von 62 Jahren. Sie schrieb u. a. „Irrungen des Mutterherzens" (1887) und „Frühlingsstürme, Erzählungen für die Mädchenwelt" (1891).

Die namentlich als Dichterin geistlicher Lieder bekannte ehemalige Direktrice der St. Annen-Schule zu Petersburg, Julie von Hausmann, † in Wöls in Livland. Von ihren Liedern ist „So nimm denn meine Hände" volkstümlich geworden.

In Roncade bei Treviso † am 21. August der frühere Bürgermeister von Venedig, Riccardo Selvatico, im Alter von 51 Jahren. Er hat Volkslieder in venetianischem Dialekt und Dialektlustspiele geschrieben; von den letzteren gehört „Recini da festa" (Die Festtagsohrringe) zum eisernen Bestand des venetianischen Schauspiels.

Auf Schloß Leckö (Schweden) † der schwedische Dichter, Komponist und Staatsmann Gunnar Wennerberg, der durch seine Studentenlieder („Gluntarne") in seiner Heimat populär geworden ist. Er erreichte ein Alter von fast 84 Jahren.

Der Novellist und Lyriker Feodor Romer † in St. Petersburg im 62. Lebensjahre.

* * *

Persönliches. Seinen siebzigsten Geburtstag feierte am 26. August der durch seine weitverbreitete „Populäre Aesthetik" und seine vortreffliche Litteraturgeschichte der vorklassischen Periode („Von Opitz bis Klopstock") bekannte Kunst- und Litteraturhistoriker Karl Lemcke in Stuttgart. — Gleichfalls seinen siebzigsten Geburtstag beging am 28. August der Geh. Medizinalrat Albert Weiß in Kassel, der sich um die Einführung polnischen Schrifttums in Deutschland Verdienste erworben hat. — Die außerordentlichen Professoren in der philosophischen Fakultät in Zürich, Dr. J. Ulrich (roman. Sprachen) und Dr. Th. Vetter (englische Philologie) wurden zu ordentlichen Professoren ernannt. — Dr. Eugen Guglia, bisher Professor am Gymnasium der Theresianischen Akademie in Wien, wurde zum Ehrefredakteur der amtlichen „Wiener Zeitung" ernannt. (Die Besprechung seines neuesten Buches enthält das vorliegende Heft auf Sp. 1697.) — Der Schriftsteller Oskar Panizza, der sich zur Beobachtung seines Geisteszustandes sechs Wochen in einer Heilanstalt befand (vgl. Sp. 1515), wurde als gesund entlassen und wieder in das Untersuchungsgefängnis zurückgebracht. — Detlev von Liliencron übernahm am 1. September die litterarische Leitung des „Bunten Brettls", das im berliner Alexanderplatztheater das alte Quartier von Wolzogens Buntem Theater bezogen hat.

* * *

Preisausschreiben. Redaktion und Verlag der „Münchener Neuesten Nachrichten" schreiben einen Wettbewerb für einen münchner Roman aus, der „charakteristische Seiten des modernen münchner Lebens behandeln und den Anforderungen eines Zeitungsromans besonders darin entsprechen soll, daß er in Fortsetzungen gegeben werden kann, ohne an Interesse zu verlieren". Die Preise betragen 7500, 3000 und 1500 M.; Preisrichter sind die Herren Hanns Frhr. v. Gumppenberg, Prof. Dr. Max Haushofer, Baron Fritz von Ostini, A. J. Nordtmann und Dr. G. Keßner. Einreichungstermin: 1. Mai 1902. — Für das beste Gedicht über „Der Deutsche Kulturkämpfer" setzen Verlag und Redaktion des „Deutschen Kulturkämpfer" (Leipzig, Carl Minde) 3 Preise (Automobil, Schlafzimmereinrichtung, Pianino) aus.

* * *

Allerlei. Die Redaktion der „Neckar-Zeitung" in Heilbronn erläßt einen Aufruf für die Erhaltung des Kernerhauses in Weinsberg, das der einzige Sohn des Dichters, der 84jährige Theobald Kerner, innehat und das in Gefahr steht, in fremde Hände zu kommen. — Die diesjährige Goethefeier des freien Hochstifts fand am 25. August in Frankfurt a. M. statt. Den Festvortrag hielt Herr Prof. Otto Harnack („Der Wandel im Urteil über Goethe"). — Im Verlag von Julius Bard in Berlin erscheint im Herbst eine kleine Luxusausgabe von Quinceys hier neulich (Sp. 1548) erwähntem „Opiumesser" in einer Uebersetzung von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. — Der Verlag von W. Hertz (Besserscher Buchh.) in Berlin ist an die cottasche Buchhandlung in Stuttgart übergegangen und wird in Berlin, verbunden mit einer Filiale des cottaschen Verlags, weitergeführt werden. — Der Gemeinderat des berliner Vororts Rummelsburg beschloß, zwei neue Straßen „Sudermannstraße" und „Gerhart Hauptmannstraße" zu benennen.

Notizen.

∞ **Ein Wort Napoleons bei Goethe.** Am 9. Juni 1814 schreibt Goethe an die Herzogin Luise von Weimar: „Ew. Durchlaucht danke zuvörderst unterthänigst für die gnädigen Mitteilungen. Die Worte Napoleons sind merkwürdig genug, er legt sich die entgegengesetzten Eigenschaften bei. Die Liebe zum Wunderbaren gehört eigentlich dem Poeten und die Lust Schwierigkeiten zu überwinden dem Mathematiker." Die Herzogin hatte Goethe am 8. Juni geschrieben, Napoleon habe auf Elba gesagt: „J'ai toujours cherché le merveilleux; j'avais la passion de surmonter toutes les difficultés et chaque contradiction me faisait roidir contre elle. Tout cela m'a mené à l'Isle d'Elbe."

Goethe war eben damals mit eiliger Abfassung des von Ifland gewünschten Festspiels („Des Epimenides Erwachen") beschäftigt. Diesem Ideenkreise fügte sich die Selbstschilderung Napoleons ein, und Goethe hat sie sogleich in Poesie umgesetzt. Der Dämon des Krieges spricht:

Des Höchsten bin ich mir bewußt,
Dem Wunderbarsten widm' ich mich mit Lust:
Denn wer Gefahr und Tod nicht scheut,
Ist Herr der Erde, Herr der Geister;
Was auch sich gegensetzt und drängt,
Er bleibt zuletzt allein der Meister.
Kein Widerspruch! Kein Widerstreben!
Ich kenne keine Schwierigkeit . . .

Charlottenburg. *Max Morris.*

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Brun, H. Die Burschenherrlichkeit! Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 297 S. M. 4,— (5,50).

Bugél, E. Aus dem Leben. Skizzen aus dem Alltagsleben. Preßburg, Ger. Schwarz. gr. 16°. 130 S. M. 2,50.

Ebers, H. H. Der gekreuzigte Tannhäuser. Berlin, Carl Meßer & Cie. 193 S. M. 2,—.

Huch, Rudolf. Hohe Schule. Zwei Novellen. Berlin, G. H. Meyer. 136 S. M. 2,— (3,—).

Hübel, Fr. Gespenstergeschichten. 3 Bd. In einer Winternacht. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. Schmal 8°. 116 S. M. 2,— (3,—).

Digitized by Google

Kiene, A. Tante Brigitte. Humoristischer Roman. Berlin, Otto Janke. 2 Tle. in 1 Bd. 182 u. 208 S. M. 5,—.
Müller, J. Clara. Novelle. Augsburg, Lampart & Co. gr. 8°. 40 S. M. 1,—.
Oertzen, M. v. Eine glückliche Hand. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. M. 1,— u. 1,50.
Ortmann, M. Der Ehre gespielt. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 302 S. M. 4,—.
Prange, E. Die armen kleinen Dinger. Novellen. 127 S. — Die Schuldlosen. Novellen. 130 S. Frankfurt a. M., Franz Eisert. Je M. 2,50.
Pruner, E. Wespen-Nester. Humoreske. München, August Schupp. 12°. 48 S. mit Abb. M. —,50.
Sacher-Masoch, L. v. Afrikas Semiramis. Roman. Herausg. von E. F. von Schlichtegroll. 236 S. M. 3,—. Hinterlassene Novellen. 2. Bd. 93 S. M. 1,—. Dresden, H. R. Dohrn.
Werner, Otto. Die Geschlechter. — Frau Elly. Novellen. Dresden, E. Pierson. 82 S. M. 1,50.
Wohnlich, H. v. Menschen, Menschen sind sie alle. Illustr. München, August Schupp. 12°. 114 S. M. 1,— (1,50).
Brehat, A. de. Vetter Gaspards Millionen. Roman. Deutsch von F. Fall. Illustr. München, August Schupp. gr. 8°. 784 S. M. 3,—.
Corelli, Marie. Vendetta oder Die Geschichte eines Vergessenen. Roman. A. d. Engl. v. H. Mordaunt. Berlin, Hugo Steinitz. 290 S. M. 2,—.
Kipling, Rudyard. Tier-Geschichten. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. 142 S. M. 1,—.
Orjeschin, E. Der Verehrer der Macht. Roman. A. d. Poln. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 257). Berlin, Herm. Hillger. 12°. 112 S. M. —,20.
Ouida. Gesammelte Novellen. 1. Bdchn. Berlin W., Internationale Verlagsanst. 96 S. M. —,50.
Voltaire. Candide oder Es ist doch die beste Welt. Nach der 3., 1795 erschienenen Aufl. der zuerst deutschen lieferd. Illustr. München, August Schupp. 2 Bde. 12°. 187 u. 114 S. M. 1,50 (2,—).

b) Lyrisches und Episches.

Breda, F. Aus märkischem Sande. Bilder und Töne eines Wanderers. Berlin, G. H. Meyer. 208 S. M. 2,50 (3,50).
Busse, Hans A. Der Tod des Sonnensuchers. Gedichte. München, Karl Schüler. 16°. 70 S. M. 1,—.
Cammin, F. Nahichrapels. Irnsthaftig Rimels, spahig Läuschen un Vertelels in meckelbörger Platt. Berlin, Wilh. Süsserott. 235 S. M. 2,— (3,—).
Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten. Herausg. von Otto Erich Hartleben. 2., verb. u. verm. Aufl. München, Karl Schüler. 472 S.
Huch, Rudolf. Winterwanderung. Eisgedanken und Frühlingsahnen. Berlin, G. H. Meyer. 256 S. M. 2,50 (3,50).
Hunziker-Thommen, M. Eindliches und Ewiges. Gedichte. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 178 S. Geb. M. 3,—.
Linde, Otto zur. Gedichte, Märchen und Skizzen. Dresden, E. Pierson. 204 S. M. 3,—.
Martens, Berndt. Im Dämmerland. Gedichte. München, Selbstverlag. 105 S.
Philippi, F. Aus der Stille. Lieder. Heilbronn, Eugen Salzer. 96 S. Geb. M. 2,—.
Presber, Rudolf. Aus dem Lande der Liebe. Gedichte. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. Berlin, Dr. Eysler & Co. gr. 8°. 187 S.
Thula. Im Zaubergarten. Skizzen und Stimmungen. Dresden, E. Pierson. 170 S. M. 1,50.
Treit, C. Stimmungs-Bilder. München, C. Beck. 64 S. mit Bildn. Geb. M. 2,—.

c) Dramatisches.

Dencker, W. Die Brautnacht der Königin. Dramat. Dichtg. München, Franz C. Mickl. 50 S. M. 1,—.
Erdmann, Friedrich. Knud Lavard. Trauerspiel in fünf Akten. Hamburg, C. Boysen. gr. 8°. 99 S. M. 1,50.
Hilm, Carl. Der Sklavenkrieg. Ein Trauerspiel in fünf Aufz. Wien, Wilh. Braumüller. 300 S. M. 2,—.
Huch, Rudolf. Preisturnier. Ein Renaissance-Drama. 135 S. M. 2,—. — Kobold. Ein Phantasie-Drama. Ein Bühnenscherz. 64 S. M. 1,—. Berlin, G. H. Meyer.
Vogeler, A. Die Sturmglocke. Trauerspiel. Berlin, G. H. Meyer. 180 S. M. 2,50.

d) Litteraturwissenschaftliches.

Bloch, Leo. Alkestis-Studien. (Aus den „Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altert. u. s. w.“.) Leipzig, B. G. Teubner. Lex.-8°. 52 S. mit 1 Tafel und 14 Abb. M. 2,—.
Nestle, W. Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. Stuttgart, W. Kohlhammer. gr. 8°. 594 S. mit e. Bildn. M. 15,—.
Lienhard, F. Litteratur-Jugend von heute. Eine Fastenpredigt. 28 S. — Deutsch-evang. Volksschauspiele. Anregungen. — Bartels, A. Wilhelm Raabe. Portr. 21 S. Berlin, G. H. Meyer. Je M. —,15.
Storck, Karl. Jung-Elsaß in der Litteratur. (Flugschriften der Heimat. 7. u. 8. Heft.) Berlin, G. H. Meyer. 72 S. M. 1,—.

e) Verschiedenes.

Belart, H. Richard Wagner in Zürich (1849—1858). 2. Bd. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 49 S. M. 2,—.
Below, H. v. Führerin durch Oberbayern und Tirol. Vier Briefe an meine Tochter. München, August Schupp. 48°. 112 S. M. 1,—.
Linde, E. Kunst und Erziehung. Ges. Aufsätze. Leipzig, Friedrich Brandstetter. gr. 8°. 272 S. M. 3,40 (4,—).
Lu-Rewall. Aus dem Leben. Dresden, E. Pierson. 66 S. M. 1,—.
Reclams Universal-Bibl. Nr. 4211—14. Boy-Ed, J. Aus Tantalus Geschlecht. Roman. — 4215. Meyerheer, G. Dinorah. Dichtung v. J. Barbier und M. Carré. — 4216. Stahenow, A. Ausgew. Kartenspiele. 1. Bdchn. — 4217. Shakspere, W. Der Sturm. F. d. Bühne bearbeitet von E. Kilian. — 4218. Kiesgen, L. Heinrich Kleist. (Dichter-Biogr. 6. Bdchn.) — 4219. Held, L. Die Nähterin. Posse. — 4220. Polonskij, J. P. Ein ehrlicher Kauz. Erz. Nach d. Russ.
Sokolowski, P. Ernst v. Schuch. (Moderne Musiker.) Leipzig, Herm. Seemann Nachf. gr. 8°. 31 S. mit 2 Bildn. M. 1,—.
Schell, H. Apologie des Christentums. 1. Bd.: Religion und Offenbarung. Paderborn, Ferd. Schöningh. gr. 8°. XXVIII, 464 S. M. 6,40 (7,60).
Treuenfeld, B. v. Das Jahr 1813. Bis zur Schlacht von Groß-Görschen. Leipzig, Duncker & Co. gr. 8°. 544 und 240 S. mit 7 Karten. M. 20,—.

Kataloge.

v. Zahn & Jaensch, Antiquariat in Dresden. Katalog Nr. 128: Französische und englische Belletristik. 42 S.

Zuschriften.

Die bösen Zeitenzahlen.

(Zu Karl Strecker's Aufsatz „Theokratie und Stilwirrnis“.)

Nicht bloß in alten Märchen giebt es Wunder, sie ereignen sich auch in unserer hastigen Zeit noch und sogar bei der Lektüre des „Litterarischen Echos“. Wenigstens mir ist das passiert. Da lese ich den Aufsatz von Carl Strecker, vertiefe mich darin mit großer Andacht, nicke beifällig, wo er mir aus dem Herzen spricht, auch ein „oho“ oder ein „aha“ kommt zwischen die Lippen, und ich beginne gerade die Auseinandersetzung über Buchausstattung zu lesen. Da — wie ist mir: keinen Satz verstehe ich mehr. Zum Donnerwetter, was schreibt denn der Strecker für eine Sprache?! Will der etwa wieder Gotisch in unsere Litteratur einführen? Ist das denn ein ganz Moderner, der mit den Moden vorführen und alle Wotansanbeter und Odinverehrer übertrumpfen will, indem er durch das Zurückschrauben unserer Sprache in die Zeit der Völkerwanderung uns wieder zu sittlich reinen Menschen erziehen will? Ich lese: He ute if tdiea usar tunga und enge bieted esb uchsch muckeb eina hezu mgro benun fugge worden — und so geht es in gleicher Unverständlichkeit weiter, bis sich auf einmal wieder die gutdeutschen Worte vor meinen Augen zusammenballen: „Um Gotteswillen eine Neuerung!“ ruft Herr Diederichs in Noten.“ Ich lese weiter — Maeterlinck — 9 Nachtigallen, 65 Sterne, 79 Menschen. Wie Schuppen fällt es mir von den Augen, das ist ja kein Gotisch, sondern: He ute if u. s. w. heißt ja: Heute ist die Ausartung auf dem Gebiete des Buchschmucks beinahe zum großen Unfug geworden. Ein merkwürdiger, medizinischer Fall! Während des Lesens war ich von einer Krankheit des Auges befallen worden, die in einer Blindheit, das typographische Bild richtig zu sehen, bestand. Es war die Krankheit des Herrn Strecker, die mich sozusagen suggestiv überfallen hatte. Ein moderner Arzt, bebrillt und in der Mikroskopie ausge-

Digitized by Google

bildet, hätte vielleicht Bazillen entdeckt, und dann wäre das Litteraturische Echo vom Reichsgesundheitsamt verboten worden. Das konnte ich meinem Verlegerkollegen doch nicht anthun. Drum greife ich in meinem Bücherregal nach einem dicken Schweinsslederband und suche Rat bei meinem vielgeliebten Aurelius Bombastus Paracelsus. Denn Paracelsus verstand sich gerade auf die Augen, die in die Tiefe der Natur sehen; sah er doch im Wasser die Undinen, in der Luft die Silwanen, in der Erde die Gnomen, im Feuer die Salamander. Und richtig, da stand die Krankheit: Scholastik, Ursache: Buchweisheit, Heilmittel: Das große, sich nie erschöpfende, ewig wechselnde Leben. Erleichtert atmete ich auf. Ich sah vor mir wie Silwanen in der Luft schweben all die Kräfte unserer Zeit, die auf Verjüngung unseres geistigen Lebens hinarbeiten, die sich sehnen, eine Einheit unserer Kultur, ein Einssein von Innenleben und äußerer Umgebung herbeizuführen. Alles, was den Namen Mode führt, sah ich als einen unendlichen Reichtum der Natur, ein Wandeln und ein Sich-neugestalten derselben, ein Höherentwickeln zu dem Zustand, wo ihr der Mensch seinen Geist aufdrückt.

Aber ich möchte bei dem Krankheitsbild des typographischen Blindseins noch etwas verweilen, denn es ist eine Krankheit, die beinahe unser ganzes Volk beherrscht, man sieht thatsächlich, nach dem alten Sprichwort, den Wald vor Bäumen nicht. Wohl sieht man die Bäume, nämlich die Worte eines Satzbildes. man sieht den Abstand vou einander, nämlich das Spatium, aber den ganzen Wald, den Eindruck der ganzen Seite, sieht man nicht. Eben deswegen, weil man nicht künstlerisch verbindend zu sehen gelernt hat. Wohl ist der Same, den Morris ausgestreut hat, bei unsern Künstlern aufgegangen, wohl ist ihnen der Name Gutenberg nicht mehr Schall, sondern ist ein künstlerisches Ergebnis geworden, und sie haben schon einen kleinen Kreis künstlerisch empfindender Menschen zu sich herangezogen. Aber den Mannern der Litteratur ist das künstlerische Sehen einer Form, einer Linie nur vereinzelt aufgegangen. Ich sage das nicht als Vorwurf, sondern es liegt darin die Bitte: behandelt künstlerische Fragen nicht im Feuilletonstil, sondern vertieft euch erst in die Persönlichkeit des Künstlers, lernt erst die Ausdrucksformen der Kunst sehen, ehe ihr darüber schreibt. Ich möchte an dieser Stelle Protest erheben gegen die ganz gewissenlose Oberflächlichkeit, mit der die deutschen Zeitungskorrespondenten in der Mehrzahl die Ausstellung der darmstädter Künstlerkolonie abgehandelt haben. Sie haben zum größten Teil nichts geschaut, nicht empfunden, nur ihren eigenen Menschen haben sie gesehen, der ihnen dann sehr geistreich vortaun. · Und welche Fülle von ernstem Wollen ist dort zu Tage getreten! Ihr Herren, ihr stiert sonst so gern Nietzsche, darum möchte ich euch zurufen: Habt Achtung vor den Schaffenden! Und wie Darmstadt in der Presse behandelt wird, so geht es manchmal dem Buchgewerbe, dem Spezialgebiet des ganzen Kunstgewerbes im Kleinen. Ihr Kritiker, wenn ihr Bücher besprecht, lobt: „vornehm" oder „gut ausgestattet", „geschmackvoll" und dergl. — denkt ihr euch etwas dabei? Wißt ihr auch, wie ein ästhetisch äußerlich befriedigendes Buch aussehen soll? Wieviel Kritiker, die z. B. in Berlin leben oder gelebt haben, haben sich die Zeit genommen, einmal in der Bibliothek des dortigen Kunstgewerbemuseums Drucke von Morris oder von den modernen Dänen oder Holländern zu studieren mit ihren besten Bemühen, das ein jeder haben soll, der sich der Verantwortlichkeit bewußt ist, mit an der Bildung des Volkes, an einer Erhöhung der Lebenswerte zu arbeiten. Und auch in Hamburg ist ja das Studium besonders leicht und bequem gemacht durch das dortige Kunstgewerbemuseum unter Justus Brinckmanns Leitung. Dann wird Herr Strecker auch erkennen, daß das, was er Meiningern nennt, die Gelehrten bei Gutenberg Kunstgefühl nennen. Herr Strecker hat ganz richtig bemerkt, daß ich mir in meiner Buchausstattung besondere Mühe um die Unterbringung der Seitenzahlen gebe, aber nicht „weil sie von ganz besonderer Wichtigkeit wären", sondern weil das Seitenbild, die Verteilung des schwarz-weißen Druckbildes auf der Seite, von ganz besonderer Wichtigkeit ist. Es finden sich unter meinen Büchern vielleicht zehn verschiedene Lösungen des Problems, die sonst in der Luft einsam schwankende Zahl zum Druckspiegel heranzuziehen, von denen die letzte in Wilhelm Bölsches Buch „Hinter der Weltstadt" wohl die am besten gelungene ist. Künstler wie Peter Behrens, Cissarz, Fidus Melchior Lechter haben sich ernsthaft mit dieser Frage beschäftigt, nicht aus Modebedürfnis, sondern aus dem Geist heraus, der Gutenberg veranlaßte, noch während des Drucks seiner 42zeiligen Bibel einzelne Lettern umzugießen und künstlerisch zu verbessern. Melchior Lechter war der erste, der bereits 1898 (sic!) die Seitenzahlen in der von Herrn Strecker als neueste Mode gerügten Art stellte, so daß sie gewissermaßen wie die Angeln einer Thür beide Druckspiegel verbinden. Daß sie nicht zum Text gehören und daher nicht mitgelesen werden, steht ein künstlerisch empfindendes Auge daraus, daß die Seitenzahlen außerhalb des Druckspiegels stehen und eine andere Letterngröße haben, mit einem Wort, aus dem Typographisch-Charakteristischen. Herr Strecker, lesen Sie z. B. die Marginalien, die am Druckspiegel von Chamberlains „Grundlagen" stehen, auch zugleich mit der daran stoßenden Textzeile? Noch eine Klage des Herrn Strecker ist für unser Feuilleton-Zeitalter geradezu charaktitisch, nämlich, daß man heutzutage die Titel der Bücher im Schaufenster so schwer lesen kann. Ich würde persönlich viel eher Klage führen, daß unsere Bücher allzusehr auf das Schaufenster hin ausgestattet sind, nämlich in ihrem Aeußern schreiend und aufdringlich, so daß sie wirken wie ein Parvenüprotz. Sollte ein Buch nicht auf die Wirkung hin ausgezeichnet werden, die es für den Besitzer haben muß? So erfreulich in seinem ganzen Wesen, daß er es immer wieder und wieder in die Hand nimmt, ähnlich wie die Kupferstichliebhaber zu Goethes Zeiten den Inhalt ihrer Mappen sich und ihrem Besuch zur Freude von Zeiten zu Zeiten hervorholten. Kam es dabei auf das Aeußere der Mappen an? Ist überhaupt eine derartige Deutlichkeit des Titels, daß er für das unkünstlerisch gebildete Auge die gleiche Wirkung hat, wie für das Auge, das künstlerisch sehen gelernt hat, das höchste Erfordernis? Ich persönlich finde, daß man, wenn man z. B. ein Buch aus seinem Bücherregal holt, nicht erst alle Rückentitel der Reihe nach liest, sondern man greift mit sicherm Griff nach dem Buch, weil man ein gewisses Augenbild von Größe, Farbe und Schriftdruck hat. Dieses Augenbild aber künstlerisch zu gestalten, das sollte jeder Verleger fordern, der an eine kommende künstlerische Kultur unseres Volkes glaubt. Die Materie soll durch den Geist des Schaffenden belebt werden. Schön ist das, was innerlich erschaut ist.

Leipzig, im August 1901.

Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler.

II.

Nachmals: „Dame oder Tiger?"

Damit der guten Dinge nun drei werden, gestatten Sie, daß ich die Frage „Dame oder Tiger?" (Heft 22 Sp. 1589) durch eine kurze Mitteilung abrunde. Die Schlußnovelle des bei Cotta erschienenen Bandes von Isabelle Kaiser: „Wenn die Sonne untergeht" erzählt nämlich unter dem Titel: Vale carissima! mit Pathos und Nachdruck dieselbe zweifelvolle Anekdote. Hier befolgt Publius Claudius wirklich den Rat, den Ed. Alb. am Schluß seinem Prinzen gegeben hat.

Frankfurt a. M. Dr. Theodor Poppe.

Für die Mitarbeiter. Wir schließen die Redaktion für Heft 2 am 28. September, für Heft 3 am 19. Oktober, für Heft 4 am 2. November, für Heft 5 am 16. November, für Heft 6 am 30. November.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Sillinger; für die Anzeigen: Hans Bülow; beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Digitized by Google

ENGADIN EXPRESS
(deutsch, französisch und italienisch)
&
ALPINE POST
(englisch)
VEREINIGT

s vornehmste, verbreitetste u. schönst ausgestattete Fremdenblatt
Organ für die Interessen
Fremdenverkehrs und Sprechsaal des alpinen Sommer- u. Wintersports.
Probenummern auf Verlangen kostenfrei.

Verlag der Engadin Press Co., Samaden.

Georg Brandes:
Das junge Deutschl. 1900. 6 M.
Ludw. Börne und *Heinr. Heine.* 2. Aufl. m. Ill. 1898. 2,50 M.
Ferd. Lassalle. 4. Aufl. 1900. 250 Seiten. 2,50 M.
Shelley u. *Lord Byron.* Elg br. 2 M.
Jul. Lange. E. Buch d. Freundsch. 270 S. 1899. 4 M. Geb. 5 M.
Medwin, Th. Lord Byron-Erinnerungen. Mit 5 Portr. 1900 303 Seit. 4 M. Geb. 5 M.
Memoiren d. Markgräfin v. Bayreuth. 2 Bde. 10. Aufl. 1899
Interes. Lect. 4 M. Geb. 5 M.
Ausf. Prosp. u. Verzeichnisse meines Verlages gr. fr.
H. Barsdorf, Berlin W. 30
Gossowstr. 1. II.
(Ecke Neue Winterfeldtstr.)

DIE UMSCHAU

BERICHTET UBER DIE FORTSCHRITTE UND BEWEGUNGEN DER WISSENSCHAFT, TECHNIK, LITTERATUR UND KUNST IN PACKENDEN AUFSATZEN.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

„Die Umschau" zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 19/21.

ie Christliche Welt

Protestantische Wochenschrift
• • • für Gebildete • • •

rausgeber: Dr. Theol. Martin Rade in Marburg

Vierteljährlich 2 Mark

spricht alle religiösen und ethischen Fragen, ch Kunst, Litteratur und öffentliches Leben, weit sie irgend mit Religion und Moral sich rühren. — Man verlange Probe-Nummern m Verlag.

Marburg in Hessen.

Verlag der Christlichen Welt.

Abschriften mit der Schreibmaschine
von **Manuscripten, Schriftsätzen, Verträgen**
auch nach Diktat
Mimeographische Vervielfältigung von **Cirkularen** etc. liefert schnell, correct, billig, discret.
Erstes Bureau für sämtliche Arbeiten auf der Schreibmaschine
Berlin W., Lützow-Ufer 2.

Soeben erschien:
Der Flurschütz
Roman von
Alfred Bock.
Geh. M. 1,—; geb. M. 2,—.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Digitized by Google

Soeben erschien:

C. Viebig

Die Rosenkranzjungfer

IV. Auflage

Geh. M. 3.—; geb. M. 4.50

Das Weiberdorf

Roman aus der Eifel

VIII. Auflage

Geh. M. 3.50; geb. M. 5

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

„DIE WAGE“

Eine Wiener Wochenschrift.
Herausgeber: Dr. Rud. Lothar, E. V. Zeeker.

„DIE WAGE“

stellt sich die Aufgabe, einen gebildeten Leserkreis über alle Ereignisse auf dem Gebiete der Politik und des geistigen Lebens zu informieren. Abonnementspreis vierteljährig mit portofreier Zustellung: für das deutsche Reich Mk. 4.—. Probehefte auf Verlangen unentgeltlich. Man abonniert jederzeit bei allen Buchhandlungen, bei den Postanstalten und bei der

Administration der „WAGE“, Wien I, Dominikanerbastei 19.

Bureau für Anfertigung schriftlicher Arbeit auf der Schreibmaschine.

Diskrete, schnelle u. gewissenhafte Ausführung. Aufn. v. Stenogr. vielfältig.

Hedwig Stohmann, Dresden, Sedanstr. 1.
Berlin NW., Marienstr. 43.

Wie ungeheuer oberflächlich

wird heute noch vom grösseren Publikum über

Theater, Litteratur, Musik

geurteilt! Wer sich ein zuverlässiges, gründliches Wissen über das Theater, seinen Betrieb, über dramatische Produktion u. v. a. schaffen will, der abonniere die vornehmste deutsche illustrierte Theaterzeitschrift „BÜHNE UND WELT“. Sie erscheint monatlich 2 Mal, ca. 50 Seiten stark, in mehrfarbiger Druck-Ausführung, enthält litterarhistorische, dramaturgische, kritische Abhandlungen, Biographisches bedeutender Bühnenleute, erstklassige Novellen, Romane oder dramatische Werke, kurz, alles Wichtige — Aktuelles oder Historisches — über das Theater oder die dramatische Litteratur und ist reich illustriert durch Szenenbilder, Porträts und Originalzeichnungen — **Jedes Heft enthält zwei Kunstbeilagen auf Chromo-Karton. — Preis pro Quartal (6 Hefte) Mk. 3.00**

Verlangen Sie kostenlos Probeheft.

Abonnementsbestellungen an jede Buchhandlung oder direkt an den

Verlag von „Bühne und Welt“, Otto Elsner, Berlin S. 42.

Soeben erschien:

Heinz Tovote

Ich

Nervöse Novellen

XII. Auflage

Geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

Heisses Blut

Novellen

XIII. Auflage

Geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Allgemeiner Deutscher Sprachverein

Der Allgemeine Deutsche Sprachverein hat in verzehnjähriger Wirksamkeit den Kampf gegen die Mißhandlung in Rede und Schrift der deutschen Sprache durchgeführt und unbekümmert um Gegenwirkung außer 219 Zweigvereinen noch eine sehr große Anzahl unmittelbarer Mitglieder, sodaß die Gesamtzahl der Vereinsangehörigen gegen 18000 beträgt. Das Ziel des Vereins ist nach seinen Satzungen: „Den echten Geist und das eigentümliche Wesen der deutschen Sprache zu pflegen; Liebe und Verständnis für die Muttersprache zu wecken, den Sinn für ihre Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit zu beleben; ihre Reinigung von fremden Bestandteilen zu fördern und auf diese Weise das nationale Bewußtsein im deutschen Volke zu kräftigen.“

Der Allgemeine Deutsche Sprachverein bekämpft nicht unterschiedslos alle fremden Ausdrücke, sondern mit Besonnenheit und Würdigung folgt er dem Wahlspruche: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann!“

Neben dem Kampfe gegen die entbehrlichen Fremdwörter, dessen maßvolle, sachgemäß schonende Führung seine Bestrebungen am besten klären, sucht er in seiner „Zeitschrift“ (seit Beginn d. Jahres 22000 Auflage) und in anderen Druckschriften das Verständnis unserer Sprache zu fördern und weiteren Kreisen zu erschließen.

Allen staatlichen und kirchlichen Parteibestrebungen fernstehend, verfolgt er das echt vaterländische Ziel, durch Schärfung des sprachlichen Gewissens die Liebe zu unserm Volkstum zu heben und zu kräftigen.

— Die Zeitschrift kostet jährlich 3 Mk. und kann auch durch jede Buchhandlung bezogen werden. Anzeigen, soweit der Raum im Blatte dieselben gestattet, werden die Zeile (6 Gim.) mit 60 Pf., und die Gebühren für 22000 Beilagen mit 130 Mk. berechnet.

Der Beitritt einzelner Mitglieder zum Vereine kann erfolgen:

1. durch Anmeldung als Mitglied bei einem Zweigvereine. Die Vorstehenden nehmen die Anmeldung entgegen. Der Jahresbeitrag beträgt in der Regel nicht über 3 Mark. Die Mitglieder nehmen teil an den Versammlungen, Vorträgen, Besprechungen usw. des Zweigvereins und erhalten **kostenlos** durch den Zweigverein zugesandt

die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (12 Monatsnummern pro Jahre),

„**Mitteilungshaftlichen Beiheften**“ (im Jahre),

sowie sonstige Veröffentlichungen des Vereins;

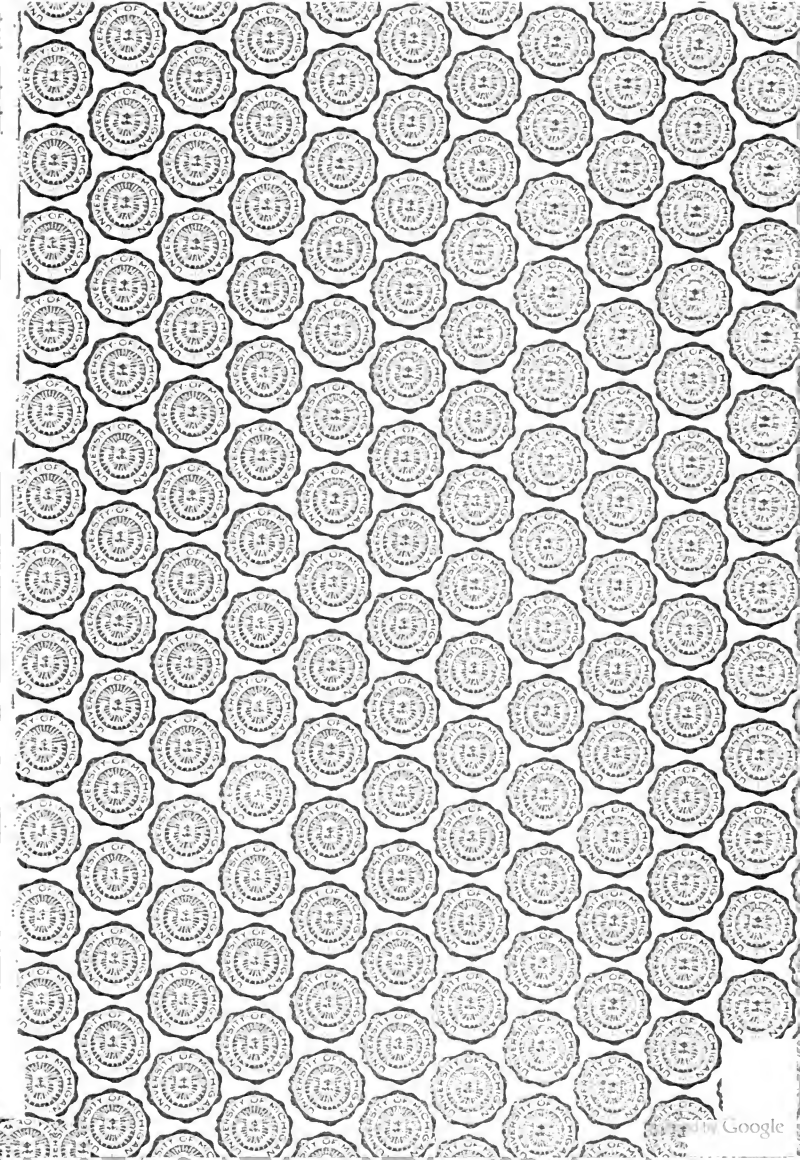
2. durch Anmeldung als „unmittelbare Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“. Die Anmeldung erfolgt bei Schatzmeister des Vereins, Herrn Buchhändler Ferdinand Berggold, Berlin, Motzstraße 78. Der Jahresbeitrag ist 3 Mark. Diese unmittelbare Mitglieder zahlen zur Förderung der Sache freiwillig mehr. Das unmittelbare Mitglied erhält durch den Schatzmeister die Publikationen des Vereins **kostenlos** zugesandt.

Berlin W. 30, Motz-Strasse 78.

Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins
F. Berggold.

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03507 0476
UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARY